Illustrierter Beobachter

16. Jahrgang

1941

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
1.– Esc., Ungarn Pengö –.32,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 4 Dinar, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 3. JULI 1941
16. JAHRGANG •: FOLGE 27

AUS DEM INHALT:
3.05 an der deutsch-sowjet-russischen Grenze: der Vormarsch beginnt / Vor Tobruk
Der Kampf gegen die Insel geht weiter u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22



Heute neuer Roman!

Gruppenführer im Osten.
Die feindliche Stellung ist ausgemacht.
Aufnahme: PK. Etzold (Weltbild).

Keine Pause für England!



Die Vergeltung geht weiter.
Eine englische Aufnahme nach einem kürzlich erfolgten Bombenangriff auf London.

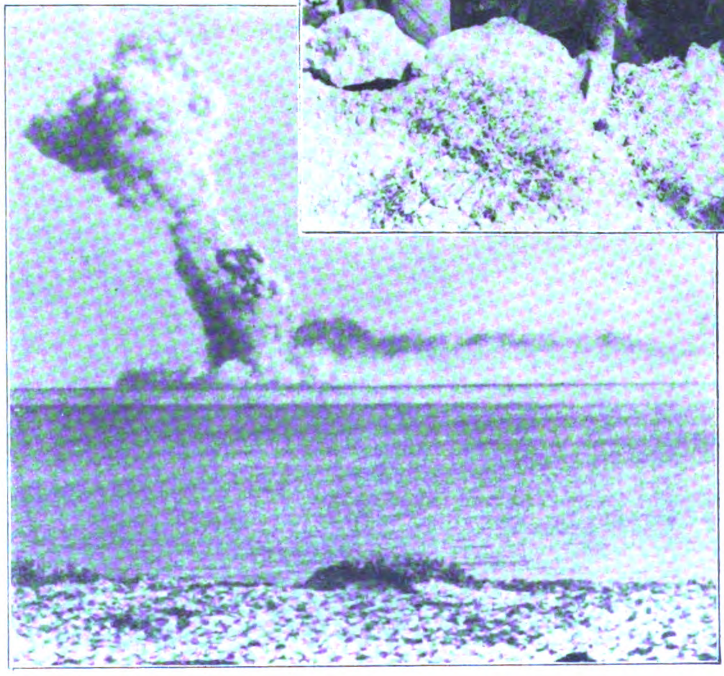


Feuer und Rauch blieben zurück.
Getroffene wehrwirtschaftliche Ziele in der Nähe der St.-Pauls-Kathedrale in London.



Kampfabschnitt Tobruk.
Deutscher Offizier in einer italienischen MG.-Stellung.





Aufnahmen: PK Valtingojer (Atlantik) 3, Atlantik (2).

Ein englischer Munitionstransport, der nicht ankam.
Deutsche Jäger griffen vor Tobruk einen mit Munition beladenen Dampfer an und schossen ihn in Brand; die Besatzung ruderte an Land und wurde von Soldaten des Afrikakorps gefangengenommen.



3.05 im Osten. Floßsäcke setzen im Morgengrauen des 22. Juni über einen Grenzfluß.

Nach Rußland hinein!

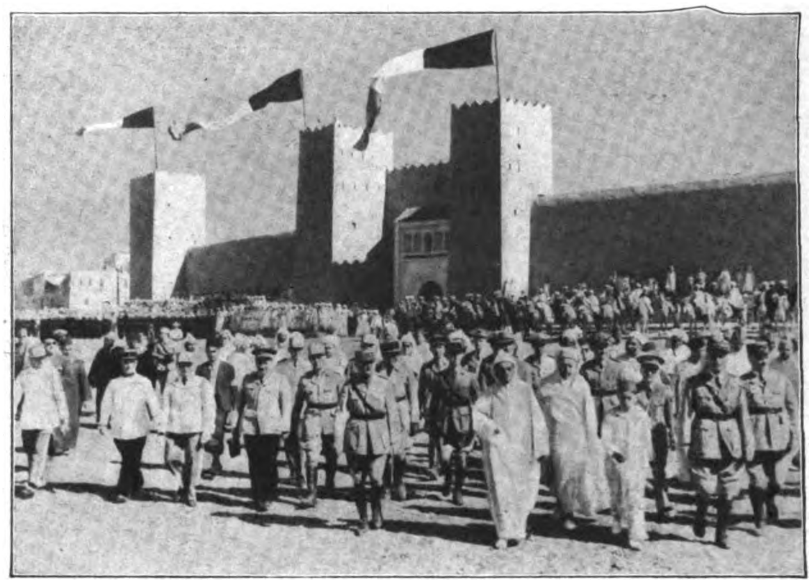


Aufnahmen: PK. Cusian, PK. Koch (Heinrich Hoffmann).

Deutsche Artillerie passiert eine Brücke im Osten.



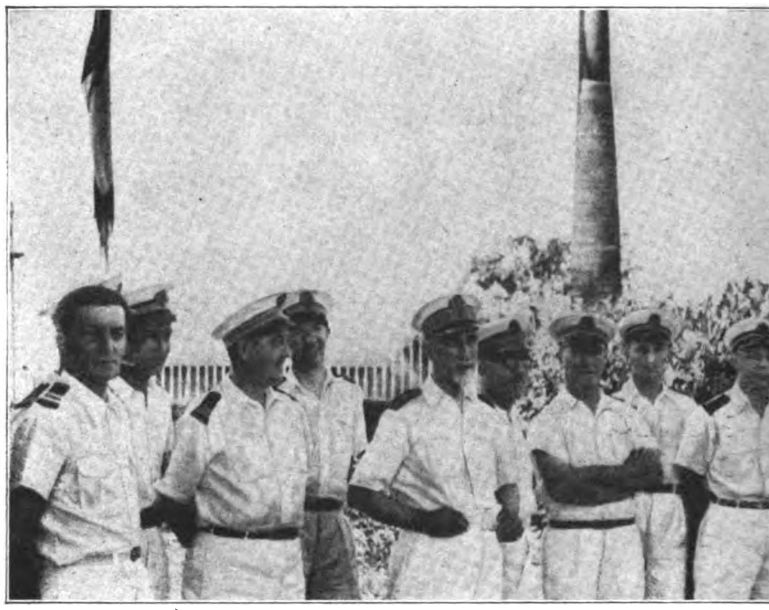
Ein Favorit, den man nach dem Rennen unter „ferner liefen . . ." fand.
Lord Gort, der für den Rückzug der Engländer bei Dünkirchen damals mit dem Bath-Orden ausgezeichnet wurde, soll jetzt Gibraltar befehligen; hier zeigt er sich in London kurz vor dem Start des Flugzeuges.



Der Sultan von Marokko besuchte die Gräber seiner Vorfahren.
Der Sultan (in weißem Turban) schreitet seiner Begleitung voran. Links von ihm: General Weygand; rechts neben dem Prinzen Moulay Hassan: General Nogues.

Die Bildberichter melden:

Aufnahmen: Weltbild (3), Goldbach (1), Associated Press (1).



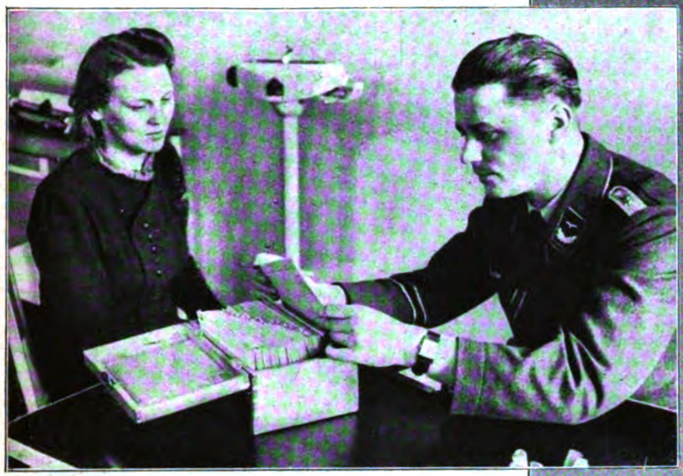
Martinique bekundete seine Treue zur französischen Regierung.
Der Oberkommandierende der französischen Besitzung Martinique, Admiral Robert (Mitte), im Kreise seines Stabes.



Die erste Militärparade Kroatiens.
Der Poglavnik Dr. Ante Pawelitsch nimmt in Agram die Parade der jungen kroatischen Armee ab.



Immer wieder „Dankesbezeigungen" für den Verbündeten von gestern.
Englische Bomben auf den Hafen von Sfax in Tunis rissen dies Loch auf Deck des französischen Dampfers „Rabelais", der auf der Reede vor Anker lag.



Das Regiment „General Göring" hat eine sanitäre Familienfürsorge für die Angehörigen seiner Soldaten eingerichtet. Eine sorgfältig geführte Kartei gibt dem Truppenarzt Auskunft über den Gesundheitszustand und frühere Erkrankungen.



Moderne Röntgenapparate sind auf dem Krankenrevier eines Fliegerhorstes eine Selbstverständlichkeit. Vor dem Schaukasten wird der Befund erklärt. Ständige ärztliche Überwachung bietet eine sichere Gewähr für die Gesunderhaltung der Flieger und ihrer Angehörigen



Familien-Sprechstunde im Krankenrevier

Evchen hat keine Angst vor dem Onkel Doktor. Obwohl gerade erst von der Front zurückgekehrt, weiß er doch genau, wie man mit so kleinen Patientinnen umgeht.



Höhensonne tut auch den kleinen Fliegern gut. Wie bei ihren Vätern wacht auch hier der Truppenarzt darüber, daß es nicht zu viel wird.

Aufnahmen: Hinderks.



„Etwas Jod, ein kleiner Verband und in drei Tagen ist alles wieder in Ordnung!"

So backen sie Brot in der Wüste



Die Teigknetmaschine in Betrieb.
Zum Teigbereiten wird sie mit Mehl, Wasser, Salz und Sauerteig gefüllt. Die Teigstreifen an der Maschine lassen erkennen, daß mit Wasser sehr sparsam gewirtschaftet werden muß.



Der Teig ist fertig, die Maschine wird entleert.
Die Feldbäckermeister wissen genau, daß es bei diesem Brot, das nicht zu schnell trocken werden darf, auf die richtige Mischung ankommt.

*

Rechts:
Gründliche Ausarbeitung.
Die abgewogenen und ausgemachten Teigstücke werden mit Streumehl eingemehlt und zur Gärung auf die Backbretter gesetzt.





Großbäckerei auf Rädern.
Mit dem jeweiligen Standortwechsel der Truppe bezieht auch die Feldbäckerei fast ständig neue Plätze. Die Versorgung mit bakterienfreiem Wasser ist für die Platzwahl maßgebend.

Aufnahmen: PK. Moosmüller.



Zum Abtransport fertig.
Im Hintergrund fünf Backöfen, davor rechts im Bilde auf Ständern Teigstücke zum Backen bereit, am Boden auf Zelten an die Truppe ausgabefähiges Brot. Ganz im Vordergrund eben aus dem Ofen genommenes Brot, welches hier am Boden auf Zelten gelagert wird und zum Schutze gegen Sonne und Wüstensand mit Zelten zugedeckt wird. Bodenfeuchtigkeit scheint nicht vorhanden zu sein, da in diesem Falle die Brote in einigen Tagen zu schimmeln beginnen würden.

Fünfundvierzig Millionen unterernährt!



Das personifizierte Elend.
Um den Slums zu entkommen, ist mindestens ein Einkommen von 1000 Dollar im Jahr erforderlich. Aber nur 42 Prozent der Bevölkerung verdienen soviel. Nach Angaben von Dr. M. Elliot sind zur Zeit mindestens ein Fünftel aller schulpflichtigen Kinder unterernährt.

... UND DAS IM REICHSTEN LAND DER WELT!

Im Mittelwesten und Osten der Vereinigten Staaten sind es die berüchtigten Slums, in denen sich alles Elend und die Armut des reichsten Landes der Erde sammeln, und im Süden sind es die Siedlungen der Sharecroppers, der Baumwollpflanzer.

Nach statistischen Angaben leben in diesen Slums etwa 40 Millionen Menschen. Das heißt 37 von 100 Stadtbewohnern können sich nichts Besseres leisten. Wenn man zuweilen die Bilder der modernen amerikanischen Großstädte sieht, mit sauberen und eleganten Hochhäusern, so sind das meist die Geschäftshäuser und Wolkenkratzer. Die aber sind nicht bewohnt, sondern dienen nur dem Geschäft. Einem Geschäft allerdings, an dem die breite Masse des Volkes keinen Anteil hat.

Um den Slums zu entkommen, ist ein Jahreseinkommen von etwa 800—1000 Dollar erforderlich. 37—42 v. H. verdienen aber weniger als das. Kein Wunder also, daß allein Neuyork Slumbezirke von 17 Quadratmeilen besitzt, in denen etwa eine Million und siebenhundertfünfzigtausend Menschen leben. Leben? — Vegetieren! Die Sterblichkeit ist zwanzigmal so hoch wie in den Außenbezirken der Plutokraten. 75 Prozent der Slumkinder sind rachitisch!

Hier finden sich die Brutstätten des berüchtigten amerikanischen Gangstertums.

Krankheiten und Seuchen schleichen von den Slums aus in das Land. Die Gesundheitsbehörden haben alle Hände voll zu tun, um wenigstens die Verbreitung der Seuchen zu verhindern.

Und das alles in dem reichsten und moralischsten Land der Erde! J. W. H.



Toilette für 40—60 Personen!
Im Maxwellstreet Market in Chikago gibt es nur wenige Abflußröhren. Fast sämtlicher Schmutz und alle Abfälle werden deshalb auf die Straße geworfen. Wo dann einmal sanitäre Anlagen existieren, sehen sie so aus.



Arbeiterwohnungen im reichsten Land der Erde.
5—6 Familien leben meistens in solchen Häusern. Ihre Bewohner sind die „Sharecroppers", das billigste weiße Arbeitermaterial der Südstaaten. Wer Glück hat, kann es einmal bis zum Chauffeur eines reichen Negerplantagenbesitzers bringen.

*



Maxwellstreet Market in Chikago.
Da die Mieten selbst in den Slums verhältnismäßig hoch sind, zimmern sich die Arbeitslosen zum großen Teil selbst ihre „Wohnstätten". (Auf den Stadtplänen sind diese Gegenden tatsächlich als „Residential Quarters", Wohnviertel, verzeichnet!)



Spritze gegen Spritze

Mit dem Wasserstrahl des Feuerlöschschlauches — eine willkommene Waffe gegen die südliche Sonne — sind die Fronten gegeneinander vorgerückt. Die Schlacht entwickelt sich zu Nahkämpfen.



Links: Drückeberger werden abgeurteilt. Vor den Augen der Kameraden werden sie nachhaltig bestrahlt.

Aufnahmen: PK. Augst-Weltbild.



Seine Quelle ist versiegt. Nun muß er kampflos dem Strahl des Gegners weichen.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

I.

Gerade als Ille Helbig das niedrige Haus verläßt, rattert der Postbote an den Briefkasten heran. Es macht einen Höllenlärm, als sein Dreirad vom Asphalt auf das kleine mit Pflaster geflickte Stückchen springt. Der Bote hüpft im Sattel hoch. Ille lacht. Es sieht komisch aus, wie der rundliche Kerl gleich einem Ball auf- und abwippt. Jetzt schwenkt er sein Motorrad mit dem roten Kasten an der Seite schnell herum. Die Bremsen kreischen. Er hält. Es ist genau halb sechs Uhr morgens. Pünktlich ist Ernst, der Postbote, auf die Minute.

Ille nähert sich dem Kasten. Der starke Westwind zerrt an dem rötlichen Tuch, mit dem sie die blonden Haare festgebunden hat. Er treibt den Rock gegen die Beine.

Sie schaut zum Himmel. Kleine weiße Wolkenfetzen jagt der Wind vor sich her. Gestern abend klatschte noch der Regen gegen die Fenster. Der Sturm der Nacht hat die Wolken weggefegt. Der Wind trägt das Pfeifen einer Lokomotive so nahe heran, als wenn sie hinter dem Haus vorbeiführe. Der Bote gähnt, als er die schwarze Tasche unter den Kasten schiebt.

Dann sagt er: „Ich möchte um Entschuldigung gebeten haben, wertes Fräulein Ille, schon wieder auf?"

„Ich kann einfach nicht schlafen."

Wieder hält er seine Hand vor den Mund: „Und ich werd' die Mudigkeit nicht los. Gähnen muß ich bei jedem Kasten, den ich leere." Er lacht: „Wahrscheinlich stecken mich die Briefe mit ihrer Langeweile an."

„Was gibt's denn Neues?" fragt Ille.

„Wir auf der Post wissen es am letzten, aber wenn es Sie interessiert: Morgen abend ist Verdunklung und morgen abend ist meine Hochzeit. Das soll wohl so zusammenpassen." Er springt auf sein Rad: „Aber morgen ist auch Vollmond, Fräulein Ille." Auf dem lärmenden Rad jagt er davon, sieht sich aber noch einmal um. Ille winkt ihm zu.

Dann geht sie zu der Tankstelle an der Ecke, der Bäckerei gegenüber. Unten ist sie blau gekachelt und oben rot gestrichen. So exotisch, denkt sie, könnte eine Tankstelle in Afrika sein. Wenigstens sie stellt sich das so vor, zwischen den italienischen weißen Siedlungshäusern in der Cyrenaika, so wie man sie in den Illustrierten oder im Film sieht. Die Tankstelle liegt im spitzen Winkel des Laubengeländes, das ziemlich weit bis zu den nächsten Häuserblocks reicht. Zwei Fühler Berlins schieben sich hier von verschiedenen Richtungen vor und fressen gierig unbebautes Land, bis sie sich aneinander festsaugen.

Der Besitzer der Tankstelle wohnt mit seiner Frau in einem kleinen Holzhaus, das er selbst abends und am Sonntag gebaut hat. Es wurde gerade so früh fertig, daß die Frau den ersten Jungen darin zur Welt bringen konnte. Angefangen hat er mit Mut in der Tasche, der kein Futter zerfetzt, und mit einem prallen Sack voll Arbeitswillen, der schwerer wiegt als Geld. Er wischt die schmutzigen Hände mit Putzwolle ab. „Heil Hitler Fräulein Ille. Ein Jahr Frieden noch und ich bin die Schulden los."

„Daß ihr Männer immer von Krieg sprecht", antwortet Ille, „aber so seid ihr und ihr redet den Krieg heran, weil ihr ihn euch wünscht."

Der Krause kriecht schon unter ein Auto, das er zur Reparatur hat. So wichtig ist ja auch schließlich ein allgemeines Gerede nicht, und er hat keine Zeit dazu, aber er steckt doch noch einmal seinen Kopf hervor: „Krieg kommt von selbst Mädchen."

Der Bäcker steht vor der Tür des vierstöckigen Mietshauses, das mit einem Turm nach nürnbergischer Art an der Ecke gekrönt ist, dessen Fenster aber durch gotische Stuckornamente verziert werden. Seit einem halben Jahr gehört das Haus ihm. Seit dieser Zeit nennt er seine Bäckerei: Konditorei. Fünf Jahre hat er den Laden. Mager ist er gekommen und dick ist er geworden.

„Fräulein Ille. Sie versteh' ich nicht, daß Sie morgens nicht schlafen. Sie könnten es doch. Ich möchte im Bett liegen und muß backen."

„Es liegt eben in meiner Natur", antwortet Ille.

Der Bäcker steckt die Hände in die Hosentaschen und lacht. „Wenn ihr Frauen von Natur redet, ist ein Mann dahinter."

„Was Sie sich nicht einbilden, Herr Wellert."

Der antwortet gemütlich: „Mir soll's egal sein, aber einer wird's mal der Mama erzählen." Dann schiebt er langsam sein Schwergewicht in den Laden.

Ille geht nun zu dem Dicken in der Laubenkolonie, die „zum Binger Loch" genannt wird, weil sie anderthalb Meter tiefer liegt als die Straße, die vor einigen Jahren aufgeschüttet worden ist. Der Alte aber heißt Herr Sonne und hat seine Laube am Nachtigallenweg. Nicht, als ob es da Nachtigallen gebe. Doch singen morgens früh genug Vögel, Drosseln und Finken. Vor zwei Jahren hat einmal sonntags früh eine Nachtigall geschlagen. Da haben sich alle geweckt, die immer da wohnen und die zum Wochenende aus dem Häuserhaufen Berlin kommen. Sie standen zusammen und vergaßen den verlorenen Schlaf und vertrugen sich wie noch nie, denn sonst zankten sie sich gern, bis der blöde Lausbub, der Emil, lachte. Dadurch kam es heraus, daß der Otto immer wieder eine Nachtigallenplatte auf dem Grammophon laufen ließ und tief im Gebüsch saß, an das die Andächtigen sich nicht heranwagten, um die königliche Sängerin nicht aufzuscheuchen. So konnte man auch das Kratzen des Stiftes nicht hören.

Was würdest du zu dem Pastor sagen, der so schön von Gott predigt, daß du dich in eine andere Welt versetzt fühlst, gar nicht mehr mit irdischen Gedanken denkst, sondern wahrhaftig an einen solchen Gott glaubst und glücklich bist wie nie im Leben. Aber der Pastor lacht später, als er dich allein trifft. „So wörtlich darfst du das nicht nehmen."

Genau so ging es den Andächtigen, die auf die unwörtliche Nachtigall lauschten. Der Sonntag war ihnen vergällt. Sonntag bleibt Sonntag bei den Kirchgängern und den Gleichgültigen.

Mit gutem Recht zerbrach der dicke Herr Sonne die unselige Platte und verprügelte den Otto vor dem versammelten Laubenverein.

Herr Sonne gräbt. Er gräbt nicht wie die andern. Genau schaut er hin. Er sieht seinen Sand liebevoll an, als wenn er die Körner zählte. Für ihn ist er lebendig und gut wie Lehm der märkische Sand. Es wächst aber auch alles bei ihm wie bei keinem andern. Er bespricht das Wasser, daß es wie Jauche wirkt, sagen die Laubenkolonisten.

Er lebt mit der Sonne nicht nur, weil er so heißt, sondern weil der Name wie ein guter Anzug bei ihm sitzt, weil er ihm wie angegossen ist. Er kann sich im übrigen die Außerachtlassung der Arbeitsuhr leisten. Lokomotivführer war er und ist längst pensioniert. Wenn man sein Leben lang über weite Flächen jagte, fühlt man sich auf einem kleinen Fleck wohl. Hier aber darf sich Ille nicht unterhalten, hier muß sie helfen Pflanzen oder gießen, was für eine Arbeit der Herr Sonne gerade vorhat. Dann aber gegen sieben — dreimal muß der Dicke auf die Uhr sehen, und er tut es geduldig — geht sie zur Haltestelle der elektrischen Bahn.

In der Luft hängt als ein gleichmäßiges Geräusch der Lärm Berlins. Wie das Dröhnen eines großen Stromes in der Ferne.

An der Tankstelle schwenkt die Bahn um die Ecke in die Breitestraße hinein, die die Aue des Dorfes war und heute Einkaufsstraße für gut dreißigtausend Menschen ist. Da steht noch das einstöckige Bauernhaus neben dem vierstöckigen Mietshaus und der zweistöckigen Villa. In alle sind Läden hineingequetscht, die nicht die geringste Rücksicht auf die Art des Hauses nehmen und wie fremde, merkwürdige Gesichter wirken maskenhafte Köpfe — mitten in einem Körper.

Lange braucht Ille nicht zu warten. Pünktlich wie der Postbote ist auch Fritz. Er steht vorne beim Straßenbahnführer, ruft und winkt.

Einmal ist er gegen Ille gerannt, als sie morgens von dem dicken Herrn Sonne kam. Beide haben gelacht und miteinander gesprochen. So wurden sie bekannt, fast vier Wochen ist es her. Aber länger als sechs Wochen ist er noch nicht Verkäufer im Lebensmittelladen gegenüber der aus Findlingen gebauten Kirche, vor der eine Bronzebüste Bismarcks steht.

Nun gehen die beiden auf den Friedhof hinter der Kirche. An dem Grab mit der antiken griechischen Urne bleiben sie stehen. Ille plaudert, wie sie so gerne tut. Ein schwarzer Krieger auf der roten Vase wird zum Achilles und eine Frau zur Helena; denn zu Weihnachten hatte ihr die Mutter Homer geschenkt. Die damals machten Krieg um eine Frau, wenn es überhaupt wahr sein sollte.

Dahinter liegt der amerikanische Schriftsteller begraben, der so mannhaft für Deutschland eingetreten ist und sich schließlich das Leben nahm weil er an den Menschen verzweifelte.

An der höchsten Stelle ruhen die Toten aus dem Weltkrieg. Auf allen roten Steinen sind ein Stahlhelm eingemeißelt und ein eisernes Kreuz. Wie kleine Inseln sind die Steine in bunte Blumen gebettet.

Sie verlassen die Stätte der Toten und setzen sich, ohne eigentlich müde zu sein, in der Nähe eines Parkes auf eine Bank.

Da sind sie von Sträuchern und Bäumen gegen die Fensteraugen der umliegenden Häuser beschirmt. Der Duft der Linden sinkt verwirrend mit seiner Süßigkeit nieder.

Da sitzen beide nebeneinander, ohne sich anzusehen, ohne zu sprechen. In den Zweigen singt ein gelbbunter Vogel. Viele flüchten ja im Sommer aus den Wohnungen der Menschen. Fritz tastet nach Illes Hand, dann umarmt er sie, er küßt sie.

Sie legt sich an ihn, in sich fühlend den Duft der Linden, den Gesang des Vogels und die Buntheit der Blumen. Dann reißt sie sich los. Sie läuft davon, die Stufen herunter. Sie schaut sich nicht um. Sie geht langsam über die Straße nach Hause. Als sie beim Bäcker vorbeikommt, denkt sie an dessen Bemerkung und weiß, daß sie der Mutter von Fritz erzählen muß.

*

Marta Helbig und ihre Tochter Ille wohnen in einem alten Bauernhaus. In dem großen Raum, der Arbeits- und Schlafzimmer ist, sitzen beide am Fenster einander gegenüber und nähen.

Ähnlich sind sie sich nicht. Ille hat breite klare Züge. Ihre blonden Haare fallen halblang nach rückwärts. Die Mutter war sicher schön. Noch sind ihre Haare dunkel. Ille erbte ihre braunen Augen.

Sie nähen nun schon einige Stunden. Die Aussteuer für die Tochter des Apothekers muß endlich fertig werden. Sie sprechen nicht miteinander. Das surrende Maschinengeräusch füllt den Raum.

Ille denkt an nichts, als daß sie nun der Mutter, ihrer einzigen Freundin, von Fritz erzählen muß. Sie schiebt es von Viertelstunde zu Viertelstunde auf. Sie schaut auf die Pendeluhr, die über dem

niedrigen Regal mit Büchern hängt. Sie nimmt sich eine bestimmte Zeit vor und läßt sie verrinnen. Dann aber faßt sie den Entschluß. Sie hört auf zu nähen und stellt den Motor ab.

„Mutter, ich muß dir etwas sagen."

Die Mutter läßt die Arbeit. Sie erkennt an Illes Stimme, daß es etwas Besonderes ist.

Und nun berichtet Ille, wie sie Fritz kennengelernt hat und daß sie ihn liebt, daß er sie heute geküßt hat.

Die Mutter sitzt zögernd und überlegend.

„Der junge Mann aus dem Lebensmittelgeschäft von Braun ist es?" Dann stellt sie ihren Motor an: „Ich will es nicht. Hast du verstanden? Du triffst dich nicht wieder mit ihm. Das mußt du mir versprechen."

Ille weint: „Das kann ich nicht, Mutter."

Wohl zwei Stunden arbeitet die Mutter, ohne mit Ille zu sprechen, aber in ihr werden die alten Erlebnisse wieder lebendig. Manchmal hat sie bei ihrem glücklichen Leben mit dem Kind gedacht, daß sie vergessen hätte, oder daß sich so vieles anderes, Aufregendes und Schönes, darüber gedeckt hätte, daß das Alte erstickt wäre, und nun wuchert es wieder in quälenden Farben hoch, ohne daß sie sich dagegen wehren kann.

*

Die Helbigs waren reiche Leute in Köln. Ihr Bruder hatte schon als junger Mensch die alte Firma übernommen. Ihr Vater war im Weltkrieg als Hauptmann der Landwehr gefallen. Kurz nach dem Friedensschluß kam Marta in eine Pension nach Genf. Da war dieser große blonde Wiener als Lehrer, in den sie sich verliebte, der sie sich nahm, eine Liebesgeschichte, wie sie jeden Tag vorkommt.

Als sie das Kind in sich fühlte, begann der schwere Kampf. Zuerst beschwor sie der Lehrer, sie solle zu einem Arzt gehen. Er selbst hatte ja Frau und Kinder in Wien. Er liebte Marta sehr. Aber er brachte es nicht über sich, Frau und Kinder zu lassen. Er war verzweifelt und wollte sich mit Marta das Leben nehmen.

Jedoch nur der eine Wunsch und der Wille erfüllten sie, das lebendige Leben in ihr, das sie über alles liebte, zu wahren. Sie selbst schlug dem Lehrer vor, Genf zu verlassen. Besser wäre es, wenn sie nicht mehr zusammenkämen.

Stärker und bestimmender als alles war für Marta das keimende Leben. Der Lehrer reiste ab. Marta schrieb an ihre Mutter in einem rührenden unbeholfenen Brief die Wahrheit und dachte, als sie ihn schrieb, daß die Mutter doch Frau wäre wie sie, und daß sie sich am Ende mit ihr freuen würde.

Die Mutter schickte den Bruder nach Genf. Der war nicht einmal schlecht gegen sie. Er unterließ es auch, mit der Pensionsvorsteherin zu sprechen, nachdem er zu seiner Befriedigung hörte, daß sie nichts davon wußte, auch keines der andern Mädchen, daß Marta alles allein getragen hatte. Er lobte sie fast als seine kluge Schwester und sagte nur häßliche Worte über den verdammten Wiener.

Aber er beruhigte sie. Sie solle es auf keinen Fall tragisch nehmen. Alles in diesem Leben sei praktisch zu erledigen, wenn es so nebenbei geschehe, und nicht mit großem Aufwand an Gemüt und Prinzipien.

Etwas hätte sie auf keinen Fall tun dürfen: An die Mutter schreiben. „Mit der Mutter wirst du nie darüber reden. Versprich mir das."

Mit wieviel Hoffnung und Glauben freute sie sich damals auf die Aussprache mit ihrer Mutter, die sie verstehen mußte, die nicht so dummes, gutgemeintes Zeug daherreden würde wie der Bruder.

Im übrigen ging der Bruder mit Marta ins Theater, sah sich „Carmen" an und war sehr begeistert. „Das verstehen die besser als wir. Die Sängerin sieht wenigstens aus wie eine Carmen und nicht wie eine fünfzigjährige Mama."

An dem andern Abend spielte er in Martas Gegenwart im Kasino und gewann. Er rühmte, wie schön es wäre, nach dem verdammten Krieg und bei der aufreibenden Arbeit einmal in einem Land zu sein, das vom Krieg nichts wisse. Wie diese Zeit alle Begriffe auf den Kopf gestellt habe, beweise ja auch seiner Schwester Erlebnis. Sie fuhren dann nach Köln.

Die Mutter begrüßte Marta überherzlich, aber sie sprach nicht über den Brief. Marta litt sehr darunter, aber sie wagte nicht mit dem Gespräch zu beginnen, und manchmal dachte sie, daß ihr Bruder Gustav vielleicht den Brief unterschlagen hätte. An einem späteren Tage meinte der Bruder freundlich, es wäre wohl gut, wenn sie einmal zum Hausarzt ginge, um sich untersuchen zu lassen.

Der Doktor Klipper kannte sie von Kind an. Er lächelte listig über seinen Brillengläsern und meinte, daß Kinder unerwartet schnell Erwachsene würden. Sicher wäre die alte Geschichte ewig wahr, daß ein Sack mit Flöhen leichter zu hüten sei als die Unschuld eines jungen Mädchens. Praktisch gesprochen sei es der Lauf der Dinge und von der Natur vorgesehen. Wenn man vernünftig wäre, sei nichts dabei. Man könne es als eine Lehre und Mahnung zur Vorsicht betrachten. Solchermaßen würde dann das erwachsene Kind wirklich erwachsen. Aber die Mutter solle man nicht hereinmengen, aus vielerlei Gründen nicht. Da wäre der gute alte Onkel Doktor, der das Kind einmal ans Tageslicht gebracht habe, die beste Adresse. Ein praktischer Arzt pflege auch keine moralischen Vorträge zu halten, was das gegenseitige Verstehen ungemein erleichtere.

„Und nun paß auf, Kind. Deine Lunge war nie ganz in Ordnung. Das weißt du ja."

Nie hatte Marta etwas davon gehört.

„Ich schicke dich nun noch zu einem Spezialisten. Er ist ein alter Knacker wie ich, mit weitem und verständnisvollem Herzen. Darum wird er nichts anderes attestieren als ich. Dann ist es eine Kleinigkeit. Du spürst nicht einmal viel. Keiner erfährt etwas. Und alles schwimmt wieder in Butter, was die Hauptsache ist."

Da belohnte Marta soviel bezahlte Bonhomie und Menschenfreundlichkeit mit grober Ungezogenheit. Ob er sie für eine Mörderin halte, und sie wolle mit Mördern nichts zu tun haben.

Schließlich verwies ihr der Arzt das Haus und warf ihr Unmoral und Verdorbenheit vor.

Nun versuchte sie die Aussprache mit der Mutter zu erzwingen. Die aber wurde fast ohnmächtig. „Laß mich, Kind, ich will nichts davon hören. Meine unendliche Liebe zu dir hat auch Grenzen. Du kannst mir so Schweres nicht zumuten, und es wäre deine Kindespflicht, auf deine Mutter, die durch dein Verhalten ernstlich erkrankt ist, Rücksicht zu nehmen."

Jetzt sandte der Bruder den Pfarrer vor. Der sprach nur in biblischen Bildern. Man hätte ihn nicht fassen können, selbst wenn eine Diktatmaschine seine Worte aufgenommen hätte und man sie nachher hätte abspielen lassen. Es war einwandfrei, was er sagte. Daß man der Liebe zur Mutter alles opfern müßte, hielt er für das höchste moralische Gesetz. Man dürfe nicht auf die Stimme des Körpers hören, sondern müsse des Heilands Worte lebendig in sich tragen. Er sprach dann mehr im allgemeinen davon, daß ein menschliches Wesen erst dann lebendig wäre und sich mit einer eigenen Seele trenne, wenn es geboren würde. Das sei eben das Wunder der Geburt. Vorher aber verschmelze es in der Seele der Mutter und sei nichts als eine Form, in die etwas hineingegossen werden könne. Die Form aber sei zu zerbrechen, wenn die Seele es verlange, die ihr die Mutter eingehaucht hätte und die nichts anderes denke und fühle, als Liebe und Achtung zur Mutter, der sie angehöre. Er glaube bestimmt, daß es so in Marta aussehe. Marta aber sprach von der Gemeinheit und Verlogenheit der Kirche mit Worten, die sie bei einem der französischen Revolutionsdichter gelesen hatte, und hörte sich des Pfarrers Predigt nicht weiter an.

Dieser riet der Mutter, die Hände von Marta zu ziehen.

Aber der Bruder machte noch einen Versuch. Er wollte Marta in Berlin nur der Form halber mit einem Mann verheiraten, der sich sofort wieder scheiden ließe. Jetzt, während der Inflation, könne er sogar einen Adligen kaufen. Dann hätte das Kind wenigstens einen ehelichen Namen. Wenn auch nicht sofort, aber in Jahren würde das herzliche Verhältnis mit der Mutter wieder möglich sein.

Da vergaß sich Marta und redete heraus, was sie von einer Mutter halte, die in einem solchen Augenblick nicht zur Tochter stehe. Nie wieder könnte sie zu ihr ein herzliches Verhältnis haben. Eine solche Mutter sei nicht wert des Namens: Mutter. Der Bruder wurde blaß. Er glaubte, alles für seine Schwester versucht zu haben, aber jetzt erregte er sich zum ersten Male. „Geh weg von uns. Geh, wohin du willst."

Einen Augenblick brach Marta schluchzend zusammen, und sofort war der Bruder bei ihr: „Marta, Schwester, es kann sich doch alles zum Guten wenden. Wenn du nur nicht so verbohrt sein wolltest. Doktor Klipper sagt, solche fixe Ideen kämen in deinem Zustand vor. Es gibt sogar einen lateinischen Ausdruck für diese Gehirnvernebelung, wie er sich ausdrückt."

Sie antwortete nicht, sie ging auf ihr Zimmer und weinte sich aus.

Noch in der Nacht verließ sie das Haus. Zweihundert Mark hatte sie in der Tasche. Mit einem Personenzug fuhr sie ins Ruhrgebiet herein, daß sie nur aus dem Bereich der Versuchung kam, und um andern Morgen nach Berlin.

Mutter und Bruder kümmerten sich nicht mehr um sie.

Zuerst war das Leben für Marta in Berlin nicht schwer. Die Inflation blähte die kaufmännischen Betriebe auf. Marta sprach Französisch, sie sprach Englisch, für sie gab es Arbeit. Sie sparte sich so viel Geld, daß sie zur Zeit der Geburt in ein Krankenhaus gehen und alles aus eigenem bezahlen konnte. Dann aber brach die Firma, in der sie angestellt war, wie viele andere zusammen. Sie versuchte vergeblich, eine neue Stellung zu bekommen. Ihr Geld ging zur Neige. Sie versetzte, sie verkaufte, sie ging waschen, sie verdingte sich als Reinmachefrau, sie tat es für das Kind, tat es gern; denn das Kind war ihr alles. Sie hungerte; denn das Kind war ihr Leben. Das Kind gab ihr auch den Mut, sich eine Nähmaschine auf Raten zu kaufen.

Dank ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes hatte sie es verstanden, ein Geschäft aufzubauen. Jetzt stellte sie Brautausstattungen für die Töchter der wohlhabenden Bürger rings um die Breitestraße her. Es gehörte einfach dazu, bei ihr arbeiten zu lassen. Die weißen Schränke, die rechts und links von der Türe zum Flur standen und bis zur Decke reichten, waren angefüllt mit Leinen.

In der schlimmsten Zeit erhielt sie die gerichtliche Nachricht vom Ableben der Mutter. Aber das ganze Vermögen hatte der Bruder in Spekulationen vertan. Bis zum Tode der Mutter verstand er den Schein eines wohlhabenden Mannes aufrechtzuerhalten. Nachher nahm er sich das Leben, vielleicht gerade darum, weil er die Schwester um ihr Erbteil betrogen hatte.

Daran denkt Illes Mutter, als sie scheinbar nur in ihre Arbeit vertieft ist und die trostlose Ille nicht beachtet, die zu ihrer Mutter wie zu einer wahren Freundin kommt. Es steigt heiß in ihr auf: Die Ille soll nicht vergeblich kommen. Natürlich hat sie immer mit dem Gedanken gespielt, daß ihre Tochter einmal wieder aufsteigen würde. Aber was nennen die Menschen aufsteigen? Sie fühlt, daß sie jetzt der Tochter ihren Dank abstatten muß für das, was sie ihr bedeutet hat. Ihre Pflicht ist es, selbstlos den Mann zu prüfen. Wie töricht, daß sie Ille Vorschriften machen wollte, was sie bisher nie getan hat.

Sie hört auf zu arbeiten und richtet sich auf: „Bring ihn Sonntag her."

II.

Heute ist Sonntag. Ille liegt im Bett und denkt nach. Am Sonntag darf sie nicht frühmorgens aufstehen. Das erlaubt die Mutter nicht. Sie will auf keinen Fall gestört werden. Sonntagsschlaf ist zum Vergessen bestimmt. Je länger man schläft, desto mehr vergißt man. Aber dem, der zu früh aufwacht, melden sich die schlechten Erlebnisse besonders drückend.

Ob sie nicht versucht, leise aufzustehen? Der Pendelschlag der Wanduhr läßt die Zeit noch langsamer vergehen. Er zeigt an, wie endlos eine Sekunde dauert.

Sie richtet sich hoch. Heute kommt der Fritz. Sie schärfte ihm ein, wie er sich benehmen soll. Fritz lachte. Er wisse schon, was er zu tun habe, er sei kein kleines Kind mehr. Fritz kann nicht ahnen, daß man vor der Mutter bei aller Liebe ein klein wenig Scheu haben muß.

Ille setzt sich aufrecht. Nun bewegt sich die Mutter in ihrem Bett. Sie gähnt laut, sie stöhnt wohlig, sie räkelt, sie schaut Ille an und lächelt, dann legt sie sich wieder zurück und schließt die Augen.

Nun kann Ille aufstehen. Sie geht zum Fenster und stößt die Läden zurück. Sie hakt sie fest. Sie blinzelt in die Helligkeit der Sonne. Das Fenster geht nach rückwärts auf den Hof, in dessen Stallgebäuden sich heute noch Kühe befinden.

Ille atmet tief ein. Es riecht nach Tieren, nach Stall und nach frischer Milch. Die Arents hatten einen Hof im Posenschen, sechzig Morgen groß. Nach dem Weltkrieg wurden sie von den Polen verjagt. In Berlin betreiben sie nun die Milchwirtschaft. Dazu beackern sie einen Morgen Sand in der Laubenkolonie mit Kartoffeln, mit Gemüse und etwas Roggen, damit sie zu den Feiertagen eigenes Brot haben. In einer Bretterbude der Laubenkolonie wohnen sie. Da halten sie auch Hühner und Tauben.

Gerade steigt Frau Arent die Holztreppe herab, die frei vom Futterboden dem Stallgebäude entlang herunterführt.

„Guten Morgen, Fräulein Ille. Denken Sie, die ganze Nacht waren wir hier. Die Anna sollte doch kalben, aber sie hat uns den Gefallen nicht getan..."

„Ich komme bald zu Ihnen herüber, Frau Arent", antwortet Ille. Die Mutter richtet sich auf: „Nichts Schöneres gibt es als Sonntag, Ille, da ist man wie befreit. Das ist so, als wenn die anderen keine Macht über einen hätten, sie haben sie verloren an dem Tag, darum ist es wohl ein heiliger Tag."

Sie steht langsam auf. Sie genießt die Lässigkeit. Es kommt nicht darauf an, ob sie eine Stunde früher oder später fertig ist. Niemand würde sie dazu bringen, am Sonntag zu arbeiten. Nicht einmal gekocht wird. Das geschieht Samstagabend, und am Sonntag wird aufgewärmt oder kalt gegessen.

Sie setzt sich auf ihr Bett: „Du kannst es nicht verstehen, Ille. Du warst noch zu klein, als der Gerichtsvollzieher klingelte, weil ich die Raten der Nähmaschine nicht gezahlt hatte, aber sonntags durfte er nicht kommen, da durften einen alle nicht quälen, die Lust dazu haben, da sind wir in des Sonntags Schutz geborgen. Wir sind

frei, einen langen, schönen Tag, an dem wir nichts tun sollen, daß er so langsam schleicht wie die sechs Tage der Woche zusammen."

Ille sieht die Mutter begeistert an. Sie kann manchmal so schöne Sachen sagen wie kein anderer Mensch.

Ille läuft in die Küche. Sie setzt Wasser auf. Sonntagmorgens wird Tee getrunken, daß er sich vom Alltag unterscheidet. Sie wäscht sich.

Die große Küche sieht reizend aus mit dem grünen Glasschrank der Anrichte und den lustigen Bauernstühlen, auf deren Lehnen Blumensträuße gemalt sind, auf jeder ein anderer. Die Schranktüre aber ziert ein blühender Apfelbaum. Ein kleiner Gasherd steht in einer Ecke. Töpfe und Gerät werden in einem Regal aufbewahrt, über das eine blauweiße Gardine gezogen ist. In der anderen Ecke, durch einen gelbweißen Vorhang getrennt, ist der Waschraum.

Die Küche hat einen schwarzen Steinboden. Am Fenster, das durch keine Gardine verschleiert ist, stehen Tisch und Stühle auf einem rötlichen Bastteppich. Aus dem Fenster heraus aber sieht man ins Freie, in die Obstbäume und Blumen der Laubenkolonie. Abgegrenzt wird diese durch eine gerade Flucht zweistöckiger weißer Häuser mit flachen Dächern, an deren Front blumengeschmückte Balkons hängen, die durch Markisen in allen möglichen Farben gegen die Sonne geschützt sind.

Vor dem Haus ist ein winziger Vorgarten, in dem eine alte Buche steht, höher und wuchtiger als das Haus.

Die Kücheneinrichtung hat Ille einmal auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung gewonnen. Immer hat sie Glück bei solchen Lotterien. Die Mutter sagte schon einmal: „Wir sollten nach Zoppot fahren, und da müßtest du spielen, dein Talent müßten wir mobil machen. Aber zu solchen großzügigen Handlungen sind wir leider zu solide."

Ille lacht und singt.

„Alle Vögel und alle guten Menschen sind morgens am lustigsten", sagt die Mutter. „Das Sprichwort von der Katz, die die früh singenden Vögel holt, hat irgendein bösartiger Kerl erfunden."

Um vier Uhr kommt Fritz. Der Kaffeetisch ist in der Küche gedeckt. Für Blumen hat Ille gesorgt. Vater Sonnenschein hat einen Strauß von allen Blumen seines Gartens gebunden. Darunter sind seltene; denn oft schlendert er im Grunewald am Eisenbahndamm entlang, um Blumen zu suchen. „Unsere Züge tragen den Samen aus der Ferne", sagt er stolz und fühlt sich mitverantwortlich. Seine Lokomotive, die nun schon verschrottet ist, hat es auch einmal getan. Nummer1724.

Mutter hat in den Abendstunden des Samstags Käsekuchen gebacken dabei so gestöhnt, daß ein Fremder gemerkt hätte, daß sie es nur aus Gründen des Wohlbefindens tat.

Fritz benimmt sich recht feierlich. Eine Verbeugung macht er und stellt sich vor: „Fritz Römer."

Ille muß sich das Lachen verbeißen. Wie er komisch ist. Aber so sind alle Männer, wenn sie wichtige Handlungen vorhaben. Das hat sie oft in den Wochenschauen beobachtet und darüber gelacht. Fritz bringt der Mutter einen Strauß von Tulpen. Sie bedankt sich. „Wie ich heiße, wissen Sie, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Nun setzen Sie sich so an den Tisch, daß Sie zum Fenster heraussehen können. Es ist der Platz für unseren Gast."

Sie gibt dann Ille die Blumen: „Es ist Ihnen doch sicher recht, Herr Römer, wenn ich sie der gebe, für die sie bestimmt waren?"

Da küßt Ille die Mutter.

„Kind, wir haben die Sonntagssahne zum Kaffee vergessen. Lauf sofort zu Arents, ehe sie ins Kino gehen."

Ille geht hinaus.

Da sagt die Mutter schnell zu Fritz, fast verlegen: „Sie haben meine Ille gern?"

„So, daß ich sie heiraten möchte."

Die Mutter fährt mit ihrer Hand über die Augen, sie ist wahrhaftig verlegen: „Sie wissen, daß ich nicht verheiratet war?"

Fritz sieht die Frau zuerst erstaunt an. Er wußte es nicht. Ille hatte es ihm nicht erzählt, und lacht dann hell heraus. Er greift fast liebevoll nach ihrer Hand.

Die Mutter versteht das Lachen. Es löst ihre Spannung. „Sie lachen und begreifen mich und begreifen mich nicht."

Da spricht sein Herz: „Frau Helbig, ich hab immer Respekt gehabt, wie die Leute hier von Ihnen sprechen, aber nun —"

Die Mutter unterbricht: „Lassen Sie nur. Es ist so schwer, Worte zu finden, und gewöhnlich sind sie dann dumm."

Er ist froh, daß er nicht nach schönen Worten zu suchen braucht. Sie fügt hinzu: „Es ist gut, daß wir uns nun kennen."

Schnell kommt Ille zurück. Sie hat sich beeilt.

„Jeden Sonntagnachmittag gehen Arents zur Erholung ins Kino", sagt die Mutter. „Abends müssen sie sich schon wieder um ihre Kühe kümmern."

Ille setzt sich wieder an ihren Platz. Sie schenkt Fritz ein und tut ihm zwei Löffel dicker Sahne auf den Kaffee. Ihn anzureden, vermeidet sie. Fast gemütlich fragt die Mutter: „Was geht ihr beide um den heißen Brei herum. Duzt euch doch, wie ihr es sonst tut."

Ille bekommt einen roten Kopf.

„Wenn ihr es nicht tut, müßte ich denken, daß ihr mir etwas vormacht. Das würde ich bei meiner Ille nicht vertragen. Ihnen steht es auch nicht, Fritz, bei Ihren offenen Augen und so gerade, wie Sie sich vorhin benommen haben, daß gleich alles klar zwischen uns wurde."



Das Gesicht des Kampffliegers.

Aufnahme: PK. Breu-PBZ.

„Ich hätte auch Ille nicht Sie nennen können", antwortet erleichtert Fritz.

Nun freut er sich, daß ihn die Mutter mit Vornamen angeredet hat. Ille will nun keine Stille aufkommen lassen, aber ihre Stimme zittert etwas: „Mutters Kuchen ist berühmt, Fritz. Ich kauf' mir doch einmal ein Los und gewinne. Dann richten wir uns eine Konditorei ein, aber schöner als die vom Bäcker Wellert. Irgendwo am Kurfürstendamm. ‚Zum guten Kuchen' soll sie heißen. Du, unser Kuchen ist nicht etwa mit einem Pulver gebacken, sondern mit Hefe."

Dann deckt Ille den Tisch ab. Das verlangt die Mutter, daß jedes Geschirr sofort abgewaschen und an seinen Platz gebracht wird. Das Tischtuch muß sie ins Zimmer bringen.

Als sie dann in die Küche zurückkommt, ist Fritz dabei, den elektrischen Schalter in Ordnung zu bringen. Mit seinem Taschenmesser hantiert er daran herum. Die Mutter beklagt sich über die heutigen Handwerker, aber Fritz meint, daß sie immer so gewesen wären. Das gehöre nun einmal dazu. Sich bitten lassen, wäre geradezu ihr Aushängeschild.

Ille ist sehr vergnügt. Sie holt den Handwerkskasten aus der Schublade des Schrankes. Nun deckt die Mutter alle die Schäden der kleinen Wohnung auf, daß Fritz bis zum Abend gut zu tun hat. Der Riegel des Zimmers läßt sich nicht zuschieben. Es ist ein schlechtes Gefühl bei ungesicherter Zimmertür zu schlafen, wenn auch die Wohnung noch so klein ist. Der Gasherd muß verstopft sein. Die Flammen brennen so schlecht. Fleißig muß sich Fritz heranhalten. Schließlich lädt ihn die Mutter zum Abendessen ein, aber er lehnt ab, was der Mutter gut gefällt; denn den Sonntagabend will sie wieder für sich haben.

Fritz aber wird am Dienstag wiederkommen, da hat er seinen freien Nachmittag.

Schnell bereitet Ille das Abendessen. Die Mutter sitzt im Zimmer und löst das Kreuzworträtsel der Sonntagszeitung. Sie versäumt es keinen Sonntag, weil sie es für eine faule und dabei angenehme Beschäftigung hält.

Zu diesem Zweck nimmt sie ihr Konversationslexikon zu Hilfe. Dies Nachschlagebuch ist aber der Meyer von 1863, den sie beim Antiquar in der Breitestraße billig gekauft hat. Er hält sie oft an anderen Stellen fest, wenn sie nach einem Rätselwort sucht. Zwischen den Zeilen der Bände lebt eine gestorbene, darum romantische und interessante Zeit. Damals gab es kein Deutsches Reich. Heute muß sie eine Stadt aus Bengalen raten. Als sie im B-Band sucht stößt sie auf: Bismark-Schönhausen, Karl von, königlich preußischer Bundestagsgesandter. Nicht viel mehr steht über ihn darin. Am Schluß heißt es: ‚Er gilt als einer der Führer der ultra-royalistisch-aristokratischen Partei.' Als das galt der Mann, der Deutschland zusammengeschweißt hat, noch im Jahre 1863, denkt sie und vergißt ihr Kreuzworträtsel.

Nicht einmal sein Vornamen ist richtig angegeben. Nicht einmal sein Nachnamen richtig geschrieben. Er wurde als ein recht verächtlicher Politiker angeprangert. Der Verleger hat doch sicher den politischen Teil von einem bekannten, als weise geltenden Gelehrten ausarbeiten lassen. Was, Marta Helbig muß lachen, würde sein geistiger Erbe über Adolf Hitler sagen? Aber so geht es ihr oft beim Nachschlagen in ihrem Lexikon. Das Kreuzworträtsel ist wohl eigentlich für sie ein vom Zufall gesetzter Wegweiser, der sie auf bunte Straßen in ihrem alten Lexikon führt.

Dann holt Ille sie zum Essen und wartet, daß die Mutter über Fritz spricht, aber die erzählt von Illes Kindheit:

„Was du für ein liebes Kind warst. Ich habe dich oft allein lassen müssen. ‚Die Ille wächst wild auf', sagten die Nachbarn. Und wenn sie dich fragten: ‚Bist du auch artig, Ille?', dann antwortetest du stolz: ‚Ich kann machen, was ich will. Mutti erlaubt mir alles, aber ich tue es nicht.'"

Ille lächelt zufrieden.

„Weil du immer mit mir verbunden warst, und ich wußte, was du wolltest, und du wußtest, was ich wollte. Weil ich dir nie hätte wehtun können."

Schnell fragt die Mutter: „Und das ist noch heute so?"

Erstaunt sieht Ille auf: „Ja, Mutter."

III.

In einer eigentümlichen Stimmung ist Fritz nach Hause gegangen. Lange hat er gegrübelt, ehe er einschlief. Seine Gedanken waren zu wach. Er hat nicht das Gefühl, Ille nähergekommen zu sein. Zu sehr fühlt er die Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter. Von der Mutter geht alles aus, die Tochter ist in ihrem Kreis. Da wohnen die beiden im großen Berlin für sich allein und in einem abgeschlossenen Ort, dessen Dörflichkeit nicht ganz gestorben ist.

In einer merkwürdigen Spannung fährt er am Morgen mit der Elektrischen. Er schaut sehnsüchtiger nach Ille aus als sonst. Irgend etwas hat sich zwischen ihnen verändert, wohl weil er sie mit ihrer Mutter zusammen gesehen hat.

Sie begrüßen sich herzlich, aber auch Ille scheint benommen. Diesmal gehen sie nicht auf den Friedhof. Es ist so, als wenn beide einen andern Weg suchten, ohne daß sie sich verständigen. Sie steigen den Nachtigallenweg hinab in die Laubenkolonie zum Binger Loch.

Fritz beginnt mit dem, was ihm am meisten am Herzen liegt. Er hat nie von sich erzählt, nun aber hat Ille ihn gestern zu ihrer Mutter geführt und ihm zum erstenmal einen Einblick in ihr Leben gegeben.

Er sagt, daß seine Eltern nicht mehr leben, daß er von Kind an Waise ist. Bis zum vierzehnten Jahr hielt er sich in einem Waisenhaus auf dann arbeitete er Jahre bei einem Bauern in der Nähe von Spremberg. Keinen Menschen habe er mit

dem er verwandt sei, oder er kenne wenigstens keinen, und keinen, der ihm näher stehe, auch keine Frau.

Ille greift nach seiner Hand.

Gerade gehen sie an einem Gärtchen vorbei, das aussieht wie ein Park, den man durch ein umgekehrtes Fernglas beschaut. Zwischen riesigen Stiefmütterchen sind aus Stuck geformt Hermann und Dorothea aufgebaut. An der rotgestrichenen hölzernen Pforte duckt sich ein wütender Tonhund, der an eine richtige eiserne Kette gelegt ist, ein Höllenhund, der einen unersetzlichen Schatz zu bewachen hat.

Überall, wo die Menschen können, entwischen sie dem Ernst und spielen.

An der Ecke, wo sich zwei Wege kreuzen, der Nachtigallenweg und die Schlageterzeile, steht ein Zaun, der ein hölzernes Wochenendhaus im schwedischen Stil umfriedet. An den lehnt sich Ille und beginnt zögernd zu sprechen.

So sei es eben. Eigentlich lernten sich beide jetzt erst kennen, das fühle sie auch. Sie hätten Grabsteine angesehen und sich dann geküßt.

Sie ist durchaus nicht so heiter, wie es nach den Worten scheint. „Aus den Flitterwochen sind wir seit gestern heraus, Fritz." Zum erstenmal sieht sie wieder Fritz an und dabei entdeckt sie auch den wütenden Tonhund. Sie fügt hinzu: „Angebunden bin ich auch, das weißt du nun, aber angebunden aus freiem Willen."

Er schweigt.

„Hast du es nicht bemerkt, Fritz?"

„Doch", antwortet er, „aber ich weiß nicht, ob ich es so nennen soll. Schließlich kann ich mich da auch anbinden."

„Meinst du?"

„Bestimmt, Ille."

„Aber ich bin aus Ton, wie der gräßliche Hund da!"

Da lachte Fritz: „Das weiß ich besser", und küßt sie.

Dann schrecken sie auseinander. Irgendeiner singt mit dumpfer Stimme und ganz falsch. Es ist der alte Sonnenschein. Er bringt keinen richtigen Ton aus der Kehle, aber er singt zu gern. Jetzt versucht er es mit dem Soldatenlied von der Erika, das alle Welt pfeift, summt und singt: „Und es heißt Erika."

Er hat auch immer auf der Lokomotive gesungen und nicht einmal den Heizer bei dem Lärmen der Räder damit gestört. So hält er es morgens bei seiner Arbeit, wenn er glaubt, daß weit und breit keiner ist.

Schnell gehen nun die beiden der Breitestraße zu, es ist ja auch längst Zeit. Aber nicht durch den Nachtigallenweg, sondern über die Schlageterzeile zum Loreleysteg, damit der Sonnenschein sie nicht sieht.

Fritz ist lustig. Morgen wird er zu der Mutter mit einer ganz besonderen Überraschung kommen. Die Ille wird staunen.

Zum erstenmal betritt Fritz verspätet den Laden, in dem er angestellt ist.

„Waren Sie wieder mit Fräulein Ille zusammen?" fragt Herr Braun.

„Entschuldigen Sie bitte, wir haben uns verschwatzt", antwortet Fritz.

Herr Braun hält sich für einen großen Menschenkenner: „Dreißig Jahre hinter dem Ladentisch ist besser als auf der Universität bei einem Professor Psychologie studieren." Er räuspert sich: „Entweder ist die Ille ein Engel oder ein raffiniertes Ding."

*

Mutter und Tochter nähen. Sie sprechen wenig miteinander. Von Zeit zu Zeit fährt draußen die Elektrische um die Ecke. Sie ist wie eine Uhr, deren Pendel alle siebeneinhalb Minuten ausschlägt. Asthmatisch klagt eine Drehorgel um die Jugendzeit. Daß es überhaupt noch Drehorgeln gibt! Sicher schont die Polizei einige, daß sie nicht ganz aussterben, wie man es mit dem seltenen Wild macht.

Der Spieler hat einen besonderen Trick. Schnell fährt er dudelnd an den Häusern vorbei. Da müssen sich die Bewohner eilen, ihre in Zeitungspapier gewickelten Pfennigstücke auf die Straße zu werfen, daß sie ihn noch erreichen.

Dieses schreckliche Drehorgellied. Ille näht doppelt so schnell. „Aus der Jugendzeit."

„Mensch", hat vorgestern die dünne Lilli von der Bäckerei zu ihr gesagt, „in diesem Jahr wirst du neunzehn und weißt noch nicht, was Liebe ist. Du sollst dich richtig schämen, oder stellst du dich nur so albern?"

Im Weggehen drehte sie sich noch einmal um und zeigte mit dem Finger an die Stirne: „En Piep haste."

Das Lied soll ein Freund des letzten Kaisers gedichtet haben, sagt die Mutter, oder sogar der Kaiser. Er war ja wohl ein Stück von einem Phantasten. Dann fällt ihr ein, daß er noch lebt. Das kommt ihr ganz komisch vor, wo nun alles in seinem großen Haus, er hielt es doch sicher für seins, anders angerichtet wird von einem „Untertan", und er muß es von ferne ansehen. Es geht vieles komisch zu auf dieser Welt.

Die Mutter steht auf. Sie versäumt nie, dem Drehorgelspieler zehn Pfennig zu geben. Sie geht schnell zur Küche, öffnet das Fenster zur Straße und wirft das Geldstück heraus. Der ruft „danke". Mit der linken Hand dreht er, mit dem Knie schiebt er die Orgel vorwärts, mit der rechten fängt er die Geldstücke auf, mit dem Mund dankt er. Dann kommt die Mutter wieder ins Zimmer. Sie setzt sich gleich an die Maschine. Jetzt beherrscht lange der Arbeitslärm das Zimmer.

Aber plötzlich lacht die Mutter ziemlich laut. Fast erschreckt läßt Ille ihre Arbeit und schaut zu ihr hin. Das kennt sie während der Arbeit nicht.

„Seid ihr wieder auf dem Friedhof spazieren gegangen?"

„Nein."

„Eine drollige Idee, morgens auf dem Friedhof herumzulaufen. Aber schon als Kind wolltest du immer hin, und wenn ich dir deinen Willen tat, dann kamen die schwierigen Fragen: ‚Sag mal, wie ist das? Die liegen da unten und dann sollen sie da oben sein?'

Was konnte ich denn antworten? Abbringen ließt du dich von deiner Fragerei auch nicht. Schließlich mußte ich sagen, daß du zu klein bist und es nicht verstehen kannst.

Dann aber wurdest du böse: ‚Du willst es mir nicht sagen'; denn schließlich mußte ich ja alles wissen, als Gottes Stellvertreterin, und weiß es heute noch nicht.

Einmal hast du eine halbe Stunde deswegen nicht mit mir gesprochen, aber nachher warst du doppelt so lieb. Vergessen hattest du deine Frage nicht, aber du tröstetest dich: ‚Du wirst es mir erzählen, wenn ich groß bin!' Das kann ich nun auch nicht, obgleich ich es dir versprochen habe."

Dann arbeitet sie wieder. Aber Ille hat nie daran gedacht, daß sie mit Fritz auf einem Friedhof war, und daß unter diesen Steinen wirklich Tote liegen. Sie hat es sich nicht vorgestellt. Für sie war der Friedhof ein bunter Garten. Allerdings bei den Feldgrauen hat sie den Tod gefühlt, aber es war wie ein schönes Heldengedicht.

„Nun fang wieder an zu arbeiten, Ille. Wir müssen uns dranhalten. Morgen nachmittag kommt der Fritz, und übermorgen soll die Wäsche fertig sein."

Aber nun steht der Mutter Maschine wieder still.

„Gut, daß ich soviel Kuchen gebacken habe, so reicht es noch für morgen."

Dann arbeiten beide.

Es ist das erstemal, daß Mutter Fritz erwähnt hat, denkt Ille, seit er uns besucht hat, und nun weiß sie bestimmt, daß Mutter Fritz gut leiden kann.

Am Abend ist Verdunklungsübung. So viel schwarzes und graues Papier haben die drei Händler in der Breitestraße noch niemals verkauft.

Witzbolde machen sich wichtig. Sie ulken: „Das hat unsere Regierung ausgeheckt, um das Papiergeschäft anzukurbeln. Immer wieder kommen sie auf neue Tricks."

Alte Tücher werden hervorgesucht, Mäntel und Kleidungsstücke vor die Fenster gehängt. Manche sagen: „Wir machen einfach kein Licht und legen uns ins Bett, wenn es dunkel wird. Das ist höchstens eine Stunde früher als sonst. Wenn jemand klingelt, um unsre Vorrichtungen nachzusehen, stellen wir uns taub. So schlafen wir uns einmal richtig aus."

Ille hat schwarzes Papier vor die Fenster gebracht, das sie aufrollen und oben zusammenbinden kann. Die Mutter nennt es: „Patent Ille." In Wirklichkeit ist es: Patent Fritz.

In der Nacht sitzen Mutter und Ille auf der kleinen Bank, die im Vorgärtchen neben dem Stamm der Buche steht, und schauen zum gerundeten Mond, der sich gerade über dem weißen Häuserblock erhebt. Sie sprechen leise miteinander, als wenn es bei der Verdunkelung so sein müßte.

„Wie deutlich man alles erkennt. Selbst die Hochantenne auf dem Dach des Häuserblocks."

„Ob die Flieger von oben auch Einzelheiten sehen?"

Das Mondlicht senkt sich hernieder, es schmiegt sich um die Herzen. Der Mond zieht vor die irdische Welt seinen Schleier und entrückt sie dem Verstand.

Die Mutter legt ihren Arm um Ille, und Ille lehnt sich an sie. Sie schauen in den Himmel als Erwartende.

Jetzt hören sie die Motoren der deutschen Flieger. Die schauen wohl von oben, wie das verfinsterte Berlin bei Vollmond ausschaut, und was der Feind erkennen könnte. Sie kreisen, steigen und lassen sich fallen. Deutlich verrät es ihr Geräusch.

Einmal erkennt man auch Positionslichter. Rot und grün. Es ist wohl ein Postflugzeug, vielleicht das englische, das stets um halb zwölf über ihr Haus donnert; oder sollte den Ausländern diese Nacht verboten sein? Schließlich kommen ja alle als Feinde in Frage und werden spionieren, so gut sie können.

Wie grauenhaft es wäre, denkt die Mutter, wenn einmal feindliche Flieger da oben kreisten und Bomben würfen in die Laubenkolonie, in die weiße Häuserreihe, in den menschlichen Alltag, der sich nun mit der Decke der Dunkelheit verhüllt, in ihren eigenen Frieden. Zwischen der ehernen Ruhe des Himmels und der Unrast der Erde jagen sie dann Feuer und Tod in die Bürgerhäuser.

Sie schaudert in Gedanken daran und erinnert sich, daß der Frieden des Himmels, in dessen Spiegel die Erde lebt, ein scheinbarer ist, weil menschliche tausend Jahre dort eine Sekunde bedeuten und sich uns darum als Starre zeigen.

In die Ruhe des Lichtes hinein ertönen jetzt gedämpfte Stimmen der benachbarten Schenke. Die Gäste haben wohl das Fenster etwas geöffnet, denn nun treibt auch Tabakrauch zu ihnen herüber. Es schälen sich Worte heraus:

„Das kannst du einfach nicht wegstreiten, Max. Vom ersten Moment an hab' ich gesagt: Die Nazi sind so gut wie Krieg. Hab' ich recht gehabt?"

Noch leiser antwortet einer: „Haben wir etwa Krieg? Rindvieh! Du wirst dir noch richtig dein Maul verbrennen, mit der Quasselei."

„Wenn du so die Wahrheit nennst, gut! Ich sag' die Wahrheit."

„Deine Korn- und Mollenwahrheit."

„Mensch, hast du nicht mitgeschrien für zwei, als wir vor zehn Jahren durch die Breitestraße zogen: ‚Nie wieder Krieg!' Na, was ist? Nun sind wir soweit. Herr Wirt, noch eine Molle. Sonst würden die nicht solche Übungen veranstalten. Die wissen genau, wie der Hase läuft."

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

F. G. DIETRICH:

Von Friedrichs Gnaden

Der große König ist auf dem Anmarsch gegen Dresden. Die Maitage 1760 brachten ihm den Verlust der Grafschaft Glatz, den es wettzumachen gilt Mit General Hülsen berät er bei Meißen den Angriffsplan und fordert eine genaue Ausarbeitung. Wenig später prüft Friedrich die Vorschläge, er ist überrascht über den darin bewiesenen Weitblick und erfährt, daß ein unbekannter Leutnant Wilhelmi den Hauptanteil an den Entwürfen hat Sofort läßt er diesen in sein Gefolge berufen. Die Gesichtszüge des Sechsundzwanzigjährigen erwecken in ihm unbestimmte Erinnerungen. „Wer ist Er?" begehrt er eines Tages zu wissen Der Leutnant sieht seinen großen Augenblick gekommen Freimütig eröffnet er dem König seine Abstammung: „Mein Vater ist Prinz Gustav von Anhalt!" Friedrich springt auf „Hab' ich's nicht gleich gesehen? Blut von meinem Dessauer! Wer ist Seine Mutter?" Wilhelmi bekennt einem Verhältnis mit der Pfarrerstochter Schardius entsprossen zu sein. „Ist Er Prinz Gustavs einziges Kind?" forscht der Monarch weiter. „Nein, Majestät, ich habe noch einen Bruder, der Barbier in Offenbach ist." Ein Lachen ist die Antwort: „Wie kann einer in jetziger Zeitläuften Bader sein? Schreib Er dem Bartkratzer, wenn er Blut sehen wollte, mag er sich zu meinen Soldaten scheren, da gibt's für einen Anhalter Besseres zu tun!" (Der Offenbacher trat in die Armee, wo er es nach und nach bis zum Generalmajor brachte.)

Leutnant Wilhelmi erfreut sich der steigenden Vorliebe seines Gönners Durch seine Tollkühnheit in der Schlacht bei Liegnitz wird er zum Hauptmann befördert. Der König verliert ihn nicht aus den Augen. Üble Streiche seines Schützlings kommen ihm zu Ohren doch wem der große Friedrich seine Neigung schenkt, dem hält er sie, obwohl es ihm der ungezügelte Wildling nicht immer leicht macht. Nach einer besonders tapferen Tat des Wilhelmi herrscht Friedrich diesen an: „Sein Name paßt mir nicht mehr, ich adle Ihn. Welchen Namen will Er fortan tragen?" „Mir gefiel der meine recht gut", lacht der Kecke, „aber weil's Majestät befiehlt, werde ich mich von Grötzig nennen, nach dem Orte, in dem ich aufgewachsen bin. „Grötzig? Nein, das wäre ein häßlicher Name, dem man außerdem nichts Richtiges zutraut. Ich bestimme, Er soll von Anhalt heißen!" „Zu Befehl!"

Ein Jahr später ist Wilhelm von Anhalt Major und wird vom König mit wichtiger Botschaft an dessen Bruder Heinrich gesandt. Um seinem ausschweifenden Leben einen Riegel vorzuschieben, wird er später mit der Tochter des Kriegsministers von Wedell verheiratet. Der König redet ihm ins Gewissen, seine Laster von sich zu werfen. „Schade für die Besseren daß man so einen Nichtsnutz partout gern haben muß. Spielen tut Er, hält's mit Weibern, sauft und schmaucht Tobak!" wirft ihm der Entrüstete vor „sollte lieber schnupfen wie ein vernünftiger Mensch, sein Verstand könnt's gebrauchen!" „Majestät, ich schnupfe doch auch", lügt Anhalt, und zwar so ungeschickt, daß ihm Fritz seine geöffnete Dose präsentiert, um ihn zu überführen. Wilhelm ahnt nicht die Schärfe der königlichen Sorte und stopft eine überreiche Prise in die Nase, das Wasser tritt ihm in die Augen, sein Gesicht krampft sich, aber mit Todesverachtung kämpft er den unwiderstehlichen Nießreiz nieder und säuselt: „Euer Majestät bevorzugen eine recht milde Marke." „Das nächste Mal gebe ich Ihm spanischen Pfeffer" schreit ihn Fritz belustigt an Die Frechheit hat wieder den Sieg davongetragen.

Die näheren Beziehungen haben sich gelockert. Da dringen Berichte zum König über das lüderliche Treiben auf dem Rittergut Plaue, das Wilhelm von Anhalt 1764 erworben hat. Friedrich befiehlt den unverbesserlichen Wüstling zu sich. „Er ist ein Verschwender!" schnaubt ihn Fritz an. „Verludert Hab und Gut. Säuft und praßt, bis Er vor die Hunde geht!" „Vor die Hunde, ja!" bricht der Gescholtene los. „aber nicht beim Saufen, Majestät sondern mit dem Säbel in der Hand auf dem Felde und für meinen großen König!" „Hat Er einen Sohn, soll der mal rot werden, wenn der Name seines Vaters durch die Mäuler gezogen wird?" „Unbesorgt, Majestät", klingt es übermütig zurück, „weil ich meinen Jungs das ersparen will, habe ich bloß ein Mädel." „Filou! Will Er mich um das Anhaltsgeschlecht betrügen, das ich errichten wollte?" entläßt ihn Friedrich grollend. —

Im Laufe der Jahre häufen sich die Schatten zwischen den beiden. Doch immer wieder siegt beim König die Erinnerung an Wilhelms Ebenbild, den Dessauer Leopold. Fritz ist inzwischen alt geworden, Krankheit fesselt ihn an Sanssouci. Ein kleiner Kreis ist zum Abend um ihn versammelt. Da tritt ungeladen Generalleutnant Wilhelm von Anhalt in die Gesellschaft. Alle erwarten einen Zornausbruch des Herrschers, aber dieser bekundet seinen Unmut über das dreiste Eindringen nur dadurch, daß er sich nach kurzem Gruß in ein anderes Gemach zurückzieht. Unverfroren folgt ihm Anhalt dahin. „Was hat Er noch im Sack?" knurrt der Kranke unwillig. „Verdammt wenig, Majestät, aber meine Tochter zu verheiraten, der ich 10 000 Taler mitgeben muß. Darum bin ich hier." Der Ton des lustigen Draufgängers erstickt Friedrichs Verdruß. „Er ist der unverschämteste Bittsteller in meinem ganzen Leben, habe ich Ihm nicht genug Gnaden erwiesen?" Das strahlende Gesicht des Unverwüstlichen lächelt: „Je nun, ich selber habe mich nicht zum vornehmen Herrn von Anhalt gemacht. Wäre als simpler Wilhelmi zufriedener in meinen Schulden verreckt." Friedrich erwidert seinen Blick „Vielleicht hat Er recht. Man soll niemand aus dem Dreck ziehen wollen dem es drin gefällt. Also bin ich an Seiner Luderei schuld? Gut, hole Er sich morgen die Kassenanweisung auf 10 000 Taler! ... Ich bezahle damit das Glück, früher einmal einen Menschen gefunden zu haben an dem ich meine Freude hatte."

Das war die letzte Begegnung der beiden, und mit Wilhelm von Anhalt erlosch 1801 dessen Stamm.

HANNS GOTTSCHALK:

Das vergilbte Buch

Als Doktor Matthias zum Feierabend aus dem Bücherschrank ein schöngeistiges Werk hervorholen wollte, fiel ihm auf, daß zuoberst in seiner Lieblingsreihe ein Buch fehlte. Ein Gefühl, das einem Erschrecken glich, überkam ihn. Heute in der Frühe hatte er das Buch noch in der Hand, ja er hatte darin geblättert und gelesen, obwohl er den Inhalt fast schon wie das Vaterunser kannte. Auch die Seiten, die der Wind verweht hatte, las er im Geiste noch einmal, und zwischen den Zeilen las er auch. Wo nur war das Buch jetzt? Er sah sich um und suchte, suchte wieder und fand das schmale Bändchen endlich in einer Truhe zwischen Akten und losen, vergilbten Blättern.

Margit, seine junge Gattin, errötete leicht, als sie ihn mit dem Fetzen, in dem Hände von Geschlechtern geblättert zu haben schienen, daherkommen sah. Sie wollte etwas sagen: daß ein solches Buch wohl kaum noch in den Schrank gehöre, wollte sie sagen. Es schaue doch dieses und jenes Auge hinein, und sie könne es nicht mitansehen, daß man, wie es sich oft begebe, zu zwinkern beginne und sich heimlich anstoße. Die Nachbarin vollends habe gestern den Mund verzogen, daß er schief zu werden drohte; auch habe sie, nachdem sie das Buch aus der Hand gelegt, so auffällig ihre Finger besehen, als sei eine Schicht Schmutz oder Armeleuteruch daran haften geblieben.

Das etwa wollte Margit sagen, vielleicht auch noch, daß sie das Buch habe verbrennen wollen und es nicht vermocht habe, weil sie dabei etwas wie eine unsichtbare Hand angefaßt habe. Was es doch für seltsame Dinge gebe! Fast könnte man glauben, daß ein Geheimnis um das Buch sei. Damit aber die Nachbarin einen nicht noch schieferen Mund bekomme und der Herr von drüben auch, lege man das alte Stück lieber zu den alten Akten: zu den Toten in die Truhe. Dort störe es niemand, und wenn es rede, brauche man keine Antwort zu geben.

Matthias ahnte, ja er wußte, daß Margit sich so entschuldigen wollte. Sagte es ihm nicht ihr Erröten? Und hob sie nicht die Hand, als wehrte sie etwas ab? Er steckte zwei Kerzen an und drehte die vier Lampen des Kronleuchters aus. Dann setzte er sich in den Dämmerschein des Feierabendwinkels

„Ich will dir etwas erzählen."

Ob er weit ausholen wollte? Er lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen. Und draußen ging der Wind, brachte eine Melodie mit und klopfte wie ein Mensch an die Scheiben. Ganz vertraut tat er, manchmal auch, als käme er von weit gewandert. Dann war das Klopfen sachter, und die Schritte, die vorübergingen, schienen aus einer anderen Welt zu kommen.

Margit sagte: „Wolltest du nicht etwas erzählen?"

Matthias nickte.

„Es war vor Saint-Croix. Da saßen im Unterstand ein Leutnant und sieben Mann. Drei spielten Karten um dreimal nichts, der vierte blies ein Lied auf der Flöte, der fünfte schrieb einen Brief, „liebe Mutter", schrieb er, der sechste kaute an seiner Pfeife und träumte, und der siebente schließlich, den ein Päckchen aus der Heimat erreicht hatte, hielt ein gekästeltes Blatt Papier in der Hand und las. Und nachdem er gelesen hatte, entfernte er sich aus dem Stollen, wohl um einige kurze Augenblicke mit sich allein zu sein. Wenige Herzschläge später begrub ein Volltreffer einen Leutnant und sechs Mann. Drei hatten Karten gespielt, der vierte ein Lied geblasen, der fünfte hatte einen Brief geschrieben, und der sechste an seiner Pfeife gekaut und geträumt."

Hier schwieg Doktor Matthias eine Weile und sah, als hinge auch er einem Traume nach, auf das zerschlissene Buch, über das er behutsam wie über die Hand oder das Gesicht eines lieben Menschen strich. — „Und der siebente?"

„Seine Mutter hatte ihm in dem Päckchen ein Büchlein, das er bereits als Junge über alles liebte, zugeschickt, darin, von zitternder Hand geschrieben, ein paar Zeilen auf einem gekästelten Blatt Papier.

Und das Büchlein, das dem einen von den sieben Mann im Unterstand das Leben rettete, ist dieser zerschlissene Fetzen hier. Meine Mutter hatte mir ihn, drei Tage vor ihrem Tode, ins Feld geschickt."

Die Beschwerde

Bei Frau Hochgebild liegt ein Defekt an der Wasserleitung vor. Zwei Arbeiter des Städt. Wasserwerkes beheben den Schaden. Anderen Tages liegt eine Beschwerde der Frau Hochgebild vor, die Leute hätten bei der Arbeit unanständige und anstößige Ausdrücke gebraucht. Die Direktion fordert von den Arbeitern einen Bericht, der so aussah: „Am 13. d. M. flickte ich mittels Lötlampe an der Decke des Badezimmers bei Frau H. ein Rohr. Dabei schmolz etwas Zinn ab und tropfte meinem Arbeitskameraden in den Nacken. Nur aus Versehen. Darauf sagte dieser: ‚Lieber Fritz, wärest du vielleicht so liebenswürdig, etwas besser aufzupassen?'

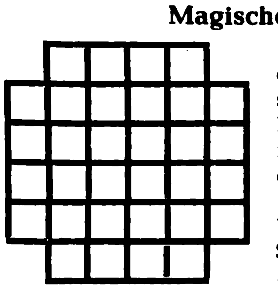






RÄTSEL

Magisches Kreuz.



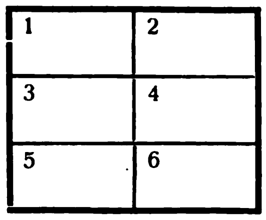
Die Buchstaben aaaaaaaa eeee gg i llll mm nn pp ss tttt z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Stadtteil von Istanbul, 2. Himmelskörper, 3. Stadt auf der Insel Luzon, 4. Holzbein.

Geographisches Füllrätsel.

a — ant — burg — burgh — che — de — din — e — gens — gnon — gos — mal — man — mö — pen — ra — re — rin — sa — sa — ster — troit — tu — vi — wer. Zu den genannten Ländern sind aus den Silben Städte zu suchen. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Städte, von oben nach unten gelesen, nennen eine europäische Hauptstadt.

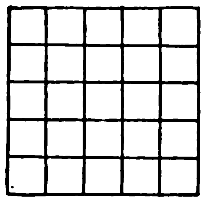
Frankreich	
England	
Spanien	
Italien	
Schottland	
Deutschland	
USA.	
Belgien	
Schweden	

Silbenkreuz.



1—2 weibl. Vorname
1—3 Kaufgeschäft
2—3 Nähwerkzeug
3—4 griech. Buchstabe
3—5 Vertiefung
4—3 Rüge
5—2 Strom in Sibirien
5—6 gegerbte Haut
6—2 Hafenstadt in der Cyrenaika.

Magisches Quadrat.



Die Buchstaben: aaaaa dd eeee gg l mm nn oo rrr s t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Stadt in Jugoslawien, 2. ital. Badeort an der Adria, 3. Grasfläche, 4. weiblicher Vorname, 5. französischer Maler

Zahlenrätsel.

1 10 11 12 1 4 13 1 14 9	griech. Sagengestalt
2 6 15 1 3 3 6	oberital. Provinz
3 6 9 13 16 2 3	Dickhäuter
4 11 4 6 3 1 3	griech. Göttergeschlecht
1 11 3 17 6 14 12	Wasserfahrzeug
5 1 4 1 7 4 11 15	Geheimpolizist
6 2 6 17 1 9 7 1	Flächenverzierung
3 6 2 7 16 4 11 7 6	Betäubungsmittel
7 6 15 11 6 2	Fischrogen
8 6 8 3 1 2	nord. Sagengestalt
1 3 5 11 15 11 1	Salatpflanze
9 10 6 3 11 1 3	europ. Königreich
4 13 1 12 9 1	engl. Strom

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Tag des Bauern.

Lösungen der Rätsel in Folge 26:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Boe, 3. Rauschgift, 9. Kar, 12. Eis, 13. Faun, 14. Aas, 16. Block, 18. er, 19. Fluor, 21. Real, 23. Hannibal, 24. Murg, 25. Isolani, 27. Albumin, 29. Trent, 32. Keren, 33. Ast, 34. Elsa, 35. Einsiedeln; Senkrecht: 1. Baer, 2. Ob, 3. Rio, 4. Aschanti, 5. Caen, 6. Huri, 7. Fallbeil, 8. Tau, 10. Ai, 11. Ring, 12. Ellora, 15. Sommer, 16. Bast, 17. Kant, 19. Falk, 20. Ruin, 22. Ei, 26. Lese, 28. Uran, 30. Ili, 31. Ase, 34. es. ✶ **Silbenkreuz:** 1. BER, 2. LIN, 3. KA, 4. MEL, 5. RAT, 6. TE. ✶ **Füllrätsel:** 1. Ostindien, 2. Kostarika, 3. Broschüre, 4. Kolosseum, 5. Vorposten, 6. Aprikosen, 7. Apfelmost, 8. Patroklos. ✶ **Silbentreppe:** 1. Laurin, 2. Rinderpest, 3. Pestbeule, 4. Leguan, 5. Angara, 6. Ranunkel, 7. Kelle. — ✶ **Viereck:** 1. Kroesus, 2. Omphale, 3. Stambul, 4. Sterlet. ✶ **Treppenrätsel:** 1. F, Lasche, Flasche; 2. Ur, Kunde, Urkunde; 3. Kar, Affe, Karaffe; 4. Vier, Eck, Viereck; 5. Kaper, Ei, Kaperei; 6. Kamera, d, Kamerad.

Ein humorvoller Feldherr

Als General Kyau schwer erkrankt war, schrieb ihm ein Freund: „Woher kommt es doch, daß Sie, ein alter unerschrockener Soldat, sich so sehr vor dem Erbfeinde des irdischen Lebens, dem Sensenmanne, fürchten?"

Darauf antwortete Kyau.

„Meine Furcht ist bei weitem nicht so groß, als man zu glauben scheint. Es fehlt mir nur an einem geschickten Spion, welcher zuvor die Stärke des Feindes auskundschaften und mich davon unterrichten könnte. Sie würden mir daher eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie sich zu diesem Geschäfte bequemen wollten. Nur müßten Sie nicht, wie so viele andere, das Wiederkommen vergessen." H.

Ein arabischer Arzt

Der arabische Arzt Harith kam zu einem Kranken und sprach: „Ich und du und die Krankheit sind drei. Wenn du nun zu mir hältst, so besiegen wir sie; wenn nicht, so wirst du besiegt." H.

Humor

„Hier bringe ich die Rechnung —, mein Meister hat gesagt, ich dürfe nicht ohne Geld nach Hause kommen!"

„Da kann ich dir nur gratulieren —, einen so langen Urlaub wirst du nie mehr in deinem ganzen Leben bekommen!"

*

„Wanda sagt, sie wäre ganz verliebt in ihren neuen Wagen."

„Wieder ein Beweis dafür, daß der Mensch überall durch die Maschine zu ersetzen ist."

*

Der Arzt hatte seinen Diener entlassen, weil dieser faul war.

„Ach, Herr Doktor", bat der Diener, „können Sie den Entlassungsgrund nicht in lateinischen Wörtern in mein Zeugnis schreiben?"

*

„Sagen Sie, Herr Kandidat, was geschieht in der Notfrist . . . ?"

„In der Notfrist, Herr Professor in der Not frißt de Teufel Fliegen, Herr Professor!'



„Du, das Bild kaufe ich. Wenn ich es in der Mitte durchschneide, bekommt jeder eins!"
Zeichnung: Kossatz.

Ein Kunstsammler zeigte einer Gesellschaft junger Damen seine Kostbarkeiten „Dies ist eine schöne Statue der Minerva", sagte er Eine der Damen fragte: „War sie verheiratet?" — „Nein", antwortete der Sammler lächelnd. „Sie war die Göttin der Weisheit."

*

Beinahe eine Stunde standen Heinz und Peter auf der Straße und sahen dem Dachdecker zu. Da sagte Peter: „Laß uns gehen, Heinz, der fällt ja doch nicht 'runter!"

*

Erster Poet: „Dein Rock sieht eigentlich schon recht schäbig aus. Warum läßt du ihn nicht wenden?"

Zweiter Poet: „Weil er leider keine drei Seiten hat."

*

Der Regisseur war auf vollen Touren. „Mehr Temperament!" schrie er. „Es ist kein Leben in Ihrem Sterben!"

*

„Wenn ich an meinen dreißigsten Geburtstag denke, wird mir angst und bange."

„Noch immer? Das müßtest du doch längst überwunden haben."





Erika Dannhoff



Godminne, dem Tyll Eulenspiegel zum Schein angetraut, opfert für eine hohe Idee Liebe und Leben. Erika Dannhoff als Godminne und Ernst Fritz Fürbringer als Tyll Eulenspiegel in Hans Fritz v. Zwehls Schauspiel „Aufruhr in Flandern".



Opfer ihrer Liebe: Desdemona.
Erika Dannhoff erfüllte die tragische Gestalt der Braut und Gattin des Othello mit allem Zauber der Hingabe.

Aufnahmen: H. Holdt.



Vom Abenteuer zur Liebe.
Erika Dannhoff als Viola in Shakespeares Schauspiel „Was ihr wollt".

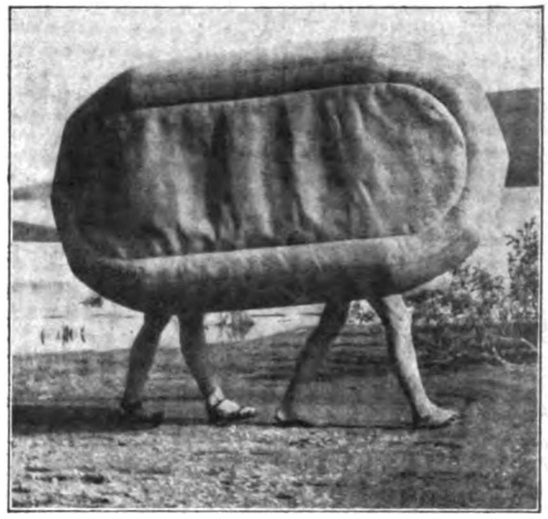


Als Anna, verliebte Gärtnerin, in „Launen der Liebe" von Niccodemy.



Als Minna von Barnhelm in Lessings klassischem Lustspiel.



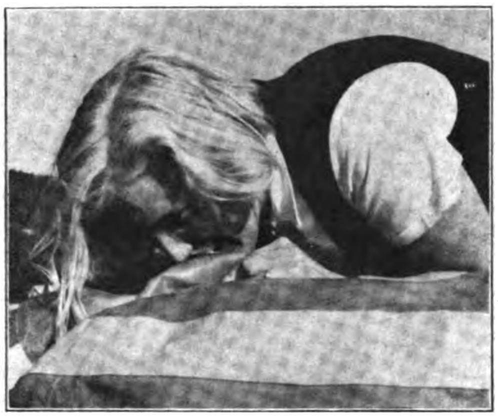


Ein vorsintflutliches Ungeheuer?
Am Strande bewegt sich ein seltsames Wesen dahin, das mit Menschenbeinen ausgestattet ist. Was kann das sein?

Aufn.: Leif Geiges.

Zwei Mädel ziehen über die Wiese.
Das eine trägt einen Blasebalg in der Linken und hat ein unförmiges Paket unterm Arm. Das andere hat ein Paddel. Was mag das wohl bedeuten?

Mit dem Boot unterm Arm



Ellen findet die Sache ein wenig langweilig.
Sie meint, mit dem Mund könne sie das Gummigebilde schneller aufpusten. Aber schon nach wenigen Augenblikken gibt sie es hustend auf.

Am Seeufer wird das Paket auseinandergerollt, und Karin macht sich daran, es aufzublasen.





Einen ganz großen Vorteil hat das Boot:
Es verträgt „enorme" Belastung und auch unruhige Passagiere wie Lady und denkt trotzdem nicht daran, zu kentern.



Auch in diesem Jahre wird Hollywood wieder eine Broadway-Melodie als Großfilm drehen. Daß in den Tagen der Hetzkampagne die Sache ein politisches Gesicht bekommen wird, ist klar. Wir hatten Gelegenheit, einen Blick ins Drehbuch zu tun und zeigen einige der erfolgversprechendsten Szenen . .



Zum Beispiel Szene 212 b: Ronald, der junge Schlagerkomponist, bis über beide Ohren in Ellinor, das schönste Mädchen der Girltruppe, verliebt, aber bisher eiskalt von ihr abgewiesen, will einen neuen Annäherungsversuch wagen. — Unverkennbar übt die Heißgeliebte vor dem Spiegel — den Nazigruß . . .! Eine Agentin also? Oder bloß bestochen??



oder: sehr wirkungsvoll wird auch das Bild Nr. 324, wo der junge, energiegeladene Reporter der großen Neuyorker Zeitung, der an die Unschuld des süßen, aber schwer verdächtigen Girls glaubt, bei seinen auf eigene Faust betriebenen Nachforschungen gerade dazukommt, wie die auf dem Wolkenkratzerdach mit Fallschirmen gelandeten Gestapoleute den Revuedirektor entführen wollen — er soll nämlich gezwungen werden, die im Programm auftretenden Negersänger das Englandlied singen zu lassen . . .





Außergewöhnlich echt und wirksam wird bestimmt auch Bildfolge 731. Weichfinger, der arme, kleine Gettojude, der das Geheimnis der Fünften Kolonne im Theater entdeckt hat, ist auf die vergifteten Würstchen der Nazis nicht hereingefallen — er überlistet die ganze finstere Gesellschaft und hält sie mit einem geschickt gehaltenen Hausschlüssel in Schach, bis die Polizei kommt!

Höhepunkte des Films werden zweifellos die zwischendurch immer wieder gezeigten fanatischen Revuebilder sein, hier unter anderem besonders die eingefügten Originalaufnahmen von der Versteigerung der Handlinien des Broadwaystars Norma Kitelway für den England-Hilfsfonds.

Den Riesenerfolg zum Schluß aber garantieren die Szenen, wo sich der oben erwähnte junge Reporter, jetzt bereits in der kleidsamen Uniform eines Generals, mit seiner entzückenden Braut, dem unschuldig verdächtigten Girl (wie sich übrigens herausstellte, einzige Tochter des Kunsthonigkönigs Klebsich) an Bord eines U-Bootes begibt, um dort die Hochzeitsnacht zu verbringen. Erwähnenswert ist das Nixenballett.



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: **Dietrich Loder,** Stellvertreter: **Dr. Hans Diebow,** beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Georg Kienle,** München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. **Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.**
[A B C D E F G 24] **Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.– Esc., Ungarn Pengö –.32,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 10. JULI 1941
16. JAHRGANG ⁘ FOLGE 28

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22

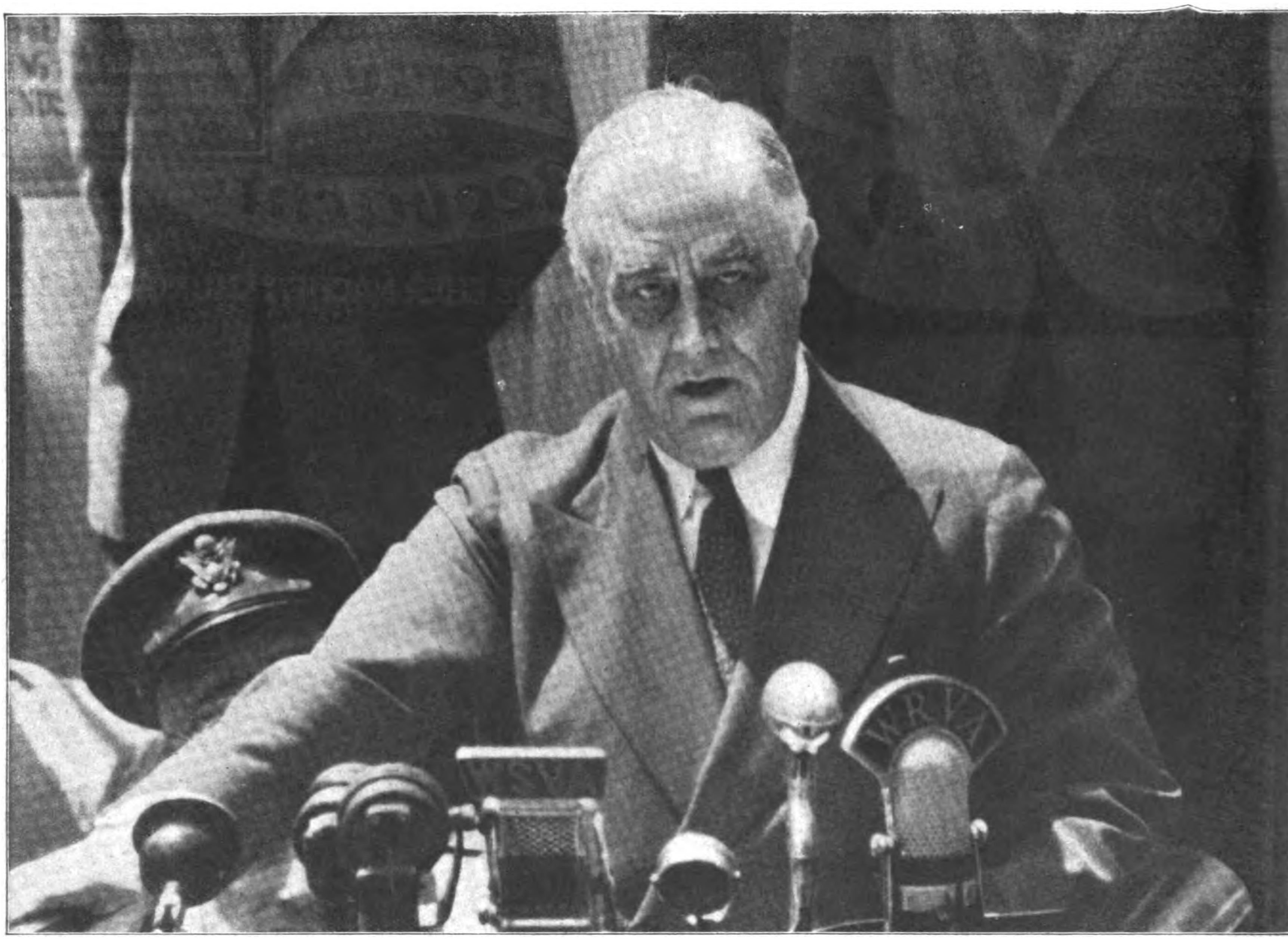
AUS DEM INHALT:
Neue Bilder vom siegreichen Vormarsch im Osten u. a. m.



Bereitwillige Hilfe überall.

Dorfbewohner, vom Schrecken der Bolschewisten befreit, erteilen gern den vorrückenden deutschen Truppen Auskunft über Wegverhältnisse.

Aufnahme: PK. Wiesemann - PBZ.





Der Gespenster-seher.
Franklin Delano Roosevelt, der in seinem Deutschenhaß die unsinnigsten Phantasien über Angriffsabsichten Deutschlands auf Amerika unterstützt, hat den Sowjetjuden „alle nur mögliche Hilfe" versprochen, in erster Linie die Lieferung von Stiefeln und Strümpfen, während die Sendung von Kriegsgerät noch eine gewisse Zeit auf sich warten lassen müsse. Auf welchem Wege allerdings diese Hilfe von Amerika nach Sowjetrußland vor sich gehen soll, darüber hüllt sich Roosevelt in Schweigen.

Aufnahmen: Atlantic und Associated Press.

Der alte Heuchler.
Churchills Botschafter in Washington, Lord Halifax, läßt sich mit seiner Frau beim Gebet in der St.-Patricks-Kathedrale in Neuyork photographieren. Die gottergebene Leidensmiene soll den Amerikanern die besondere Dringlichkeit seiner täglichen Bitten um Englandhilfe ans Herz legen.

Der Feldzug im Osten



Unter Führung der sieggewohnten nationalsozialistischen Wehrmacht ist auf der Front vom nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer das neue Europa zum Kampf gegen den zerstörenden Bolschewismus angetreten.

Aufnahmen: PK. Wiesemann-PBZ. (2), Knotler Atl. (1).

Immer weiter vorwärts!
Wasserläufe bilden kein Hindernis.



Alles hierher!
Der Gruppenführer ruft seine Männer nach vorn.



Der Schreck sitzt ihm noch in den Gliedern.
Man hatte den Sowjettruppen erzählt, wie schlecht die deutsche Armee ausgerüstet sei. Jetzt hat er sie kennengelernt.



Deutscher Stoßtrupp bezwingt Sowjet-Bunker

In den bolschewistischen Befestigungslinien.

Der Stoßtrupp, der mit der Aufgabe betraut wurde, in die Bunkerlinie einzudringen, hat sich bis in die Kampfwagensperre vorgearbeitet. Hier von der Panzerfalle aus fordert der Stoßtruppführer durch Funkverbindung einen Kampfwagen an.





Der Panzer ist da!
Mit direktem Beschuß nimmt der Kampfwagen den Bunker unter Feuer. Der Bildberichter, der hinter dem Kampfwagen vorging, hat diese Aufnahme aus unmittelbarer Nähe ohne Fernobjektiv gemacht, ein erneutes Beispiel für den einsatzbereiten Geist unserer PK.-Männer.

*

Kampf Mann gegen Mann.
Nachdem der Panzerwagen den einen Bunker erledigt hat, springt der Stoßtruppführer auf das Befestigungswerk. Gewandt und unerschrocken erledigt er im Nahkampf den Gegner.

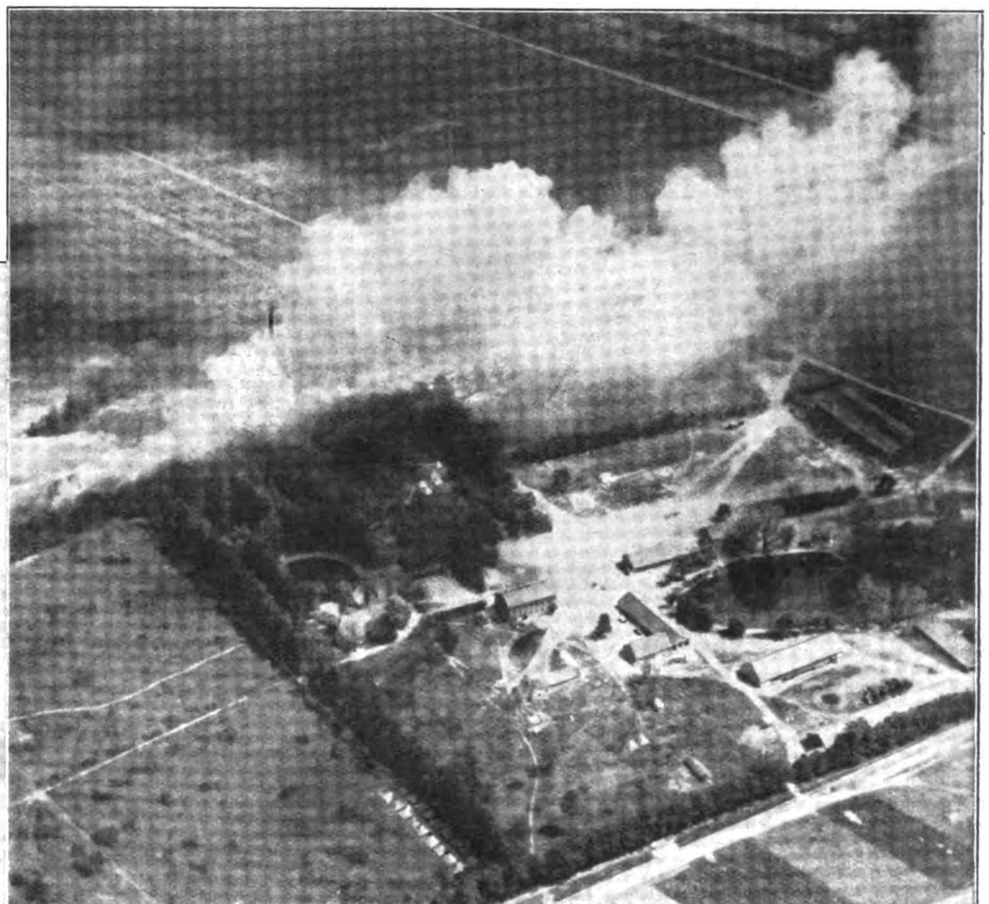


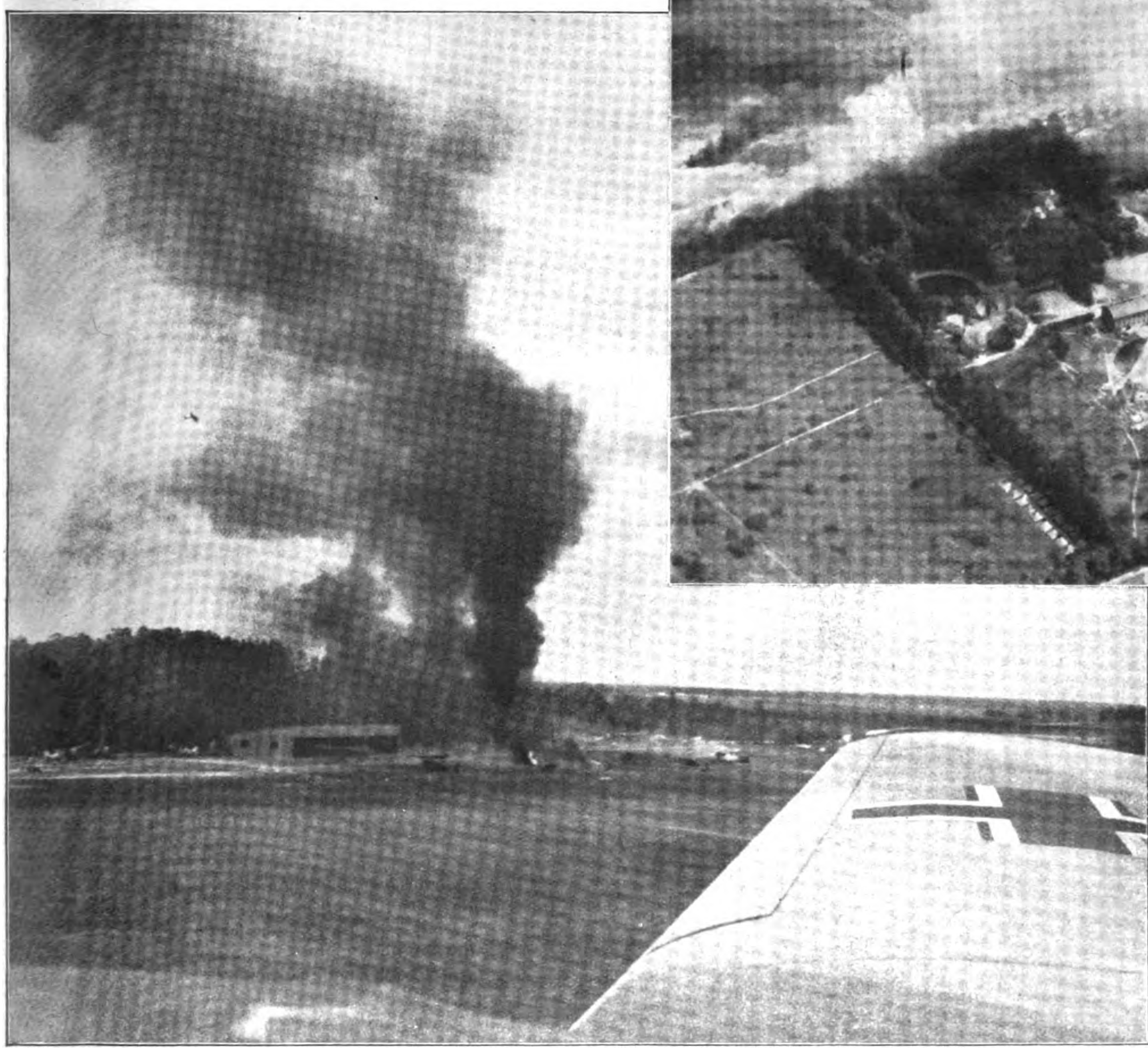


Der Bunker wird ausgehoben.
Als sich nach Aufforderung die Bunkerbesatzung nicht ergeben will . . .

rechts:
. . . wird der letzte Widerstand mit Pakbeschuß gebrochen.

Tiefangriff auf einen Flugplatz





Die Arbeit der Schnellkampfbomber.
Zum Tiefangriff hinab auf das Gelände eines sowjetrussischen Heeresflugplatzes. Schwere Treffer kennzeichnen die Wirkung der voraufgegangenen Anflüge.

Aufnahmen:
PK. Dr. Iven-Atl. (5), PK Silbermann.

Im Tiefangriff geht es über den Flugplatz, auf dem Maschinen am Boden zerstört werden. Innerhalb weniger Minuten wurden die Anlagen durch unsere Schnellkampfbomber in Schutt und Asche gelegt.

In den russischen Stellungen



Vormarsch im grauen Morgen.

Infanterie durchquert einen Wasserlauf im Osten.



Das ist ihre Spur.

Der Rotgardist räumt nicht, ohne zu brennen.



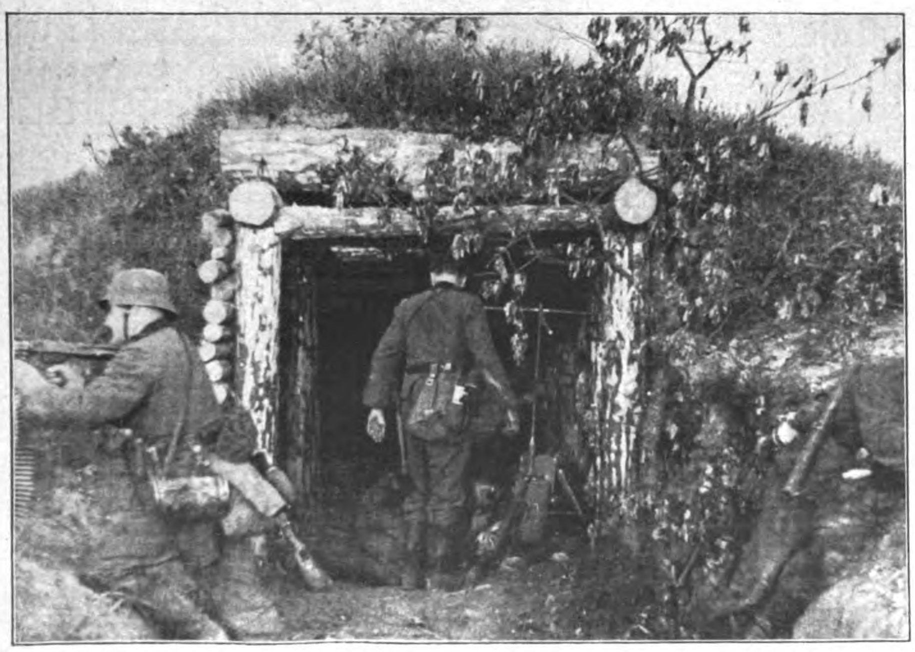
Überall lodern wieder die Brände.

Die Sowjettruppen lassen die Verwüstung hinter sich.



Deutsche Infanterie besetzt einen Bolschewiken-Unterstand.

Aufnahmen: PK. Tannenberg Atlantic.

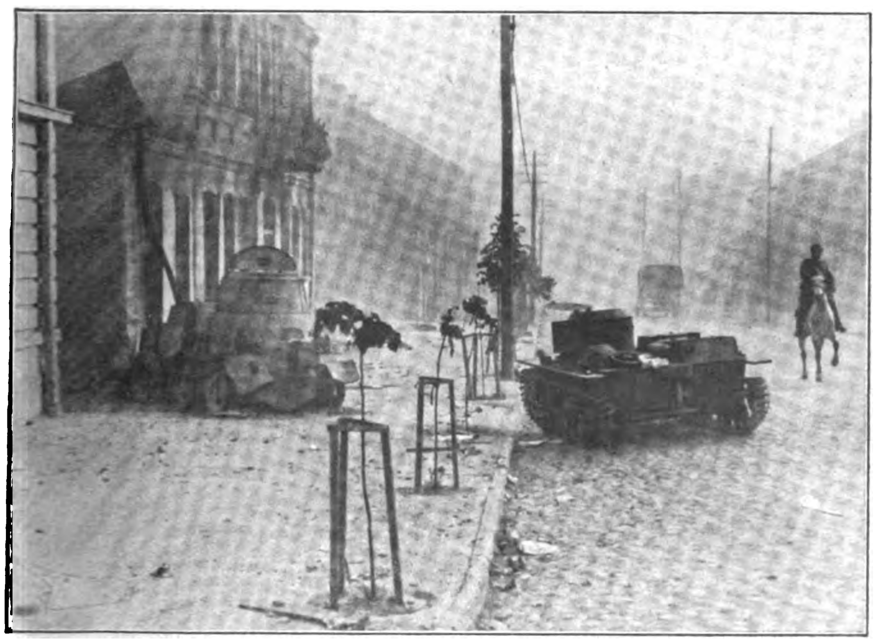


Links: Sowjetrussischer Schützengraben mit Unterstand nach der Einnahme durch unsere Truppen.



In Brand geschossen.
Einen flüchtigen Blick nur wirft die vorgehende deutsche Infanterie auf den erledigten sowjetrussischen Panzer.

Nach den Panzerschlachten



Zerstörte sowjetrussische Panzer in einer von den deutschen Truppen eroberten Stadt.

Aufn.: PK. Manthey (Hr. Hoffm.); Hermann; v. Estorff (PBZ. 2).



Überall begegnen die deutschen Marschkolonnen den steckengebliebenen „Dampfwalzen".

„Laßt uns mitkämpfen!"

Auch Rumänien in der europäischen Front gegen den Bolschewismus



Rumäniens Staatschef, General Antonescu, jetzt Oberbefehlshaber der deutsch-rumänischen Truppenverbände.

General Antonescu, der schon einmal gegen Bolschewistenterror zum Schwert griff, als er damals an der Spitze einer Armee die Horden des jüdischen Massenmörders Bela Kun 1919 aus der ungarischen Hauptstadt verjagte, der dann später als rumänischer Generalstabschef im Jahre 1933 mit der judenhörigen Clique um König Carol zusammenstieß und 1938 als Kriegsminister in dem kurzlebigen Kabinett Goga abermals seine Autorität einsetzte, hat nach seiner Übernahme der Regierungsgewalt sein Land mit starker Hand in den Ordnungsblock des neuen Europas hineingesteuert.



Zu gemeinsamem Einsatz.

Deutsche Flieger schulen die rumänischen Kameraden auf deutschen Maschinen und machen sie mit den technischen Einzelheiten vertraut.





Fertig zum Start.

Zusammen mit den deutschen Fliegern sind auch die rumänischen Piloten zu dem Kampf gegen den Bolschewismus angetreten.

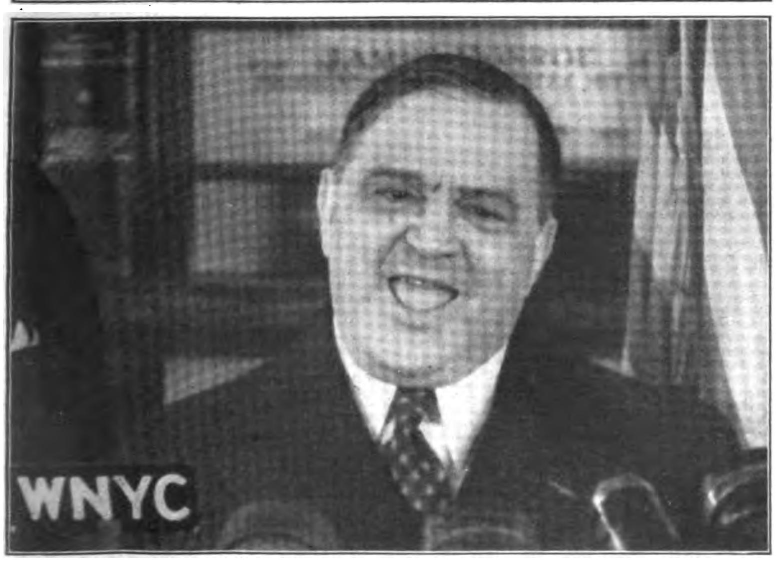
Aufn.: PK. Jesse (Scherl).

Links: Ausbildung rumänischer Pioniere am deutschen Flakgeschütz.



In Cuba wollen sie bleiben.
Rumäniens Verführer, Carol (links), der mit seiner jüdischen Mätresse Elena Lupescu, der Anstifterin zur Ermordung des rumänischen Freiheitskämpfers Codreanu, am 6. September 1940 aus dem Lande vertrieben wurde, ist in Cuba gelandet. Die Jüdin trägt haselnußgroße Perlen an Finger- und Ohrringen. Sie hatte bekanntlich Millionenwerte mitgenommen.





Roosevelts Hintermann.
Der „Chef der zivilen Verteidigung" der USA., der halbjüdische Oberbürgermeister Neuyorks, Fiorello Laguardia, bei einer seiner Hetzreden gegen das nationalsozialistische Deutschland.

„Krieg! Krieg! Krieg!"

Aufnahmen: Assoc. Press (2), Atlantic (2).



Nach den Hetzrednern — die Hetzzeichner.
Das Gespenst einer Bedrohung durch Deutschland soll die Amerikaner für den Krieg gewinnen.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(1. Fortsetzung.) *Neu hinzutretenden Lesern wird der Roman nachgeliefert.*

Eine Laubenkolonie in der Nähe der Reichshauptstadt. In der Luft liegt die Schwüle des Sommers 1939 und das Drohen des im Osten sich zusammenballenden Kriegsgewitters. Zwischen den kleinen Leuten hier, die weiter nichts wollen als fleißig sein und sich ihr Gemüse selbst ziehen, lebt Ille Helbit Helbing mit ihrer Mutter. Frau Helbig trägt ihren Mädchennamen; sie war nicht verheiratet. Als ihr das mit der Ille passierte, fand sie zu Hause kein Verständnis; sie ging fort und trug tapfer alles allein; durch ihrer Hände Arbeit zog sie das Kind Ille groß. Und nun kommt Ille, die kaum 18 Jahre alt geworden ist, und beichtet ihr, daß sie den Fritz kennengelernt habe und ihn liebe, den Fritz Römer, der in dem Lebensmittelgeschäft des Kaufmanns Braun beschäftigt ist.

Die Mutter gibt nach, Fritz darf ins Haus, und Ille findet, daß die Mutter ihn, der keine Eltern mehr hat, schon nach dem ersten Besuch gut leiden kann. Fritz aber ist in einer eigentümlichen Stimmung nach Hause gegangen; er hat nicht das Gefühl, Ille näher gekommen zu sein. Zu sehr fühlt er die Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter, die an diesem Abend noch lange auf der Bank vor ihrem kleinen Hause sitzen. In die Ruhe hinein ertönen jetzt gedämpfte Stimmen aus der benachbarten Schenke, neben dem Häuschen ihres Nachbars Arents. Die Gäste haben wohl das Fenster etwas geöffnet, denn nun treibt auch Tabakrauch zu ihnen herüber. Es schälen sich Worte heraus:

Der Anfang des Romans schloß:

„Das kannst du einfach nicht wegstreiten, Max. Vom ersten Moment an hab' ich gesagt: Die Nazi sind so gut wie Krieg. Hab' ich recht gehabt?"

Noch leiser antwortet einer: „Haben wir etwa Krieg? Rindvieh! Du wirst dir noch richtig dein Maul verbrennen mit der Quasselei."

„Wenn du so die Wahrheit nennst, gut! Ich sag' die Wahrheit."

„Deine Korn- und Mollenwahrheit."

„Mensch, hast du nicht mitgeschrien für zwei, als wir vor zehn Jahren durch die Breitestraße zogen: ‚Nie wieder Krieg!' Na, was ist? Nun sind wir soweit. Herr Wirt, noch eine Molle. Sonst würden die nicht solche Übungen veranstalten. Die wissen genau, wie der Hase läuft."

Nun ertönt eine lautere Stimme. „Reden Sie nicht so einen Mist zusammen, Nachbar. Durch Hitler kommt kein Krieg. Der war Soldat und weiß, was Krieg ist. Aber was kann er dagegen machen? So lange Deutschland lebendig ist, lassen die andern keine Ruhe, die Franzosen nicht und nicht die eingebildeten Engländer, die wahnsinnigen Polen nicht und wie sie alle heißen. Deutschland muß krank sein, sterbenskrank, dann triefen sie vor Mitleid und werden Ärzte, die die Krankheit pflegen, aber nicht den Sterbenden. Deutschland stirbt nicht mehr, sondern es hat sich erholt. Das ist es."

Langsam sagt einer dazwischen: „Es wird schon wern mit der Mutter Bern, mit der Mutter Horn is es auch geworn."

Jetzt erkennen die beiden Arents Stimme: „Da zankt ihr euch oder diskutiert, wie man so sagt. Habt ihr mal in Polen hereingerochen? Wißt ihr, wie es die Bluthunde treiben? Das soll etwa ewig bleiben oder nur ein Menschenleben lang, was die den Korridor nennen? Gib du dich mal zufrieden mit deinen Mollen und stirb dann ruhig oder sogar selig, wenn du auch noch fromm bist, was ich verlernt habe seit zwanzig Jahren, und denk man nicht an die draußen. Ich kann aber nicht schlafen, wenn ich ihr Geschrei hör' in der Nacht, und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht wüßte: Es geht los, denn so kann es nicht bleiben. Ich kenn' nichts als Haß und Haß gegen die Polen. Haben sie deinen Vater erschossen, Willi, wie meinen? Und haben sie deine Mutter dabei zusehen lassen, daß sie verrückt geworden ist? Hätten sie das, so würdest du nicht so blöde reden."

Und eine rheinische Stimme: „Es gibt keine Versöhnung. Mit den Franzmännern auch nicht, das weiß ich längst."

Traurig sagt einer: „Wird denn nie ein Ende? Soll es immer wieder kommen?"

Da antwortet eine Stimme: „Der Führer wird ein Ende machen."

Das ist die Stimme des Lehrers, der seit einigen Wochen auf der anderen Seite ihres Hauses wohnt, seitdem die alte Hilvers gestorben ist, der Lehrer Tiele.

„Licht aus", ruft jemand, der seinen Kontrollgang durch die Straßen macht, und noch lauter: „Licht aus!" Er nimmt sein Amt ernst, er brüllt, als wenn schon der Feind am Himmel hinge.

Sofort wird das Fenster geschlossen, und nun ist wieder Ruhe. Ille denkt an Fritz. Die Mutter schöpft in der Erinnerung. Nie war so lebendig in ihr, was sie mit Ille erlebt hat, wie in den letzten Tagen.

Einmal hat sie einen Brief gefunden. Ille war wohl damals dreizehn, einen unbeholfen aufgesetzten Brief. Den Brief schrieb Ille an ihren Vater, den sie nicht kannte, von dem sie nie etwas gehört hatte. Niemals hatte sie die Mutter nach dem Vater gefragt. Die Mutter nahm an, daß Ille kein Geheimnis vor ihr hätte. Nun entdeckte sie, wie die kleine Tochter, auf sich allein gestellt, schwere Kämpfe austrug.

„Lieber Vati", hatte sie geschrieben, „Mutti ist Dir sicher böse, weil sie nie von Dir erzählt, und tot kannst Du nicht sein, sonst hätte sie von Dir erzählt, und nun schreibe ich an Dich und weiß nicht, wo Du wohnst, und kenne Dich nicht und möchte zu der Mutti sagen, bring mich zum Vati, weil ich Dich lieb habe Deine Dich liebende Tochter Ille."

Den Brief hatte Ille unter ihr Kopfkissen versteckt. Als sie eingeschlafen war, fiel er zur Erde. Die Mutter legte ihn wieder an seine Stelle und saß lange an Illes Bett, ehe sie sich zur Ruhe begab.

Am andern Morgen sprach sie mit Ille und belog die Tochter, die ihr vertraute, wie kaum je ein Kind seiner Mutter vertraut hat. Sie sagte, der Vater sei gestorben, ehe Ille geboren wurde, und er habe Ille nie gesehen.

Da stand die Kleine nachdenklich. Sie stand so wie immer, wenn etwas ihr kleines Gemüt stark bewegte. Sie stellte die Beine auseinander und hatte die Hände gefaltet. Noch heute macht sie es so:

„Zeig mir ein Bild von Vati, bitte, Mutti."

Was sollte sie antworten? Da log sie weiter, daß ein Koffer verlorengegangen wäre einmal, und daß sie darüber sehr traurig sei. In diesem wären die Bilder von Vati gewesen.

Prüfend sah Ille die Mutter an, und es war schwer, ihrem Blick standzuhalten, aber die Mutter erwiderte den Blick ernst und scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz zitterte.

Sie wußte nicht, ob Ille den Brief aufbewahrt hatte. Sie sprachen nie mehr darüber, bis die Mutter der Sechzehnjährigen erzählte, daß sie nicht verheiratet war.

Wieder sah Ille die Mutter mit denselben Augen an wie damals. Da sitzt die Mutter unter dem Sternenhimmel und weiß, daß sie ihr Kind nicht länger belügen darf, daß ihr Kind die Wahrheit hören muß, ihr Kind, das ihr so vertraut.

Es ist der Mutter, als wenn das Himmelsgewölbe sie beide abschlösse und sie vor den andern verdecke.

Sie beginnt leise zu sprechen, sie sitzt regungslos, und auch Ille bewegt sich nicht. Zum Himmel spricht die Mutter, und der Mond erzählt es dem Kind.

Sie spricht von ihrer Liebe, von ihrem Kampf, und daß immer nur eins für sie das Leben bedeutet habe, das Kind. Daß sie den Vater vergessen hätte, daß sie auch kein Bild von ihm besitze, daß alles in ihrem Leben Ille war.

Dann ist Schweigen. Ille lehnt sich an die Mutter. Fast unhörbar flüstert sie: „Mutter."

Die Gäste verlassen die Kneipe, sie stehen gebannt vor dem Bild des Himmels, das der Städter so leicht vergißt, sie gehen auf leisen Schuhen und trennen sich still.

Die Mutter erhebt sich. Beide steigen über die Bank in die Küche, wie sie es immer tun.

Sie machen kein Licht, sie sprechen nicht miteinander. Als die Nacht dem Ende zugeht, erwacht Ille. Sie hört Geräusche auf dem Hof und Stimmen. Arent sagt tröstend: „Brave gute Anna." Da weiß sie, daß das Kalb geboren ist, und sie fühlt fromm ihre Verbundenheit mit den Blumen des Herrn Sonne, diesem anderen freundlichen Nachbarn, mit der Buche vor dem Haus und den Tieren auf dem Hof, wie sie es nie empfunden hat.

Wie sie es als kleines Kind getan, kriecht sie in das Bett und schläft bald fest ein, so daß der Fritz am andern Morgen vergeblich auf sie wartet.

IV.

Am Nachmittag verläßt Fritz den Laden des Herrn Braun. Er trägt eine größere Schachtel unter dem Arm, die in buntes Papier eingewickelt ist.

Braun stellt den Kopf schief, wie er es immer tut, wenn er interessiert oder besonders neugierig ist.

„Enthält diese Schachtel etwa ein Geschenk für das Fräulein Ille oder sogar für Frau Helbig?"

„Selbstverständlich", erwidert Fritz.

Herr Braun klopft bedauernd auf Fritzens Schulter: „Diese Schachtel mit Inhalt wird bei Ihnen bleiben. Die Frau Helbig nimmt kein Geschenk weder für sich noch für Ille und — was meine Person angeht, ich weiß nicht, vor wem man sich mehr in acht nehmen muß, vor dem, der keine Geschenke nimmt, oder vor dem, der immerzu schenkt."

Diese Schachtel mit beiden Händen vor sich balanzierend betritt Fritz Marta Helbigs Wohnung. Mutter und Tochter sollen raten, was darin ist. Zwischendurch spielt er den Beleidigten, daß ihn Ille am Morgen versetzt hat.

Ille tastet die Schachtel ab. Als die Mutter sieht, welche Freude sie daran hat, macht sie mit. Bei einer Schachtel ist aber schwer etwas zu erfühlen. Da muß man schon hellsehen können. Stolz packt Fritz aus. Er hat einen Volksempfänger gekauft. Er stellt den kleinen Kasten im Wohnzimmer auf den Tisch. Ille ist kleinlaut, sie weiß, wie die Mutter über ein Radio denkt:

„Wenn man darüber nachsinnt, Ille, eine Erfindung aus Grimms Märchen. Was in China gesprochen wird, höre ich hier, in derselben Minute. Du, Ille, vielleicht fangen wir plötzlich eines Tages merkwürdige Geräusche auf. Immer wieder kommen sie. Und die Professoren aller Länder brüten. Manches Ei ist schon faul geworden, bei solcher Brüterei, aber aus einem springt das Küken. Aus den Geräuschen formt sich eine Sprache. Nun verstehen sie auch schon die andern Professoren. Ein Lexikon ist in Bearbeitung, das Lexikon der Marssprache. Lach nicht, Ille. Morgen kann es schon so sein. An einem Sonntag, wenn wir wach werden, erfahren wir es, an einem Ersten des Monats."

So was kann nur die Mutter sagen. Was die Menschen aus ihrer Mutter hätten machen können — aber schließlich ist sie wohl vor den Menschen geflohen.

„Wäre das schön, wenn wir so was erlebten, Ille, wir beide zusammen. Ich glaube, die Menschen könnten sich das Leben viel großartiger gestalten, wenn sie nicht immer ihre dummen Zwiste hätten. Aber davon leben sie. Ich hätte so Sehnsucht, etwas Wunderbares zu erleben. Du nicht, Ille?"

Dann schimpft die Mutter über das Radio. „Im Zimmer ist es ein Teufelskasten. Das holt Lärm durch die Wände, die die Ruhe hüten sollen."

„Man kann es aber doch abstellen, Mutter."

„Das hat die Frau vom Bäcker auch gesagt. Und nun dudelt das Ding da drüben den ganzen Tag, daß man es bei offenem Fenster bis hierhin hört. Das meiste Musikzeug kennt man schon auswendig, und das andere ist gewöhnlich gestohlen. Der Mann muß sich Watte in die Ohren stecken oder sich scheiden lassen, was er nicht tut. So machen sie aus einem Wunder Krimskrams, die Menschen. Ille, in einer Naturgeschichte müßten so die Menschen beschrieben werden und nicht, wie unser dummer Pastor sagte: Die Hunde gehörten ins Tierreich und die Menschen ins Himmelreich. Das wollen sie gar nicht. Würde ihnen heute ein lieber Gott das Himmelreich überlassen, dann

machten sie ein Kino daraus. Glaubst du nicht, Ille? Ein Kino ist ihnen lieber mit anschließender Bar und Tanzraum."

Fritz weiß nichts von den Ansichten der Mutter. Als er bemerkte, daß Helbigs kein Radio besaßen, beschloß er sofort, eins zu kaufen; denn nach seiner Ansicht gehört es einfach zum Leben wie das Essen und das Wasser und das Licht.

Die Mutter besieht sich das Ding genauer: „Ulkiger kleiner Kasten."

Ille ist erstaunt; so ablehnend, wie sie dachte, scheint die Mutter nicht zu sein.

„Gleich montiere ich ihn, ich habe alles mitgebracht."

„Wieso? Bei uns?"

„Das Radio ist ein Geschenk meiner Wenigkeit", erklärt er vergnügt.

„Das geht nicht", antwortet die Mutter.

Fritz läßt sich durch dieses Gespräch nicht stören. Er beginnt mit der Montage: „Ich habe nur fünf Mark angezahlt."

„Gerade genug", erwidert die Mutter.

Fritz ist eifrig bei der Arbeit: „Also leihe ich Ihnen den Kasten unter der Bedingung, daß ich ihn jeden Tag zurückholen kann."

Die Mutter beobachtet Fritz belustigt: „Wenn unser Leihgeld die Abzahlungsraten ausmacht."

Fritz sieht nicht auf: „Einverstanden, und Sie zahlen in Kaffee und Kuchen."

„Wie viele Monatsraten sind es denn?"

„Fünfzehn. So lange haben Sie mich dann auf dem Hals."

„Das werden wir mit Würde ertragen, nicht wahr, Ille?"

Die Mutter interessiert der Fortgang der Montage: „Eigentlich kann ich das Ding nicht leiden. Ille weiß es."

Ille bestätigt das gern und zerbricht sich den Kopf über ihre wetterwendische Mutter.

Nun hat Fritz das Radio in Ordnung. Musik tönt aus dem Lautsprecher.

„Mach das Fenster zu, Ille." Die Mutter will es nicht halten wie die Bäckersleute, über die sie sich immer ärgert. Aber schon stehen die Arents auf dem Hof am Fenster. Bei ihnen ist der alte Herr Sonne, der ein Glas Milch in der Hand hält.

Er macht seine Nachmittagspause und hat gerade das eintägige Kälbchen bewundert. Ihn zieht die Musik besonders an; denn eine Militärkapelle schmettert seine „Erika".

Dann aber bricht die Musik ab. Eine kratzige Stimme ertönt. Fritz fingert an dem Radio. Etwas verliert die Stimme an Heiserkeit.

„Hier ist der Großdeutsche Rundfunk. Wir übertragen eine Kundgebung aus Danzig. Der Präsident des Senates spricht am Langen Markt."

Der Ansager redet weiter. Er ist aber schwer verständlich. Tonstöße poltern aus dem Kasten und zermahlen die Sprache. Nun aber füllen anwachsende Stimmen den Raum.

„Kommt zu uns herein", ruft die Mutter denen draußen zu. Die aber wollen keine Minute versäumen. Sie steigen durchs Fenster. Ille und Fritz helfen ihnen. Es ist keine Kleinigkeit, den schweren Herrn Sonne, den sie seit kurzem „Sonnenschein" nennen, hochzuhissen. Hinterher turnt Arents ältester Sohn, ein Achtzehnjähriger. Er ist als Schüler auf dem Gymnasium und soll im nächsten Jahr sein Abitur machen.

Ganz klar hört man nun Marschieren und herannahende Musik „rum, rum, rum", so marschieren Deutsche „rum, rum, rum", Kamerad neben Kamerad, ohne zur Seite, ohne nach rückwärts zu sehen. Es klingelt an der Wohnungstür. Ille geht öffnen. Der Lehrer Thiele steht draußen mit seiner Frau. Ob er auch zuhören dürfe. Er hat die erregenden Geräusche durch die Wand gehört.

Ille muß Stühle aus der Küche holen. Da sitzen sie in einem sachlichen, nach dem Geschmack der Mutter eingerichteten großen Zimmer. Die hellen Wände, die leuchtend weißen Schränke, die die Tür umrahmen, werfen das unbehindert durch die Fenster strömende Licht zurück. Die schwarzen Arbeitsmaschinen mit ihren braunen Kästen wirken ernst in dieser Helligkeit. Die Dunkelheit der Betten lädt zur Ruhe ein.

Über den Betten hängt eine Radierung: Köln, von Deutz aus gesehen. Um den runden Tisch in der Fensterecke sitzen die Mutter, Ille und ihre Gäste. Mutter, Ille und Frau Arent auf dem alten Mahagonisofa, die andern auf Stühlen und hochlehnigen Sesseln ringsum.

Auf dem Tisch steht das Radio.

Jetzt ertönt ein Lied. Welches ist es? Die Worte sind nicht zu verstehen, aber es hebt sich wie eine Flamme, es wird lodernd stärker und stärker und stürmt Erhörung heischend zu den Sternen. Die Mutter ist erschüttert. In Frau Arents Augen stehen Tränen. Eine schmerzhafte Unrast wühlt in Ille. In Arent brennt das Lied von der Heimat. Des Sohnes Augen strahlen Begeisterung. Der Lehrer sitzt in sich gekehrt. Er trägt seinen Gestellungsbefehl in der Brusttasche. Morgen schon muß er einrücken. Die Frau lehnt sich an ihn. Es scheint ihr alles so unkörperlich. Fritz ist am unberührtesten. Das kommt daher, weil er das Radio beobachtet und von Zeit zu Zeit den Empfang reguliert.

Das Lied wird abgelöst von chorischen Rufen, die anstürmen und davonjagen: „Wir wollen heim ins Reich."

Reich! Reich des Herzens, Reich des Hoffens, Reich der Erfüllung. All die heranbrausenden und verebbenden Klänge füllen wie ein wogender Nebel das Zimmer. Die Töne verdichten sich. Hochgiebelige alte Häuser im Schatten einer Kirchenburg formen sich. Enge mittelalterliche Straßen bauen sich auf. Kranen kreischen. Hochmastige Schiffe ankern. Dampfersirenen heulen.

Die Wände weichen in die Ferne. Es steht nichts mehr zwischen denen drinnen und den Menschen auf dem Langen Markt. Vom Balkon eines uralten deutschen Hauses spricht der Redner.

Wieder klingt es auf: „Wir wollen heim ins Reich."

In der Mutter Blut klopft es mit dem Pulsschlag der kraftgeballten Menge. Reich! Reich! Sie lehnt sich nach rückwärts.

Das Herz der Tausende von Menschen schlägt hier in der kleinen Mitte, es ist aber nicht das Herz der Tausende, es ist das Herz des ganzen Volkes, des Reiches Herz ist es. Der Redner spricht schon lange, aber die Mutter ist so ergriffen, daß sie nur die Stimme des Redners gehört, aber nicht seine Worte aufgenommen hat. Jetzt versteht sie ihn:

„Lange genug hat die Danziger Bevölkerung polnische Hetzreden hingenommen."

Mitten unter diesen Menschen ist Marta Helbig, neben der Mutter, die ihr kleinstes Mädel mit sich genommen hat, neben dem Vater mit dem dreijährigen Jungen auf der Schulter, neben dem Greis, der in diesem Augenblick keiner Stütze bedarf, mitten unter diesen Menschen, die im Strom der Sehnsucht, wieder Deutsche zu werden, so versinken, daß die Flut über ihren Verstand zusammenschlägt. Sie schließt frierend die Augen

Draußen stieren die Mündungen der polnischen Kanonen in die Stadt. Hunderte sind es oder mehr als tausend, wer weiß es. Von der Westernplatte drohen sie und vom Wasser.

Die Menschen auf dem Langen Markt tragen nichts als den Panzer eines unbändigen Glaubens. Kann Glauben Geschütze brechen? Die polnischen Artilleristen stehen bereits seit Wochen oder seit Monaten, nein, seit zwanzig Jahren. Munition liegt zu Haufen, Giftgas will entweichen. Auf den Flugplätzen hocken geduckt die polnischen Vögel horchend auf das Signal das ihnen befiehlt, Sprengstoff und Feuer in Danzig hineinzuschütten. Und die am Langen Markt lauschen unbekümmert den Worten des Redners: „Der Generalissimus Rydz-Smigly sagte: Wir werden bald gegen den deutschen Erbfeind marschieren und ihm endgültig die Giftzähne ausbrechen. Haltet euch bereit für den Tag der Abrechnung mit dem arroganten Germanenblut."

Da bricht er aus, der eine Aufschrei aus der Menge:

„Deutschland! Deutschland!" Immer wieder „Deutschland", als ein Gelöbnis, als ein Rufen, daß sie es hören über das ganze Land, bis zur Maas, bis zur Memel, bis zur Etsch, bis zum Belt.

„Hier stehen wir, wir können es nicht mehr ertragen, deutsche Brüder, helft!"

Die Not des Reiches spannt an diesem Spätnachmittag ihre Flügel über das deutsche Land.

Danzig ist eine Insel in den Wellen des polnischen Sees, aber Deutschland ist umbrandet von den Fluten eines mörderischen Ozeans. Ruhig und zuversichtlich ruft die Stimme: „Da redet einer an der Universität in Posen: 1410 haben wir die Deutschen bei Tannenberg geschlagen. Jetzt werden wir sie vor Berlin zerhauen." Lachen macht sich frei, dröhnendes der Männer, singendes der Frauen und helles der Kinder.

Diese zum Tode Verurteilten sind so voll Zuversicht zu dem deutschen Soldaten, daß die Verlassenen meinen, seine Faust zerschlage mit einem Hieb die Batterien und die Flugzeuge:

Wieder herrscht die Stimme:

„Höre, Polen! Denke nicht, Polen, daß Danzig allein und verlassen auf dieser Welt steht, sondern daß das Großdeutsche Reich, unser Mutterland, jederzeit entschlossen ist, im Falle eines Angriffes von polnischer Seite uns zur Seite zu stehen."

„Ein Volk, ein Reich, ein Führer!" braust es wie Frühlingssturm durch die deutschen Lande dahin, wo Deutsche wohnen und schaffen, durch die Werkstätten, über die Dörfer, in den Gassen der Städte, auf den Wassern der Meere, über die Straßen der Luft, durch die Häuser und Zimmer

„Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!"

„In dieser feierlichen Stunde geloben wir, daß wir zusammenhalten, ganz gleich, was kommen mag. Daß wir jeden Befehl unseres Führers Adolf Hitler zur Ausführung bringen."

Der Führer. In seiner Hand ruht alles. Marta Helbig sinnt nach. Wie kann das ein Mensch tragen?

Den tobenden Beifallslärm der Menschen am Langen Markt hört sie nicht mehr.

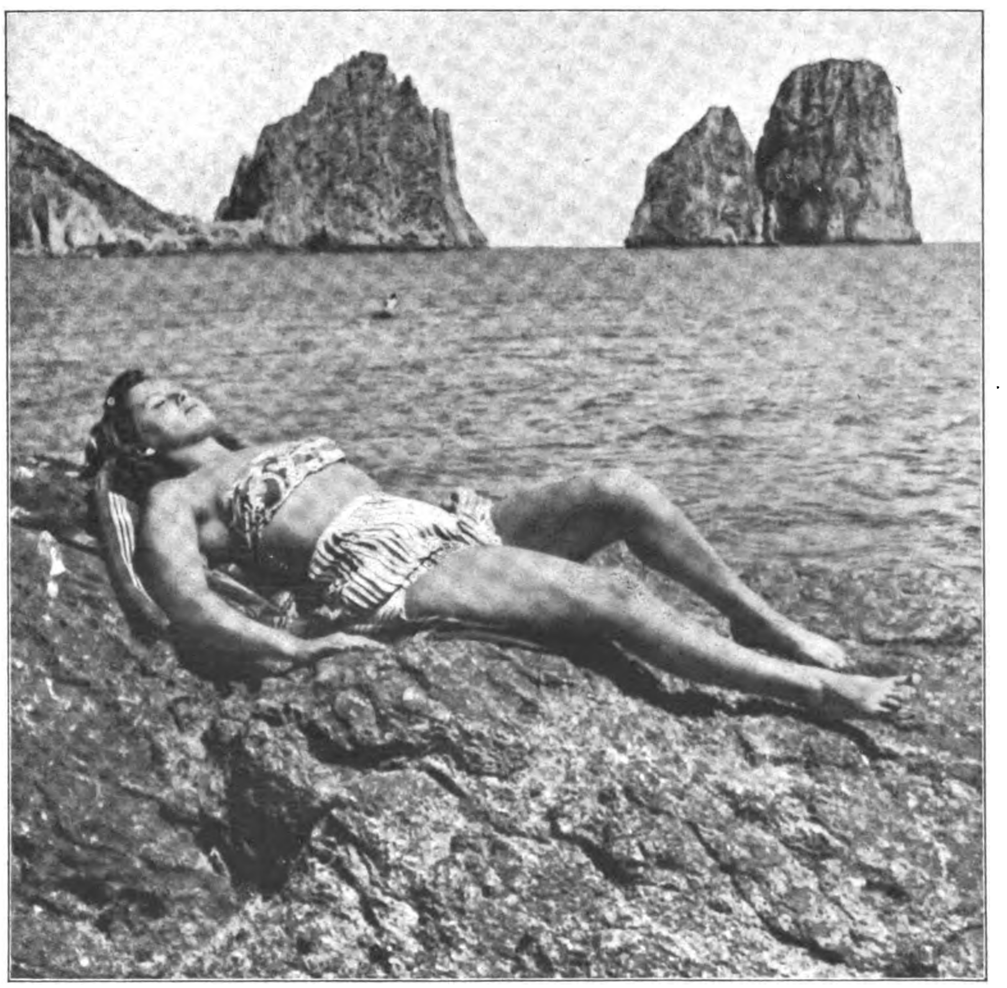
Führertum ist ein wunderbares Gefäß aus Mut und Glauben, es muß erfüllt sein von dem inneren Wissen des Volkes, damit es nicht zerbricht.

Blind ist das Wissen und wie im Schlaf, aber dem Führer leiht es tausend Arme und ein unbeirrbares Auge, so daß er Herz und Gehirn des Volkes wird, und die Menschen seine Befehle, die er aus dem stummen Wissen des Volkes geschöpft hat, zur Ausführung bringen.

Fritz hat das Radio abgestellt. Zuerst ist Stille, dann erheben sich der Lehrer und seine Frau.

„Ich muß nun Abschied von Ihnen nehmen, Frau Helbig. Morgen", er lächelt seiner Frau zu, „gehe ich zu den Preußen."

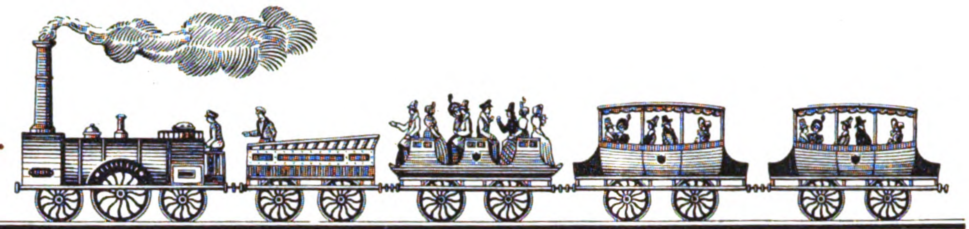
Die Mutter erschrickt: „So weit ist es schon?" Sie erinnert sich daran, wie ihr Vater davonzog.



Sonne des Südens.

Aufnahme: K. K. Wolter.

Neue Wege



Nach einer alten Tabakpackung aus der Sammlung Haus Neuerburg

So alt auch die rheinische Tabaktradition ist, eine Zigarettenherstellung hat es bis zum Jahre 1908, dem Gründungsjahr von HAUS NEUERBURG dort nicht gegeben. ★ Es hätte als ein Nachteil gelten können, dort keinen einzigen Facharbeiter vorzufinden; die Gründer von HAUS NEUERBURG sahen es jedoch als einen Vorteil an. ★ Sie wollten mit unbefangenen Augen, und nur gestützt auf ihre eigenen Erfahrungen und Tabakkenntnisse, nach neuen und zugleich besseren Fabrikationsmethoden für die Zigarette suchen.

Wie dieses Ziel erreicht wurde, darüber werden unsere nächsten Anzeigen berichten.

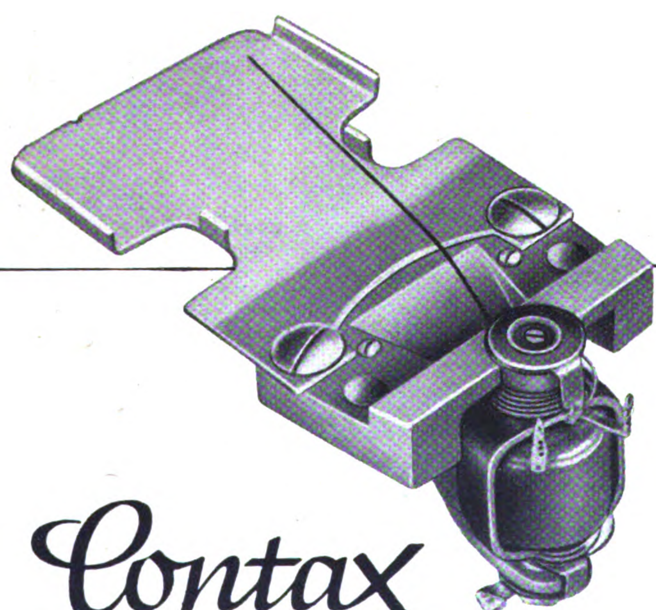
GÜLDENRING 4 Pf.
mit Mundstück

HAUS NEUERBURG

OVERSTOLZ 4⅙ Pf.
ohne Mundstück

Beide Marken wieder in der fugendichten Frischhaltepackung.

HADANK



Contax

Kaum ein halbes Gramm wiegt

die in Rubin gelagerte Drehspule des eingebauten Belichtungsmessers der CONTAX und zwar einschließlich Zeiger und Achsen. Der für die 2500 Wicklungen der Spule verwendete Draht ist nur $^1/_5$ so stark wie menschliches Haar. Bereits bei der bescheidenen Lichtmenge von 3 bis 4 Lux schlägt dieser bisher allein in die CONTAX und SUPER IKONTA von Zeiss Ikon eingebaute photo-elektrische Belichtungsmesser aus. Die Empfindlichkeit des von Zeiss Ikon eingebauten Belichtungsmessers beruht auf Zeiss Präzision.

Meisteraufnahmen durch diese drei: Zeiss Ikon Camera, Zeiss Objektiv, Zeiss Ikon Film!

ZEISS IKON

„Haben Sie es nicht eben gefühlt?" erwidert der Lehrer.

„Sicher", antwortete sie, „es packte mich so etwas wie Barbarossa-Stimmung."

„Viele werden wieder fallen, viele werden Krüppel", sagt traurig Sonnenschein.

Alle haben sich nun erhoben, sie stehen zusammen. Arent ist heute kleinlaut. Auch er empfindet, daß das Geschick nicht aufzuhalten ist.

„Wenn nur mein Bruder rechtzeitig flüchtet. Er konnte sich doch von seinem Hof in Polen nicht trennen."

„Mag sein, daß ich auch falle", sagt der Lehrer. „Aber eins weiß ich. Einmal noch hat Deutschland die Möglichkeit, sich frei zu kämpfen, daß, wie Sie sagten, ein Barbarossaland entsteht, unser Reich."

Die Mutter gibt dem Lehrer die Hand: „Darum dürfen wir nicht traurig sein, sondern müssen es zusammen tragen." Noch immer hält sie die Hand des Lehrers. Sie überlegt, aber sie hat in den zwanzig Jahren nicht vergessen, wie man einen Soldaten verabschiedet. „Hals- und Beinbruch, Herr Tiele."

Dann zieht sie ihn an sich und umarmt ihn. „Ihre Frau kann immer zu mir kommen, wenn sie will."

Jetzt wird es dem Lehrer weich ums Herz. Schnell verabschiedet er sich, daß sie nicht sehen, wie er weint, weil er an seine Frau denkt.

Nun verlassen auch Arents das Zimmer.

Allein Sonnenschein bleibt zurück. „Das ist uns allen so über den Hals gekommen, daß wir erschreckt sind. Wissen Sie, Frau Helbig, wenn man so auf seinem kleinen Stückchen Land steht — groß genug für mich ist es, von dem Himmel da oben kann mir auch keiner was nehmen, ich hab' so viel davon wie die Tommies und die Franzmänner —, dann denk ich, warum muß Krieg sein? Aber nun wirds mich auch nicht halten. Lokomotive kann ich noch fahren, denn nun kommt Not an Mann, Frau Helbig. Und mein Vater, der hat schon Siebzig mit der Lokomotive die Soldaten an die Spicherer Höhen herangebracht. Das kann sein Sohn heute noch, wenn es darauf ankommt."

Die Mutter weiß nicht, ob sie diesen Romantiker, der mit dem Zug in die feindlichen Linien fahren will, bewundern oder ob sie über ihn lächeln soll.

Sonnenschein schweigt einen Augenblick überlegend:

„So 'ne Begeisterung wie im Weltkrieg wird nicht sein, das sag' ich."

Jetzt mischt sich Fritz ein: „Wir fühlen eben anders, wir fühlen sachlicher, wir stehen auf der Erde."

„Nein", sagt die Mutter, „der Weltkrieg lastet heute noch auf uns."

„Die Last wird jeder Soldat in seinem Tornister haben", bemerkt Sonnenschein.

Die Mutter erregt sich: „Ganz falsch. Diese Last wird lebendige Kraft werden."

Sonnenschein verabschiedet sich und geht wie immer etwas vornüber gebeugt und ein klein wenig schwankend, als wenn er Seemann gewesen wäre. Dabei hat er nur einmal das Meer gesehen, als er während des Weltkrieges sechs Tage in Ostende lag. Damals bekamen sie solchen Dunst, daß er sich des Meeres nicht freuen konnte.

„Fritz, heute gibt es keine Ausrede, heute bleiben Sie zum Abendessen, und wenn Sie es auf die erste Rate verrechnen."

Fritz sagt zu. Ille geht in die Küche, um anzurichten.

„Müssen Sie auch ins Feld, Fritz?"

„Sicher! Ich bin einige Wochen ausgebildet worden. Zu einer Fahrkolonne wird man mich stecken, weil ich auf dem Land gelernt habe, mit Pferden umzugehen."

„Glauben Sie, daß Krieg kommt?"

„Ich weiß nicht, Frau Helbig."

„Fritz, ich wollte Ihnen das heute noch nicht sagen, aber nun möchte ich es tun. Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ille heiraten. Wie wir es geldlich einrichten, darüber müssen wir ein andermal sprechen."

Dann steht die Mutter auf und geht zum Abendbrot in die Küche. Fritz folgt ihr, und er wundert sich, daß sie ihm nicht das Du angeboten hat. Aber Marta Helbig ist eben eine besondere Frau. Sie setzt sich über die üblichen Gepflogenheiten hinweg.

Sie essen schnell in der Küche. Die Mutter ist nachdenklich und spricht nicht, darum schweigen auch die andern. Manchmal schaut Ille besorgt zur Mutter hin. Sie fühlt, wie die Sendung aus Danzig die Mutter aufgewühlt hat. Diese zwingt sich ein Lächeln ab: „Jetzt werde ich mir einen kleinen Vorschlaf auf dem Sofa leisten! Ich bin zu erregt, um ins Bett zu gehen, aber niedergehauen und müde. Das Singen und alle die Worte sind noch nicht aus meinen Ohren. Gute Nacht sage ich nicht; denn ich tauche noch einmal auf. Setzt euch doch draußen hin. Es ist so schön Wetter, aber leider ist heute nicht verdunkelt. Es sollte in Vollmondnächten eine ständige Einrichtung werden."

Dann läßt sie die beiden allein.

„Das macht sie manchmal. In der letzten Zeit eigentlich nie mehr", sagt Illa, als die Mutter aus dem Zimmer gegangen ist. „Ineinandergerollt liegt sie dann auf dem Sofa. So kann man einfach nicht schlafen, selbst bei der größten Müdigkeit nicht. Ich habe oft versucht, es nachzumachen. Sie schläft auch nicht richtig. Sie hört alles, was man sagt, aber im Augenblick ist sie wie gelähmt.

Später erzählt sie dann, was geredet wurde. Die alte Hilvers, die früher neben uns wohnte, hat oft darüber gelacht: ‚Was ist das eigentlich für ein Schlaf?'

‚Das ist einfach zu erklären. Hier auf dem Sofa scheuche ich meine Gedanken weg, die immerzu laut in mein Ohr sprechen, und die Bilder, die meine Lider aufreißen. Andere bewerkstelligen es mit chemischen Mitteln. Ich habe mein eigenes Patent. Und wenn die Gespenster davon sind, bin ich wunderbar müde, dann kann ich schlafen.'"

Ille hat den Tisch abgeräumt. Über einen Schemel steigen beide in das Vorgärtchen. Die

Dämmerung ist im Verrinnen. Drüben vor dem weißen Häuserblock leuchtet schon die Glühkette der Gaslaternen. In ihrer Umgebung ist es noch dunkel. Plötzlich, mit einem Ruck, flammen die elektrischen Lampen vor ihnen auf der Straße und zur Seite auf.

So ist Berlin. Dieser Stadtteil hat elektrische Beleuchtung, weil er von einem fortschrittlichen Bürgermeister geleitet wurde, und der drüben Gas. So bleibt eine Grenze sichtbar zwischen Häusern und Menschen.

„Die Mutter sieht gern, wenn das elektrische Licht angeht. Manchmal steht sie abends und wartet darauf. Heute hat sie es vergessen."

Die Buchenblätter hängen als Vorhang über der Bank und decken die nächste Lampe ab, so daß die beiden im Dunkeln sitzen, aber sie können die vorbeikommenden Menschen sehen, auch die Fahrgäste in den hell erleuchteten Straßenbahnen beobachten. Immer ist etwas zu betrachten und zu hören, daß man sich nicht zu unterhalten braucht und gut unterhalten ist.

Einmal kommt der Schupo vorbei. Er ist wohl nur der Ordnung halber oder pro forma für diesen Patrouillengang angesetzt, daß man sich geborgen unter dem Schutz der Obrigkeit fühlt, wenn er langsam vorbeibummelt. Seit Jahren ist in dieser Gegend nie ein Überfall oder ein Einbruch vorgekommen. Höchstens muß er in den Kneipen Feierabend gebieten. Das macht er auch mit dem höchsten Takt und der feinsten Zurückhaltung, daß er die Nichtbetrunkenen, die immer in der Überzahl sind, sofort als Bundesgenossen hat.

Dann kommt ein Liebespärchen vorbei. Mindestens sechs verschiedene Kosenamen hat sie für ihren Freund in dieser kurzen Zeit. Ille kann sie im Augenblick nicht alle behalten, obgleich sie sich die größte Mühe gibt. Schnurzelbutz hat sie sich gemerkt und meint, daß sie jetzt auch so Fritz nennen würde, aber er protestiert energisch.

„Ich werde dich Fritzdibitz nennen. Alle einsilbigen Namen sind langweilig, und außerdem ist Fritz durch den alten Fritz längst verbraucht."

Gerade fährt Herr Braun mit der Elektrischen vorbei. Er steht schon auf der Plattform, weil er an der nächsten Haltestelle aussteigen will.

Fritz muß lachen, „Herr Braun quatscht doch gern, wenn kein Käufer im Geschäft ist, gestern sagte er: ‚Sie, Fritz, ich hatte mal eine Braut, die hat mich immer Oopenkopp genannt, und darum habe ich sie nicht geheiratet. Sonst war sie ganz nett.'"

„Aber du wirst mich doch heiraten, wenn ich dich Fritzdibitz nenne?"

„Du", antwortete er, „die Mutter ist einverstanden, daß wir heiraten."

Da richtet sich Ille erstaunt auf. Sie fragt erregt: „Woher weißt du das?"

„Sie hat es mir eben gesagt."

Fast zum ersten Male in ihrem Leben fühlt sich Ille durch ihre Mutter gekränkt. Sie hat immerzu der Mutter von Fritz erzählt, daß er ein Waisenkind war, und was sie sonst weiß, und hat es in ihrer Art ausgemalt. Die Mutter hat aufmerksam zugehört, aber nie selbst etwas über Fritz gesagt, auch nicht über die Zukunft gesprochen. Nun hat sie es mit Fritz getan, den sie so kurz kennt. Fast ist sie eifersüchtig. „Wann?" fragt sie noch einmal. „Als du allein in der Küche warst."

Er umarmt und küßt sie: „Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin." Sie macht sich frei.

„Was hast du denn?"

„Nichts!"

Wieder versucht er sie zu umarmen.

„Ich mag einfach nicht. Laß mich in Ruhe."

„Was ist denn los?"

„Es braucht doch nicht immer etwas los zu sein."

„Willst du es mir nicht sagen?"

„Es ist doch nichts."

Halb ernst, er versucht dabei zu lachen, sagt er: „Du bist auch nicht ein bißchen verliebt in mich."

„Red nicht solchen Unsinn."

„Also ist die gnädige Frau nur im Augenblick schlecht gelaunt?"

„Ja, Fritz."

„Soll ich gehen?"

„Dann bist du womöglich böse?"

Er nimmt sie in den Arm. Nun läßt sie sich küssen.

„Jetzt bestimmt nicht mehr", antwortet er, schwingt sich über den kleinen Zaun und läuft schon zu der elektrischen Bahn, die gerade an der Ecke steht.

Einen Hut trägt er nie, so braucht er nicht noch einmal ins Haus. Nun ärgert sie sich, daß er sich so einfach hat wegschicken lassen. In diesem Augenblick hat sie Sehnsucht nach ihm. Er müßte zurückkommen. Er aber steht auf der rückwärtigen Plattform und winkt: „Gute Besserung."

Sie steigt auf die Bank, nun hell beleuchtet von der elektrischen Laterne, und winkt zurück.

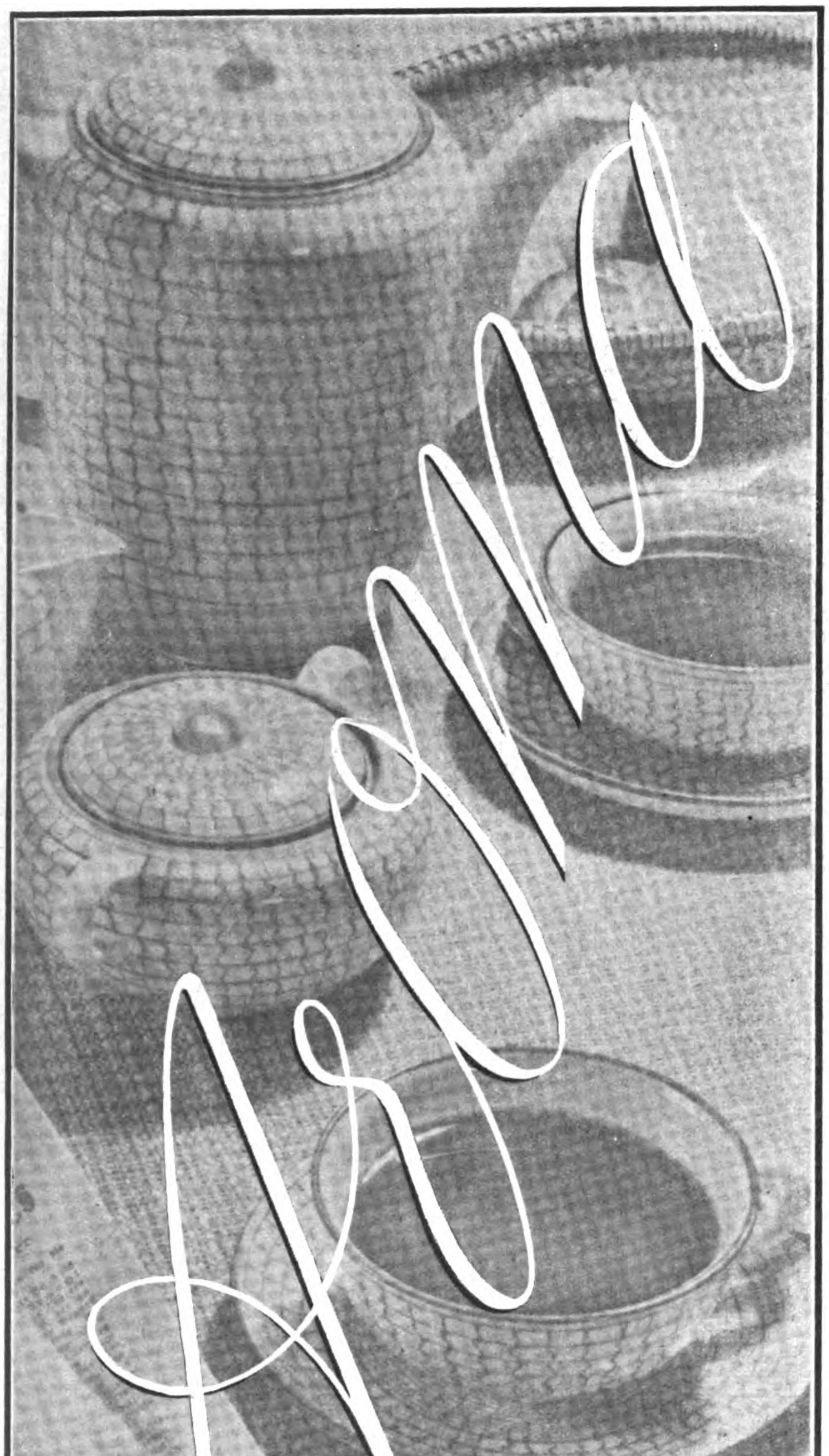
Am liebsten wäre Fritz an der nächsten Haltestelle, wo sich in dem als französisches Schloß aufgemachten Haus das Lehrlingsheim befindet, ausgestiegen und zurückgegangen. Er hätte es wohl auch getan, wenn sich nicht energisch eine dicke Dame hineingedrängt hätte.

Herr Braun, der Menschenkenner, stellte einmal fest: „Jungen Mädchen und dem Steuereinnehmer soll man nicht zweimal adjö sagen."

Am liebsten wäre Ille hinter der elektrischen Bahn hergelaufen. Sie steht auch nun mitten auf der Straße und schaut ihr nach. Weit hinten kriecht die Bahn schon. Ganz leise hört man noch das Geräusch der Kontaktstange, und das verlischt nun auch als letzte Verbindung mit Fritz. Solche Elektrische kriecht, aber wenn man läuft, merkt man, wie schnell sie fährt. Mit gesenktem Kopf steigt sie nun wieder über den kleinen Zaun; denn den Hausschlüssel trägt sie ja nicht bei sich. Sie setzt sich wieder auf die Bank. Sie denkt an die Mutter. Fast schmerzhaft verbunden fühlt sie sich mit ihr und ist betroffen, daß die Mutter sie so leichten Herzens weggibt, ohne mit ihr zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



A. FUCHS:

Das Ehehindernis

An einem der nationalen Feiertage, wo alles zusammenströmte, um dem Führer zu huldigen, hatten sie sich kennengelernt.

Fritz, Meister in einem Rüstungsbetrieb, stand eingekeilt im dichtesten Menschengedränge, da schob ihm die hin und her wogende Menge ein Weibchen zu, legte sie ihm sozusagen an das Herz.

Entzückt betrachtete er dieses Zufallsgeschenk. Blond, mollig, zum Anbeißen, so um die Dreißig herum, für ihn, den Mann von fünfundvierzig Jahren, durchaus das Richtige!

Lachend bat sie, die vertrauliche Annäherung zu entschuldigen und ihr anmutiger Ostmarkdialekt klang ihm lieblich in die Ohren.

Er wich nicht mehr von ihrer Seite, und auch sie plauderte heiter und unbefangen. Bald stand es für ihn fest: Diese oder keine!

Vertraulich schilderte er ihr die Nöte seines Lebens. Seit Jahren verwitwet, bot ihm das Leben keine Freude. Trostlos war die tägliche Heimkehr in das kalte, ungemütliche Heim.

Verstehend hörte sie ihn an. Auch sie war verwitwet und allein.

Auf seine inständige Bitte erfuhr er ihren Namen: Monika Eggebrecht. Als sie sich endlich trennten, verabredeten sie eine neue Zusammenkunft.

An diesem Tage band Fritz eine neue Krawatte um, ließ sich rasieren und die Haare schneiden. Den Mantel bürstete er, als müsse absolut die Wolle hinunter. Das Veilchensträußchen, mit dem er sie erfreuen wollte, steckte er schämig in die Brusttasche. Er genierte sich, an der Normaluhr damit auf und ab zu gehen.

Seine Hoffnung, daß sie kommen würde, war nicht sehr groß. Doch pünktlich war sie da und kam lachend über den Damm gelaufen.

Schön und harmonisch verlief dieses Beisammensein. Als störend empfand Fritz nur, daß sie ihm beharrlich ihre Anschrift verschwieg. Auch allen Fragen nach näheren Familienverhältnissen wich sie geschickt aus.

Wieder verabredeten sie sich aufs neue.

Immer tiefer verstrickte sich Fritz in diese Liebe. Plötzlich und mit unwiderstehlicher Macht hatte sie ihn befallen. Doch je mehr er die Frische und Anmut ihrer Erscheinung, die Art, nett und liebenswürdig zu plaudern, bewunderte, sank in seinen Augen Wert und Geltung der eigenen Person. Hoffnung und Niedergeschlagenheit rissen ihn hin und her.

Er magerte ab und konnte nicht mehr schlafen. Um endlich dieser Qual der Ungewißheit ein Ende zu machen, faßte er sich eines Tages ein Herz.

Sie gingen durch den Park. Die Vorfrühlingssonne wärmte schon stark. An den Weidenbüschen sprengten gelbe Kätzchen die wärmenden Hüllen.

„Liebe Frau Monika!" Schon stockte der Redefluß. Die passenden Worte wollten ihm nicht einfallen. Er nahm den Hut ab und drehte ihn wirbelnd in der Hand.

Rasch und ohne Übergang platzte er heraus: „Werden Sie bitte meine Frau!" Ängstlich und bittend sah er sie an.

Doch sie schlug betreten die Augen nieder und — schüttelte den Kopf.

Die Ablehnung traf ihn vernichtend. „Ich bin Ihnen zu alt?!"

Sie tupfte die Tränen ab. „Nicht doch! Gerade so, wie du bist, lieber Fritz, liebe ich dich!"

„Waaas?" In seinem freudigen Schreck stolperte er über eine Baumwurzel. Er schmiß den Hut fort, weil er beide Arme brauchte, um sie an das Herz zu drücken.

Sie wehrte ab. „Wenn ich dich auch liebe, Fritz, heiraten können wir nicht, denn zwischen uns steht — ein Geheimnis!"

Er fiel aus den Wolken der Glückseligkeit. Mechanisch sammelte er den Hut wieder auf. „Ein Geheimnis?" stammelte er verwirrt. Sie nickte schmerzlich und seufzte. Er sann nach. „Bist du an einen anderen Mann gebunden?" Aufgrollende Eifersucht zitterte in seiner Stimme. Kopfschütteln! Er atmete auf. Das wäre das Schlimmste gewesen. „Ist es eine Geldsache?" Kopfschütteln! „Eine — kriminelle Angelegenheit?" Kopfschütteln! „Ja! Was, zum Teufel, kann denn das sein?"

„Frage nicht!" bat sie unter Tränen. „Unmöglich kann ich dir das Schreckliche eingestehen! Wir dürfen uns auch nicht wiedersehen! Unsere Liebe war nur ein holder Traum!" Fritz entgegnete nichts. In seinem Kopf rumorten die Gedanken. Diesem Ehehindernis wollte und mußte er auf die Spur kommen! So leicht ließ er sich nicht abschütteln!

Scheinbar fügte er sich in das Unabänderliche.

Als sie Abschied nahmen, weinte sie wieder und lehnte für einen Augenblick den Kopf an seine Brust. Das brachte ihn ganz und gar aus den Fugen. Statt nach Hause zu gehen, folgte er ihr heimlich, bis in das Haus hinein, in dem sie verschwand.

In der Wohnungstür konnte er sich nicht irren, denn er hörte sie drinnen sprechen. Auf dem Türschild stand zwar: Lange. — Doch das störte ihn nicht. Er läutete Sturm.

Eine junge Dame öffnete. Monika stand im Hintergrund des Korridors. Bei seinem unvermuteten Anblick schrie sie laut und rannte in ein Zimmer. Kurz entschlossen schob Fritz die fremde Dame beiseite und verschaffte sich gewaltsam Einlaß. Im Zimmer saß ein Mann und las die Zeitung.

Monika stürmte herein und wollte ihm hastig den Vorgang erklären.

Zu spät! Fritz war schon zur Stelle! Die junge Dame laut schreiend: „Ein Einbrecher! Ein Wahnsinniger!" hinterdrein.

„Sind Sie des Teufels?" schrie der Mann erbost. „Wie können Sie es wagen, hier ohne Erlaubnis einzudringen?" Er trat drohend auf ihn zu.

„Tu ihm nichts, Egon!" flehte Monika händeringend.

Glühend vor Eifersucht fuhr Fritz auf sie los. „Wer ist dieser Mann, Monika, den du ‚Egon' nennst?" Er piekte mit dem Finger in die Luft, wo der also Benannte stand.

„Wer ist dieser Mensch, der dich mit Vornamen anzureden wagt? schrie dieser und piekte seinerseits mit dem Zeigefinger in die Luft auf Fritz.

„Rufe die Polizei! Alarmiere das Überfallkommando!" gellte die Stimme der jungen Person dazwischen

Das Ziehen der Stecklinge aus den Zuchtbeeten der mazedonischen Tabakkulturen.



6052



Liebe Eltern!

Hier ist das versprochene Bild. Aber Hellmut soll nicht gleich meckern, weil ich so faul daliege. An dem Tage hatten wir einen Dauer-Wettlauf auf dem feuchten Sand gemacht, und ich kam als Erster ans Ziel. Es war doll heiß, die meisten gaben schnell auf. Nur Jochen kam dicht hinter mir, – aber wie sah der aus! Ganz rot war der im Gesicht und an den Schultern, so einen Sonnenbrand hatte er.

Mir geht's gut; ich sehe bald wie ein Sioux aus. Ich habe mich eben allmählich an die Sonne gewöhnt und mich immer und immer wieder tüchtig mit Nivea-Creme eingerieben. Jochen fand das „mädelhaft" und tat es nicht. Wir als Sportsmänner haben ja letztes Jahr Nivea-Ultra-Öl vorgezogen. Aber im Augenblick ist es kaum zu bekommen, und Vater nimmt doch auch immer Nivea-Creme, sogar zum Rasieren. Jetzt ist Jochen von seinem Eigensinn kuriert und wird vielleicht auch noch so sonnenfest wie ich . . .

SCHÖN BRAUN *mit* **NIVEA CREME**

*) Nivea-Ultra-Öl
mit dem verstärkten Lichtschutz:
schluckt die verbrennenden Strahlen
und läßt die bräunenden durch!

Derart in die Enge getrieben, stand Monika vor den antwortheischenden Männern und begriff, daß sie Farbe bekennen mußte.

Es fiel ihr schwer! Den letzten Widerstand schluckte sie wie eine bittere Medizin hinunter. „Ach, Fritz!" Beschämt schlug sie die Augen nieder. „Ich bin hier zu Besuch bei meiner verheirateten Tochter und Egon ist — mein Schwiegersohn!" Unter Schluchzen würgte sie hervor: „Im Sommer werde ich auch schon — zweiundvierzig Jahre alt und daß ich bereits Omama bin, konnte ich dir nie und nimmer sagen!"

„Du lieber Himmel!" seufzte Fritz, der sich auf eine tragische Verwicklung gefaßt gemacht hatte. „Und ich hab' mich fast zerfranst vor Aufregung! Wer kann dafür, daß ihr Großmütter von heute noch wie die Engel ausseht?"

Nach diesem Stoßseufzer wurde er gemütlicher. „Dann werde ich mal meinen Mantel ausziehen und den Hut im Korridor aufhängen, denn vorläufig gehe ich nicht wieder weg!" Nach einem Blick auf das verdutzte Ehepaar meinte er lachend: „Als neuer Vater muß ich mein plötzliches und etwas stürmisches Erscheinen doch durch einen besseren Eindruck gutmachen! Und dann finde ich, ist es auch die höchste Zeit, daß ich mein Enkelchen kennenlerne!"

MANFRED KERSCH:

Die Stunde der Infanterie

Und dann kam die Stunde der Infanterie — und das war unsere Stunde. Wer sind wir vorher gewesen? Wenn ich nachdenke, fällt mir alles wieder ein: Jener Tag im Herbst, an dem wir zum ersten Male auf einem Kasernenhof standen. Ein Lastwagen, mit Koffern und Pappschachteln beladen, fuhr durch das große Tor. In den Koffern lagen unsere Zivilbrocken. Die Stunde barg eine kleine Wehmut.

Soundso viele junge Leute waren wir; zweiundvierzig im dritten Zug. Irgendwo lebte ein Mädchen. Das schrieb jede Woche einen Brief. Es war alles so furchtbar wichtig: Das Mädchen, der Brief, und am Sonntag der Urlaub.

Eines Tages würden die Koffer und Pappschachteln wieder ankommen. Vielleicht war uns der Anzug um die Schultern herum ein wenig zu eng geworden. Wir würden in großartigen Redensarten schwelgen. Endlich wieder ein richtiger Mensch! Nicht wahr, Meier II?

Und dann fiel eines Tages das harte Wort: Krieg. Der Hauptmann hat es zuerst gesagt. Wir konnten uns nicht gleich alles darunter vorstellen. Zuerst wußten wir nur: Der Urlaub am nächsten Sonntag fällt aus!

Aber vielleicht klappt es demnächst doch noch, Veronika . . .

Und dann kamen die Monate im Westen. Die waren das Warten. Das war nicht ganz einfach zu ertragen. Es war gut, daß Veronika regelmäßig schrieb.

Ein Tag brachte den Frühling; und wieder einer den Sturm, das große Antreten: Unsere Stunde.

Es ist vielleicht besser, wenn ich dir zur Vorsicht Lebewohl sage, Veronika. Schönen Dank auch für alles. Und gelt: Nicht weinen! Soviel war der Kerl, war ich, bestimmt nicht wert . . .

In einer Stunde wird es losgehen. Noch sechzig Minuten hat es bis zum richtigen Krieg. Ich schaue sie mir der Reihe nach an: die zweiundvierzig vom dritten Zug. Wir sind schon so lange beisammen. Da kennt man sich gut. Dem Meier II seine Witze wissen wir auch schon auswendig. Die haben inzwischen sooo einen Bart bekommen!

Werden wir morgen noch zweiundvierzig Kameraden sein im dritten Zug?

Wie ist es eigentlich gewesen? Acht Uhr und dreißig Minuten ging es los. Der erste Feuerüberfall kam von links. Die französischen Maschinengewehre hämmern viel langsamer als die unseren. Die Abstände wirkten auf mich wie Lücken in einem Zaun, durch die man mit einiger Gewandtheit rasch noch schlüpfen kann. Meier II hat es aber erwischt. Er war der erste Kamerad vom dritten Zug, der fiel. Ich schrie ihm noch etwas zu; da machte er nur eine Handbewegung. Die sagte: Laßt euch wegen mir nur nicht aufhalten!

Dann schoß die französische Artillerie. Es war mehr ein Abtasten. Mal lagen die Granaten zu kurz, dann zu weit ab.

Vor uns lag das Dorf R., unser Ziel.

Das ist nun so: Man weiß das Ziel und will es erreichen. Das setzt sich mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit in einem fest. Um zwölf Uhr müssen wir R. gestürmt haben. Der feindliche Widerstand wurde beinahe zur Nebensächlichkeit; und dabei hatte ich mir dergleichen als gewaltiges Erlebnis vorgestellt.

Was aufwühlt, ist eigentlich nur der allererste Augenblick, das erste Feuer von drüben. Es ist, als stoße man mit dem Kopf an eine Mauer. Die innere Wandlung zum Frontsoldaten vollzieht sich beinahe in Sekunden. In dieser winzigen Zeitspanne ist aber alles eingeschlossen, was das menschliche Herz zu leiden und zu erleben vermag. Für eine Sekunde ist noch einmal alles sehr wichtig: Die Mutter und Veronika. Du weißt noch einmal: Die warten auf dich! In dir ist ein winziges Zögern. In diesem Augenblick kommt die nächste Garbe von drüben. Sie sitzt knapp vor dir. Da weißt du plötzlich, was Krieg ist. Eigentlich nur das: Er oder ich! Einer ist zuviel. Der Gegner oder du. Wieso komme aber ich dazu, der Überflüssige zu sein? Niemals!

Und dann stürmst du. Alles geht wie von selbst: Das Aufspringen, das Hinlegen. Alles Enge löst sich von dir. Du merkst, daß du nicht mehr der Xaver Soundso bist, sondern Speiche im Rad der Geschichte, Saatkorn des Schicksals, dazu bestimmt, denen, die deines Blutes sind, das Leben und das Stück Brot zu sichern.

Um zwölf Uhr sollten wir in R. sein; kurz vor elf Uhr haben wir es genommen. Wir lehnen an zerschossenen Mauern. Auf dem Rücken eines Kameraden schreibe ich eine Karte an die Mutter und an Veronika. Wie ich für einen Augenblick die Augen schließe, steht das Mädchen vor mir: Jung, mit stolzer Haltung, und um den Mund ein kleines, gutes Lächeln.

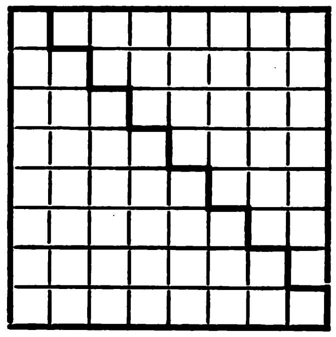
RÄTSEL

Zahlenrätsel.

7	8	17	10	6	13	7	3			Giftpflanze
11	7	6	13	5	13	5				Speise
11	4	17	6	11	4	17	8			chemisches Element
7	8	7	3	5	18	18	7			Oper von Strauß
6	12	4	18	1	5	19	19	5	10	preußischer General (Stratege)
6	1	3	5	18	1	2	6			finnischer Komponist
1	10	9	1	16	17					Farbstoff
17	15	5	18	17	13					Raubtier
10	1	5	13	15	6	12	4	5		deutscher Philosoph †
7	14	2	10	9	6	5	10			Polarforscher †
13	4	2	10	19	1	6	12	4		Raubfisch
7	14	7	11	7	18	7				Hafenstadt in Honduras

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen einer Beethoven-Sonate.

Treppenrätsel.



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe b) nach der Treppe, c) zusammen.

1. a) Konsonant, b) Unterwerfung, c) Verzeihung;
2. a) Auerochs, b) geographischer Begriff c) älteste Gesteinsbildungen;
3. a) Bedrängnis, b) Insekt, c) Schutzvorrichtung in Eisenbahnwagen;
4. a) Fahrzeug, b) Gewicht, c) eigenhändige Unterschrift;
5. a) Feldfrucht, b) mathematischer Begriff, c) schlesischer Berggeist,
6. a) fruchtbares Weideland, b) Inbegriff aller Dinge, c) militärischer Rang;
7. a) Stadt in Italien, b) Fürwort, c) Berg der Hohen Tauern;
8. a) Stadt am Bodensee, b) Vokal, c) weiblicher Vorname.

Füllrätsel.

Die Buchstaben: a a a a a a a b b d e e e e e e e e e e g g h i i i l l l l l m m m m m m n n n n n o o o o o o p p p p p p r r r r r r s s s s s t t t t u u sind so in die Felder zu setzen, daß folgende Wörter entstehen:
1. Doppelinsel im Großen Ozean, 2. Windgeschwindigkeitsmesser, 3. Bevölkerung Monacos, 4. Schlachtort in Ostpreußen, 5. Farbton, 6 Gliederpuppe, 7. Doldenpflanze, 8. südgriech. Halbinsel, 9. griech. Unterweltsgöttin.

N	E								
	N	E							
		N	E						
			N	E					
				N	E				
					N	E			
						N	E		
							N	E	
								N	E

Lösungen der Rätsel in Folge 27:

Magisches Kreuz: Galata, Planet, Manila, Stelze. ✱ **Geographisches Füllrätsel:** Avignon, Manchester, Saragossa, Turin, Edinburgh, Regensburg, Detroit, Antwerpen, Mlmö. „Amsterdam." ✱ **Silbenkreuz:** 1. HAN, 2. NA, 3. DEL, 4. TA, 5. LE, 6. DER. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Agram, 2. Grado, 3. Rasen, 4. Adele, 5. Monet. ✱ **Zahlenrätsel:** Epimetheus, Ravennna, Nashorn, Titanen, Einbaum, Detektiv, Arabeske, Narkotika, Kaviar, Falner, Endivie, Spenien, Themse. „Erntedankfest."

ANEKDOTEN

Über Schlackenwerth.

Als dem schlesischen Grafen Schaffgotsch durch den Tod seines Oheims die Herrschaft Schlackenwerth in Böhmen zugefallen war unter der Bedingung, zur katholischen Religion überzutreten, benachrichtigte er Friedrich den Großen von seinem Entschluß, die Erbschaft anzunehmen, und suchte seinen Religionswechsel zu entschuldigen. Der König erwiderte ihm:

„Viele Wege führen zum Himmelreich; Euer Liebden haben den über Schlackenwerth eingeschlagen. Ich wünsche eine glückliche Reise!" K. H.

Zu Fuß.

Die Gesandten und ihre Repräsentationsgelder waren dem Alten Fritz ständiger Ärger. Der preußische Gesandte in London wußte das und begründete die Bitte um Erhöhung dieser Gelder mit der Erwähnung, daß er im Nichtgewährungsfalle seine Pferde und seinen Wagen verkaufen müßte, um künftig zu Fuß vor dem Hof zu erscheinen. — „Schadet Ihm nichts", ließ der König antworten, „wenn sich jemand darüber aufregen sollte, so sage Er nur, daß hinter Ihm noch 300 000 Mann marschieren." K. H.

Humor

„Sag, Vater, wenn eine Henne drei Wochen auf einem Ei gesessen hat, ohne es auszubrüten, kann man es dann noch essen?"

„Nein. Als Nahrungsmittel kommt es dann nicht mehr in Frage. Man kann es nur noch im Theater verwenden.

*

Frau Kittel: „Ist meine Tochter nun mit den großen Komponisten vertraut?"

Musiklehrer: „Oh, gnädige Frau, mehr als vertraut! Sie behandelt sie wie sie will."

*

„Kind, ich begreife dich nicht, daß du den jungen Schnüsel nicht heiraten willst! Er ist immerhin ein ansehnlicher Mann und hat eine gute Stellung."

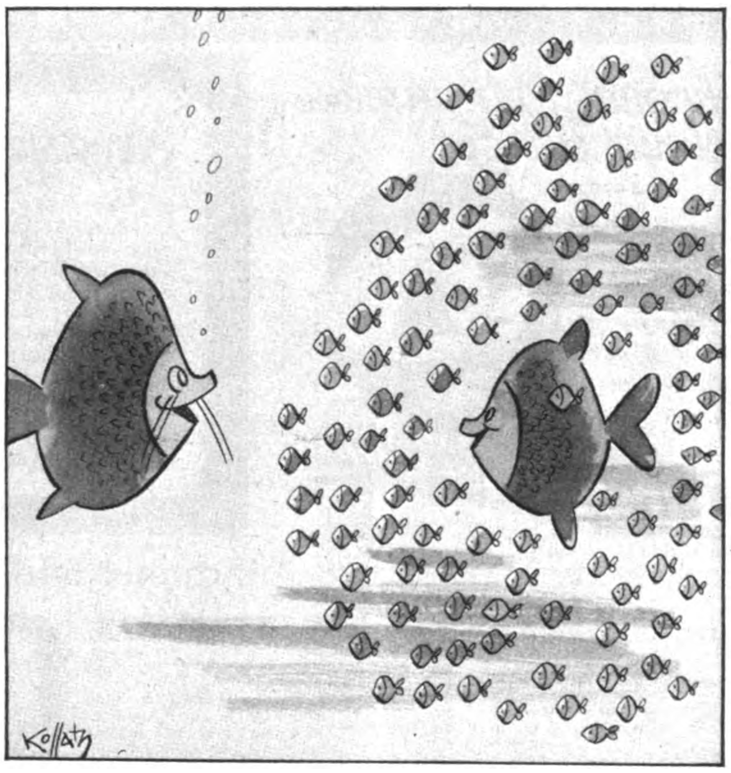
„Muttel, er hat aber rote Haare! Da heirate ich doch lieber den Herrn Sommerkahl, der interessiert sich stark für mich."

„Der Herr Sommerkahl! Aber der hat doch eine vollkommene Glatze!"

„Ja, aber er hatte früher dunkles Haar, wie er mir glaubwürdig versicherte."

*

„Iß nicht so schnell, Kurt! Erstens ist es unanständig, zweitens ist es ungesund und drittens ißt du uns alles weg."



„Dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, Vati, es sind alles Jungens!"
Zeichnung: Kossatz.

„Nacht, laß hernieder dein Schattenkleid; entzieh unserm Blick der Erde Leid! Das ist Poesie. Wie würdest du denselben Gedanken in Prosa ausdrücken, Fritz?"

„Zieh die Vorhänge zu! Ich hab' genug von da draußen."

*

Kinder verlangen oft Unmögliches. Ruft neulich die kleine Inge von der Straße herauf: „Mutti, wirf mir mal meinen Luftballon herunter!"

*

„Warum verdeutscht man nicht endlich das Wort Souffleur?"

„Es wird sich im Deutschen kein treffendes Wort dafür finden lassen."

„Oh, ich wüßte eins."

„Nun?"

„Kastengeist!"

*

Hemmer hatte sich leicht übernommen. In diesem Zustand wird er leicht elegisch: „Ich habe eine sehr bewegte Jugend gehabt!"

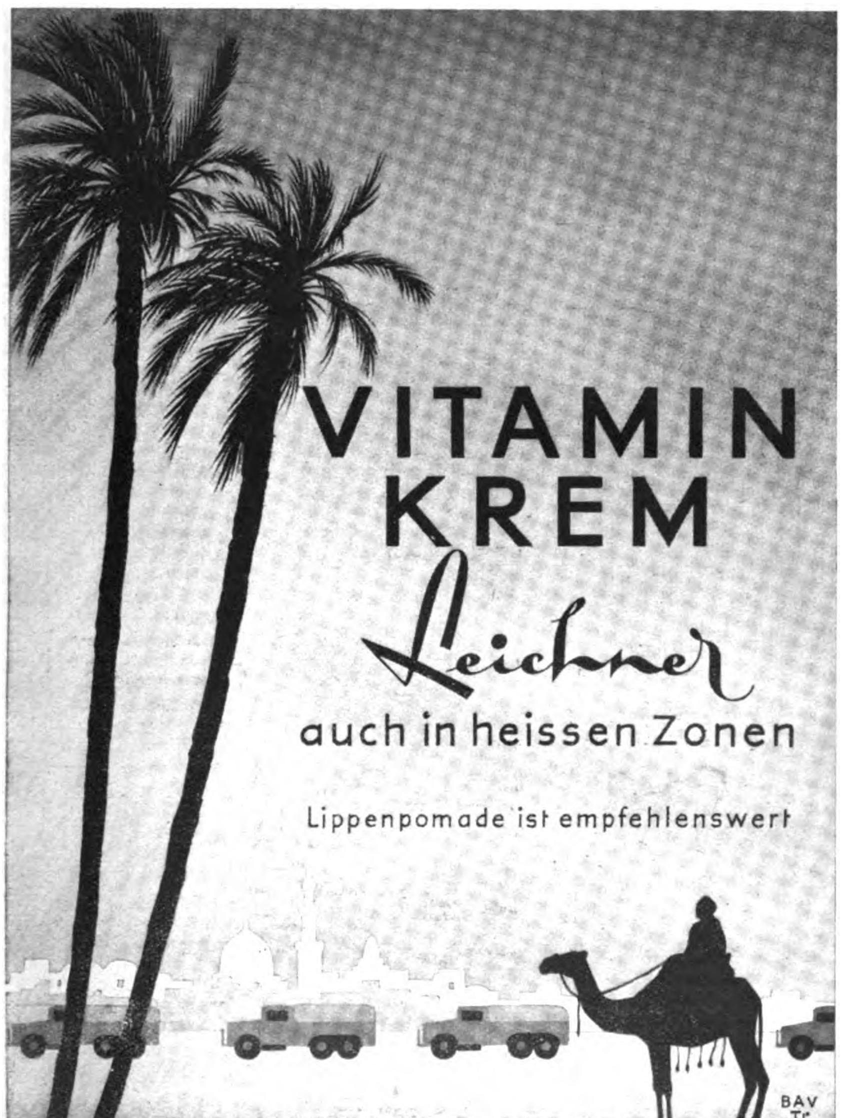
„Ja, ja", nickte Kemmer, „Sie wackeln sogar jetzt noch!"

*

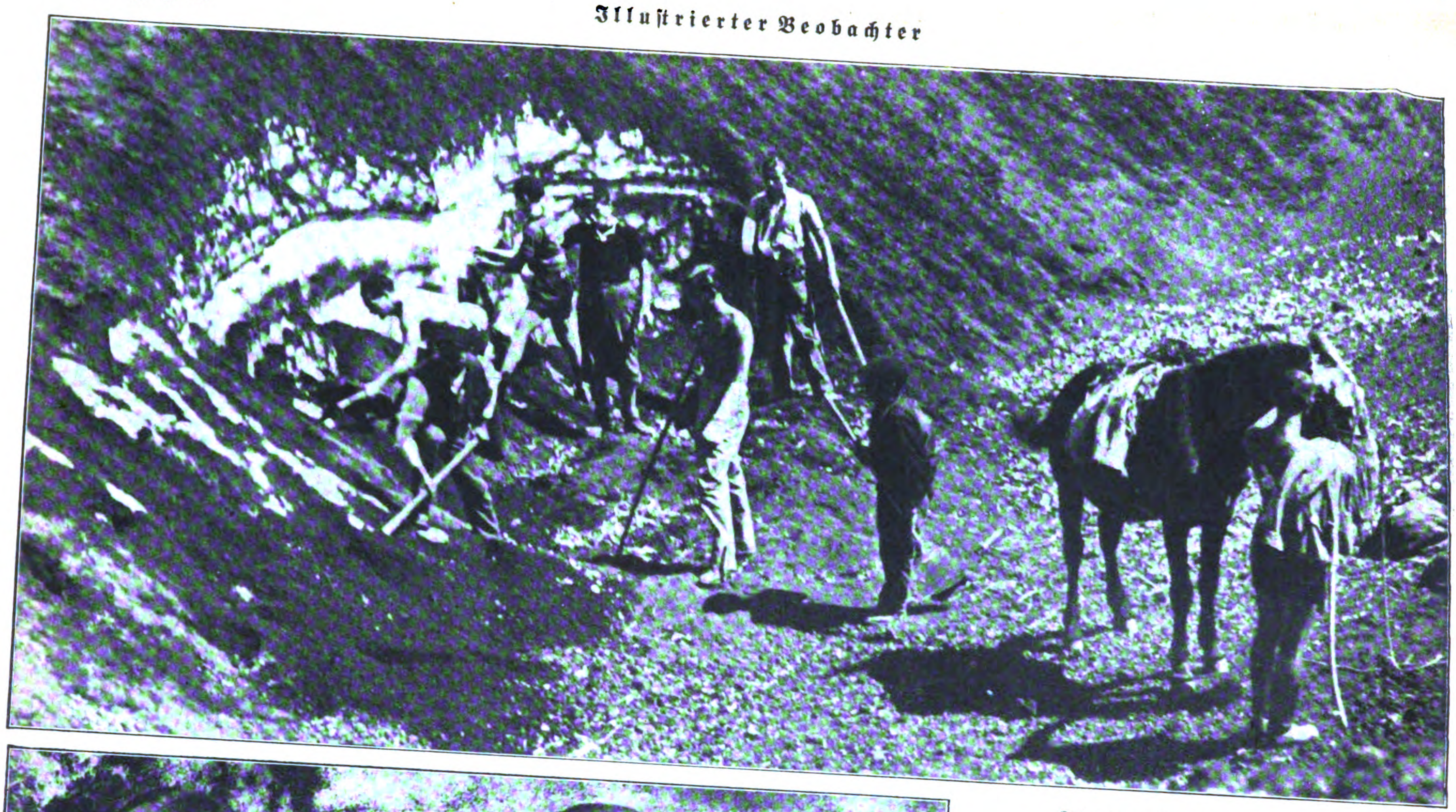
„Nun, Frau Blechmann, wie geht es denn Ihrem Herrn Gemahl?"

„Nicht gut. Seitdem er den Arm gebrochen hat, ist er nicht so recht auf den Beinen."


Ein guter Wurf
war schon des Landsknecht's Freude. Heute tut der einen glücklichen Wurf, der eine Flasche Imperial kauft. Imperial ist im Augenblick zwar nicht in beliebiger Menge zu haben, dafür aber nur in der alten Güte.
Seit 1810
Uerdingen/Rh.
Dujardin
ist der alte geblieben!

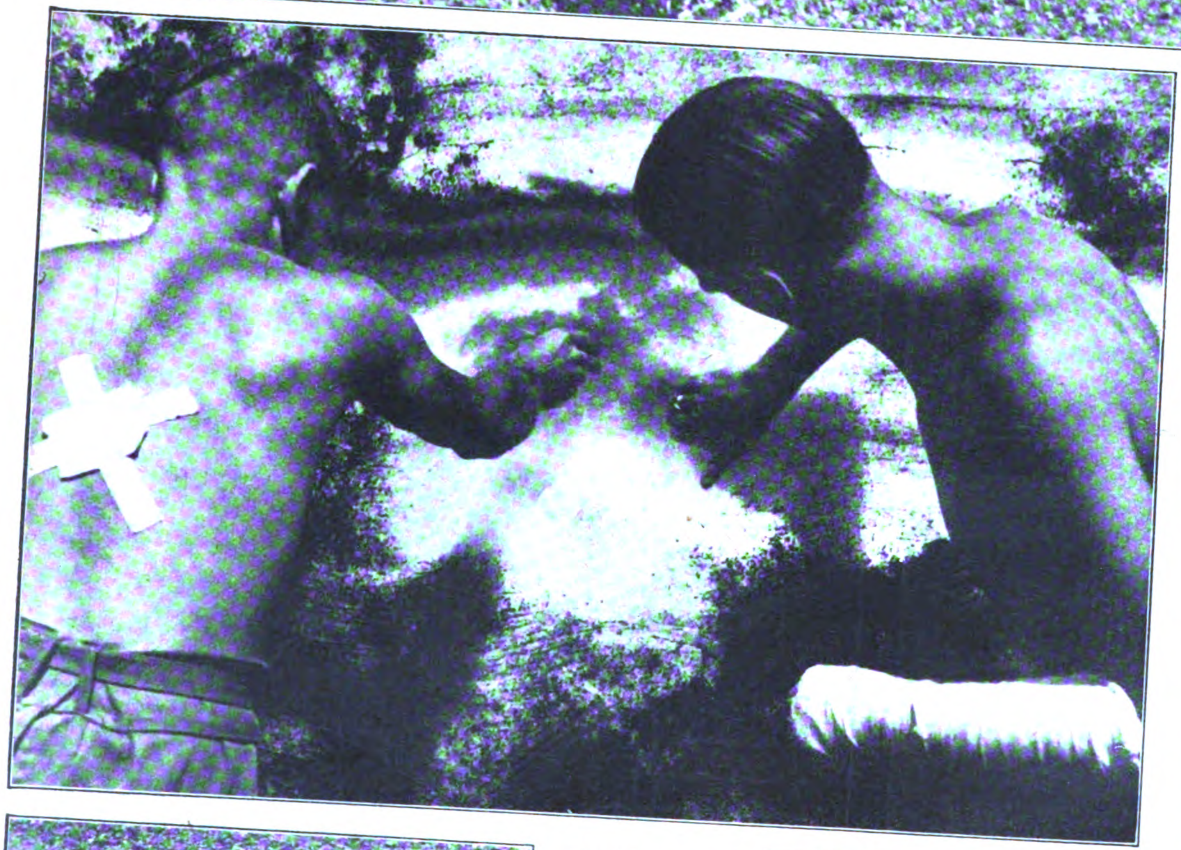

VITAMIN KREM
Leichner
auch in heissen Zonen
Lippenpomade ist empfehlenswert
BAV Tr


MILDE SORTE
Ein behaglicher Genuss!
REGIE
4 Pfg
MILDE SORTE
REGIE
AUSTRIA TABAKWERKE AG
10 ZIGARETTEN
Austria Zigaretten
MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf.
III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.



Schnee in Nachbarschaft des Feuers.
In 2000 Meter Höhe liegt auf dem Vulkan der gegen die Sonne durch Lavaschutt geschützte äußerst kostbare Schnee.

Aufn.: PK. Sturm - Weltbild.



Zwei besonders Schlaue.
Eine geschälte Orange wird natureisgekühlt.

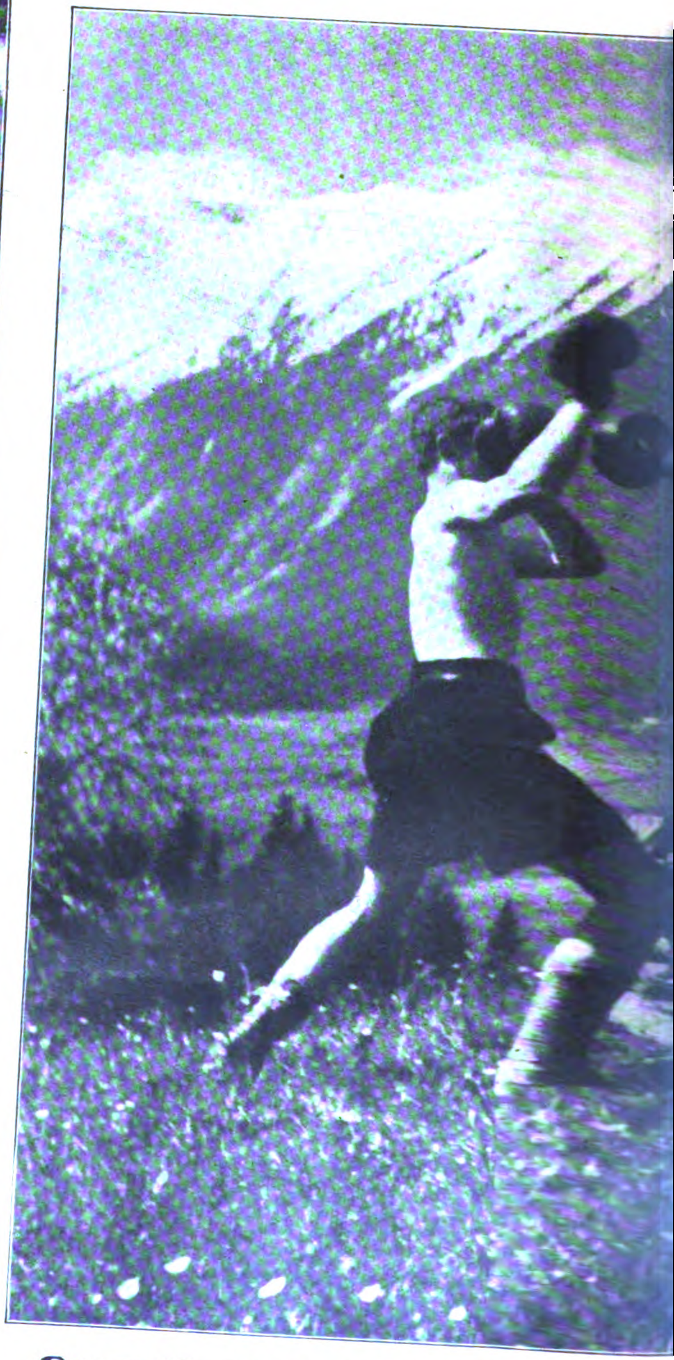
Schnee vom Ätna



Links: Der denkwürdige Schneeverkauf wird ganz gewissenhaft mit schriftlicher Bestätigung abgeschlossen. 160 kg Schnee kosten samt Steuer 8 Lire.



Rechts: Und die Verpackung: Farnkraut und Laub gegen die Sonnenstrahlen.



Sportfest auf der Alm



Bremer Jungen in den Bergen

Wohlbehütet vor den britischen Luftpiraten sind viele Pimpfe von der Waterkant in Kinderlandverschickungslagern untergebracht. Ein verlorenes Schaf wird zur Herde zurückgebracht.

Aufn.: Hennig Nolte (Mauritius).



Drei Runden um die Alpenmeisterschaft des KLV.-Lagers.



Paul Matthias Padua malt eine „Zitronenverkäuferin".

Dazu erzählte er: „Was bei uns in Deutschland nur schwer im Atelier zu erreichen ist, gibt dort die Sonne für ein solches Motiv von selber. Man braucht nicht die Angst zu haben, seine Arbeit an den folgenden Tagen unterbrechen zu müssen. Ob du früh oder spät anfängst, ist gleich: Der sichere blaue Himmel wird dir den ganzen Tag lang den starken Schatten und den vollen Glanz des Lichtes geben."

Padua auf Capri

Das Künstlerehepaar Padua und Ingeborg Wittmann vom Bayerischen Staatsschauspiel.

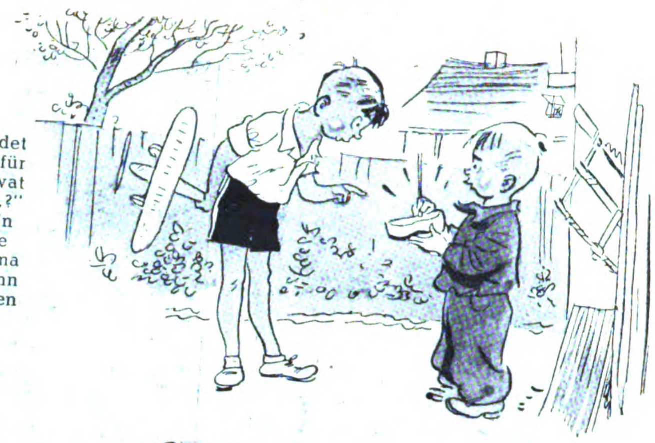
Der brünette Typ seiner Gattin, die nach schwerer Krankheit im italienischen Klima Genesung sucht, schien dem Maler für sein Bildnis gerade das Gegebene.

Aufnahmen: K. K. Wolter.





Zeigt her eure Füßchen . . .
„Daß du unsere schöne Badezimmermatte zerschnitzst, um dir so'n paar modische Sommersandalen draus zu basteln, Liebling, finde ich ja blödsinnig, aber daß du dazu ausgerechnet mein Rasiermesser nimmst, ist eine himmelschreiende Affenschande . . . !"



„Mensch, wo hast'n det prima Stück Holz für den Kahn her, sowat such' ick jrade . . .?" „Det?! Ooch, -is'n Schuh von meine Schwester, -wer ma sehn, vielleicht kann ick dir den zweiten besorgen . . .!"

Zeigt her eure Füßchen, zeigt her eure Schuh . . .

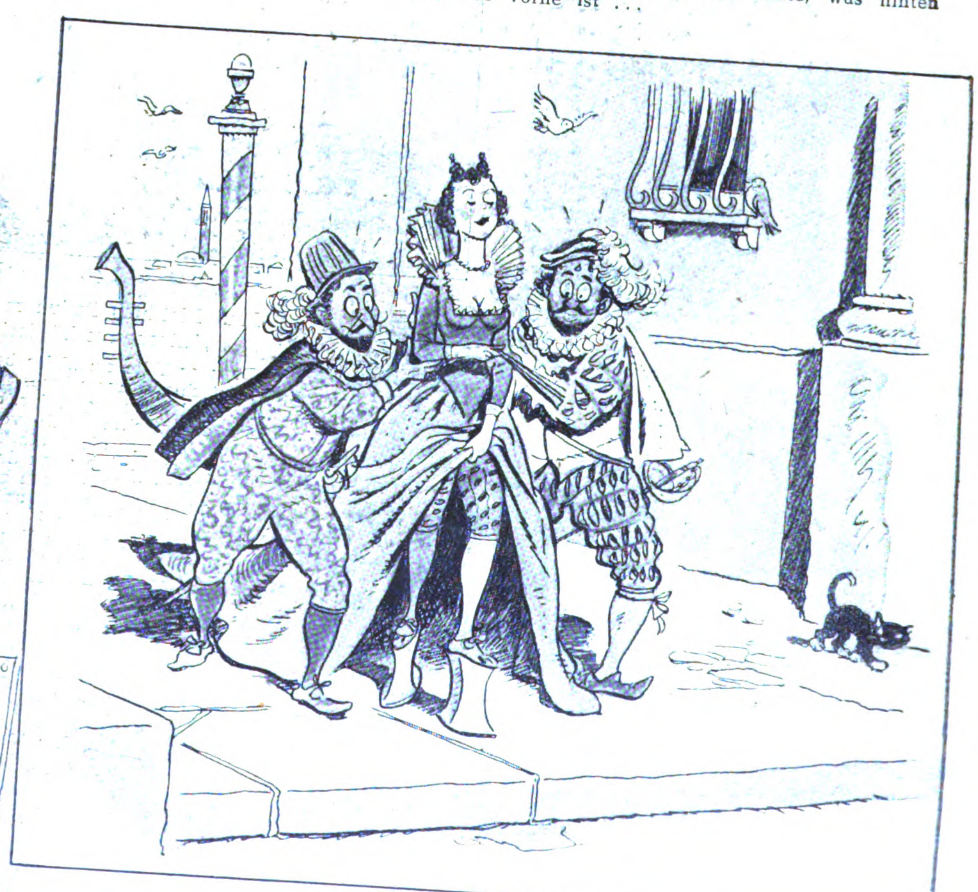
ALLERHAND VON DER DIESJÄHRIGEN DAMENSCHUHMODE ZEICHNETE EMERICH HUBER



Ein ganz unmöglicher Fall, vom Zeichner bloß mal so erfunden: Die Dame, die bei den neuen Keilabsatz-Sandalen nicht gleich wußte, was hinten und was vorne ist . . .



„Ja, das ist wieder eine von Willis ausgefallenen Ideen — hier hat er mir 'ne kleine Schublade für Hausschlüssel und Fahrgeld eingebaut!"



Daß die Mode der Block- oder Keilabsätze sooo einen Bart hat, wußten Sie schon, schöne Leserin? Nein? Also: in Venedig trugen edle und weniger edle Damen gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bereits Schuhe mit so hohen stelzenartigen Sohlen, daß, wie berichtet wird, zwei Kavaliere nötig waren, um diese modischen Schönen zu stützen, wenn sie wirklich mal ein paar Schritte gingen . . .



„. . . so, und nun merkt euch: Es ist zwar äußerst gefährlich, zwischen Sohle und Absatz eines Damenschuhes zu kommen, aber nicht unbedingt tödlich! Wenn ihr aber einen weiblichen Menschen mit einem Schuh kommen seht, wie oben rechts oder hier unten, dann türmt, Leute . . .!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
[A B C D E F G 24]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.– Esc., Ungarn Pengő –.32,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 17. JULI 1941
16. JAHRGANG FOLGE 29

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
Englands feiger Mord an wehrlosen Deutschen.
Neue Bilder vom Vormarsch in Sowjetrußland u. a. m.



Ohnmächtig geworden
beim Anblick ihrer von den Bolschewisten in der litauischen Stadt Telsche viehisch hingeschlachteten nächsten Angehörigen.
Zu dem Bildbericht in dieser Folge. — Aufnahme: PK. Günther Thiede.



Mord an Wehrlosen

ENGLAND HAT KEINEN ANSPRUCH MEHR AUF RITTERLICHKEIT

Abgrundtiefe Bestialität — das ist der Geist der englischen Mörder, die vier wehrlosen deutschen Soldaten einen Motorsegler unter den Füßen hinwegkartätschten, um dann die um ihr Leben Schwimmenden mit MG.-Garben abzuknallen. Durch ein vor dem Kriegsgericht festgelegtes Protokoll, das die eidlichen Aussagen der griechischen Augenzeugen dieser menschenunwürdigen Bluttat enthält — die Berichterstatter der neutralen Presse waren zugegen —, ist der Mord in der Ägäis in allen Einzelheiten klargestellt worden. England hat



Der Schauplatz des Verbrechens:
Auf der Route Kastro — Kawala wurde von Engländern der feige Mord an deutschen Schiffbrüchigen begangen.

„Wir sind unbewaffnet und wehren uns nicht!"

Am 7. Juni 1941 fand in Saloniki eine Kriegsgerichtsverhandlung über die Versenkung des griechischen Motorseglers „Osio Paraskovi" durch ein britisches U-Boot statt. Der Motorsegler befand sich am 12. Mai 1941 im Auftrage des deutschen Hafenamts Kawala auf einer Fahrt von der Insel Lemnos nach Kawala. An Bord waren acht Griechen und vier Deutsche, nämlich ein Offizier, ein Unteroffizier und zwei Mann. Nach dem ersten Stoppschuß des englischen U-Bootes gab der deutsche Offizier einem Mitglied der Besatzung ein weißes Hemd mit dem Auftrag, dem U-Boot die Nachricht zu geben: „Wir sind unbewaffnet und wehren uns nicht". Unser Bild zeigt diese Situation, die auf dem Lokaltermin rekonstruiert wurde.



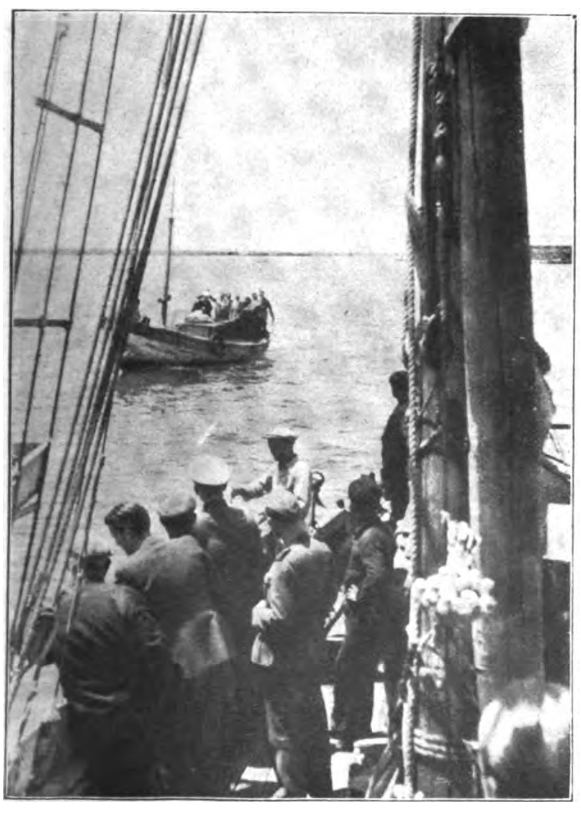
Die Kriegsgerichtsverhandlung in Saloniki.
Links am Tisch der Kriegsgerichtsrat. Im Hintergrund die griechische Besatzung der „Osio Paraskovi", der Kapitän und der Schiffseigner.



„So kamen die Deutschen auf das Vorschiff gelaufen."
Die griechische Besatzung wurde von dem englischen U-Boot angewiesen, in das Beiboot des Seglers zu gehen. Die deutschen Soldaten dagegen wurden durch Bedrohung mit einem MG. auf dem Segler zurückgehalten. Ein Kanonenschuß des U-Bootes brachte den Segler zum Sinken. Die vier Deutschen liefen mit erhobenen Händen auf das Vorschiff.



Englands neuestes Baralong-Verbrechen: MG.-Feuer auf Schwimmende.
Kaum war die „Osio Paraskovi" unter den Füßen der Deutschen versunken, da richteten die Engländer Maschinengewehrfeuer auf die zwischen den Schiffstrümmern schwimmenden Deutschen. Auch noch, als sie getroffen waren und untergingen, feuerte das MG. geraume Zeit auf die Stelle, wo sie versunken waren.



mit diesem Verbrechen, das auf Befehl eines seiner U-Boot-Kommandanten durchgeführt wurde, die Liste seiner weltkundigen Untaten verlängert. Menschen, die so schurkisch handeln, haben den Ehrennamen des Soldaten selbst abgelegt. Sie stellen sich brüderlich an die Seite der Bluthunde von Sowjetjudäa.

Zeichnung: Lazarus.
Aufnahmen: Associated Press.

Das Verbrechen wird in allen Einzelheiten klargestellt.
Während des Lokaltermins übernahm zur Ermittlung der Entfernung der Fahrzeuge zueinander ein Motorkutter die Rolle des britischen U-Bootes.



„Im Schwimmen wurden sie getroffen."
Ein Mitglied der Mannschaft des Motorseglers schildert das Verhalten der deutschen Soldaten.



Abgeschossener Sowjetfliegeroberleutnant wird zum Divisionskommandeur gebracht.
Aufnahme: PK. Müller-Scherl.



Ein Wagen der Fuhrparkkolonne.
Sowjetrussisches MG., auf einen Bagagewagen montiert.
Aufnahme: PK. Fenske-Atlantic.



Das sind Bolschewikenoffiziere!
Typische Vertreter des Untermenschentums und verhetzte Knaben.
Aufnahme: PK. Waldbach-Atlantic.



Sie sollten Deutschland verwüsten.
Unter der stählernen Abwehr der deutschen Waffen zerbrachen sie.

Zur Strecke gebracht



Sowjetpanzer in Flammen.
Mit furchtbaren Schlägen zermalmte die deutsche Wehrmacht den Aufmarsch der Sowjetarmeen.

Aufnahmen: PK. Schneider-Weltbild, Lessmann-Weltbild (2).



Der Weg, den die Väter schon zogen.
Vorbei an den Trümmern der Sowjetkraftwagen, die sich längs der deutschen Grenze zum Angriff formierten, geht der unaufhaltsame Vormarsch der deutschen Divisionen.



Vorspann irgendwoher!
Pakgeschütze werden durch den tiefen Schlamm der Sumpfgebiete gegen die sowjetrussischen Bunker vorgezogen.

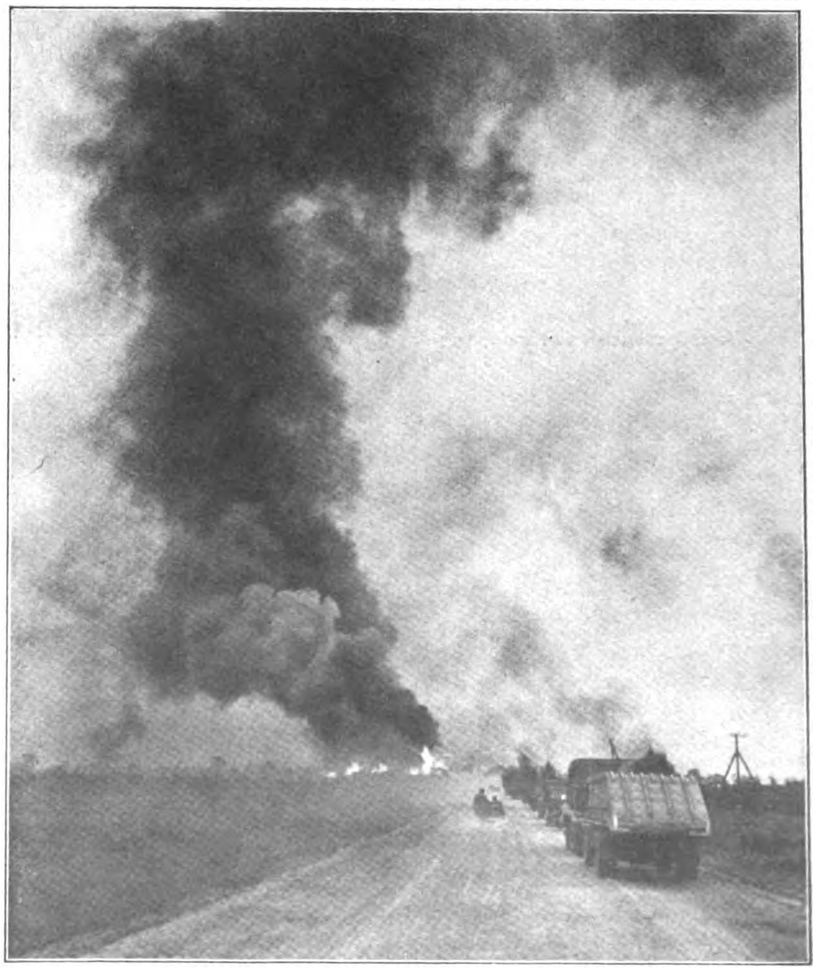


Im Zeichen des sinkenden Sowjetsterns:
Eine erbeutete Fahne der Sowjetarmee.

Deutsche Panzer im Vormarsch.
Auch die riesige Kriegsmaschine der bolschewistischen Weltverbrecher kann den Endsieg über England nicht verhindern.



Aufnahmen: PK. E. Grimm-Atl., Kügelgen-Atl., Mittelstaedt-PBZ., Meyer-Atl.



Sie brandschatzen auf Stalins Geheiß!
Vorbei an brennenden Ortschaften führt der deutsche Vormarsch.



Staubwolken wandern mit ihnen.
Immer breiter werden die ausgefahrenen Vormarschstraßen.



Aufnahmen: PK. Cusian-Weltbild, PK. Kilian, Atlantic.

In Fetzen!
Inmitten weggeworfener sowjetischer Ausrüstungsstücke das zerrissene Bild Woroschilows.



Das Helden-Epos vom Alkazar

Aufnahmen: v. d. Busche-Krause-Difu.

Sie wollen sprengen! Man hört es.

Die roten Mordbuben bohren Löcher in die Mauern, um ihre Sprengkapseln einzulegen. Zum Glück wurde rechtzeitig Oberst Moscardo verständigt, in letzter Minute konnte er die gefährdeten Keller räumen lassen und somit Hunderte von Frauen und Kindern retten.



Einunsiebzig Tage lang, vom . Juli bis September 1936, währte der heroische Kampf der Verteidiger der Burg von Toledo, des Alkazars, gegen die wütenden Angriffe der spanischen Bolschewiken. Die denkwürdigen Taten und Schicksale wurden von Augusto Genina zu einem großen, geschichtlich getreuen Film verarbeitet, der Ende August in Deutschland gezeigt wird.

Der Sturm der Bolschewiken auf die Feste von Toledo. Sie nahmen an, jetzt ein leichtes Spiel zu haben und die Feste besetzen zu können, erlitten aber riesige Verluste an Toten und Verletzten. Die Sprenglegung war erkannt worden, die gefährdeten Kammern hatte Oberst Moscardo rechtzeitig räumen lassen.





Aushungerung droht!
Oberst Moscardo inspiziert mit Besorgnis die kleinen Lebensmittelvorräte.



Not macht erfinderisch.
Den heldenmütigen Verteidigern des Alkazars ging bald das Brotgetreide aus; es mußte mit allen Mitteln neues herangeschafft werden. Nachts um halb eins wurde ein Ausfall gemacht. In der nahen Landwirtschaftsbank wurden ein paar Säcke Brotgetreide erbeutet. Hier zeigt sich, daß ein Motorrad als Anlasser für eine improvisierte Mühle dienen kann..



Das Neugeborene.
Während der 71 Tage wurden im Alkazar zwei Kinder zur Welt gebracht.

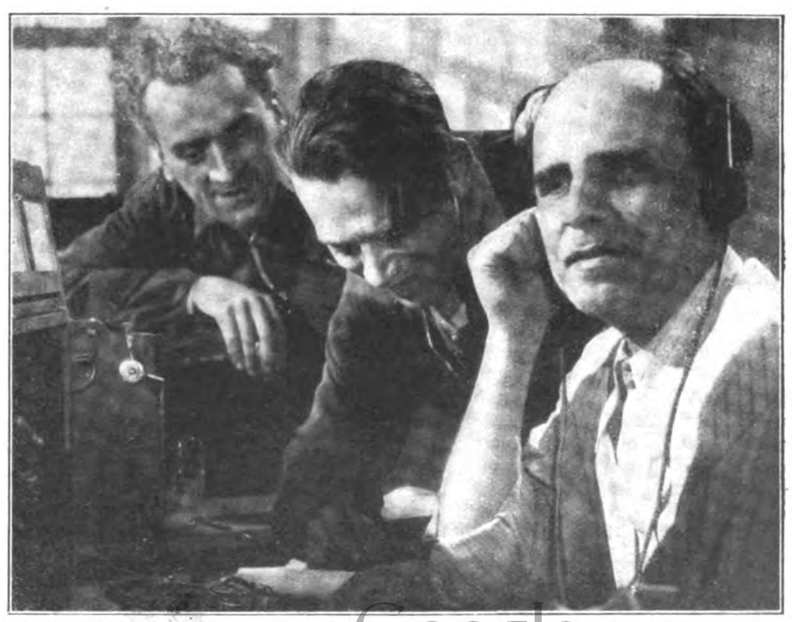




Jedes Mittel ist den Bluthunden recht.
Der Soldat Fernando weiß seine Frau Theresa in Gefangenschaft. Plötzlich, nach einem Nahgefecht, hört er aus einem gegenüberliegenden Haus seinen Namen rufen, er stutzt, schaut auf und sieht einen bolschewistischen Milizsoldaten, der Theresa fest umschlungen hält. Fernando packt die Wut, er will hinüber; da greifen ihn seine Kameraden und halten ihn fest. Sie haben durchschaut, daß hier eine teuflische Falle gestellt wurde.



Die Bolschewiken rufen Oberst Moscardo an,
drohen ihm, seinen Sohn zu erschießen, wenn der Alkazar sich nicht ergäbe. Moscardo bleibt fest. Der Sohn fällt.



Ein Hoffnungsstrahl!
Es gelingt, einen Auslandssender zu hören und ihm die Nachricht zu entnehmen: „Franco ist im Anmarsch."

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(2. Fortsetzung.) *Neu hinzutretenden Lesern wird der Roman nachgeliefert.*

Eine Laubenkolonie in der Nähe der Reichshauptstadt. In der Luft liegt die Schwüle des Sommers 1939 und das Drohen des im Osten sich zusammenballenden Kriegsgewitters. Zwischen den kleinen Leuten hier, die weiter nichts wollen als fleißig sein und sich ihr Gemüse selbst ziehen, lebt Ille Helbig mit ihrer Mutter. Frau Helbig trägt ihren Mädchennamen; sie war nicht verheiratet. Als ihr das mit der Ille passierte, fand sie zu Hause kein Verständnis; sie ging fort und trug tapfer alles allein; durch ihrer Hände Arbeit zog sie das Kind Ille groß. Und nun kommt Ille, die kaum 18 Jahre alt geworden ist, und beichtet ihr, daß sie den Fritz kennengelernt habe und ihn liebe, den Fritz Römer, der in dem Lebensmittelgeschäft des Kaufmanns Braun beschäftigt ist.

Die Mutter gibt nach, Fritz darf ins Haus, und Ille findet, daß die Mutter ihn, der keine Eltern mehr hat, schon nach dem ersten Besuch gut leiden kann. Fritz aber ist in einer eigentümlichen Stimmung nach Hause gegangen; er hat nicht das Gefühl, Ille näher gekommen zu sein. Zu sehr fühlt er die Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter, die an diesem Abend noch lange auf der Bank vor ihrem kleinen Hause sitzen.

Die Mutter beginnt zu sprechen; sie spricht von ihrer Liebe, von ihrem Kampf, und daß immer nur eins für sie das Leben bedeutet habe, das Kind. Daß sie den Vater vergessen hätte, daß sie auch kein Bild von ihm besitze, daß alles in ihrem Leben Ille war. Spät gehen sie an diesem Abend schlafen.

Am Nachmittag verläßt Fritz den Laden des Herrn Braun. Er trägt eine größere Schachtel unter dem Arm, denn bei seinem ersten Besuch hatte er bemerkt, daß Helbigs kein Radio besaßen. Nun ist er wieder da, das Radio steht auf dem Tisch, eine Rede wird übertragen. Die Wände weichen in die Ferne. Es steht nichts mehr zwischen den Menschen in der Stube und jenen Menschen in Danzig, die derselben Rede lauschen. Wieder klingt es leidenschaftlich auf: „Wir wollen heim ins Reich!"

„Wenn es jetzt Krieg gibt, müssen Sie dann auch ins Feld, Fritz?" fragt Frau Helbig.

„Sicher, ich bin einige Wochen ausgebildet worden."

„Du", sagt Fritz später zu Ille, „deine Mutter hat nichts dagegen, wenn wir später heiraten."

„Woher weißt du das?" fragt Ille.

„Sie hat es mir eben gesagt, als du in der Küche warst."

Ille ist etwas verstimmt, weil die Mutter zuerst mit Fritz darüber gesprochen hat; sie bleibt etwas einsilbig, und Fritz verabschiedet sich nun auch bald.

Die letzte Folge des Romans schloß:

Am liebsten wäre Ille hinter der elektrischen Bahn hergelaufen. Sie steht auch nun mitten auf der Straße und schaut ihr nach. Weit hinten kriecht die Bahn schon. Ganz leise hört man noch das Geräusch der Kontaktstange, und das verlischt nun auch als letzte Verbindung mit Fritz. Solche Elektrische kriecht, aber wenn man läuft, merkt man, wie schnell sie fährt. Mit gesenktem Kopf steigt sie nun wieder über den kleinen Zaun; denn den Hausschlüssel trägt sie ja nicht bei sich. Sie setzt sich wieder auf die Bank. Sie denkt an die Mutter. Fast schmerzhaft verbunden fühlt sie sich mit ihr und ist betroffen, daß die Mutter sie so leichten Herzens weggibt, ohne mit ihr zu sprechen.

Der Fritz ist in ihre kleine geschlossene Welt eingedrungen. Bisher bestand sie aus der Mutter und ihr. Alle ihre Gedanken bezogen sich stets nur auf die Mutter. Dann weiß sie, daß die Mutter nur darum nicht mit ihr spricht, weil sie es nicht kann, weil es sie zu traurig macht. Nicht allein die Danziger Sendung hat die Mutter aufgerührt.

In dem Augenblick lehnt sich die Mutter aus dem Fenster, daß Ille erschrickt. „Wo ist denn Fritz geblieben?" fragt sie, „ich habe doch höchstens eine halbe Stunde geschlafen."

„Er war müde, Mutter."

„Nun wollen wir aber ins Bett, Ille, daß ich nicht erst wieder richtig wach werde."

V.

Als Ille am nächsten Morgen erwacht, ist ihre Mutter schon aufgestanden. Ganz erstaunt ist Ille. Sie kann sich nicht erinnern, daß es schon einmal vorgekommen ist.

Die Mutter hat den Tisch in die Mitte gerückt und versucht ihn auseinanderzuziehen. Heute kommt der Apotheker, um die Aussteuer für seine Tochter in Empfang zu nehmen. In solchen Fällen baut die Mutter die Wäsche auf einem großen Tisch auf. Um die Wäsche legt sie bunte Seidenbändchen. Mit grünen Zweigen und Blumen schmückt sie den Tisch. Sie fügt auch immer noch selbst ein kleines Geschenk hinzu. Bei dem Apotheker wird es ein großes sein, eine alte Venezianer Spitze. Dem Apotheker ist sie besonders dankbar. Er hat ihr in der schlimmen Zeit leise und ohne Worte geholfen. Er schickte Stärkungsmittel für Ille, wie er behauptete, kostenlose Proben von Firmen. Einmal kam unerwartet ein Arzt und stellte sich, als wenn er sich im Hause geirrt hätte. Es traf sich gut, daß Ille krank war. Diesen Irrtum hatte ihm offenbar der liebe Gott eingegeben, aber der Mutter war er nicht gewachsen, er mußte zugeben, daß der Apotheker sein lieber Gott war. Sie dürfe aber nichts verraten. Das tat die Mutter nicht, und im übrigen meinte lachend der Arzt: „Wozu anders sind die wohlhabenden Leute erschaffen, als daß sie den Arzt für die andern mitbezahlen? Sonst würde das Praktizieren überhaupt keine Freude machen, und im übrigen muß man sich ja auch einmal von einem eingebildeten Kranken bei einem richtigen erholen!"

Von dem Tag an kam er alle Monate einmal regelmäßig. Leider starb er vor zwei Jahren. Die Mutter konnte so gut mit ihm sprechen, weil er alles vergaß, was man ihm sagte, jedenfalls schien es so, beim nächsten Kommen wußte er oft nichts mehr davon. Wenn eine Frau allein für sich steht, liegt viel daran, daß sie den richtigen Beichtvater findet.

Ille bringt die Bretter, die nun zwischen die Lücke des Tisches gelegt werden. Die Mutter holt aus dem Schrank weiße Tischtücher.

Dann sagt sie: „Bald ist es sieben, geh zu deinem Fritz, sonst ist er traurig."

„Bist du auch nicht traurig, wenn ich's tue?"

„Dummes Kind, was würdest du nun sagen, wenn ich lachte? Das wäre dir doch auch nicht recht."

„Bestimmt nicht."

„Aber nun los. Sieben Uhr. Ich höre schon die Elektrische." Ille läuft über den kleinen Flur heraus. In der Nebenwohnung hört sie weinen. Der Lehrer ist heute früh eingerückt. Da kommt ihr zum erstenmal zum Bewußtsein, daß sie wohl auch den Fritz hergeben muß.

Wie könnte ich jetzt den Doktor Bürgel gebrauchen, denkt die Mutter, zwar weiß sie, was er sagen würde. Das hat sie eigentlich immer gewußt. Es ist aber so gut, es von einem andern zu hören.

*

Ille und Fritz sitzen auf ihrer Bank bei den Feldgrauen. „Ich hab' mir vorgenommen, ich mache dir einen richtigen Heiratsantrag. Setze dich in Positur, Ille."

„Ach wie ulkig, Fritzdibitz."

„Nun darfst du mich nicht Fritzdibitz nennen und mußt mich ernstlich anhören."

„Das tue ich immer."

„Aber gestern abend —"

„Gestern abend bin ich dahintergekommen, daß du es mit mir getrieben hast wie die feinen Leute in den Zwanzig-Pfennig-Romanen. Du hast nämlich offenbar bei meiner Mutter um meine werte Hand angehalten."

Er will sie küssen, sie wehrt sich: „Du, Fritzdibitz, das ist Betrug und keine Antwort."

„Ganz ist es nicht so."

„Und wie ist es?"

„Sie hat mich gefragt, ich weiß wahrhaftig nicht mehr wie, ich war ja auch aufgeregt, da hab' ich geantwortet, daß ich dich heiraten will."

„Und das hättest du mir zuerst sagen müssen."

„Du wußtest es doch vom ersten Augenblick an, schon als wir an der Haltestelle zusammenstießen."

„Wissen ist ganz was anders wie sagen, und macht nicht die Hälfte der Freude."

„Hiermit hole ich es ja nach."

„Und ich nehme offiziell den Heiratsantrag an." Er küßt sie.

„Aber wenn du nun heraus mußt", sagt sie plötzlich. Das Weinen der Lehrersfrau klingt wieder in ihren Ohren auf. Sie packt seine Hand.

„Wir müssen eben sofort heiraten."

„Fritz, siehst du, es ist traurig, ich weiß auch nicht, ob du mich verstehst. Das kann ich nicht. Wie soll ich dir das erklären? Ich darf es nicht einmal der Mutter sagen, aber es liegt doch an ihr und mir. Du hast Mutter und mich niemals allein gesehen, ehe du da warst. Ja, nun sprich mal nicht dazwischen und laß mich reden. Eigentlich muß ich denken, daß ich das alles so allein für mich hinsage. Jetzt kann ich dich nicht heiraten. Vielleicht müßte ich mich einmal richtig mit der Mutter aussprechen, und das hat auch keinen Sinn, weil sie es nicht tut. Ich aber kann von der Mutter nicht weg, so, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, so unvorbereitet oder vielleicht nur so, wenn es so gekommen wäre, aber schließlich hast du ja meine Mutter gefragt."

„Ille, das ist Unsinn."

„Laß mich doch sprechen. Wenn ich sie fragte, richtig, ehrlich, sie würde nein meinen, wenn sie auch ja sagte. Ich will dich heiraten, Fritz, aber ich kann es erst, wenn ich mich mit meiner Mutter so auseinandergesetzt habe, daß wir zusammenbleiben, anders würde ich es nicht ertragen. Nun aber versucht sie sich leise von mir wegzuschleichen, weil sie denkt: So machst du das dem Kind leicht. Und das will ich nicht. Fritz, verstehst du? Das kann ich nicht. Sie ist doch nicht einfach meine Mutter. Da ist es dann wohl ganz leicht, wenn man liebt oder verliebt ist. Sie ist aber doch, wie soll ich das erklären, wo ich wohne."

„Will ich dir die Wohnung nehmen?"

„Wenn du das nicht willst, Fritz, dann hast du mich nicht lieb. Aber du willst es. Du denkst aber, wir machen es so, wie es jetzt die Schiffe im Kriege tun sollen, wie es neulich in der Illustrierten abgebildet war. Zuerst mal alles einnebeln, nachher, wenn der Nebel verzogen ist, werden wir schon sehn, was daraus geworden ist, was noch da ist und was sich verduftet hat. Du, das mache ich nicht mit, da wehrt sich alles in mir." Sie schaut krampfhaft auf die Erde: „Du, wenn ich deine Freundin wäre, würde ich die Mutter anlügen, daß sie nichts davon erfährt. Ich hab' mir das so ausgemalt. Du sollst mich nicht ansehen, Fritz. Du mußt stolz sein, daß ich dir das sage, worüber ich nachgedacht habe. Dann muß ich eben meine Mutter belügen. Ist es nicht besser? Ich würde es können, bestimmt. Aus Liebe zu ihr, aus der Angst heraus, mein Zuhause zu verlieren. Da ändert sich alles, da habe ich die Kraft, die nötig ist, für sie und für mich. Ob ich es kann, ich weiß es nicht. Ich habe es mir aber überlegt. Du sollst mich nicht ansehen. Ich weiß, daß ich mein Liebstes nicht belügen soll, und glaube, daß ich die Mutter belügen muß. Was würde ich machen? Ich bring' es in Bewegung. Ob ich's kann? Ich weiß es nicht, und viel liegt an dir. Denk nicht, wie die Ille verliebt ist. Dann verstehst du mich nicht oder nimmst es an, weil ihr Männer so sein sollt."

„Ille!"

„Du mußt auch aufrichtig zu mir sein. Ich nehm' dir jetzt nichts übel, in diesem Augenblick nicht. Wenn du zu mir sagst: ‚Ille, ich finde dich hübsch und ich bin richtig verliebt in dich. Das mit dem Heiraten hat eigentlich deine Mutter aufgebracht, da konnte ich einfach nichts anderes antworten. So ging das weiter, aber so hatte ich es mir nicht gedacht.

Du liebe Güte, wenn man jedes Mädchen heiraten wollte. Ich hab' doch keine Ahnung gehabt, wie es bei euch aussah. Manche Mutter hat es gern, wenn die Tochter einen netten Freund hat, der für sie sorgt. So ist es doch. Aber so ist es nicht; denn wenn die Mutter es auch nicht weiß, wenn es wirklich so kommen sollte, wir beide sind verheiratet.'

Nicht sprechen, Fritz. —

Aber, Fritzdibitz. Das ist schon wieder eine andere Ille, und ich scheue mich, dich anzusehn. Wir beide gehn jetzt still davon. Es ist sicher Zeit für dich und auch für mich, denn heute ist bei uns ein großer Tag."

Fritz wird neugierig von Herrn Braun empfangen. „Wie ist es, lieber Freund, sind Sie Ihr geheimnisvolles Geschenk losgeworden?"

„Natürlich!"

Fast ärgert sich Braun. Er faßt an seinen Kopf, wie er es so oft tut, wenn er überlegt.

„Wie soll man das erklären? Es gibt —"

Er kneift die Augen ein: „Es gibt nur eine Erklärung. Die Frau Marta Helbig ist verliebt in Sie. Ausgeschlossen. Bei der unmöglich. Das scheint mir das siebente Welträtsel."

*

Der Apotheker ist mit seiner Haushälterin bei Helbigs. Der Apotheker ist ein weißhaariger, kleiner Mann mit wasserblauen Augen. Eben hat er die Wäsche bewundert und sich sehr über die geschenkte Spitze gefreut. Er ist übermäßig lebendig und macht viele Gesten. Gleich will er auch zahlen. Ob die Frau Helbig die Rechnung bereit habe? Das hat sie.

Aber die Mutter meint, man könnte ja die Rechnung bei einer Tasse Kaffee prüfen. Das ist dem Apotheker sympathisch. Der Haushälterin paßt es weniger. Sie möchte handeln. Gastfreundschaft erschwert solches Vorhaben und verteuert die Ware. So sitzen sie in der Küche bei Kaffee, Butter und Honig. Der Apotheker ist aufgeräumt. Ihm schmeckt es ausgezeichnet, was der Haushälterin durchaus nicht behagt. Er erzählt von seinem zweiundachtzigjährigen Vater, der frisch und klar wäre, was der alles erlebt habe.

„Wie steht er zu Adolf Hitler?" fragt interessiert die Mutter.

„Er ist begeistert vom Führer. Er erkennt bestimmt die Zusammenhänge besser als wir aus dem Mittelalter, vielleicht auch besser als Sie, Ille. Er sagt, als ich schon denken konnte, gab es kein Deutsches Reich mehr. Allmählich wurde es aufgebaut, bis es nun zu seiner alten Größe wieder emporwächst. Er hat nur eine Furcht, daß er die Erfüllung nicht mehr erlebt. Wie ein Wunder erscheint ihm sein Leben."

Die dickliche Haushälterin muß immer wieder ins Zimmer und nachzählen, sie interessiert die politische Unterhaltung gar nicht. Aber sie kann zu ihrem Ärger keinen Fehler finden. Auch die Preise sind so eingesetzt, wie sie mit der Mutter ausgemacht hat. Wenn man nichts findet, ist manchmal ein großer Fehler vorhanden. Es wurmt sie sehr, daß sie so nutzlos herumsucht. Sie kann auch das liebenswürdige Lachen der Frau Helbig nicht leiden. Es ziemt sich nicht für eine Frau, die so viel Ernstes durchgemacht hat. Als sie dann bei Barzahlung einen Prozentsatz abziehen will, lacht sie der Apotheker aus.

„Ich lasse in meiner Apotheke auch keine Prozente abziehen." Also muß sie zahlen. Das macht sie mit viel Zeremoniell und Wichtigkeit. Sie nimmt weihevoll von dem Geld Abschied. Inzwischen kommt der Hausdiener des Apothekers mit zwei Körben, um die Wäsche abzuholen.

„Wann heiraten Sie denn Ille?" fragt der Apotheker, „Sie bravstes Mädchen von Berlin?"

„Vielleicht schon bald", meint die Mutter.

„Ach?" sagt der Apotheker.

„Mutter weiß mehr als ich", antwortet Ille und bekommt einen roten Kopf.

Dann sind die Mutter und Ille allein. „Was hast du denn eigentlich, Ille?"

„Muß es denn jeder wissen?"

„Glaubst du, die Haushälterin weiß nichts von deinen Spaziergängen? Sie hat schon bei mir eine bissige Bemerkung angebracht."

Die Hausglocke schlägt an. Ille öffnet.

Stürmisch, so wie es ihre Art ist, kommt Erna Kainer herein. Erna ist mit Ille zur Schule gegangen und war eigentlich ihre einzige Freundin. Sie ist die Tochter eines Beamten, der nach Wismar versetzt wurde. Jetzt kommt sie selbst aus München mit ihrem Chef, wie sie der Mutter sagt, um bei einer Verhandlung zu protokollieren. Sie ist gut und zurückhaltend angezogen. Sie spricht ununterbrochen, von ihrer Tüchtigkeit, von der Vornehmheit ihres Chefs, von der Schönheit Münchens. Die Mutter gähnt. Immer ist sie müde, wenn wieder eine Arbeit geschafft ist. Diesmal aber besonders und darum schlägt sie vor, ob sich die beiden nicht in einem Café weiter unterhalten wollten. Erna ist sofort einverstanden. Die Mutter stiftet Ille einen Zehnmarkschein. So gehen beide dem naheliegenden Platz zu, an dem sich die Vergnügungslokale angesiedelt haben. Kino und Tanzbar, Cafés und Restaurants.

Die Mutter legt sich inzwischen auf das Sofa. Sie schläft sofort ein.

*

Erna nimmt hastig einen Schluck Schokolade. Jede Bewegung ist bei ihr übertrieben.

„Er ist natürlich gar nicht mein Chef, Ille, aber deiner Mutter mußte ich es doch sagen. Ich weiß doch, wie sie ist."

„Du brauchtest gar nichts zu sagen."

„Es hört sich so gut an, wenn man tüchtig ist. Findest du nicht? Da kommt man nach zwei Jahren zurück und hat soviel erreicht. Wunderbar. Ich hätte auch das Zeug dazu, aber ich bin einfach zu hübsch. Da vertragen es die Männer nicht, wenn man tüchtig ist."

„Und ohne Männer?"

„Hast du noch immer keinen Freund?"

„So was ähnliches."

„Also keinen richtigen."

„Nu ja."

„Armes Haserl, der erste ist 'ne große Sache, gebe ich zu. Meistens enttäuschend. Er kommt zu unerwartet. Aber ich werd' ihn wohl heiraten, den Harry. Er ist so ernst und verflucht treu. Das macht einen sentimental."

„Mit dem bist du in Berlin?"

„So dumm. Mit dem Willi. Er ist ein älteres Semester. Ich möcht' ihn immer Sie nennen. Paßt im Augenblick besser zu meiner Jugend. So 'ne Art Industrieller. Er läßt was springen. Im ganzen prima. Aber irgendwie doch solide und erzieherisch. Nu paß doch auf."

„Tue ich die ganze Zeit."

„Es interessiert dich gar nicht?"

„Mehr als du denkst."

„Ach! Da ist doch hier der Richard, weißt du, der blonde, der bei dem Bildhauer im Grunewald arbeitet."

„Mit dem du immer herumzogst, der etwas stotterte?"

„Ja, der, an den hab' ich immer gedacht. Es muß süß sein. Erste Liebe. Da ist was dran. In der Ferne denk ich dein. Der ist eingezogen. In drei Tagen haut er ab. Der Gedanke allein macht Sehnsucht. Was die viele einziehen. Ob es Krieg gibt? ‚Die machen es homöopathisch', sagt mein Willi. Witzig ist der alte Herr. Was sag' ich dir, er hat telegraphiert, der liebe Junge. So mag ich ihn nicht ziehen lassen. Ich müßte es mir immer vorwerfen. Was meinst du, ob es wirklich losgeht? Was sagen die in Berlin? Hier kann man es schon eher riechen als in München. ‚Nie, wenn soviel davon geredet wird', behauptet der Willi. Aber vielleicht wird soviel geredet, daß die andern es nicht merken. Im Leben kommt es nur darauf an, wievielmal man um die Ecke herumdenkt. Kann man wissen? Willi sagt: ‚Vor allen Menschen auf ‚aten' muß man Dampf haben: Diplomaten, Advokaten usw. Einige habe ich vergessen. Schade, daß er eifersüchtig ist. Vielleicht fällt der liebe Junge, der Richard, das kann ich ihm nicht antun, und mir auch nicht. Klar. Nun ist aber doch mein Reiseonkel eifersüchtig. Also, daß du es weißt, ich bin mit dir zusammen. Ich hab' dich beschrieben. Leider zu gut. Er wollte dich durchaus kennenlernen. Er bringt es fertig, ich gab ihm die Adresse, euch aufzusuchen. Entschuldigt bitte, das mußte ich. Ärger möchte ich nicht. Dann macht es keinen Spaß mehr. Lange kann ich nicht mehr mit dir zusammensein. Das wirst du verstehen. Ich muß es einteilen. Disposition ist alles, habe ich auf der Handelsschule gelernt. Wir gehen jetzt ins Kino. In Wirklichkeit natürlich nicht, du kannst es machen, wenn du willst. Wir müssen uns nur darauf einigen, daß der ‚Maulkorb' gegeben wurde. Das Stück kenne ich. Aber vor zwei Stunden darfst du nicht zu Hause sein. Ich tu dir auch mal einen Gefallen."

„Sag mal". Ille spricht im Gegensatz zu Erna, die die Worte hinausjagt, langsam: „Was machst du nun, wenn du ein Kind bekommst?"

„Pfui Teufel. Mal keine Gespenster an die Wand. Du willst mich wohl um mein Vergnügen bringen?"

„Ist das Vergnügen nicht eigentlich dafür da?"

„Sei nicht so gemein!"

„Ich dachte nur dran."

„Es ist aber gemein. Du weißt doch, daß ich ein Zwillingskind bin."

„Richtig."

„Wenn sich solche Eigenschaften vererben."

Erna wird aus ihrer Freundin Ille nicht klug. Ob sie sich über sie lustig macht, oder was mit ihr los ist? Ganz ernst sagt Ille: „Schließlich möchten doch Zwillinge wohl wissen, wie ihr Vater aussieht."

In Ille steigt es heiß auf. Ihre Gedanken treiben sie vorwärts, ohne daß sie es will.

„Ille, was ist eigentlich mit dir los?"

„Ich nehme nur Unterricht bei dir, hast du es nicht gemerkt?"

„Du sagst das alles so lächerlich ernst."

„Ich mach' mir Sorgen um dich."

„Das glaubst du selbst nicht. Mir ist Leichtsinn angeboren, darum kann mir nichts passieren."

„Woher weißt du das?"

„Du, ich muß aber jetzt gehen. Von meinem Vater hab' ich wohl meine leichtfertige Ader. Auf Wiedersehen Ille, herzlichen Dank. Soll ich bezahlen? Also nicht. Sehen wir uns nochmal? Vielleicht komme ich mit meinem Reiseonkel."

„Das laß gefälligst bleiben, Erna."

„Warum so kratzbürstig, Ille. Du entwickelst dich zu einer alten Jungfer, oder bist es schon. Die dummen Dinge, die du mit tiefernstem Gesicht zum besten gegeben hast." Sie küßt Ille auf die Stirn. „Mach's gut, olle Jungfer", und läuft hinaus.

Da sitzt Ille und denkt über nichts, als wie sie die Erna beneidet. So ist sie in Gedanken und merkt nicht, daß ein junger Mann an ihren Tisch tritt und fragt, ob die andern Plätze frei sind. Sie ruft aber: „Ober, zahlen."

„Ach schade, Sie wollen schon gehen", fängt der Mann ein Gespräch an, „und ich habe so lange gewartet, bis Ihre Freundin gegangen war." Er nimmt Platz.

Nun schaut sie auf und sieht, daß der Bräutigam der Apothekerstochter an ihrem Tische sitzt. Sie hat ihn einmal in der Apotheke gesehen. Sicher kennt er sie nicht. Dieses Café gehört nicht zum Bereich der Breitestraße, darum vermutet er hier keine Bekannten. Der Kellner kassiert.

Ille überlegt. „Ich würde gerne bleiben, aber muß schnell zur Apotheke, wenn Sie so lange warten wollen."

Strahlend antwortet er: „Bestimmt."

„Aber es dauert ziemlich lange."

„Ich warte."

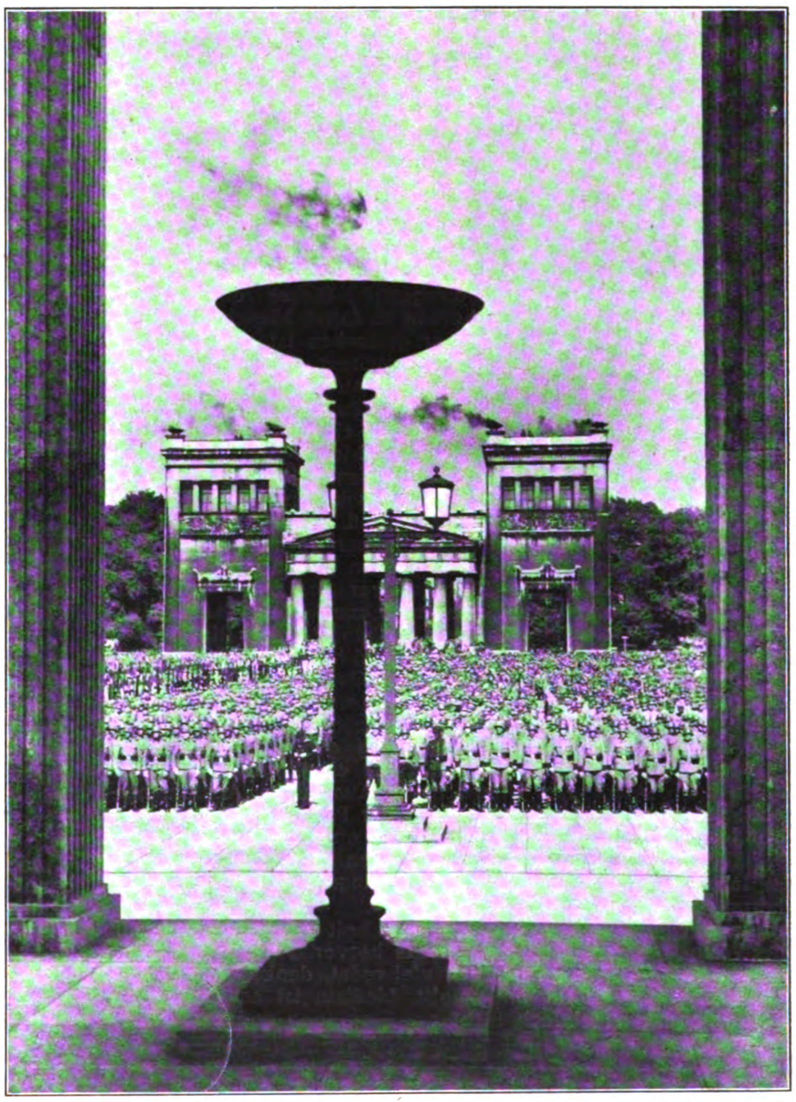
Ille steht auf. Recht ärgerlich sagt sie: „Ich gehe nämlich nicht zur Apotheke hier am Platz, sondern in die Breitestraße."

Der junge Mann versteht, aber faßt sich: „Gott, sind Sie hübsch, wenn Sie böse werden."

„Nun warten Sie wohl nicht mehr."

„Nein, kratzbürstige Dame."

„Kratzbürstige alte Jungfer müssen Sie sagen."



„Klein war damals die Schar, groß ist heute das Reich!"

Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner sprach auf dem Königlichen Platz in München.

Aufnahme: Henkel.

Er steht auf: „Entschuldigen Sie bitte und nicht böse sein." Er sagt das so nett, daß sie im Herausgehen lächelt.

Ille geht durch die Laubenkolonie. Es ist nicht das „Binger Loch". Hier herrscht der Gartenverein zum „Herrn von Stieglitz". Hier ist Steglitzer Gebiet, und diese Bewohner von Berlin haben in den letzten Jahren den kühnen Ritter von Stieglitz zwischen wurmstichtigen Akten ausgegraben und sind dabei, ihn abzustauben. Sie wissen darum, warum sie so unvergleichlich anders sind als alle andern Berliner, wenigstens die Eingeborenen und die hineingeheiratet haben. Es ließ sich ja einfach nicht vermeiden, daß sie natur- und blutgesetzlich alle im Laufe der Jahrhunderte mit diesem wackeren Ritter verwandt wurden, dessen Geschichte gerade ein bewährter Ortsdichter in Bearbeitung hat es in die Form eines Dramas gießend.

Du bist eine Ziege, denkt Ille, und wirst es bleiben! Heutzutage entstehen keine alten Jungfern mehr. Sie werden geboren. Warum bist du nicht sitzen geblieben? Sicher wären die beiden Stunden, die du nun von zu Hause wegbleiben mußt, denn du bist ja Ernas Freundin und hast es ihr versprochen, schnell und nett verflogen. Sie erinnert sich nun wieder an das Gespräch mit Erna. Sie will wissen, wie ihr Vater aussah. Immer hatte sie Sehnsucht nach dem Vater. Seit Tagen aber wird sie von diesem Gedanken beherrscht. Sie hat das Recht, es zu wissen, und die Mutter muß es ihr sagen. Sie hat ihren Vater lieb, sie glaubt ihn in sich zu fühlen. Nun denkt sie an die Mutter. Sie vergißt darüber, was sie Erna versprochen hat. Schnell will sie nach Hause. Sie läuft sogar ein Stück. Von der Seite kommt sie nun in die Laubenkolonie zum „Binger Loch". Überall wird gearbeitet und überall spielen Kinder. Ein wundersamer, spießbürgerlicher, glückhafter Frieden beherrscht diese karge Erde und wirkt ansteckend.

Sie muß einfach stehenbleiben und ansehen, wie der winzige Junge mit einer Liliputschaufel neben seinem riesigen Vater arbeitet, fleißig auf ihn schaut, und alle seine Bewegungen imitiert. Er wischt sich genau den Schweiß so ab und spuckt in die Hände.

Sie kommt zu Hause an und schließt auf. Die Mutter ist ausgegangen. Fast beunruhigt es sie. Sie kann sich nicht erinnern, daß die Mutter einmal ohne sie die Wohnung verlassen hat. Unruhe steckt eben auch in der Mutter. Sie mag nun auch nicht bleiben und nimmt sich vor, in das Kino der Breitestraße zu gehen, das sie Flohtopp nennen.

Hier wird „Hallo, Janine" gegeben. Janine ist sicher so eine Art Erna, so wie die andern, zu denen Ille gehört, sein möchten. Ob die andern in der Mehrzahl sind? Hallo, Janine. Sie mag es nicht sehen, zumal es im Film gewöhnlich moralisch endet. Die natürliche Unmoral imponiert ihr bei Erna. Aber vielleicht ist die Mutter im Kino? So eine blöde Idee. Sie geht ziellos die Straße weiter herauf. Bei ihrem Friseur hängt ein weißer Zettel: „Wegen Einberufung geschlossen."

Das ist der lustige Kerl mit dem etwas breiten Gesicht und den dunklen Augen, der immer ihre Haare noch blonder bleichen und sie so zu einer Schönheit machen wollte. Wann wohl der Zettel wieder abgerissen wird? Schnell geht sie an dem Geschäft des Herrn Braun vorbei. Ihren Fritz mag sie jetzt nicht sehen. Sie ist sich nicht im klaren darüber, warum nicht. Sie hat ihm wohl versprochen, seine Freundin zu werden. Woher sie den Mut genommen hat? Sie findet sich komisch. Eins in ihr widerspricht dem andern. Sie wird nicht klug daraus. Andere müssen sie verlogen finden. Erst seit sie Fritz mit der Mutter zusammengebracht hat, ist die Zerrissenheit in ihr. Jetzt ist es wohl gleichgültig, ob sie seine Frau oder seine Freundin wird. Wenn er die Mutter nicht kannte, wäre das anders. Sie will allein sein. Mit ihrer Mutter hätte sie sprechen mögen. Mit Mutter zusammen kann sie allein sein. Ob sie nach Hause geht? Nun mag sie es gar nicht. Die Wohnung ohne die Mutter ist keine Wohnung; sie ist geradezu zum Fürchten. Nicht eine Nacht könnte sie in der Wohnung ohne die Mutter schlafen. Nicht weil sie ängstlich ist, sondern der Mutter wegen. Man nennt das wohl abhängig, wenn ein Mensch zum andern so steht. Mit Liebe ist es nicht zu bezeichnen.

Bald ist sie am Ende der Straße. Ein langer Weg ist es ja auch nicht. Um die Ecke herum ist das Rathaus, eine mittelalterliche Schatulle mit neuzeitlicher Füllung. Vorher kommt die Weinhandlung und Probierstube der Frau Neuhof, die sich mit Frau Regierungsrat anreden läßt. Manchmal hat sie bei der Mutter arbeiten lassen, aber die Mutter will nicht viel von ihr wissen. „Die Frau ist mir zu aufgeregt und sagt immer: ‚Wir Gebildeten müßten zwischen all diesem Pack zusammenhalten'." Die Mutter lacht, als wenn sie deren Gebildete wäre. Größenwahn. „Im übrigen ist mir das Pack lieber, weil ich es mir vom Hals halten kann. Das ist bei dieser Frau Regierungsrat sehr schwer. Sie redet zu gern."

Darum gerade geht Ille zu ihr hinein. Es ist einfach zu still, um allein sein zu können. Was das für törichte und alberne Widersprüche sind. Ob ein junges Mädchen hysterisch sein kann? Alte Jungfer plus dumme Ziege. Doch im Film, wenn Auge und Ohr mechanisch beschäftigt sind, kann man herrlich an anderes denken. Vielleicht hätte sie doch in „Hallo, Janine" gehen sollen. Es kann sie aber ärgern, wenn andere Mädchen so forsch sind und dabei filmverdientermaßen Glück haben. Ob es doch noch den Menschen gelingt, das Leben filmgesetzlich einzurichten?

Nun sitzt sie in der Ecke am runden Tisch bei Frau Regierungsrat, die spricht und nicht verlangt, daß Ille zuhört.

„Eine schreckliche Zeit! Was? Sagen Sie doch Ihrer lieben Mutter, daß sie mich einmal aufsucht. Jetzt müssen wir Gebildeten mehr zusammenhalten denn je, um eine unsichtbare Mauer zu bilden. War Ihr lieber Vater auch bei einer aktiven Rechtsbewegung? Sicher doch. Mein Mann war vom Anfang an dabei. Manchmal denke ich, wie gut, daß er gestorben ist. Er war, was man mit cholerisch bezeichnet, gefährlich in solcher Zeit. So leicht hat sich mein Leben auch nicht abgespielt, liebes Fräulein Ille. Nun, jeder trägt sein Kreuz, bis er ein richtiges hat. Es bleibt ihm nichts anderes übrig. Mein Mann wollte eins aufs Grab, ich fand's zu traurig. Er braucht es ja nicht anzusehen. Er hat auch immer gelacht: ‚Laß drauf schreiben: ‚Wer weiß, ob wir uns wiedersehn?' Das haben sie immer gesungen im Weltkrieg nämlich — am grünen Strand der Spree. Ein bißchen fürs Fechten war er, mein Gott, ein Waffenstudent, da muß man vieles nachsehen. Was wollen Sie denn trinken, Fräulein Ille? Waren Sie überhaupt schon einmal bei mir? Einen Schmiß hatte er über das ganze Gesicht herüber. Schön sah es nicht aus, aber interessant. Ich habe Sie wohl nur immer bei der lieben Frau Mama in der reizenden Puppenwohnung gesehen. Kultur und Geschmack. Ich habe nur ein Zimmer dahinten. Auch ein Unterschied. Aus einer Achtzimmerwohnung hierhin Von der Pension hätte ich verhungern können. Soll es ein Schnäpschen sein? Ich darf Sie doch einladen. Einladen nicht? Ich bring' mal einen Mirabellengeist. Alte Ware, noch echt, aus Serbien."

Die Frau Regierungsrat holt aus dem Eisschrank eine etikettlose Flasche hervor.

Was sie herrlich viel redet, denkt Ille. So hast du es dir vorgestellt. Medizin ist es. Da kommt man einfach nicht zur Besinnung und zum Nachdenken. Es ist besser als Kino. Es ist, wie wenn man Karussell fährt, jetzt überlegt sie sich, daß das vielleicht der tiefere Sinn des Karussells ist, muß lachen und findet den Erfinder einen Philosophen.

„Ihr jungen Leute habt es gut. Ihr setzt euch unbeschwert über alles hinweg. Stellen Sie sich nur vor, alle warten schon wieder darauf, uns an den Kragen zu gehen England und Frankreich, Polen; ihre kleinen Vasallen zähle ich nicht einmal auf."

Ille trinkt zum Erstaunen der Frau Neuhof das recht große Glas in einem Zug aus. Sie schüttelt sich, weil es brennt, aber es schmeckt gut und macht gleich warm und zuversichtlich.

„Liechtenstein dürfen Sie nicht vergessen, Frau Regierungsrat Liechtenstein auf keinen Fall."

Frau Neuhof schenkt neu ein: „Ihr Jungen nehmt alles einfach immer komisch, weil es bisher gut gegangen ist. Die Jugend von Vierzehn war besser, sag' ich, da kann sich die heutige nicht mit vergleichen."

„Aber die heutige ist eben jung, das ist ihr Vorzug vor der von Vierzehn, Frau Regierungsrat."

„Leider ist das wahr", bemerkt Frau Neuhof. „Darüber darf man richtig gar nicht nachdenken."

Ille ist nicht gewohnt, Alkohol zu trinken. Genug im Magen hat sie auch nicht. Ein Stück Kuchen aß sie im Café und vorher zu Hause ein Brötchen.

In einem wunderbaren Zustand der Gleichgültigkeit befindet sie sich und fühlt sich zu gleicher Zeit überlegen und allen Möglichkeiten gewachsen. „Sie sind eine herrliche Frau, Frau Regierungsrat."

Das hört Frau Neuhof gern: „Von ganzem Herzen prost."

Beide haben nun das zweite Glas getrunken. Frau Neuhof kann viel vertragen, aber sie hat heute schon einen anstrengenden Tag hinter sich. Mittags war ihr Lokal schon voll von politisierenden Männern, und vor zwei Stunden hat ein Eingezogener Abschied von seinen Freunden gefeiert.

Ille findet das Leben voller Versprechen. Jetzt müßte Fritz bei ihr sein. Jetzt hat sie Mut, jetzt ist sie genau so wie Erna. Ob das der Vater in ihr ist? Man behauptet doch, daß die Töchter nach dem Vater geraten und die Söhne nach der Mutter. Die Erna hat ja auch den Leichtsinn von ihrem Vater, wie sie sagt. Ille kommt auf eine Idee. „Haben Sie Telephonanschluß, liebe Frau Regierungsrat?" Natürlich hat sie.

Ille sucht lange im Telephonbuch, es gelingt ihr schwer, die Nummer des Herrn Braun zu finden. Die Nummern kreisen und verwischen sich. Sie gebraucht alle Energie, um sie zum Stillstand zu bringen. Dann aber wählt sie.

Wie erwartet, kommt Fritz an den Apparat, sonst hätte sie abgehängt. Sie lehnt sich gegen die Telephonwand und spricht so tief sie kann: „Hier ist Zarah Leander. Kennen Sie Zarah Leander? Junger Mann! Sie können Ihr Glück machen. Kommen Sie in der Weinstube von die Frau Regierungsrat."

Das hat sie schon die ganze Zeit überlegt. Sie bringt es gut zusammen. Zarah Leander ist eine Schwedin und kann nicht richtig Deutsch.

„Ille, was redest du für einen Blödsinn?"

„Aber, Fritzdibitzchen, verdirb mir doch nicht mein Vergnügen. Ich bin Zarah Leander. Komm gleich her. Bitte, liebes Fritzdibitzchen."

„Du sollst doch nicht im Laden anrufen."

„Bist du so schlecht zu mir, Fritzdibitz? Die Zarah Leander kann so viele Fritzen haben, wie sie will. Merk dir das."

„Was hast du, Ille?"

„Den Schwiegersohn des Apothekers zum Beispiel."

Fritz merkt, daß Ille etwas fehlt.

Ille hat das Gefühl umzufallen. Die Luft in der engen Zelle ist so schlecht.

„Ich komme", sagt er besorgt.

Ille hat es nicht gehört. Sie wankt ins Freie und atmet tief. Jetzt geht es ihr besser Er wird kommen. Sie nimmt sich sehr zusammen. Sie hat auch einen Willen und nicht ihre Mutter allein. Dann möchte sie wieder weinen, weil sie doch die Mutter so sehr liebt.

„Schenken Sie gleich noch zwei Gläser ein, liebe Frau Regierungsrat." Die kann nichts gemerkt haben, daß ihr schwindelig ist, und es wird gleich vorübergehen.

„Mein Bräutigam kommt, da staunen Sie und dann müsen Sie nicht böse sein, ich muß dann nämlich mit ihm allein sprechen."

Aber Frau Neuhof ist sehr müde von des Tages Trinkerei. Trotz ihrer Neugier hat sie kein Interesse mehr für Illes Bräutigam. Sie setzt sich auf einen Stuhl, der gegen die Ausschanktheke lehnt, und schläft sofort ein.

(Fortsetzung folgt.)

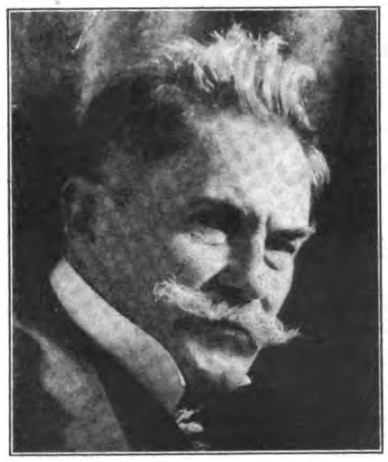
Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.


CINZANO
125 JAHRE
1816 1941
CINZANO-SCHORLE
1/3 Cinzano (weiß oder rot)
2/3 Mineralwasser
ist ein herrliches, anregendes und durstlöschendes Erfrischungsgetränk. Fügen Sie je nach Geschmack eine Scheibe Zitrone oder eine Zitronenschale hinzu und vergessen Sie nicht: Cinzano schmeckt immer – auch als Schorle – gut gekühlt am besten.
CINZANO
VINO VERMOUTH
FRANCESCO CINZANO
E COMP.
TORINO
W 3032
DIE WELTMARKE


ATIKAH 5 Pf

Ein Wächter der deutschen Kultur

Erinnerungen zum 100. Geburtstage Dr. Georg Hirths.



Dr. Georg Hirth.

Im Jahre 1888 erschien in einer Festschrift der Münchner Künstlergesellschaft „Allotria" eine ganzseitige Zeichnung von Franz von Stuck: auf einer der Frauenturmkuppeln sitzt ein Mann, aufmerksam über München hinunterspähend, Feder und Schreibmappe in den Händen — „Dr. Georg Hirth als Kunstwächter auf den Frauentürmen." Das mit Stuckscher Meisterschaft gezeichnete Scherzbild birgt eine ernste schöne Wahrheit. Denn Dr. Georg Hirth, dessen Geburtstag sich am 13. Juli 1941 zum hundertsten Male jährt, ist in der Tat einer der verdienstvollsten Wächter der Münchner, ja der deutschen Kunst und Kultur überhaupt gewesen. Es ist nicht leicht, das unerhört reiche Schaffenswerk Georg Hirths zu überblicken und in knappen Strichen zu umreißen. Überall, an allen Ecken und Enden quillt der drängende Stoff weit über die Felder und die schreibende Hand hinaus, so, wie dem Feuergeist dieses Tat- und Geistesmenschen auf allen Gebieten wissenschaftlicher und künstlerischer Betätigung überhaupt keine Grenzen gesteckt waren. Sein unstillbarer Drang, im Laufe seines bewegten Lebens mit klammernden Organen zu umfassen, was alles zum Aufbau eines machtvollen Kulturreichs von der Art Deutschlands gehört, das Politische, das Statistische, das Volkswirtschaftliche — in seinen ersten Werken ist dies alles schon mit einer erstaunlichen Kraft durch die Wahl der Stoffe und ihre Behandlungsweise ausgedrückt.

Dr. Georg Hirth ging als Nationalpolitiker und Volkswirtschaftler aus. In Gräfentonna bei Gotha geboren, arbeitete er 1857—1862 als Eleve in der Perthesschen Geographischen Anstalt in Gotha. Hier gab er im Auftrage der Turnerschaft das erste statistische Jahrbuch der Deutschen Turnvereine heraus, wobei er die Gaueinteilung der Deutschen Turnerschaft aufstellte. Mit 22 Jahren übernahm er die Redaktion der in Leipzig erscheinenden „Deutschen Turnzeitung". Daneben betrieb er an der Leipziger Universität volkswirtschaftliche Studien und erwarb in demselben Jahre in Jena seinen Doktortitel. Schon damals trat Georg Hirth mit all seiner Energie für die Einigung der deutschen Stämme, für ein einiges Deutsches Reich ein. In Berlin begründete er 1868 die „Annalen des Norddeutschen Bundes", die nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 in die „Annalen des Deutschen Reichs" umgewandelt wurden. Unmittelbar nach dem Kriege, der seine heißen Sehnsüchte erfüllt hatte, gab er mit J. v. Gosen das „Tagebuch des Deutsch-Französischen Krieges" heraus. In die Zeit seiner späteren Redaktionstätigkeit an der „Allgemeinen Zeitung" fallen seine Vorschläge für die Gestaltung einer progressiven Reichseinkommen- und Erbschaftssteuer und seine damals vergeblichen Bemühungen um den Erlaß eines Reichsschulgesetzes, das schon die Segnungen unserer heutigen Schulführung anstrebte. 1871 siedelte er nach München über. Und hier sollte er seine wahre Heimat, ein weitgestecktes Feld für die Arbeitsgebiete seines Lebens finden. Die künstlerische Ausgestaltung dieses Lebens und seiner publizistischen Tätigkeit rechnete er selbst seinem mehr als 40jährigen Münchnertum zugute. Und das hat Dr. Georg Hirth seinem München überreich gedankt und vergolten. Er war es, der die ersten Anregungen für die geräuschlose Pflasterung gab, er wirkte für die Gebirgswasserleitung und die rasche Einführung des Telephonnetzes, dessen erster Abonnent er war. Als die Frauenkirche nach der Niederlegung der einengenden alten Gebäude abermals mit Warenhäusern und ähnlichem Unfug verbaut werden sollte, trat er mit Wort und Tat, d. h. mit Bereitstellung von Geldmitteln für die Freilegung der Frauenkirche ein. „Domfreiheit", das Wort ist von ihm geprägt, genau wie die Benennungen „Brunnenbuberl" für den Gasteiger Brunnen, „Isarlust" und „Sezession". Als diese Künstlervereinigung im Jahre 1892 sich zusammentat, da war es Georg Hirth, der die finanzielle Sicherstellung der Gründung sofort mit einer beträchtlichen Garantiesumme übernahm. Seiner rastlosen Fürsorge für Mutter und Kind, wie sie z. B. auch in seiner Schrift über die „Unersetzlichkeit der Mutterbrust" zum Ausdruck kommt, verdankte München die ersten Anregungen für das Säuglingskrankenhaus an der Lachnerstraße, wie Georg Hirth auch Gründer und eifrigster Mitarbeiter des „Vereins Kinderschutz" war. Eine bezeichnende Episode, die von Hirths unermüdlicher Fürsorge und Entschlußkraft auf hygienischem Gebiet spricht, sei hier eingefügt. Er kommt eines Tages in den Warteraum der damaligen Poliklinik an der Sonnenstraße. Vollgepfropft ist dieser Raum mit Frauen und Kindern, die hier in fürchterlicher Enge und scheußlicher Luft warten müssen. Sofort zieht Hirth seinen Maßstab heraus, mißt den Raum aus, fährt in die Redaktion seines Blattes, die „Münchner Neuesten Nachrichten", und diktiert einen donnernden Aufruf in so deutlicher Sprache und mit solch rapider Wirkung, daß schon in den nächsten Wochen der Anbau eines geräumigen lichtvollen Pavillons begonnen wird. Solche Beispiele impulsiven erfolgreichen Handelns ließen sich ins Vielfache vermehren. Ebenso glücklich war Georg Hirth als aufgerufener Mitkämpfer im Streit gegen die in Augsburg geplante Verbauung des wundervollen Elias Hollschen Rathauses. Sein Kampf gegen die im Dritten Reich endlich ge-

Laßt Kinder schreien!

„Laßt euch nicht durch wehleidige Tanten erweichen, die das ‚arme' Kind bedauern — denn Schreien ist blutnotwendig für die gesunde Entwicklung des jungen Körpers."

Mir erschien dieser bündige Befehl unseres robusten Hausarztes arg grausam — und es wird manchem geneigten Leser nicht anders gehen. Wenn ich dann unseren Jungen schreien hörte und sah ihn hernach ermattet und wimmernd in den Kissen liegen, war ich willens, das nächste Mal den Befehl des herzlosen Doktors zu mißachten. Der aber hielt mir eine Lektion, als er mich eia-popei-machend antraf: „Sie schädigen direkt die Entwicklung des Kindes, wenn Sie ihm das Schreien unmöglich machen. Schon der erste Schrei des Kindes bei der Geburt ist ein Auftakt zum gesunden Leben, denn damit beginnt der Atemorganismus seine Tätigkeit. Und jedes Geschrei des Kindes ist eine Selbsthilfe des kleinen Körpers. Schreien schafft die Hemmungen für die völlige Entleerung der Lungen und die Abspannung des Zwerchfells und regelt so die gesunde Atmung. Früh genug wird das Schreien durch die artikulierte Sprache verdrängt, und dann sollten wir dem Kinde das beibringen, was wir Erwachsene durchweg vernachlässigen:

Das bewußte Atmen!"

Ich gestehe freimütig — über das Atmen hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht. Man atmet eben, um Luft zu kriegen, ganz von selbst, und damit basta! Diese Meinung muß sich unverkennbar in dem Mienenspiel ausgedrückt haben, mit dem ich die Zurechtweisung unseres Doktors begleitete. Denn kopfschüttelnd und heftig grollend schloß er seine Ausführungen: „Es ist traurig, wie wenig selbst gebildet sein wollende Menschen von dieser lebenswichtigen Körperfunktion wissen!"

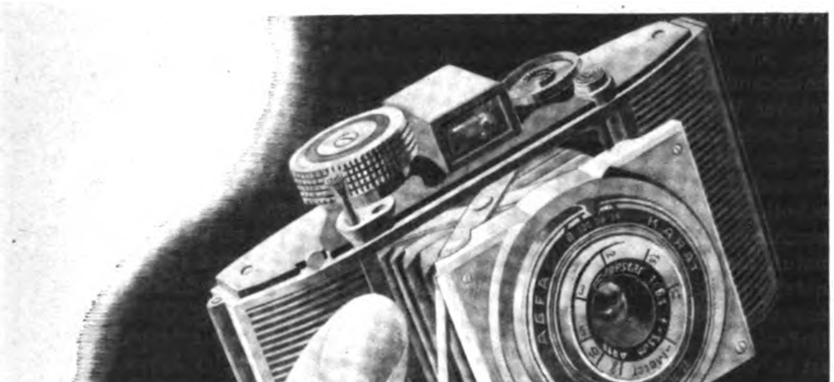
Tief betroffen schlich ich hinaus. Wie immer, wenn sich eine schmerzliche Lücke in Bildung und Wissen bei mir auftut, nahm ich meine Zuflucht zum

VIVIL führt zum „bewußten" Atmen!

„Großen" oder Konversationslexikon. In mehr als 5 — geschrieben fünf — Seiten ließ sich das weise Buch über Atmung und Atmungspflege aus und dokumentierte damit eindrucksvoll die Bedeutung des Themas. Das war der Anstoß zur Einkehr! Ich wurde bekehrt — zur Genugtuung unseres Doktors und zum Nutzen für mich und die Meinen. Seit ich es selbst erprobte, weiß ich: Richtiges Atmen ist die Grundlage gesunden Lebens. Richtiges Atmen muß erlernt werden, aber es ist leicht erlernbar, wenn man sich mal ernstlich darangibt.

Zunächst muß es einem zur Gewohnheit werden, h i n u n d w i e d e r bewußt und tief zu atmen. Dabei war mir *VIVIL*, das natürliche Pfefferminz, eine wertvolle Hilfe. Immer wenn ich mit *VIVIL* im Munde dreimal kräftig Luft holte, schaltete mein Bewußtsein ein paar Augenblicke auf Luftschöpfen. So atmete ich, oft mitten in angestrengter Arbeit, einige Züge bewußt, um die köstlich-kühlende Wirkung der Pfefferminze zu genießen. *VIVIL* machte mir das tiefe Atmen im wahren Sinne des Wortes schmackhaft und befreundete mich mit dem bewußten Atem, das mir immer eine Erquickung ist — selbst wenn es jetzt mal kein *VIVIL* geben sollte.







VULNOPLAST LAKEMEIER K.G. BONN am RHEIN

fallene ekelhafte Mauer an den Propyläen längs der Luisenstraße ist zu seinem Kummer zeit seines Lebens erfolglos geblieben. Wie hochausgebildet der vorausspürende Wirklichkeitssinn des Politikers Hirth war, das mag folgende Schilderung beweisen, die uns Hofrat Dr. Wilh. Ruland gibt, der Ende der 90er Jahre im politischen Teile der „Münchner Neuesten Nachrichten" arbeitete. „Es gab in der Reichs- und Weltpolitik kein Gebiet, das Georg Hirth nicht gefesselt hätte. So verfolgte er, im Gegensatz zu der kläglichen Verständnislosigkeit vieler, die Rassenkämpfe der Deutschen in Österreich mit einer wahrhaft inbrünstigen Anteilnahme." Ruland entwickelt dann weiter die kritische Zeit mit der verworrenen Dreyfus-Affäre und den Möglichkeiten eines deutsch-französischen Konflikts. „Wir standen wieder einmal wie die Jünger um den Meister um ihn, und da warf er unmittelbar die Frage auf, von welchem Staat wohl Deutschland den nächsten Krieg zu erwarten habe. Unsere einstimmige Antwort: ‚Natürlich von Frankreich.' Da ließ Hirth seine Augen mit der ihm eigenen überlegenen Ruhe über den kleinen Kreis gleiten und sagte ernst und bestimmt: ‚Nein! meine Herren, die Nation, mit der wir den nächsten großen Krieg ausfechten müssen, das sind unsere englischen Vettern!'" Über seine „journalistischen" Fähigkeiten hat sich Dr. Hirth in der Selbstbiographiesammlung „Das geistige München" folgendermaßen geäußert: „Wenn Sie ein Urteil über mich selbst haben wollen, so geht es dahin: mein Vermögen besteht in einem angeborenen journalistischen Temperament mit dem leider oft unrealisierbaren guten Willen, den Postulaten des gesunden Menschenverstandes, der Gerechtigkeit, der Freiheit und dem Fortschritt überall zum Siege zu verhelfen. Eine gewisse Volubilität des Geistes hat mich verhindert, meine literarische Tätigkeit auf nur ein Gebiet festzulegen. Als Entschuldigung mag mir die lebendige Teilnahme an den reichen Kulturaufgaben Deutschlands dienen." Zu dieser Teilnahme an den Kulturaufgaben Deutschlands hat Dr. Hirth auch zeitlebens seinen zähen scharfen Kampf gegen das pfäffische Muckertum und die politischen Anmaßungen der Zentrumspartei gezählt. Kein besseres Zeugnis für den deutschen Kämpfer gegen die Ultra montes als der Nachruf des Pfaffenblattes „Bayrischer Kurier" bei Hirths Tode. „Ein grundsätzlicher und bis zu den letzten Konsequenzen gehender Gegner unserer Weltanschauung, hatte er es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seinen Auffassungen in Politik und Kunst zum Durchbruch zu verhelfen. Er war eine Kampfnatur; mit zweifelloser Begabung, mit anerkennenswerter Offenheit verfocht er seine Meinungen, erhebliche Volksteile wußte er in den Bann seiner Anschauungen zu ziehen, überdies noch eine engere Gemeinde treuer Anhänger um sich zu scharen, die in Wort und Schrift und mit der Palette für seine Lehre wirkten." Und die „Zentrums-Parlaments-Korrespondenz" mußte ihrem schärfsten Gegner nach der üblichen Verurteilung das Lob nachrufen: Die „Sezession" verdankt ihm vieles, wenn nicht alles; die Gründung der „Jugend" war sein Werk. Anzuerkennen ist, daß Dr. Hirth für Künstler, Schriftsteller und Journalisten stets eine offene Hand gehabt hat.

Der Nachruhm, den selbst seine schwarzen Feinde ihm spenden mußten, führt hinüber zu Georg Hirths Verdiensten um das deutsche Schrifttum und die bildende Kunst. Von 1877 an gibt er in vielen fortlaufenden Publikationen kunstgeschichtliche, reich illustrierte Werke heraus: „Das deutsche Zimmer" — „Der Formenschatz", der allein 35 Jahresbände umfaßt, das „Kulturgeschichtliche Bilderbuch aus drei Jahrhunderten", die „Meisterholzschnitte", „Der schöne Mensch". In der unübersehbaren Reihe bändereicher Werke, die in dem Hirthschen Verlag nach seinen eigenen Plänen und unter seiner eigenen Aufsicht herausgegeben und gedruckt wurden, hat er dem deutschen Volke, vor allem dem deutschen Kunsthandwerk, nach Jahrzehnten einer trostlosen Formenarmut und Stillosigkeit den lange verschollenen Reichtum kostbarer Vorbilder deutschen Kunstgutes aufs neue erschlossen und zurückgegeben. Dabei entfaltete er, selber eine Künstlernatur, als Kunstschriftsteller eine rege Tätigkeit, die sich später auch auf naturwissenschaftliche Gebiete, optische, biologische, chemische Probleme erstreckte, deren Erforschung und Erfüllung ihm, wie einst Goethe, zur erfinderischen Leidenschaft wurde. Eine Auswahl seiner kleineren Schriften ist in vier stattlichen Bänden gesammelt. Vorher schon, im Jahre 1895, war er zur Krönung seines Lebenswerkes geschritten, zur Gründung einer „Münchner Illustrierten Wochenschrift für Kunst und Leben", wie er sie im Untertitel nannte, zur Herausgabe der ebenfalls von ihm selber betitelten Münchner „Jugend". Mit dieser Zeitschrift, in der er einen ganz neu heranbrausenden Mitarbeiterkreis von Künstlern, Schriftstellern und Wissenschaftlern unter sein Banner scharte, hat sich Georg Hirth endgültigen Weltruhm erworben. Denn diese vierfarbig gedruckte Kunstwochenschrift entwickelte sich unter seiner genialen Führung, mit einer wöchentlichen Auflage von 130 000 Exemplaren, zum größten Kunstblatt der Welt. In den buntbelebten Spalten dieses Weltkunstblattes fand er auch reichlich Gelegenheit, aktuelle wissenschaftliche und vaterländische Fragen aufzuwerfen. Hier konnte er auch gegen seine schwarzen Widersacher im Zentrumslager, gegen die Mucker und Rückwärtsdrucker blank ziehen, die in ihren Reichstagsanträgen, so in der berüchtigten Lex Heintze, jede Darstellung der Schönheit des menschlichen Körpers unter das Strafgesetz stellen wollten. Und Georg Hirth schlug keine schlechte Klinge, das haben ihm selbst seine wütendsten Gegner unter den Finsterlingen bestätigen müssen. Ich hatte das Glück, daß er mich bald zu Beginn als Leiter des künstlerischen Teiles der „Jugend" an seine Seite rief — die 19 Jahre dieses Schaffens unter Georg Hirth bilden die reichste, schönste Zeit meines Lebens. Und als ich bei Erscheinen des 25. Jahrgangs der „Jugend" in der deutschen Presse lesen durfte, daß ich hier an meiner Stelle für die Münchner, für die deutsche, ja für die Kunst überhaupt mehr geleistet habe als mancher Galeriedirektor, habe ich dieses Lob als Dankesreis auf das Grab Dr. Georg Hirths gelegt, in dem er seit 1916 auf dem Münchner Waldfriedhof ruht.

In rastlosem segensreichem Schaffen auf politischen, nationalen, ökonomischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Gebieten war Georg Hirth zeitlebens ein Vorkämpfer für die Ideale eines geeinten Großdeutschen Reichs gewesen, wie sie nun in der herrlichen Tat des Führers ihre Erfüllung gefunden haben und in der Gestaltung eines Europas unter den Siegen Deutschlands und seiner Verbündeten ihre Vollendung finden werden.

Franz Langheinrich.


Felina
Wenn Sie Felina tragen, fühlen Sie sich nicht beengt. Felina-Büstenhalter und -Mieder sind gut, preiswert und sitzen ausgezeichnet. Sie fühlen sich wohl darin!
FELINA Mannheim
Die inserierten Felina-Artikel sind vorläufig nicht immer greifbar. Wir bitten uns Ihr Verständnis entgegenzubringen.
150541

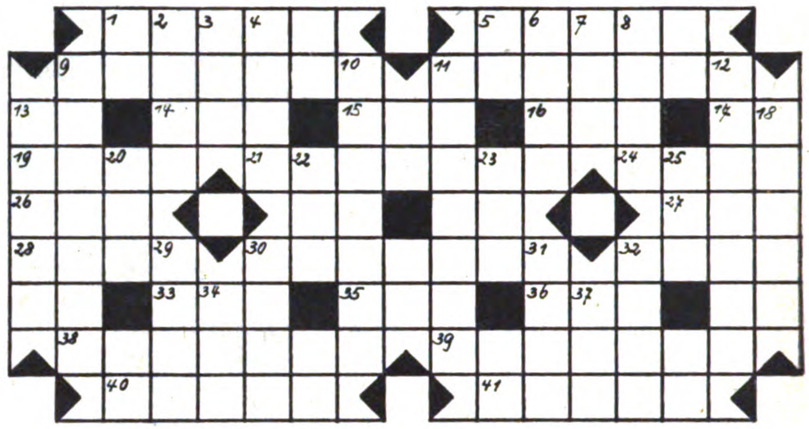

HEIN
Bei uns zu Hause -
ist „Sebalds Haartinktur" immer sparsam verwendet worden. Heute - wo es „Sebalds Haartinktur" vorübergehend nicht so reichlich gibt - fällt es uns deshalb nicht so schwer noch etwas sparsamer damit zu sein. „Sebald" hat von jeher gesagt: Wenige Tropfen genügen! - dieser Rat gilt heute mehr denn je.
SEBALDS HAARTINKTUR


Wir werben für später!
TROOST
Capama Senkel
Der gute Senkel
GARANTIE für gute Qualität
Tante, mein Schuh ist auf!
Kleinigkeiten, auf die man achten muß:
Capama -Senkel mit der bewährten Capama - Spitze lassen sich leicht einschnüren, sind bindefest und halten lange.
Werden Sie aber nicht ungeduldig, wenn Sie vorübergehend den bewährten Capama -Senkel nur selten bekommen. Die Produktion ist beschränkt. Größere Aufgaben stellt uns die heutige Zeit. Unsere Werbung aber gilt der Zukunft, denn täglich wächst die Zahl derer, die den Wert eines guten Schnürsenkels zu schätzen wissen.
Capama -Erzeugnisse gibt's nur in Fachgeschäften.
Capama
VORSTEHER & BÜNGER, WUPPERTAL-OBERBARMEN


Gut rasiert-
gut gelaunt!
ROTBART
KLINGEN
SCHUTZMARKE

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Laubbaum, 5. Stickstoffwerk, 9. franz. Tanz, 11. griech. Fabelgeschöpf, 14. deutscher Strom, 15. Gedicht, 16. Artikel, 17. Tierprodukt, 19. Gewürz, 21. kleiner Fisch, 24. Haustier, 26. Gebirge auf Kreta, 27. Schiffseite, 28. Milchprodukt, 30. Schloß in Weimar, 32. Fluß in Pommern, 33. Adler, 35. Strom in Rußland, 36. german. Gott, 38. Wirbelsturm, 39. staatl. Behörde, 40. Arznei mit Gewürz, 41. kleines Boot. — Senkrecht: 2. weibl. Vorname, 3. alkohol. Getränk, 4. schneidig, frech, 6. Schluß, 7. Nibelungengestalt, 8. Possenreißer, 9. Dialekt, 10. Geschoß, 11. Tageblatt, 12. Abtrünniger, 13. Stadt in Ägypten, 18. Vorbild, 20. Tierlaut, 22. Kalifenname, 23. Nebenfluß der Warthe, 25. Knäuel, 29. Stern, 30. Tierfett, 31. Verpackungsgewicht, 32. Turngerät, 34. Vorsilbe in Fremdwörtern, 37. engl. Anrede.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — be — ber — berg — brown — büch — bul — burg — de — dek — di — do — don — e — e — eg — ein — el — fa — fries — ge — häu — i — in — ing — ka — ker — kö — la — land — lei — lep — lo — lust — met — mi — mont — ne — ne — ner — nigs — nord — nus — o — pel — po — raf — run — sa — sam — sal — se — se — ser — si — sol — ster — ta — tann — tau — ten — ten — u — wald — wit sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Richard Wagner ergeben.

1 ...... 9 ...... 17 ......
2 ...... 10 ...... 18 ......
3 ...... 11 ...... 19 ......
4 ...... 12 ...... 20 ......
5 ...... 13 ...... 21 ......
6 ...... 14 ...... 22 ......
7 ...... 15 ...... 23 ......
8 ...... 16 ......

1. Gruppe der Ostalpen, 2. Stadt in Syrien, 3. Strom in Afrika, 4. deutsche Stadt, 5. Teil von Deutsch-Ostafrika, 6. Stadt in Italien, 7. Fluß in Frankreich, 8. Oper von Wagner, 9. Stadt in Brandenburg, 10. Drama von Goethe, 11. italien. Maler, 12. Hauptstadt von Afghanistan, 13. Wagnersche Bühnengestalt, 14. röm. Geschichtsschreiber, 15. Rhein. Schiefergebirge, 16. altes Geschütz, 17. Stadt in Ostpreußen, 18. Flugzeugtyp, 19. Christbaumschmuck, 20. männl. Vorname, 21. Schußwaffe, 22. Dummheit, 23. Küstenstrich an der Nordsee.

Zahlenrätsel.

1 9 7 10 11	Heidekraut
2 3 5 12 1 9	Herrenmantel
3 11 13 7 4 1	herabstürzende Schneemasse
1 3 1 10 12 9 11	Oper von Richard Strauß
4 11 9 1 13	Nebenfluß des Bug
5 11 14 14 7 11 4	Lederart
6 15 3 10 11	Rundtanz
7 4 12 1 9 6 9 1 12	Dolmetscher
1 4 1 9 8 7 1	Willensstärke
8 15 9 7 3 3 11	Menschenaffe
1 6 7 4 11 3	franz. Festung
3 2 14 12 13 11 14 14 1	Teil der Wehrmacht

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen niederdeutschen Erzschelm.

Lösungen der Rätsel in Folge 28:

Zahlenrätsel: 1. Aronstab, 2. Pastete, 3. Phosphor, 4. Arabella, 5. Schlieffen, 6. Sibelius, 7. Indigo, 8. Ozelot, 9. Nietzsche, 10. Amundsen, 11. Thunfisch, 12. Amapala. „Appassionata." ✶ **Treppenrätsel:** 1. V, Ergebung, Vergebung; 2. Ur, Gebirge, Urgebirge; 3. Not, Bremse, Notbremse; 4. Auto, Gramm, Autogramm; 5. Ruebe, Zahl, Ruebezahl; 6. Marsch, All, Marschall; 7. Venedig, er, Venediger; 8. Konstanz, e, Konstanze. ✶ **Füllrätsel:** 1. Neuseeland, 2. Anemometer, 3. Monegassen, 4. Tannenberg, 5. Marineblau, 6. Marionette, 7 Pimpernell, 8. Peloponnes, 9. Persephone.

An die Leser des Illustrierten Beobachters

Zur Ergänzung unseres Archivbestandessuchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „JB.", Jahrgang 1939, zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter, einwandfreier Exemplare: Nr. 2, 6, 12, 14, 16, 18, 19, 21, 24, 26, 29, 36, 37, 38

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. GmbH.

Schenkt Bücher sie bereiten jedem Freude; uns in der Heimat und den Soldaten an der Front!

Lest den Anzeigenteil
ganz genau!
Er enthält stets günstige
Angebote!

Humor

Der Zauberkünstler hatte einen neuen Trick ausgedacht, weiht seinen Sohn am Tage vorher ein und sagte ihm, er brauche seine Hilfe. Er solle sich unters Publikum mischen, und wenn er, der Zauberer, einen Jungen als Hilfe fordere, solle er sich melden und auf die Bühne kommen. Dabei sollte er so tun, als kannten sie sich nicht. Alles ging denn auch wie verabredet. Als der Junge auf der Bühne war, sagte der Zauberkünstler zum Publikum: „Meine Damen und Herren — was ich jetzt vorführe, ist eines der kühnsten Kunststücke, das schon die schärfsten Geister verwirrt hat. Ich möchte ausdrücklich feststellen, daß ich es ohne jede Hilfe von außen vollbringe. Dieser kleine Junge war so lieb, mir zu helfen, ich habe ihn nie vorher gesehen. Kennen wir uns, mein Junge?"

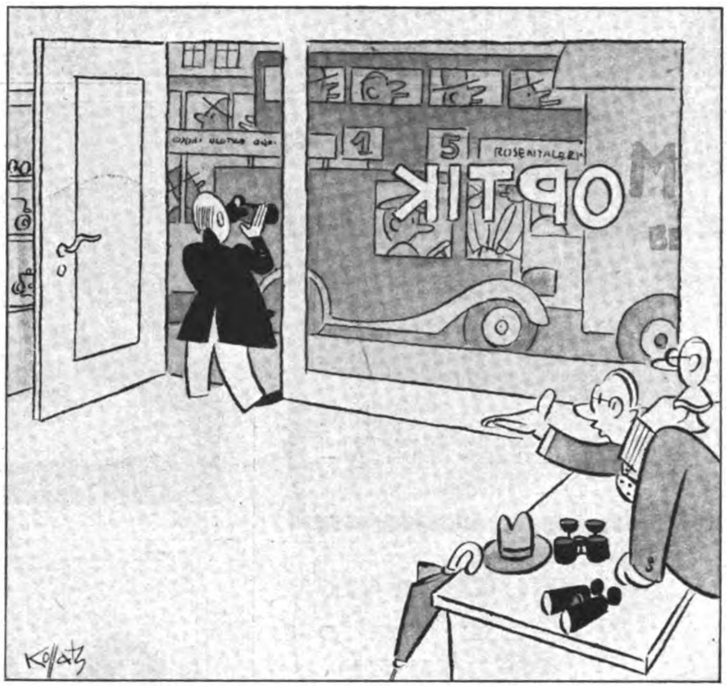
„Nein, Vater!" antwortete der Junge.

*

„Ich habe heute furchtbare Kopfschmerzen. Liebling, könntest du es nicht einrichten, daß unsere Gäste etwas früher als sonst weggehen?"

„Aber Karl, wie soll ich das machen? Ich kann sie doch nicht so ohne weiteres vor die Tür setzen!"

„Das verlange ich auch nicht: aber du könntest dich wenigstens recht bald ans Klavier setzen."



„Bitte, überzeugen Sie sich, mein Herr, mit diesem Glas haben Sie eine ausgezeichnete Fernsicht!"
Zeichnung: Kossatz.

Ein frohes Ereignis stand bevor, und die kleine Käthe wurde unter einem nebelhaften Vorwand zu Bekannten in einen Nachbarort gesandt. Der kleine Klaus, der schon zur Schule geht, blieb da. Alles ging gut, und der Vater gab Klaus drei Mark, er möge das Aufgeschriebene an die Schwester telegraphieren. Klaus brachte eine Mark zurück.

„Wieso kostet das Telegramm eine Mark weniger?" fragte der Vater.

„Die vielen Worte waren ganz unnötig", erklärte Klaus, „ich habe an Käthe telegraphiert: ‚Wette gewonnen. Junge geboren!'"

*

Man saß bei einer Flasche Rotwein zusammen, als Herr Baumeister Niebell in die Worte ausbrach: „Also wirklich, meine Herren, das ist ein Wein, der sich gewaschen hat!"

*

„Mensch, mir hat der Feldwebel aber eben anjepfiffen!"

„Warum denn?"

„Ick wollte een Autojramm von ihm."

„Du bist jut! Wozu denn det?"

„Untern Urlaubsschein!"

*

Vor der Telephonzelle stand eine lange Schlange. Holler kam, guckte, zog dann höflich den Hut und fragte: „Gestatten die Herren, daß ich mich anschließe?"



Wer bist du, ARBEITSMAID UND FÜHRERIN?

Begegnungen in vier Lagern des Reichsarbeitsdienstes



Nach stundenlanger Feldarbeit bei glühender Sonne ist es kein Wunder, wenn selbst einer Friseuse — Tilde R. — die Locken in Unordnung geraten. Sie ist vom RAD.-Lager Donauwörth einem bäuerlichen Anwesen mit vier Kindern als Haus- und Feldhilfe zugeteilt.

Der Arbeitseinsatz wird festgelegt. Arbeitsdienstlager werden dort errichtet, wo arbeitsmäßige Unterstützung der Landbevölkerung vordringlich ist. Dem Lager in Waal im Allgäu gehören 44 Maiden an, die einer Lagerführerin unterstehen, welche an Hand der Einsatzkarte die Maiden für den Außendienst bestimmt.



*

Die Auslandsdeutsche Eleonore K., Warenhaus-Mannequin aus London, befand sich bei Kriegsausbruch in Deutschland und meldete sich später freiwillig zum Reichsarbeitsdienst. Im Lager Kempten hilft sie eifrig in Stall und Feld mit und findet im Umgang mit Tieren viel Freude. Später will sie Auslandskorrespondentin werden.



Die Abiturientin Renate Sch. wird sich später, wenn sie auf der Dolmetscherschule in Heidelberg studieren wird, noch gerne an das Kälbchen-Idyll aus ihrer Maidenzeit erinnern. Das RAD.-Lager Kempten unterhält als einziges im Reich eine eigene Landwirtschaft, die von den Maiden selbst betrieben wird.

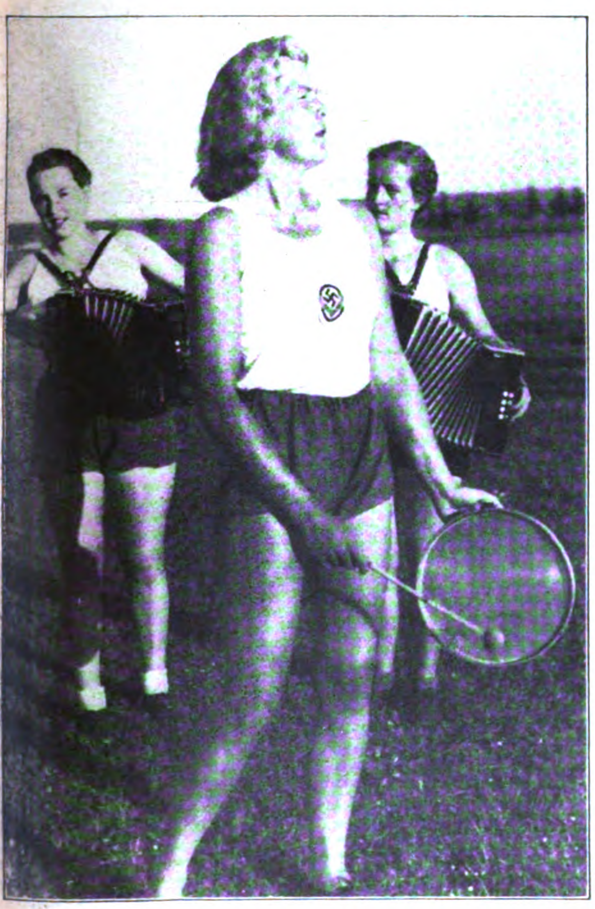


Statt mit Rechenschieber und Logarithmentafel ...
muß die künftige Studentin der Mathematik Lore K. während ihrer Arbeitsdienstzeit bei einem Bäcker in Waal auch einmal mit schmutziger Wäsche am Bachrand hantieren ...

Bildbericht von Inge Mantler



Jungführerin Gisela K. ist „tonangebend"
beim Morgensport auf der Reichsschule Illertissen, wo sie als künftige Lehrkraft für Werkarbeit im Reichsarbeitsdienst einen mehrwöchigen Schulungskurs mitmacht.



Die Journalistin hat umgesattelt.
Marie-Luise H. studierte zwar Zeitungswissenschaft, verschrieb sich jedoch gänzlich dem Reichsarbeitsdienst und ist nun Maiden-Oberführerin und Lehrkraft für Leibeserziehung in der Lagerschule.



„Achtung, Achtung! Kommt alle zu unserem Sommerspiel!"
Die Arbeitsmaiden aus Waal bereiten damit den Bauern ihrer Umgebung einen unterhaltsamen Abend. An den Plakaten hierzu beweist die Arbeitsmaid Liselotte L., sonst Büroangestellte, ihr zeichnerisches Können.

*

Rechts: Die Hauptsache: Freudig an der Arbeit.
Die Doppelwaise Gabriele B., die bisher in einer Gaststättenküche von früh bis spät abends tätig war, empfindet ihren Einsatz als Arbeitsmaid auf dem Hof des Bauern W. in Waal „wie eine Erholung".





Platt gequetscht!
Die Hand eines von den Sowjetbestien zu Tode Gemarterten.

NEUE FUNDE: SOWJET-OPFER IN LETTLAND



Kopf eines ermordeten litauischen Offiziers.

Aufnahmen:
PK. Günther Thiede.



Vor der Leiche ihres ermordeten Mannes bricht eine Frau, dem Wahnsinn nahe, zusammen.



Wie in Lemberg, Luzk, Dubno und anderen Orten, so hat auch hier die Sowjetbestie ihr unverhülltes Gesicht gezeigt.

Rechts:
Die Augen zerstochen, die verbrühte Haut vom Körper gerissen — so fanden die Einwohner von Telsche unter hundert anderen Opfern ihren Bürgermeister.



Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, ~~Stellvertreter: Dr.~~ Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

[A B C D E F G 24] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2,– Esc., Ungarn Pengö –.32, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 24. JULI 1941
16. JAHRGANG FOLGE 30

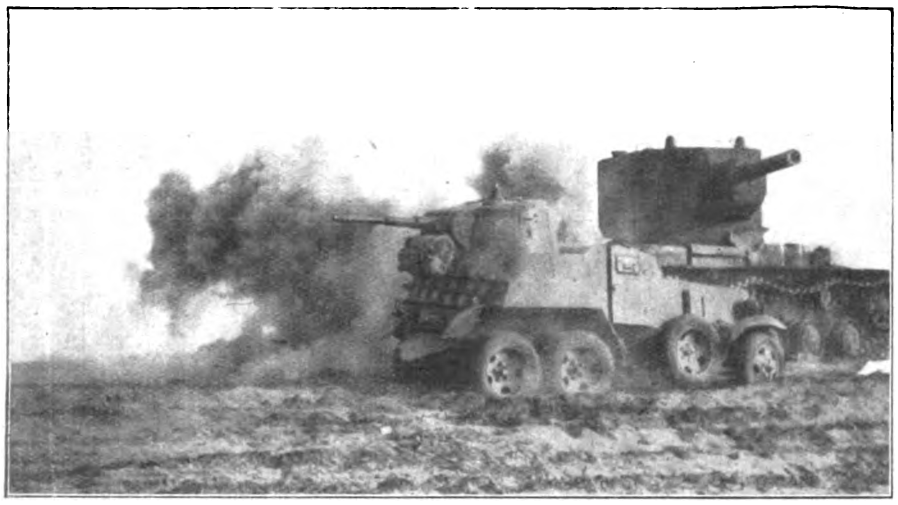
AUS DEM INHALT:
Lemberg begrüßt die deutschen Truppen / Panzer werden unschädlich gemacht
Englands Kriegshetze seit 1933 u. a. m.

…Z EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



General Rommel bei Sollum

Aufn.: PK. Moosmüller-Scherl.





SPÄH-TRUPP GEGEN SOWJET-PANZER

1 Auf ihrem Vormarsch im Osten trafen Soldaten einer ᛋᛋ-Division auf stärkere Sowjet-Panzerkräfte. Ein Teil von ihnen wurde von der deutschen Pak schnell erledigt, die restlichen Panzer blieben auf der Flucht im Sande stecken. Obwohl um diese Panzer ein dichter Feuergürtel gelegt wurde, arbeitete sich ein Spähtrupp an zwei Sowjet-Panzer heran, um beide mit geballten Ladungen unschädlich zu machen. Der ᛋᛋ-PK.-Bildberichter hielt diesen Kampf im Bilde fest. Bild 1 zeigt die noch feuernden Sowjetpanzer.

2 Die erste geballte Ladung hat den größeren Panzer vernichtet. Im Schutze des kleineren Sowjetpanzers beobachten die ᛋᛋ-Männer die Wirkung dieser Sprengung.



Während der Panzerschlacht bei Sollum:
Eine Hurricane ist abgeschossen worden. Der mit Fallschirm abgesprungene und verwundete englische Pilot wird von deutschen Soldaten verbunden und abtransportiert. Der erbeutete Fallschirm ...



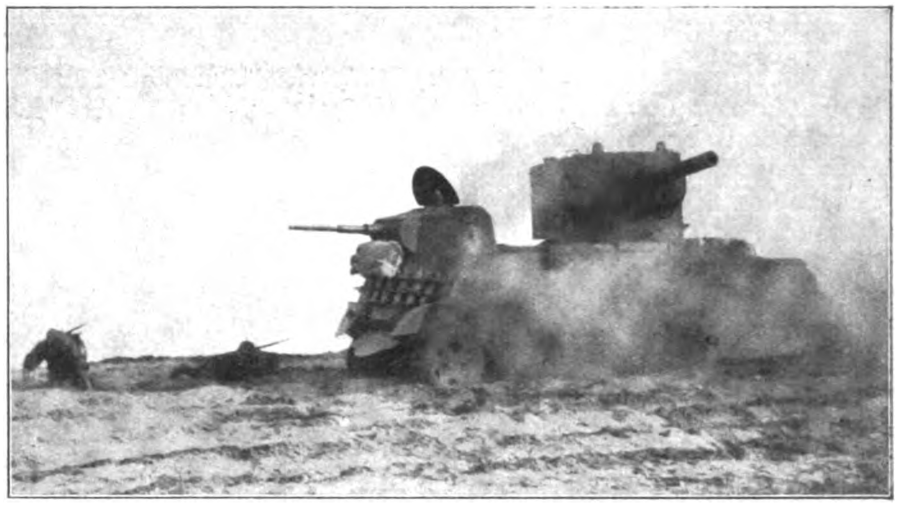
... wird von Männern des Afrikakorps geborgen.



Die Siegesfackel — eine prunkvolle Attrappe!
Mister Churchill scheint über dies voreilige kanadische Geschenk wenig erbaut zu sein.



3 Der kleinere Panzer war, wie die ᛋᛋ-Männer schon festgestellt hatten, von seiner Besatzung verlassen worden. Ein Mann des Spähtrupps bringt die Sprengladung an.



4 Die geballte Ladung ist losgegangen. Die ungeheure Gewalt des Druckes hat die Luke des Geschützturmes aufgerissen. Dichte Rauchwolken steigen aus dem Turm empor.



Ein zweiter von vielen.
Auf dem Marktplatz einer Ortschaft im Osten mußten zwei Panzerwagen den Rückzug der Sowjets decken. Sie wurden durch Infanteriepioniere in Zusammenarbeit mit der Pak vernichtet. Der eine Panzer brennt, in die Turmluke des anderen wirft ein Leutnant eine Handgranate.



Die Napoleon-Geste macht es nicht.
Stalin-Denkmal in Bialystok, nicht für die Ewigkeit errichtet.



Sowjetischer Militärtransportzug.
Im Feuer unserer Panzerkampfwagen auf der Strecke geblieben.

Aufn.: ᛋᛋ PK. Roth (4), PK. Moosmüller, PBZ. (2), PK. Röder, Atlantik, Brenner, Atlantik, Bieling, Atlantik, Assoc. Press (1).



Ein Schlachtschiff des Festlandes.
Riesiger Sowjet-Tank, der auf einer Ausfallstraße Lembergs liegengeblieben ist, wird von den deutschen Soldaten interessiert begutachtet.



Der Bolschewiken-Terror ist gebrochen.
Jubelnde Begrüßung der einziehenden deutschen Truppen durch die Lemberger Bevölkerung.

Lemberg

UMJUBELT DIE DEUTSCHEN TRUPPEN

Aufnahmen: ϟϟ-PK. Roth.

Am 30. Juni 1941 wurde Lemberg nach hartem Kampf von den deutschen Truppen genommen. Der Einsatz auch der allerschwersten Panzer auf bolschewistischer Seite hat die Wucht des deutschen Angriffes nicht abschwächen können. Unsere Aufnahmen aus der Stadt, deren Name durch die Entdeckung der furchtbaren Bolschewikengreuel in aller Munde ist, zeigen, wie die Bevölkerung nach Beendigung des Sowjet-Terrors ihren Dank den als Befreier einrückenden deutschen Soldaten mit allen Zeichen der Freude entgegenbringt.



Das Schönste, was sie geben können: Blumen.
Ein junges Mädchen schmückt einen Soldaten der einrückenden deutschen Truppen mit den **bunten** Sträußen.



Frauen, Mädchen, Kinder
aber auch die Männer säumen zu frohem Willkommen die Straßen von Lemberg.



Die Bolschewiken haben fürchterlich gehaust.
Bewohner von Lemberg suchen in dem Schutt ihrer in Brand gesteckten Häuser nach Wertgegenständen. Vor ihrem Abzug steckten die Sowjetbanditen viele Häuser an. Nur dem glücklichen Umstand, daß zu dieser Zeit absolute Windstille herrschte, war es zu danken, daß die einzelnen Brände nicht zu einer gewaltigen Feuersbrunst anwuchsen.



Blitzschnell schlugen wir zu.
In aller Eile versuchten die Sowjettruppen ihre Benzinvorräte zu vernichten, bevor sie die Flucht vor den deutschen Soldaten ergriffen. Infolge der Windstille brannten aber nur zwei Tanks aus. Die übrigen fielen in deutsche Hand.



Kriegsspuren auf Lembergs Straßen.
Mit ernsten Gesichtern betrachten die Bewohner das von den Sowjettruppen angerichtete Tohuwabohu.





Bolschewistische Mordcanaillen

Sowjetische Flintenweiber mit Kind und Kegel, die in unmittelbarem Gefolge der Bolschewiken mitzogen und sich vorwiegend als Heckenschützen betätigten.

Aufn.: PK. Huffzky, Weltbild.

FINNLANDS FRAUEN IM ROTEN KREUZ



Finnlands Kampf gegen die Bolschewiken.

Ebenso wie die Männer Finnlands, die mit Begeisterung zu den Fahnen eilten und sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit gegen die jüdisch-bolschewistische Pest schlagen, haben sich auch Finnlands Frauen und Mädchen mit hoher Begeisterung als Rote-Kreuz-Schwestern für des Vaterlandes und Europas Befreiung eingesetzt. Oben: Finnische Soldaten und Zivilisten, die zu den Waffen eilten, beim Mittagsmahl. Links: Deutsche Soldaten in Finnland, die von den weiblichen Angehörigeu des Finnischen Roten Kreuzes verpflegt werden.

Aufnahmen: PK. Krumme-PBZ. (2).

Planmäßige Kriegshetze schon seit 1933



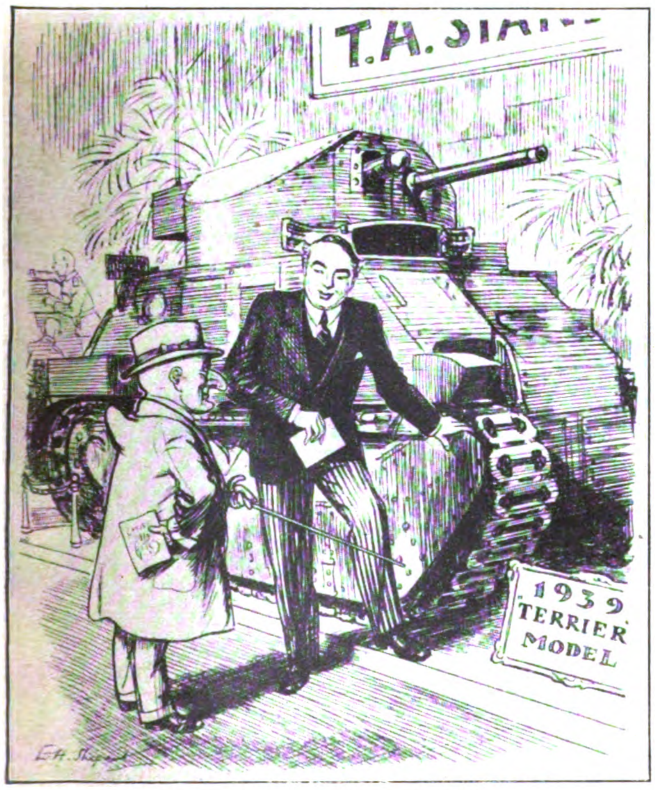
England rüstet ein „Expeditionskorps"!
Von keinem bedroht, rüstet sich England seit 1936 auf einen „Krieg in Europa"! Gegen wen? Baldwin verlegt in dem Jahr „Englands Grenze an den Rhein". Churchill verrät 1936: „Deutschland wird zu mächtig — es muß vernichtet werden!" Hore Belisha bringt das britische „Expeditionskorps" von 47 000 auf über 150 000 Mann.



Es begann schon 1933.
Kaum hatte der Nationalsozialismus die Macht übernommen, machte sich England zum Sprachrohr der Internationale. Deutschland dachte nur an Frieden. Der bloße Aufstieg Deutschlands aber genügte dem „Punch", das Schreckgespenst eines Krieges heraufzubeschwören. Zur Verschiebung der Schuldfrage wurden der Kriegsfurie gleich phantastische „germanische" Attribute mitgegeben.



Zwar wollte Churchill 1929 Deutschland „zur Tilgung seiner Schuld zum Kreuzzug (!) gegen Moskau" dingen. Aber die von ihm mindestens seit 1936 geplante „Vernichtung Deutschlands" erfordert — zur Schonung britischen Blutes! — den ganzen Einsatz Moskaus. Daher schreien es Churchill und Eden im Sommer 1939 hinaus, daß sie „den Bären, den ganzen Bären" wollten.



Hore Belishas „Modell 1939".
Der Termin für den neuen Krieg ist schon seit langem festgesetzt. Hier führt der Jude Hore Belisha triumphierend der „Punch"-Figur schon 1938 das Panzer-Kriegsmodell 1939 vor!



Chamberlains Budgetesel.
Unter Chamberlain schwellen die englischen Rüstungslasten bis zur Unerträglichkeit für den Esel an. (Punch 1938.) Die von Deutschland immer wieder angebotene Politik des friedfertigen Ausgleichs wurde auf die lange Bank geschoben. So gewann man Zeit für die Rüstung.

Deutschland erkennt die Nanking-Regierung an



Präsident Wangtschingwei,
der Chef der chinesischen Nationalregierung in Nanking, die von der deutschen Reichsregierung und dem verbündeten Italien am 1. Juli anerkannt wurde. Die Nankingregierung vertritt den Gedanken einer friedlichen Zusammenarbeit mit Japan und hat dem Bolschewismus, der den Krieg zwischen Japan und China weiterschürte, den Kampf angesagt.



Drei wichtige Männer der neuen chinesischen Nationalregierung:
Von links: Ting Mo-tsun, Soziales; Dr. Chu Min-J, Gesetzgebung und Äußeres; Lin Po-sheng, Presse und Propaganda.
Aufn.: Japan-Photo.



Staatsschauspieler Heinrich George
bei den ersten Aufnahmen seiner neuen großen Rolle als Schloßdiener Stefan Rakitin. Der Schloßherr, Magnat eines Balkanstaates, ist ermordet worden. Dem Schloßdiener Rakitin wurden danach die beiden Kinder des Ermordeten zur Erziehung anvertraut. Nach zwanzig Jahren erscheint der Mörder seines Herrn, ein Leutnant Kosta Wasileff, um den allein Rakitin weiß, wieder auf der Bildfläche. Stefan Rakitin steht wie erstarrt. Der Mörder hält um die Hand der ihm ans Herz gewachsenen Pflegetochter Dimka (Gisela Uhlen) an. Dimka und ihr Bruder Dimo (Will Quadflieg), wissen nicht, was hier vor sich geht.

Schicksal

EIN NEUES WERK DER WIEN-FILM MIT HEINRICH GEORGE



Heinrich George als Schloßdiener Stefan Rakitin.
Die große Kunst der Menschendarstellung Heinrich Georges wird schon in diesen ersten Szenen wiederum nachdrücklichst offenbar.







Pflegevater Stefan Rakitin ist ohnmächtig zusammengebrochen.
Der Gedanke, daß er dem Mörder des Vaters seiner geliebten Dimka das Mädchen zur Frau geben soll, schmettert ihn nieder.

Aufnahmen: Wien-Film-Ufaleih, v. d. Busche-Krause.

Dimo und Dimka wissen gar nicht, was Vater Rakitin so erschüttert hat.
Sie bemühen sich um den aus der Ohnmacht Erwachten, der sein Geheimnis nicht preisgibt.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(3 Fortsetzung.) *Neu hinzutretenden Lesern wird der Roman nachgeliefert.*

Ille sagt laut und möchte froh lachen, aber es klingt falsch: „Was sind Sie für eine diskrete Person, Frau Regierungsrat. Bei Ihnen ist die Bildung keine Politur."

Dann tritt Fritz ein. Nun erkennt er, daß Ille zuviel getrunken hat, und weiß nicht, ob er darüber ärgerlich sein oder lachen soll.

Er gibt ihr die Hand.

„Fritzdibitz, da bist du ja. Sehr fidel? Nun bleib bei mir. Komm, trink."

Fritz trinkt das Glas aus, Ille hat ihres auch geleert.

„Ich habe nur wenig Zeit, Ille."

„Rück zu mir heran, Fritz, den ganzen Abend mußt du bei mir bleiben. Wir haben so Wichtiges miteinander zu besprechen. Die Frau schläft ganz fest. Stoß sie mal an. Da kannst du dich drauf verlassen, die ist diskret, sie ist eine Frau Regierungsrat."

Fritz versucht, auf ihren Ton einzugehen: „Was willst du, Ille?"

„Nun mußt du nicht denken, Fritz, daß ich zuviel getrunken habe, doch habe ich zuviel getrunken. Aber du, das mußte ich eben, sonst kann ich es nicht sagen. Aber wollen tue ich es, Fritz, immerzu. Mit dem Trinken hat es nichts zu tun. Das war nötig. Nun fahren wir zu dir und ich werd' deine Liebste."

Jetzt legt sie ihren Kopf seitlich auf den Tisch, schaut wartend zu Fritz, sie seufzt auf.

Fritz streichelt ihr Haar: „Nicht heute, Ille."

Da verzerrt sich ihr Gesicht: „Heute."

„Denkst du an deine Mutter?"

Da fährt Ille hoch: „Meine Mutter, da sprichst du auch von. Das ist es Die ganze Zeit. Du auch. Mutter, immer Mutter. Hat mir meine Mutter darüber zu sagen?"

Einmal schaut die Frau Neuhof auf, schläft aber sofort wieder ein. Ille steht auf, sie stützt sich auf den Tisch: „Ich kann es nicht mehr hören und will es nicht mehr."

Dann setzt sie sich wieder. Alles verschwimmt vor ihr und sie meint, jetzt wirst du ohnmächtig und das darfst du nicht. Ille, Ille, denkt sie immerzu, und Ille rafft sich auf.

„Ich bitt' dich, Fritz, wir fahren jetzt."

„Nein, liebe Ille."

Im Augenblick fühlt sich Ille nüchtern: „Machst du es des dummen Braun wegen?"

„Um den würde ich mich nicht kümmern."

„Meine Mutter?"

„Nein."

„Und?"

Fritz zögert. Er muß es sagen und fühlt, wie ungeschickt er es sagt: „Weil du —"

Ille fragt: „Weil du —?"

Fritz antwortet schnell: „Weil du nicht nüchtern bist. Weil du nicht weißt, was du sagst."

Da steht Ille ganz gerade: „Du hast recht, Fritz, und danke schön." Sie geht aufrecht heraus und denkt, daß sie doch bezahlen muß, sie legt den Zehnmarkschein, den sie nicht angerissen hat, neben die Frau auf die Theke.

Fritz ruft ihr zu, Fritz will ihr folgen, aber sie herrscht ihn an: „Laß mich!"

Vor der Türe denkt sie, daß sie zusammenbrechen wird, aber sie hat wieder ihre fünf Sinne beieinander. Hinter der Breitestraße führt der sogenannte schwarze Weg über unbebautes Gelände. Da sieht sie keiner. Sie muß nur um die Ecke herumgehen, so daß keiner merkt, wie schwer ihr das Gehen fällt.

Dann ist sie auf dem schwarzen Weg, einer schmutzigen ausgefahrenen Straße, die auf der andern Seite von einer Laubenkolonie begrenzt wird. Pflastersteine liegen aufgehäuft an der Seite. Auf die setzt sie sich. Es wird ihr sehr übel. Gut, daß sie hier allein ist. Nur von der Laubenkolonie her hört sie Kinderlärmen. Aus den Fenstern der Hinterhäuser kann man herübersehen, aber im Augenblick ist ihr alles gleichgültig. Dann läuft sie den Weg herunter. Schweiß bricht aus. Sie fühlt sich viel besser, aber schwach. Noch einmal geht sie den schwarzen Weg zurück. So darf sie die Mutter nicht sehen. Dann bummelt sie ganz langsam dem Häuschen zu. Zu Hause muß sie sich sofort hinlegen. Hoffentlich ist die Mutter da. Als sie die Türe aufschließt, hört sie die Mutter in der Küche hantieren und atmet erleichtert auf. Sie versucht zu lachen, als sie die Mutter begrüßt.

„Mein Gott, Kind, wie siehst du aus."

„Mir geht es nicht gut."

„Was fehlt dir denn?"

„Ich habe zuviel getrunken, Mutter."

Die Mutter faßt Illes Arme mit beiden Händen und sieht in ihre Augen, sie lacht:

„Was??? Zuviel getrunken hast du? Das ist ja noch nie vorgekommen."

Es tut so wohl, wie sich die Mutter benimmt. Daß sie überhaupt einmal innerlich auf sie ärgerlich sein konnte, versteht sie nicht, oder sich sogar gegen sie auflehnen.

„Erna hat dich wohl verführt?"

„Nicht einmal, Mutter."

„Was, du hast allein getrunken?"

„Du, Mutter, ich muß mich hinlegen."

„Komm, Kind", sie führt sie zum Sofa, „oder willst du gleich ins Bett?"

Ille freut sich auf das Zaubersofa, auf dem schlafend die Mutter ihre „Gespenster" verjagt. Sie mag auch nicht die Gespenster mit ins Bett nehmen. Sie will sie loswerden.

Die Mutter bettet sie und hüllt sie in die Decke ein, in die aus Kamelhaar, die Ille der Mutter zu Weihnachten geschenkt hat. Sie bekommt doch jeden Monat Taschengeld und sie hat es fast vollständig gespart, daß sie der Mutter die Decke kaufen konnte. Nun ist sie zu Hause. Sie kugelt sich zusammen, wie die Mutter es tut. Sie friert etwas: „Wo warst du denn, Mutter?"

„In ‚Hallo, Janine'."

„Wie war es denn?"

Die Mutter überlegt: „Du, das hab' ich ganz vergessen. Ich habe über etwas anderes nachgedacht."

Ille wird es warm ums Herz. Darum wollte sie ja auch ins Kino gehen.

„Du hast an mich gedacht?"

„Ja, Ille."

„Du, Mutter."

Die Mutter setzt sich auf den Rand des Sofas: „Was möchtest du, Ille?"

Ille wälzt sich zur Seite, daß sie die Mutter nicht anzusehen braucht: „Mit Fritz ist es aus." Sie weint so, daß sie nicht weitersprechen kann.

„Also hast du nicht getrunken?"

„Doch, Mutter."

Die Mutter umarmt Ille: „Nun schlaf, liebes Kind, so wie ich es mache. Nachher sprechen wir zusammen."

Sie bleibt auf dem Sofa sitzen und streichelt Ille. Wahrhaftig schläft sie ein.

*

Langsam geht Fritz in den Laden zurück. Herr Braun macht ihm keine Vorwürfe. Er beobachtet ihn nur lächelnd und interessiert. Gerne möchte er mit ihm sprechen, aber leider sind im Augenblick Kunden im Laden. Als er nach sieben die Türe hinter der Verkäuferin und dem Lehrjungen abschließt, fragt er: „Können Sie heute etwas länger bleiben?"

Diese Frage ist Fritz nicht einmal unangenehm. Jetzt zu Helbigs gehen, ist wohl nicht richtig. Aber später wird er es bestimmt tun. Etwas besorgt ist er doch, ob Ille sofort nach Hause gegangen ist.

Sie schien so erbittert gegen die Mutter. Wenn man nicht nüchtern ist, plappert man vieles dahin. Bestimmt wußte sie nicht, was sie daherredete. Darüber würden beide morgen lachen. Schließlich ist nichts dabei. Er kennt ja die sogenannte Frau Regierungsrat. Herr Braun besorgt sich seinen Wein durch sie. Gerne trinkt sie und freut sich, wenn ihr jemand Gesellschaft dabei leistet. Im Grunde ist das alles nur komisch. Sobald als möglich will er Ille heiraten. Nach Hause bringen durfte er sie nicht. Das wäre falsch gewesen. Sie ging, ohne zu schwanken. Auch ist er wieder froh, weil er von neuem ihrer großen Liebe bewußt wurde.

„Haben Sie schon gegessen?" fragt Braun, der sich an der Kasse zu schaffen macht.

„Natürlich nicht." Hat etwa Braun gedacht, daß du essen gegangen bist? Braun steckt Geldscheine in seine Brieftasche. „Ehe wir weiter arbeiten, gehen wir in den Ratskeller. Ich lade Sie ein." Fritz ist erstaunt, aber er nimmt die Einladung gern an.

Braun bestellt für beide das fertige Abendessen und eine Flasche Wein. Er fragt Fritz nicht, ob es ihm so recht ist. „Was meinen Sie, gibt es Krieg?"

Fritz muß lachen: „Das fragt jetzt jeder jeden."

„Von mir aus", fährt Braun fort, „ich hab' schon einmal den Krempel mitgemacht. Lebensmittelhändler werden sehr begehrte Männer —" Er schenkt sich ein und trinkt: „Herren, männliche Diven sozusagen." Er schmunzelt: „Ein Jahr Krieg oder meinetwegen zwei, aber gewonnen muß er natürlich werden. Was meinen Sie?"

Fritz schmeckt der Wein: „Diesmal gewinnen wir."

„Das geb ich Ihnen schriftlich, Fritz. Nach dem Krieg kauf' ich mir ein Häuschen am Schwielow."

„Denken Sie, daß das alles so gemütlich geht? Lebensmittelkarten werden eingeführt. Die sollen gedruckt sein."

Braun mustert Fritz, während er ißt: „Sie gehören wohl heimlich zur Partei?"

„Leider nicht", antwortet Fritz, „aber anders wird es diesmal als im Weltkrieg."

Herr Braun wischt sich den Mund ab: „Darauf wollen wir trinken, Fritz, und auf unser liebes Vaterland."

Er stellt das Glas wieder hin. „Was hatte Ihnen denn Fräulein Ille so wichtiges zu erzählen?"

„Woher wissen Sie das?"

„Der Lehrjunge hat Sie beide bei der Regierungsrätin gesehen, als er vom Austragen kam, das braucht Ihnen nicht unangenehm zu sein. Übrigens, ehe ich's vergess': Sie meinen wirklich, daß gleich Lebensmittelkarten eingeführt werden, das wäre ausgezeichnet — — Das Fräulein Ille war wohl ziemlich fidel?"

„Ist sie es nicht immer?"

„Komisch. Ganz anders. Nicht wie die Mutter. Aber vergessen Sie bitte morgen früh nicht, Fritz, Rosinen müssen wir bestellen und manches andere. Ich notiere es noch. Das Geschäft läuft einem in die Kneipe nach. Aber was sag' ich von Fräulein Ille? Kompliziert sagte ich. — Trinken Sie noch eine Flasche Wein mit? Klar! Es ist ein schwindsüchtiger Mosel. Sie werden mir doch keinen Korb geben? Wer weiß, ob Sie nicht eingezogen werden. Abschiedsfeier. Da fällt mir ein: Kaffee ist sehr wichtig und Reis und Schokolade. Mein Gedächtnis. Noch eine Flasche, Herr Ober. Die Regierungsrätin hat einen prima Troppen." Er kichert: „Den Reisenden zeigt sie ihr Zimmer. Wenn Krieg kommt, wird gesoffen, erfahrungsgemäß." Er kommt sich sehr witzig vor. „Seit dem Dreißigjährigen Krieg. Ist die neue Flasche auch kalt genug, Herr Ober, daß die Chemikalien nicht vorschmecken?"

Er notiert in seinem Taschenkalender: „Morgen auch zur Regierungsrätin. Sie, Fritz, ich bin gut gelaunt, aber Sie sind so schweigsam. Hab' ich Sie etwa gekränkt, von wegen der Ille? Weil sie kompliziert ist? Keine Beleidigung. Fragen Sie mal herum am Kurfürstendamm, da steht's in Kurs. Sie Liebessäugling, prost. Haben Sie einen guten Steinhäger, Herr Ober?"

„Der Korn ist besser, Herr Braun."

„Also zwei Körner. Ich hab' so angefangen wie Sie, Fritz, und bin was geworden. Sie können auch was werden. Mein Geschäft können Sie haben, wenn ich am Schwielow residiere. Abzahlungen, Sicherheiten, wie man das so macht. In zwei Jahren sprechen wir uns wieder. Den Wein, den ich bestelle, verstauen wir vorläufig im Keller. Hoffentlich werden Sie nicht so bald eingezogen."

Fritz hört nur halb hin. Der Wein hat ihn ordentlich vergnügt gemacht. So hätte er mit Ille sprechen müssen. Blöde, daß er nicht bei ihr sitzen geblieben ist und auch getrunken hat. Er ist aus der Arbeit gerissen da hereingekommen. Vielleicht war Ille nicht so angeheitert, wie er dachte? Es kam ihm nur so vor, und das war dann seine Schuld. Nüchterne halten Angeheiterte leicht für betrunken. Er überlegt, daß er nun einmal mit Ille ausgehen wird und Wein trinken. Nicht hier, wo sich alle kennen. Einen Augenblick schweigt Braun.

„Wissen Sie nicht ein nettes Weinlokal in Berlin, Herr Braun, das nicht zu teuer ist?" fragt Fritz.

„Ach, Sie möchten wohl Fräulein Ille einladen? Herr Fritz gibt sich die Ehre. Sie Embryo. Fräulein Ille ist allerhöchstens zum Heiraten. Werden Sie nur nicht ausfallend. Wo ist die Schande versteckt? Bei meiner Bonhomie. Nur mein Fasson zu reden ist leicht koloriert. Ausradieren, was zu grell ist, junger Mann, den Rest herunterschlucken.

Den Korn nicht warm werden lassen. Er hilft verdauen.

Die Mutter immer noch ein Bild von einer Frau. Sie, Fritz, das war mal 'ne lebendige Statue, kann ich Ihnen sagen, sonst hätte ich ihr nie kreditiert, aber Eisbeutel, leider Nordpol am Äquator, wie man so sagt. Richtiger wohl Südpol. Ein Liebespräsent mit Trauerbinde. Da bin ich bei der Dotter. Das ist das was ich kompliziert nenne. Im Bilde, was? Ille ist fideler. Gemacht! Aber sie wurzelt sozusagen im Busen dieses schönen Eiskastens. Hören Sie auch zu, junger Mann? Eigentlich müßten Sie Entree bezahlen. Geschenkt! Keine Bange. Ehrenkarte. Nämlich, ob sich ein junger hübscher Mann wie Sie 'ne richtiggehende Heirat heutzutage leisten kann, das nennt Shakespeare die Frage. Diese verdammten Engländer. Haben wir uns nicht gegenseitig ewigen Frieden geschworen? Ein Jahr ist es her. Abbild der Ehe. Mensch, habe ich morgen zu schuften. Darum wollen wir heute um so fideler sein. Sie haben sonst keinen väterlichen Freund, Fritz. Sprechen Sie sich ruhig bei mir aus.

Was möchten Sie von der Ille wissen? Also da geb' ich Ihnen meine heilige Parole drauf. Einen Freund hat die noch nie gehabt. Wie Ihr Gesicht strahlt, rührend! Sie amoristischer Pionier. Pionier ist das Schwerste beim Militär.

Mein Bruder war's, der ist gefallen. Ich heiße Klinke und öffne das Tor. Hört sich gut an, undankbar. Noch sone Buddel, son chemicum vinei aus Leipzig oder von der I. G. Nee, gehen wir lieber bummeln! Bräutigams mußten früher immerzu bummeln gehn, das wünschten die mütterlichen Drachen, die den höchsten Schatz behüteten, damit der nicht in Gefahr kam. Da liegt ein tiefer geschäftlicher Sinn drin, und darum muß ich mal aufstoßen.

So war's in der guten Gesellschaft. Mein Vater war Diener. Was sagen Sie nun! Herr Ober, ich möchte zahlen."

Fritz zögert.

„Kommen Sie ruhig mit. Wenn keine Elektrische fährt, erwartet Sie meine Knautsch."

Eine Stunde hat Ille auf dem Zaubersofa geschlafen. Es kam ihr aber vor, als wenn sie gerade eingeschlafen wäre. Die Mutter bestätigt, daß das die Art des Zaubersofas sei. Ille räkelt sich. Dann setzt sie sich aufrecht.

„Mutter, tu auf keinen Fall so, als wenn ich krank wäre. Schimpf mich aus, wie ich es verdiene."

„Unsinn, Kind."

„Und das mit Fritz, Mutter. Ich weiß nicht. Vielleicht fällt mir alles wieder richtig ein."

„Warst du mit ihm zusammen?"

„Nur ganz kurz. Wirklich. Es können nur ein paar Minuten gewesen sein."

„Da habt ihr getrunken?"

„Nein. Doch, ein Glas von diesem Zeug haben wir noch getrunken. Zuviel für mich. Es kam auch die Stimmung dazu, angesammelte Stimmung. Daß du aber auch ins Kino gegangen bist."

„Hättest eben riechen müssen, daß ich drin bin."

„Beinahe war es so, Mutter, aber man will doch nie an solchen Spuk glauben und verläßt sich nicht drauf. ‚Hallo, Janine' hat mich abgeschreckt. Beinahe wäre ich hineingegangen. So bummelte ich weiter und landete bei der Frau Regierungsrat."

„Das hättest du wirklich nicht machen sollen, Ille."

„Schimpf, dann fällt mir das Erzählen leichter. Jetzt weiß ich, wie das Zeug hieß. Mirabellengeist, den hab' ich mit ihr getrunken, und dann habe ich Fritz angerufen."

„Halt mal, wo ist denn bei dem Abenteuer die Erna geblieben?"

„Das war es doch. Die hatte in Wirklichkeit eine Absprache und hat mich gleich in Stich gelassen."

„Was sagte Fritz?"

„Du, wir haben uns gezankt. Aber er hat wohl recht, scheint mir. Ich weiß es nicht sicher. Was hab' ich dir gesagt, daß es aus mit ihm ist? Ich glaub' nein. Bestimmt nein. Wie soll ich es ausdrücken? Wir haben den ersten Krach hinter uns. Er konnte es wohl nicht leiden, daß ich betrunken war."

„Als du hier ankamst, warst du nicht einmal angeheitert."

„Verstehst du nicht, daß der Krach mich nüchtern gemacht hat? Nun schimpfe!"

„Wozu?"

„Bist du mir böse?"

„Nein."

„Kann ich mal fragen, woran ich schon all die Tage gedacht habe?"

Die Mutter setzt sich neben Ille aufs Sofa.

„Du wirst mir wirklich nicht böse sein?"

„Bestimmt nicht, Ille."

Ille zögert. Sie seufzt leise: „Schon Jahre finde ich, daß es so schade ist, daß du keine Photographie vom Vater hast, daß ich nun gar nicht weiß, wie er aussieht. Hast du vielleicht doch eine und willst sie mir nicht zeigen?"

„Nein, Ille", die Mutter glaubt zu verstehen, warum Ille getrunken hat. Sie hat sich in der Gewalt, aber ihre Stimme zittert: „Ich habe wirklich keine, Ille, aber du siehst ihm sehr ähnlich." Schnell fügt sie hinzu: „Du darfst auf keinen Fall denken, daß er ein schlechter Mensch war. Bestimmt nicht. Er war talentiert und zu weich. Eher war ich leichtsinnig, wenn man das so nennen kann. Ich wußte ja, daß er verheiratet war. Er hat mich nicht etwa betrogen."

Jetzt log sie, aber sie hatte das Gefühl, daß sie bei Ille den Vater nicht schlecht machen durfte.

„Und er hat sich nie nach mir erkundigt?"

„Er wußte nicht, wo ich wohnte."

„Du, Mutter, das stimmt nicht. Du mußt ihn aber doch sehr lieb gehabt haben, lieber als ich mir vorstellen kann, und hast ertragen, daß er dich verlassen hat, trotzdem, als wenn ihr euch gar nicht gekannt hättet, das kann ich nicht verstehen."

Die Mutter steht auf. „Ille, wie soll ich dir das erklären, da du doch anders fühlst. Ich habe dann immer nur an dich gedacht, und der Mann war mir gleichgültig. Vorher war ich verliebt in ihn, daß ich dachte, ohne ihn nicht sein zu können."

Die Mutter geht unruhig im Zimmer auf und ab.

„Und darum bist du traurig, weil ich Fritz so liebe, und verstehst es womöglich nicht?"

„Nein, Ille, nein! Warum quälst du mich, daß ich dir das alles sage? Fritz ist ein guter Mensch, und ich bin so froh, daß ihr euch lieb habt, so rein, daß die törichten Menschen darüber lachen würden, und fast macht es mir Angst, daß es auch so bleibt. Denn das will ich nicht, Ille. Ich will nicht, daß es dir geht wie mir. Daß du so in Unfrieden durch das Leben gehen mußt wie ich, bis du so alt warst, daß ich in dir meinen Frieden fand, und den gebe ich nicht auf, wenn Fritz dein Mann wird, das weiß ich. Über die erste Trennung kommen wir schnell hinweg. Nachher aber kennen wir uns noch besser und sind noch verbundener miteinander, wie sich eben Mütter verstehen. Du sollst deinen Fritz liebhaben, und wenn du selbst denkst, daß du mich dabei vergißt — das tust du aber nicht, und ich stehe und warte geduldig, weil ich weiß, daß du mein Leben vollendest. Und nun, Ille, darfst du nicht mehr fragen."

Das Tanzlokal heißt: „Bei meiner Tante Anni." Es liegt in der Nähe des Bahnhofs Halensee. Sicher wurde hier in früheren Jahren, als es noch weit vor der Stadt lag, nach alter Berliner Art Kaffee gekocht.

Braun ist mit Fritz in einer Taxe hingefahren, die gerade vorbeikam und die er großzügig heranwinkte.

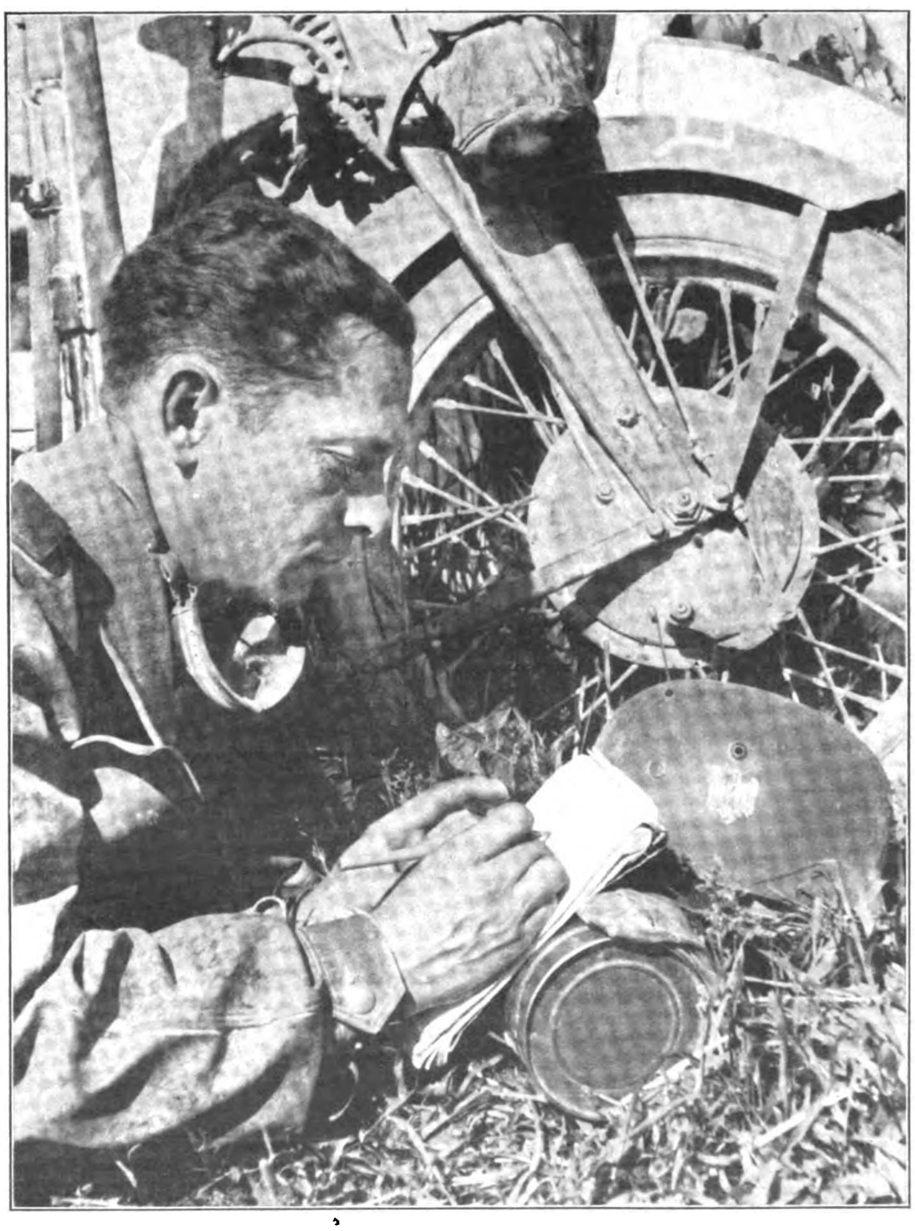
Aus zwei Sälen besteht das Tanzlokal. In dem größeren bestehen die Säulen aus imitiertem Marmor, und die unbekleideten Stuckgöttinnen und Grazien sind mit Kränzen aus künstlichen Blumen billig und kitschig verdeckt. In allen Höhen hängen elektrisch beleuchtete Papierlampions von der Decke herab.

Hier dirigiert Tante Anni persönlich die Kapelle, nicht einmal mit übertriebenen Gesten; denn Tante Anni ist wirklich musikalisch. Zwischen den Tänzen erzählt sie mit heiserer Stimme Witze aus allen deutschen Gauen. Sie beherrscht viele Mundarten und hat die Lacher auf ihrer Seite. Besonders an ihr ist, daß sie sich nicht die Haare färben läßt.

Das kurzgeschnittene weiße Haar liegt perückenhaft auf einem rötlich geschminkten Gesicht. Woher sie kommt, was sie war, weiß keiner. Sie führt auch keine persönlichen Unterhaltungen mit den Gästen. Dafür ist der Herr Geschäftsführer engagiert.

In dem kleinen einfachen und ungeschmückten Saal herrscht die Tochter Aenne. Sie sieht der Mutter sehr ähnlich. In den Pausen singt sie Schlager aus den letzten Tonfilmen mit einer piepsigen Stimme von der sie aber in ihrer höchsten Lage unvermutet in den Keller des Altbasses fällt: das ist ihr Trick, der stets von neuem bejubelt wird.

Braun und Fritz sitzen im kleinen Saal. Drei Mädchen sind an ihrem Tisch, die Braun duzt. Rita, Doris und Lucie. Braun hat Sekt bestellt. Im großen Saal wird Bier getrunken, im kleinen Wein. Er ist in wunderbarer Laune. Er wühlt in Zukunftsgeldern und ist voll Schieberträumen. Manchmal



Der Feldpostbrief.

Aufn.: PK. Gunther Thiede.

tanzt er auch auf dem winzigen dafür ausgesparten Raum dieses Saales.

Die Mädchen nennen ihn Hugo, obgleich er Wilhelm heißt. Jeder hat hier seinen besonderen Namen.

Fritz ist durchaus nicht schlechter Stimmung. Zum zweitenmal in seinem Leben trinkt er Sekt, aber der Betrieb hier macht ihm doch keine rechte Freude.

Lucie, eine kleine Schwarze, nimmt sich seiner an. Sie nennt ihn Peter. „Duz mich ruhig", sagt sie, „das tun wir hier alle."

„Mensch, so'n Lokal, prima, was? Und solide", flüstert ihm Braun zu. „Das sind keine Amüsiermädchen, sone duldet Tante Anni nicht. Das sind Mädchen, die sich mal amüsieren wollen. Die Rita da neben mir ist direkt aus guter Familie."

Rita hat schlecht gefärbte gelblich blonde Haare.

Tochter Aenne trägt vor. Der Saal singt den Refrain mit. Von Tisch zu Tisch fassen sich die Gäste unter und schunkeln. Lucie drückt Fritzens Hand: „Du, Peter, das macht dir wohl keinen Spaß hier, bist du müde?"

„Nicht die Bohne."

„Ist der olle Hugo dein Onkel?"

„Seh' ich ihm ähnlich?"

Sie lehnt sich zärtlich an ihn: „Dazu bist du zu nett, du bist mein Typ. Wir gehen noch ein bißchen in ein Café oder wo es ruhiger ist. Willst du? Du gehst vor, daß der Hugo nichts merkt. Warte draußen vor dem Haus. Ich komme sofort hinterher."

Fritz steht auf. Er ist ganz froh, daß er wegkommt. Er schaut zu Braun, der gerade versucht, die gelbblonde Rita zu küssen. Die wehrt sich: „Weg, du Genießer!"

Fritz wird sich morgen bei Braun entschuldigen. Gut, daß er wie stets keinen Hut bei sich hat, sonst wäre er mit der Garderobenmarke womöglich von Braun abhängig.

Es ist kühl geworden. Das Wetter scheint umzuschlagen, aber noch ist der Himmel ganz klar. Hell und schief hängt der abnehmende Mond am Himmel. Jetzt denkt Fritz an Ille. Über das Erlebnis vom Nachmittag muß er nun lachen. Gut, daß er nicht besorgt zu Helbigs gelaufen ist. Das wäre richtig blöde gewesen. Natürlich wird er ihr von seinem Ausgehen mit Herrn Braun erzählen und diesem ulkigen Lokal. Jetzt geht er schnell dem Bahnhof zu. Auf diese Lucie mag er nicht warten. Sie aber läuft hinter ihm her. Sehr hat sie sich beeilt, sie dachte wohl, daß er ausreißen würde. „So einer bist du", aber sie lacht.

Er antwortet: „Sieh mal, das hat doch keinen Zweck."

Sie faßt unter seinen Arm: „Werd' nur nicht tiefsinnig."

Einen Augenblick überlegt er, ob er sich nicht von ihr trennen soll, aber er findet sie nett und anständig. Er mag sie nicht kränken. Und er ist nicht müde. Er geht noch gerne mit ihr in ein Café. Sie sind jetzt beim Bahnhof.

„Wohin?" fragt sie.

„Ich kenne die Gegend gar nicht."

„Trink bei mir einen Kaffee, ich habe wunderbaren Kuchen von gestern da, gestern hatte ich Geburtstag."

„Nein, ich fahre mit der S-Bahn nach Hause."

„Deinetwegen habe ich den ollen Hugo sausen lassen."

Fritz gibt ihr die Hand: „Geh doch wieder hin und auf Wiedersehen." Sie antwortet nicht und bleibt stehen. Gerade als er die Vorhalle des Bahnhofs betritt, verlöschen die Lampen. Er hört noch das Geräusch des abfahrenden Zuges. Pech. Er erkundigt sich. In zweieinhalb Stunden fährt der erste Frühzug. Auf die Straße mag er nicht wieder gehen. Womöglich wartet Lucie auf ihn. Er setzt sich auf eine Bank. Du wirst eben versuchen, hier zu schlafen.

Plötzlich sitzt Lucie neben ihm. Leise hat sie sich herangeschlichen. Sie umfaßt ihn und gibt ihm einen flüchtigen Kuß auf den Mund. Nett ist sie.

„Ich mag nicht, Lucie, ich — — —"

„Sprich nicht weiter. Wer sagt, daß ich dich verführen will. Sowas denkt nur ihr Männer. Hier wirst du übrigens herausgeworfen." Tatsächlich kommt schon ein Beamter auf sie zu. Er steht auf.

„Dann werde ich zu Fuß gehen müssen."

Sie faßt wieder bei ihm unter: „Sei nicht so blöde." Nun spricht sie nicht weiter mit ihm. Sie führt ihn durch eine Seitenstraße zu ihrer Wohnung. Im Gartenhaus zu ebener Erde wohnt sie.

Sie hat ein kleines Zimmer. Es ist schlecht durch eine Lampe oben von der Decke beleuchtet. „Nun mach es dir gemütlich, ich koche jetzt Kaffee." Bevor sie herausgeht, macht sie einen Knix:

„Ich heiße Dora, und wie heißt du?"

„Wirklich Peter."

„Ausgeschlossen. Vor dir muß man sich in acht nehmen."

„Was bist du eigentlich?" fragt Fritz.

„Bei einer Modistin im Geschäft", antwortet sie ruhig.

Sie geht heraus.

Er langweilt sich, er sieht sich im Zimmer um. Es scheint von ihr selbst eingerichtet zu sein. Viele Möbel stehen nicht darin. Die Couch, auf der er sitzt, ist sicher bejahrt. Ein Stuhl aus Nußbaum hat grünen Bezug, der andere, hellgefärbte einen Rohrsitz. In die Ecke ist ein Nachttisch aus Mahagoni mit Marmorplatte gestellt. Darauf steht ein Vogelbauer, der mit einem Tuch zugedeckt ist. An die Längswand lehnt ein weißgestrichener Schrank neben einem viereckigen Tisch, auf dem eine kaffeefarbige, gehäkelte Decke liegt.

Dora tritt ein. Sie schiebt den Tisch vor die Couch, sie nimmt die gehäkelte Decke hoch und legt ein weißes Tischtuch auf.

„Ist es nicht gemütlich bei mir? In einem Café wäre es lange nicht so nett gewesen."

Das findet Fritz auch.

„Ich habe 'ne Bohne mehr genommen, weil du es bist."

Sie geht wieder weg und kommt mit einem Tablett, auf dem sie den Kaffee und Kuchen angerichtet hat, zurück. Fritz hat Hunger. Er ißt.

„Ist mein Streuselkuchen nicht gut?"

Sie sitzt auf der Couch, er auf dem Rohrstuhl.

Sie räkelt sich: „Manchmal mag man doch so richtig gemein sein." Sie lächelt: „Die am anständigsten aussehen, können süß gemein sein."

Ihn überkommt eine wohlige Müdigkeit: „Ich leg mich ein bißchen hin."

„Genier dich nicht."

Er legt sich auf die Couch. Sie lehnt sich etwas an ihn, schaut ihn aber nicht an. Er fährt mit seiner Hand fast scheu über ihren Rücken, dann umfaßt er sie.

Da dreht sie sich um, packt seinen Kopf und schüttelt ihn: „Siehst du."

*

Eine Stunde später erst merkt Braun, daß Dora, die er Lucie nennt, verschwunden ist. Dora hatte ihre Freundin Rita instruiert. Sie flößt ihm Sekt ein, sie streichelt, sie küßt ihn. Dann aber vermißt er seine geliebte Lucie und auch Fritz. Gleich hat der Menschenkenner Verdacht. Wut und Sentimentalität führen in ihm einen Ringkampf aus. Sofort beschließt er zu gehen.

„Ich werde diese Buhlerin in flagranti ertappen."

Rita schließt sich ihm im Interesse ihrer Freundin an.

*

Fritz steht am Tisch: „Du, ich will jetzt gehen."

Dora sitzt auf der Couch und entfernt aus Fritzens Rock Flecken:

„Die müssen erst heraus."

„Gib schon her."

Ärgerlich reicht sie den Rock hin: „Bist du ekelhaft. Dabei hab' ich dich so gern."

Fritz zieht schnell den Rock an: „Läßt du mich heraus?"

Sie steht auf: „Ich bind dich nicht an. Ich kann andere haben. Mein oller Hugo weiß nie aus Dankbarkeit, wie zärtlich er sein soll."

„Ich wollte euch nicht auseinanderbringen."

„Was du dir einbildest. Den heirate ich doch. Sag es ihm aber nicht. Er weiß noch nichts davon." Sie geht mit ihm die Treppe herunter und über den Hof. Sie schließt die Türe auf: „Behalten Sie mich in gutem Andenken."

Dann gibt er ihr die Hand. Nun lacht sie: „Süßer Idiot."

Da sieht sie auf die Straße. Drüben unter der Laterne steht Braun. Rita braucht nicht seine Leidenschaft zu bändigen. Er ist verblüfft. In Wirklichkeit hatte er sich nur Rita gegenüber in Wut geredet und den Rächer gespielt, geglaubt hatte er nicht, was er sagte. Er ist übrigens auch alles andere als heroisch. Im Augenblick hat er sogar etwas Angst. Wer weiß, ob dieser Fritz ihn nicht noch obendrein verprügelt?

Dora verschwindet schnell wieder im Haus und schließt die Türe. Als das Rita sieht, hält sie sich für unnötig. Sie geht schleunigst wieder dem Tanzlokal zu, wo sie vielleicht noch einen ihrer Freunde trifft.

So stehen in den Frühmorgenstunden Braun und Fritz allein auf der Straße. Braun merkt nicht, daß Rita sich entfernt hat. Irgendwo muß er sich zeigen. Fast zaghaft sagt er zu Fritz: „Pfui Teufel!"

Der steht mit gesenktem Kopf und flüstert mehr für sich: „Da haben Sie recht, Herr Braun."

Das macht Herrn Braun Mut, und er beginnt verhalten zu schimpfen: „Fristlos entlassen sind Sie, Herr Römer. Das Gericht möchte ich sehen, das mir nicht recht gibt. Sie, das ist schlimmer als Ehebruch! Lassen Sie sich nie bei mir blicken! Die Papiere sende ich Ihnen zu. Sie verdorbenes Subjekt, Sie!"

Ob er nicht zu viel riskiert? Aber Fritz geht ohne zu antworten seines Weges. Zu Fuß läuft er in zwei Stunden nach Hause. Flieger dröhnen über ihm. Soldaten marschieren und singen:

„Kam'rad, marschiere,
Kam'rad, komm mit!
Weit ist unser Wegziel,
Hart unser Schritt."

Wenn es ginge, dann möchte er am liebsten an den Hauptmann herangehen und einfach sagen: Ich komme mit. Wohin marschiert ihr? Geht es etwa los? Herausmarschieren will ich aus dem Kummer und der Not, in die ich mich durch eine winzige Dummheit gefangen habe, und ich weiß nicht einmal, ob die Falle ausgelegt war. Das weiß ich nicht.

„Mädchen, noch einmal
Reich mir die Hand,
Morgen, morgen sind wir
In Feindesland."

Als er nach Hause kommt, findet er den Brief, daß er sich nach fünf Tagen melden muß.

VII.

Wie jeden Morgen steht Ille an der Haltestelle der elektrischen Bahn. Eine Stunde wartet sie vergeblich, bis sie niedergeschlagen in die Wohnung zurückkehrt. Die Mutter gibt ihr zu nähen. Viel Arbeit gibt es nicht. Die Menschen denken an anderes. Im Augenblick haben sie den Alltag vergessen.

„Sei nicht lächerlich, Ille", mahnt die Mutter. „Was soll schon sein? Er hat sich verschlafen. Im schlimmsten Fall ist er ein bißchen krank. Ich gehe nachher zu Braun einkaufen, da werde ich es erfahren. Inzwischen ist er vielleicht auch schon eingetroffen. Schließlich kannst du nicht in jede Elektrische hineinsehen, ob der Herr Fritz kommt."

„Ich hab's schon gestern Abend gewußt", entgegnet Ille.

„Sei nicht dumm, Ille, mach nicht aus einem schwarzen Fädchen ein Beerdigungskleid. Den Kopf werde ich ihm waschen, dem guten Fritz, wenn ich ihn erwische."

Gegen zehn geht die Mutter zu Braun. Es wundert sie nun doch, daß Fritz sich nicht im Laden befindet. Vielleicht ist er wirklich krank. Braun, der gerade bedient, flüstert ihr zu: „Sie muß ich unbedingt sprechen, Frau Helbig."

Das Fräulein Ida, die bedient, verzieht ihren schmalen Mund zu einem albernen Lachen. Der Lehrjunge, der auf der Leiter steht, dreht sich um.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Die Bearbeitung der Tabakfelder in Mazedonien erfolgt heute noch mit den traditionellen Geraten.



p. 2-41

WERNER GRANVILLE SCHMIDT:

„Zappenduster"

Er war unser Bootsmann auf dem Vollrigger „Atahualpa" und hieß Jochen Quast; wir aber, vor dem Mast, nannten ihn nur Jochen Zappenduster, wegen seiner Lieblingsredensart: „Noch ein Wort, und dann ist Zappen duster!" Das hieß soviel wie: „gleich gibt's ein Donnerwetter!" Oder wenn er uns klarmachen wollte, wie kritisch eine Lage gewesen war — und in seiner vierzigjährigen Seefahrtslaufbahn hatte er sich begreiflicherweise in vielen kritischen Lagen befunden — pflegte er zu sagen:

„Kinners, ich kann euch flüstern, da war aber Zappen duster!"

Am meisten war mal „Zappen duster" gewesen, als er auf dem hölzernen Dreimastschoner „Meerjungfer" die Reise nach der Malakka-Straße gemacht hatte.

Ich will versuchen, die Geschichte so zu erzählen, wie ich sie aus seinem eigenen Munde gehört habe.

„Ihr könnt mir das glauben, Kinners; — oder ihr könnt das meinetwegen auch nicht — aber was ich auf der ‚Meerjungfer' erlebte, das war doch am Zappen dustersten. Tjawoll! Wir waren nach der Malakka-Straße bestimmt; wenn ich mich recht erinnere, nach Pulo Pinang. Bannig muchlige Ecke da unten, sage ich euch, von wegen Taifunen und so. Na, um eine lange Geschichte kurz zu erzählen: im Indischen Ozean wurde es Zappen duster. Ein Sturm nach dem andern; es sah aus, als sollte unsere alte ‚Meerjungfer' zu Kleinholz werden. Brecher kamen über — wolkenkratzerhoch, sage ich euch — zertrümmerten die beiden Boote und fegten das ganze Deck ratzekahl. Schließlich gingen uns Fock- und Großmast noch über die Seite, und da konnten wir ja eigentlich glatt und schier unser Testament machen.

An Deck konnte sich naturlewies kein Mensch mehr halten; deswegen versammelten wir uns alle bei unserm Alten im Salon und erwarteten das letzte Stündchen. Unser Zimmermann hatte durch Peilung festgestellt, daß wir schon sieben Fuß Wasser im Raum hatten; mit dem Wegsacken der ‚Meerjungfer' war also jeden Augenblick zu rechnen. An diese letzte Nacht mag ich gar nicht mehr denken. Wir saßen um den Kajütstisch herum, und keiner sprach ein Wort. Die einen beteten wohl, und die andern waren vielleicht mit ihren Gedanken zu Hause.

Auf einmal wurde unser Schoner wild durcheinandergeschüttelt, daß wir alle durcheinanderflogen; dann gab es einen Ruck — man merkte deutlich wie der Kahn aufsetzte — und dann war Totenstille.

Kreidebleich rappelten wir uns auf und sahen uns an. Wieso konnte unser Schiff hier mitten im Indischen Ozean, wo kein Land in der Nähe war, aufsetzen? Da blieb nur eine furchtbare Lösung: der Schoner war weggesackt und hatte sich nun mit einem deutlichen Ruck auf dem Meeresgrunde zur ewigen Ruhe gesetzt. Wir aber waren in der Tiefe des Ozeans lebendig begraben.

Unser Alter fand zuerst die Beherrschung wieder. Er trat an das Bullauge heran, konnte aber natürlich nichts erkennen; denn als wir noch trieben war ja schon pickeschwarze Nacht um uns; hier auf dem Meeresgrund mußte es also erst recht duster sein.

Unser Alter sagte: ‚Die Bullaugen und Türen schließen gut; das Seewasser wäre sonst hier schon eingebrochen und hätte uns ersäuft wie junge Katzen. Trotzdem sind wir alle Todeskandidaten, und es handelt sich vielleicht nur um Stunden oder Tage, bis der Sauerstoff hier drinnen verbraucht ist und uns die Luft wegbleibt. Tja, Leute, nun kommen also unsere letzten Stunden. Da will ich denn auch noch mein Gewissen erleichtern und euch gestehen, daß ich euch mit dem Proviant angeschmiert habe. Der Shipchandler hat mir weniger und schlechteren geliefert, als unser Reeder zu kaufen beauftragt hatte, und den Gewinn habe ich eingesteckt. Wir sind ja alle man schwächliche Menschen, nicht wahr. — Könnt ihr mir verzeihen?'

Wir waren ja ganz gerührt, obwohl wir sonst über den Geizkragen von Käppen nach Strich und Faden geschimpft hatten. Des Kapitäns Beichte öffnete auch den anderen den Mund. Unser dicker Smuttje, der als Koch ja auch schwer in die eigene Tasche arbeiten konnte, bibberte: ‚Ach Käppen, als Sie damals die Dauerwürste vermißten — die hab' ich geklaut; und als Sie mal den ausgekauten Priem in Ihrer Erbsensuppe fanden — den hatte ich Ihnen da 'reingeschmissen, weil Sie mich am Tage vorher, als mir das Labskaus anbrannte, so anschnauzten.' ‚Koch', sagte unser Alter und reichte ihm die Hand,' „ich weiß, daß du ein großer Swienegel bist; aber in dieser Stunde sei alles verziehen und vergessen.'

Solche Augenblicke muß man benutzen, dachte wohl auch unser Steuermann, der ein großer Schürzenjäger war und in allen Erdteilen 'ne Braut sitzen hatte. Er drängelte sich an unsern Käppen heran und gestand: ‚Käppen, ich möchte in dieser Stunde auch gerne mein Gewissen erleichtern. Als Ihre junge Frau mal an Bord war, hab' ich sie hinterm Mannschaftslogis geküßt.' Der Alte machte ein Gesicht, als ob er in 'ne sauer gewordene Zitrone gebissen hätte; aber in solchen Augenblicken zählen solche Kleinigkeiten nicht mehr. ‚Ach, Steuermann', sagte der Alte, ‚ich bin sozu-

sagen ja auch nicht ganz fehlerlos Als der Reeder Ihnen damals die Bark ‚Seekuh‘ als Kapitän anvertrauen wollte und um mein Urteil über Sie bat, habe ich ihm geschrieben, Sie seien ein Windbeutel, dem man kein Schiff anvertrauen dürfe. Ich hatte damals einen Pick auf Sie, weil Sie mich immer beim Sechsundsechzigspielen 'reinlegten.‘

Die beiden ehrlichen ollen Seebären blickten sich in die Augen und schüttelten sich versöhnt die Hand.

Nun war kein Halten mehr. Alle beichteten alles, und da konnte man erst sehen, was für Filous wir unter der Crew hatten.

So gingen die Stunden hin, und ich wollte grade den Schiffsjungen um Verzeihung bitten, weil ich ihm kürzlich mit einem Tauende mörderlich den Achtersteven versohlt hatte — und das soll ja nun mal nicht sein — da seh ich, wie so ein heller Schein durchs Bullauge fällt. Nanu, denke ich, schwimmt da gerade so ein Meeresungeheuer am Wrack der ‚Meerjungfer‘ vorbei? In den Tiefen des Meeres sollen ja Fische leben, die mit Lichtquellen ausgestattet sind.

Tja — und wie ich nun so 'rausgucke — was seh ich da? — Ich denke, mich laust der Affe; — da geht gerade die Sonne an der Kimm hoch, und wir liegen gar nicht am Meeresgrund.

Den andern geht ja mit einmal auch 'n Licht auf, daß wir noch gar nicht ertrunken sind. — Aber die ‚Meerjungfer‘ setzte doch auf. Wir hatten es doch alle deutlich gespürt. Tjä, Kinners, des Rätsels Lösung ist ganz einfach. Was uns so durchschüttelte, war nicht der Untergang, wie wir glaubten, sondern ein Seebeben, wie man es in diesen Breitengraden häufiger erlebt. Durch dies Seebeben erhob sich plötzlich eine Insel hoch aus der Meerestiefe, und da wir zufällig gerade darüberfuhren, blieben wir oben auf der Insel sitzen und waren nun schön sicher auf dem Trockenen. Davon kam der Stoß. In der pickschwarzen Nacht merkten wir das bloß nicht. Tja, ihr könnt das ja nun glauben oder nicht, das war mein zappendusterstes Erlebnis. — Und die Moral, Kinners: — Nur nicht zu früh beichten!‘

ANEKDOTEN

Als Reger einstmals im Hotel einer größeren Stadt wohnte, ließ sich bei ihm ein Kritiker namens H. melden, für den Reger senr wenig Interesse zeigte. Um den Meister auf seine Bedeutung aufmerksam zu machen, erzählte er unter anderem, es sei ihm vergönnt gewesen, Richard Wagner mit zu Grabe zu tragen. Reger meinte trocken: „Der Wagner war halt tot, er hat sich nimmer wehren können.“ H. war selbstverständlich verärgert, stand auf, grüßte kurz und verließ das Zimmer. Nach einer Weile schickte er das Zimmermädchen zu Reger mit dem Bescheid: Einen schönen Gruß von Herrn H., und wenn der Herr Dr. Reger einmal sterbe, ginge er nicht mit zu seiner Beerdigung. Aber Reger konnte diese Antwort nicht erschüttern, er ließ durch das Zimmermädchen bestellen: „Sagen S' dem Herrn H. einen schönen Gruß: Ich zum Beispiel ginge sehr gern mit zu seiner Beerdigung.“

*

Ein kleiner Pavillon stand an einem der schönsten Aussichtspunkte des Parkes von Sanssouci. Eine junge romantisch veranlagte Dame hatte an die Außenseite der Tür geschrieben:

„Unter diesen grünen Bäumen
Möcht' mein Leben ich verträumen!“
Auguste von H.

König Friedrich Wilhelm IV. entdeckte bald darauf auf einem seiner Spaziergänge diese Inschrift und setzte stehenden Fußes die Antwort darunter:

„Unsinn, Aujuste,
Heiraten mußte!“ G. G. L.

*

Hans von Bülow leitete einmal eine Probe, wurde aber durch die weiblichen Mitglieder des Chores, die immer wieder sich miteinander unterhielten, gestört. Er hörte eine Weile zu, dann klopfte er an das Notenpult und sagte:

„Ich möchte die Damen nur daran erinnern, daß das Kapitol schon gerettet ist!“

Er kannte seine Engländer!

Der englische Schriftsteller Henry Fielding (1707—1754) war ein guter Kenner seiner Landsleute. In seiner Satire „Jonathan Wild“ stellte er im ironischen Sinne zehn Gebote für Briten auf die auch heute noch an der Themse ihre volle Gültigkeit besitzen. Die zehn Gebote lauten:

„Tue niemals mehr Böses, als dein Plan erfordert; denn das Böse ist ein zu kostbares Ding um es für nichts und wieder nichts fortzuwerfen

*

Mache keinen Unterschied zwischen Menschen und Menschen. Opfere sie alle mit gleicher Bereitwilligkeit zu deinem Vorteil.

*

Gestehe nie mehr, als unumgänglich notwendig ist.

*

Traue keinem, der dich betrogen hat oder der weiß, daß du ihn betrogen hast.

*

Verzeihe deinem Feinde nie, aber sei vorsichtig und langsam zur Rache.

*

Meide den Armen und Elenden, benutze ihn, aber schließe dich so fest wie möglich an Mächtige und Reiche.

*

Suche unter deinen Spießgesellen eine beständige Eifersucht rege zu halten.

*

Belohne keinen nach Verdienst; gib ihm aber jederzeit zu verstehen, daß die Belohnung viel größer sei als sein Verdienst.

*

Vergiß nicht, daß manch ehrlicher Kerl zugrunde geht, weil er nicht ganz Spitzbube ist.

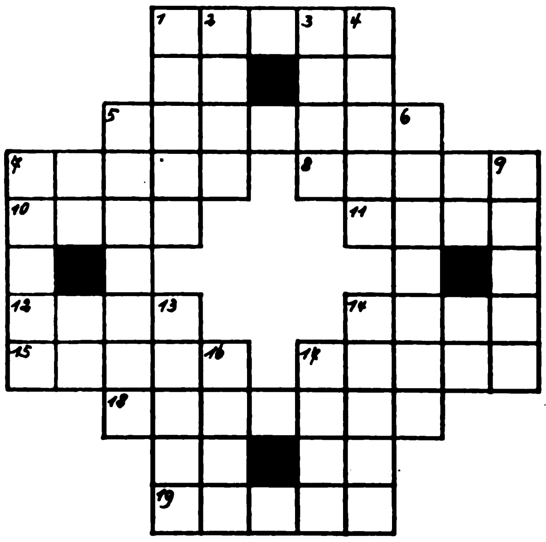
*

Denke daran, daß man die Tugend ebenso gut nachmachen kann wie die Edelsteine. Es gehört viel Erfahrung und Kenntnis dazu, falsche Juwelen von echten zu unterscheiden.“ H. G. W.

Bevorzugt bei Einkäufen unsere Inserenten

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



Waagrecht: 1. Nürnberger Bildhauer 16. Jhrh., 5 span. Maler 17. Jhrh., 7. deutscher Dichter 19. Jhrh., 8. Stadt in Westsibirien, 10. Toilettegegenstand, 11. Fährte, 12. Feier, 14. Weinbehälter, 15. nord. Göttin, 17. Stadt an der Saale, 18. Betäubung, 19. Erdteil. — Senkrecht: 1. starker Wind, 2. Bauwerk, 3. nordfries. Insel, 4. Vorratsspeicher Mehrz., 5. Gelehrter u. Geschichtsforscher, 6. sagenhafte Königin von Libyen, 7. schmales Sportfahrzeug, 9. gefährliche Lage, 13. päpstliche Krone, 14. Wildgeflügel, 16. Kriegsgott, 17. Kleidungsstück.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an — ar — be — bi — boh — bre — dach — de — de — dom — em — en — er — gne — ja — la — lein — len — men — mie — mis — nai — ne — rau — res — ro — se — so — stein — ta — tal — te — ten — tes — til — u sind 12 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Goethe ergeben.

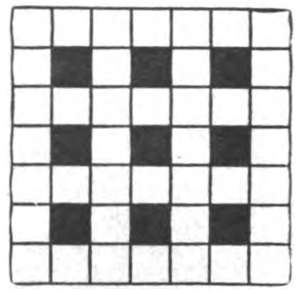
1. Gebirgsgruppe der Salzburger Kalkalpen, 2. Inselgruppe in Westindien, 3. Pflanze aus Ostasien, 4. Vater des Odysseus, 5. örtlich beschränkte Krankheit, 6. Halbinsel in Nordwestfrankreich, 7. Schweizer Landschaft, 8. Hauptstadt von Kenia in Ostafrika, 9. Stadt in Brit.-Indien, 10. Elfe, 11. griech. Göttin der Jagd, 12. pommersche Insel.

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Schnur Sovereign Diele Asche Heinkel Gastein Herrenvolk Folkmar Nirwana Viertel Falsett Desdemona Niete Pfote Mynher Bilder Benehmen Kurt sind je drei, aus dem letzten Wort nur zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Sinnspruch ergeben.

Viereck.



Die Buchstaben: ddd eeeeeeeee ll nnnn oooo rr ssssss tttt uu w zz sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Singvogel, 2. Badeort in Belgien, 3. Denkspruch, 4. Freikorpsführer.

Zahlenrätsel.

1 2 6 7 8 4 3 6	Teil des Auges
2 9 10 11 4 1 12	ostpr. Landschaft
3 12 13 1 2	oberital. Stadt
1 4 9 5 13 11 2 8	Wasserpfeife
4 11 14 4 1 13 2 1	Balkanland
3 11 6 9 4 10 4 9 13 1	Mineralfarbe
5 4 7 2 11 11 2	Antilope
2 13 15 2 1 14 4 8 1	Verkehrsmittel

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines aalartigen Fisches.

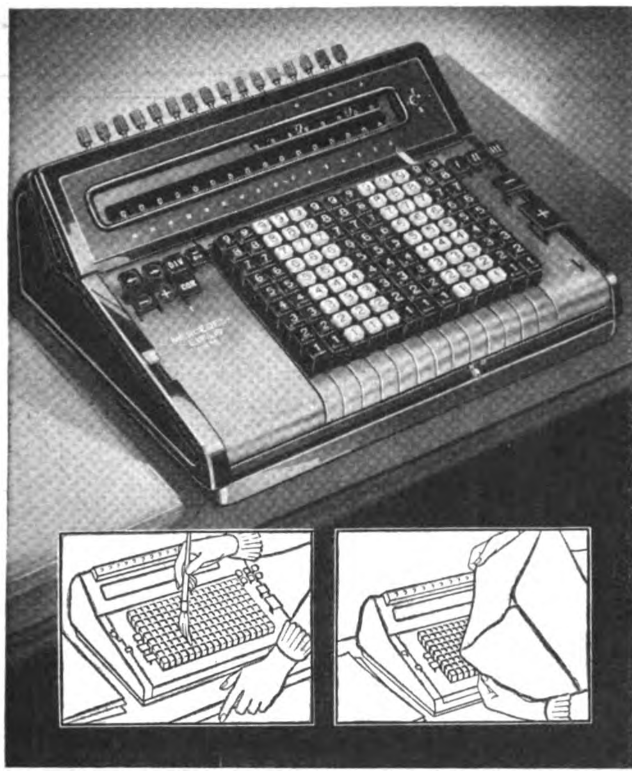
Lösungen der Rätsel in Folge 29:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Birke, 5. Leuna, 9. Menuett, 11. Zentaur, 14. Ems, 15. Ode, 16. der, 17. Ei, 19. Anis, 21. Sardine, 24. Rind, 26. Ida, 27. Lee, 28. Rahm, 30. Tiefurt, 32 Rega, 33. Aar, 35. Don, 36. Ase, 38. Tornado, 39. Gericht, 40 Asant, 41. Barke. — Senkrecht: 2. Ines, 3. Rum, 4. kess, 6. Ende, 7. Ute, 8. Narr, 9. Mundart, 10. Torpedo, 11. Zeitung, 12. Renegat, 13. Kairo, 18. Ideal, 20. Iah, 22. Ali, 23. Ner, 25. Ile, 29. Mars, 30. Tran, 31. Tara, 32. Reck, 34. ana, 37. Sir. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dolomiten, 2. Aleppo, 3. Sambesi, 4. Königsberg, 5. Urundi, 6. Neapel, 7. Saone, 8. Tannhäuser, 9. Wittenberge, 10. Egmont, 11. Raffael, 12. Kabul, 13. Isolde, 14. Sallust, 15. Taunus, 16. Donnerbüchse, 17. Insterburg, 18. Eindecker, 19. Lametta, 20. Ewald, 21. Browning, 22. Eselei, 23. Nordfriesland. — „Das Kunstwerk ist die lebendig dargestellte Religion." Rich. Wagner. ✱ **Zahlenrätsel:** Erika, Ulster, Lawine, Elektra, Narew, Saffian, Polka, Interpret, Energie, Gorilla, Epinal, Luftwaffe. — „Eulenspiegel."

An die Leser des Illustrierten Beobachters

Zur Ergänzung unseres Archiv-Bestandes suchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „JB", Jahrgang 1939, zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter einwandfreier Exemplare: Nr. 2, 6, 12, 14, 16, 18, 19, 21, 24, 26, 29, 36, 37, 38.

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. GmbH.



Wie man sie richtig ausnützt

Ratschläge für Besitzer von Mercedes-Rechenmaschinen

Mercedes-Rechenmaschinen wollen pfleglich behandelt werden, obwohl sie so stabil gebaut und allseitig verkleidet sind! Vor allem vor Staub muß der Mechanismus geschützt werden, wenn er störungsfrei funktionieren soll. Daher ist wichtig: Vor Benutzung alle Tasten, Hebel und Lücken gut abstauben. In Betriebspausen immer die Schutzhaube über die Maschine decken. Die innere Reinigung — auch das nur selten nötige Ölen — und natürlich die Beseitigung etwaiger Störungen darf dagegen nur ein geschulter Fachmechaniker vornehmen. Sonst könnten kostspielige Beschädigungen und empfindlicher Zeitverlust vorkommen.

Ein Rechenkniff, den auch gute Kopfrechner anwenden: Verkürzte Multiplikation.

Wenn der Multiplikator Ziffern über 6 enthält, kann man die Ausrechnung wesentlich beschleunigen, indem man eine Subtraktion einschiebt. Will man eine Zahl mit 9 multiplizieren, so läßt man das Umdrehungszählwerk sich nicht 9 mal auf der ersten Stelle drehen, sondern führt den Schlitten gleich auf die zweite Stelle, multipliziert durch eine Umdrehung, also mit 10. Dann springt man auf die erste Stelle zurück, läßt durch eine weitere Umdrehung bei gedrückter Minustaste die 9 erscheinen und hat damit schon das Resultat. — Will man mit 88 multiplizieren, geht man von der dritten Stelle (100) durch eine Drehung in Minusstellung auf 90, dann durch zwei Drehungen in Minusstellung auf 88. So hat man statt 16 Umdrehungen nur 4 nötig! — Hier beschrieben klingt's schwierig. Nach kurzem Üben merkt man aber die Erleichterung.

MERCEDES Büromaschinen

MERCEDES BÜROMASCHINEN-WERKE AG • ZELLA-MEHLIS / THÜRINGEN



Das Aussehen

der gepflegten Frau darf niemals durch quälende Kopfschmerzen, Leib- oder Rückenschmerzen beeinträchtigt werden. Daher nehmen Sie bei auftretenden Schmerzen eine **Herbin-Stodin-Tablette,** welche ja so überaus wirksam ist, das Uebel an der Wurzel packt und die Ursachen schmerzhafter Störungen erfolgreich bekämpft. Am besten Sie verlangen in der Apotheke einfach Weber's Tablette gegen Schmerzen, denn diese bringt die gewünschte Erleichterung. Achten Sie aber immer auf das H im Dreieck.

jetzt 10 Tabletten 0.52 · 20 Tabletten 0.91 60 Tabletten 2.20

Herbin-Stodin

Weber's Tablette gegen Schmerzen

H. O. A. WEBER · MAGDEBURG



Werkzeuge

für jeden Beruf, für die Industrie und die Landwirtschaft. Landwirtschaftliche Geräte liefert gut und preiswert

Westfalia Werkzeugco. Hagen 338 (Westf.)



EM-GE ist das, was Sie suchen!

Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- u. Mehrlader m. vorzüglicher Schußleistung.

● **Startpistolen** ●

Lieferg. n. Kriegsende durch d. Fachhandel.

Moritz & Gerstenberger Waffenfabrik Zella-Mehlis 37 (Thür.)

Klosterspiegel -

die lang erwarteten Enthüllungen.

3 Bände RM. 4.30 Nachnahme franko.

Buchhandlung Linke & Co., Halle/S. 139

Befreit

durch die weltbekannte **Helwakakur von lästigen Haaren.** Sehr bewährt, von Ärzten und Fachpersonen erprobt. Gold. Medaille, Großer Preis Brüssel 1932. Dankerfüllte Zuschriften, z. T. über **Dauererfolge** (kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern, schützt Sie vor Enttäuschungen. Kleinkur 2.75, stark 3.25 für größere Flächen 5.50 und 6.50 RM. Nachnahme.

patentamtl. Warenzeichen 468509

Helwaka GmbH., Köln 39

Mit neuesten Grenzen!

Großer Welt-Atlas



Die berühmte Große **JUBILÄUMS-AUSGABE 126 Karten,** z. T. 1 m lang. Ortsregister mit 100000 Namen, Großformat 24 × 33 cm, Stattlicher Bd. 13.50, erweit. Ausg. 18.- monatlich nur **2.50** RM. oh. Aufschl. Buchhdlg. **Triltsch Düsseldorf 3** Klosterstr. 50

X Zauber-Apparate · Bühnen · Scherzartikel

HORSTER · Berlin 68/V Liste frei

Kaufen Sie bei unseren Inserenten



Wie vertreiben Katzen Rheumatismus?

Katzenfelle sind bei Rheuma meist nur ein schwacher Trost, obwohl sie auf die Säfteströmung der rheumakranken Gewebe einwirken. Intensiver hilft Melabon mit seinem zirkulationsfördernden und entzündungshemmenden Einfluß. Außerdem aber wirkt Melabon peripher und zentral schmerzbefreiend, daher der rasche und anhaltende Erfolg bei Rheuma u. ähnlichen Beschwerden. Pckg. 72 Pfg. in Apoth.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige die interessante kostenlose Aufklärungsschrift über Melabon von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 105 M

Melabon

Bücher-Freunde erhalten kostenlos ausführliche Kataloge über mehrere hundert wertvolle Gelegenheitskäufe aus allen Gebieten zu einem Bruchteil des früheren Preises. Auch alle anderen Werke gegen Zahlungserleichterung. —

Stern-Verlag Buchhandlg. u. Antiquariat Düsseldorf 52 B



abwaschbare

Küchen-Schürzen	**2.95**
Damen Capes 110-120 cm	**12.90**
Kinder Capes 55-60 cm lang	**4.40**

70 cm **5.40** · 80 cm **6.40** · 90 cm **7.20** · 1 mtr **8.-**

Unsere Capes sind garantiert wasserdicht, aus bestem Werkstoff (kein Gummi). Farben je nach Vorrat. Versand per Nachnahme, kein Risiko, bei Nichtgefallen Geld zurück. Katalog über Damen- und Kinderkleidung anfordern!

Arendt Versand

FÜR STADT UND LAND

NÜRNBERG 42 · KÖNIGSTR. 9-11

Schickt den **IB.** an die Front!

Musikinstrumente bes. **Harmonikas**

anerkannt gut — u. doch so billig



Großversand an Private

Meinel & Herold, Klingenthal 323

Niedrige Preise · Garantie · siehe Hauptkatalog · Zusendung umsonst.



FASAN

SOLINGEN

VON **RM 1.80** AN

doppelschräg, überhöht, DRP.

Weit über eine Million Apparate schon verkauft.

Rasiert sanft, leicht, angenehm.



Nur durch Fachgeschäfte zu beziehen!

RUD. OSBERGHAUS · SOLINGEN

Werdende und stillende Mütter

brauchen Kraftstoffe für zwei: für die Sicherung ihrer eigenen Gesundheit und für die ausreichende Versorgung ihres Kindes. Heumanns „Rovase" ist in der Lage, mit seinen vielseitigen Wirkstoffen und Kraftwerten auch einen Sonderbedarf des Körpers zu decken. Das gilt auch für **Nervöse** und körperlich **Abgearbeitete,** für **alternde Leute,** für **Kranke** und **Genesende,** für **schwächliche Kinder** und **Jugendliche** in den Entwicklungsjahren. — Sie erhalten „Rovase", **die** aufbaustarke Kraftkost, für **RM. 3.60** in den Apotheken. Die Packung reicht mehrere Wochen.

Heumanns Rovase

---

für deinen Soldaten eine echte **VAUEN**



dazu Raucherbuch Nr. 219 gratis

Älteste ~~deutsche~~ Bruyèrepfeifenfabrik **VAUEN** Nürnbg.

Humor

Wanda wollte alles wissen Einmal stand sie im Zoo vor dem Nilpferdhaus und betrachtete in tiefen Gedanken den Dickhäuter. „Sagen Sie", wandte sie sich plötzlich an den Wärter, „ist das eigentlich ein männliches oder ein weibliches Tier?"

Der Wärter sah sie einen Augenblick prüfend an und meinte dann: „Gute Frau, das kann doch eigentlich nur ein zweites Nilpferd interessieren!"

*

„Was soll ich nur tun, um meine Erkältung loszuwerden?" fragte der Patient

„Das ist sehr einfach", antwortete der Arzt, „Sie müssen warme Fußbäder nehmen und darauf achten, daß Sie keine nassen Füße bekommen!"

*

Moneymaker besucht mit seiner Familie Berlin und auch den Zoo. Der gefällt ihm. Sehr sogar.

„Was kostet der Zoo?" fragt er einen Beamten. „Ich hätte ihn gern für meinen Jungen."

„Und was kostet Ihr Junge?" fragt der Beamte zurück. „Wir hätten ihn gern für unsern Zoo."



„Bitte, Sie wollten mich doch einmal in der Badewanne sehen!"

Zeichnung: Kossatz.

Tante: „Was studierst du denn jetzt, Fritz?"

Neffe: „Wir sind bei den Molekülen."

Tante: „Oh, die Moleküle! Da übe nur recht fleißig. Ich erinnere mich, dein Vater konnte so'n Ding nie tragen, weil es ihm immer aus dem Auge fiel."

*

Die U-Boot-Mannschaft kam von Feindfahrt zurück. Alle trugen struppige Bärte. Eine Landratte fragte: „Warum sind Sie alle so schrecklich unrasiert?"

Einer der Braven machte den Wortführer: „Ja, aufs Boot nehmen wir nur das Nötigste mit, vor allen Dingen keinen Spiegel. Mit Hilfe des Wasserspiegels können wir uns aber nicht mehr rasieren, den haben wir nämlich neulich beim Tauchen zerbrochen."

*

Der Rekrut eilt über den Kasernenhof und meint zu einem anderen Soldaten: „Kalt heute, wie?"

Murrt der andere: „Du willst wohl einen alten Knochen aushorchen?"




REGIE
4 Pfg
MILDE SORTE
AUSTRIA
TABAKWERKE AG
10 ZIGARETTEN



Professor Constantin Gerhardinger,
München, ist einer der Meister jener Münchener Malkultur, die seit den Tagen Leibls den Ruhm der Kunststadt München in der Welt ausmacht. Etwas von der bäuerlichen Kraft eines Leibl steckt auch noch in Motiv und Mache der Kunst Gerhardingers. Mit Vorliebe malt er die Menschen in der ländlichen Natur, Bauern, Mägde, Mütter oder die Akte junger kräftiger Frauen unter dem flimmernden sommerlichen Laubdach des Waldrandes. Gerhardinger kommt aus Niederbayern und fand den Weg zur Kunst erst nach Umwegen über andere Berufe.

VORSCHAU AUF DIE GROSSE DEUTSCHE KUNSTAUSSTELLUNG

MÜNCHEN 1941



Professor Leo Samberger,
München, der am 14. August seinen 80. Geburtstag begeht, ist heute der unbestritten erste Bildnismaler Deutschlands, der das repräsentative Porträt Lenbachscher Haltung psychologisch und geistig außerordentlich vertieft und intensiviert hat. In seinen Bildnissen, deren Köpfe eigentümlich gedankenvoll und ernst aus dem braunen Dunkel herausdämmern, ist alles Unwesentliche, alles nicht zum Wesen des Menschen Gehörige, übergangen. Was bleibt, was geschildert wird, ist allein der Mensch. Tiefer Deuter des Menschlichen, Menschenbildkünstler von beschwörender Eindringlichkeit: das ist Leo Samberger. Der Künstler wurde 1861 in Ingolstadt a. d. Donau geboren. Bereits der Siebenjährige malte mit der nachtwandlerischen Sicherheit des jungen Genies ein staunenswertes Bildnis seiner Schwester.

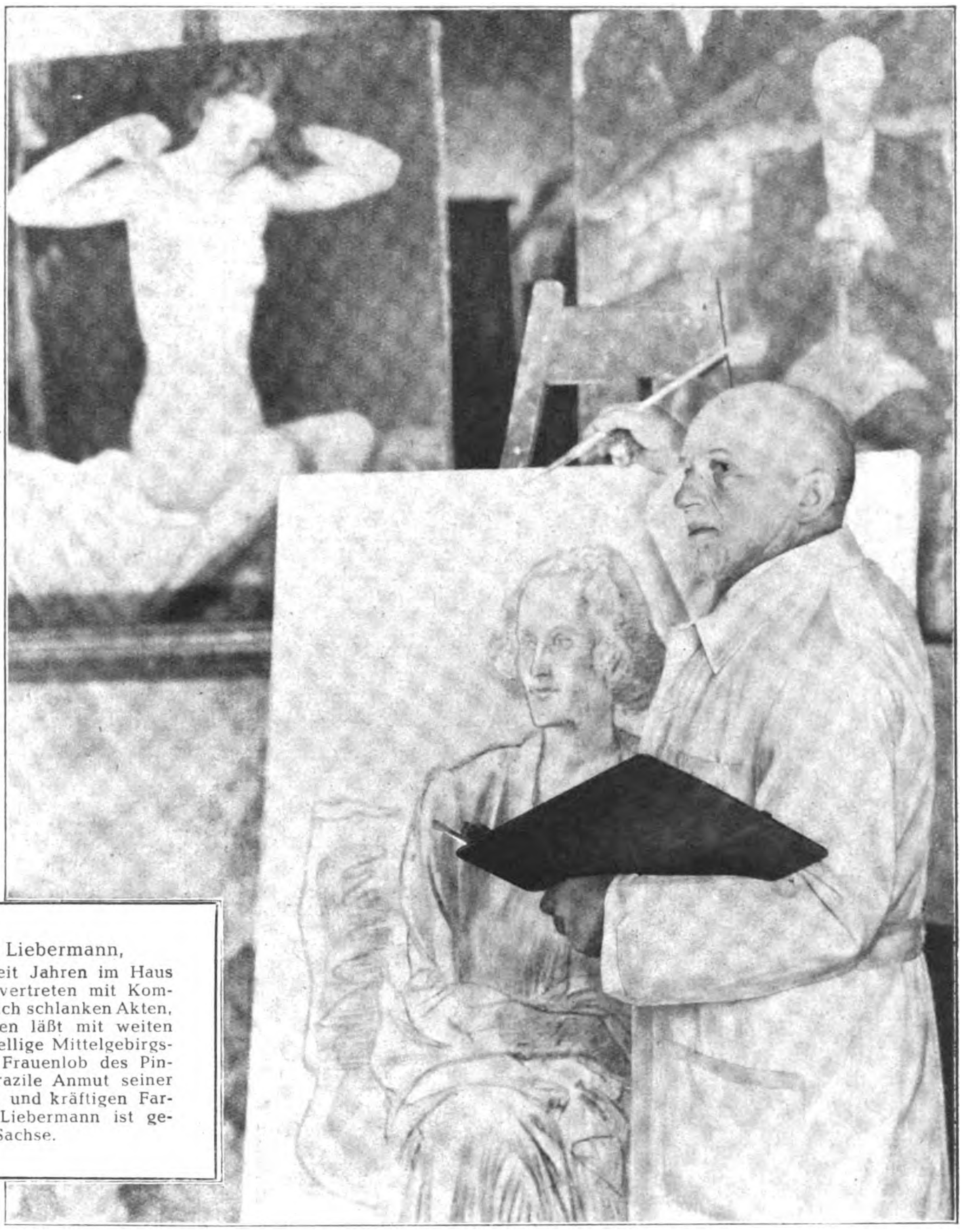


In wenigen Tagen wird in jenem feierlichen Säulenbau an der Prinzregentenstraße zu München, den der Führer der deutschen Kunst geschenkt hat, die zweite große Heerschau deutscher Kunst während des Krieges eröffnet werden. Wie-

Otto A. Hirth
entstammt der bekannten Münchener Kunstfamilie der Hirths und ist nach Arbeiten als Architekt, Schriftsteller und im Zeitungsfach als Maler hervorgetreten mit Bildern im Haus der Deutschen Kunst. Er schafft und malt ganz aus dem klassischen Geiste der italienischen Landschaft, Architekturphantasien mit Renaissancepalästen in klaren kubischen Formen. Ein baumeisterlicher Geist beherrscht die kühlen, klaren Architekturkompositionen seiner Gemälde.

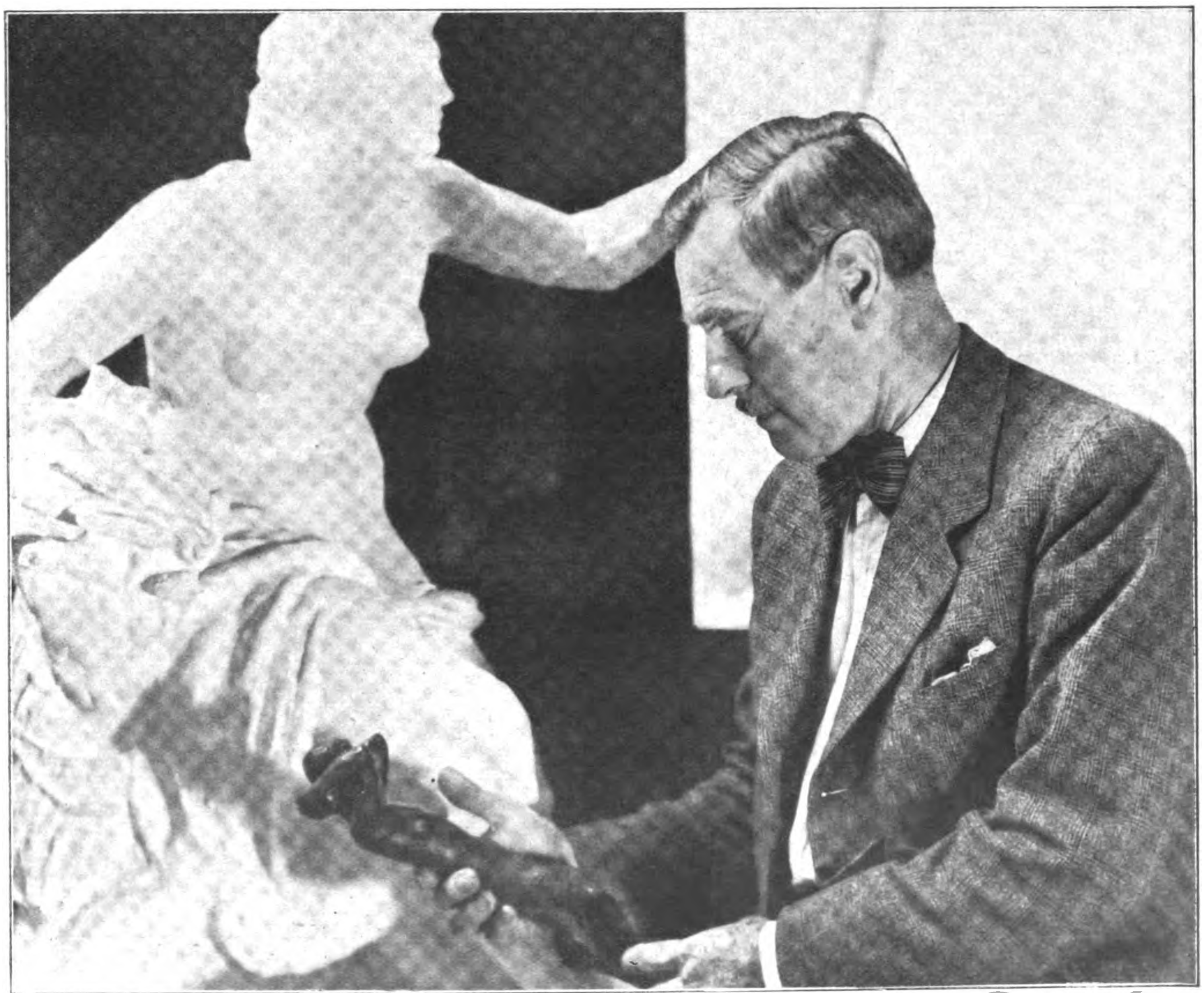


Professor Anton Müller-Wischin, München, geboren in dem Lenbachstädtchen Schrobenhausen, ist der „Meister der grünen Waldinterieurs". Die grüne Waldespracht seiner Bilder hat einen tiefen, sehnsüchtig musikalischen Klang. Er musiziert gleichsam in Grün, das er in flutenden Akkorden und Variationen über die Leinwand ausschüttet. Die Malerei dieses heute Fünfundsiebzigjährigen, dessen Bilder den goldenen Überfluß der Welt leuchtend widerstrahlen, will nichts als beglücken. Seine Rosensträuße, mit blauseidenem Band zusammengehalten, in glänzenden Porzellanvasen, gleichen noblen Festgeschenken. In jedem seiner Bilder glüht und glimmt die Farbe wie ein kostbarer Schmuck.

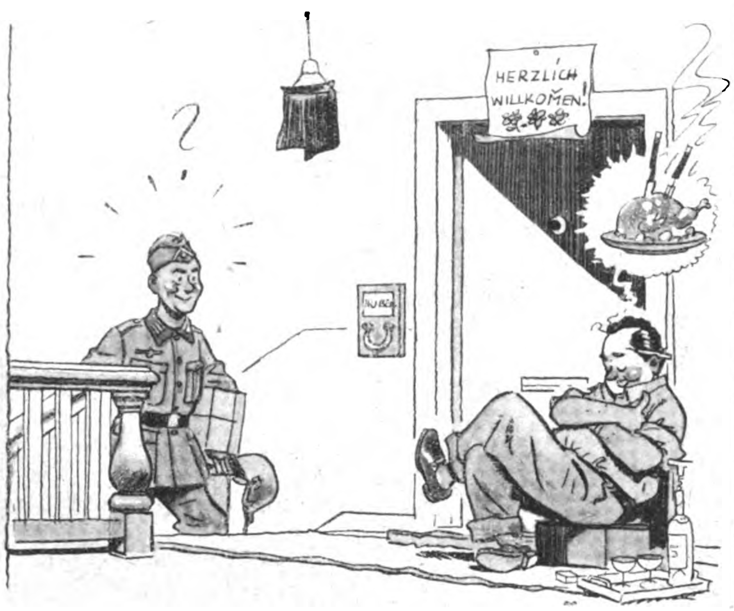


Professor Ernst Liebermann, München, ist schon seit Jahren im Haus der Deutschen Kunst vertreten mit Kompositionen von jugendlich schlanken Akten, die er zusammenklingen läßt mit weiten Ausblicken auf eine wellige Mittelgebirgslandschaft. Er ist ein Frauenlob des Pinsels, der die sehnig-grazile Anmut seiner Modelle mit Draperien und kräftigen Farben schmückt. Ernst Liebermann ist geborener Sachse.

der finden sich Hunderte von Künstlern mit dem Besten, was sie im zurückliegenden Jahr geschaffen haben, zum großen Appell der deutschen Kunst ein. Daß solche große Kunstausstellungen sich in Deutschland trotz Krieg und Einberufung eines Großteils unserer Künstler einfach als Lebensnotwendigkeit erweisen, läßt die unvergleichliche künstlerische Vitalität und kulturelle Dynamik des neuen Deutschlands erkennen, das auch hierin sein europäisches Führungsrecht beweist.



Professor Josef Wackerle, München, ist ein Bildhauer, der sich mit hohem künstlerischem Takt- und Feingefühl einfügen kann in eine architektonische, städtebauliche oder räumliche Situation. In Gemeinschaft mit dem Münchener Baumeister O. E. Bieber entstanden eine große Anzahl prachtvoller bauplastischer Arbeiten. Jede Figur, jede Gruppe von seiner Hand besitzt klassisch-harmonische Gerundetheit und zugleich jene Klarheit des Umrisses und des Reliefs, durch die allein eine plastische Figur Größe und Bedeutung erlangt. Der Künstler ist in unserer Aufnahme festgehalten mit dem Entwurf zu der neuen monumentalen Brunnenfigur einer Göttin der Fruchtbarkeit. Wakkerle stammt aus dem Werdenfelser Land und begann als Knabe in der Partenkirchener Schnitzerschule seine künstlerische Laufbahn.



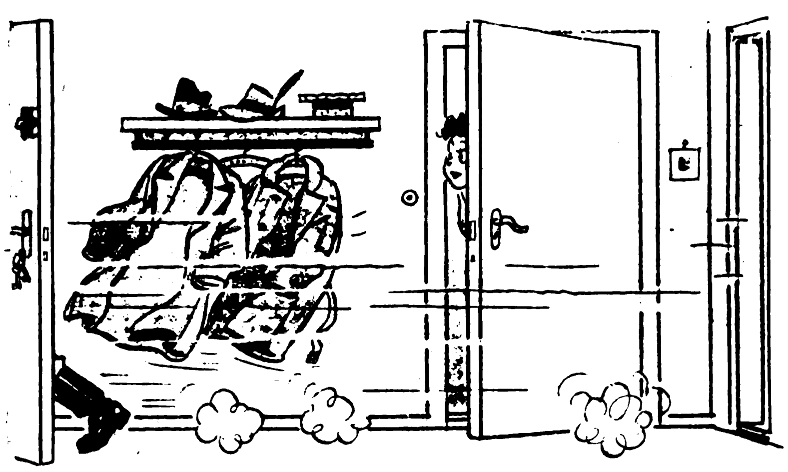
Den vom Quartieramt angemeldeten Soldatenbesuch wollte ich gleich an der Tür mit einem herzlichen Willkommentrunk begrüßen. Leider kam der Schütze Schulze etwas später, als mein Weinbrandrest reichte. Meine Frau konnte nicht helfend eingreifen, sie war zum Markt geflitzt — die Obstfrau wollte für ein von mir gezeichnetes Porträt sechseinhalb Zentner Rhabarber auswerfen ...

Wir haben Einquartierung!

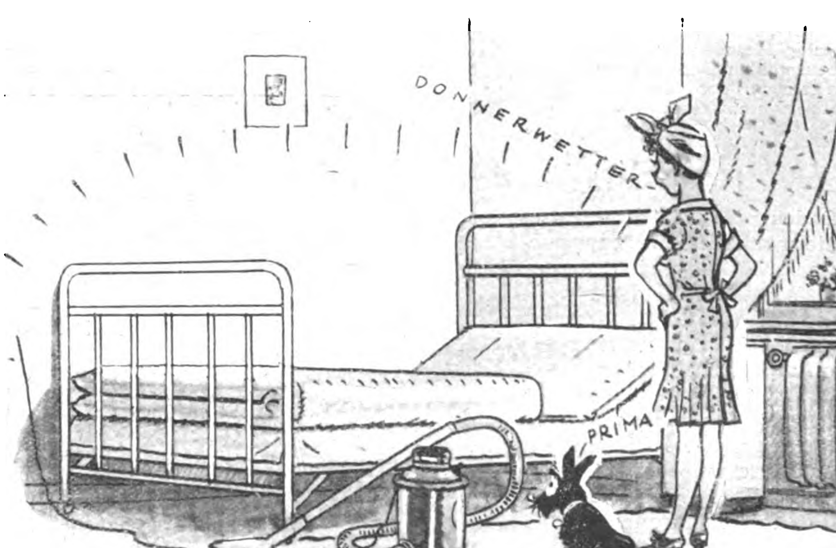
ERLEBT UND GEZEICHNET VON EMERICH HUBER



Wir hatten dem Schützen Schulze das schöne Verwandtenbesuchbett zugedacht, er meinte aber höflich, wir sollten bloß keine Umstände machen, er würde gern auf dem alten Sofa im Atelier schlafen.



Und jeden Morgen ..
„Da nimm dir mal n Beispiel, Mann! In einer Viertelstunde angezogen, rasiert, gefruhstückt und pünktlich im Dienst! Und wie lange nöhlst du hier morgens 'rum ...!!"



Rechts: Am Sonntagmorgen aber,
als der Quartiersoldat Zeit hatte, brachte er meine Frau mit einem zackigen Bettenbau zur restlosen Begeisterung ...



Links:
Für kernige Soldatenwitze, die ich nun aus erster Hand beziehe, gebe ich Neuigkeiten vom alten Stinkbock Churchill ...



„Det? Det is doch der Soldate, den se bei Hubers einquartiert ham — ick sage Ihnen, wenn der morgens mit seine Knobelbecha die Treppe 'runtersaust wie'n Donnerwetter!"
„Aber ein hübscher Mensch ..."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. (A B C D E F G 24) Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengő —.32, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

DONNERSTAG, 31. JULI 1941
16. JAHRGANG ∴ FOLGE 31

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



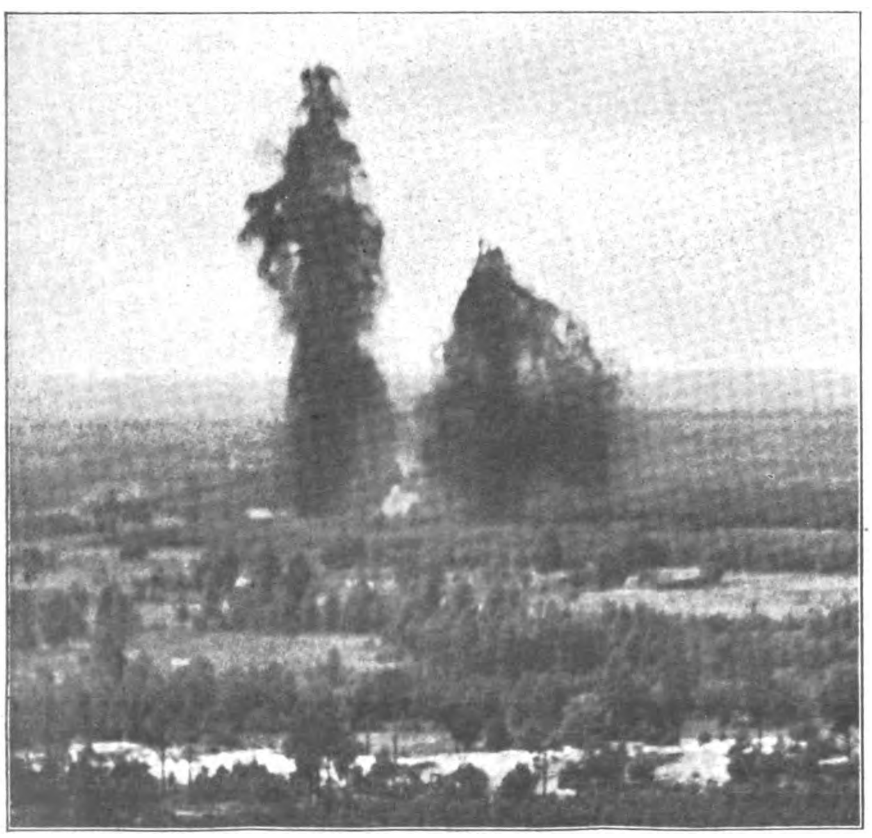
„Also damit hast du auf uns geknallt!"

Aufn.: SS-PK. Roth.

Zu der hinterhältigsten Methode der Kriegführung, dem Heckenschützenkrieg, haben die Organisatoren des blutigsten Terrors aller Zeiten ihr Volk schamlos offen aufgefordert. Die deutsche Wehrmacht begegnet den besonderen dadurch entstandenen Aufgaben mit bekannter Gründlichkeit. Ein Mann der Waffen-SS untersucht das 15schüssige Gewehr eines sowjetischen Heckenschützen. (Weitere Bilder im Innern des Heftes.)



Im Kampf gegen die bolschewistische Völkerpest.
Von Sprung zu Sprung Deckung suchend durchqueren vorgehende deutsche Soldaten brennende Wohnviertel einer rumänischen Grenzstadt.
Aufn.: PK. Stefanesti-PBZ.



Die deutsche Luftwaffe schlägt vernichtend zu.
Versprengte sowjetische Panzerverbände versuchten, sich in den Wäldern bei Riga zu sammeln. Sie werden von der deutschen Luftwaffe mit schweren Bomben belegt und vernichtet.
Aufn.: PK. Luftwaffe-PBZ.



Angriff auf sowjetische Truppenansammlungen an einer ihrer Rückzugsstraßen
Aufn.: PK. Schalber-PBZ.



DER FÜHRER IM HAUPTQUARTIER DES OBERBEFEHLSHABERS DES HEERES

Links: Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel; links neben dem Führer der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch, rechts der Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Halder.

Aufnahmen: Hr. Hoffmann (2), PK. Eitel Lange-Weltbild.



Kartenbesprechung im Führerhauptquartier.
Neben dem Führer Reichsmarschall Göring und der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel.



VOM EMPFANG DER KRETAKÄMPFER BEIM REICHSMARSCHALL

General der Flieger Student schildert Generaloberst Udet Erlebnisse vom Einsatz gegen Kreta.



Das Land wird gesäubert.
Gegen die feigen Mordbuben, die — unbehelligt im Kleid harmloser Zivilisten — unsere Sturmtruppen vorbeilassen, um dann auf marschierende Kolonnen feige aus dem Hinterhalt zu schießen, greift die deutsche Wehrmacht mit aller ihrer bekannten Gründlichkeit durch. Gehöfte, Hecken, Wiesen, Kornfelder, aus deren Versteck auf deutsche Truppen gefeuert wurde, werden systematisch durchgekämmt.

Heckenschützennester werden ausgeräumt!





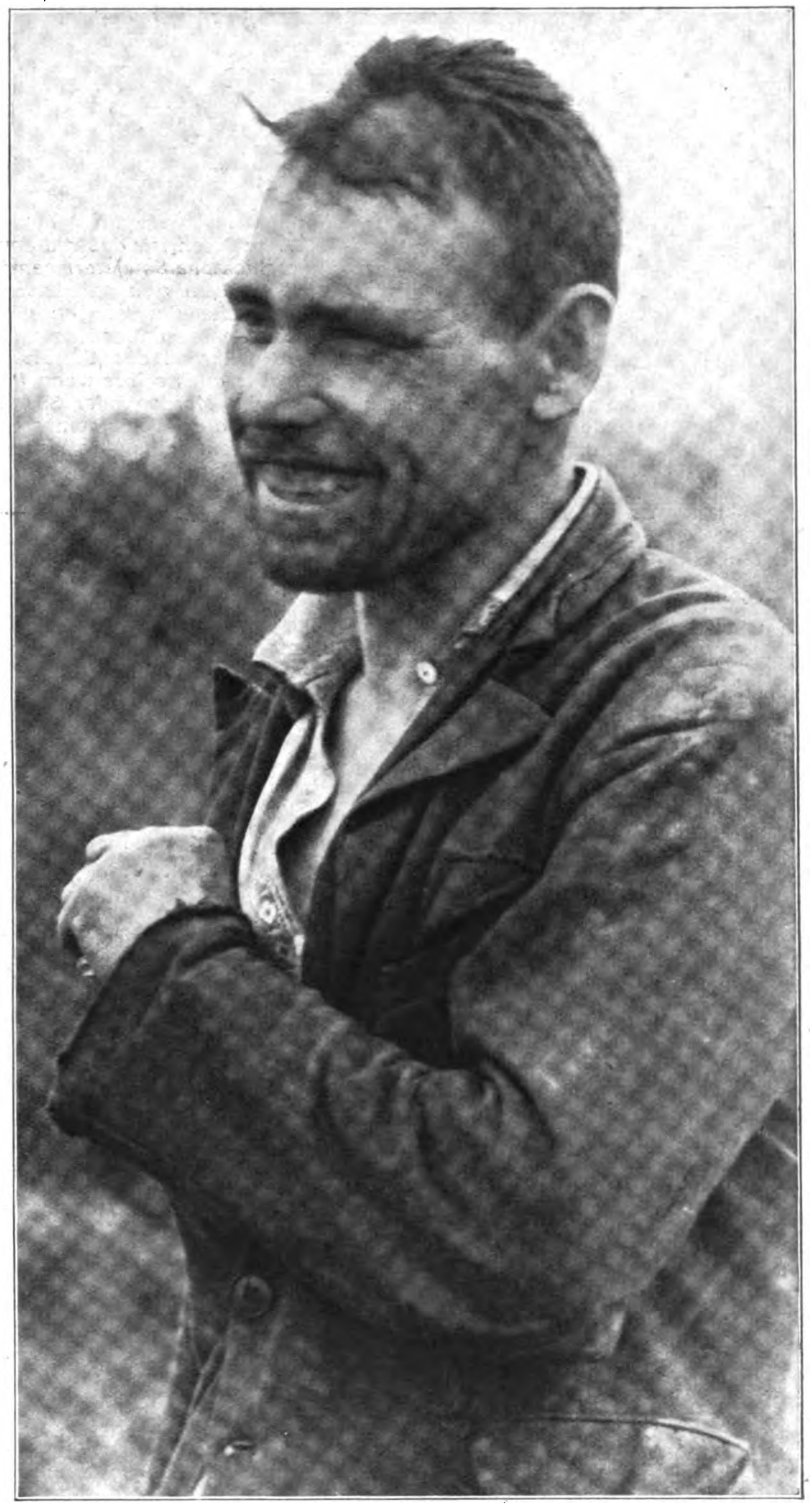
Die Heckenschützen sind gestellt.
Mit hocherhobenen Händen kommen die Burschen, die sich im Kornfeld versteckt hielten, aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Im Vordergrund ein zerschossener Sowjet-Panzer.



Woher stammen die Mordcanaillen?
Ein sprachkundiger ϟϟ-Unterstürmführer prüft die Papiere der soeben aufgegriffenen Heckenschützen.



Ihre Waffen werden sofort vernichtet.
Das Maschinengewehr der Heckenschützen zertrümmert der Untersturmführer eigenhändig mit der Axt. Die Verhafteten scheinen sich darüber noch zu belustigen.



Frech wie Oskar.
Auf die Fragen des vernehmenden deutschen Soldaten reagiert der Heckenschütze mit einem dummen Grinsen.

Aufnahmen: ϟϟ-PK. Roth.



Keiner entgeht den wachsamen Augen.
Aus einer etwas abgelegenen Scheune holen die Männer der Waffen-ϟϟ zwei Heckenschützen heraus.

Der Ring schließt sich!

Wenn in den Berichten des OKW. zu lesen ist, daß die deutsche Wehrmacht den Ring um eingeschlossene Sowjetarmeen immer enger schließt, so daß große Entscheidungen sich anbahnen, dann sieht der Leser in Gedanken diese militärischen Bewegungen in großen Räumen in der Tat als Einkreisungen wie beim Manöver im Sandkasten. Der Soldat an der Front hat während des Einsatzes eine solche Übersicht in der Regel nicht; aber auch selbst wenn ihm der Sinn seines Vorrückens nach Osten oder Norden oder Süden, der Zweck des Überganges über einen Fluß, die Absicht eines bis zur Erschöpfung fortgesetzten Marsches klar sein sollte — s e h e n kann er von den Operationen auf dem unermeßlichen Schlachtfeld nur den winzigen Ausschnitt, den ihm seine Augen schenken. Unser Bildbericht gibt eine solche Anschauung des Mitkämpfers einer Division der Waffen-SS, die den Auftrag hatte, die Verbindung mit einer Gruppe des Heeres aufzunehmen und die zwischen den beiden Gruppen liegenden Sowjettruppen einzuschließen. Die Ausführung des Befehls war besonders schwer, da die verhältnismäßig schwachen deutschen Kräfte starken Sowjetkontingenten gegenüberstanden, die mit dem Einsatz schwerster Panzer immer wieder den sie umschließenden Ring zu durchbrechen suchten.



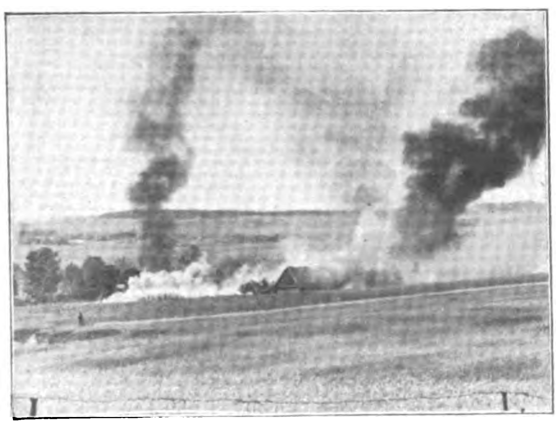
1 Die Kolonnen der Waffen-SS starten zu ihrem Auftrag.



2 Feindliche Panzer sind gemeldet und werden von der Pak sofort unter Feuer genommen.



3 Die ersten Sowjetgefangenen werden verhört. Dieser hier ist verwundet.



4 Das Widerstandsnest, in dem sich Sowjettruppen verschanzt hatten, ist in Brand geschossen.



5 Ein im Kampf verwundeter SS-Mann erhält von seinen Kameraden die erste Hilfe.



6 Wieder muß die Pak in Stellung gehen, um eine starke feindliche, von Panzern geschützte Kraftwagenkolonne zu zersprengen, die einen Durchbruchsversuch durch den deutschen Ring unternimmt.



7 Der erste Sowjetpanzer blieb im deutschen Abwehrfeuer liegen.



8 Die Sowjetsoldaten, die sich aus den brennenden Panzern retten konnten, wurden gefangengenommen.



9 Ein gefangener Sowjet-Panzersoldat wird verhört.



10 Ein Spähtrupp geht nach vorn, um den Erfolg des deutschen Geschützfeuers festzustellen.



11 Der Spähtrupp hat die feindlichen Kolonnen erreicht und stellt ihre vollständige Vernichtung durch die deutschen Waffen fest.



12 Die rauchenden Trümmer der Sowjetkolonne, die den deutschen Ring durchbrechen wollte.



16 Seite an Seite mit den deutschen Soldaten kehren auch die Bewohner in die von den Sowjettruppen verlassenen Ortschaften zurück.



17 Vorsichtig geht es durch die Orte weiter vorwärts.



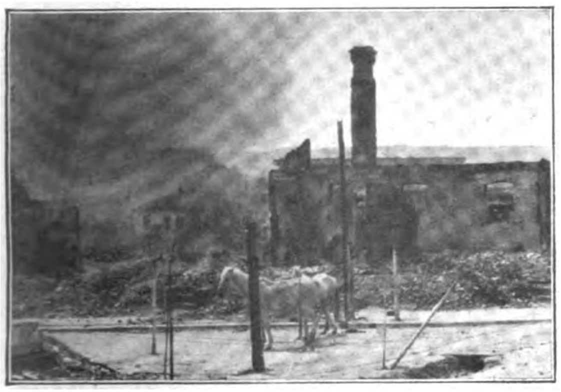
13 Der Weg ist frei!



18 Wieder einmal muß feindlicher Widerstand gebrochen werden.

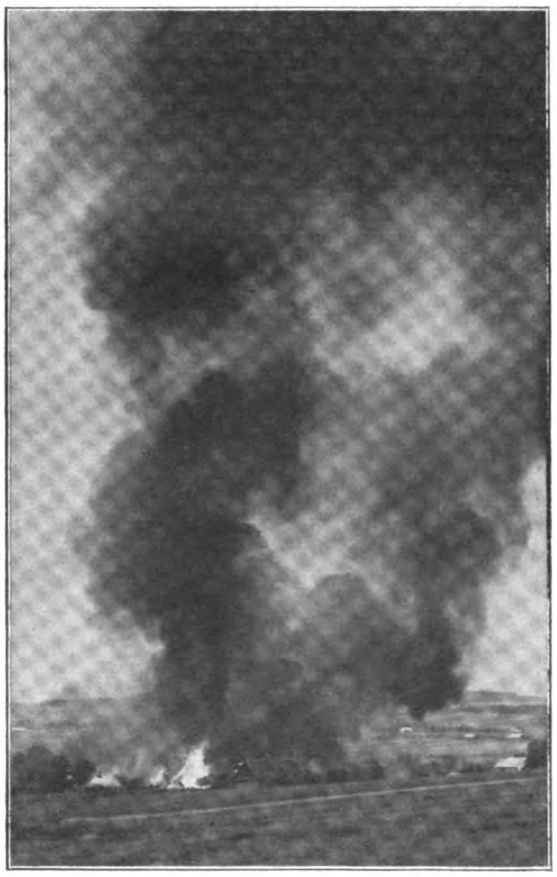


14 Nach der Brechung des feindlichen Widerstandes geht es durch die noch rauchenden Ortschaften, in denen die Sowjettruppen Widerstand versuchten, weiter vorwärts.



15 Zwei Pferde vor ihrem verbrannten Stall.

Aufnahmen: ϟϟ.-PK. Roth.



19 Das Sowjet-Widerstandsnest steht in hellen Flammen.



20 Der ϟϟ-Hauptsturmführer meldet seinem Kameraden vom Heer den vollzogenen Auftrag.



Zwei Monate nach dem deutschen Blitzkrieg durch den Balkan: An der Grenze bei Laibach.
Deutsche, italienische und kroatische Grenzbeamte in schwieriger Unterhaltung.



Komödie um ein Denkmal.
Sarajevo sollte ein König-Peter-Denkmal erhalten. Dreimal wurden 20 000 000 Dinar gesammelt und — unterschlagen. Das viertemal zahlte die Stadt. Aber es kam nicht mehr zur Einweihung.

Zwei Monate nachher



Die frühere Schloßwache
leistet jetzt Aufräumungsarbeiten in den Gärten des königlichen Schlosses in Belgrad.

Der moderne Krieg „springt", er rast in Riesensätzen über das feindliche Land. Aber fast auf keinem anderen Kriegsschauplatz wurde diese Eigenheit der modernen Feldzüge so deutlich wie in den Balkanländern. Über hunderte Kilometer sieht man schon jetzt, wenige Wochen nach dem Rattern der MG.s und nach den Explosionen der Fliegerbomben, keine Spur mehr von dem Aufeinanderprall der feindlichen Heere und von dem Jagen und Fliehen zum Meer. Die Balkansonne brennt auf wogende

(Schluß auf Seite 16)



Offiziere der neuen kroatischen Wehrmacht.



In traditioneller Waffenbrüderschaft.
Deutsche und bulgarische Fahne vor einer bulgarischen Kaserne bei Sofia.



Rechts: Das war nicht der Krieg:
Erdbebenschäden in Larissa.



Quer über die Straße reichende Holzschilder grüßen „Živijo Hitler" (= Es lebe Hitler).



Überall verschwinden die serbischen Aufschriften, auch hier an diesem Postwagen.

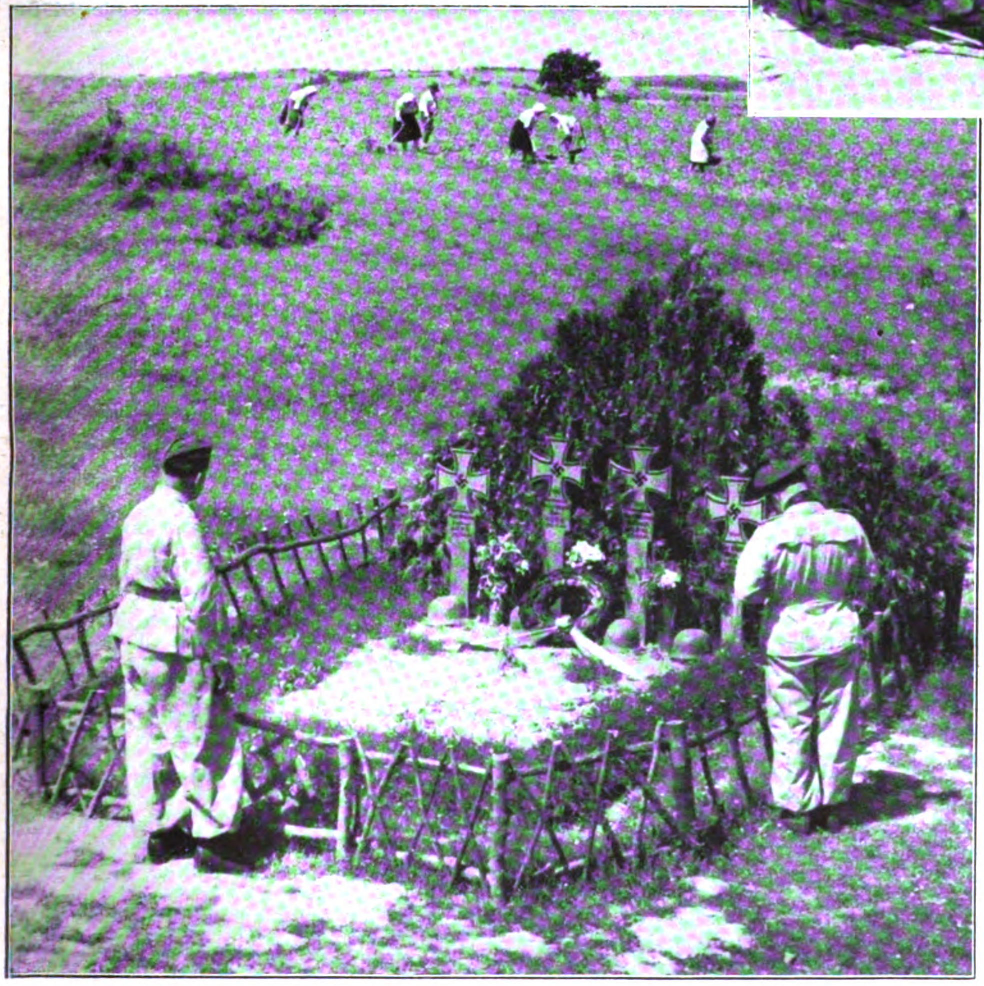


Aufnahmen: PK. Boecker-PBZ.

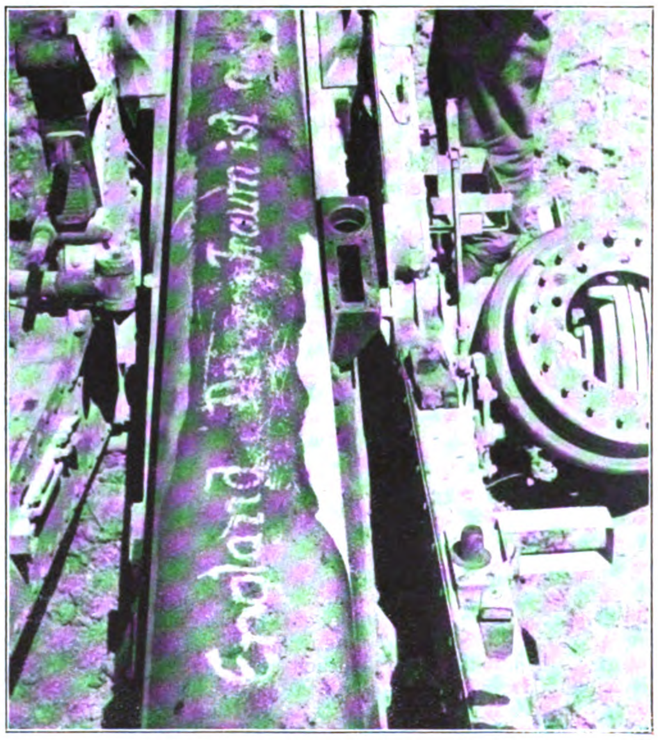
Die Fahne der nationalen sozialistischen Partei Griechenlands.



Deutscher und griechischer Posten am Hafen Piräus.



Gräber gefallener deutscher Soldaten



Auf einem englischen Kanonenrohr: England, dein Traum ist aus!

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(4. Fortsetzung.) Neu hinzutretenden Lesern wird der Roman nachgeliefert.

Der Schluß von Folge 30 lautete:

Gegen zehn geht die Mutter zu Braun. Es wundert sie nun doch, daß Fritz sich nicht im Laden befindet. Vielleicht ist er wirklich krank. Braun, der gerade bedient, flüstert ihr zu: „Sie muß ich unbedingt sprechen, Frau Helbig."

Das Fräulein Ida, die bedient, verzieht ihren schmalen Mund zu einem albernen Lachen. Der Lehrjunge, der auf der Leiter steht, dreht sich um.

Braun füllt gemächlich die Tüten und fragt die Kundin immerzu, ob sie nicht Rosinen wolle oder vielleicht dies oder jenes, daß die ärgerlich antwortet: „Ich weiß doch, was ich kaufen will." Aber dann macht Braun seine übliche Verbeugung. „Stets gern zu Diensten, Frau Hannewacker." Seine Feinde fügen hinzu: „Wenn du nicht auf meine Waage siehst." „Kommen Sie doch, bitte, mit in mein Büro, Frau Helbig, wenn Sie einen Augenblick Zeit haben. Seien Sie so freundlich."

Die Mutter nickt. Braun posiert Er spricht laut: „Sehr liebenswürdig, aber es ist tatsächlich von allergrößter Wichtigkeit."

Eine Köchin schimpft: „Hören Sie, Herr Braun, ich habe es sehr eilig."

„Es gibt andere Belange, die vorgehen, wertes Fräulein. Das geht über Ihren sogenannten Horizont."

Braun fühlt sich zu einer wichtigen Aufgabe berufen. Das prägt sich in seinem Gang aus.

„Den haben sie als Kind zu heiß gebadet", bemerkt die Köchin, als Herr Braun draußen ist.

Die Verkäuferin Ida zeigt an ihre Stirn. Die Kunden lachen. Der Lehrjunge blökt.

Im Büro stellt Braun der Mutter einen Stuhl hin. „Setzen Sie sich, bitte, Frau Helbig. Es ist sehr liebenswürdig. Wir sind sozusagen Leidensgenossen, Frau Helbig, wenn man es so nennen soll. Sowas kommt vor."

Dieser Gedanke erfüllt ihn so sehr, daß er endlich der Mutter seine Hand reicht, was er bisher versäumt hatte. Das Büro ist ein enger Raum, vollgestellt mit Kisten und Krimskrams. An den Wänden hängen grelle Reklamebilder von Lebensmittelfirmen. Braun sitzt neben dem Fenster an einem Schreibtisch, dessen Platte durch eine Rolljalousie zu verschließen ist. In diesem Augenblick schlägt das Telephon an, das auf dem Schreibtisch steht. Er hebt den Hörer ab: „Sie sind es, Frau Regierungsrätin? Haben Sie Ihr Glück gefühlt? In einer Stunde bin ich bei Ihnen. Eine niedliche, runde Bestellung hol' ich aus der Tasche."

Er hält die Hand auf die Sprechmuschel und blinzelt zu Marta Helbig: „Die Regierungsrätin ist richtig."

Dann nimmt er die Hand wieder weg: „Gemacht, werte Frau Regierungsrätin. Stets gern zu Ihren Diensten."

Er legt den Hörer auf: „Was meinen Sie? Ob es Krieg gibt? Woher sollen Sie es wissen?" Dann setzt er sich in Positur: „Ich meine, daß wir uns diese ständigen polnischen Kränkungen nicht bieten lassen können als Großmacht und auch sonst. — Aber darüber wollte ich mit Ihnen nicht sprechen. — Übrigens das nebenbei. Ich habe mich heute morgen verlobt."

„Herzlichen Glückwunsch, Herr Braun."

Braun übergeht diesen Glückwunsch: „Mulmiges Gefühl im Magen. Immerzu Junggeselle. Aber ein goldiges Geschöpf, so appetitlich frisch, so aromatisch. Darum sitzen wir hier."

Nun denkt Marta Helbig, daß Braun ihr einen Auftrag geben will. Braun macht eine überlegende Pause: „Darum nämlich sitzen wir hier. Leider. Dieser Fritz Römer: gewissenlos, unmoralisch, raffiniert. Ich habe ihr verziehen. Heute morgen noch. Sozusagen beim Sonnenaufgang."

Er wischt mit dem Taschentuch über die Augen: „Ich habe das Herz von der Mutter. Da kann ich nicht gegen an. Aus alter Freundschaft, liebe Frau, stellen Sie sich vor, wissen Sie, was man in einschlägigen Kreisen in flagranti nennt? So hat er's getrieben, dieser als Liebessäugling getarnte Wüstling, wie man es heute ausdrücken würde." Leise und dumpf sagt er: „Mein Fräulein Braut hat er verführt. Je anständiger, je fixer. Der einzige Trost, soweit es so was gibt." Er hält einen Zettel hin: „Sehen Sie sich mal die Rechnung an, liebe Frau, aus 'nem Nachtlokal. Das verbraucht 'ne arme Witwe in zwei Monaten. Aber ich halt's zurück von seinem Gehalt. So dumm! Das Gericht in Deutschland möchte ich sehen, das mir nicht recht gibt. Nu ja, da nützt alles nichts, für so was gibt es keine chemische Reinigung. Nur vergessen, aber viel von dem Vergnügen ist weg. Ich hab diesen Menschen, der Ausdruck ist noch zu gering, fristlos entlassen."

Es klopft an. Der Lehrjunge steht in der Tür. „Der Herr Bischof von der Firma Marinelli möchte Sie sprechen, Herr Chef."

Braun fügt hinzu: „Weltfirma, Konserven en gros. Ich komme gleich."

Der Junge schließt wieder die Tür.

„Mit meinem Geschäft muß ich mich trösten. Das Leben, Frau Helbig, ja, das Leben. Ob es Krieg gibt? Ich fragte schon mal. Aber man ist ja schließlich nicht unempfindlich. Es bekümmert einen. Diesmal will ich es nicht falsch machen. Heute nachmittag gehe ich mit meinem Fräulein Braut zu einer Kartenlegerschen, der Neumannschen. Glauben Sie an so was? Es erleichtert das Leben, wo wir nicht mehr in die Kirche gehen. Oder Sie doch? Die hat am Dienstag der Schulze aus Numero 32 ein Unglück vorausgesagt und am Montag drauf ist ihr Mann gestorben. Es war kein Unglück, aber das liegt auf einem anderen Brett. Ich muß Schluß machen. Konserven bestellen. Wo war ich? Daß Sie sich nicht irren und sitzen nachher drin, vielmehr das Fräulein Ille. Der ist ein gewohnheitsmäßiger Routinier. Und ich hab' diesem Burschen Ratschläge gegeben, ich dreimal gehörnter Esel."

Marta Helbig weiß nicht, wie sie sich verhalten soll. Protestieren? Sinnlos. Etwas Wahres muß auch an der Sache sein. Sonst hätte Fritz heute morgen nicht Ille vergeblich warten lassen. Braun spricht in seiner eintönigen Weise weiter: „Wissen Sie: Mein Vater war Diener. Menschenkenner, gute Frau. Ein Graf mit Kater ist ein Mensch, wenn Sie das verstehen, und ein Minister auch, liebe Frau, symbolisch gedacht. Mein Vater hat's lernen müssen, ich hab's geerbt. Verstanden? Fachleute, die sich als Dilettanten gerieren, müßten im Gesetzbuch vorgesehen sein. So 'ne Marke ist der Herr Fritz. Und gerade jetzt. Ich muß doch meine Dispositionen treffen Warnen wollt' ich Sie, wo wir so bekannt sind. Dieser Mensch ist es nicht wert, das entzückende Fräulein Ille zu betrügen." Er sitzt nachdenklich, er macht ein schwermütiges Gesicht und deklamiert: „Ach Mädchen, ist dein Schatz dahin, so bringet nichts ihn wieder. Unschuldig sei der Jungfrau Sinn, unschuldig, keusch und bieder."

Er seufzt: „Schließlich ist man nicht nur Kaufmann. Dagegen kann man nichts, und es ist lästig. Meine Mutter hat das Lied immer gesungen. Sie hatte eine schöne Stimme. Ich frag' mich, was würde die sagen: Das denke ich mit 52. Ulkig. So bin ich. Aber ich kann nun nicht anders. Mich macht es verrückt, und es wird besser, wenn ich heirate, schon von wegen der Rechte. Da haben Sie in den Braun gesehen. Für eine Minute. In meinem Kopf rast's. Alles kommt zusammen. Nun habe ich keine Zeit mehr. Stets gern zu Ihren Diensten, gnädige Frau, nee Frau Helbig.

Übrigens das fällt mir noch ein. Wenn Sie das verbreiten sollten mit meinem Fräulein Braut, dann müßt' ich gerichtlich gegen Sie vorgehen. Schließlich hab' ich's gesagt, weil ich denke, wenn man drüber redet, ist es halb so schlimm, und wir sind gewissermaßen Leidtragende in derselben Sache, ich von der Frau her, Sie vom Mann. Nützen tut's nichts, aber es erleichtert, und geteilter Schmerz ist halber. Mit wem sollt ich sonst sprechen, und mir geht es schon besser. Ich habe so'n komisches Gefühl. Vielleicht ist dieser Fritz nicht mal so'n Verbrecher. Ich habe ihn leiden können. Das macht es nicht leichter. Kopf hoch, Braun! Besten Dank, liebe Frau. Ich erzähl's nicht weiter. Ehrenwort! Sie auch nicht?"

VIII.

Die Mutter steht auf der Straße. Das leere Netz hält sie in der rechten Hand Aber in diesem Augenblick hat sie das Einkaufen vergessen. Ganz wider ihre Art steht sie zögernd. Dann geht die blonde Frau aus der Drogerie gegenüber auf sie zu, faßt gleich unter ihren Arm und schiebt sie etwas zur Seite: „Sie, Frau Helbig, im Vertrauen gesagt: Der englische Sender hat gestern abend gemeldet, daß die Russen mit den Engländern und Franzosen ihr Bündnis perfekt gemacht haben. ‚Zweite verschlechterte Auflage des Weltkrieges' sagt mein Mann."

„Ach," Die Mutter hört nicht richtig hin. „Danke schön." Sie geht weiter nach der falschen Seite. Sie will nur von der schwatzhaften Frau loskommen Dann aber fällt ihr ein, daß die Frau etwas von dem englischen Sender erzählt hat. Sie möchte noch einmal fragen, aber sie tut es nicht. Ob sie das Zeug weiß oder nicht. Wenn man es gehört hat, beunruhigt es nur. Gewöhnlich ist es gelogen. Bestimmt ist es gelogen.

Gleich aber hält sie die Frau Regierungsrat fest, die vor ihrem Laden steht. Sie freut sich sehr, einmal mit der lieben Frau Helbig die Ansichten austauschen zu können. Man hat sich so lange nicht gesehen, weil die liebe Frau Helbig nichts anderes kennt als ihre Arbeit. Obgleich die Mutter nicht will, folgt sie Frau Neuhoff in ihren Laden. „Ille war gestern bei Ihnen?"

Frau Neuhof sitzt schon: „Das reizende Mädchen, wie ein Frühlingshauch."

Ein klein wenig lacht die Mutter: „Etwas kompakter ist sie doch." Frau Neuhof lacht mit: „Nette Sachen sind immer übertrieben. Setzen Sie sich, Frau Helbig. Darf ich einen Wermut anbieten, einen echt italienischen? Was die Italiener wohl machen werden? Wissen Sie, Frau Helbig, manchmal habe ich gute Ideen. Das hat selbst mein Mann zugegeben, der war Akademiker. Wie wär's, wenn wir jetzt zum Beispiel einschliefen? Müde ist man sowieso immerzu. Ob das in der Luft liegt? Vielleicht ist es auch eine Seuche. Und würden erst nach zwei Jahren wieder wach. Wir ließen uns überraschen."

Jetzt setzt sich die Mutter: „Wundervoll, Frau Regierungsrat. Sie sollten es sich patentieren lassen. Solchen Schlaf hätte ich manchmal brauchen können."

Frau Neuhof schaut argwöhnisch zur Mutter, ob sie sich nicht lustig macht, aber sie sieht recht nachdenklich aus: „Keinen Wermut?"

Die Mutter schrickt aus ihren Gedanken auf: „Bitte nicht." „Das Fräulein Ille versteht recht gut zu trinken. Als ich jung war, konnte ich einen Stiefel vertragen. So habe ich ja meinen lieben Mann kennengelernt. Gestern bin ich glatt eingedöst. Das herzige Kind hat mir noch einen Zehnmarkschein hingelegt. So ne junge Menschen rechnen nicht, als wenn der Schnaps so viel gekostet hätte. Ich gebe Ihnen den Rest heraus, oder durften Sie nicht wissen, daß sie das Geld hatte und hier war?"

„Deshalb können Sie ruhig Ihren Murmelschlaf antreten, Frau Regierungsrat."

Frau Neuhof steht auf und holt eine Blechkassette an den Tisch. „Wer soll eigentlich wachen in dieser Zeit, oder wollen Sie allein schlafen?" fragt die Mutter.

„So egoistisch bin ich nicht, alle wie Sie und ich. Die Regierungen sollen in der Zwischenzeit den Zank ganz persönlich unter sich ausmachen. Wir werden dann wie Dornröschen geweckt."

Die Mutter lacht: „Für einen Prinzen bin ich zu alt."

„Warum, Frau Helbig? Sie sind so unmodern. Es gibt auch Prinzen in vorgeschrittenem Alter, wenn ich so sagen soll. Man kann sich ihrer schwer erwehren.

Übrigens gratuliere ich. Beinahe hätte ich es vergessen. Ich hörte es noch, ehe ich eingeduselt bin, das liebe Fräulein Ille hat sich verlobt. Mit wem denn, Frau Helbig? Ist es ein Akademiker oder ein besserer Beamter oder ein Kaufmann aus unseren Kreisen? Doch nicht etwa der Verkäufer von Braun, wie die Bäckersfrau erzählt?"

„Sie haben sich verhört, liebe Frau Regierungsrat. Ihnen hätte ich es doch sofort erzählt."

Frau Neuhof nimmt Geld aus der Kassette und zahlt zurück. „In solcher Zeit gehören Menschen gleichen Geistes zusammen."

„Nun muß ich aber gehen, Frau Regierungsrat."

„Wie schade, und grüßen Sie Fräulein Ille."

Die Mutter steht schon an der Tür. Dann dreht sie sich um: „Meinen kompakten Frühlingshauch." Aber sehr wohl ist es ihr nicht, denn sie denkt, wenn meine Ille kompakt wäre, hätte ich keine Sorgen, und eigentlich meint sie, daß sie ja selbst Schuld daran hat. Man darf junge Menschen nicht unter der Glashaube erziehen, um sie gegen die Infektion der Liebe abzudecken. Mit Überlegung hat sie es nicht getan. Sie ist Illes große Schwester gewesen, allerdings eine Schwester ohne Liebeserzählchen und heimliche Tuscheleien. Die gehören nun einmal zu den jungen Menschen.

Noch immer steht sie.

Dann kehrt sie in den Raum zurück: „Wir wollen doch einen Wermut zusammen trinken, wenn es Ihnen recht ist."

Frau Neuhof holt eine Flasche: „Selbstverständlich. Einen weißen hab ich, primissima. Ich lade Sie ein."

„Auch damit bin ich einverstanden."

Frau Neuhof mustert erstaunt Frau Helbig, die sonst so zurückhaltend ist.

Die beiden Frauen sitzen am Tisch.

„Hatten Sie Kinder, Frau Regierungsrat?"

„Ehen ohne Kinder sind glücklicher."

„Möchten Sie jetzt kein Kind haben?"

„Die Sorgen!"

„Bei Kindern machen die Sorgen manchmal Vergnügen."

„Wenn Sie so gut erzogen sind wie Ihre Ille, und dann sind es keine Sorgen."

„Artige Kinder machen mehr Sorge als ungezogene. Rabauken schlagen sich durchs Leben."

„Mein Mann, er war doch Korpsstudent, sagte immer: ‚Das Leben ist ein Paukboden'."

„Und die Artigen bekommen die Abfuhr." Die Mutter steht auf:

„Nach dieser klugen Bemerkung verdufte ich. Besten Dank, liebe Frau Regierungsrat."

„Kommen Sie mal bald wieder, Frau Helbig."

„Aber dann lade ich Sie ein."

„Einverstanden."

Nun steht die Mutter wieder auf der Straße. Jetzt muß sie aber nach Hause gehen. Ille schaut bestimmt auf die Uhr. Fast ist es lächerlich. So eingestellt sind sie aufeinander. Vielleicht macht sie sich sogar schon Sorgen. Ille ist doch ein Minutenmensch. Sie rechnet aus, wie lange die Mutter zu Braun und zurück gebraucht. Ille hat einen Fahrplan im Kopf. Und dann natürlich und dann, das ist das wichtigste. Sie will von Fritz hören. Unsinn, daraus eine große Sache zu machen. Solche winzigen Erlebnisse der Kinder muß man wie die Masern nehmen. Bazillen können nützliche Haustiere sein. Sie tragen zur Gesundheit des Erwachsenen bei. Mit den Liebesbazillen ist es nicht anders. Aber sie ist nun einmal nicht Illes große Schwester, die sie veralbern und ihr so über die Liebesmasern hinweghelfen könnte. Außerdem kann sie überhaupt nicht mitreden. Sie ist ja die Masern nie losgeworden. Einen netten Eindruck macht der Fritz. In gewissen Romanen pflegen sich die Mütter in die Verlobten ihrer Töchter zu verlieben oder umgekehrt. Das ist wohl französisch. Ganz so ist es ja nun nicht. Was wird dieser Fritz auch schon gemacht haben? Ein kleines Techtelmechtel, nach Männerart, und durchaus in Ordnung.

Aber Fritz ist bestimmt auch ein komischer Kerl, sonst hätte sie ihn nicht vom ersten Augenblick an so gern gehabt. Dieser blöde Junge. Er besieht sich alles, was er macht, durch ein Vergrößerungsglas. Bestimmt! Sie müßte zu ihm hinfahren. Das geht wieder nicht. So gut kennt sie ihn ja auch nicht. Daß er nicht gekommen ist, heute morgen! Sie hat einen Fehler gemacht. Sie hätte ihm das Du anbieten müssen. Es bringt näher. Dann wäre er vielleicht beichten gekommen.

Schon wieder steht sie an einem Schaufenster. Es ist das Fenster der Leihbuchhandlung, die vor vier Wochen aufgemacht hat. Der Besitzer stellt gerade neue Bücher aus. Er sieht aus wie ein Schwergewichtsboxer mit eingeschlagener Nase. Muß denn ein Buchhändler schöngeistig aussehen?

Auch ein Reisebüro scheint damit verbunden zu sein. Denn er bringt jetzt ein Plakat an: „Reist nach Schottland, dem Lande der romantischen Berge und Schlösser."

Sie muß doch lachen. Dieser Buchverleiher mit dem Boxergesicht hat einen wunderbaren Optimismus. So müßten alle sein, dann würde nichts schief gehen. Dann aber kommt ihr eine Idee. Die macht sie ganz lustig. Schnell geht sie nun nach Hause.

Ille hat sich beunruhigt. Sie fragt sofort aufgeregt nach Fritz.

„Mach dir keine Sorge. Er ist nicht krank, Kind."

„Was hat er gesagt?"

„Er ist nicht mehr bei Braun."

„Wieso?"

„Braun hat sich mit ihm gezankt."

„Und warum ist er heute morgen nicht gekommen?"

„Das weiß ich nun nicht."

Ille beginnt zu weinen. Sie setzt sich auf das Zaubersofa und legt das Gesicht in ihre Hände. Die Mutter legt die Hand auf ihre Schulter.

„Du mußt dich nicht so gehen lassen, Kind."

Sie sieht auf: „Ich bin doch zum erstenmal verliebt, Mutter."

Das sagt sie ganz ernst und sehr traurig.

Die Mutter küßt sie: „Du mußt ein kompakterer Frühlingshauch werden, Ille."

„Was?"

„Denk mal, ich wäre deine ältere Schwester."

Sie setzt sich zu Ille.

„Das denk' ich immer und manchmal mein' ich, daß du jünger bist."

„Wenn er nicht kommt, der Fritz? Was sollen wir machen? Wir dürfen doch nicht hinter ihm herlaufen."

„Aber ich habe die Schuld."

„Warum eigentlich?"



Straßenkampf.
Zeichnung von Vogelsamer.

„Ich kann es dir nicht sagen."

„Der älteren oder der jüngeren Schwester nicht?"

„Beiden nicht."

„Dann nicht, liebe Tante."

„Schließlich bist du doch plötzlich meine Mutter."

„Dann sage es lieber nicht."

Ille zögert. Sie wischt ihre Tränen ab.

„Ich hab getrunken und hab' ihn angerufen und vorher hab' ich ihm gesagt, daß ich ihn nicht heiraten werde, weil ich einfach von dir nicht wegkann. Ich kann's nicht, ich lieb' dich zu sehr, und wenn du es mir befiehlst. Ich kann es nicht. Und da hab' ich gesagt, daß ich ihn so lieb habe, daß ich seine Freundin werden könnte, aber dazu hab' ich doch den Mut nicht, ja darum hab' ich getrunken; dann hab' ich Mut, dacht' ich. Das hab' ich ihm gesagt. Da hat er mich einfach gehen lassen."

Der Mutter kommen die Tränen in die Augen. Was ist Ille für ein wunderbares Kind. Wirklich ein Frühlingshauch. Sie küßt sie, und nun weinen beide zusammen.

Zusammen weinen tut gut. Es ist die beste Medizin und ohne Gifte. Dann sagt die Mutter: „Darum ist es nicht, Ille. Der Braun behauptet, daß er sich mit einem Mädel angefreundet hätte, ausgerechnet mit der, die Braun heiraten will."

„Braun lügt, Mutter, der heiratet doch nicht."

„Einverstanden, aber wir können den Fritz nicht herholen, er muß kommen."

„Das gräßliche Warten!"

„Paß auf, Ille, wir warten nicht, wir nähen auch nicht, wir beide reisen und vergessen die blöde Breitestraße mit dem gesamten Inhalt."

Da lacht Ille einen Augenblick: „Wohin?"

Aber gleich fügt sie hinzu: „Wenn er nun kommt in dieser Zeit?"

„Weit fahren wir nicht, Ille, und nicht lang. Aber wir machen eine richtige Reise wie die reichen Leute. Wir erholen uns von der Spießbürgerlichkeit. Zweiter Klasse fahren wir. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser nehmen wir. Essen tun wir blendend. Wir sehen überhaupt nicht aufs Geld drei Tage lang. Jeden Mittag und jeden Abend trinken wir Wein, und hinterher einen Mokka mit Schnaps. Wir fahren grundsätzlich mit Taxen. Die Elektrische kann ich schon nicht mehr hören, geschweige denn darin fahren. Wir können uns einiges leisten. Wir waren fleißig und haben genug verdient. Wir werden uns blendend amüsieren. Abends gehen wir ins Theater, nur nicht ins Kino. Ein Konzert wäre auch nicht zu verachten. Denk dir: die Stiefel stellen wir vor die Türe. Allerdings in den Hotels werden sie einem meistens verdorben. Macht auch nichts. Wir wissen nicht, wie man Stiefel putzt. Wir teilen Trinkgelder aus. Nichts ist so schön, wie Trinkgelder Menschen geben, die es gar nicht erwarten. Der Junge, der dem Kellner das Essen zuträgt. Für den ist es wie ein Lotteriegewinn. Das Zimmermädchen ist auch nicht darauf gefaßt, denn die Bedienungsgelder stehen ja auf Rechnung. Na, und schlafen. ‚Wann wollen Sie morgen früh geweckt sein?' Überhaupt nicht, Herr Portier! Auch du wirst schlafen. Ich geb' dir heimlich ein Mittel. Es lebe die Chemie. In den Tag hinein schlafen ist wunderbar. Dafür bleiben wir um so länger auf. Einen Abend trinken wir Sekt zusammen. Wir schenken uns gegenseitig Blumen, und nachher bringen wir uns ein Andenken mit. Im Bett lesen wir und essen Schokolade."

„Aber wenn der Fritz ..."

„Wenn er kommt, kommt er auch nach drei Tagen. Zeit vergehen lassen, ist immer ein gutes Rezept. Wir machen ein Schild an: ‚Bitte, bei Frau Tiele klingeln.' Du schreibst es, meine Schrift kann keiner lesen. Frau Tiele wird instruiert. Wie gut, daß ich noch meinen Lederkoffer habe, das gute, alte treue Stück. Beinahe hätte ich ihn einmal verkauft. Aber ich dachte, wenn du den Koffer verkaufst, wirst du nie mehr reisen. Siehst du, und nun reisen wir. Hochwerte Ille, Tochter, Schwester und Freundin, wir stellen das Radio an. Die übertragen gewiß schon Tänze in der Morgenstunde. Wir beide werden zusammen tanzen, um unserer Freude Luft zu machen." Sie dreht auf. Da wird gerade die Sondernachricht durchgegeben, daß der Reichsaußenminister auf Vereinbarung mit der russischen Regierung nach Moskau fährt.

Und nun ist die Mutter wirklich froh; während sie vorher Feuerwerk

abbrannte, um Ille über den ersten Schmerz hinwegzubringen, vergißt sie jetzt über dieser Nachricht alles.

„Das hat er mal wieder großartig gemacht, unser Führer."

Sie ist so übermütig, daß sie sich auf Illes Schoß setzt: „Du mein kompakter Frühlingshauch, jetzt gibt es keinen Krieg. Diesmal sind die Tommies hereingefallen, sie haben ihren Meister gefunden, die Chamberlains und Konsorten." Sie umarmt Ille herzlich. „Nun wird alles gut Der Fritz braucht auch nicht heraus. Wenn wir von der Reise zurückkommen, feiern wir alle drei. So froh war ich all die Jahre nicht. Was glaubst du, wie diese Kriegsgefahr auf mir gelastet hat, daß wieder alle über Deutschland herfallen sollten, und es wieder hauen, beißen und treten mußte. Auf, Ille! Wir packen für unsere Reise. Morgen früh geht es los. Ganz früh muß man fahren In der Dunkelheit müssen wir aufstehen. Ich drehe den Wecker auf. soweit er geht. Herrlich, wenn man dann wach wird. Heute ist Reisetag. Häutung des usuellen Menschen."

„Und wenn Fritz sich heute noch meldet?" fragt Ille.

Die Mutter steht auf: „War ich sehr schwer, Porzellanfigürchen? Aussehen tust du gar nicht so, aber du bist es. Dann laden wir ihn ein. Er reist natürlich mit. Ich mach' dich noch eifersüchtig. Paß mal auf. Jetzt bist du ja groß, jetzt kann ich mich mal um mich bekümmern."

„Wohin fahren wir denn?"

„Daran habe ich noch nicht gedacht."

„Nenn eine Zahl."

Ille steht nun auch auf. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen.

„Zwei mal zwei mal zwei mal zwei."

„Sechzehn. Eine versprechende Zahl. Dahin reisen wir Welcher Buchstabe ist es denn?"

Ille zählt an den Fingern ab: „N."

„Stimmt es auch? Zählen hast du nie gekonnt. Machen wir es zusammen. Drei Hände und noch ein Finger a b c — P. P. ist es. Also nach P."

Ille schlägt lachend vor: „Peking."

„Zu chinesisch."

„Petersburg."

„Zu kalt — aber Potsdam"

„Zu nah", meint Ille.

„Darauf kommt es doch nicht an, Illia. Da gibt es gute Hotels. Und dann — wir kennen es doch eigentlich gar nicht. Aus Peking und Petersburg fahren sie nach Potsdam. Wir können es uns auch leisten."

„Die langweilige Fahrt mit der S-Bahn."

„Unsinn, Ille, wir reisen vom Potsdamer Bahnhof mit dem D-Zug."

„Ich habe schon Reisefieber, Mutter."

„Meinst du, ich nicht? Ich fang' sofort an zu packen. Heute mittag wird nicht gekocht. Wir haben keine Zeit. Unser Magen muß auch leer werden für kommende Genüsse. Wir sollten Rizinus einnehmen, Illia. Willst du in die Apotheke? Lieber nicht Die Folgen sind nicht vorauszusehen. Man soll der Natur nicht vorgreifen." Jetzt holt sie aus einem der weißen Schränke den ziemlich großen, ledernen Handkoffer.

„Wir müssen genau überlegen, was wir mitnehmen wollen. Ich sollte alles auf einen Zettel notieren."

Wäsche wird auf die Betten ausgebreitet. Die Mutter hat stets dafür gesorgt, daß alles reichlich vorhanden ist. Das Bügeleisen wird angestellt Röcke werden gereinigt. Die beiden haben bis zum Abend mächtig zu tun. Gegen sieben Uhr fällt Ille plötzlich ein, daß sie ja wissen müssen wann am andern Morgen der Zug geht. An die einfachen praktischen Dinge denkt die Mutter nie. Merkwürdig, daß sie sich so durchs Leben geholfen hat Sie sagt ja auch manchmal, daß sie sich selbst darüber wundert und noch nicht aller Tage Abend wäre. Aber wie die beiden sich ergänzen. Gerade daran denkt Ille. In der Breitestraße kennen sie keinen, der ein Kursbuch hat, höchstens den Apotheker. Zu dem will aber Ille nicht gehen. Sie weigert sich nachdrücklich. Die Mutter lacht nur innerlich: Wie komisch manchmal die Ille ist, aber es scheint irgendwie „kompakt", und darum sagt sie nichts dagegen. Ille aber überlegt sich, daß sie beim Apotheker dem zukünftigen Schwiegersohn begegnen könnte. Die Mutter mag auch nicht. Da muß sie womöglich eine halbe Stunde sitzen. Zwar hätte sie Zeit; denn zum Packen ist alles bereitgelegt, und Ille hat fleißig Flecken entfernt und gebügelt.

Die Mutter aber faßt die richtige Idee. Sie fahren zum Potsdamer Bahnhof und schauen auf den Plan nach dem ersten Zug. Es ist auch besser, wenn man sich heute abend schon die Fahrkarten kauft. Morgen könnte ein großer Andrang sein, obgleich sie beschließt, eine halbe Stunde vor Abfahrt zum Zug zu gehen. Sie wollen Fensterplätze haben.

So fahren sie mit der Elektrischen zum Potsdamer Platz. Eine Elektrische dient nicht allein zur Beförderung, sie ist auch eine Schüttelmaschine Ihre aufgerüttelten Mägen werden hungrig Die Aufregung des Tages hatte sie das Essen vergessen lassen. Das macht sich wieder sehr gut. Sie werden im Wartesaal zu Abend essen. Eine bessere Vorbereitung kann man sich für die Reise des nächsten Tages nicht vorstellen. Da riecht es schon nach Dampf und Rauch der Lokomotiven, da sieht man Züge abfahren. Halb ist man schon nicht mehr zu Hause, und die letzte Nacht im eigenen Bett erscheint wie fremd Zuerst gehen sie an den Fahrkartenschalter. Der Beamte will ihnen keine Schnellzugskarten zweiter nach Potsdam verkaufen. Wenn sie fünf Minuten später mit dem Vorortzug führen, kämen sie höchstens zehn Minuten später an. Der Preisunterschied sei aber riesig.

Sicher meint dieser Beamte es gut, er sorgt sich um das Geld der Reisenden, aber die Mutter ersucht ihn sehr höflich, sich nur an sein Amt zu halten. Sie danke ihm natürlich für seine gutgemeinten Ratschläge. Aber sie bitte nun dringend um Auslieferung der Fahrkarten.

Der Beamte beginnt von neuem: „Sie sind hier fremd und verstehen mich nicht."

Jetzt geht die Mutter nicht mehr darauf ein: „Zwei Fahrkarten zweiter Schnellzug bitte nach Potsdam."

Der Beamte kapituliert. Er gibt sie und denkt, was für komische Menschen es gibt.

Er macht auch einige Bemerkungen dem nächsten Reisenden gegenüber über die Schrulligkeit der Amerikaner und anderen Millionäre, die sich die Mutter aus der Nähe lächelnd mit anhört.

Diese Reise entwickelt sich wunderbar.

Dann wird die Abfahrtliste studiert. Ein Zug fährt um 7.05 Uhr. Zwar geht um 8.10 auch einer. Da braucht man aber nicht so früh aufzustehen, was gegen die Spielregel wäre. Die Mutter denkt sich auch gleich eine neue Feinheit aus. Das Frühstück wird im Hotel eingenommen. Es ist dann so, als wenn man die ganze Nacht auf der Achse gelegen hätte, und sich nun auf die Brötchen und die Butter und den Kaffee freut. So war es ja immer, wenn sie mit Vater und Mutter von Köln nach Basel fuhr. Allerdings war das Frühstück in Basel weltberühmt, die Semmel, die Sahne und die Butter. Darauf kommt es in diesem Fall weniger an. Ille schreibt die Abfahrt des Zuges auf. Sie rechnen, daß sie spätestens um 5 Uhr aufstehen müssen. Man will sich ja nicht so hetzen.

Dann sitzen sie im Wartesaal und essen zu Abend. Schnitzel und Bratkartoffeln sind ein gutes Essen, aber das Schnitzel darf nach der Ansicht der Mutter nicht gesalzen sein. Sehr kritisch ist sie plötzlich. Zu Hause fragt sie kaum nach dem Essen. Nur Samstagabend kocht sie selber.

Sie trinken schweres dunkles Bier. Das macht nicht nur müde, sondern auch faul, was durchaus nicht dasselbe ist. Müdigkeit ohne Faulsein ist unangenehm und behindert das Einschlafen. Faulheit ohne müde zu sein ist vortrefflich, wenn man es sich leisten kann.

Die Mutter hat es sich nie leisten können.

Jetzt beobachtet sie durch die Fenster die Abfahrt eines Zuges. Angehörige laufen auf dem Bahnsteig nebenher und winken.

„Schade, daß wir morgen keinen zum Winken haben. Wir können auch keinen bestellen, Ille. Etwa einen Dienstmann engagieren? Zu stillos. Frau Tiele? Geht auch nicht. Sie würde uns nicht verstehen. Sie würde uns für kindisch halten. Das schadet dem Ruf. Darauf müssen wir verzichten. Aber wir werden uns im Abteil an die Bahnsteigseite setzen und selbst winken. Wenn ein junges Mädchen winkt, Illia, antworten viele."

Sie bestellt noch Käse und viel Butter. „Das erste Essen gibt es erst morgen bei der Ankunft. Ille, vergiß das nicht"

Sie sind dann beide müde, aber beschließen mit der Untergrund zurückzufahren, wenn sie dann auch ziemlich weit zu gehen haben. Sie finden es einfach langweilig, dasselbe Gefährt zu benutzen In der Untergrundbahn duselt man auch nicht so leicht ein wie in der Elektrischen.

Zum Glück schläft Frau Tiele noch nicht, als sie nach Hause kommen. So können sie ihr die Schlüssel anvertrauen und das andere mit ihr besprechen Auch Frau Tiele ist ganz erleichtert. Von ihrem Mann hat sie Nachricht. Er ist in einem Bunker des Westwalls. Aber alle sind überzeugt, daß er in spätestens vierzehn Tagen zurückkehrt.

„Engländer kämpfen nur wenn sie die Garantie des Sieges vom lieben Gott schriftlich in der Tasche haben", meint die Mutter Dann gehen die beiden in ihre Wohnung. Sie sieht so aufgeräumt aus, und sie riecht nach Bügeleisen, überhaupt nach Aufbruch. Schnell gehen sie zu Bett. Endlich hätte nun Ille Zeit, über Fritz nachzudenken, aber während dieses Gedankens schläft sie ein. Als der Wecker anschlägt, hat sie das Gefühl, eben die Augen geschlossen zu haben

„Daß wir nur nichts vergessen, Ille."

Ille hat wahrhaftig eine Aufstellung gemacht die sie durchsieht. Dann gehen sie zur Haltestelle Ille trägt den Koffer. Bald kommt die Elektrische Sie sind fast eine Stunde vor der Zeit am Bahnhof. Erst eine halbe Stunde vor Abfahrt wird die Sperre geöffnet. Wenige Menschen reisen. Sie können sich die Fensterplätze aussuchen.

Ille muß im Abteil bleiben Die Mutter geht zum Bücherstand und kauft eine Tageszeitung, eine Illustrierte und ein Witzblatt Einen Augenblick denkt sie, daß sie sich wohl ihr Leben hätte anders einrichten können. Keinen Moment empfindet sie Bedauern. Sie ist zufrieden, obgleich sie doch spielerisch in Erinnerungen kramt.

Endlich fährt der Zug ab Ille winkt, und der ganze Bahnsteig winkt wieder. Nie hat die Mutter Ille so hübsch gesehen. Sie ist glücklich.

Tief setzt sie sich zurück Den rechten Fuß stemmt sie gegen Illes Sitz. — Sie versäumt aber nicht, die Tischchen aufzuklappen und die Zeitungen darauf zu legen. Ille zieht ihren Mantel aus und hängt ihn am Haken des Netzes auf. Als sie sich setzt, reißt der Aufhänger entzwei. Da lacht die Mutter. So wäre es immer auf der Reise. Der Zug fährt schneller. Die Mutter schließt die Augen und lauscht auf das Geräusch der Räder. Ille sieht zum Fenster hinaus. Bald werden die Bremsen angezogen Sie sind in Potsdam. Recht verwundert sieht sich der Beamte an der Sperre die beiden an Die Mutter tritt mit Ille auf den Bahnhofplatz. Sie steuert langsam auf eine Taxe los: „Fahren Sie uns zum besten Hotel."

„Das ist eine halbe Minute von hier."

„Wir ziehen es vor, zu fahren."

„Von mir aus."

Der Chauffeur berechnet dritte Taxe und fünfzig Pfennig für Gepäck. Die Mutter amüsiert sich. Sie ist durchaus in der Stimmung, ein klein wenig angeschmiert zu werden. Das ist die Würze einer Reise.

Sie fahren vor. Ein Hausdiener läuft vom Eingang des Hotels und öffnet die Wagentür. Ohne ihn besonders anzusehen, betritt die Mutter, von Ille gefolgt, die Hotelhalle. Sie verlangt ein Zimmer mit Bad. Nach dem Preis fragte sie nicht. Sie erfährt ihn ja durch den Anschlag im Zimmer früh genug.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



EDWIN KRUMSDORF

Zehntausend ergeben sich

Es war schnell Abend geworden, unsere neue Feuerstellung aber war immer noch nicht erreicht. Schon am Nachmittag sollten wir an Ort und Stelle sein, und jetzt mischte sich die Dämmerung mit dem grauen Straßenstaub — unserem ständigen Begleiter auf den französischen Straßen — und hüllte die müde Truppe ein. Längst waren die Gespräche verstummt, und selbst das schwere Rumpeln der Haubitzen schien mit der herabsinkenden Dunkelheit dumpfer zu werden.

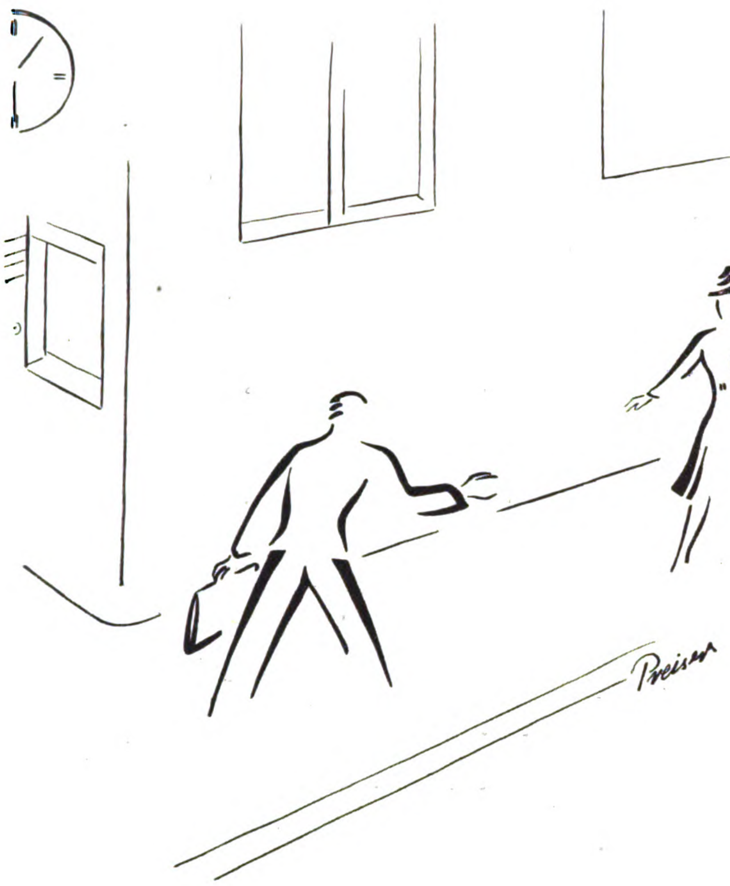
Die Spitze der Batterie war schon von der Dämmerung verschluckt, da wurde uns langsam die Gewißheit, daß wir die richtige Straße verfehlt hatten und nun auf fremdem Weg in fremdem Land ins Ungewisse zogen. Vor uns, irgendwo in der Dunkelheit, befanden sich die zurückweichenden Franzosen. Wir hatten bis jetzt nur ein Vorwärts und kein Zurück gekannt, doch selbst wenn wir es wollten, dieser schmale Weg gestattete für unsere Geschütze keine Umkehr. Unser Hauptmann war ein vorsichtiger Mann, aber hier gab es kein Ausweichen, wir mußten weiter und einen Platz zur Rast finden, um morgen mit frischen Kräften das befohlene Ziel zu erreichen. Wir waren wieder ein Stück geritten, da stockte plötzlich die Spitze des Zuges. War es der ersehnte Rastfleck? Waren es die Franzosen? Ein kurzer Befehl des Hauptmanns enthob uns aller Zweifel. „Beide Maschinengewehre nach vorn!" Ich schloß mich den schnell nach vorn rollenden Maschinengewehren an und sah gleich darauf, was los war. Die Spitze unserer Batterie hatte eine kleine Ortschaft erreicht. Es war ein kleines Dorf, ein paar Dutzend Häuser, die einen großen Marktplatz umsäumten. Dieser Platz und das umliegende Waldgelände waren von den Franzosen besetzt. Wir hatten auf der falschen Straße die Nachhut der französischen Armee erreicht und waren nun auf zwei Maschinengewehre angewiesen, welche die Straße nach dem Marktplatz zu beherrschten.

Es folgten spannende Momente, denn der Gegner war — auf dieses nächtliche Zusammentreffen nicht gefaßt — noch überraschter als wir. Sei es nun, daß die Franzosen kampfmüde waren, sei es, daß sie sich in der Dunkelheit über die geringen Kräfte, die ihnen gegenüberstanden, im unklaren waren — sie ergaben sich. Zehntausend Mann. Unsere Batterie zählte vier Geschütze, die, gedrängt auf enger Straße, nicht schießen konnten, und 180 entschlossene deutsche Soldaten; fernab von jeder Hilfe oder Verstärkung, ohne Verbindung mit dem Nachschub. Aber hinter den beiden einsamen Maschinengewehren stand die fast legendäre Kraft des deutschen Heeres. Der Gegner schickte einen Unterhändler, mit dem vereinbart wurde, daß am nächsten Morgen die Franzosen die Waffen niederzulegen und zum Abtransport anzutreten hatten. Nach der Verhandlung stellte unser Hauptmann Wachen auf, und die Truppe legte sich alarmbereit auf die Decken zur Ruhe. Auch bei den Franzosen herrschte bald tiefes Schweigen.

Nur die Schritte unserer Posten waren zu hören, als ich, viel zu erregt zum Schlafen, an den Maschinengewehren vorbei auf den Marktplatz trat. Lautlose Stille lag über dem großen Platz, und als ich die Stimmung auf mich wirken ließ, meinte ich zu träumen. Wie ein Kind stand ich verirrt an einem fremden Ort und fühlte mich doch geheimnisvoll berührt von den unwillkürlichen Dingen um mich her. Es war wie ein Zauber. Die Silhouetten der Gebäude vom magischen Licht des Mondes umflossen, die schlafenden Soldaten am Fuße der Häuser. Seltsam traumhaft und mystisch war das alles. Einen Moment war es mir wie in einem Theater, in dem während der Vorstellung das Licht ausgegangen war und die Darsteller, vom Spiel ermüdet, die Dunkelheit ausnutzten und sich im Schutze der Kulissen zum Schlafen niedergelegt hatten. Irgendwo, weit im Dunkeln, raste der Regisseur, um den Fehler zu entdecken und wieder Licht zu schaffen. Hier waren allerdings die Rollen ausgespielt, ein größerer Regisseur hatte den Spielern Einhalt geboten.

Während ich, ergriffen von dieser Szene, meine Blicke umherschweifen ließ, entdeckte ich plötzlich am Ende des Platzes ein Licht. Es war das einzige Zeichen von Leben ringsum. Wo Licht ist, sind Menschen. Ich ging auf den Lichtschein zu und näherte mich einem kleinen Haus, das abseits des Platzes im Hintergrund stand. Der Lichtschein kam aus einem Fenster im Erdgeschoß. Von einer unerklärlichen Neugier gepackt, blickte ich durch das Fenster und sah in einen kleinen dürftigen Raum. Auf einem Tisch rechts des Zimmers brannte eine Petroleumlampe, vor der ein junger französischer Offizier saß. Im Hintergrund des Raumes sah ich auf einem Bettgestell einen zweiten älteren Offizier liegen. Er lag mit dem Gesicht zu mir und schien zu schlafen. Ein schwarzer Spitzbart gab ihm ein etwas mephistohaftes Aussehen. Mein Blick fiel wieder auf den jüngeren Offizier. Ihn genauer betrachtend bemerkte ich, daß vor ihm auf dem Tisch ein Buch lag, in dem er aufmerksam las. Ohne umzublättern starrte er wie gebannt auf die aufgeschlagene Seite und schien sich nicht losreißen zu können von dem, was da zu lesen war. Ich überlegte mir, ob ich es wagen könne, in das Zimmer zu gehen. Schließlich öffnete ich kurz entschlossen die Türe und trat mit einem kurzen Gruß ein. Der junge Offizier — ich sah jetzt, daß er höchstens zwanzig Jahre alt sein konnte — blickte kurz auf, erkannte meine Uniform, stand brüsk vom Stuhle auf und warf sich, mir den Rücken zudrehend, auf eine zweite Bettstelle im Hintergrund des Raumes. Sein schlafender Kamerad war von dem Geräusch aufgewacht. Er blickte mich an, und ich stand leicht irritiert und verlegen im Zimmer. Wiederum fiel mein Blick auf das Buch. Ich beugte mich, neugierig, was man in einer solchen Nacht wohl lesen könne, über die Seite, überflog sie erstaunt, blickte nach dem Titel und begriff plötzlich das Verhalten des Offiziers. Es war die aufgeschlagene Seite eines Gymnasial-Schulbuches, wie wir es auch gelesen hatten, und hier die Stelle: „Wanderer, kommst du nach Sparta, so verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

Vielleicht zog dieser junge Franzose jetzt Parallelen. Er litt sicher schwer unter dem Niedergang seines Volkes, weil er um die spartanische Ge-



schichte wußte. Er vermißte unter seinen Soldaten „Kämpfer bis zum Letzten" Kämpfer, die man im Französischen „combattants culottés" nennt. Soldaten, die den Tod verachten und zu jedem Opfer bereit sind.

Ergriffen verließ ich leise das Zimmer, ging über den verwunschenen Marktplatz und wickelte mich, bei meinen Kameraden angekommen, in die Decke zum Schlafen. Es war drei Uhr nachts.

An nächsten Morgen, Punkt sieben Uhr, waren die Franzosen zum Abmarsch in die Gefangenschaft angetreten. Eine riesige Kette zog sich vom Marktplatz die Dorfstraße entlang. Der Marktplatz selbst sah nicht mehr so verwunschen aus wie in der vorhergehenden Nacht, er glich einem Waffenarsenal. Die französischen Soldaten hatten ihre Karabiner und Seitengewehre dort abgelegt und statt der schlafenden Männer lagen jetzt große Mengen von Kriegsutensilien vor den Häusern. Während ich dieses ernüchternde Bild in mich aufnahm, begann der Abmarsch der Gefangenen. Voran schritten die Offiziere. Meine beiden Bekannten von heute nacht konnte ich erst nicht entdecken, aber plötzlich sah ich den mit dem schwarzen Spitzbart. Er sah genau so finster aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Seinen Kameraden, der mich viel mehr interessierte, konnte ich nicht finden. Im Vorbeischreiten sah ich den Schwarzbärtigen an und fragte ihn nach seinem Kameraden: „où est donc votre camarade?" Er blickte mich erkennend einen Moment an — öffnete den Mund zur Antwort — „parti!" Fort. Er war nicht unter den Zehntausend.

Kein Hindernis

Der amerikanische Präsident Abraham Lincoln, selbst einfach und anspruchslos, vertrug auch bei andern keinen Hochmut und keine Anmaßung. Den sogenannten Fachleuten, den Diplomaten, ließ er ihre Prätentionen, tat, als sähe er nichts und wüßte nicht, was sie alles über seine komischen Bewegungen, seinen Anzug, seine Geschichtenerzählerei nach Hause berichteten. — Als aber ein junger Ausländer sich bei ihm einführen ließ und als Empfehlung für ein Gesuch um Anstellung als Offizier genau berichtete, auf wie viele Jahrhunderte seine Familie schon zurückblicke, unterbrach ihn Lincoln ganz freundlich: „Deshalb brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Herr Graf. Wenn Sie sich nur als Soldat gut halten, wird Ihnen Ihre Abkunft bei uns nicht im Wege stehen." A. S.

Zwei Monate nachher

(Schluß zu Seite 8)

Felder, auf noch grüne, sich aber schon bräunlich färbende Wiesen, auf lange Ackerfurchen, auf Weingärten, auf arbeitende Menschen. Dann aber kommt ein Ort, wie Belgrad oder Piräus, wo die geübte Nase noch den Brandgeruch auffängt und wo zerstörte, in sich zusammengefallene Häuser die Zeile der Straßen unterbrechen. Dann aber kommt ein Tal im öden Gebirge, ein Felsentor wie hinter Servai im nördlichen Griechenland, wo die Gräber zuhauf stehen, wo die Granaten im wilden Durcheinander liegen und wo die Felsen von Granat- und Bombeneinschlägen zerrissen sind. Dann kommt die trostlose Straße von Larissa und Lamia und weiter nach dem attischen Süden, wo Bombentrichter links und rechts in den Feldern und Wiesen und in den Steppen und im Schotter der Berghänge starren und von der unerbittlichen Jagd künden, die unsere Luftwaffe auf die flüchtenden Kolonnen und Verbände des Feindes machte. Neben den nackten Gerippen von Tieren liegen die zertrümmerten englischen Kraftfahrzeuge und Panzer. Diese Fluchtstraße übertrifft in ihrer Grausamkeit alle Bilder, die wir von den Kriegsschauplätzen im polnischen Osten oder im französischen Westen in Erinnerung hatten. Gräber, Fahrzeugreste, Bombentrichter, Tankgräben, Panzersperren und Häuserruinen: das ließ der Blitzkrieg des Balkans als mahnende Erinnerung zurück.

Im weiten Land aber ringsumher beginnt die Arbeit wieder zu regieren. Wir haben den eifrigen Aufbau im neuen Groß-Kroatien gesehen. Ein endlich und in Wahrheit befreites Volk packt mit allem unverbrauchten Elan zu und richtet sich in seinem Staat ein. In Serbien haben die deutschen Behörden die Initiative ergriffen und setzen an die Stelle der plutokratischen Korruption eine neue, saubere Ordnung. Die Griechen versuchen, unter einer neuen Regierung sich selbst aus dem Sumpf hochzuarbeiten, den der König und seine Freimaurer hinterlassen haben.

Der Balkan hat viel gutzumachen und viel nachzuholen. Es zeugt von der Kraft, die in den Völkern Europas steckt, daß sie in wenigen Wochen die drückende Erinnerung an den Krieg, der an ihnen und über sie vorbeihastete, abschütteln und sich mit neuem Mut an die Arbeit machen konnten. Der Balkan regt sich. An den Straßen stehen in langen Reihen arbeitende Männer und bauen an den neuen Verkehrswegen. Die Arbeitslosen sollen wieder in Brot und Verdienst gebracht werden. In den Fabriken laufen die Maschinen an. Die Bauern ernten und führen Pferde und Kühe zu neuer Saat über die Äcker. Sicherlich: es gibt noch viel Not in den Balkanländern. In Griechenland wird das Brot knapp und in Serbien bangen sie vor dem Winter. Der Krieg hat schwere Opfer gekostet. Es fehlen viele Männer. Und in den Athener Lazarettstraßen sitzen lange Reihen verwundeter junger Griechen auf den Bordsteinen.

Sicherlich: nicht alle sind guten Willens. Oft trafen wir in Serbien Männer, die uns finsteren Blickes maßen. Aber nur in Serbien allein war es so; die Menschen dieses Landes, die schon zweimal zu Brandstiftern an Europa wurden, werden lange Zeit brauchen, bis sie sich in das neue Europa einfügen werden. In den anderen Ländern jedoch spürten wir frohen Herzens die warme Sympathie, die uns Deutschen dargebracht wurde. Auch im besiegten Griechenland findet das Reich eine große Chance zur Freundschaft. So haben wir einen positiven Eindruck von dieser Fahrt quer durch den Balkan mitgebracht. Der deutsche Krieg hat den letzten Funken im „Wetterwinkel" ausgetreten. Das beherrschende Wort heißt: Aufbau. Aufbau und Arbeit innerhalb Europas und für Europa.

Kriegsberichter Dr. Erhardt Eckert.





Jetzt gibt's ja schon einen ganzen Korb voll guter Ratschläge fürs Sonnenbaden. Alles schön und gut. Aber glaube nur ja nicht, daß es jeder Frau gut steht, wenn sie aussieht, als ob sie jahrelang auf dem Himalaja herumgeklettert wäre. Man muß sich da ein wenig selbst kontrollieren und wissen, daß jede Übertreibung lächerlich wirkt. Ich benutze zum Sonnenbaden Eukutol 6 und tagsüber die biologische Schönheitscreme Eukutol 3. Meine Haut wird gleichmäßig braun und bleibt trotzdem zart und gepflegt. Ich sehe vernünftig aus und weiß, was ich diesen vorzüglichen Hautcremes zu verdanken habe. Eukutol 6 und 3 sind in allen einschlägigen Geschäften zu haben.



RÄTSEL

Silbenrätsel.

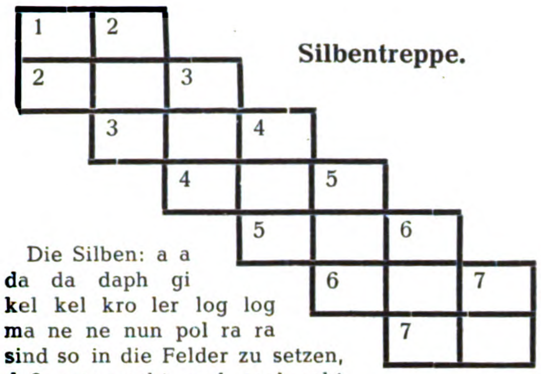
Aus den Silben: a a a a an bau bend bord burg chi da da dech di do e ei ei el er eu fa ga ge gen ger glav ham hu kar la land le li löf mes mus nau ne nek nek ni per ra ra ra raf rat ri ros sa se steu tar te ti tri tur turn un ve vi sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Lessing ergeben. 1. europäischer Strom, 2. Liliengewächs, 3. Planet, 4. schwedische Erzählerin, 5. Berg in Armenien, 6. italienische Landschaft, 7. Hansestadt, 8. Nachtvogel, 9. Nebenfluß des Rheins, 10. Quellnymphe, 11. italienischer Maler, 12. wertvolle Bodenschicht, 13. Okzident, 14. Reptil, 15. gesamtes Schrifttum, 16. Gipfel in den Julischen Alpen, 17. Oper von Lortzing, 18. Göttertrank, 19. Schiffsseite, 20. Giftschlange, 21. Anbau für Selbstversorgung, 22. Gestalt aus Verdis Aïda, 23. früherer Name für Drontheim.

1 .... 9 .... 17 ....
2 .... 10 .... 18 ....
3 .... 11 .... 19 ....
4 .... 12 .... 20 ....
5 .... 13 .... 21 ....
6 .... 14 .... 22 ....
7 .... 15 .... 23 ....
8 .... 16 ....

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Dover Vernunft Hofter Carmen Tusche Tundra Hochwild Hellespont Brindisi Waffel Efendi Deich Bahngleis Bruecke Rückzug Bresche Staffel Gent sind je drei, aus dem letzten Wort nur zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Herder ergeben.

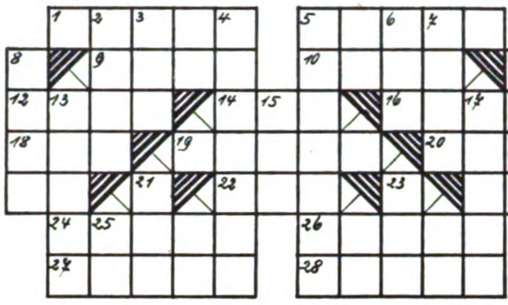
Silbentreppe.



Die Silben: a a da da daph gi kel kel kro ler log log ma ne ne nun pol ra ra sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. griech. Sagengestalt, 2. Nachruf, 3. offene Säulenhalle, 4. thüringische Fabrikstadt, 5. Bantustamm, 6. Hahnenfuß, 7. Teil des Hauses.

Kreuzworträtsel.

Waagrecht: 1. Nebenfluß der Havel, 5. Schlange, 9. Sturz, 10. Nichtfachmann, 12. Straftat,



14. Bund, 16. Hirsch, 18. Straußvogel, 19. kleine Giraffe, 20. Nebenfluß der Weichsel, 22. Wink, 24. Teil des Hauses, 26. Muse, 27. Stadt in Oberfranken, 28. Edelstein. — Senkrecht: 2. Hühnervogel, 3. Titel, 4. Oper von Richard Strauß, 5. schlechtes Pferd, 6. ital.: noch einmal, 7. Getreidepflanze, 8. Zahl, 11. Körperteil, 13. deutsche Stadt, 15. Raubfisch, 17. Kettengesang, 21. Sportgerät, 23. Donauzufluß, 25. ägypt. Sonnengott.

Lösungen der Rätsel in Folge 30:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Stoß, 5. Murillo, 7. Storm, 8. Tomsk, 10. Kamm, 11. Spur, 12. Fest, 14. Faß, 15. Freia, 17. Halle, 18. Narkose, 19. Asien. Senkrecht: 1. Sturm, 2. Turm, 3. Sylt, 4. Silos, 5. Mommsen, 6. Omphale, 7. Skiff, 9. Krise, 13. Tiara, 14. Fasan, 16. Ares, 17. Hose. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dachstein, 2. Antillen, 3. Sojabohne, 4. Laertes, 5. Endemie, 6. Bretagne, 7. Emmental, 8. Nairobi, 9. Benares, 10. Rautendelein, 11. Artemis, 12. Usedom. „Das Leben braucht jede Minute." Goethe. ✱ **Kryptogramm:** Schnur Sovereign Diele Asche Heinkel Gastein Herrenvolk Folkmar Nirwana Viertel Falsett Desdemona Niete Pfote Mynher Bilder Benehmen Kurt. „Nur so viel scheint ein Volk mir wert, als es die toten Helden ehrt." ✱ **Viereck:** 1. Drossel, 2. Ostende, 3. Sentenz, 4. Luetzow. ✱ **Zahlenrätsel:** Netzhaut, Ermland, Udine, Nargileh, Albanien, Ultramarin, Gazelle, Eisenbahn. „Neunauge."

Humor

In einer Gesellschaft vermißte ein Engländer sein seidenes Taschentuch und beschuldigte kurzerhand einen Iren, es gestohlen zu haben. Schließlich entdeckte er es doch noch in seiner eigenen Tasche und mußte sich notgedrungen bei dem Iren entschuldigen. „Ach, das macht nichts", sagte der, „Sie dachten, ich wäre ein Gauner, und ich hielt Sie für einen Gentleman. Da haben wir uns halt beide geirrt . . ."

*

„Es ist nun einmal meine Vorliebe, den alltäglichen Dingen des Lebens eine kleine Dosis Gefährlichkeit beizumischen."

„Aha — darum essen Sie die Erbsen mit dem Messer."

*

Zwei befreundete amerikanische Rechtsanwälte kaufen unterwegs in einem großen Gebrauchtwagenverkaufshaus ein Auto. Sie fahren fort, unterwegs geraten sie in eine juristische Meinungsverschiedenheit. Sie fahren zurück und fragen den Verkäufer, ob ein Strafgesetzbuch vorhanden wäre.

Nach einer Weile kommt der Verkäufer wieder und bestellt: „Ein Strafgesetzbuch wäre nicht vorhanden, aber die Herren bekämen den Wagen um fünfzig Prozent billiger . . ." -n.



„Aus dem Jungen wird auch nichts. Ein Kragenknöpfchen aus Blech bringt er an. Als ich so alt war, habe ich schon schwere silberne Bowlenlöffel nach Hause geschleppt!" Zeichnung: Kossatz.

Tante Karoline ist nicht mehr jung, aber sie hat sich doch ihre erstaunliche Lebendigkeit und Tatkraft bewahrt. Neulich wollte sie ein Telegramm abschicken.

„Entschuldigen Sie", sagte der Postbeamte, „aber die Worte sind so undeutlich geschrieben, daß ich nur die Hälfte entziffern kann!"

Tante Karoline sah ihn mit eisigem Gesicht an. „Das geht Sie gar nichts an, junger Mann! Es genügt vollkommen, wenn die Leute, für die das Telegramm bestimmt ist, den Text lesen können!"

*

„Herr Ober", sagt der Fremde, der ein Café in Chikago besucht, „ich möchte ein Beefsteak haben!"

„Das ist nicht mehr da, mein Herr!"

„Schade", sagt ärgerlich der Gast, „dann bringen Sie mir Blumenkohl mit Bratkartoffeln!"

„Ist auch nicht mehr da, mein Herr!"

„Unerhört!" ruft wütend der hungrige Mann, „dann bringen Sie mir meinen Mantel!"

Der Kellner begibt sich zu den Garderobeständern und kommt gleich darauf zurück: „Ihr Mantel ist auch nicht mehr da, mein Herr!"



Kunst braucht Zeit. Gut Ding will Weile. Weshalb muß ein Kopf in einer Stunde gemalt sein, wenn es nicht unbedingt nötig ist? „Ich habe", erzählt Constantin Gerhardinger, der bekannte Münchener Maler und Akademieprofessor, „gelegentlich an einer Studie ‚Frauenhände' vierzehn Tage lang gemalt. Da waren sie so, wie ich sie haben wollte. Vor dem fertigen Bild stellt niemand die Frage: Haben Sie das in acht Tagen gemacht oder in drei Stunden? Vor dem fertigen Bild heißt es nur: Das ist gut oder das ist schlecht." Derselbe Künstler Gerhardinger, der mit Lust und Liebe und Geduld an seinen Bildern malt, ist doch alles andere als verliebt in seine Schöpfungen. „Ich male viele Tage an so einem Kopf. Was liegt schon an mir und meiner Zeit!" — „Von den Bildern, die Sie hier sehen, ist kaum eins auf neue Leinwand gemalt. Es stecken überall drei bis vier abgekratzte Bilder drunter. Meist haben sie früher irgendwo in Ausstellungen gehangen. Nachher haben sie mir nicht mehr gefallen und ich habe sie abgeschliffen." — „Meine Bilder sind nicht so kostbar. Das ärgste, was man machen kann, ist: sich überschätzen. Ein Mann wollte von Leibl ein Porträt kaufen. Leibl forderte 20 000 Mark. Der Mann ließ den Kopf hängen und sagte: ‚Das übersteigt meine Kraft Ich biete Ihnen 15 000.' Leibl: ‚Dafür gebe ich's nicht her.' Der Mann ging, kam aber nach drei Tagen wieder und wollte 20 000 Francs zahlen. Leibl beharrte auf seinen Mark. Da ging der Mann, kam aber nach vierzehn Tagen mit den 20 000 Mark. Leibl war nicht zu Haus. Sein Freund Sperl sagte: ‚Das Bild können Sie nun nicht mehr bekommen.' ‚Ja, mein Gott, hat er es inzwischen verkauft?' ‚Nein', erwiderte Sperl, ‚verkauft nicht. Er hat es abgekratzt. Es war ihm nicht gut genug'."

Man muß an ein Bildnis von Gerhardinger, wenn man es im ganzen betrachtet hat, nah herangehen, um die köstliche Mache zu genießen, diese mit den einfachsten Mitteln, sehr dünn und sehr überlegt aufgetragene Farbenmusik. Wie meisterlich das Altersauge im Bilde einer Greisin! Auf dem unteren, herabgesunkenen Augenlid ein wässeriger Glanz. Das Weiße des Auges spielt ins Bräunliche. Und so müssen Bilder sein, daß man sie auch in ihren Details mit Begeisterung genießen kann.

Professor Constantin Gerhardinger bei der Arbeit im Atelier.



CONSTANTIN GERHARDINGER

Links: Der große Maler ist ein leidenschaftlicher Gärtner.

Aufnahmen: Brigitte Wex.

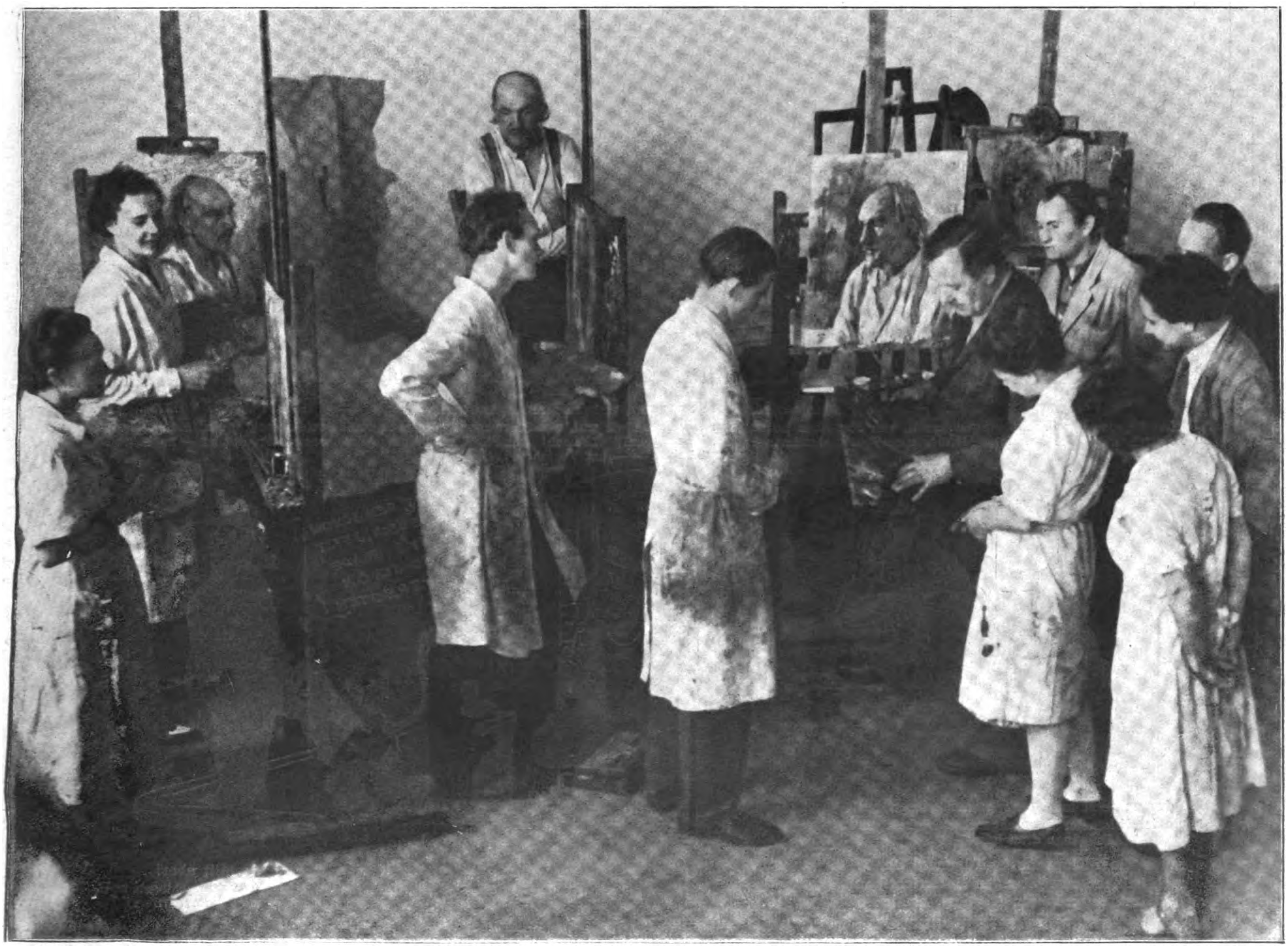


Links: Professor Gerhardinger auf seinem Besitztum in Törwang.

*

Rechts: Das Frühstück auf der Terrasse.





Professor Constantin Gerhardinger unter seinen Schülern an der Münchener Akademie der bildenden Künste.

EMMERICH HUBER ZEICHNET:

Verkehrsordnung? Nie jehört...

In Berlin werden jetzt am Sonntagmorgen die Verkehrssünder der vergangenen Woche, Fußgänger, Rad- und Kraftfahrer, nach der Polizeikaserne am Alex eingeladen. Das NSKK erteilt dort seinen „geladenen Gästen" einen zweistündigen Verkehrsunterricht.



Hat ihn schon!

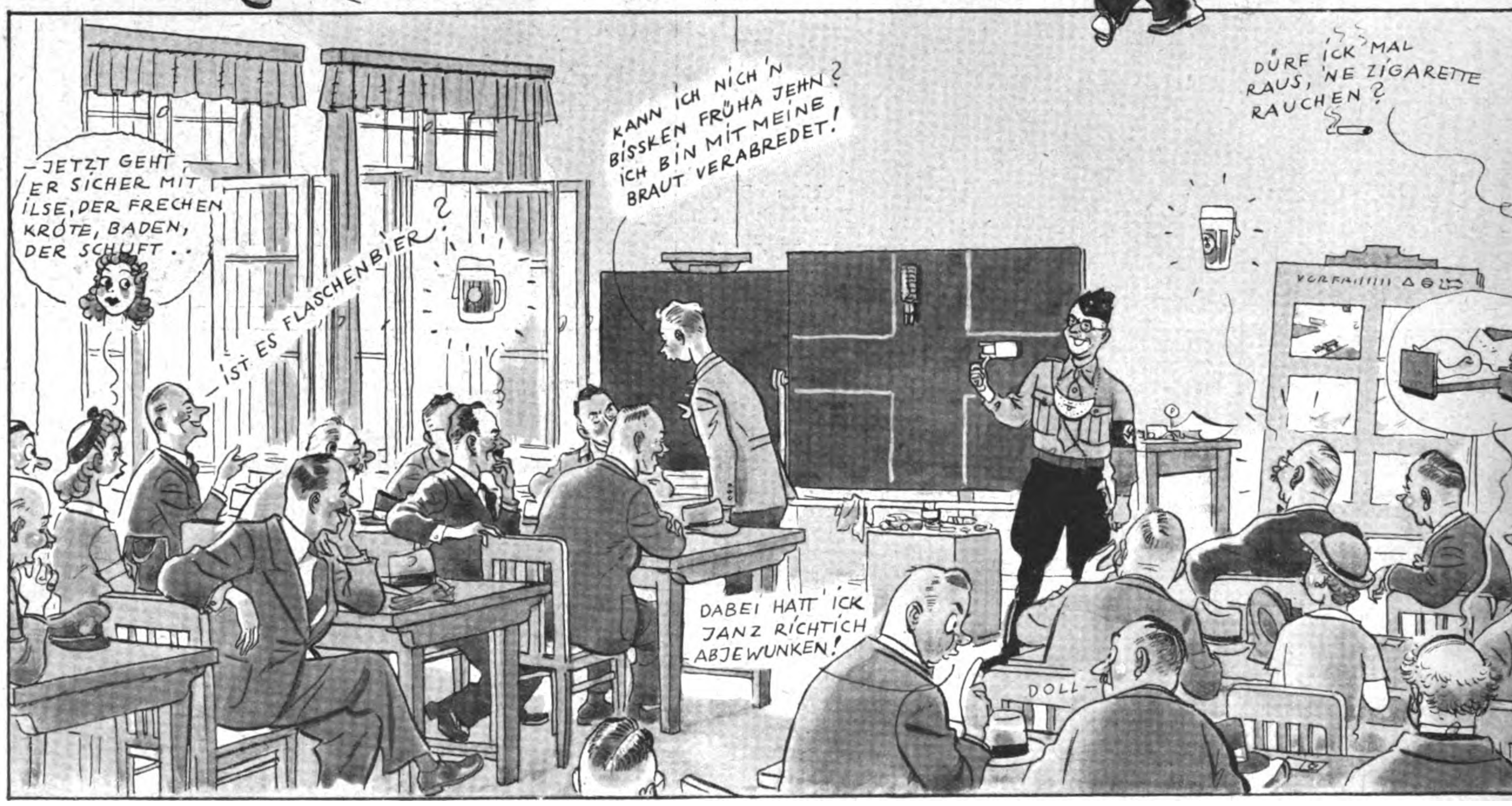
„Aba, Herr Wachtmeesta, ick habe doch janz vorschriftsmäßig . . ." „Halten Se hier nich lange Reden, Herr! Die Ampel war doch rot, nich wahr? Na also . . . und da sausen Sie wie 'n jeölter Blitz mit Ihre Rennmaschine über die Kreuzung — wie heißen Sie?!"





Sonntagmorgen 7 Uhr 15.

„Haste auch die Vorladung mit? Wegen dein'n Knallkopp komm'n wa nu erst nachmittags zu Onkel Paul und seine Johannisbeer'n . . . ! — — und hab' nich' wieder so'n jroßen Mund, Herrmann, sonst behalten se dir da!!"



Schulbankdrücken ausgerechnet am Sonntagmorgen.

„Das ist also der PKW.! Angenommen, von dort oben kommt nun ein, sagen wir mal, ein Bierwagen! Wer hat nun Vorfahrtrecht? Na, meine Herren Kraftfahrer?!" Die durstigen Männer vom Steuer einstimmig: „Der Bierwagen!!" „Falsch! Der PKW. natürlich! Alles, was motorisiert ist — auch wenn Sie Durst haben — — hat Vorfahrt . . . !"



Einer, der es jetzt mal ganz genau wissen will:

„Und wieviel Kilometer Stundengeschwindigkeit dürf'n Fußgänga druff ham?"

Zaghaftes Klopf-Klopf an der Tür um 9 Uhr 37 (nach beinahe zwei Stunden Unterricht!)

„Grüß Gott, ach entschuldigen Sie bitte, bin ich hier richtig beim Verkehrssünderunterricht?" „Höhöhöhöhö!"





Nachsitzen hilft aber!

„Und wenn ick hier Wurzeln schlagen soll, — bei Rot kriegt mich keiner 'rüber!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 24] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2,– Esc., Ungarn Pengö –.32, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 7. AUGUST 1941
16. JAHRGANG FOLGE 32

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:



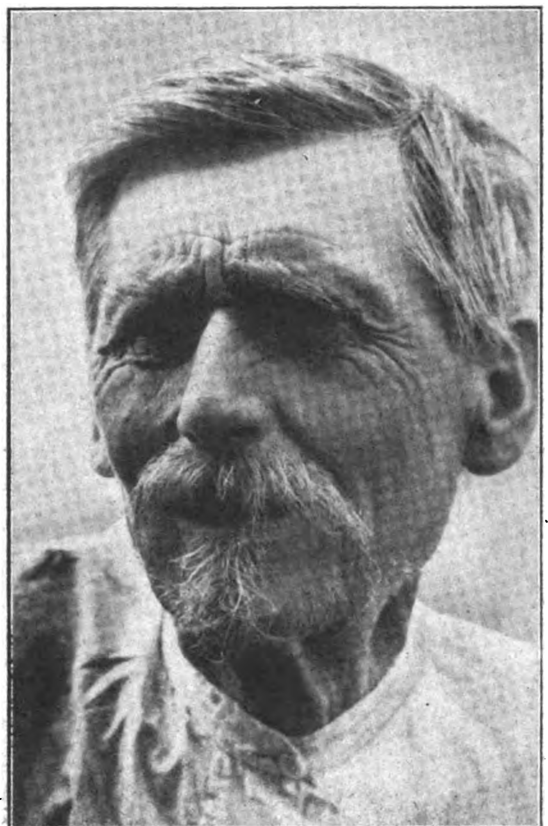
„Gelt, die Sowjets werden nicht mehr kommen!"

Aufn.: ᛋᛋ-PK. Roth.

Glückselig über den Einzug der deutschen Soldaten umarmt die kleine Enkelin eines deutschen Bauern einen ᛋᛋ-Mann als Befreier aus blutiger Gewaltherrschaft.

LEBENSSCHICKSALE AUS DEM SOWJET-PARADIES







Sie kennt die Moskauer Teufel!
Diese Frau ist deutscher Abstammung; deutsch spricht sie aber nur mangelhaft, weil Deutschlernen streng bestraft wurde. Sie erzählte, daß in den ersten Kriegstagen eine russische Lehrerin, die ein paar deutsche Worte mit abgesprungenen deutschen Soldaten wechselte, von den Sowjets sofort erschossen wurde.

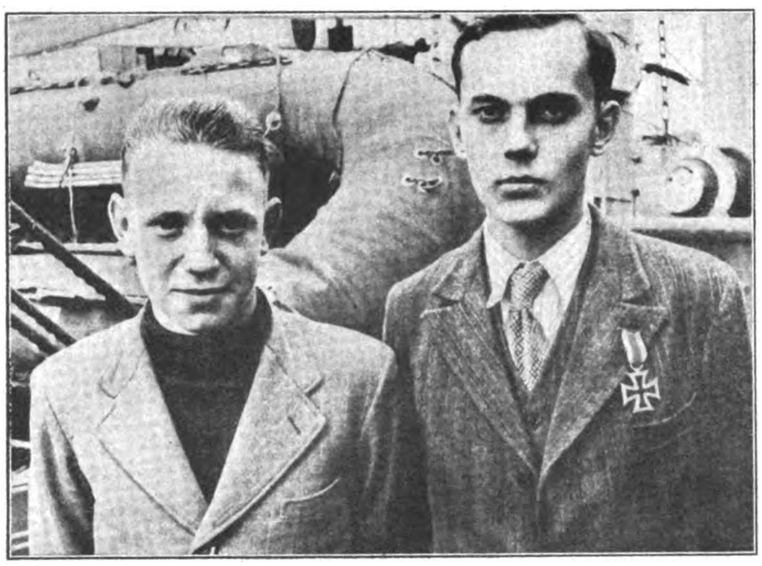
Deutsch geblieben im Denken und im Handeln, wie die Urgroßeltern es auch waren.
Dieser Bauer deutscher Abstammung willigte nicht ein in das Kolchos-System und wurde deshalb enteignet. Mit seiner großen Familie, einer Tochter, Schwiegertochter und fünf Kindern, mußte er in einer einzigen Stube wohnen. Nur dadurch, daß die ganze Familie einschließlich der Kinder schwer arbeitete, konnten die Leute ihr karges Leben fristen. Das Bild rechts zeigt den schwergeprüften, über siebzig Jahre alten Mann mit seinem jüngsten Enkelkind, das jetzt endlich einer besseren Zukunft entgegensehen kann.



Minensuchboote
bei grober See im Kanal.

Schiffsjungen erhielten das EK.

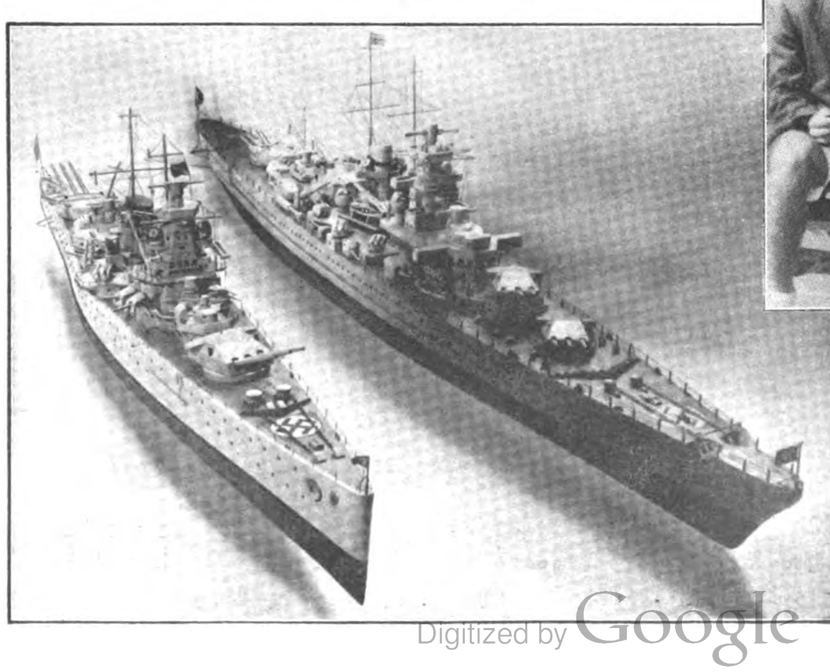
Für hervorragenden Einsatz auf See wurden diese beiden 15jährigen Jüngsten eines Schiffes mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.



Nach ihrer Leistung sind sie schon Männer!
Sie haben ihre Auszeichnung durch hervorragende Tapferkeit verdient.

Aufn.: PK. Menol-Atlantic (1), ϟϟ-PK. Roth (3), PK. Marine Wirtz-Sämisch-Atl. (1), Doris Lange (1), Eleonore Kühner (1).





Zwei Liliputaner-Kriegsschiffe in voller Fahrt.
Bei dem Schüler-Reichswettbewerb „Seefahrt tut not" wurden zwei sechzehnjährige „Insulaner" von Frauenchiemsee Reichssieger.



LIETUVOS KOMUNISTŲ PARTIJA
(bolševikų)
MANDATAS Nr. 204
Šio pareiškėjas drg. Bordonaitė Mira Josifo
yra išrinktas delegatu į Lietuvos komunistų partijos (bolševikų)
Kauno miesto I-ją konferenciją nuo
su sprendžiamojo balso teise.
LKP(b)



Nach der Henkersarbeit auf und davon!

Mitglied Nr. 204.
Diese Mitgliedskarte der kommunistischen Partei in Litauen gehört dem alten Spießgesellen des Kremls, Mira Josifo Bordonaite, den wir rechts in seinem Arbeitszimmer sehen. Deutsche Truppen fanden Bild und Ausweis bei der Besetzung seiner Amtswohnung.



Links: „Ich bin Freind von Rothschild", erzählt er jedem; heute kann er sich nichts mehr dafür kaufen.



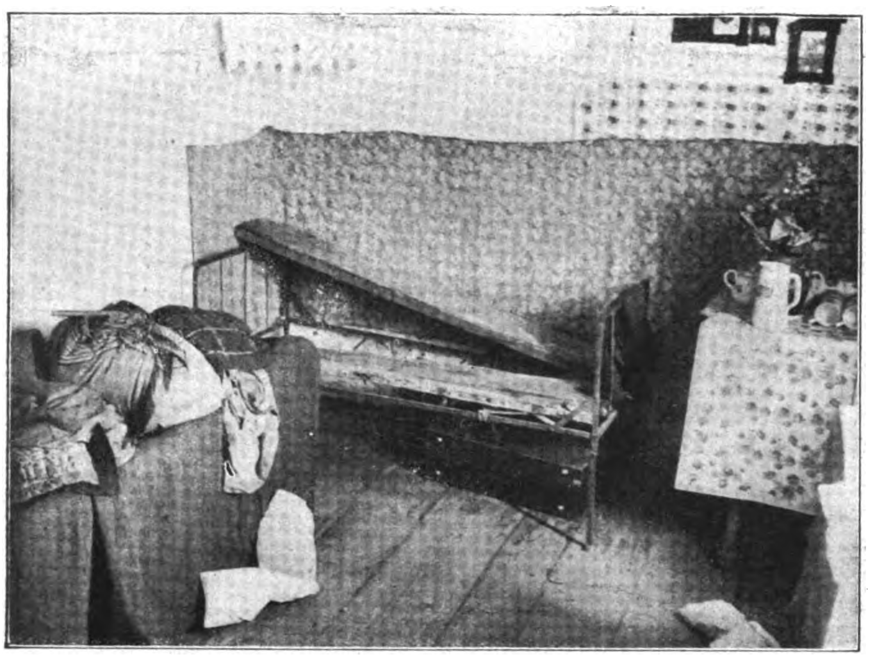
Die betroffene Bevölkerung der noch kürzlich sowjetischen Gebiete weiß seit langem, wer für die GPU. Spitzeldienst geleistet hat und wo das Gesindel zu finden ist.
Nur Juden haben die vielen aufrechten Menschen den Bolschewisten ans Messer geliefert. Ein feiger Tschekaspitzel wird von Männern gefaßt, die wissen, was sie den Toten schuldig sind.

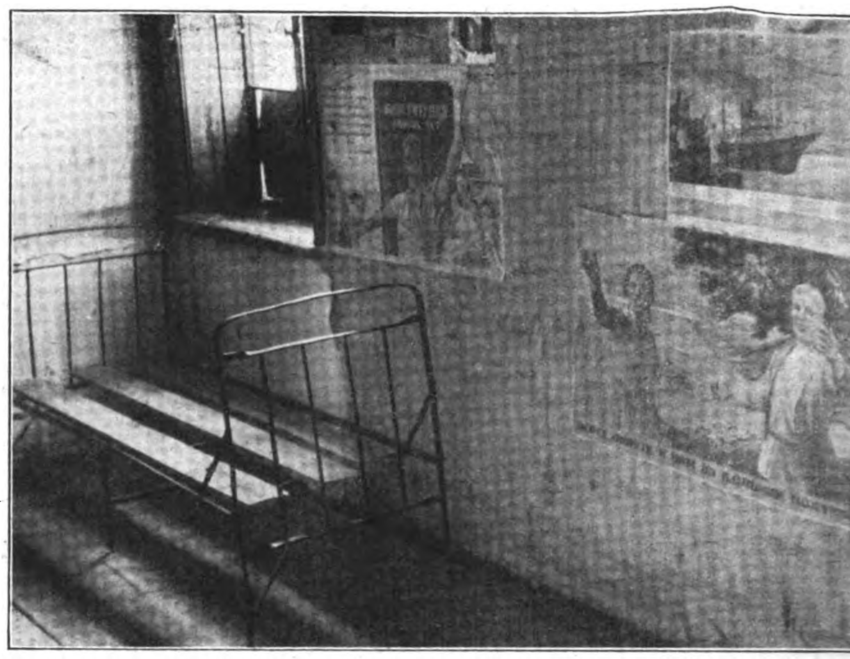
GPU-Spitzel aus dem Versteck geholt



Rechts: Er wird seinem verdienten Schicksal nicht entgehen.
Die Bevölkerung übergibt den sich sträubenden jüdischen Mordanstifter den deutschen Militärbehörden.

PK. Deutsche Wochenschau (Holzapfel).





Geheimnisse, die der Bolschewismus ängstlich vor der Welt verhüllte: Das Lebensniveau der breiten Massen in Sowjet-Judäa
Überall im Sowjetreich findet man dasselbe Bild. Links: Auf Brettern im eisernen Bettgestell schläft der Mann aus dem Volke. In diesem einen Zimmer wohnt, ißt und schläft eine siebenköpfige Familie. Rechts: Als Wandschmuck zahlreiche Propagandaplakate, die in das Paradies der Arbeiter einladen; an der Wand das landesübliche Bett. (Beide Aufnahmen wurden in Sluzk gemacht.)

Wohnkultur im Sowjetparadies

Die deutschen Soldaten entschleiern das „Vaterland aller Werktätigen"



Sowjetische Sudelküche.
In dieser Minsker Küche wird gekocht, gewaschen und Bettwäsche ausgelüftet.



Kein Notquartier — sondern Friedensbehausung.
Eine Arbeiterwohnung aus dem Kollektivbetrieb in Sluzk.



Säuglingspflege in der Praxis.
Im Gegensatz zu ihrer verlogenen Propaganda lassen die Bolschewiken schon die Kleinkinder in Dreck und Elend verludern.
Aufnahmen: ϟϟ-PK. Roth.



Mutter und Kind im gelobten Sowjet-Land.
Ein anderer Teil des nebenstehend abgebildeten Raumes. Das Fenster ist vernagelt; Luftzutritt unmöglich. Der Bildberichter konnte nur mit angehaltenem Atem arbeiten.



Das Lager der Kinder.
Eine alte Frau füttert die verschmutzten Würmer mit Brotbrocken. Die schwarzen Flecken im Bild sind nicht Plattenfehler, sondern Fliegen!



Es gibt kein Hindernis.
Sollte es der Motor allein nicht schaffen, dann sind sofort starke Männerfäuste zur Hand und helfen bei der Überwindung der Schwierigkeiten.

Die Stalin-Linie durchbrochen

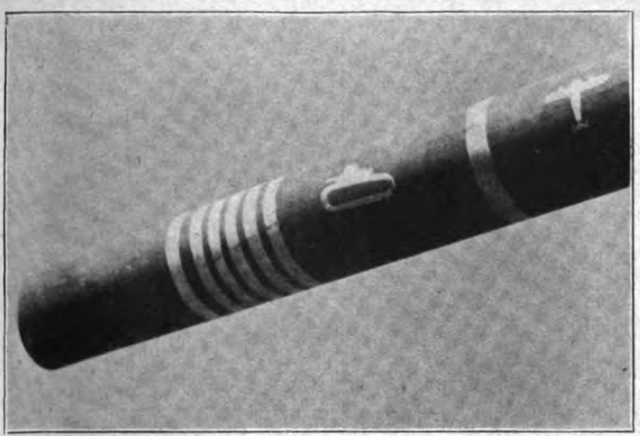
Aufnahmen: ᛋᛋ-PK Roth.



Ein schweres Geschütz in Stellung.
Aus guter Deckung feuert dies Rohr gegen die Stalin-Linie und hilft unseren Sturmkolonnen beim Durchbruch.



Letzte Besprechung vor dem Angriff.
Ehe die Männer zum Angriff schreiten, noch eine kurze Lagebesprechung und die letzten Verhaltungsmaßregeln.



Das Rohr eines besonders erfolgreichen Fla-Geschützes.
Die Ringe dieses Rohres zeigen den Abschuß von sechs Panzern und einem Sowjetbomber.



Hier tobte vor einigen Stunden noch der Kampf.
Nach den schrecklichen Augenblicken des Kampflärms freuen sich diese Tiere der wieder zurückgewonnenen Ruhe und benützen einen zertrümmerten Sowjettraktor zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne.



Hindurch um jeden Preis!
Durch tiefe Sandwege und Pfützen riesigen Ausmaßes geht es nach vorn.



✱

Am Feind!
Bunker der Stalin-Linie werden von den Männern der Waffen-SS unter direkten Beschuß genommen, und jeder Widerstand wird gebrochen.



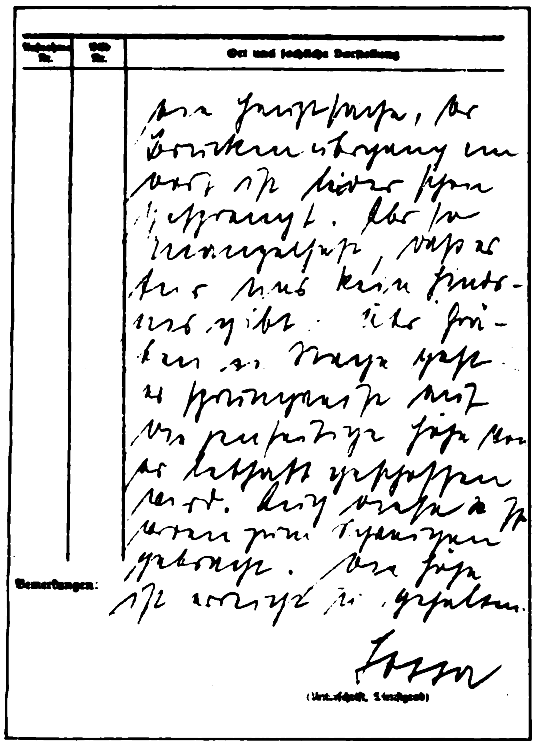
„Die Höhe ist erreicht und gehalten."

Der letzte Widerstand des Feindes wird gebrochen.
Schuß auf Schuß schickt die schnell in Stellung gegangene Pak in das von den Bolschewisten hartnäckig verteidigte Dorf.



Für den Feind soll es keine Ruhepause geben.
Vorbei an brennenden Fahrzeugen, immer dem Feind auf den Fersen.




Bemerkungen:

Gemeine Hinterlist. Dieser von SS-Männern verwundet geborgene Sowjetsoldat schoß plötzlich aus einer versteckt gehaltenen Pistole auf seine Retter.

Links: Die letzte Aufzeichnung des Bildberichters.

Rechts: Jede Hausecke, jeden Keller benützend leisteten die verhetzten Sowjetsoldaten bis zuletzt verzweifelten Widerstand.





„Die Höhe ist erreicht und wird gehalten",
das ist die letzte Aufzeichnung, die der gefallene SS-Bildberichterstatter zu dieser seiner Aufnahme machte.

Aufnahmen: SS-PK. Lossa (Mauritius) 6.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(5. Fortsetzung.) *Neu hinzutretenden Lesern wird der Roman nachgeliefert.*

Der Schluß von Folge 31 lautete:

Die Mutter tritt mit Ille auf den Bahnhofplatz. Sie steuert langsam auf eine Taxe los: „Fahren Sie uns zum besten Hotel." „Das ist eine halbe Minute von hier." „Wir ziehen es vor, zu fahren." „Von mir aus." Der Chauffeur berechnet dritte Taxe und fünfzig Pfennig für Gepäck. Die Mutter amüsiert sich. Sie ist durchaus in der Stimmung, ein klein wenig angeschmiert zu werden. Das ist die Würze einer Reise. Sie fahren vor. Ein Hausdiener läuft vom Eingang des Hotels und öffnet die Wagentür. Ohne ihn besonders anzusehen, betritt die Mutter, von Ille gefolgt, die Hotelhalle. Sie verlangt ein Zimmer mit Bad. Nach dem Preis fragte sie nicht. Sie erfährt ihn ja durch den Anschlag im Zimmer früh genug.

Mit dem Aufzug fahren sie nach oben. Dann sind sie allein im Zimmer. Die Mutter zieht die Luft genießerisch ein. So muß ein Hotelzimmer riechen: „Wenn du geheiratet hast und ich in der Lotterie gewonnen habe, wohne ich nur noch in Hotels."

Programm: Ille, jetzt wird gebadet. Zuerst die gnädige Frau, dann das Fräulein Tochter. Daraufhin wird auf dem Zimmer mit allem Rituell gefrühstückt. Dabei wird der weitere Reiseplan entworfen.

Einfach einen Kranen aufdrehen, Wasser einlassen, und dann in eine weiße Badewanne klettern, verschafft das Gefühl einer Dame. Während Ille unbeweglich und wohlig im Wasser liegt, bestellt die Mutter das Frühstück. Das Leben sieht sich in warmem Wasser ganz anders an. Ille ist richtig lustig. Nun ist sie überzeugt, daß Fritz bei ihrer Rückkehr auf sie wartet. In ein großes Badetuch eingehüllt setzt sie sich an den Frühstückstisch. Die Mutter hat Tee bestellt. Bessere Reisende pflegen Tee zu trinken. Etwas fremd erscheint Ille die Mutter, während sie heimlich ihre Tochter beobachtet. Eigentlich hatte sie nie die Muße, darüber nachzusinnen, wie ebenmäßig ihr Kind ist, den goldenen Schnitt könnte man an ihr erklären. Einen Augenblick denkt sie, daß es eigentlich schade wäre, wenn Fritz, der nichts vom goldenen Schnitt weiß, sie heiratete. Aber dann weist sie den Gedanken weit von sich. Fritz ist ein besonderer Kerl, Fritz muß Illes Mann werden. Sie wird den beiden helfen, daß sie zusammen weiterkommen, genug Erfahrung hat sie in ihrem Lebenskampf gesammelt.

Die Mutter steht auf. Sie holt aus dem Koffer den Band P ihres alten Lexikons, den sie heimlich mitgenommen hat, und liest mit pathetischer Stimme:

„‚Potsdam, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preußischen Provinz Brandenburg und zweite Königliche Residenz, im Kreis Osthavelland, liegt 4 Meilen von Berlin in der angenehmsten Gegend der Provinz Brandenburg am rechten Ufer der Havel, in welche die Nuthe einmündet, auf einer Insel, der Potsdamer Werder genannt, welche durch die Havel, einen Kanal und verschiedene Seen gebildet wird und mit ihrem trefflich angebauten Boden einer Oase in den sie rings umgebenden Sandflächen gleicht.' Daß wir uns in einer Oase befinden, hast du hoffentlich schon gemerkt."

„Und in der angenehmsten Gegend der Provinz Brandenburg", ergänzt Ille.

Die Mutter fährt fort: ‚Es hieß früher Potzdubini und Potzdamp, blieb aber bis ins 15. Jahrhundert ein geringer Ort."

Sie erhebt sich feierlich: „Illia, nun werden wir uns an die Besichtigung von Potzdubini begeben."

*

Wohin sie am Abend gehen könnten, fragt sie den Portier. Ehe dieser antwortet, mustert er beide genau: Einfach, aber nicht schlecht angezogen, man kann sagen bewußt einfach, also mindestens wohlhabend, wahrscheinlich reich.

Der Portier hat durch reinen Zufall noch zwei Karten für die Festspielvorstellung im Schloßtheater des Neuen Palais, Minna von Barnhelm wird gegeben. Etwas teurer sind die Karten natürlich als der Originalpreis, der schon hoch ist.

„Ille, laß eine Taxe besorgen."

Als sich Ille entfernt hat, kauft die Mutter die Karten. Sie verzieht ihr Gesicht nicht und gibt dem Portier noch ein Trinkgeld. Nichts hat sie verlernt, stellt sie fest, oder ob es angeboren ist?

*

Die Fahrt lenkt sie in ihrer Weise. An den holländischen Häuschen beim Bassinplatz wird gehalten: „Amsterdam." Zur Kolonie Alexandrowka. „Dein Reiseziel: Petersburg." Auf den Pfingstberg: „Italien." Sie gehen weiter durch den Park. Stehen um zwölf Uhr vor der Garnisonkirche: „Nach der Reise durch Holland, Rußland, Italien, das Tischgebet."

Das Glockenspiel beginnt: Üb immer Treu und Redlichkeit. Mittagessen im Hotel mit befrackten Kellnern. Ausgiebiger Nachmittagsschlaf. Kaffeetrinken am Wasser. Spät nachmittags in das kleine Rokokotheater aus der Zeit Friedrichs des Großen. Minna von Barnhelm, das schönste deutsche Lustspiel.

Sie sprechen nicht miteinander, als sie im Dunkeln durch die Mittelallee des Potsdamer Parkes zurückgehen.

An den Wegkreuzungen stehen Fackelträger in friderizianischer Tracht. Aus der Ferne erklingt ein militärisches Signal.

„Die Franzosen hatten das Geld gestohlen, die Preußen müssen es wieder holen, to ta ta", summt die Mutter mit.

Der erste Reisetag ist zu Ende.

Am zweiten Tag wird gewandert, nicht etwa so ein bißchen herumspaziert, nein, richtig gewandert.

Um den Schwielowsee herum in der Sonnenhitze. „Wo ist die Wüste geblieben, Ille, in deren Oase wir logieren? Verschwunden. Deutsche Liebe zur Natur hat aus Sand einen blühenden Garten gemacht." Mittagessen in Verch. Spät nachmittags in Potsdam. Es wird gebadet. An diesem Abend wird außerhalb gegessen unter alten Bäumen. Als das Signal ertönt, liegen sie schon im Bett und schlafen. Der dritte Tag ist zum Abklingen bestimmt. Am späten Nachmittag soll es nach Hause gehen. Erst um zehn Uhr frühstücken sie. Sie müssen sich auch um Politik bekümmern. Sie hatten sie vergessen in der Reisezeit. Der Außenminister ist schon in Moskau. Allmählich fangen sie auch mit dem Packen an. Die Rechnung muß bezahlt werden. Das macht die Mutter heimlich. Den Preiszettel hatte sie auf dem Zimmer entfernt, damit Ille ihn nicht sieht. Eisessen in der Konditorei. Die Mutter ißt so gern Vanilleeis. Zu Hause kommt sie nicht dazu. Wohl gibt es da einen Schneider bei der Laubenkolonie, der in einer Bretterbude seinen Laden hat und im Sommer auch Eis verkauft, irgendeinen polnischen Namen hat er, aber das Eis schmeckt nicht, es ist gesüßtes und gefrorenes Wasser. Sehr langsam geht das Eisessen vonstatten; denn hinterher wollen sie nach Hause fahren. Sie sind lange weg; sie sind Tausende von Kilometern aus dem Alltag herausgefahren. Diesmal aber wollen sie sachlich die S-Bahn benutzen, nicht etwa der Kosten wegen; die Mutter kann rechnen, wenn es auch manchmal nicht so aussieht, sondern weil sie in das Übliche wieder langsam hineingleiten wollen.

Als geachtete Gäste geleitet sie der Portier bis zur Tür. Ein Hausdiener trägt den Koffer zur Bahn.

Wie schnell sind sie mit der S-Bahn zu Hause. Sie brauchen nur einmal umzusteigen. Es dauert weniger als eine Stunde, und auf der Strecke durch den Grunewald rollen die Räder, als wenn sie einen D-Zug trügen, heraus aus dem Alltag, hinein in den Alltag. Fritz kommt ihnen schon entgegen. „Was habe ich gesagt?" flüstert die Mutter Ille zu. „Wenn nichts mehr funktioniert, muß man verreisen. Gute Sachen erledigen sich von selbst."

Aber Fritz ist aufgeregt. Er erzählt auch von seinem Gestellungsbefehl. „Übermorgen früh muß ich weg."

Frau Tiele hat einen großen Strauß auf den Küchentisch gestellt. Der alte Sonnenschein hat mit Blumen nicht geknausert. Etwas fremd ist das Zuhause immer nach einer Reise. Blumen helfen es wieder heimisch zu machen.

Ille muß gleich den Koffer auspacken. Herumstehende Koffer hat die Mutter nie leiden mögen. Die sind so wie Erinnerungen, die man unnötig mit sich herumschleppt. Sie selbst brät Spiegeleier in der Küche, an deren Tisch Fritz recht kleinlaut sitzt.

„Viel brauchst du mir nicht zu erzählen. Du kannst dir ja denken, daß das schon Herr Braun besorgt hat", sagt die Mutter. Sie nennt mich du. Alle Last fällt von Fritzens Herzen. „Er hat wahrscheinlich nicht einmal viel gelogen." Wie soll er nun die Mutter anreden? „Mutter" mag er nicht sagen. Sie ist doch seine beste Freundin. Längst hat er es gefühlt, und ohne daß er lange überlegt, nennt er sie „Illemutter", da sieht sie ihn freudig an. Die Ille hat ein unheimliches Glück mit ihrem Fritz, wie sie es ja eigentlich in allen Dingen hat.

Fritz fährt fort: „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist, und eine Entschuldigung gibt es nicht dafür."

„Darum wollen wir auch nicht weiter darüber reden, Fritz, und es nicht wie einen Kuchen hochgehen lassen. Es ist gut, daß du wieder bei uns bist. So fühlen wir uns gleich wieder zu Hause. Ille und ich."

„Übermorgen muß ich weg."

„Du kommst bald zurück."

Ille hat ausgepackt. Es ging in einem rasenden Tempo. Offenbar ist sie doch ein bißchen eifersüchtig. Sie wollte die beiden nicht allein lassen.

Dann essen sie an ihrem Bauerntisch, über den Ille eine bunte Decke gelegt hat. Es ist eine besondere Decke, blaugefärbt mit ausgespartem weißem Randmuster. Da steht ein Esel mit dem Mehlsack auf dem Buckel, ein Hirsch springt, ein langschwänziger Fuchs schleicht nach Beute und ein Einhorn trabt daher. Dieses weiße Muster wiederholt sich immer wieder. Über die Mitte der Decke sind weiße Rosen gestreut. Sie ist der Mutter ganzer Stolz. Die Bellerts, die das Kurzwarengeschäft in der Breitestraße besitzen, deren Eltern noch Bauern an derselben Stelle waren, haben es bei Ablieferung einer Aussteuer mit in Zahlung gegeben, weil sie doch nichts damit anzufangen wußten und es komisch fanden.

Die Mutter freut sich, daß Ille die Decke aufgelegt hat, und findet aufrichtig, daß es zu Hause immer am schönsten wäre, und daß man gar nicht soviel Geld für eine Reise ausgeben solle. Das sei auch wieder falsch; denn ohne Reise entgehe einem die Freude des Zurückkommens und des Wiedersehens mit den Bekannten. Sie gähnt.

„Ich bin müde. Mir liegt die Reise in den Knochen. Ich gehe zu Bett. Ihr könnt aber noch hierbleiben und euch unterhalten. Aber leise, bitte ich mir aus. Gute Nacht, Ille."

„Gute Nacht, Mutter."

„Versäum nicht die letzte Elektrische, Fritz."

„Gute Nacht, Illemutter."

Ille horcht auf. Die Mutter gibt ihr einen Kuß auf die Stirn. „Ist das kein schöner Name, Illia?"

„Doch, Mutter."

„Eben, so nebenbei hat er ihn erfunden."

Die Mutter verläßt das Zimmer. Ille räumt den Tisch ab, dann setzt sie sich wieder zu Fritz. Sie will unbeschwert mit ihm sprechen, aber es kommt recht ungeschickt heraus, als sie sagt: „Die Mutter war bei Herrn Braun."

„Sie hat es mir schon erzählt, Ille."

„Du hast mit ihr darüber gesprochen?"

„Kaum ein paar Worte, sie wollte nichts mehr hören."

„Warum bist du denn eigentlich nicht gekommen?"

„Weil ich mich geschämt habe, Ille."

„Also ist es wahr, was der Braun erzählt hat?"

„Es wird schon wahr sein."

„Ich find' es so schrecklich, daß du nicht gekommen bist, Fritz, so unbegreiflich. Ich habe mich furchtbar aufgeregt. Hast du dir das nicht überlegt? Ich dachte, daß ich es vor der Mutter verstecken könnte. Natürlich hat sie es gemerkt. Darum hat sie sich wohl die Reise ausgedacht und hat mir geholfen, wie sie es immer tut. Nun hat sie mir auch das Gespräch mit dir abgenommen, was ich ja wohl hätte machen müssen und wovor ich solche Angst hatte. Weil ich ja nicht wußte, was ich sagen sollte. Ich habe es mir immerzu überlegt; denn daß du hier sein würdest, wußte ich ja. Ich hätte es auch nicht ertragen, wenn du nicht dagewesen wärst. Was sollt ich dir denn schließlich sagen, als daß ich dich liebe? Und so was kann ja nur daher kommen, weil du es nicht richtig weißt oder glaubst, sonst wäre es doch nicht möglich, und ich hab überhaupt gedacht, es käme daher — ich kann es dir nicht richtig klar machen." Hilflos ist sie. „Nicht, wenn ich was getrunken habe und nicht, wenn ich nichts getrunken habe."

Fritz nimmt ihre Hand: „Ille, ich liebe dich."

XI.

Die Mutter kauft Zigaretten und Schokolade. Sie will doch Fritz ein Paket mitgeben. Sie geht zur Frau Neuhof, um eine Flasche Kognak zu holen.

Die Frau Regierungsrat bittet sie einen Augenblick zu bleiben. Sie habe etwas sehr Wichtiges mit ihr zu besprechen, sozusagen Lebenswichtiges, sie wäre der lieben Frau Helbig für einen guten Rat dankbar. Sie würden nach alter Gewohnheit einen Wermut zusammen trinken, aber auf keinen Fall dürfe ihn Frau Helbig bezahlen, sie müsse das als Honorar für den Rat nehmen; bei einem Rechtsanwalt wäre es ja schließlich teurer.

Sie sitzen wieder an dem runden Tisch, an dem Fritz und Ille ihre Auseinandersetzung hatten. Sehr leise spricht Frau Neuhof, sie setzt sich ganz dicht zur Mutter, und gebärdet sich ungemein wichtig: „Der Braun war bei mir, blendend gelaunt. Jedes dritte Wort war ein Witz."

Die Mutter hört erstaunt zu. Frau Neuhof erzählt aufgeregt weiter: „Ich habe noch nie gewußt, daß er so ulkig ist, der sprüht nur so, wenn er auf Touren kommt, ich hab mich ja auch nie viel mit ihm abgegeben. Kurzum. Was meinen Sie, wie alt er ist? Ich finde, daß er für sein Alter bestimmt gut aussieht. Der Jüngste ist er ja auch nicht mehr. Ich wollte ihn nicht fragen. Es sieht so komisch aus, fast wie Mißtrauen, wenn eine Dame einen älteren Mann nach seinem Alter fragt, und ich bin bestimmt, wenn man auch nicht sagen kann in den besten, so doch, sagen wir mal, in besseren Jahren, jedenfalls noch zu allem aufgelegt. Meine ganzen Bestände wollte er mir abkaufen. Da könnte ich dann schließen. Vier Jahre habe ich noch Mietsvertrag. Geld muß der haben. Noch und noch. Hätten Sie das gedacht? Ich jedenfalls nicht. Traurig, dabei Junggeselle. Gleich zwei Knöpfe fehlten am Anzug, das tut einer Frau weh. Dabei ist er in gutem Haus aufgewachsen. Für mich eine Vorbedingung, wie Sie mir zustimmen werden. Ich kann doch nicht einfach mein ganzes Lager verkaufen. Wovon soll ich nachher leben? Sowas kann einfach keiner verlangen. Er sieht das ein. ‚Werte Frau', sagte er, ‚liebe Frau. Ich bin von schnellem Entschluß. Tun wir uns zusammen.' — ‚Wie verstehen Sie das?' meinte ich bedeutungsvoll. Da antwortete er: ‚Wie Sie es wollen, liebe Frau.' Ist das nicht eine spirituelle Antwort? Ich spreche wohl zu viel, aber ich muß doch alles der Reihe nach erzählen, sonst haben Sie kein Bild. Keinem andern möchte ich es anvertrauen wie Ihnen. Nun fühl ihm den Puls, dachte ich. Zaghafter bin ich auch nicht geworden. Wo Weinreisende aus- und eingehen, ich könnte einen Roman schreiben, wenn ich nur wollte, oder einen Film, aber man will sich ja nicht selbst herausstellen. Kurzum, ich wäre froh, wenn solche Reisende in ein sachliches Weingeschäft kämen und nicht zu einer persönlichen Frau. ‚Meinen Sie', sagte ich, mit feiner Betonung, ‚daß wir uns persönlich zusammentun sollen?' Da sah er mich an. Er hat ein bißchen, was man Basedowaugen nennt und was nicht ohne Reize ist. Sie sind zu blau, aber besser als grün, sagte meine selige Mutter. Er nahm meine rechte Hand: ‚Einverstanden.'

So richtig war ich ja nun noch nicht im Bilde: „Was verstehen Sie darunter?"

Er ist ein überlegender Mensch! ‚Nun!' sagte er, ‚ich versichere Ihnen: Krieg kommt. Sollen wir uns nicht zusammentun? Ihr Geschäft und meins. Sie haben die Weinabteilung. Ich das andere. Ich wette, nach dem Krieg haben wir eine Villa. Daß Sie mich richtig verstehen. Ihren Laden hier werden wir zuerst schließen. Eine schwache Frau im Krieg, da hat jeder Verständnis dafür. Das begreifen Sie nicht. Ich um so besser. Haben Sie schon mal von dem berühmten Pythagoras gehört? Der sagt, daß der Krieg die Hypothenuse eines Dreiecks ist. So nennt man das und es ist nichts Unanständiges dabei. Sag ich nicht, daß er witzig ist! Die Seiten aber, nämlich des Dreiecks, sind links die steigenden Preise und rechts die mangelnden Lebensmittel. Daraus berechnet sich der Inhalt, den die klugen Leute in die Tasche stecken. Was sagen Sie nun? Eine rein mathematische Sache, die sich in der Tasche auswirkt. Mit Ihnen aber will ich kein Dreieck!' — Direkt jugendlich sah er aus, — ‚nämlich das weiß ja die ganze Straße, daß ich sowas für die jungen Mädchen an mir habe, daß sie hinter mir her sind. Gerade in diesem Augenblick will mich eine heiraten. Ich aber hab' es satt. Schluß mit der reiferen Jugend. Greife die Gelegenheit beim Schopf! Hier liegt der Heiratsantrag, auf Ihrem Tisch. Es ist eine ehrliche Offerte. Und Sie sollen es sich überlegen. Ich habe schon manchmal zu Ihnen herübergeblinzelt, wenn Sie in meinem Laden waren, aber Sie haben mich nicht beachtet, und nun ist es soweit.'

‚Hier also auf dem Tisch, liebe Frau Helbig, liegt unsichtbar der Heiratsantrag. Auf demselben Tisch, an dem wir beide nun sitzen. Soll ich ihn aufheben?"

Die Mutter muß sich zusammennehmen, daß sie nicht laut herausplatzt. Sie kommt sich wie in einem Raum vor, der voll steht von verzerrten Spiegeln. Aber manchmal hat sie gedacht, daß ja eigentlich so das Leben ist. Schließlich wirkt es beruhigend, daß man sowas Lachkabinett nennt.

„Sehr schwer zu raten ist da, Frau Regierungsrat. Sie müssen es selbst empfinden, ich möchte sagen, es gibt einen Heiratsinstinkt."

„Wunderbar gesagt, Frau Helbig. Ist das von Ihnen oder ist es eine Lesefrucht? Das ist ein herrlicher Rat und mehr wert als ein Glas Wermut."

Die Mutter steht auf: „Nun muß ich aber gehen, Frau Regierungsrat. Vergessen Sie bitte die Flasche Kognak nicht."

*

Mutter, Ille und Fritz feiern Abschied. Sie sitzen zusammen am offenen Fenster der Küche und nehmen es nicht so ganz ernst. Wird ja nicht ewig dauern.

Ille erzählt von der Reise, malt aus und übertreibt. Die Mutter läßt es lächelnd zu.

Dann muß die Mutter zu Frau Thiele. Sie hat es ihr versprochen. Solch junge Frau hat allerlei Sorgen.

Die beiden steigen in den winzigen Vorgarten. Drüben in der weißen Hauswand brennen überall Lampen. Weit geöffnet sind die Fenster. Die dünnen roten Strahlen schießen hinaus und vergehen im Mondlicht. Fünflampige Kronen, eine strahlende Kugel, viele verschiedene Lichter, Kinder des Lebens, das hinter der weißen Wand atmet.

Ille überlegt, wo sie mit Fritz sein möchte. Bei dem schwachen heimeligen Licht das wohl auf einem Tische steht, das nicht gegen die ruhselige Nacht rebelliert, aber die Schatten bindet. Fritz und Ille sitzen schweigend. Ihre Ohren sind verschlossen gegen die Geräusche der Stadt, die nicht schlafen wollen.

Licht nach Licht erlöscht, nur die kleine Lampe bleibt brennen. Beide schrecken auf, als die Mutter vom Fenster sagt: „Gleich fährt die letzte Elektrische, Fritz."

Fritz muß zur Haltestelle laufen. „Auf Wiedersehen", ruft er von der Plattform den beiden zu die beleuchtet am Küchenfenster stehen.

„Wir gehen noch einmal durch die Laubenkolonie", sagt die Mutter. Ein Vogel schrickt in seinem Nest auf. Er pfeift ängstlich grell, nicht einmal laut. Vielleicht ist wieder die Katze auf der Jagd, die seit Wochen hier herumvagabundiert, oder der Vogel hat geträumt.

„Mutter, Mutter", seufzt Ille auf. Es klingt nicht anders als der Aufschrei des Vogels.

Es gibt Arbeit. Frau Neuhof kommt zur Mutter. Wäsche soll repariert und neu genäht werden Und sie muß die Mutter allein sprechen wegen des Hochzeitshemdes. Da hat sie sich etwas Phantastisches ausgedacht. Blau seiden mit Spitzen und Bändern. Sie lächelt dabei wie ein verliebtes Mädchen und erwähnt ihren Takt, daß sie es in Abwesenheit von Ille bespricht. Die Mutter ist fast empört über diese alte Närrin, aber sie hat es in den schweren Jahren gelernt, ihre eigenen Gedanken zu verstecken Die Hauptsache ist, daß es Arbeit zum Ablenken gibt; denn jeden Morgen wartet Ille auf den Briefträger und fragt ihn nach Post. Bisher konnte er aber keinen Brief von Fritz aushändigen.

„Daß die Soldaten in diesem Augenblick nicht schreiben dürfen, ist doch selbstverständlich", sagt die Mutter, „und im Friedensinteresse."

*

Dann sitzen am 1. September die Mutter, Ille und Frau Thiele vor dem Volksempfänger und hören des Führers Rede im Reichstag. Der Führer spricht von den Vorschlägen, die er Polen gemacht hat: „Ich habe dann die deutschen Vorschläge formulieren lassen, und ich muß es noch einmal wiederholen, daß es etwas Loyaleres und Bescheideneres als diese von mir unterbreiteten Vorschläge nicht gibt. Und ich möchte das jetzt der Welt sagen: Ich allein war überhaupt nur in der Lage, solche Vorschläge zu machen! Denn ich weiß genau, daß ich mich damals zur Auffassung von Millionen von Deutschen in Gegensatz gebracht habe.

Diese Vorschläge sind abgelehnt worden.

Aber nicht nur das! Sie wurden beantwortet: mit Mobilmachungen, mit verstärktem Terror, mit gesteigertem Druck auf die Volksdeutschen in diesen Gebieten und mit einem langsamen wirtschaftlichen, politischen und in den letzten Wochen endlich auch militärischen und verkehrstechnischen Abdrosselungskampf gegen die Freistadt Danzig.

Meine Friedensliebe und meine endlose Langmut soll man nicht mit Schwäche oder gar mit Feigheit verwechseln! Ich habe daher gestern abend der britischen Regierung mitgeteilt, daß ich unter diesen Umständen auf seiten der polnischen



Gelernt ist gelernt!

Aufn.: PK. Günther Thiede.

Regierung keine Geneigtheit mehr finden kann, mit uns in ein wirklich ernstes Gespräch einzutreten.

Damit sind diese Vermittlungsvorschläge gescheitert; denn unterdes waren als Antwort auf diesen Vermittlungsvorschlag erstens die polnische Generalmobilmachung gekommen und zweitens neue schwere Greueltaten. Diese Vorgänge haben sich nun heute nacht abermals wiederholt. Nachdem schon neulich in einer einzigen Nacht einundzwanzig Grenzzwischenfälle zu verzeichnen waren, sind es heute nacht vierzehn gewesen. Darunter drei ganz schwere. Ich habe mich daher nun entschlossen, mit Polen in der gleichen Sprache zu reden, die Polen seit Monaten uns gegenüber anwendet!'

Die Mutter schiebt ihren Stuhl zu Ille und nimmt sie in den Arm. Sie hört, wie die Abgeordneten aufspringen und dem Führer zujubeln. Plötzlich ist wieder tiefe Stille. Dann schlagen Worte wie Hämmer auf Eisen. Es ist so, als wenn man die Geschütze dröhnen, die Propeller brausen und den Marschtritt deutscher Infanteristen hörte.

„Unsere Ziele: Ich bin entschlossen: Erstens, die Frage Danzig, zweitens die Frage des Korridors zu lösen, und drittens, dafür zu sorgen, daß im Verhältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt.

Ich will dabei die notwendigen Handlungen so vornehmen, daß sie nicht dem widersprechen, was ich Ihnen hier, meine Herren Abgeordneten, im Reichstag selbst als Vorschläge an die übrige Welt bekanntgab. Das heißt, ich will nicht den Kampf gegen Frauen und Kinder führen! Ich habe meiner Luftwaffe den Auftrag gegeben, sich bei den Angriffen auf militärische Objekte zu beschränken. Wenn aber der Gegner glaubt, daraus einen Freibrief ablesen zu können, seinerseits mit umgekehrten Methoden zu kämpfen, dann wird er eine Antwort erhalten, daß ihm Hören und Sehen vergeht!"

Minutenlanger Jubel dröhnt durch die Stube. Frau Tiele sitzt mit gesenktem Kopf. Die Mutter hält ihr Kind und Ille starrt entsetzt in die Ferne, aus der etwas auf sie zukommt, was sie wohl alle die Tage gefühlt hat, an das sie aber nicht hat glauben wollen, gegen das sie sich nicht wehren kann, das sie einfach ertragen muß. Ohne wirklich Abschied zu nehmen, ist er davongelaufen. Er kam ja in vierzehn Tagen wieder. Sein „Auf Wiedersehen" dröhnt stärker in ihren Ohren als der Jubel der Abgeordneten. Dann aber wird es auch ganz still in ihr.

„Polen hat nun heute nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Truppen geschossen.

Seit 4.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!

Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!

Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft. Wer sich selbst von den Regeln einer humanen Kriegführung entfernt, kann von uns nichts anderes erwarten, als daß wir den gleichen Schritt tun.

Ich werde diesen Kampf, ganz gleich gegen wen, so lange führen, bis die Sicherheit des Reiches und seine Rechte gewährleistet sind!"

Ille versucht sich mit aller Kraft zu halten, aber sie bricht weinend zusammen: so hat sie ihn ziehen lassen. Fast wie ein Fremder steht er nun draußen.

Die Mutter flüstert zärtliche Worte zu ihr: „Meine Ille und Illia."

Frau Tiele faltet die Hände. Immer hallt in ihren Ohren, was ihr Mann als letztes gesagt hatte: Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.

„Ich will jetzt nichts anderes sein, als der erste Soldat des Deutschen Reiches!

Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir selbst der heiligste und teuerste war.

Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg — oder ich werde dieses Ende nicht erleben!"

Tiefe Stille. Auch von draußen dringt kein Geräusch in das Zimmer. Selbst der Lärm der riesigen Stadt, der doch immer über den Häusern liegt, ist verstummt. Kein Kind schreit, kein Hund bellt. Deutschland, alles, was sein Leben aus Deutschlands Erde saugt, hält den Atem an.

Ein schwerer Seufzer steigt aus Frau Tieles Brust. Die Mutter denkt, daß sie sich nicht mehr halten kann. Sie hat nicht mehr die Kraft zuzuhören. Es ist so, als wenn immerzu einer in ihr Ohr riefe: „Illemutter!"

„Wir alle bekennen uns damit zu unserem alten Grundsatz: Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist es, daß unser Volk, daß Deutschland lebt!"

Großdeutschlands Lieder klingen auf.

Lebendig wird in der Mutter der Beginn des Weltkrieges, wie die Feldgrauen hinauszogen, die Helme bekränzt, eine Rose im Laufe des Gewehres, die Hunde neben ihnen mit zitternden Flanken und die Pferde bereit, wie seit Jahrtausenden mit ihren deutschen Herren zu kämpfen. Mancher Landwehrmann trägt seinen Knaben auf den Schultern und hält sein Mädchen an der Hand. Hast du Tränen gesehen? Frauen und Mütter marschieren zwischen ihnen, und die älteren Jungen tragen die Gewehre ihrer Väter. Die Großväter haken sich bei ihren Enkeln ein, daß sie den Marschtritt halten können. „Rum, rum, rum." Kamerad, marschiere! Marschieren! Marschieren! Kamerad, komm mit!

Im Kinderwagen fahren die Mütter die Kleinen an. Alle singen: „Haltet aus, haltet aus, lasset hoch das Banner wehn!"

Über die Rheinbrücke marschieren sie. Die Dampfer heulen auf, die Lokomotiven pfeifen, die Fabriksirenen brüllen, aber über allem liegt Glockengeläute: die Kaiserglocke hüllt die Marschierenden in ihren brausenden Mantel und wird sie draußen nicht verlassen.

Wind treibt die schwarz-weiß-roten Fahnen wie Flammen. Ein ganzes Volk singt, ein ganzes Volk marschiert. Was fragen sie danach, ob sie leben? In ihnen brennt nur eine Glut: Deutschland. In ihren Herzen facht der Sturm die Fahnen zu lodernden Flammen, die bis in den Himmel jagen — kündend, trutzend, fordernd.

Und in der Mutter wird endlich Klarheit, daß das Marschieren kein Ende gefunden hat, daß die Marschierenden draußen geblieben sind, daß kein Frieden war. Die damals auf des Vaters Schultern saßen, lösen ihn ab oder marschieren neben ihm. Sie werden die heimholen, die den deutschen Geist hinausgetragen haben. Es hält die Mutter nicht: „Kommt mit!"

Ohne miteinander zu sprechen, gehen die drei auf die Straße. Untergefaßt, in der Mitte die Mutter, rechts und links, als wenn sie sich halten müßten, die Jungen.

Von allen Seiten ziehen sie der Stadt zu, einzeln und in kleinen Gruppen. Einen Augenblick atmet des Reiches Herz das Blut in sich ein, damit es dann um so kraftvoller durch die Adern pulse. Aus drei werden zehn, aus zehn werden Trupps, aus Trupps werden Kolonnen. Sie singen Lieder, die vergessen waren, und die allen wieder nach zwanzig Jahren einfallen:

„Und schießt mich eine Kugel tot, kann ich nicht heimwärts wandern, dann wein dir nicht die Äuglein rot, dann such dir einen andern."

Immer enger schließen die Reihen. Vollbesetzt fahren die elektrischen Bahnen der Stadt zu, daß die Menschen auf den Trittbrettern stehen.

Keine menschliche Stimme hat sie gerufen, das deutsche Herz hat sie geheißen anzutreten und ihre Bereitschaft zu melden. In der Nähe der Wilhelmstraße stauen sich die Massen, sie bleiben aber in Bewegung, sie füllen die Straßen von Häuserseite zu Häuserseite und überfluten den Wilhelmsplatz.

Der Führer steht auf dem Balkon.

Heilrufe schallen ihm entgegen von einem Volke, das bereit ist, in den Entscheidungskampf zu gehen, und mehr als zwanzig Jahre darauf gewartet hat.

Nicht nur die Deutschen aus Berlin ziehen da unten vorbei, neben ihnen gehen die Deutschen aus dem ganzen Reich, und in ihren Reihen marschieren die Gefallenen aus dem Osten und Westen, dem Norden und Süden, von den Meeren und aus der Luft.

*

Der Besitzer der Tankstelle schließt seinen gekachelten exotischen Bau und das Holzhäuschen. Er rückt zu den Panzertruppen ein. Seine Frau schickt er mit dem Kind zu ihren Eltern aufs Land. Die Schlüssel bringt er zur Mutter und er schärft Ille ein, daß sie auch nie vergißt, die Blumen zu begießen. Er wird auch einmal schreiben. Er ist nicht besonders aufgeregt. Für seine Frau sorgt der Staat, und es sei eigentlich wie erzwungene Ferien. Auch die Schulden hätten Ferien, bis er wiederkäme, aber er müsse doch daran denken, was er mit Ille über den Krieg gesprochen habe. Er käme eben wie ein Gewitter im Sommer, so regelmäßig.

Und die Mutter meint: „Sehen Sie, Herr Krause, ich gehöre ja eigentlich zu den Vorigen, und ich würde es dem Führer selbst sagen, wenn er mich danach fragen würde, er wäre mir gewiß nicht böse, daß ich ihn nicht immer verstanden habe. Nun aber ist Krieg und nicht durch ihn, das weiß ich, denn ich habe es an dem kleinen Kasten miterlebt, da kann mir keiner was vormachen. Nun wird die ganze Meute wieder von England auf Deutschland losgelassen und es wird heißen: ‚Deutscher, dich können wir leiden. Wir sind direkt besorgt um dich. Wir wollen dir helfen gegen die verdammten Nazis.' Sie haben uns ja schon einmal geholfen, die Engländer, damals gegen den verdammten Militarismus. Diesmal aber werden wir den Engländern helfen. Was meinen Sie, Herr Krause?"

Dann gibt sie ihm noch Zigaretten und Schokolade. Alle Läden in der Breitestraße sind schon ausverkauft. Zigaretten gibt es nicht mehr, denn jeder will schicken, jeder will geben. Und einer schimpft — der Herr Braun. Er will sich beschweren. Verrückt sowas! Er soll eine Aufstellung seines ganzen Warenlagers machen und muß unter Umständen abliefern, wenn es sehr reichlich ist. Irgendein aufgeblasener SA.-Mann sei bei ihm gewesen. Er, Braun, wäre ja in der Breitestraße bekannt. Der solle sich nur hüten, falsche Angaben zu machen. Eine solche Beleidigung, wo ihn jeder als reell kenne. Es wäre auch ungesetzlich, abgesehen von den Lebensmittelmarken, aus denen kein Schwein klug würde, geschweige denn er. Der Krieg habe kaum angefangen und mache schon keinen Spaß mehr. Dagegen sei der Weltkrieg wahrhaftig ein frisch-fromm-freier Krieg gewesen, wenigstens im Anfang — während dieser von vornhinein keine Freude mache. Auf diese Weise würde man es verstehen, den Leuten alle Lust zu nehmen. Plötzlich ist er auch der Ansicht daß es in so schweren Zeiten unklug wäre, an eine Heirat zu denken. Allerdings löst er die Verlobung noch nicht auf. Er will erst einmal abwarten.

Autos stehen auf der Straße in langer Reihe neben der Laubenkolonie zum Binger Loch. Sie sind zur Ablieferung aufgerufen.

Pferde werden vorbeigeführt. Sie müssen sich in Halensee stellen.

Gerüchte keimen aus dem Boden. Bei der Frau Regierungsrat wird getrunken und getuschelt.

In Gleiwitz sollen schon die Polen sein. Der Bellert vom Kurzwarengeschäft hat eine Kusine, die auf einen Sprung heute morgen bei ihm war. Sie weiß es genau, weil es ihr die Zeitungsfrau erzählt hat, daß die Polen schon über den Gleiwitzer Sender gesprochen haben. Gehört hat sie es zwar selber nicht, aber immerhin ist sie aus Oberschlesien, muß also die Verhältnisse kennen.

Und da ist der Kuntze aus Kanada. Er wohnt seit einem halben Jahr in der Breitestraße. Er hat die drei großen Miethäuser geerbt, die in der Nähe der Kirche liegen. Sein englischer Akzent gibt allem, was er sagt, viel Gewicht: „Wenn nur die Engländer nicht mitmachen! Hört die französischen Kanadier: ‚Verdammt sind die Wanzen und die Engländer! Sie stellen sich tot, um dann die Menschen nachher noch mehr zu quälen!' Und erst die Amerikaner, die würden es sich wieder zur Ehre anrechnen, den Engländern zu helfen und sich betrügen lassen. Die hätten fliegende Festungen mit 50 Mann Besatzung.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: **Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.**



Typische Straße in Xanthi mit den streng abgeschlossenen Gehöften der Tabakbauern.

Helmuth M. Böttcher:

Das Prinzip der wahren Kunst

Man kann nicht gerade sagen, daß Hans Küpper hungert. Aber satt essen tut er sich wahrscheinlich auch nicht allzuoft.

Er ist Mechaniker in einer großen Fabrik Der Verdienst, der jeden Freitag in der Lohntüte steckt, ist ganz schön. Und es ließe sich damit schon auskommen.

Aber . . .

Hans Küpper hat ein Laster. Ein Laster, das ihn viel Geld kostet: Er malt.

Jeden Sonnabend, den der liebe Gott werden läßt, nimmt er Staffelei und Malzeug auf den Rücken und fährt hinaus Irgendwohin. Ins Grüne. Oder in den Schnee. Oder auch in den Regen. Die Natur ist immer schön, in ihrer Lieblichkeit wie im Toben der Elemente. Hans lebt die ganze lange Woche bloß für sein Wochenende, das ihm die Möglichkeit gibt, mit schönheitstrunkenen Augen der Natur all ihre Herrlichkeit abzuschauen, um sie auf die Leinwand zu bannen.

Wer die Bilder kauft? Kein Mensch! Wo soll ein junger Mechaniker die Verbindungen herkriegen, die ihn an Leute heranbringen, die Bilder kaufen? Bilder mit Sonnenschein oder Gewitter, Bilder mit Wiesen im Schnee, Bilder mit heimlichen Dörfern unter Berghängen. Maler mit Namen und Rang haben ja ihre Schwierigkeiten, ihre Werke zu verkaufen.

Also hängt sich Hans Küpper seine Stube damit voll. Sie hat vier Wände. Da geht allerhand hin. Und was keinen Platz findet, wird in einer Kiste fein säuberlich aufgestapelt. Da kann man es 'rausholen nach Feierabend und sich daran freuen. Dann kommt die Friedel manchmal, legt die Arme um ihres Liebsten Schulter und schaut mit ihm gemeinsam alle Herrlichkeiten an.

Und dabei denkt sie: „Wenn wir heiraten, brauchen wir Betten und Wäsche, Möbel und Geschirr, eine Kücheneinrichtung und so viel anderes. Falls der Hans seine Malerei aufgeben würde, könnte man sparen, und bald wäre das Nötigste beisammen. Aber so? Da geht jede Mark weg für Keilrahmen und Leinwand, für Pinsel und Farbe, für Fahrgeld und Landaufenthalt! Alt und runzelig kann man darüber werden!"

Es hat zwar noch lange Weile damit bei der Friedel. Doch sie sagt sich's so oft vor, daß sie bald selber daran glaubt.

„Was du nur immer hast!" lacht der Hans unbekümmert. „Das mit dem Heiraten hat Zeit. Wir sind ja beide noch so jung. Lieb haben kann man sich auch ohne Heirat."

„Und heiraten kann man auch ohne Bilder", mault Friedel.

Aber es ist nichts zu machen. Hans bleibt bei seinem Pinsel, und Friedel muß warten.

„Wie lange eigentlich noch?" fragt sie.

„Bis wir genug Geld beisammen haben."

„Und wann wird das sein?"

„Wenn ich meine Bilder verkaufen kann."

Das ist wie bei zwei Katzen, die um einen Pfahl rennen und sich dabei gegenseitig in den Schwanz beißen. Jede hat recht. Und beide laufen. Aber vorwärts kommt keine.

„Wenn ich erst einen Namen habe!" verspricht Hans. „Wenn ich als Künstler bekannt bin! Dann wird das alles leichter. Da reißt man mir meine Bilder aus der Hand. Paß auf, Friedel, dann führen wir ein Leben wie Gott in Frankreich."

Friedel glaubt noch nicht daran. Vorläufig jedenfalls wäre ihr eine Wohnküche und eine Schlafstube genug.

„Stelle deine Bilder doch mal aus", rät sie.

Aber da kommt sie schlecht an.

„Daß ich mich vor aller Welt bis auf die Knochen blamiere? Ausgeschlossen. Später! Wenn ich mehr kann. Im nächsten Jahr vielleicht. Oder in zweien."

Das ist dem Mädel nun doch ein bißchen lang hin und reichlich unsicher. Da muß man schon zur Selbsthilfe greifen.

Sie läßt ein paar Tage vergehen und erkundigt sich inzwischen bei einem Kunsthändler über alles Mögliche, was sie nicht weiß und doch wissen muß, wenn sie sich und Hans helfen will. Und als sie sicher ist, daß er an das letzte Gespräch nicht mehr denkt, fragt sie ihn ganz nebenbei:

„Welches ist wohl dein bestes Bild?"

Hans muß eine Weile überlegen. Dann sagt er:

„Das Frühlingsbild da. Mit den blühenden Bäumen und den Bienenkörben."

„Gibst du mir das? Ich habe mir schon lange ein Bild von dir gewünscht."

„Wozu?" Hans ist überrascht über das Interesse, das seinem Schaffen plötzlich entgegengebracht wird.

„Für mein Zimmer!" schwindelt Friedel. „Damit ich immer etwas von dir bei mir habe!"

Da kann Hans nicht nein sagen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Kunstrichter gehen von Bild zu Bild.

Es ist nicht leicht, aus der Fülle von Einsendungen das beste Stück auszuwählen. Der Vormittag ist warm und drückend.

„Machen Sie, bitte, die Oberfenster auf", sagt Professor Wernst, der Vor-

sitzende des Kunstausschusses. „Man kann ein bißchen frische Luft vertragen."

Nach und nach bildet sich eine einheitliche Meinung über die Bilder von Wert. Da sind zwei Dutzend, die in die engere Wahl kommen. Das Bild von Küpper ist darunter.

„Wir wollen uns frei machen von Stilvorurteilen", erklärt der Professor. „Der Stil darf in der Kunst niemals zum Dogma, zum Selbstzweck werden. Entscheidend für unser Urteil soll immer nur die Frage der inneren Wahrhaftigkeit eines Bildes sein."

„Und was verstehen Sie darunter, Herr Professor?" fragt einer der Beisitzer.

Der Professor guckt den Herrn über die Brillengläser hinweg an.

„Die Naturnähe, mein verehrter Herr Kollege, einzig und allein die Naturnähe eines Werkes. Ich habe in meinem langen Schaffen vielerlei Kunstrichtungen aufkommen und wieder untergehen sehen. Bestand hat immer nur das Leben. Heute gebe ich meine Stimme darum nur einem Bild, das der Natur am nächsten kommt. Es muß so echt sein, daß es ihm gelingt, uns das Leben so, wie es ist, vorzutäuschen . . ."

Friedel steht in der Nähe. Sie hört jedes Wort. Ihr Herz schlägt ihr bis an den Hals. Vor Aufregung hat sie den ganzen Tag noch nichts gegessen. In ihrer Hand knistert das Papier mit dem Frühstücksbrot. Armseliger Honig ist darauf. Keinen Happen davon kriegte sie jetzt 'runter.

„Machen Sie die Fenster doch lieber wieder zu", befiehlt Professor Wernst dem Diener. „Es ist sehr schwül heute. Das treibt die Insekten herein. Unangenehme Zugabe!"

Der Friedel kommt plötzlich ein Gedanke. Wie liebkosend fährt sie mit der Hand über das Bild ihres Freundes hin. Ein Honigtröpflein bleibt unsichtbar darauf hängen.

„Das dürfen Sie nicht", fährt der Diener sie an. „Berühren verboten."

„Entschuldigen Sie! Ich mach's nicht wieder!"

Dann kommt der Kunstausschuß an Hansens Bild.

„Von wem?" fragt Professor Wernst.

Einer der Herren sieht im Verzeichnis nach.

„Frühlingslandschaft mit Bienenkörben von Hans Küpper", liest er vor.

„Unbekannte Größe."

„Kann wohl auch nicht allzuviel."

„Da können wir wohl weitergehen."

Friedel wird es schwarz vor den Augen, Also aussichtslos! Ein Glück, daß Hans nichts von der Ausstellung weiß. Nun ist er blamiert!

Aber er hat's ja gesagt: Ich muß erst noch mehr können . . . in zwei Jahren vielleicht! Du lieber Himmel! Zwei Jahre noch — und dann auch bloß vielleicht!

Friedel muß an sich halten, daß sie nicht aufschluchzt.

Sie hat wirklich keine Lust, noch ins Blaue hinein zwei Jahre zu warten.

Die Herren stehen schon vor dem Nachbarbilde. Einer von ihnen liest vor: „Wiese im Mai von Alfred Bitter."

Der Professor ist begeistert. „Sehen Sie, meine Herren, das ist das Leben, wie es wirklich lebt, die Blumen, die Gräser, die . . ."

Ganz durch Zufall hat er sich nochmals zu Küppers Bild umgedreht, und da bleibt ihm plötzlich das Wort im Halse stecken.

„Ein fabelhaftes Phänomen", sagt er dann und dreht der „Wiese im Mai" den Rücken zu. „Sehen Sie, meine Herren, da haben Sie die Bestätigung dessen, was ich vorhin als Prinzip der wahren Kunst forderte, nämlich daß sie das Leben, wie es ist, vorzutäuschen geeignet sein muß . . ."

Auch die anderen Herren sind noch einmal zurückgekehrt. Und was sie da sehen, ist wirklich ganz erstaunlich, im höchsten Maße verwunderlich. Vor dem Schlupfloch des einen Bienenkorbes sitzt eine Biene, eine richtige lebendige Biene, und sucht offenbar Einlaß. Und eine zweite hockt dicht daneben auf dem Korbe, als gehöre sie da hin.

„Höchst wunderbar!" sagt der Professor. „Ich glaube, meine Herren, wir brauchen nach dem Preisträger nicht mehr länger zu suchen. Wem es gelingt, so lebenswahr zu gestalten, daß selbst die Kreatur davon irregeleitet wird, der kann mehr als wir alle."

Keiner der Kunstrichter widerspricht.

„Na, dann Schluß für dieses Mal!" bestimmt der Professor.

Er geht hinaus. Die anderen Herren folgen.

Friedel steht da. Noch lange. Fassungslos.

Da ist das große Glück doch noch gekommen. Nun wird ihr Hans berühmt. Man wird seine Bilder kaufen. Und sie kriegt ihre Wohnküche und ihr Schlafzimmer — und vielleicht nach und nach noch mehr.

Die beiden Bienen sitzen noch immer da. Friedel sieht sich nach dem Diener um. Er guckt glücklicherweise nicht her . . .

Da macht sie schnell ihr Taschentuch mit der Zungenspitze naß und wischt über das Bild, gerade da, wo das Schlupfloch des Korbes dunkelt.

Es ist schon besser so.

Sie wartet noch eine Weile. Die Bienen kommen nicht wieder . . . Es ist gut so —

Sie geht hinaus. Zu Hans. Der wird sich freuen!

Unterwegs kaut sie ihr Honigbrot. Jetzt schmeckt's.



Liebe Mutter,

dafür, daß ich noch keine volle Woche hier bin, sehe ich doch schon sehr anständig braun aus, findest Du nicht? Alle Deine Ratschläge sind, wie Du siehst, befolgt: Nicht mit unbedecktem Kopf sonnen, – dafür gibt's Kreppapier um Blumentöpfe. Die Augen nicht in der Sonne anstrengen, – also her mit der Schutzbrille. Aber das Pfundigste ist Deine Flasche Nivea-Ultra-Öl* vom letzten Jahr; damit geht das Bräunen doppelt schnell. Wenn's alle ist, nehme ich Nivea-Creme. Jedenfalls bin ich schon richtig sonnenfest . . . . .

SCHÖN BRAUN mit NIVEA CREME

6054

Vorbeugen ist besser denn Heilen
BÜCHER ÜBER GESUNDE LEBENSWEISE

Gesundheit ist Pflicht. Wegweiser für gesunde Lebensgestaltung. Von Dr. Diwok. Mit 35 Abb. 110 Seiten .. RM 1.20

Körperbau u. Lebensvorgänge d. Menschen Von Dr. Diwok. Mit 43 Abb. 106 S. RM 0.75

Richtig helfen bei Unfällen. Von Dr. Diwok. 67 Abb. 100 S. RM 0.75

Kräuterhilfe .. Krankenheil (Heilkräutergemische). Von Dr. Strauß. 30 Abb. 102 S. RM 0.75

Gasschutz, Gashilfe gegen Giftgase. Von Dr. Ruff und Prof. Feßler. 60 Abb. 84 S. RM 0.60

Notverbände und ihre Technik. Von Dr. Marloth. Mit 106 Abbildungen. 48 Seiten. RM 0.50

Die Heilmittel, woher sie kommen, was sie sind, wie sie wirken. Von Dr. Strauß. 47 Abbildungen. 144 Seiten .. RM 1.—

5000 medizin. Fachausdrücke – verständlich gemacht. Von Dr. Strauß. 96 S. RM 0.75

Der gesunde Säugling Von Dr. Niemes. Mit 72 Abb. 96 S. RM 0.70

Wie pflege ich Kranke? Von Dr. Silberkuhl. Mit 95 Abb. 96 S. RM 0.70

Massage. Von Dr. Sieburg. Mit 111 Abbild. 103 Seiten ... RM 0.75

Achtung... Bakterien! Ihre Beschaffenheit, ihre Bedeutung, ihre Bekämpfung. Von Dr. Ed. Strauß. 55 Abb. 103 S. RM 0.80

Vitamine. (Vorkommen, Eigenschaften, Wirkung.) Auskunft an alle von Dr. Ed. Strauß. Mit 30 Abb. 102 S. RM 0.75

Gesicht / Gewicht / Geblüt / Gemüt (Schönheits- und Körperpflege). Von Dr. Strauß. 55 Abb. 128 Seiten ... RM 1.—

VERLAG ALWIN FRÖHLICH • LEIPZIG N 22/Jb

Befreit durch die weltbekannte **Helwakakur von lästigen Haaren.** Sehr bewährt, von Ärzten und Fachpersonen erprobt. Gold. Medaille, Großer Preis Brüssel 1932. Dankerfüllte Zuschriften, z. T. über **Dauererfolge** (kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern, schützt Sie vor Enttäuschungen. Kleinkur 2.75, stark 3.25 für größere Flächen 5.50 und 6.50 RM. Nachnahme.

patentamtl. Warenzeichen 468 509

Helwaka GmbH., Köln 39

Seidige lange Wimpern



u. **Augenbrauen** verleihen d. Gesicht den Ausdruck vollend. Schönheit. Mit **Scheufen's Wimper-Balsam** erreichen Sie nach kurzem Gebrauch verblüff. Erfolg. Schützt vor Enttäuschung. **Preis** mit Wimpernbürste **RM. 2.10** 2 Packungen . **RM. 3.50** Fordern Sie kostenlose Broschüre über Haarentfernung, Haarkräuselessenz, Hautpflege, Luxusparfüme, Mitesser, Sommersprossen usw

LEO SCHEUFEN, Laboratorium, Köln-Lindenthal 110, Bachemer Straße 66

Klaren Kopf behalten!

Der schmerzende Kopf verlangt rasche Befreiung. Nehmen Sie deshalb Citrovanille. Seit 40 Jahren bewährt u. bekannt wegen seiner raschen und hervorragenden Wirkung. In Apotheken in Pulver od. Kapselform RM -.96.

Verlangen Sie aber ausdrücklich:

CITROVANILLE

Alte Reserve
Winkelhausen
Stammhaus gegr. 1846

MARYLAN
Zahnpasta
Ein Qualitätsprodukt der MARYLAN-Kosmetik

Große Tube RM 0.75

Die Post
Die Zeitung für jeden
Immer interessante Berichte u. wissenswerte Abhandlungen in der reichhaltigen und vielseitigen Familien-Sonntagszeitung
Bei jedem Zeitschriftenhändler zu haben. **20 Pf.**

Ein Posten für Sie?

Verantwortliche, vielseitige Tätigkeit — 500 RM, 800 RM, 1000 RM Gehalt? Gehen Ihre Wünsche in der Richtung? Sicher. Aber — in **guten Stellungen** wird **viel** verlangt. Ihr Fachwissen gibt den Ausschlag. Das ganze Wirtschaftsleben müssen Sie überblicken, nicht nur Ihr enges Spezialgebiet. Wollen Sie sich dieses Fachwissen erarbeiten, neben dem Beruf in Ihrer Freizeit, mit bescheidenen Aufwendungen? Ja? Schreiben Sie an **Spaeth & Linde, Abt. C Berlin W 35.** Beziehen Sie sich auf diese Anzeige. Verlangen Sie Unterlagen über „Die Handels-Hochschule" – kostenlos und unverbindlich.

Beinverkürzungen

Lähmungen, Bein- und Fußmißbildungen werden durch unsere technisch-orthopädischen Neuerungen weitgehendst behoben. Gang elastisch, bequem und leicht. Kein Korkstiefel, jeder Ladenschuh und Halbschuh verwendbar. Eigene Patente. **Gegründet 1903. • Zu allen Kassen zugelassen.**

Fordern Sie Gratisbroschüre Nr. 126

EXTENSION Frankfurt am Main-Eschersheim

Magen wieder ganz in Ordnung

Magendruck, -brennen, -schmerzen, saures Aufstoßen, Sodbrennen, Kollern, Blähungen usw. nicht nur beschwichtigen, sondern an der Wurzel fassen, beseitigen und das volle Wohlbefinden wieder herstellen: dazu sind

Thylial-Pillen

da. — **Frei von Natron und Magnesia, hat Thylial die Aufgabe, für normalen Säuregehalt zu sorgen, säurebildende Gärungen zu verhüten und die Magenwand vor Schädigungen zu bewahren.** Daran liegt es, daß Thylial solche raschen und gründlichen Dauererfolge zu verzeichnen hat. Schachtel mit 40 Pillen RM. 1.52. Erhältlich in den Apotheken; wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie die Aufklärungsschrift T/683 kostenlos u. unverbindlich von der Firma Carl Bühler, Konstanz.*

• Kauft bei den Inserenten unserer Zeitung! •

VAUEN
Die Pfeife für Sport und Gesundheit
Schutzmarke
Raucherbuch 219 gratis von
VAUEN, Nürnberg-S

Herbin-Stodin

Schaffensfreude

darf niemals durch quälende Kopfschmerzen, Rheuma, Grippe oder Zahnschmerzen beeinträchtigt werden. Daher nehmen Sie bei auftretenden Schmerzen eine **Herbin-Stodin-Tablette** welche ja so überaus wirksam ist, das Uebel an der Wurzel packt und die Ursachen schmerzhafter Störungen erfolgreich bekämpft. Am besten Sie verlangen in der Apotheke einfach Weber's Tablette gegen Schmerzen, denn diese bringt die gewünschte Erleichterung. Achten Sie aber immer auf das H im Dreieck

**jetzt 10 Tabletten 0.52 · 20 Tabletten 0.91
60 Tabletten 2.20**

Herbin-Stodin
Weber's Tablette gegen Schmerzen
H. O. A. WEBER · MAGDEBURG

Schickt den **IB.** an die Front!



In der Hand des Meisters!

Instrument und Können machen den Ton! Wie beim Schreiben: Der Halter muß der Hand liegen, er entscheidet die Schrift. Ein **Artus** ist ein Meisterhalter, schön in der Form, handgerecht, mit großem, kontrollierbarem Tintenraum. Für jede Hand die passende Feder!

Artus-Füllhalter erhalten Sie im Fachgeschäft.

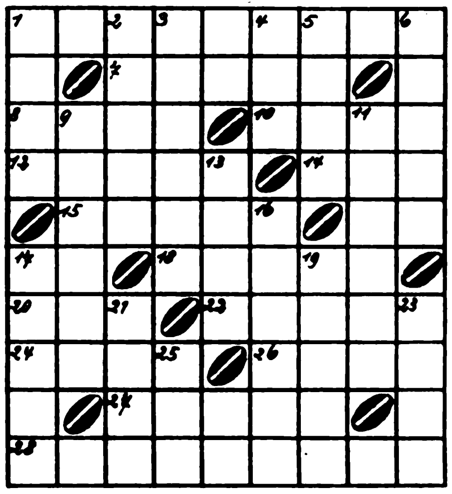
Artus Senior	RM 8.00
Artus Extra	RM 6.00
Artus Ideal	RM 4.85

Artus Füllhalter

„Orthos" Füllhalter-Fabrik, Heidelberg

RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



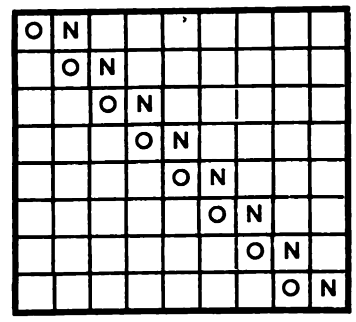
Waagrecht: 1. deutscher Philosoph, 7. Shakespeareshe Bühnengestalt, 8. deutscher Philosoph, 10. Laubbaum, 12. Speisenwürze, 14. Schlucht, 15. Kartenwerk, 17. Abkürzung für Doktor, 18. männl. Vorname, 20. Bindewort, 22. arab.: Herr, 24. Dienstgrad bei der Marine, 26. Edelknabe, 27. röm. Göttin, 28. deutscher Philosoph. — Senkrecht: 1. griechische Göttin, 2. männl. Vorname, 3. Ostgotenkönig, 4. Gewässer, 5. irische Grafschaft, 6. eisern, 9. Stadt in Schweden, 11. witzig, 13. Schwimmvogel, 16. aufgeschichteter Haufe, 17. französischer Schriftsteller 19. Jahrh., 19. Stadt in Japan, 21. Teil des Hauses, 23. Bodenerhebung, 25. Getränk.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — ber — bruck — chthei — ci — dam — der — dick — din — dom — e — e — el — en — en — er — ga — gal — gies — grant — gu — häu — inns — ka — la — la — la — li — list — man — mi — nau — neis — ni — no — on — or — pa — ran — re — rot — sa — se — se — sen — si — si — si — spe — ster — ta — te — tel — ter — ter — tes — u — zi — zi — zin sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die dritten von unten nach oben gelesen ein Zitat aus Schillers Jungfrau von Orleans ergeben. ck = 1 Buchstabe. 1. Gruppe der Huftiere, 2. Tempel auf der Akropolis, 3. Phäakische Königstochter, 4. Schwanzlurch, 5. Hauptstadt der Republik Honduras, 6. römisches Adelsgeschlecht, 7. Vater des Odysseus, 8. Mineral, 9. Schweizer Hochtal, 10. Nebenfluß der Oder, 11. Fachmann, 12. Stadt in Tirol, 13. Auswanderer, 14. Stadt an der Lahn, 15. Rabenvogel, 16. Stadt in Holland, 17. ital. Insel, 18. ital. Tanz, 19. pommersche Insel.

1	11 ....
2	12 ....
3	13 ....
4	14 ....
5	15 ....
6	16 ....
7	17 ....
8	18 ....
9	19 ....
10	

Füllrätsel.



Die Buchstaben: a a a b c d d e e e e e e e f f g h i i i k k k k k k k l l n n n n o o o o r r s s s s t t t t t t t u w z z werden so in die leeren Felder gesetzt, daß folgende Wörter entstehen:

1. Lehre vom Sein, 2. Besprechung, 3. Stadt in Siebenbürgen, 4. jagdlicher Begriff, 5. leichtes Geschütz, 15. und 16. Jahrhundert, 6. geschäftlicher Begriff, 7. Name einer Freundin Richard Wagners, 8. Quetschung.

Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Verhör, Kalter, Reeder, Spinett, Sokrates, Giftmischer, Anleihe, Siebtel, Tonurne, Karwendel, Mahnmal, Punsch, Schaffner, Lift, sind je drei, aus dem letzten Wort nur zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Sinnspruch ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 31:

Silbenrätsel: 1. Donau, 2. Agave, 3. Saturn, 4. Lagerlöf, 5 Ararat, 6. Chianti, 7. Hamburg, 8. Eule, 9. Neckar, 10. Egeria, 11. Raffael, 12. Humus, 13. Abendland, 14. Eidechse, 15. Literatur, 16. Triglav, 17. Undine, 18 Nektar, 19. Steuerbord, 20. Viper, 21. Eigenbau, 22. Radames, 23. Nidaros. „Das Lachen erhaelt uns vernuenftiger als der Verdruss." Lessing. ✱ **Kryptogramm:** Dover, Vernunft, Hoftor, Carmen, Tusche, Tundra, Hochwild, Hellespont, Brindisi, Waffel, Efendi, Deich, Bahngleis, Bruecke, Rückzug, Bresche, Staffel, Gent. „Vernunft, o Mensch, und Wille sind Waffen, dein Glueck zu schaffen." Herder. ✱ **Silbentreppe:** 1. Daphne, 2. Nekrolog, 3. Loggia, 4. Apolda, 5. Damara, 6. Ranunkel, 7. Keller. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Spree, 5. Kobra, 9. Fall, 10. Laie, 12. Reat, 14. Ehe, 16. Sika, 18. Emu, 19. Okapi, 20. San, 22. Tip, 24. Erker, 26 Erato, 27. Naila, 28. Rubin. — Senkrecht: 2. Pfau, 3. Rat, 4. Elektra, 5. Klepper, 6. bis, 7. Reis, 8. drei, 11. Hand, 13. Emden, 15. Hai, 17. Kanon, 21. Ski, 23. Nab, 25. Ra.


UHU
ERZEUGNISSE
Füllhalter-Tinte
fließt blau wird schwarz
besonders dünnflüssig
UHU-WERK, Bühl-Baden
UHU-Spezial-Füllhalter-Tinte von RM. 0,35 an × UHU-Alleskleber von RM. 0,20 an
in allen Fachgeschäften


Wir werben für später!
Capama Senkel
Der gute Senkel
GARANTIE für gute Qualität
Gerade jetzt muss er reissen!
Kleinigkeiten, auf die man achten muß:
Capama -Senkel mit der bewährten Capama - Spitze lassen sich leicht einschnüren, sind bindefest und halten lange.
Werden Sie aber nicht ungeduldig, wenn Sie vorübergehend den bewährten Capama -Senkel nur selten bekommen. Die Produktion ist beschränkt. Größere Aufgaben stellt uns die heutige Zeit. Unsere Werbung aber gilt der Zukunft, denn täglich wächst die Zahl derer, die den Wert eines guten Schnürsenkels zu schätzen wissen.
Capama -Erzeugnisse gibt's nur in Fachgeschäften.
Capama
VORSTEHER & BÜNGER, WUPPERTAL-OBERBARMEN


Mutti wird doch meinen
DIALON-PUDER
nicht vergessen


DAS GROSSE AUSTRIA A·B·C
AUSTRIA
MILDE SORTE
Das große Austria ABC ...
so heißt die neue Reihe der Bildanzeigen für unsere „Austria-Zigaretten". Aus der Großzahl der Besonderheiten, die den Ruf und Namen unserer Erzeugnisse begründen, stellen sich im Rhythmus ABC zunächst gerade jene vor, die Träger unserer weitbekannten Qualität geworden sind.
Mit „Austria", dem Namen unseres Unternehmens, beginnt es, und jeder Raucher weiß es:
Austria Zigaretten
sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z
MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.

Werdet Mitglied der NSV!

Lest den „Völkischen Beobachter“

Humor

Petermann war fünf Jahre von seinem Heimatort weg gewesen. Nun war er wieder daheim und war neugierig, was wohl die Leute sagen würden, wenn sie ihn nach so langer Abwesenheit wiedersehen würden.

Eben hatte er mit seinem Koffer den Bahnhof verlassen und überlegte, wohin er zuerst seine Schritte lenken sollte. Da sah er den alten Krause langsam auf sich zukommen. „Ah, sieh einer an", sagte der, „willste verreisen, Petermann?"

*

Gretchen und Hans haben ihr Taschengeld zusammengelegt, um sich ein Meerschweinchen zu kaufen. Sie gehen einträchtig in ein Geschäft und verlangen so ein Tierchen. „Ein Männchen oder ein Weibchen" fragt der Verkäufer. — „Ach das ist egal, wenn's nur Junge kriegt", meint Hans.

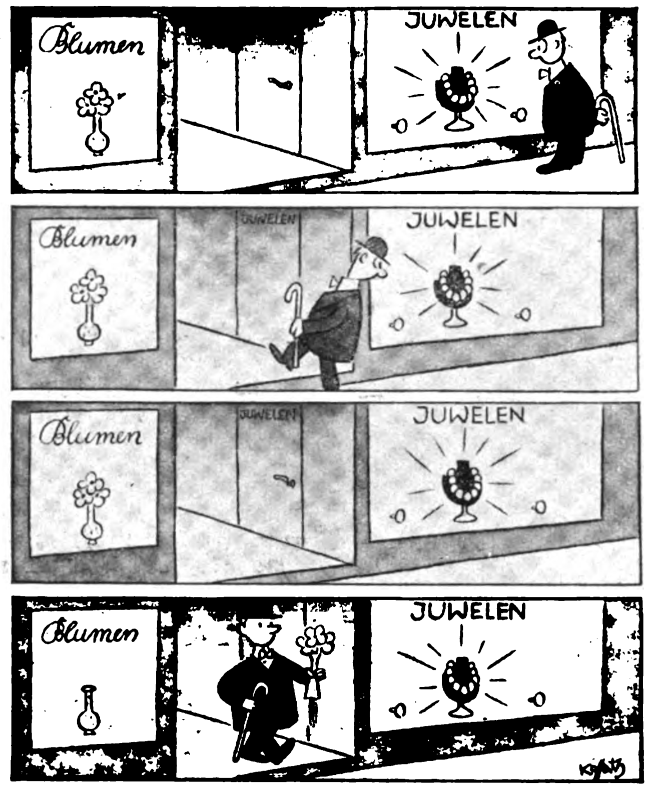
*

„Lieselotte, was liest du da für ein Buch?"

„Etwas über Kindererziehung!"

„Nanu, seit wann interessierst du dich dafür?"

„Ich möchte nur mal sehen, ob ich auch richtig erzogen werde!"



Das Geschenk zum Jahrestag der Hochzeit.
Zeichnung: Kossatz.

„Fritz, was hast du denn da in der Hand?"

„Nichts, Herr Lehrer!"

„Dann lege es sofort weg!"

*

Heck schickt folgendes Telegramm an Meck:

„Sofort kommen, reiche Braut in Aussicht!"

Mecks Antwort lautet:

„Kommen unmöglich, stop! Liege mit Angina im Bett stop!"

Darauf telegraphiert Heck abermals:

„Schmeiß det Luder 'raus und komm!"

*

„Bei dem Unfall hat Ihr Schwager, der Sprachforscher, die Sprache verloren?"

„Was heißt hiei Sprache? Alle 15 Sprachen, die er beherrschte, hat er dabei verloren!"

*

„Das eine sage ich Ihnen, meine älteste Tochter hat jetzt sogar Verbindungen mit den reichsten Leuten unserer Stadt."

„So, was ist sie denn?"

„Telephonistin auf dem Fernsprechamt!"

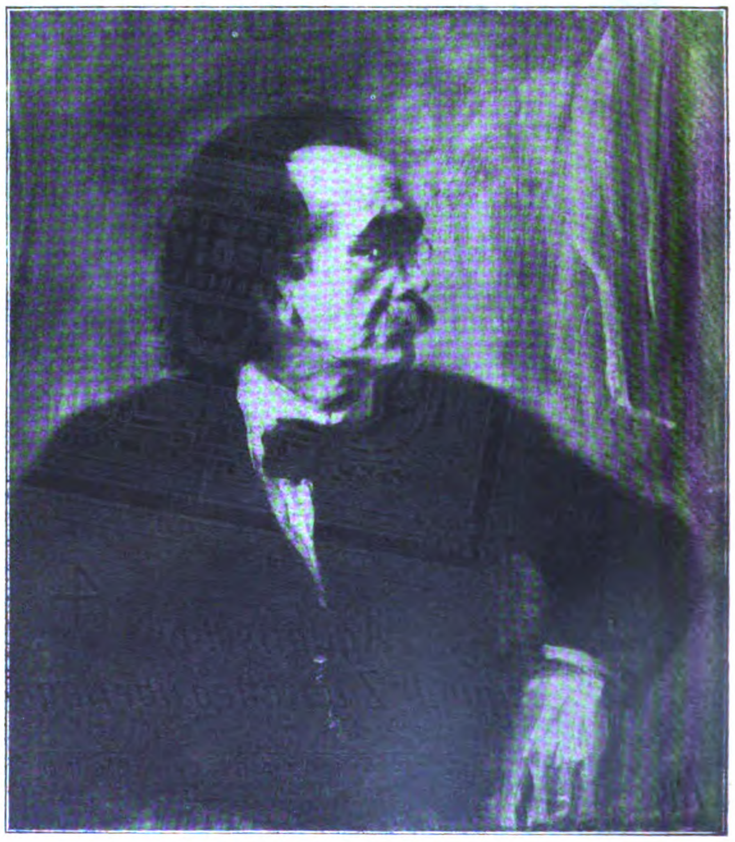


Hans Happ, Frankfurt a. M.: **Thetis**

BILDER AUS DER GROSSEN DEUTSCHEN KUNSTAUSSTELLUNG IN MÜNCHEN 1941



Gisbert Palmié, München:
Am See



Leo Samberger, München:
Der Pianist Josef Pembaur



Julius Engelhard, München:
Spitzentanz



J. Paul Junghanns, Düsseldorf:
Der lustige Schimmel

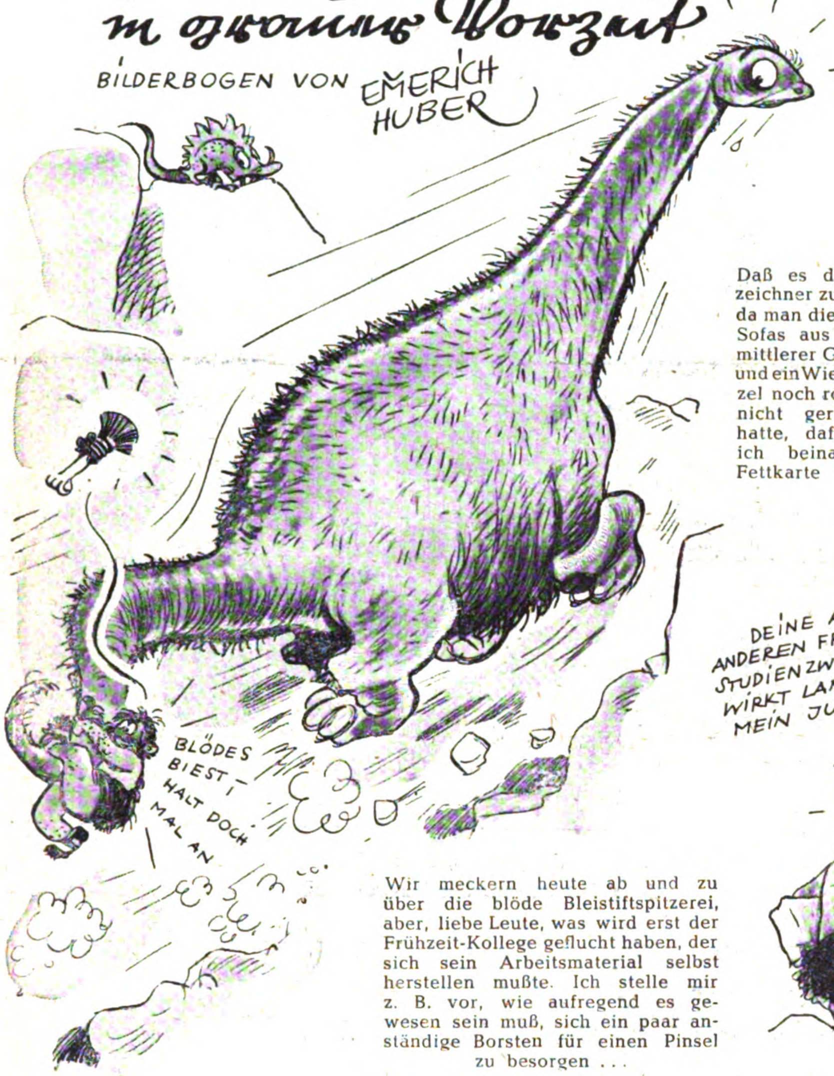


Franz Eichhorst, Berlin:
Maschinengewehrschützen

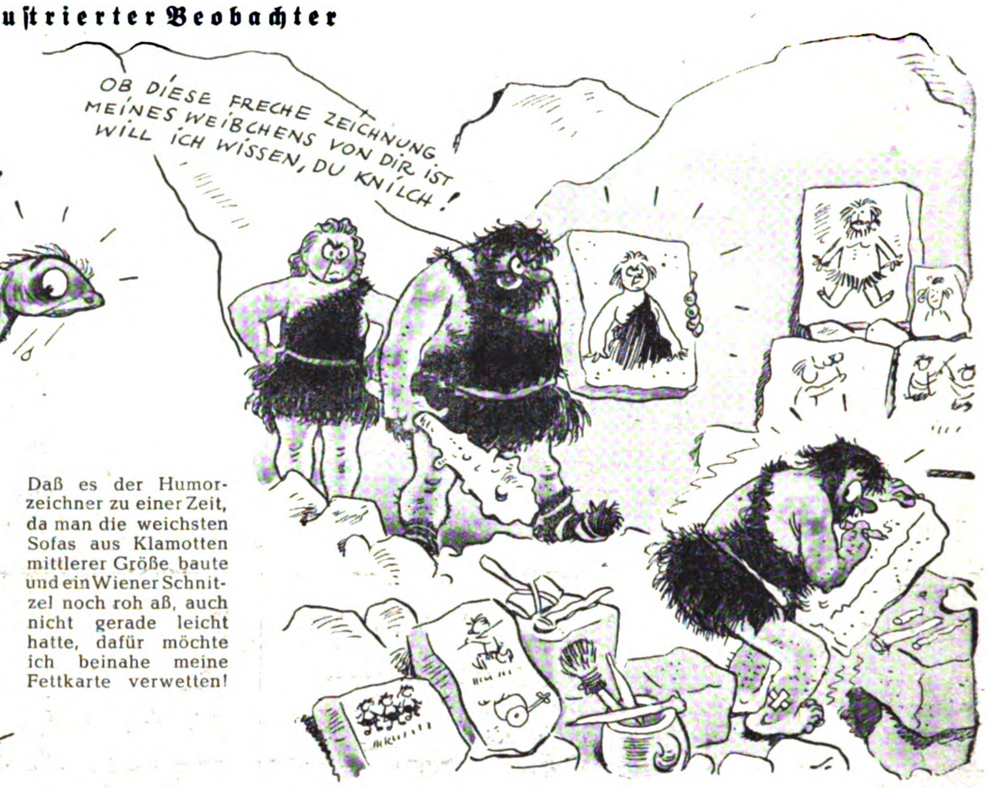
Aufnahmen: Hr. Hoffmann.

Ich denke an einen Berufskameraden in grauer Vorzeit

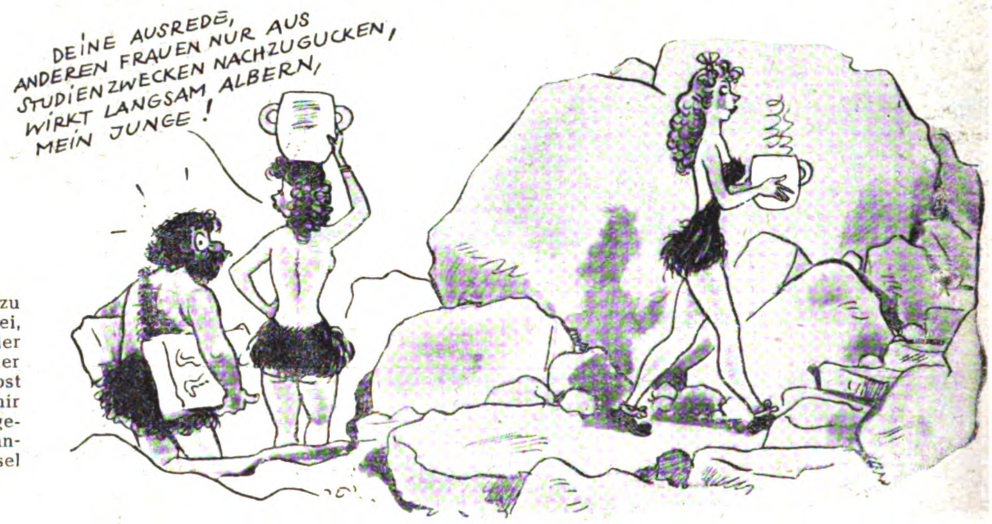
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



Wir meckern heute ab und zu über die blöde Bleistiftspitzerei, aber, liebe Leute, was wird erst der Frühzeit-Kollege geflucht haben, der sich sein Arbeitsmaterial selbst herstellen mußte. Ich stelle mir z. B. vor, wie aufregend es gewesen sein muß, sich ein paar anständige Borsten für einen Pinsel zu besorgen ...



Daß es der Humorzeichner zu einer Zeit, da man die weichsten Sofas aus Klamotten mittlerer Größe baute und ein Wiener Schnitzel noch roh aß, auch nicht gerade leicht hatte, dafür möchte ich beinahe meine Fettkarte verwetten!



Wenn der Kollege von damals ein treues Weib sein eigen nannte, bin ich fest davon überzeugt, daß es auch damals schon so wie heute gewesen sein wird ...





„Quasselstrippen" gab's bestimmt noch nicht — vielleicht auch noch keine Schriftleitung, aber wenn ja, dann haben die Schriftleiter bestimmt auch schon damals Zornestränen mit gräßlichen Schimpfworten und Zwangsmaßnahmen gemischt, um den armen Berufskollegen zur pünktlichen Einhaltung von Lieferterminen zu bringen ...



Was mag der geschätzte Frühzeit-Kollege übrigens gemacht haben, wenn ihm mal gerade nischt einfallen wollte? (Das gab's damals auch schon!) Er konnte sich doch noch keine Zigarette ins Gesicht hängen, keine Molle mit oder ohne Korn in die Magenwand wikkeln — Kino kam auch nicht in Frage —, ich denke mir, er wird fischen gegangen sein, bis er wußte, was er auf die nächste Seite des „Illustrierten Steinzeit-Beobachters" bringt ...



Schön ist es, sich vorzustellen, daß der begabte Bursche bestimmt auch mal an den Berufskameraden von 1941 gedacht hat, so wie ich jetzt an ihn ...

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 24] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2,- Esc., Ungarn Pengö -.32,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 14. AUGUST 1941
16. JAHRGANG :·: FOLGE 33

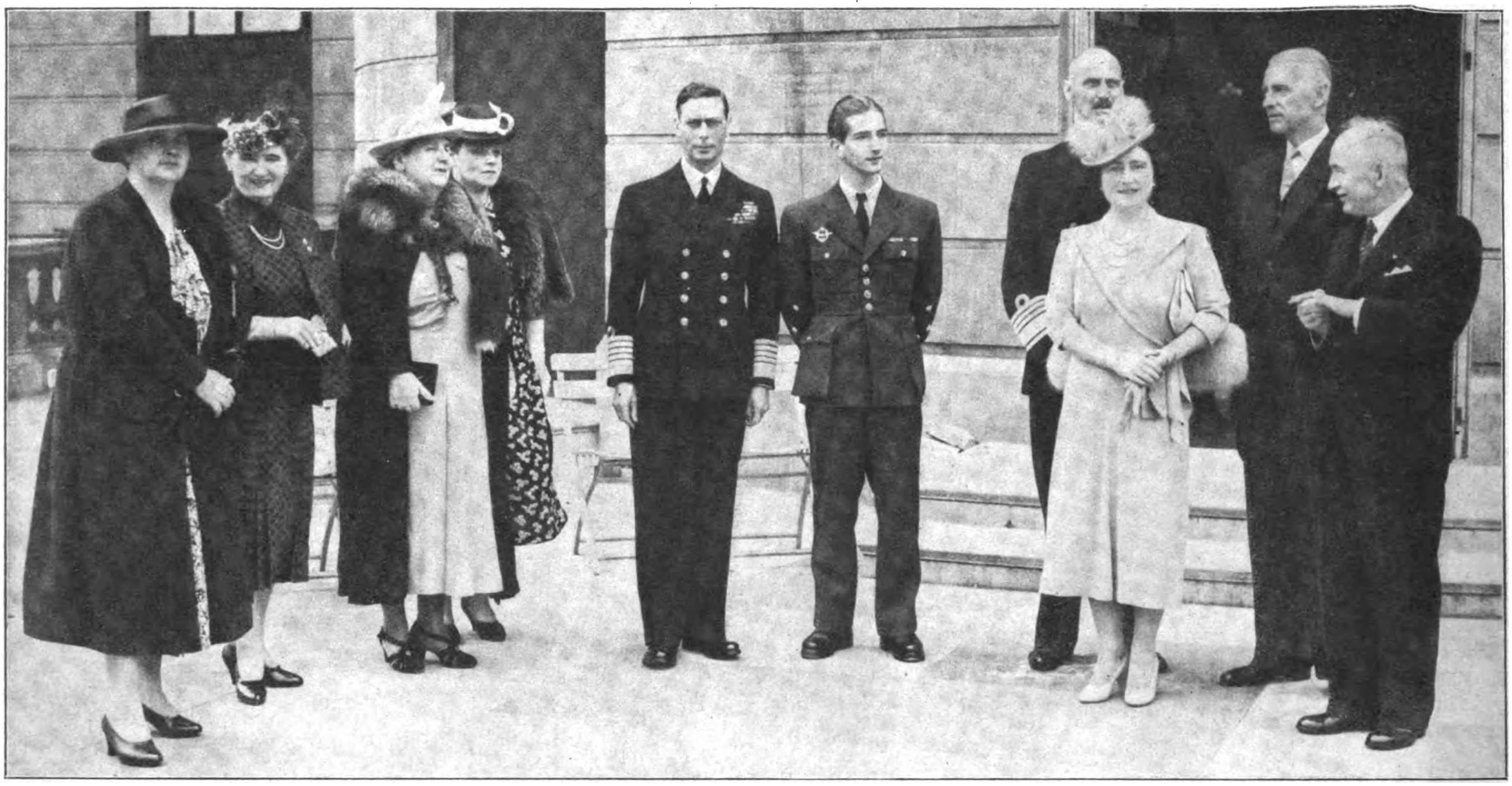
AUS DEM INHALT:
Bilder aus dem Führerhauptquartier / Was sind Roosevelts Erklärungen wert? / Lemberg im Generalgouvernement / Studentinnen-Reichswettkämpfe u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



EIN TATSACHENBERICHT ÜBER
Oberst Mölders
BEGINNT IN DIESEM HEFT.

Gut Freund mit der ganzen Kompanie.
Die Kompaniekatze kann ihren großen Bedarf an Zärtlichkeit reichlich decken.
Aufnahme: PK. Etzold-PBZ.



Herr Churchill rief, und alle kamen.
Von links: Maria aus Belgrad, Frau Benesch, Wilhelmina aus dem Hause Oranien, Frau Raczkiewicz, Georg VI., Peter der Eintagskönig, Haakon aus Oslo, die Queen, Pan Raczkiewicz, der Popanz des Generals Sikorski, und der „Philosoph" Eduard Benesch.

ROOSEVELTS „KAUFMANN VON JUDÄA"

Ein Skandal, der die ganze zivilisierte Welt angeht



Der Jude Theodor Kaufmann, Präsident der amerikanischen Friedensliga, ein Freund Franklin D. Roosevelts, schrieb das in Riesenauflage erschienene Buch „Deutschland muß vernichtet werden".

Eine seiner sadistischen Forderungen lautet: Die deutsche Wehrmacht wird gefangengenommen, sterilisiert und in Arbeitskommandos zum Zwecke des Wiederaufbaues auf die europäischen Länder verteilt. Der Einsatz von 20 000 Ärzten genügt, um die Sterilisation der deutschen Wehrmacht innerhalb eines Monats durchzuführen.

Aufnahmen: Associated Press.



Winston Churchill befriedigt sein Bedürfnis, sich durch die Royal Air-Force Mut machen zu lassen.
Er besichtigt hier die neueste und größte Konstruktion, „fliegende Festungen" genannt. Einer dieser „unbesiegbaren" Fernbomber wurde kürzlich während seines ersten Feindfluges über Berlin von unserer Flak abgeschossen.



Der Führer empfängt Marschall Kwaternik.
Der stellvertretende kroatische Staatsführer und Minister für die Landesverteidigung, Marschall Kwaternik, der Deutschland kürzlich besuchte, wurde im Hauptquartier vom Führer empfangen. Auf dem Bilde rechts: Reichsaußenminister v. Ribbentrop.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2).



Feldmarschall Mannerheim, der jetzt zum drittenmal seine tapferen Finnen gegen die Bolschewiken führt, mit Offizieren seines Generalstabes im Felde.



General Antonescu begrüßt bei einer Division in Bessarabien einen 54 Jahre alten Kriegsfreiwilligen.
Aufnahme: PK. Brunnengräber Atlantik.

Was sind Roosevelts Erklärungen wert?

ROOSEVELT ALS ANGREIFER ENTLARVT!

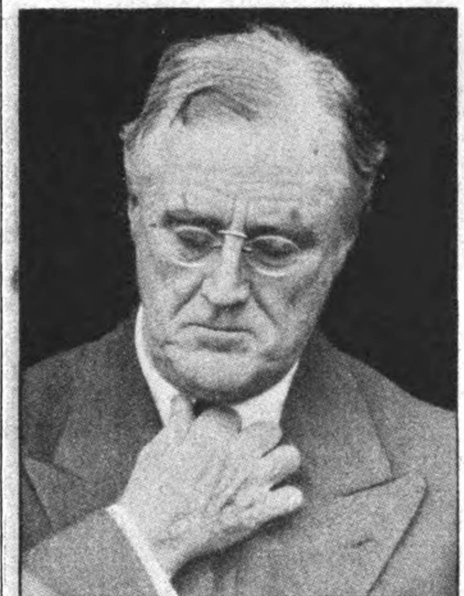
Diese Karte von dokumentarischem Wert verdanken wir der seit Jahr und Tag ungewöhnlich deutschfeindlichen „New York Times". Die Karte, die am 2. Juni 1940 veröffentlicht wurde, grenzt die von Roosevelt gezogene „Verteidigungslinie der westlichen Hemisphäre" ab.

Zu den schraffierten Grenzlinien wurde in den Erläuterungen jedesmal gesagt: „Grenzen des Gebietes, das in die Verteidigung der Hemisphäre eingeschlossen ist."

Auf der Karte ist übereinstimmend die amerikanische „Verteidigungslinie" nach Osten durch die Mitte des Atlantik gezogen, beginnend bei Grönland! Island lag außerhalb dieser „Verteidigungslinie"! Wenn nunmehr Roosevelt Island besetzen ließ, dann ist an Hand dieser vor einem Jahr erschienenen Karte des Roosevelt-Organes der Präsident der USA. ganz einwandfrei der Überschreitung der „Verteidigungs"linie und damit des ausgesprochenen Angriffes auf Europa, auf die östliche Halbkugel, überführt worden!

Roosevelt, der als ausführendes Organ der jüdischen Rachekrieger überschäumend und in Verdrehung der historischen Tatsachen laufend von den „europäischen Aggressoren" spricht, ist somit selbst der Aggression überführt! Roosevelt selbst, der auf wiederholte Fragen nach einer Begriffsbestimmung für einen Angriff ausweichend geantwortet hat, hat durch seine früheren Darstellungen selbst einen überzeugenden praktischen Beweis dafür gegeben, was man unter einem Angriff zu verstehen hat.

Wir werden den Präsidenten der Vereinigten Staaten durch die Veröffentlichung dieser sehr instruktiven Karte wohl kaum in Verlegenheit bringen, denn seine Auffassung über die westliche Hemisphäre richtet sich, wie er vor einiger Zeit selbst einmal sagte, ganz und gar danach, mit welchen Geographen er jeweils gesprochen habe. Es ist Sache des amerikanischen Volkes, Vergleiche darüber anzustellen, wie weit sich Franklin Roosevelt durch seine herausfordernde Politik von dem politischen Grundsatz des fünften Präsidenten der Vereinigten Staaten, James Monroe, die am 2. Dezember 1823 verkündet wurde, schon entfernt hat. Wenn wir uns recht entsinnen, diente die Monroe-Doktrin ursprünglich auch dem Zweck, einem 1821 erhobenen Anspruch Rußlands auf die Nordwestküste Nordamerikas entgegenzutreten; Roosevelt benutzt sie nicht allein als Vorwand für den Anspruch auf die Vorherrschaft in Südamerika, sondern auch für seine besondere Hemisphäre, die er inzwischen schon bis Island gezogen hat.



Harris & Ewing
POLICY-MAKER ROOSEVELT
". . . we won't send troops abroad."

Und nochmals entlarvt ...
Diese Aufnahme vom „Politikmacher (!) Roosevelt" wurde in dem Neuyorker Wochenmagazin „Time" vom 29. April 1940 mit dem Text begleitet: „... wir werden keine Truppen nach draußen senden ..." In dem beigegebenen Artikel wird noch der volle Wortlaut dieser Erklärung Roosevelts mitgeteilt: „Whatever happens, was sich auch ereignen mag, wir werden keine Truppen nach draußen (in Übersee) senden!" Die Besetzung Irlands durch 80 000 Mann amerikanischer Marinetruppen, also durch ein regelrechtes Expeditionsheer, hat nun auch die hier wiedergegebene frömmelnde Pose, dies nach innen gekehrte Gesicht eines politischen Biedermannes und seine fast beschwörende Handhaltung als gröblichste, auf Täuschung berechnete Heuchelei entlarvt.



Rechts:
Wie Amerika die Verteidigung der westlichen Halbkugel betrachtet.
Mit der Besetzung Islands, die von Präsident Roosevelt mit der unwahren Behauptung von einem „Hilferuf" Islands zu „begründen" versucht wurde, hat Washington die noch vor Jahresfrist selbst bestimmte „Verteidigungslinie" nach Osten hin überschritten. Island liegt auf dieser Karte, natürlich und selbstverständlich, weit jenseits jeglicher Interessensphäre Amerikas. Mit dieser Karte in den „New York Times" vom 2. Juni 1940 wird somit der ausgesprochene Angriffscharakter des Rooseveltschen Schrittes über die westliche Halbkugel hinaus bewiesen! Sprechend ist auch im Pazifik durch die Grenzziehung und die Einzeichnung der Marine- und Luftstützpunkte die gegen Japan gerichtete Aggression deutlich gemacht.

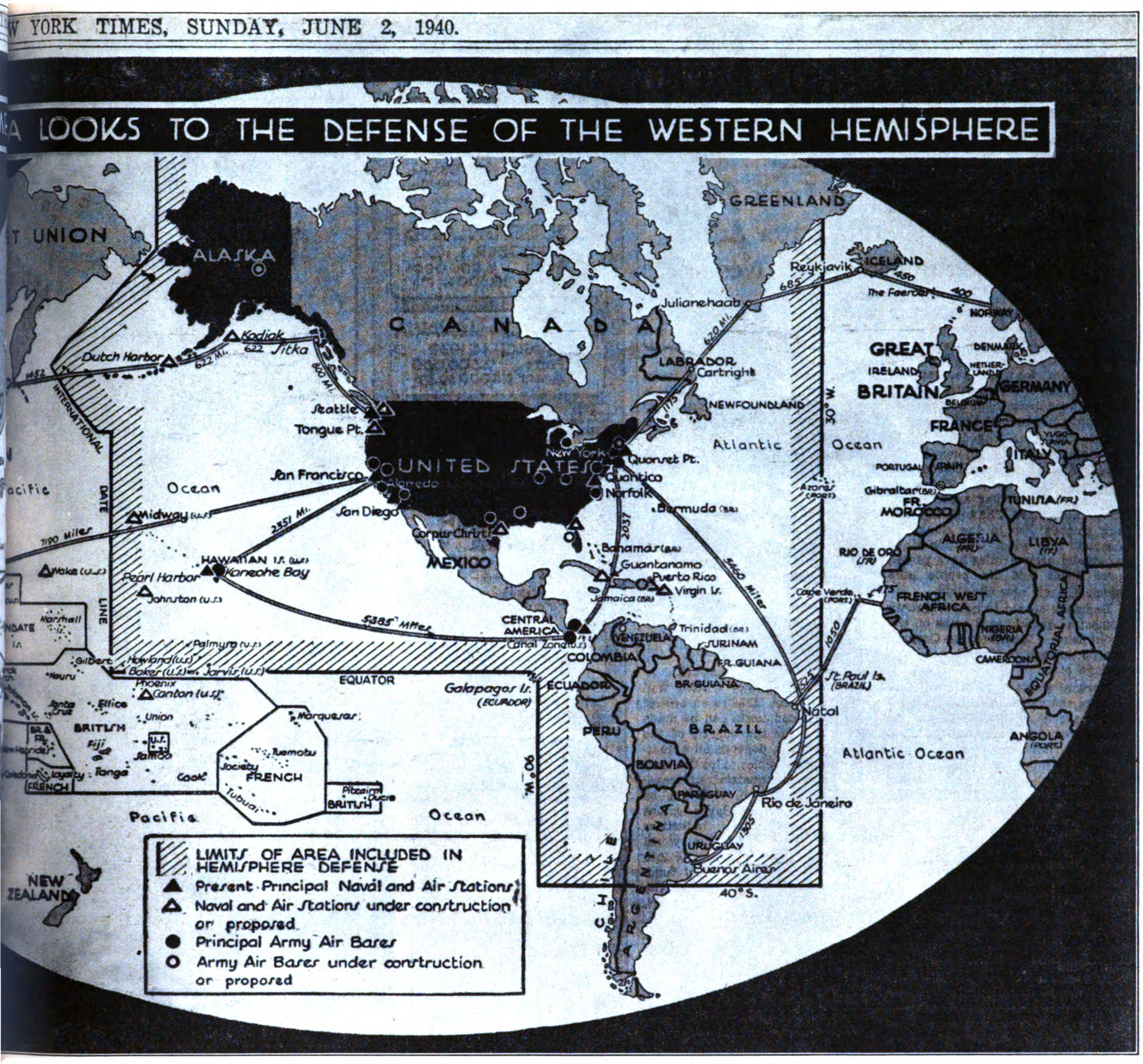




Ein Sowjetbunker wird vernichtet

Sprung auf, marsch, marsch!
In langen Sätzen eilt der Sturmtrupp durch das Vorgelände des sowjetischen Bunkers.

Der Sowjetbunker ist auf einem Hügel angelegt.
Geschickt jede Deckungsmöglichkeit ausnutzend, arbeiten sich die Sturmpioniere den Hügel hinan.

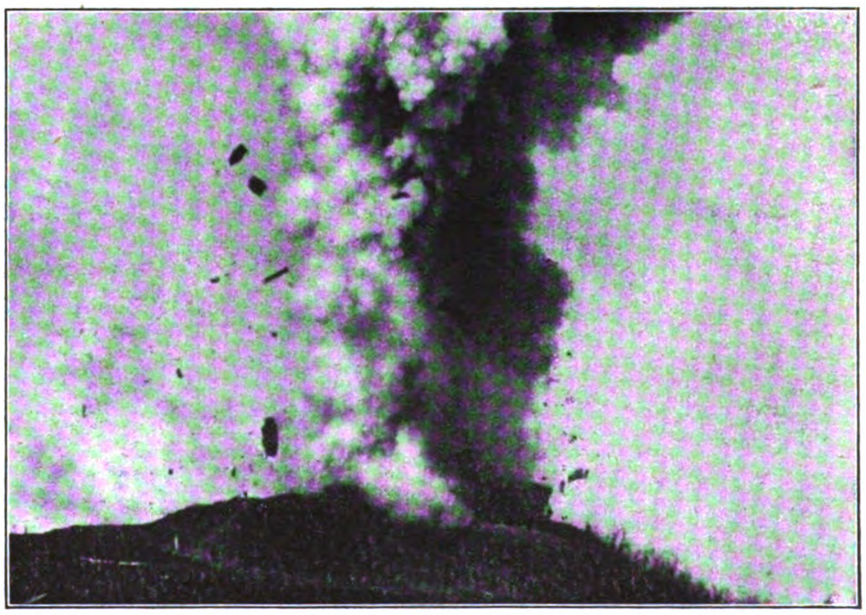


WAS IST WESTLICHE HEMISPHÄRE?

So sah noch am 2. Juni 1940 die „New York Times", Roosevelts Sprachorgan, die westliche Halbkugel. Wie man sieht, gehört Island nach amtlicher amerikanischer Auffassung damals noch nicht zur westlichen Hemisphäre, die mithin in ihrer wachsenden Ausdehnung ein geographisches Monstrum ist.



Der Sowjetbunker ist erreicht.
Gut gedeckt liegt der Sturmtrupp seitlich von ihm im toten Winkel.
Aufnahmen: PK. Dt. Wochenschau-Holzapfel.



Zielsicher haben die Sturmpioniere eine geballte Ladung durch eine Schießscharte in den Sowjetbunker geworfen.
Eine gewaltige Explosion — das starke Festungswerk ist vernichtet.



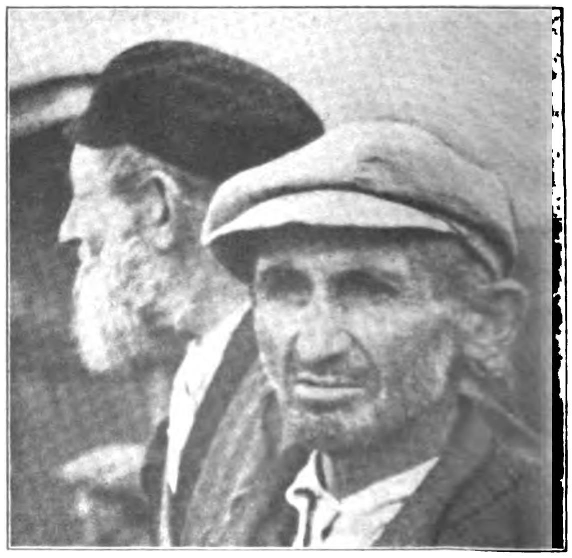
Aufnahmen: PK. Deutsche Wochenschau - Holzapfel und Atlantic - Boesig (4).

Nach der Panzerschlacht.
Die deutschen Panzerschützen steigen aus und nehmen die Bolschewiken in Empfang.









Aus solchen Brüdern macht man Volkskommissare!



Der Oberbefehlshaber von Lemberg, General Roques, übergibt Galizien der Obhut des Generalgouverneurs.

Distrikt Lemberg im Generalgouvernement



Der Generalgouverneur begrüßt den Oberkommandierenden der slowakischen Armee, General Catlos.



Die Übergabe des neuen Distrikts Lemberg an den Generalgouverneur. Der Generalgouverneur verliest die Proklamation.



Der feierliche Staatsakt im Sitzungssaal des Landtagshauses in Lemberg.

Aufnahmen: PGG.-Bilderdienst-Rösner.



Der Generalgouverneur begrüßt den ukrainischen General Sombathelyi.

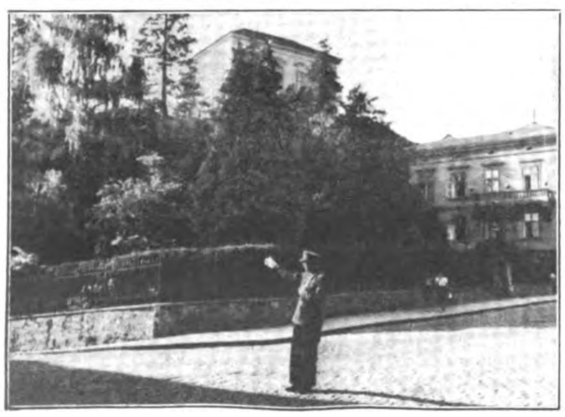




Der deutsche Gesandte Kasche
beim Verlassen des Regierungsgebäudes in Agram.

Der deutsche Gesandte in Agram/Kroatien: SA.-Obergruppenführer Kasche

SA.-Obergruppenführer Kasche wurde am 18. Juni 1903 in Strausberg-Ostbahn geboren. Er besuchte die Kadettenanstalt in Lichterfelde, nahm 1918 an den Kämpfen gegen die Spartakisten in Berlin und 1919 gegen die Bolschewiken im Baltikum teil, zuletzt als Kompanieführer. In den folgenden Jahren gehörte er dem Arbeitsgemeinschaftsdienst in Pommern an, einer sozial eingestellten nationalen Körperschaft. Danach war er in verschiedenen Berufen tätig, Landwirtschaft, Bankwesen, Glasindustrie, Textilhandel. Kasche war Mitglied verschiedener Wehrverbände. Er trat schon frühzeitig in die SA. und in die Partei ein und war von 1928 bis 1931 stellvertretender Gauleiter im damaligen Gau Ostmark. 1930 wurde er Mitglied des Reichstages und 1933 Führer der SA.-Gruppe Ostmark, 1934 Führer der SA.-Gruppe III. 1937 wurde er beauftragt mit der Führung



SA.-Obergruppenführer Siegfried Kasche, deutscher Gesandter in Agram.

*

Die deutsche Gesandtschaft in Agram, das ehemalige königliche Schloß.



General v. Glaise-Horstenau, der Militärattaché der deutschen Gesandtschaft in Agram.





Der deutsche Gesandte mit dem Stellvertretenden Staatschef Kwaternik.

Sonderaufnahmen für den „JB." von Dr. Weskamp.

Konferenz beim Poglavnik:
Von links: Dr. Ante Pavelić, Kroatiens Poglavnik, der kroatische Außenminister Dr. Lorković, der deutsche Gesandte Kasche.



Der persönliche Referent und Adjutant des deutschen Gesandten in Agram, SA.-Standartenführer Regnard, im Gespräch mit dem Führer der kroatischen Ustascha-Bewegung, Blaž Lorković, dem Bruder des Außenministers.



Die Gattin des deutschen Gesandten in Agram mit ihren Kindern.

der SA.-Gruppe Hansa. Gesandter Kasche nahm teil am Feldzug in Polen und im Westen. Am 27. März wurde er verwundet. Er ist Träger des Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP. und des Baltenkreuzes, EK. I und EK. II. Am 21. April 1941 ernannte ihn der Führer zum deutschen Gesandten in Agram.



Die höchste Ehrung für Oberst Mölders: der Empfang beim Führer in Gegenwart des Reichsmarschalls. Hinter dem Führer: Generalfeldmarschall Keitel.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Oberst Mölders

DER ERFOLGREICHSTE JAGDFLIEGER DER WELT

Ein Tatsachenbericht von Axel Wallenius

Luftsieg Nr. 1.

Irgendwo am spanischen Himmel fliegt ein Pulk von 45 Curtiß-Maschinen. Mit sechs eigenen Maschinen geht der Oberleutnant und Staffelkapitän Werner Mölders in den Kampf. Noch nie zuvor hat er so viel Gegner beisammen gesehen. Nur 'ran, denkt er, und hinein in den Feind geht es. Es ist sein erster Luftkampf, er ist sehr aufgeregt und schießt viel zu früh. Schon im Abstand von einem Kilometer gehen die MG.s seiner Me 109 los. Mit elegantem Abschwung flüchtet der Gegner, kleiner und kleiner werden seine roten Punkte — die Kennzeichen der Zugehörigkeit zu den sowjetischen Feinden. Auf einmal kommt die gleiche Curtiß von unten und beschießt den jungen Staffelkapitän. Schnell zieht Mölders hoch, und plötzlich ist er mitten unter den feindlichen Maschinen. Ein riesiger Luftkampf geht los. Das Zahlenverhältnis ist mit 45:6 gegen die Flieger der Legion Condor. Aber ein Fallschirm öffnet sich, und eine Curtiß geht nach unten: der erste Abschuß der Staffel. Kurz darauf muß die zweite Curtiß daranglauben. Mölders setzt sich aus dem Massenkampf ab, fliegt darüber und sieht zwei „Rote" sich heimlich aus der großen Kurbelei entfernen. Er saust hinterher. Die eine Curtiß merkt etwas und empfiehlt sich nach unten. Die vorderste aber strebt unbekümmert dem Meere zu. Von oben auf den Feind herabstoßend, feuert Mölders aus vier MG.s zwei Feuerstöße. Mit starker Rauchfahne geht der Feind nach unten.

Das war der erste Abschuß des Jagdfliegers Mölders. In seinem spanischen Kriegstagebuch ist er unter dem 15. Juli 1938 verzeichnet.

Genau drei Jahre später.

Und drei Jahre später hören wir die Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht aus dem Führerhauptquartier: „Oberstleutnant Mölders schoß am 15. Juli 1941 fünf Sowjetflugzeuge ab. Er hat damit in diesem Kriege insgesamt 101 Abschüsse erzielt und einschließlich seiner 14 Abschüsse im Spanienfeldzug insgesamt 115 Luftsiege errungen."

Dem erfolgreichsten Jagdflieger der Welt hat der Führer die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Hier der Wortlaut des persönlichen Handschreibens des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht an den Jagdflieger Werner Mölders:

„Nehmen Sie zu Ihren heutigen fünf Luftsiegen meine aufrichtigen Glückwünsche entgegen. Sie haben mit diesen Erfolgen im großdeutschen Freiheitskampf 101 Gegner in der Luft abgeschossen und sind einschließlich ihrer Erfolge im spanischen Bürgerkrieg 115mal Sieger im Luftkampf gewesen. In Würdigung Ihres immerwährenden heldenmütigen Einsatzes im Kampf um die Freiheit unseres Volkes und in Anerkennung Ihrer hohen Verdienste als Jagdflieger verleihe ich Ihnen als erstem Offizier der deutschen Wehrmacht die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Mit meinem und des ganzen deutschen Volkes Dank verbinde ich die besten Wünsche für die Zukunft.

Ihr Adolf Hitler."

Oft haben wir in den vergangenen 20 Monaten den Namen des Jagdfliegers Mölders gelesen. Immer wieder aber läßt er uns aufhorchen — und wir denken dabei 23 Jahre zurück.

Manfred Freiherr von Richthofen, der „Rote Kampfflieger" aus dem Weltkrieg hat in diesem Krieg einen Nachfolger gefunden, der ihm an die Seite gestellt werden kann!

Begeistert hörte die deutsche Jugend im Weltkrieg von den Leistungen eines Immelmann, Boelcke, der Brüder Richthofen, eines Udet, Löwenhart, Voß, Rumey, Lörzer usw. Den Jungen unserer Zeit sind Namen wie Mölders, Galland, Wick, Osau, Joppien, Müncheberg und Ihlefeld zum Inbegriff von Tapferkeit und fliegerischem Können geworden.

Die deutsche Jagdfliegerei hat in allen Luftkämpfen des vorigen Krieges das große Können der Piloten beweisen können. Tagtäglich legt unsere neue Jagdwaffe in diesem Kriege Zeugnis davon ab, daß die hohe Leistungsfähigkeit ihrer Maschinen gepaart ist mit einem Menschenmaterial, das über alle Kritik erhaben ist.

Die hohe Zahl an Ritterkreuzträgern, die aus unseren Jagdverbänden in breiter Front herauswächst, ist die natürliche Folge. Mit 1200 Luftsiegen führt das Geschwader Mölders Mitte Juli dieses Jahres die Erfolgsliste der deutschen Jagdflieger an. Mit über 100 Siegen ist der Kommodore an dieser Zahl beteiligt. Das ist eine einzigartige Leistung!

Nicht stures Draufgängertum ist es, das den Grundstein zu diesen Erfolgen legen kann. Oberstleutnant Mölders lehnt die „Kokarden-Psychose", wie der Jagdflieger sagt, völlig ab. Sein Grundsatz heißt: sorgfältig sichern, den Gegner anpirschen, die Situation überschauen und dann aus völlig geklärter Position den Feind annehmen. Kaltblütig und überlegen ist seine Kampfesweise.

Eine Lektion in der Luft.

5. Juni 1940. Es ist schlechtes Wetter mit starker Wolkenbildung. Im Luftraum Frankreichs übt Mölders mit seinen Männern das schon gewohnte Handwerk aus; nämlich den Raum um unsere deutschen Kampfverbände freizukämpfen.

Zwei der angreifenden Moranes sind schon brennend vom Himmel gefallen. Eine dritte setzt zum Angriff auf den deutschen Kampfverband an — sie will sich einen Bomber herauspicken. Mölders liegt im günstigen Schußwinkel, eine Kleinigkeit für ihn, den Franzmann abzuschießen. Er aber bringt einen Kameraden zum Schuß, der an diesem Tage noch keinen Gegner erlegt hat. Durch Funkspruch an seinen Schwarm fragt er: „Wer hat heute noch keinen?" Gleich darauf kommt die Antwort: „Oberleutnant R." — Mölders: „Sehen Sie die einzelne Morane voraus?" — „Jawohl, Herr Hauptmann!" — „Greifen Sie an — halt! — nicht zu früh schießen! — schön aufsitzen lassen!"

Aus 50 Meter Entfernung jagt Oberleutnant R. dem Franzmann seine Garben in den Leib. Der stürzt brennend ab

Das ist Unterricht im Luftkampf! Nicht wie sonst auf der Erde mit Modellen, sondern gleich in der rauhen Praxis des Krieges. Häufig wiederholt Mölders seine Erfahrung, die er bei solchen exerzierten Abschüssen macht.

Bei Charleville stellt er eines Tages für einen zurückkehrenden eigenen Kampfverband den Jagdschutz. Überall schwirren Hurricanes herum. Mölders greift eine Kette an und schießt den letzten Mann ab, als er sich senkrecht nach unten empfehlen will. Mölders steht beinahe auf dem Kopf, als seine Waffen feuern. Hinter ihm hält sich Oberleutnant W. Nach dem Abschuß hochziehend, sieht Hauptmann Mölders wieder drei Hurricanes hinter einem Verband von Heinkel-Kampfflugzeugen. Durch Funkspruch ruft er dem Oberleutnant zu: „Sie nehmen die linke, ich die rechte!" Der Empfang des Befehls wird bestätigt.

Nach dem ersten Feuerstoß des Hauptmanns macht der Rechtsaußen einen rasanten Abschwung nach unten. Ob getroffen oder nicht, war nicht festzustellen.

Also einen neuen! Aber auch der Oberleutnant W. hat den Linksaußen nicht mit einer Rauchfahne nach unten schicken können. Nur eine Hurricane liegt noch vor den beiden Deutschen. Mölders macht seinem Kameraden Platz und ruft ihn an: „Oberleutnant W. angreifen!" Der schiebt den Gashebel bis zum Anschlag nach vorn und setzt sich hinter den Feind. Er tut es etwas ungestüm. Sofort kommt die Korrektur des Hauptmanns:

„Etwas tiefer gehen, W. — noch nicht schießen! Schön ruhig aufsitzen lassen — genauer zielen! Noch etwas näher 'ran, W.! — Jetzt schießen!" Vorn platzt die Hurricane förmlich auseinander.

„Bravo, Oberleutnant W.!"

Glücklich kommt die Antwort zurück: „Na, endlich!"

*

Das war der erste Abschuß des Oberleutnants W. Die kaltblütige Sicherheit seines Gruppenkommandeurs gab ihm Halt zum ruhigen Überlegen. Mölders hat beim ersten Abschuß von so manchem Kameraden Pate gestanden. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, als Führer von Jagdfliegern, den ihm anvertrauten Flugzeugführern den ersten Abschuß zu erleichtern, soweit das möglich ist. Denn der erste Luftsieg kann für die Laufbahn eines Jagdfliegers entscheidend sein. Mit ihm wird der Bann gebrochen, der über jedem jungen Piloten lastet, wenn es im Anfang bei Feindberührungen nicht klappen wollte.

Werner Mölders ist der Typ des Mannes, der einmaliges Können zur Meisterschaft gebracht hat, der aber auch an dieser Meisterschaft andere teilhaben lassen kann. So wurde aus ihm der Lehrmeister.

Und dieser Lehrmeister steht mitten im Kampfgeschehen unserer Zeit. Wenn wir voller Bewunderung seinen Namen mit dem des unvergeßlichen Richthofen in einem Atemzuge nennen, dann hat Werner Mölders das nicht nur durch seine Abschußzahl verdient. Vermutlich wäre diese Zahl heute noch höher, wenn er seine eigenen Leistungen nur aus der Ferne als strahlende Glorie betrachten ließe, der nachzueifern dem Nachwuchs allein überlassen bliebe. Er ist es, der zu siegen versteht und zum Siegen erzieht!

Sein Name ist uns Begriff geworden. Wir lassen ihn von Mund zu Mund gehen; denn Werner Mölders eilt am Kriegshimmel Europas von Sieg zu Sieg. Vergessen wir deshalb nicht, bei den Meldungen von seinen Erfolgen, daß auch das Leben dieses Mannes der jüngsten Gegenwart angehört!

Mit Leib und Seele Infanterist.

Die ganze Jugend unseres Jagdfliegers war überschattet durch den frühen Verlust des Vaters. Er fiel im Weltkrieg, im Jahre 1915, als Werner Mölders zwei Jahre alt war. Die Mutter hat es nicht ganz leicht gehabt mit ihren vier Kindern. Sie brachte es aber fertig, mit der Pension, die man ihr als Witwe eines Studienrates aussetzte, allen Sorgen des Daseins zu trotzen. Nach dem Tode des Vaters siedelte die Familie von Gelsenkirchen nach Brandenburg a. d. Havel über. So wurde diese Stadt die Heimat des jungen Werner Mölders. Hier absolvierte er auch das Gymnasium und schloß mit dem Abitur ab. Seine Schulzeit verlief so, wie bei jedem anderen Jungen — die schönste Zeit waren die Ferien.

Er war dann immer auf dem Gute seines Onkels zu finden. Vielleicht ist er schon hier beeinflußt worden, Jagdflieger zu werden — der Onkel hat den jungen Mölders nämlich zum passionierten Jäger erzogen . . . Allerdings: das sichere Auge dazu war bereits vorhanden. Frühzeitig war er Führer bei den Pfadfindern und im übrigen ein eifriger Ruderer, der in mehreren Regatten Siege herausfahren konnte.

Daß Werner Mölders Soldat werden wollte, das stand bei ihm schon von früher Jugend an fest. Bei seinem Bruder Viktor übrigens auch. Der eineinhalb Jahre jüngere Viktor Mölders führt jetzt als Oberleutnant eine Staffel im Geschwader von Oberst Werner Mölders. Hier wieder eine Parallele vor 25 Jahren: wir erinnern uns an Manfred und Lothar von Richthofen!

An der Fliegerei war Werner Mölders stark interessiert, wie die meisten seiner Kameraden. Das Wesentliche aber war ihm der Soldatenberuf. Fliegerische Betätigung kam für ihn aber nur als Soldat in Frage. Fest war er davon überzeugt, daß wir in Deutschland wieder eine militärische Luftfahrt haben würden. Ebenso klar für ihn, daß er dann mit dabei sein würde.

1931, als er die Reifeprüfung ablegte, hatte Deutschland noch keine Luftwaffe. Also wurde er erst einmal Soldat im Hunderttausendmannheer. Drei von 60 Bewerbern hielten der scharfen Auslese stand, unter ihnen war Mölders. Im April 1931 konnte er sich als Offizieranwärter beim 2. Infanterieregiment in Allenstein/Ostpreußen melden.

Das Rekrutenhalbjahr mit der Ausbildung zum Grenadier gab dem späteren Jagdflieger eine standfeste Grundlage für seine militärische Laufbahn.

Nach Ablauf der Rekrutenzeit wurde Mölders Gefreiter und bildete schon selbst Rekruten in Rastenburg aus. Ein Jahr nach seinem Diensteintritt erfolgte die Ernennung zum Fahnenjunker-Unteroffizier, und damit die Versetzung zu einer Schützenkompanie in Allenstein. Zweimal war der Jagdflieger als Infanterist im Manöver. Trotz seiner reichen Erfolge und nach so vielen Jahren schönsten fliegerischen Erlebens, gehört der Infanterie seine ganze Liebe. Bezeichnend dafür ist seine Äußerung, daß er sich oft bei dem heimlichen Wunsch ertappt, einmal im Jahr als Zugführer bei der Infanterie Dienst tun zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(6. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 32 lautete:

Und da ist der Kuntze aus Kanada. Er wohnt seit einem halben Jahr in der Breitestraße. Er hat die drei großen Miethäuser geerbt, die in der Nähe der Kirche liegen. Sein englischer Akzent gibt allem, was er sagt, viel Gewicht: „Wenn nur die Engländer nicht mitmachen! Hört die französischen Kanadier: ‚Verdammt sind die Wanzen und die Engländer! Sie stellen sich tot, um dann die Menschen nachher noch mehr zu quälen!' Und erst die Amerikaner, die würden es sich wieder zur Ehre anrechnen, den Engländern zu helfen und sich betrügen lassen. Die hätten fliegende Festungen mit 50 Mann Besatzung.

„Nicht auszudenken!" meint Bellert tiefsinnig, „was uns bevorsteht. Wissen Sie, was ich glaube: An der Front wird es sicherer sein als hier!"

Dieses Gespräch wickelt sich ohne jede Aufregung ab; denn in Wirklichkeit glaubt keiner an eine Gefahr für sich selbst.

Aber abends gegen sieben Uhr heult die Luftsirene auf. Jetzt klingt ihr Ton anders als früher im Frieden. Schrill verkündet er den Beginn des Krieges für Berlin. Es ist noch ganz hell draußen. Mutter und Ille müssen in den benachbarten Keller, der unter der Gastwirtschaft liegt. Da hocken alle eng auf Stühlen und Bänken zusammen; denn Angst haben sie natürlich vor dem Unbekannten, das nun über sie hereinbrechen wird. Sie sitzen in einem alten, gewölbten, niedrigen Keller, der durch eine elektrische Birne an der Decke schlecht erleuchtet ist. Die Mutter versucht, ihre Aufregung zu verbergen: „Es wird wie im Dreißigjährigen Krieg", lacht sie. „Wir werden uns in die Keller verkriechen."

„Was dabei zu lachen ist, möchte ich wissen", tadelt der Gastwirt, „in ein paar Minuten sind die Polen da. Sie sollen die beste Luftflotte von Europa haben und Bomben, die ganze Häuserblocks wegrasieren."

„Der Bellert erzählt", sagt der Buchhalter vom ersten Stock, „daß die Amerikaner schon fliegende Festungen mit hundert Mann Besatzung nach Polen geschickt hätten. Die sollten Monate da sein. Polen wüßte schon, warum es sich so störrisch stellte."

Der erwachsene Sohn des Buchhalters läuft in den Keller. Er wollte zeigen, wie mutig er sei, und ist draußen geblieben. Nun hat er deutlich Flugzeuggeräusch gehört.

Furchtbar stöhnt die verwitwete Stadtsekretärin. „Es wird gleich losgehn."

Ein Fremder, den die Sirene draußen erwischte, sagt, daß er einmal in der Eisenbahn jemand gesprochen hätte, der in Spanien war. Es wäre Unsinn, in den Keller zu gehn. Man solle oben bleiben von wegen Gas. Ob einer von den Herrschaften schon mal das große Los gewonnen hätte? Dann würden sie nicht in diesem Keller sein, warum also sollten sie gerade eine Bombe gewinnen? Aber Gas, das treibe sich, einmal losgelassen, immerzu dicht über der Erde herum.

Die verwitwete Stadtsekretärin bittet nervös, derartige frivole Reden zu unterlassen.

Kinder laufen herum, spielen und kreischen. Sie finden herrlich, daß Krieg ist. Endlich wird die Langeweile der Schule unterbrochen. Sie spielen Luftangriff und üben mit dem Mund Warnung und Entwarnung. Dann ahmen sie das Fallen einer Bombe nach, so wie sie sich es vorstellen, und bei einem gemeinsam gebrüllten „bumm" schaltet der Älteste vom Gastwirt das Licht aus.

Die verwitwete Stadtsekretärin springt auf und schreit. Aber schon brennt wieder das Licht.

„Mit den Kindern geht das so nicht weiter", schimpft sie, „schließlich ist doch Krieg, jeder muß es bedenken."

Wütend steht die Frau des Gastwirts vor ihr: „Wollen Sie mir mal sagen, wie ich den Kindern klarmachen soll, was eigentlich Krieg ist?"

„Im übrigen ist es mein Licht", fügt der Gastwirt hinzu, „das kann mein Junge ausdrehen wann er will. Bezahlen Sie es etwa, Frau Stadtsekretärin?"

„Ich geh' morgen zur Polizei, darauf können Sie sich verlassen. Wo ist überhaupt der Luftschutzwart?"

„Im Theater", erwidert der Buchhalter.

„Sowas sollte verboten sein", schimpft die Stadtsekretärin weiter.

„Sie müssen immerhin bedenken, daß wir erst im Anfang des Krieges sind", entschuldigt der Buchhalter.

„Sollten wir uns nicht lieber vertragen?" meint die Mutter, „man braucht ja ungezogenen Kindern gar nicht zu erklären, was ein Krieg bedeutet, sondern wozu der Popo geschaffen ist."

„Das hört sich schon anders an", antwortet die Frau des Gastwirts. „Nun aber ruhig, ihr Balgen, sonst verwalke ich euch den Hintern." Das hilft. Die Kinder verschwinden in einem benachbarten Kellerraum.

Der Buchhalter meint, das beste wäre wohl, bei Luftalarm in den Grunewald zu laufen. Wälder würden ja auf keinen Fall bombardiert werden. Dazu wären die Bomben doch noch zu teuer. In einem Dachzimmer wohnt eine Frau, die im Auswärtigen Amt reinmacht. Der Außenminister soll gelacht haben, behauptet sie. Das ist ein beruhigendes Zeichen.

Der Gastwirt fragt des Buchhalters Sohn, wie viele Flugzeuge er wohl gehört hätte.

„Mindestens hundert", antwortet er.

Die verwitwete Stadtsekretärin stöhnt tief: „Ich habe immer meinem seligen Mann abgeraten, nach Berlin zu ziehn. Er natürlich, er merkt nichts mehr davon. So war es immer."

Da ertönt die Entwarnung.

Zuerst sind alle erschreckt. Das hatten sie nicht erwartet. Dann lachen sie und fühlen sich sehr befreit. Also diese erste Kriegsepisode ist glücklich vorübergegangen. Die deutschen Flieger haben wohl die polnischen verjagt.

Auf der Straße treffen Mutter und Ille Herrn Sonnenschein. Er war in seiner Laube geblieben. „Da fühl ich mich ganz sicher", sagt er. „So aus dem Gefühl heraus. Für alle Fälle hatte ich mir die Ohren zugestopft."

Er ist sehr befriedigt. Zwar hat er nicht erreicht, als Lokomotivführer eingestellt zu werden. Bestimmt aber wird er im Büro beschäftigt. Er wird also dabei sein.

*

Mutter und Ille liegen im Bett, aber beide können nicht einschlafen.

„Mutter, meinst du, daß man es fühlt, wenn jemand verwundet wird, dem man nahesteht?"

Die Mutter nimmt Illes Hand.

„In Köln war eine Frau, die hatte am Tag und zur Stunde einen stechenden Schmerz im Unterarm, als ihr Mann an derselben Stelle verwundet wurde."

„Es war ihr Mann, Mutter."

„Illia, ich denke manchmal, daß ich mit meinen Gedanken die schützen kann, die ich lieb habe, aber es dürfen keine ängstlichen, es müssen gläubige Gedanken sein."

„Und wenn das Herz voller Angst und Sehnsucht ist?"

„Kriecht man mit seinen Gedanken zur Mutter und holt sich bei ihr Mut."

„Glaubst du an Gott, Mutter?"

„Willst du mich wieder ausfragen, wie früher als Kind, wenn wir auf den Friedhof gingen?"

„Ja, Mutter."

„Aber du weißt doch, daß ich dir keine Antwort geben kann."

„Und denkst du, daß es wirklich Menschen gibt, die wahrhaftig an so einen Pastorengott glauben?"

„Ich kann es mir nicht vorstellen, Ille."

„Also ist alles Zufall."

„Nein, Illia, dieser Pastorengott ist zufällig in seinen Entschlüssen und launisch. Ich aber fühle, je älter ich werde, in mir und um mich, manchmal erschauernd, manchmal beglückend, ein Gesetz, das mir auch Zukünftiges deutet."

„Und was sagt dir das Gesetz?"

Die Mutter stöhnt auf: „Fritz wird nicht fallen, Ille, glaube es mir. Er wird nicht fallen."

„Ich habe solche Angst, Mutter, weil ich ihn nicht mit meinen Gedanken so einhüllen kann, wie ich müßte, weil ich ihn habe als Fremden ziehen lassen."

„Du darfst dich nicht fürchten, Illia; denn alles erfüllt sich zu seiner Zeit, und wenn es dann vor uns steht, macht es uns keine Angst mehr, und wir lachen unserer eigenen Torheit."

*

Gibt es eine Macht auf dieser Erde, die größer ist als der Glaube? Da sind die Danziger umstellt von einer Meute bewaffneter und blutdürstiger Polen, da liegt Berlin eine halbe Stunde von den polnischen Bombenflugzeugen.

Am nächsten Morgen ist Danzig frei. Kein polnischer Flieger zeigt sich über Berlin.

Der deutsche Siegeszug rast durch Polen.

Haltet fest am Glauben, wenn auch die ganze Welt euch den Krieg erklärt.

Der Glaube macht das Herz stark, stählt die Faust zum Hammer, und nimmt aus dem Hirn den Zweifel.

Er scheint dem Gedankenzerstückler als Regenbogen und ist für den Demütigen die Leiter zum Himmel.

Der Glaube daran, daß dein Volk eine Seele hat, die im Grunde der Sprache liegt, und die aus dem Boden wächst in der Sonne des Glaubens.

Der Glaube daran, daß diese Seele unsterblich ist . . .

*

Noch während der Nacht — die Stadt ist völlig abgedunkelt — stehen die Menschen massiert auf dem Wilhelmplatz. Sie haben keine Angst vor den polnischen Fliegern. Sie suchen die Nähe des Führers.

Trommelwirbel ertönt, eindringlicher, aufwirbelnder als gewohnt, weil das Ohr des geblendeten Auges wegen empfindlicher ist. Kommandorufe.

Des Führers schattenhafte Kolonne fährt aus der Reichskanzlei auf die Wilhelmstraße. Die Menschen können den Führer nicht sehen, und wissen trotzdem, daß er zu den Soldaten fährt. Heilrufe schallen ihm entgegen.

Weiter huscht die Kolonne durch die dunklen Straßen. Mancher schaut auf: „Was war das für eine Kolonne?"

Sicher fährt sie zur Front, und die Gedanken der nächtlichen Wanderer fliegen zu den Soldaten.

XII.

Stickend preßt die heiße Luft, die Kehle zerschnürend. Als eine graue Decke hängt der Staub über der polnischen Straße . . . Seine Körnchen wirbeln und tanzen in der grellen Sonne aus den mahlenden Rädern der vielen Wagen.

Manchmal reißt ein Windzug die Staubmasse auf und treibt Schwaden über die hellbraunen Sturzäcker und die grünen Wiesen, die sie grau einpudert. Gänse watscheln über die Wiese links der Straße, kommen sich wichtig vor und rupfen das Gras. Gebückt sitzt Fritz auf seinem Kutschbock. Vor ihm Planwagen, hinter ihm Planwagen. Eine Proviantkolonne von vierzig Wagen. Der Staub beißt in den Augen, verschmiert das Gesicht. Zwischen den Zähnen knirscht er und trocknet den Speichel. Der Durst scheint unerträglich.

Schreien und Schimpfen über die ganze Kolonne. Heisere Rufe: „Aufgepaßt! — Verdammte Sauerei!"

Ein Unteroffizier sprengt auf seinem Pferd die Kolonne entlang. Fritzens Wagen legt sich zur Seite. Bis zur Radnabe wühlt er sich ein. Da rechts öffnet sich ein tiefes Bombenloch. Hier pflügten Stukas im Leben der Straße.

Fritz brüllt seine Pferde an: „He, Boddel, ho, Kuddel!"

Geduldig legen sich die Tiere ins Geschirr. Einmal schaut sich Kuddel, der Schimmel, nach Fritz um. So ganz hat er sich noch nicht an ihn gewöhnt, und bis vor einigen Tagen ist er nur über Pflaster gegangen.

Fritz lehnt sich heraus und sieht nach der rechten Seite. Die Räder heben mit der Bodenverschiebung einen toten Polen hoch, einen Offizier, der schon tief im Sande eingesunken war. Fast aufrecht steht er. Durch sein gelbes, staubgeschminktes Gesicht zieht sich die grellrote Kruste des Blutstreifens. Boddel schnuppert nervös. Er zieht die Nüstern hoch.

Er sperrt sich. Er will zur Seite springen:

„He, Boddel!"

Glasige, riesige Augen heften sich einen Augenblick in die von Fritz. Dann kugelt der Körper sich drehend unter die rückwärtigen Räder. Schmerzhaft fühlt Fritz, wie der Wagen den Körper zerdrückt, und schüttelt sich.

Die Pferde springen aufgeregt an. Fritz hält sie hart im Zügel. Ihm wird übel. Er müßte Wasser trinken, das den Geruch und den Geschmack wegspült. Brandgeruch hängt in der Luft.

Ekelhaft süß schmecken die Staubkörner im Mund.

„Ho, Kuddel!"

Ein Kradmelder jagt links vorbei. Schon ist er im Staub verschwunden.

Zerschmetterte Fahrzeuge liegen zur Seite.

Tote Pferde hängen in den Geschirren. Andere sperren die Beine starr nach oben. Ihre Körper sind aufgebläht. Schreckhaft süß stockt der Geruch in der Luft. Die Pferde zittern.

Tote Polen liegen zwischen den Trümmern, zusammengekrampft und auf dem Rücken.

Man sollte nicht hinsehen und muß es.

Zerschmetterte Wagen, zerborstene Geschützrohre, dazwischen eine durch den Druck geöffnete Kiste voll von Nähzeug.

Schwärme von Fliegen werden aufgescheucht, setzen sich auf Fritzens Pferde. Vergeblich versucht er sie mit der Peitsche wegzuscheuchen. Sie umschwirren ihn und kriechen in seine Nase. Weggeschleudert sind Wagenteile weit in den Acker hinein. Ein unversehrtes Geschütz steht da, als wenn es hier aufgefahren wäre. Etwas zieht in Fritz hoch und vergiftet seine Gedanken, wie wenn er gelähmt wäre, verurteilt ewig so zu fahren. Der Tod sitzt neben ihm auf dem Sitz, der Tod öffnet seine Augen und faßt ihn an sein Herz.

Irgendwo heult ein Hund.

Fritz versucht sich mit Schimpfen freizumachen: „Gottsverfluchte Scheiße!"

Zerbrochene Bäume stehen zur Seite. Angst künden ihre in der Minute verwelkten Blätter. Sie sind zerschlagen wie die Menschen. Angst kriecht in Fritz hinein.

Wieder jagt der Unteroffizier vorbei: „Halt!"

Das war einmal ein Garten rechts. Der Zaun ist zerrissen. Steinbrocken liegen weit verstreut herum. Ein geschwärztes Kaminskelett ragt wie eine Stange. Der Tod hat vergessen, einen schwarzen Lappen daran aufzuziehen.

Vor den Trümmern, wo einmal die Tür stand, bellt ein rasender Spitz. Er weicht kaum von seinem Platz. Hier war er angebunden. Nun ist er des Bandes ledig. Aber er springt bellend vor und wird dann von einer unsichtbaren Kette zurückgerissen. Er ist verrückt geworden, der freigewordene Wärter.

Eine Krähe läßt sich auf dem Kamin nieder und fliegt hoch, kommt immer wieder und kreischt.

Verwelkt und verkohlt sind die Blumen im Garten. Drei rohe Kreuze aus Birkenholz stehen mit Schildern. Drei deutsche Stahlhelme hängen an den Kreuzen, staubbedeckte Stahlhelme. Atembeklemmend ist der Geruch. Halbverbranntes Vieh liegt in den Ruinen, zwischen ihnen die verkohlte Leiche eines Menschen. Ratten wagen sich schnüffelnd vor.

Nicht hinsehen! Du mußt hinsehen.

Wieder vorwärts.

Etwas geht es bergunter. Über einen kleinen Fluß, über eine Behelfsbrücke aus Holz. Da stehen Pioniere und rufen: „Mehr links, Kamerad, mehr links!"

Drüben liegt ein ausgebranntes Dorf. Tauben kreisen um die Häuser und wissen nicht, wo sie sich niederlassen sollen. Eine Katze trägt im Maul ein Junges aus den Trümmern. Da brennt es noch. Krachend stürzt ein einstöckiges Haus zusammen. Die Funken sprühen herüber.

Weiter.

Über das Kopfpflaster jagen herrenlose Pferde. Soldaten versuchen sie einzufangen. Ihre Hufe klappern. Sie wiehern in sinnloser Angst.

Infanterie kommt der Fuhrkolonne entgegen. Die Soldaten marschieren wie im Traum. Linkes Bein, rechtes Bein, Schritt vor Schritt.

Ein Major, der den Stahlhelm am Arm trägt, schlohweißes Haar hat er, marschiert an der Spitze. Das Eiserne Kreuz Erster vom Weltkrieg trägt er. Der Schweiß rinnt über sein verstaubtes Gesicht. Er marschiert allein und schaut nicht zur Seite. Hinter ihm führt ein Soldat sein Pferd. Die Soldaten haben eingeschlafene Gesichter. Der Major zieht sie mit sich.

Pioniere räumen Trümmer weg. Lachend binden sie ein kreischendes Schwein, das ausreißen will.

Fritz muß halten.

„Wohin marschieren die Jäger?"

„Rückwärts haben sich die Polen wieder festgesetzt."

„Wo ist denn die Front vorne?"

„Sie laufen noch."

Ganz aus der Ferne dringt das Krachen der Geschütze und Flugzeuggeräusch.

Heiligenbilder stehen an einer zerfallenen Mauer. Irgendein Frommer hat sie wohl aus der Kirche gerettet. Gefangene hocken davor mit tierisch gewordenen Gesichtern. Eine Frau ist unter ihnen, die ein kleines Kind an sich drückt.

Einen Hund, der an den Bildern schnuppert, scheucht die Frau fluchend weg.

Ein Feldwebel springt aus der marschierenden Infanteriekolonne. „Eins, zwei, drei, vier." Heute marschieren sie schon vierzig Kilometer, und nun wieder denselben Weg zurück. Man darf nicht darüber nachdenken. Er beginnt heiser:

„Kamerad, marschiere, Kamerad, komm' mit, komm' mit . . .!"

Bei der Trockenheit kann man nicht singen. Es ist nur ein Gekrächze. Aber Gesang vertreibt Gespenster. Gesang gibt Kraft. Und Fritz summt verbissen die Melodie mit. Er erinnert sich an den Abend, als er verzweifelt war und die Soldaten vorbeizogen.

„Weit ist unser Wegziel, hart unser Schritt . . ."

Der Major strafft sich. Er schaut sich um. Er zwingt sich ein Lächeln ab. Und die Soldaten werden lebendig. Sie wollen sich von ihrem Ollen nicht blamieren lassen. Gestern ist er als Erster durch den Fluß geschwommen.

Durch eine Pfütze fährt Fritzens Wagen.

„He, Boddel, ho, Kuddel! Trab. Wir müssen aufrücken."

Dreckwasser springt erfrischend in sein Gesicht. Wunderbar! Nun sind sie aus dem Dorf heraus. Sie schwenken von der Hauptstraße ab. Der Staub verfliegt. Schwer ziehen die Pferde im tiefen Sand.

Da, rechts, pflügt ein Bauer, als wenn er weit weg wäre von der Straße des Todes und am Horizont, es ist keine Täuschung, drehen sich die Flügel einer Windmühle. Hühner rennen vor dem Wagen her. Das ist Friedensland.

Gesangfetzen der Infanterie, die gerade über die Todesstraße marschiert, jagt der Wind herüber:

„Kam'rad, marschiere, trotz' dem Leid. Im Siegen und im Sterben stehn wir bereit."

Fritz kann wieder atmen. Drüben bei einem größeren Hof steht ein gedeckter Brunnen.

Ein Unteroffizier kommandiert:

„Halt! Pferde tränken!"

Wasser wunderbares Wasser. Wasser spült den Staub herunter, an dem der Leichengeruch haften und die Todesgedanken.

*

Am Nachmittag rücken sie in eine kleine Stadt ein. Durch sie ist der Krieg nur hindurch marschiert. Nichts ist zerstört. Allerdings sind die Straßen leer. Die Bewohner verstecken sich ängstlich in ihren Wohnungen.

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.


CINZANO
125
JAHRE
1816
1941
CINZANO
Cinzano im Weinkühler?
Unbedingt erforderlich ist es nicht, aber die geringe Mühe, Cinzano im Kühler, Eisschrank oder unter der Wasserleitung kalt zu stellen, lohnt sich: Cinzano schmeckt gut gekühlt am besten.
W 3033
DIE WELTMARKE


ATIKAH 5Pf

Die Kolonne weiß nicht, wie sie weitermarschieren soll. Ihr Führer, der ausgemergelte Rittmeister — der Zahlmeister behauptet von ihm, daß er schon siebzig mitgemacht, vielleicht sogar in der Armee Friedrich des Großen gedient hätte —, ist mal wieder nach vorne durchgebrannt. Er stellt sich Krieg anders vor, als mit Lebensmitteln hinter einer Truppe herziehen, die grundsätzlich ausreißt und offenbar keinen Hunger hat. Bisher ist es ihm nur einmal gelungen, den Proviant anzubringen und neuen zu holen. Der Wachtmeister ist schon an der Grenze zurückgeblieben. Irgendwo in Schlesien wird ihm der Blinddarm herausgenommen.

Der Zahlmeister Mütze schimpft. Übrigens nennen ihn die Soldaten Zylinder. Schließlich war er zwanzig Jahre Finanzbeamter. Strategische Eigenschaften hat er nie besessen. Dieses Städtchen sieht aber verhältnismäßig sauber und friedlich aus. Das ziellose Herummarschieren hat keinen Zweck und macht nur Tiere und Menschen müde. So sehr steckt ihm das Zahlmeistersein doch noch im Blute, daß in seinen Gedanken die Pferde zuerst kommen.

Mütze spricht mit dem Bürgermeister, der sogar deutsch versteht und rasiert ist. Dieser Ort scheint eine Oase im polnischen Dreck zu sein. Zwei große Webereien sind in der Stadt, die früher in deutschem Besitz waren. Das hat abgefärbt. Übrigens hat der Bürgermeister im Weltkrieg auf deutscher Seite gekämpft. Er stammt aus Oberschlesien. Am Rande der Stadt ist ein offener Holzschuppen. Er wird bei Viehmärkten benutzt und eignet sich ausgezeichnet zum Unterstellen der Pferde. Drei Büroräume sind auch dabei und Platz genug ist für die Wagen.

So ist das taktische Gewissen des Zahlmeisters beruhigt. Er ist mit seinen Leuten nicht in der Falle der Stadt. Mit weniger als hundert Leuten kann man keinen Feldzug führen, scheint ihm.

Auf dem Marktplatz stellt er einen Posten aus, der sich übrigens gemütlich auf einen Stuhl setzt. Er soll den Rittmeister und seinen Leutnant, der vielleicht zehn Jahre jünger als der Kolonnenführer, aber auch schon ein alter Knabe ist, abfangen.

Der Hälfte der Mannschaft gibt der Zahlmeister Stadturlaub. Dreckig, wie sie einmarschiert sind, bummeln fünf Kameraden und Fritz in die Stadt. Bündel mit frischer Wäsche tragen sie unter dem Arm. Ein Phantast unter ihnen, der Berliner Student Boll, meint, daß es in dieser Stadt wohl eine Badeanstalt gebe. Boll behauptet, daß er Philosophie studiere und sich darum vom Krieg nicht übermäßig viel verspreche, er wäre mehr für geistige Dinge. Der Postbote Sicki aus Potsdam findet auffallend, daß Boll keine Brille trägt. Ihm scheint er für die Philosophie zu lustig. Drei Professoren hat er in seinem Bestellerkreis. Übrigens entdeckt Sicki einen Jungen, der neugierig um die Ecke schielt, und verhaftet ihn mit einem Ansprung. Potsdamer haben es von jeher in sich. Zur Beruhigung steckt Boll dem Jungen eine Zigarette in den Mund, und Sicki zündet sie an.

Polnisch ist aber eine schwere Sprache. Mit Spucken, wie sich manche vorstellen, ist es allein nicht getan. Es ist auch schwer, mit den Händen den Begriff einer Badewanne klarzumachen. Sicki zeigt mit den Armen die Bauchung der Wanne und Boll versucht mit dem Mund die Brause nachzumachen. Daraufhin meint der Junge, daß diese Soldaten sich nach etwas Weiblichem sehnten, und überlegt, wie er ausreißen kann. Denn der Versuch, diesen Wunsch zu erfüllen, wird ihm nur Prügel eintragen. Boll spricht nun aber französisch und dann englisch. Weil es den Polen verbündete Sprachen sind, wirken sie auf den Jungen bis zu einem gewissen Grade gedankenübertragend.

Er führt sie vor den Laden eines Friseurs. Nun schreit jetzt eine aufgeregte Frauenstimme vom Fenster hinter dem Jungen her. Der hat sich aber längst von der Gutmütigkeit dieser Soldaten überzeugt und ruft etwas zurück, was anscheinend nicht ganz gehörig oder passend ist, denn die Frau beginnt kreischend zu schimpfen.

Gut sieht das Geschäft des Friseurs aus, findet Otto, der noch keinem verraten hat, daß er früher Friseur war. Er behauptet immer, daß es eine Kleinigkeit gewesen wäre, dem kranken Wachtmeister zu helfen, aber der hätte nicht in ihren Verein gepaßt und darum sollten ihm die Ärzte einiges abknappen. Ganz neu ist der Laden eingerichtet. Er könnte in Berlin sein. Der Junge klopft gegen die verschlossene Tür, aber keiner öffnet. Schließlich läuft er ins Haus und bringt den ängstlichen Friseur, der um so komischer aussieht, weil er ein großer Kerl ist und seinen Schnurrbart wie Pilsudski trägt.

„Es gibt Löwen mit Herzklappenfehlern", sagt der Student.

Das klingt mehr nach Naturkunde als nach Philosophie.

Der Friseur ringt die Hände, wie man es auf Bildern vorgemacht sieht, aber er öffnet sie, als der Student Boll eine Mark hineinlegt.

Der Fleischermeister Erich aus Nauen fügt noch eine hinzu. Er wird sich von einem kleinen verhungerten Studenten nicht lumpen lassen. Er hat fünf Angestellte zu Hause und eine Hühnerfarm.

Nun öffnet der Friseur die Tür seines Ladens.

Alle sind noch erstaunter. Die polnischen Damen dieses Ortes legen offenbar großen Wert auf ihre Haartracht. Zwei umfangreiche Porzellanbecken stehen vor hohen Spiegeln.

Sicki, der Postbote, rückt weiterhin eine Mark heraus. Er hat sich überhaupt vorgenommen, in diesem Krieg so viel Geld wie möglich auszugeben, daß nichts übrig bleibt, wenn er davongeht, oder, wie er sich ausdrückt, mehr oder weniger den Heldentod stirbt, soweit man bei einer Fahrkolonne davon sprechen kann. Weiß der Teufel! Man hat schon Flöhe husten hören.

Nun steckt der Friseur erfreut grinsend, er gibt jetzt wirklich ein imponierendes Bild ab, das Gas unter dem Warmwasserspeicher an. Die Deutschen scheinen durchweg keine Hunnen zu sein, wie es der Priester behauptet, oder diese sind aus einer anderen Gegend, vielleicht Polen, deren Eltern gezwungen wurden, deutsch zu werden, und sich nun für Deutsche halten? Bis Berlin soll ja, wie der Priester sagt, Polen gereicht haben. Man müßte diesen Deutschen nur klarmachen, daß sie Polen sind, deren Krone die Gottesmutter trägt, dann würden sie sich freuen, und der Krieg wäre zu Ende.

Der Papierhändler Fredi aus Steglitz lächelt verschmitzt. Er schließt die Tür wieder von innen ab aus Gründen der Konkurrenz und weil er schamhaft zu sein vorgibt. Er langt dann auch in die Tasche, um den Polen noch zufriedener zu stimmen.

Erich, Fleischermeister und Gefreiter, faßt an sein Kinn: „Schaben, Panje!"

„Panje Schabski", ergänzt Boll.

Die sechs ziehen sich aus. Und nun sprudelt das Wasser. Warmes Wasser. „Nur auf den Komfort kommt es in diesem Leben an", grunzt wohlig Erich. Schwarze Bäche rinnen zu Boden.

Seife liegt da zu Haufen. Handtücher und Lappen.

Sie reiben sich gegenseitig den Rücken ab. Jetzt aber sitzt der Fleischermeister nackt auf dem Stuhl und läßt sich rasieren. (Fortsetzung folgt.)

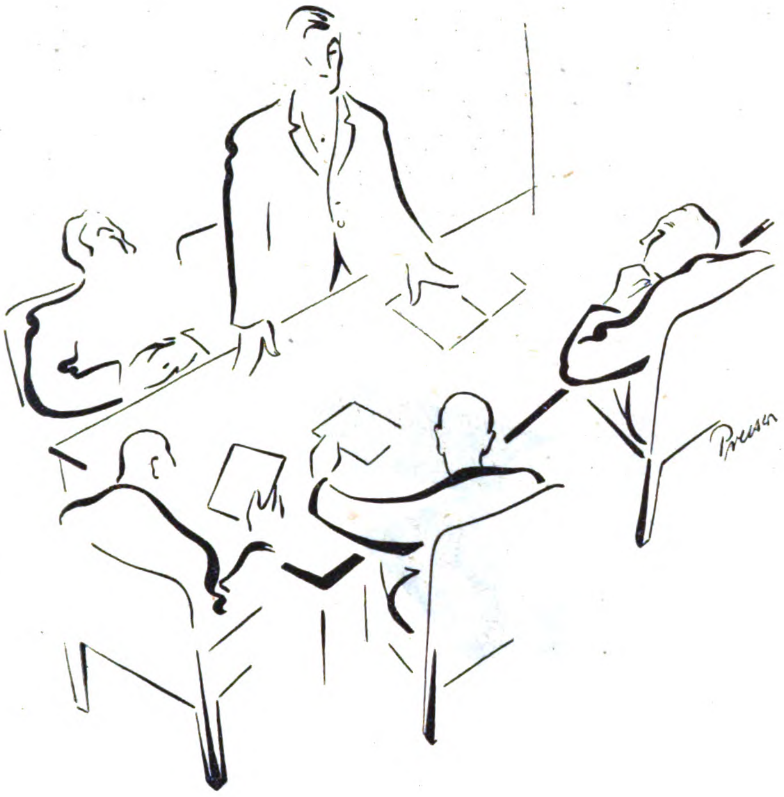

Drei
gute
Gründe:
aromatisch
leicht
frisch
IN DEUTSCHLAND HE
KYRIA
Astra
HAMBURG
ÄGYPTISCHER ART
10 KYRIAZI ASTRA
10 ASTRA
4 ₰
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK


....eine erfreuliche Angelegenheit
das Entkorken einer Flasche Weinbrand,
heute mehr denn je! Leider läßt es sich
nicht vermeiden, daß man auf eine
Flasche Dujardin etwas länger warten
muß. Doch ist man mal an der Reihe, so
weiß man wenigstens, daß sich das War-
ten gelohnt hat, schon das feine, weini-
ge Aroma sagt es jedem:
Dujardin
ist der alte geblieben!
Seit 1810
Uerdingen/Rh.
vorm. Gebr. Melcher


HEIN
Ungepflegt!
So weit dürfen Sie es mit Ihrem Haar nicht kommen lassen.
Gewiß – es gibt „Sebalds Haartinktur" vorübergehend
nicht so reichlich wie früher und man muß sparsam damit
umgehen. Aber wir haben von jeher gesagt: Wenige
Tropfen genügen! - und dieser Rat gilt heute mehr denn je.
SEBALDS HAARTINKTUR

H. Klockenbusch:

Sinn des Lebens



Der Wirt stellte mit einem verwunderten Seitenblick auf den Fremden eine Flasche Rotwein auf den Tisch. „Hoffentlich mundet er Ihnen“, sagte er. „Es ist der beste, den ich im Keller habe!“

„Ja, danke“, entgegnete Lohberg zerstreut. „Ich erwarte übrigens noch zwei Freunde. Wenn sie kommen, führen Sie sie bitte hier herein. Es ist allerdings nicht sicher, daß sie kommen werden, denn unsere Verabredung liegt schon einige Zeit zurück ...“

Als der Wirt gegangen war, sah sich Franz Lohberg in dem wohlvertrauten, verräucherten Gastzimmer um. Hier war noch alles, wie es vor fünfundzwanzig Jahren gewesen war. Wie aber hatte sich sein Leben geändert, seit er zuletzt mit Heise und Lauterbach an diesem Tisch gesessen hatte! Damals war er ein junger Mensch von knapp neunzehn Jahren gewesen, der seinen Mitschüler Erich Heise um seine Wohlhabenheit beneidete und über Werner Lauterbachs schwärmerische Reden in lächelndes Erstaunen geriet. Würden auch diese beiden das Versprechen einlösen, das sie sich damals gegeben hatten, sich an dieser Stelle nach fünfundzwanzig Jahren wiederzutreffen?

Vielleicht hatten sie es längst vergessen. Lohberg begann, daran zu zweifeln, daß es vernünftig gewesen war, dieser Verabredung wegen wichtige Konferenzen zu versäumen. Wozu eigentlich? Nur, weil er es damals am Tage des Abgangs von der Schule versprochen hatte? Aber immerhin, er hatte es zu etwas gebracht im Leben, und darauf durfte er mit Recht stolz sein. Gerade Heise und Lauterbach gegenüber ...

Als die alte Wanduhr zum Schlage ausholte, erschien Erich Heise. Er sah recht altgeworden aus, und Lohberg hätte ihn vielleicht nicht erkannt, wenn er nicht wie ehedem die Angewohnheit gehabt hätte, sich beim Sprechen fortwährend die Hände zu reichen.

„Dir scheint es gut zu gehen“, sagte Heise als er den Wein gekostet hatte. „Solch einen Tropfen habe ich schon lange nicht getrunken!“

Und Franz Lohberg erzählte, wie aus dem kleinen Angestellten Lohberg der Direktor und Mitinhaber des großen Eisenwerkes geworden war. Er sprach von seinen Plänen und er, der Erfolggewohnte, freute sich darüber, daß sich die Augen Heises in ehrlichem Erstaunen weiteten.

„Wer hätte das von dir gedacht!“ sagte Heise ein paarmal, indem er eifrig und genießerisch dem Weine zusprach, von dem der Wirt inzwischen die zweite Flasche gebracht hatte. „Weißt du noch, wie sie dich auf der Schule immer gehänselt haben wegen deines ewigen grauen Anzuges, der dir viel zu kurz war?“ Lohberg lachte ein wenig gezwungen und betrachtete Heises verfallenes Gesicht.

„Und wie geht es dir sonst?“ erkundigte sich Heise. „Ich meine, als Mensch. Du bist natürlich verheiratet, hast Kinder ...“

Ein Schatten flog über Lohbergs Gesicht. „Nein, Kinder habe ich nicht. Und du?“

„Fünf an der Zahl“, gab Heise zurück. „Aber, weißt du, seit ich sozusagen über Nacht das beträchtliche Vermögen meiner Eltern verloren habe und gezwungen war, eine Stellung als Buchhalter anzunehmen, wird es mir doch manchmal ein bißchen sauer. Vor allem, weil sich weder meine Frau, noch meine Kinder, die leider maßlos verwöhnt sind von früher her, auf die veränderten Verhältnisse einstellen können ...“

Ein Schweigen entstand. Im Raum war nur der schwere Pendelschlag der Uhr. „Ich glaube“, sagte Heise nach einer Weile, „daß Lauterbach nicht kommen wird. Wer weiß, wohin ihn das Leben verschlagen hat. Er war ja schon immer ein unpraktischer Schwärmer, der am wirklichen Leben vorbeiging, obgleich er immer von dem tieferen Sinn des Lebens sprach ...“

„Ja, ich erinnere mich. Das war eine seiner Lieblingsredensarten. Ich habe es schon damals gewußt, daß er mit seinen sogenannten Idealen am Leben scheitern würde.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Werner Lauterbach trat ein. Heise und Lohberg sahen ihn an, als sei ein Gespenst unter ihnen erschienen. Es war Werner Lauterbach, wie sie ihn im Gedächtnis hatten von der Schule her. Blond, schlank und blauäugig. Und, ja, er strich noch immer mit der gleichen Handbewegung eine widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn.

Der junge Mensch verbeugte sich höflich. „Ich habe wohl die Ehre mit den Herren Lohberg und Heise. Meine Mutter schickt mich, um an Stelle meines Vaters zu der heutigen Verabredung zu erscheinen. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Vater vor mehreren Jahren verstorben ist ...“

„Bitte, nehmen Sie doch Platz!“ sagte Lohberg betroffen.

Der junge Lauterbach sah forschend in die Gesichter der beiden Männer. „Vater hat oft von Ihnen erzählt. Er würde sich gewiß gefreut haben, Sie einmal wiederzusehen.“

„Verzeihen Sie“, warf Heise ein, „Ihr Vater war sehr gesund. Ein Unglücksfall?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Es war eine Lungenentzündung. In einer schneidend kalten Winternacht wurde er, Vater war Arzt, zu einer Bäuerin gerufen, die das sechste Kind erwartete. Leider hat er darauf bestanden, daß der Bauer seine Frau in Vaters Wägelchen ins Krankenhaus fuhr, während er selbst zu Fuß gehen mußte. Auf dem Heimwege hat er sich die tödliche Krankheit geholt ...“

Eine Weile war es still im Raum. Dann sagte Lohberg, nur um etwas zu sagen: „Sie gleichen Ihrem Vater auf eine überraschende Weise. Welchen Beruf werden Sie denn einmal ergreifen?“

„Ich werde Arzt wie Vater!“ sagte der Junge. In seinen Augen leuchtete es auf, und es war, als wüchse ein riesengroßer Schatten auf hinter dem Stuhle, auf dem er saß.

Mahlzeit — mal ganz anders!

Nimm Dir mal Zeit, lieber Leser, die „Mahlzeit" mal ganz anders zu betrachten. Nicht nur der Sprachlehre nach ist „Mahlzeit" ein Hauptwort; auch im wörtlichen Sinne wird es immer ein „Haupt"wort unseres Daseins bleiben. Vielen ist es sogar so hauptsächlich, daß für sie der Ausspruch gilt: manche würden länger leben und gesünder sein, wenn sie weniger essen und trinken würden — und mehr atmeten! In der Tat: zumeist vergessen wir, daß Luft auch Nahrung ist — ein Nahrungsmittel, das weder Geld noch Marken erfordert, deswegen aber von nicht geringerer Bedeutung ist als feste oder flüssige Kost.

Ein Mensch kann mal eine Zeitlang ohne Essen und Trinken sein; wenn ihm aber die Luft ausgeht, dann ist es endgültig aus!

Für Gesundheit und Wohlbefinden ist es notwendig, daß wir uns jeden Tag satt atmen. Unser Körper arbeitet ja wie ein Ofen: bei den Mahlzeiten füllen wir ihn mit Brennmaterial, durch Atmen aber führen wir ihm den zur Verbrennung notwendigen Sauerstoff zu. Daß wir beim Essen und Trinken satt werden, also genügend Brennmaterial auffüllen, darum sind wir arg besorgt. Wie wenig aber denken wir an unsere tägliche Luftmahlzeit. Mit unserer oberflächlichen Atmung versorgen wir unseren Körper gerade so weit mit Luft, daß es eben zum Leben reicht. Richtig satt geatmet haben wir uns aber erst dann, wenn die Luft die Lungen ganz erfüllt — wenn wir also voll und tief Luft geschöpft haben. Dies ist jedoch nur der Fall, wenn wir beim Atmen so bei der Sache sind wie beim Essen und Trinken. Auf die sichtbare Mahlzeit richten sich alle unsere Sinne: schon unsere Unterhaltung dreht sich vielfach um das Essen, und neben diesem „Ohrenschmaus" sorgt ein liebevolles Anrichten auch für die nötige „Augenweide"; die Würze befriedigt den Gaumen und — damit auch wirklich alles dran ist — bekommt selbst die Nase ihren Anteil anregender Gerüche.

Wie kärglich und stiefmütterlich wirkt neben solcher Gastrosophie unsere ärmliche Luftmahlzeit! Sollten wir der guten Lunge nicht doch ein wenig mehr zukommen lassen? Ihr Atemhunger ist ja weit größer, als wir denken. Sie kann sieben- bis achtmal soviel Luft in sich aufnehmen, wie wir ihr

Bewußtes Atmen: die Mahlzeit der Lungen — die herzhafte Würze: VIVIL

gewöhnlich zuführen — ja, sie braucht, um gesund und intakt zu bleiben, von Zeit zu Zeit solch eine vollkommene Sättigung.

Wie gutgewürzte Speisen die Eßlust anregen und die Bekömmlichkeit der Mahlzeit fördern, so wird auch die Lunge zur vollen Sättigung angeregt, wenn man ihr die luftige Nahrung schmackhaft gewürzt vorsetzt. Solch eine Würze ist VIVIL, natürliches Pfefferminz. Da vereinigen sich Kräfte, Säfte, Duft und Frische eines uralten Heilkrautes mit der befreienden, erneuernden Wirkung bewußter Atmung zu einer gesunden Gewohnheit in doppeltem Sinne: VIVIL führt zum bewußten Atmen und bewußtes Atmen verstärkt die vielfachen Wirkungen von VIVIL. Als Feinschmecker des Atmens sollten wir überhaupt jedes gute Lüftchen in vollen Zügen genießen, — **auch wenn VIVIL als Würze unserer Luftmahlzeit mal zeitweise fehlen sollte!**

RÄTSEL

Silbenrätsel.

Aus den Silben: burg — burg — chen — dol — e — e — ech — eu — eu — gel — gen — gon — ha — hi — i — kir — kur — le — nach — nim — no — pa — pe — pi — re — ro — ro — rös — ru — saal — sel — sen — stadt — stra — ta — te — ter — ter — then — ti — ti — vel — vol — we sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

1. Römerkastell im Taunus, 2. große Gesellschaftsinsel, 3. Aufruhr, 4. altgriechischer Philosoph, 5. kurze Erzählung, 6. Industriestadt im Ruhrgebiet, 7. Würzpflanze, 8. Antilleninsel, 9. Stadt in Luxemburg, 10. Stadt in Thüringen, 11. Schachfigur, 12. Erdteil, 13. Stadt in der Provinz Geldern, 14. Stadt an der Tauber, 15. Muse.

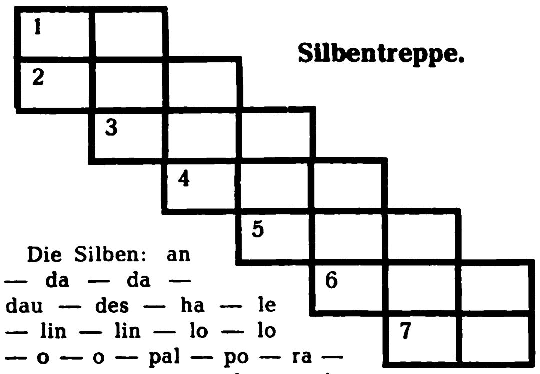
1 .... 6 .... 11 ....
2 .... 7 .... 12 ....
3 .... 8 .... 13 ....
4 .... 9 .... 14 ....
5 .... 10 .... 15 ....

Zahlenrätsel.

1 10 11 8 9 12 9 7 13 8 9 2 3	Täuschung
2 14 10 1 15 9 13	altgriechische Feststätte
3 10 1 15 16 5	griechische Naturgottheit
4 16 10 8 16 1 9 7	Bewegungslehre
2 17 14 9 18 13 8 9 2 3	Schuldverschreibung
5 9 6 5 19 16 11 5	Reptil
6 9 2 18 5 3 5 11	griechischer Philosoph
2 14 6 5 3 17 20 7 18	deutsches Land
7 13 15 5 14 14 5	Musikkorps
8 4 13 12 9 7	Tabakverkaufsstelle
4 5 15 13 4 13 8 20 4	Ausbesserung
9 11 19 16 9 13 11	Hüftweh
3 13 20 16 5 9 1	Bad im Taunus

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen eine vielgenannte politische Lehre.

Silbentreppe.



Die Silben: an — da — da — dau — des — ha — le — lin — lin — lo — lo — o — o — pal — po — ra — ra — sa — sa werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. männlicher Vorname, 2. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 3. Wüste, 4. Stadt in Italien, 5. ehem. Hptst. von Portugies.-Angola, 6. Kraftstoff, 7. Stadt am Bodensee.

Rösselsprung.

	lie			acht	
prunk	geld	lich	den	li	ger
ben	der	chen	rin	schmuck	ich
der	wahr	und	hol	als	fürst
	schmuck	kin	und	ge	

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Schnurre — Geldern — Avers — Indien — Entdecker — Tiefe — Kreis — Scheitel — Gastwirt — Pedal — Kreisler — Rubens — Herder — täglich — Blick — Fuchsie — Meer — Zobel — fernmündlich — Bussard — sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Zitat aus Goethes Faust ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 32:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Nietzsche, 7. Romeo, 8. Kant, 10. Erle, 12. Essig, 14. Kar, 15. Atlas, 17. Dr., 18. Anton, 20. und 22. Sahib, 24. Maat, 26- Page, 27. Ceres, 28. Schelling. Senkrecht: 1. Nike, 2. Ernst, 3. Totila, 4. See, 5. Cork, 6. ehern, 9. Asarna, 11. launig, 13. Gans, 16. Stapel, 17. Dumas, 19. Ohasi, 21. Dach, 23. Berg, 25. Tee. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dickhäuter, 2. Erechtheion, 3. Nausikaa, 4. Salamander, 5. Tegucigalpa, 6. Orsini, 7. Laertes, 8. Zinnober, 9. Engadin, 10. Neisse, 11. Spezialist, 12. Innsbruck, 13. Emigrant, 14. Giessen, 15. Elster, 16. Rotterdam, 17. Sizilien, 18. Tarantella, 19. Usedom. „Den stolzen Sieger stuerzt sein eigenes Glueck." Schiller. ✱ **Füllrätsel:** 1. Ontologie, 2. Konferenz, 3. Kronstadt, 4. Schonzeit, 5. Falkonett, 6. Bankkonto, 7. Wesendonk, 8. Konfusion. ✱ **Kryptogramm:** Verhör, Kalter, Reeder, Spinett, Sokrates, Giftmischer, Anleihe, Siebtel, Tonurne, Karwendel, Mahnmal, Punsch, Schaffner, Lift. „Erhalte deine Kraft, man lebt nur, wenn man schafft."

Humor

„Vermissen Sie denn nicht ein Badezimmer in Ihrer neuen Wohnung?"

„O nein. Meine Mittel erlauben mir ja, in jedem Jahr eine Badereise zu machen."

*

Der Fremdenführer hatte den Reisenden alles im Schloß gezeigt. Nun standen sie im letzten Zimmer. Der Erklärer wies auf ein Gemälde hin und sagte: „Zum Schluß sehen Sie das Bild der Gräfin Kunigunde, die wegen ihres Geizes ermordet wurde. Geiz ist die Wurzel allen Übels. Darf ich Sie bitten, meine Damen und Herren, den Fremdenführer nicht zu vergessen!"

*

„Erwin, warum schreiste nich, wenn dir dein Vater verhaut?"

„Hat ja keenen Zweck! Der ist doch taub!"

*

„Woher wissen Sie eigentlich, welcher von Ihren Zwillingen Emil und welcher Erich ist?"

„Ach, das ist ganz einfach. Ich stecke den Finger in Emils Mund und wenn er beißt, dann ist es Erich."



„Und dabei behauptet man, dieser hohle Baum bietet drei erwachsenen Männern Schutz!"

Zeichnung: Kossatz.

„Na, Sie sitzen ja ganz allein hier?" sagt Meier zu Krause und setzt sich neben ihn auf die Bank an der Strandpromenade.

„Ja, ich sitze hier und genieße die Schönheiten der Natur!" antwortet Krause.

„Sind denn schon viele vorbeigekommen? fragt Meier interessiert.

*

„Dein Baby hat dich wohl sehr gern?"

„Aber sicher! Den ganzen Tag, wenn ich fort bin, schläft es; und die ganze Nacht ist es wach, um meine Gesellschaft zu genießen."

*

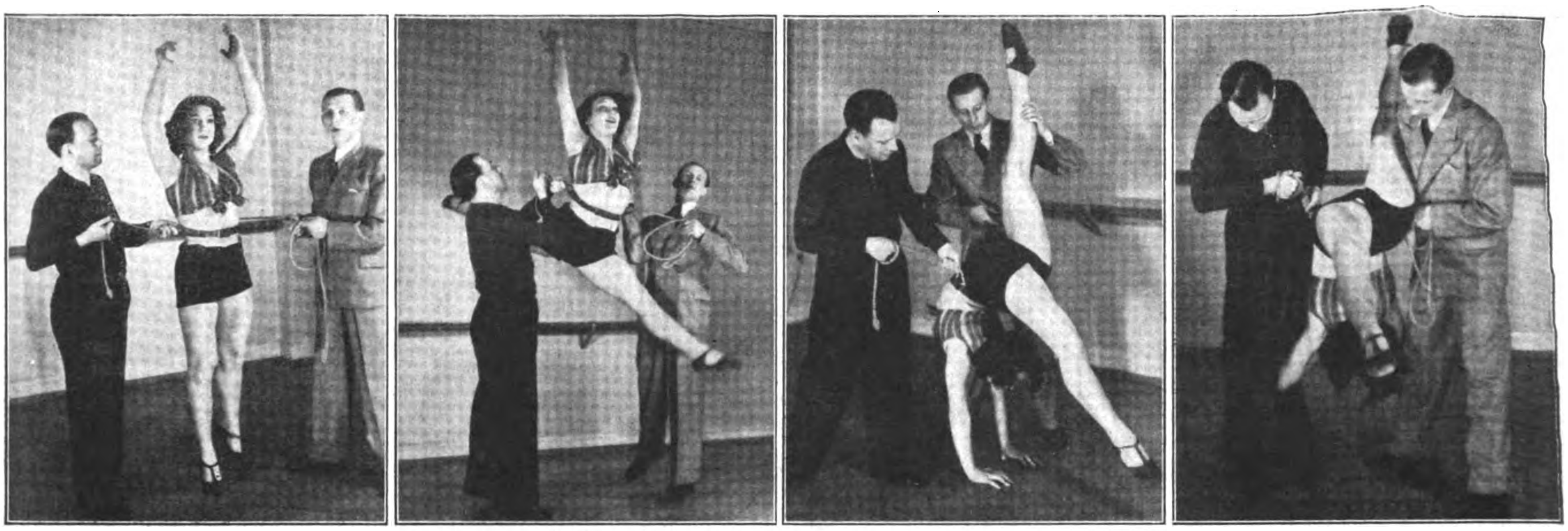
Professor: „Nennen Sie mir die einzelnen Schädelknochen."

Student (sehr aufgeregt): „Es fällt mir auf einmal keiner ein! Und dabei habe ich sie alle im Kopfe!"

*

„Karlchen, der Aufsatz über den Hund ist wörtlich derselbe wie der deines Bruders; ihr habt wohl voneinander abgeschrieben?"

„Nein, Herr Lehrer, aber es ist derselbe Hund!"



Die Akrobatin Trude Donnell trainiert an der Longe den Überschlag.
Auf der Bühne muß die Übung dann ohne jede Hilfe mehrmals hintereinander klappen.
Aufnahmen: v. d. Busche-Krause.

Wie eine akrobatische Nummer entsteht



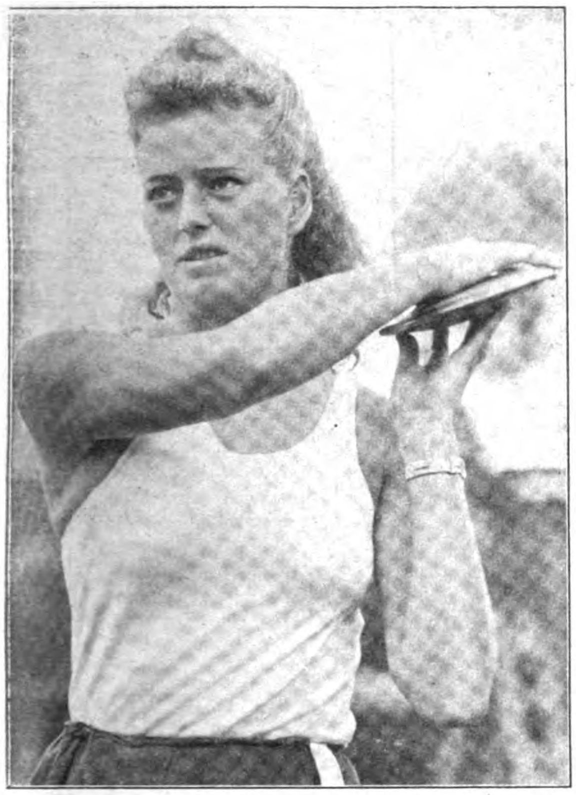
Eine Gleichgewichtsübung am schwebenden Trapez.



Nur tägliches mehrstündiges Training hält gelenkig ...



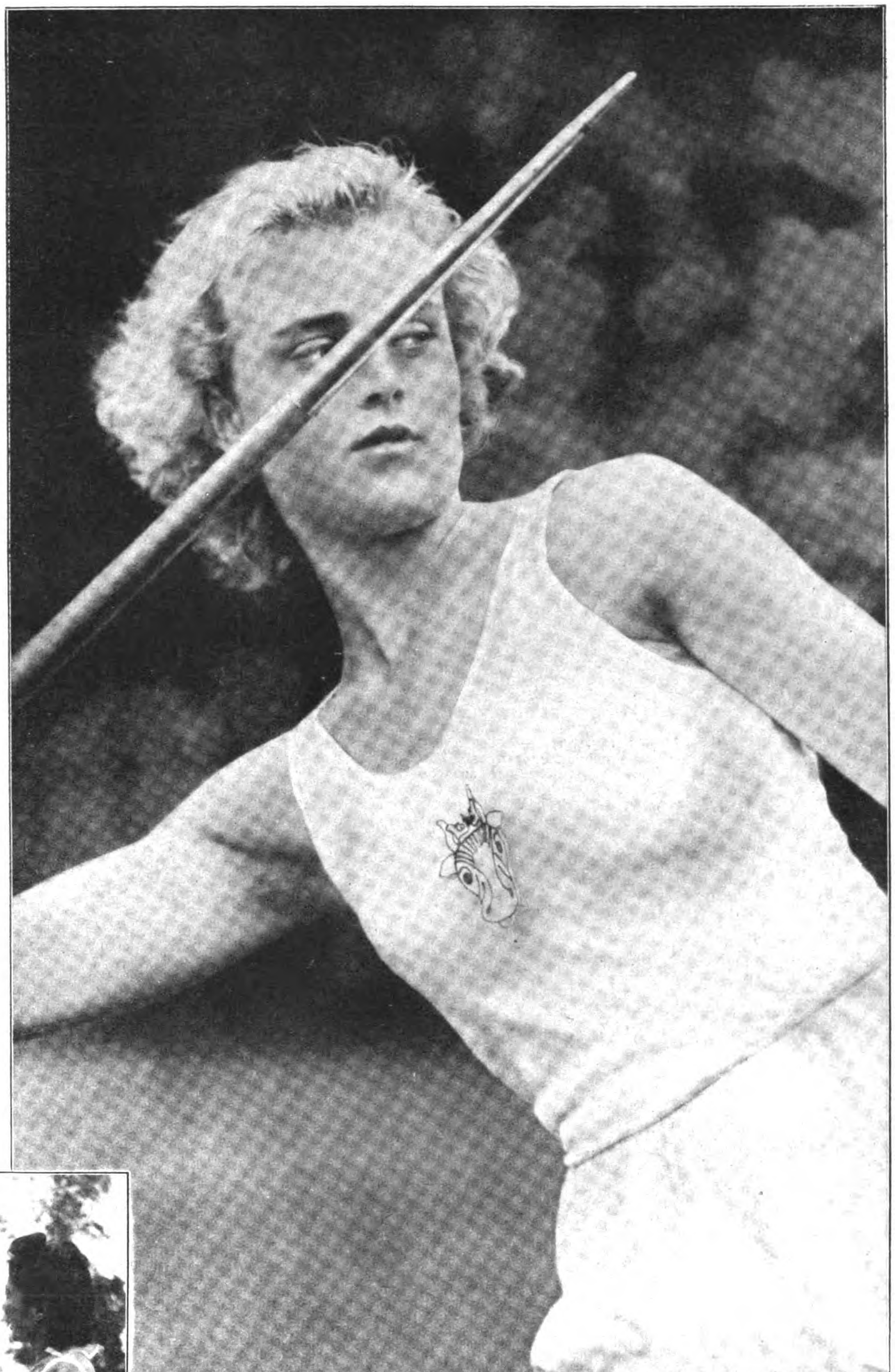
... und läßt die vom Zuschauer oft gar nicht erfaßten Schwierigkeiten spielend meistern.



So sieht die deutsche Studentin aus.
Es gibt keine „intellektuellen", altjüngferlichen Blaustrümpfe und Bücherwürmer mehr, sondern es sind wache, tatbereite deutsche Mädel, die sich im sportlichen Wettstreit ebenso tapfer und vorbildlich bewähren wie im Kriegseinsatz, der sie zu Tausenden während der Semesterferien mitten in die praktische Arbeit, in Rüstungsbetriebe und Werkhallen stellt. Sie bewähren sich in der Heimat so soldatisch in ihrer fraulichen Art wie ihre studentischen Kameraden an der Front.

Studentinnen-Reichswettkämpfe in Darmstadt 1941

Aufnahmen: H. Henkel.



Auch sie ging durch die Erziehung der ANSt.
Die Erziehung zur Anmut, zur frohen Lebensbejahung und -sicherheit und zur vollwertigen Leistung sind einige Ziele der ANSt. (Arbeitsgemeinschaften nationalsozialistischer Studentinnen), die gegenwärtig über 18 000 Anwärterinnen und Mitglieder zählen. 20 000 Studentinnen sind an den deutschen Hochschulen immatrikuliert.



Studentinnen-„Dreierpakt".
Reichs-ANSt.-Referentin Dr. Anna Kottenhoff mit den Führerinnen der italienischen und japanischen Abordnung.



Siegerinnenehrung durch Reichsstudentenführer ϟϟ-Brigadeführer Dr. Scheel

Etwas ist immer noch da ..

BILDERBOGEN VON E. HUBER



„Tjä, Mutting wollte ihn ja zusammen mit den Flicken spenden — so olle ausgeleierte Hosenträger nehmense gern bei die Spinnstoffsammelstelle, sagt sie. Aber ausgeleiert? Ausgeleiert is er doch noch nich — ich hab's ganz gern, wenn die Buxe 'n büschen bequem sitzt ...“



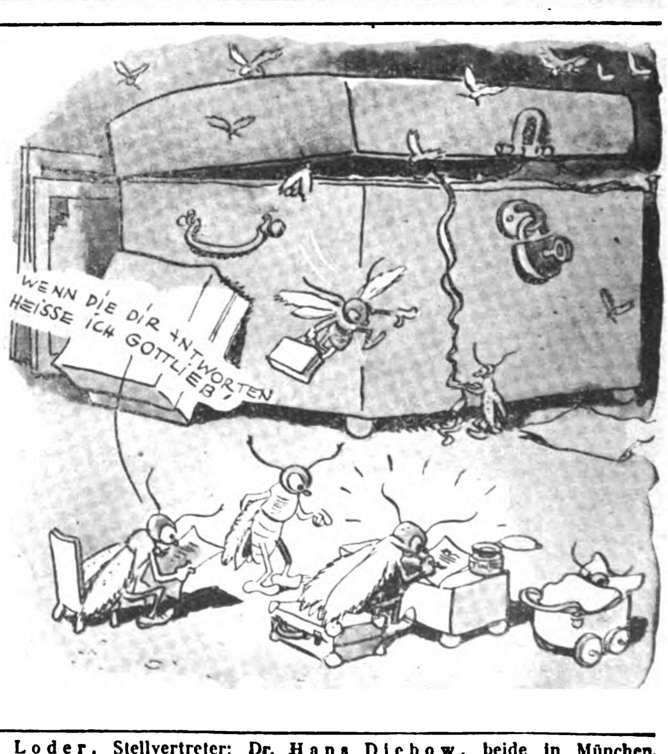
Als der Bauer den eleganten Maßanzug und den vornehmen Hut der Vogelscheuche zur Spinnstoffsammelstelle gebracht hatte ...



Was Frau Weber nachts träumte, nachdem sie am Abend zu Stekkelmanns sagte: „Da brauch' ich gar nicht nachzusehen, bei uns ist nichts mehr für die Spinnsoffsammlung.“



„Vorhin war auch 'ne Dame hier, der es peinlich war, daß ihre ollen Scheuerlappen und Flicken so große Löcher hatten — aber, Kinder, uns ist das doch egal, wie die Klamotten aussehen, die der guten Sache dienen! Bringt sie man her, das andere machen wir schon —!“



Mottensorgen:

„Sehr geehrte Spinnstoffsammelstelle! ... und möchten wir gern von Ihnen wissen, was wir jetzt fressen sollen, wo man uns die nahrhaftesten Flicken aus der Kiste wegholt ...“

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G -4]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.– Esc., Ungarn Pengö –.32,
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 2 Lire, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 21. AUGUST 1941
16. JAHRGANG ∴ FOLGE 34

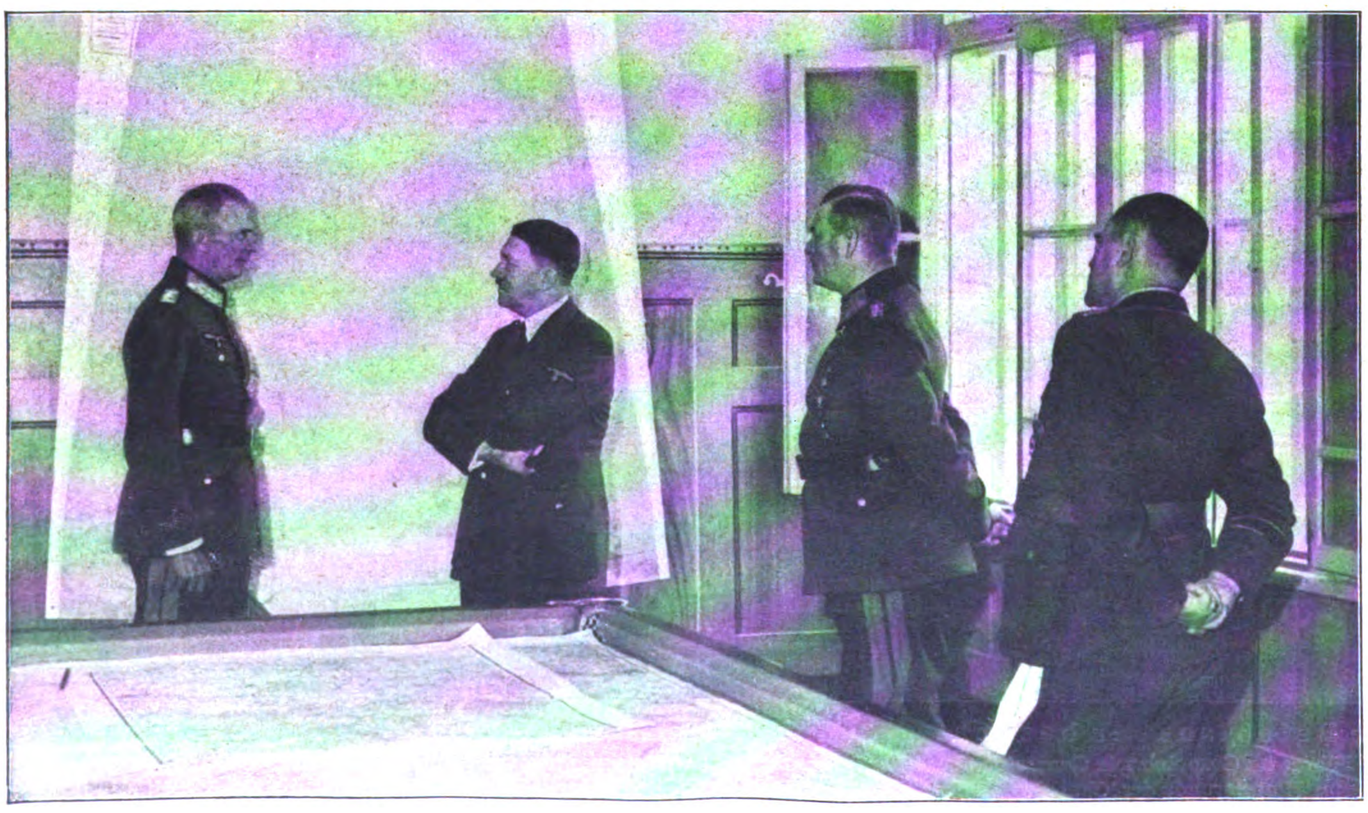
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
Adolf Hitler bei seinen Armeeführern / Einige von 900 000 Gefangenen / Kirchen mit Schornstein / Triumph der Schönheit u. a. m.



Der Oberste Befehlshaber besucht das Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte.
Der Führer im Gespräch mit Generaloberst Guderian; in der Mitte: Generalfeldmarschall Fedor von Bock; im Hintergrund: der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.





Der Führer an der Ostfront

Bei der Lagebesprechung mit Generalfeldmarschall von Bock.

Rechts von Adolf Hitler: Generalfeldmarschall Keitel und General der Flieger Bodenschatz.



Der Oberste Befehlshaber bei seinen Soldaten an der Front im Osten.



SONDERAUFNAHMEN FÜR DEN ILLUSTRIERTEN BEOBACHTER VON PROFESSOR HEINRICH HOFFMANN

Der Führer begrüßt bei seinem Eintreffen im Hauptquartier der Gruppe Süd General Sodenstern. Ganz rechts Generalfeldmarschall von Rundstedt.

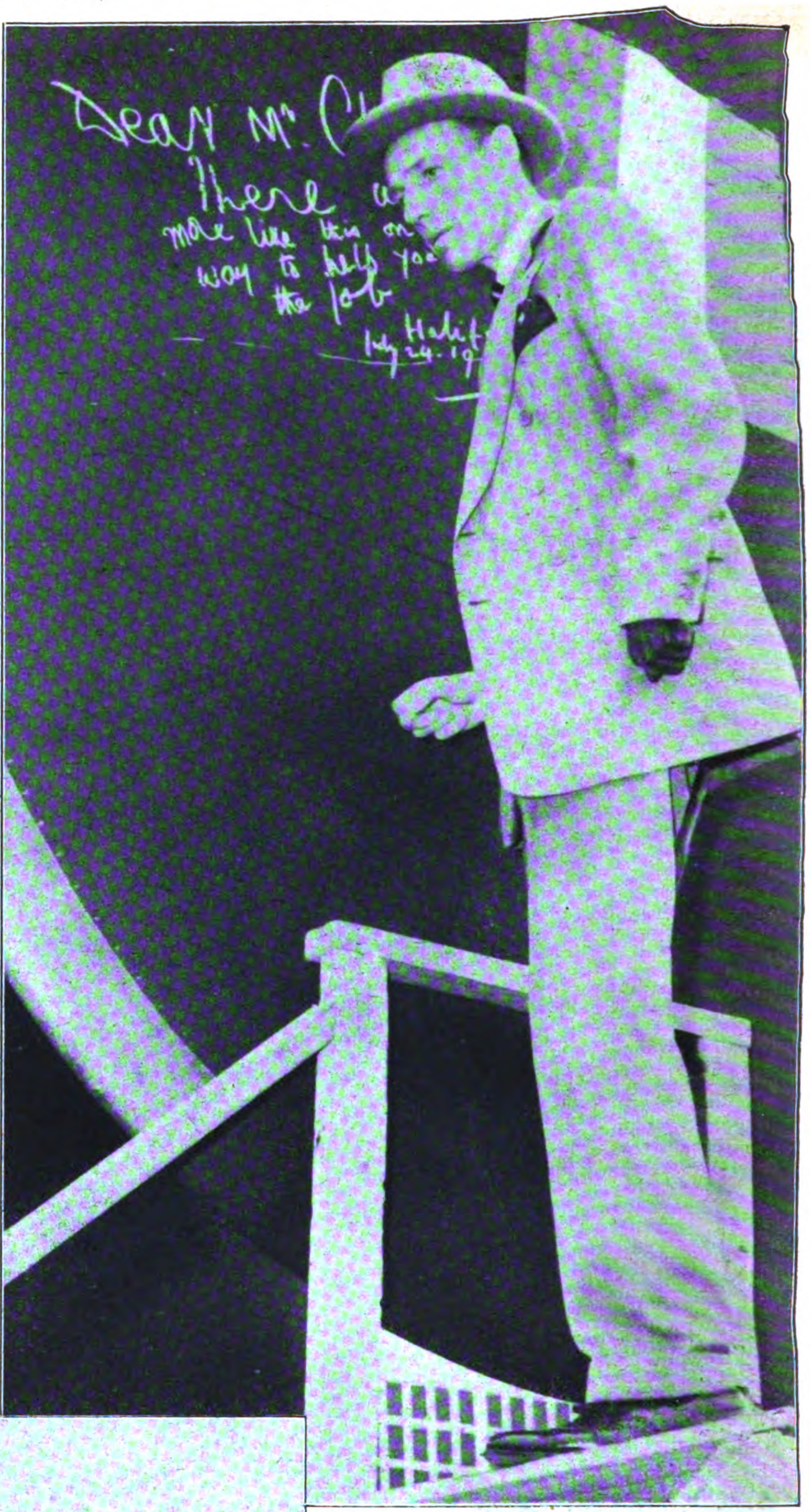




Deutsche Stukas stellten im Mittelmeer den englischen Flugzeugträger „Illustrious" und konnten trotz heftiger Abwehr mehrere Bombentreffer erzielen. Der Engländer am Abwehrgeschütz hat die Schrecksekunde noch nicht überwunden.

„Illustrious" im Bombenhagel

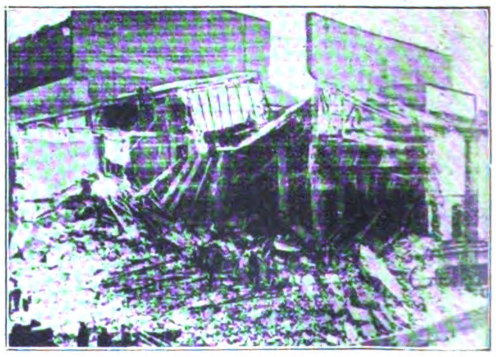
Der Flugzeugträger ist eingedeckt von den Bomben der immer wieder herunterstoßenden Stukas.



Kommis in Churchills Geschäften. Lord Halifax besucht eine Flugzeugfabrik in Kalifornien. Bei dieser Gelegenheit schreibt er mit Kreide auf den Flügel einer fertigen Maschine: „Lieber Herr Churchill, es folgen noch mehrere von dieser Sorte, die Ihnen helfen sollen, Ihre Sache zu Ende zu führen." Halifax bestätigt also, daß der Krieg Churchills Sache ist. Einen „Job" nennt der fromme Halifax diesen Krieg.

Aufnahmen: Associated Press (5).





Die ersten nach Amerika gefunkten Aufnahmen von der Wirkung der deutschen Luftangriffe auf Moskau. Vernichtend getroffene Versorgungsanlagen.



Das Grauen nimmt kein Ende.
Beim Vormarsch durch eine Stadt im Osten stießen unsere Truppen auf ein verschlossenes Gebäude, in dem sie diese grauenhaften Entdekkungen machten; das Haus war ein sowjetisches Kinderheim, das unter der Obhut eines jüdischen Arztes gestanden hatte. In einem verschmutzten Bett spielte ein zum Skelett abgemagertes Kleinkind mit dem toten, starr verkrampften Körper eines kleinen Bettgenossen, in dessen großen Augenhöhlen Schmeißfliegen saßen.

Das ist das Kinder-Paradies!



In erschreckender Verwahrlosung zugrundegegangen.
57 in diesem einen Hause grausam dem Hungertod überlieferte Kinder klagen das bolschewistische System an. Bei 29 der armen Würmer konnte noch Leben beobachtet werden.





Oben und rechts: Ohne Essen und Trinken
wurden die Kinder hinter zugesperrten Türen erbarmungslos ihrem Schicksal überlassen.



Aufnahmen: PK. Springmann-Atlantik.

Links: Die Leichen der verhungerten Kinder mußten sofort begraben werden.



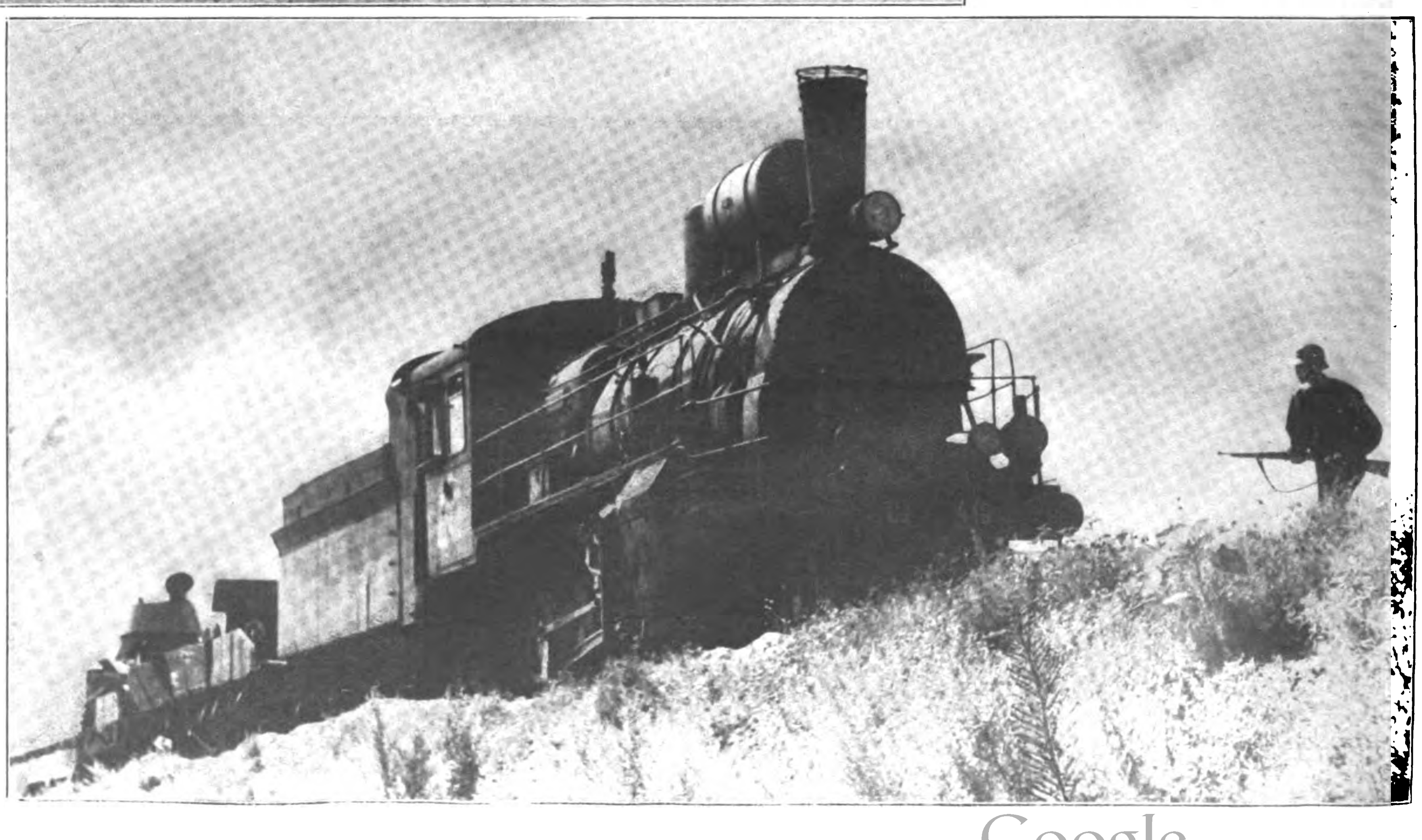
Empfang durch leichte Flak. Das Eisenbahnpersonal hatte keine Ahnung davon, daß die deutschen Truppen schon so weit vorgestoßen waren. Deutsche Flak zog dem überraschten Transportzug ein sehr deutliches Haltesignal auf.

Sowjet-Eisenbahn-transport wird erbeutet

Aufnahmen: PK. Roth.



Der Zug steht. Vorsichtig arbeiten sich die Männer an den Transportzug heran, weil angenommen werden muß, daß er durch eine Begleitmannschaft geschützt ist.



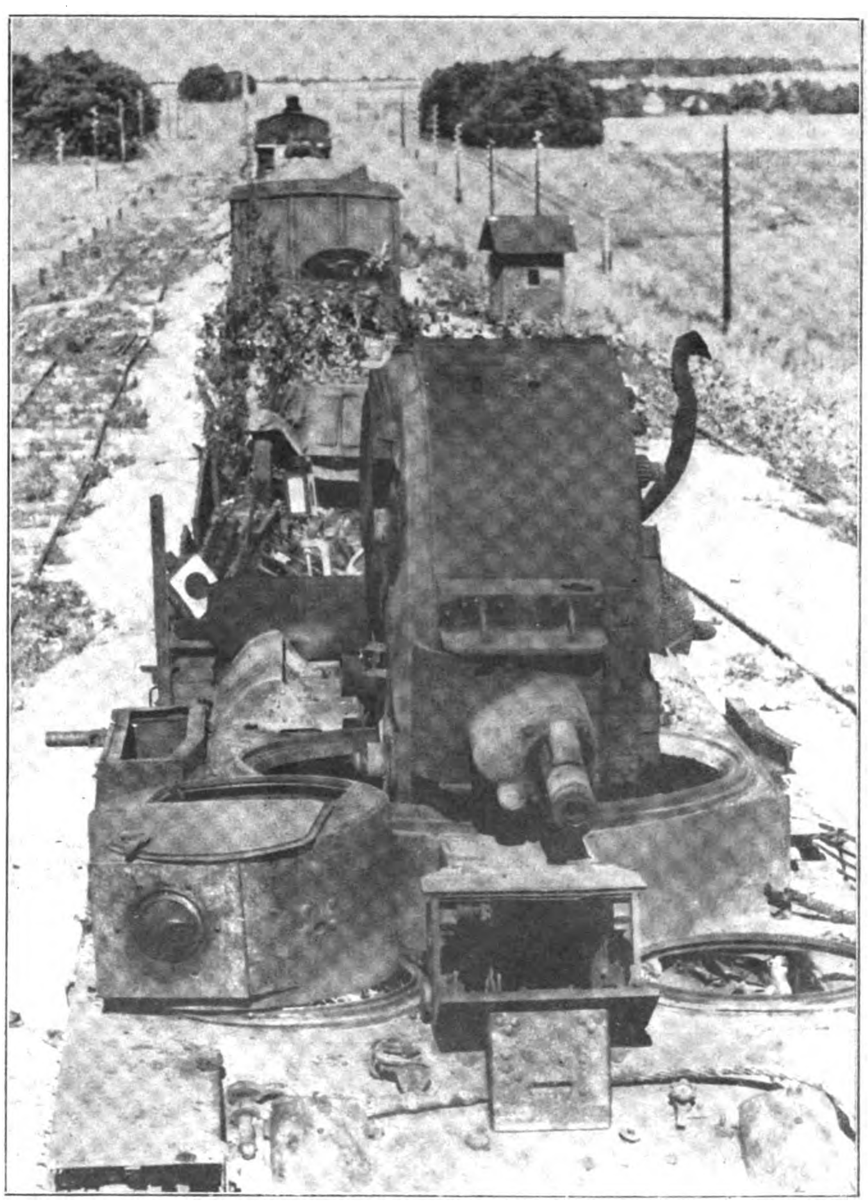
Auf alles gefaßt. Ein Mann des Spähtrupps steht, das Gewehr schußbereit, auf dem Bahndamm, während andere auf die Lokomotive geklettert sind.



Der Panzerkampfwagen auf einem Waggon wird näher untersucht.
Zum Einsatz kam er nicht mehr. Ein Volltreffer der Flak hat ihn kampfunfähig gemacht.



Mit Pauken und Trompeten zogen sie aus.
Ein Beutestück, das unsern Männern viel Spaß gemacht hat.



So trifft deutsche Flak!
Der hochkant stehende Turm des Panzerkampfwagens, der durch einen zweiten Volltreffer in den Benzintank zerstört wurde.



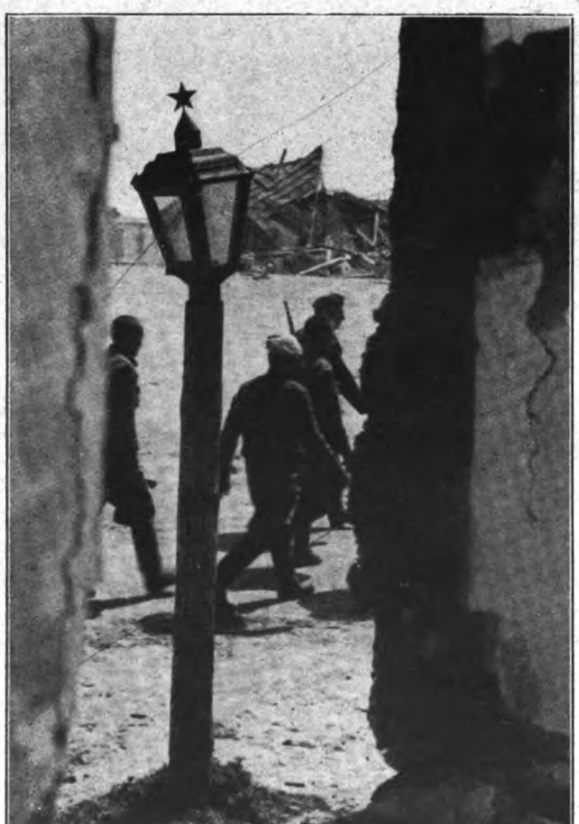


Froh, einer Hölle entronnen zu sein.
Weißruthenen, des Terrors der Sowjets satt, ergaben sich den deutschen Truppen.

Unter den Neunhunderttausend...

Aufnahmen: PK. Meyer-PBZ., PK. Krumme-Scherl, PK. Ulrich-PBZ., PK. Etzold-PBZ..

Links: Famulus im Felde.
Beim Durchbruch durch die Stalin-Linie fiel auch eine „Ärztin" in deutsche Gefangenschaft, die im Rang eines Leutnants stand.

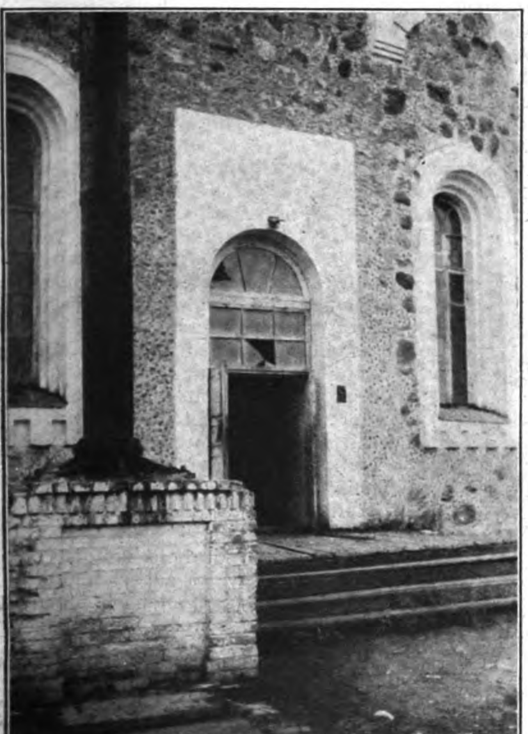


Der Stern auf der Ölfunzel.
Dies Symbol hat mehr Elend über Rußlands Völker gebracht als alle Cholera und Pest.



Ein endloser Strom auf endlosen Straßen.
In Staubwolken gehüllt, wälzt sich die Schlange der Sowjets westwärts in die Gefangenschaft.





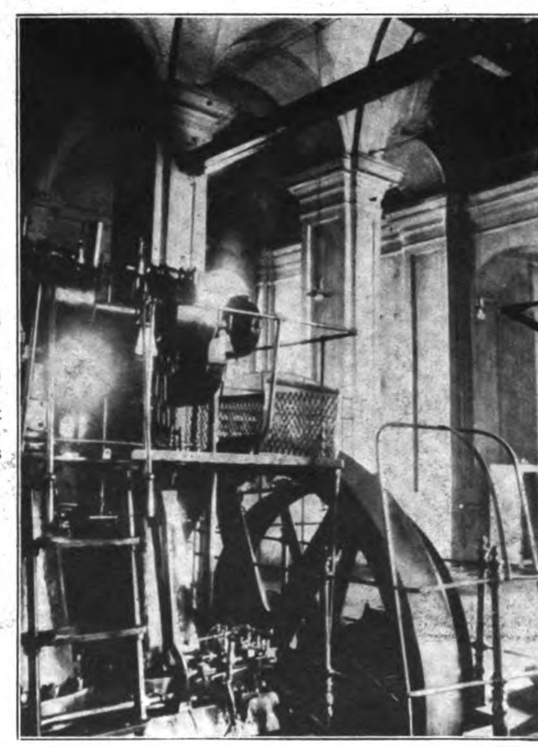
Der Erzbischof von Canterbury segnet das.

In dieser Kirche haben Bolschewisten gehaust, eine natürliche Folge der von Staats wegen geforderten Gottlosenbewegung.

...Und Englands Heuchler beten für die Sowjets

Aufn.: PK. Sepp Jäger-Scherl (2), Hermann-Atlantik (2), Knobloch-PBZ. (1).





So sieht's überall aus.

Soweit die Kirchen im Sowjetstaat nicht eingeäschert worden sind, benützt man sie als Kraftwerke oder Fabriken.

Links: Kirche mit Schornstein.

Im Altarraum steht die Dampfmaschine. (Bild rechts.)



Von dieser Bäckerei in der Kirche führt eine Linie zurück zu den jüdischen Geldwechslern im Tempel.

Oberst Mölders

DER ERFOLGREICHSTE JAGDFLIEGER DER WELT

Ein Tatsachenbericht von Axel Wallenius

(1. Fortsetzung.)

Zum Fliegen „untauglich".

Auf der Kriegsschule Dresden, die Mölders im Oktober 1932 bezog, hat er den 30. Januar 1933 erlebt. Die Begeisterung, mit der das Heer die Machtübernahme durch Adolf Hitler begrüßte, war auch die seine. Er ist nicht der einzige gewesen, der bei der Schaffung einer starken Wehrmacht auch an die Luftwaffe dachte.

Von der Kriegsschule Dresden ging es zur Pionierschule in München. Hier wurde unter den jungen Soldaten viel von dem Neuaufbau einer deutschen Militärluftfahrt gesprochen. Aber Genaues wußte keiner zu berichten. Nur der Kommandeur der Schule selbst. Denn eines Tages fragte er, wer Lust hätte, fliegen zu lernen.

Mölders meldete sich sofort. Die ärztliche Untersuchung, zu der er kurze Zeit später befohlen wurde, traf ihn mit ihrer niederschmetternden Beurteilung schwer:

„Untauglich."

Jetzt galt es für ihn, den ersten Schock zu überwinden. Der feste Entschluß, trotzdem Flieger zu werden, siegte. Eine erneute Untersuchung hatte wenigstens das Ergebnis „Bedingt tauglich". Diesmal brauchte er nicht „bleich und übelriechend", wie er selber von der ersten Untersuchung berichtet, das Feld zu räumen.

In Cottbus meldete er sich dann mit dieser wenig freundlichen Empfehlung bei der Deutschen Verkehrsfliegerschule.

Die Ärzte hatten schon recht gehabt — das Fliegen bekam dem Flugschüler Mölders denn auch sehr schlecht. Der Magen wollte nicht mitmachen. Kopfschmerzen und Schwindelgefühl stellten sich ebenfalls beim Fliegen ein. Eines Tages wurde dann dem heute erfolgreichsten Jagdflieger der Welt bedeutet, daß der Weg bis zur Ablösung von der fliegerischen Ausbildung nicht mehr weit sei ...

Das durfte unter keinen Umständen passieren! Mölders versuchte nun mit allen Mitteln, diesem Unheil zu entgehen. Und es gelang abermals. Der Gruppenleiter des Ausbildungslehrgangs, zu dem Mölders gehörte, prüfte selbst nach. Es war der Flugkapitän Fruhner. Seit dieser Prüfung ging alles glatt. Die Flüge gingen von da an gut vonstatten. Magen- und Kopfschmerzen gab es nicht mehr. Aus dem ursprünglich als fliegeruntauglich Erklärten wurde einer der besten Schüler des Lehrganges.

Freiflug nach Griechenland.

Als Abschluß der Ausbildung, die mit dem C-2-Schein endete, wurde das Ikarusfest gefeiert. Es war das größte Fest der Luftwaffe, bei dem Generalfeldmarschall Milch, Generaloberst Udet und General der Flieger Christiansen anwesend waren. Höhepunkt der Feier war das vieraktige Ikarusspiel. Hier gab es die ersten Lorbeeren für den jungen Flieger. Für Regieführung und Darstellung des Ikarus erhielt er von Generalfeldmarschall Milch einen Freiflug mit der Deutschen Lufthansa nach Griechenland zum Geschenk.

Im März 1935, mit der Proklamation der Luftwaffe, wurde Werner Mölders als Leutnant in die Luftwaffe übernommen. Vorübergehend hatte er dann ein Kommando zu einer Kampffliegerschule als Flugzeugführer von Beobachterschülern.

Nach der Kampffliegerzeit wurde er bestimmt, an der Aufstellung einer Stuka-Gruppe mitzuwirken. In Schleißheim übte er deshalb das Stürzen zunächst mit Jagdflugzeugen aus 5000 Metern. Es waren Fokker D 13 und die Arado-Maschinen Ar 64 und 65.

Von Schleißheim aus kam Mölders nach Schwerin zum Geschwader Immelmann. Als junger Offizier wurde er hier organisatorisch sehr stark eingespannt. Es gab sehr viel Arbeit, denn die heute so vollendeten Fliegerhorste waren noch im Aufbau begriffen. Daneben mußten Werbevorträge für die Luftwaffe in den Schulen gehalten werden. Aber auch diese sorglos schöne Zeit nahm ihr Ende.

Im März 1936 gab der Kommandeur den Befehl: „Mölders, Sie fliegen sofort mit sechs Arados 65 zu einer Übung."

Das Wetter war denkbar schlecht. Tiefziehende Wolken und Regen. Leutnant Mölders aber brachte die sechs Maschinen nach Lippstadt. Hier erfuhr er auch, weshalb.

Große Dinge hatten sich inzwischen begeben. Während die sechs Arados auf ihrem Schlechtwetterflug über Hecken und Dörfer gesprungen waren, hatte der Führer gesprochen. Und in den frühen Morgenstunden dieses Tages war die deutsche Wehrmacht in die bis dahin entmilitarisierte Zone im Westen eingerückt. Auch die neue Luftwaffe sollte an der Besetzung teilnehmen.

Mölders landete mit seiner Staffel in Düsseldorf. Überall wurden die Flieger gefeiert, waren sie doch die ersten Träger der neuen Luftwaffenuniform, die das deutsche Volk am Rhein zu sehen bekam.

Zunächst blieb nun Mölders als Jagdflieger in Düsseldorf. Später wurde er nach Werl in Westfalen versetzt, zu Theo Osterkamp, dem Pour-le-mérite-Flieger des Weltkrieges, der heute General und Jagdführer ist.

Mölders gehörte zur ersten Jagdschulstaffel des Geschwaders und hat während seiner Lehrtätigkeit viele Jagdflieger ausgebildet, die heute alle bekannt sind. Die Mehrzahl ist schon mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden. Jeder kennt ihre Namen: Wich, Oesau, Lippert, Tietzen, Hahn und Bertram. Der Jagdfluglehrer Mölders war zufrieden mit seiner Tätigkeit — und der jetzige Oberst und Kommodore wird mit Stolz an diese Zeit zurückdenken, sind doch heute seine Schützlinge zu großen Ehren gekommen!

Im Jahre 1937 übernahm Mölders eine planmäßige Jagdstaffel bei einem neuaufgestellten Jagdgeschwader in Wiesbaden. Eine schöne Aufgabe, die im April 1938 zu Ende ging.

Mölders wollte die bisher nur in der Theorie erarbeiteten Lehren in die Wirklichkeit umsetzen. Er meldete sich freiwillig für die nationalspanische Sache.

Als Nachfolger von Oberleutnant Galland (jetzt Oberstleutnant und als erster Offizier der deutschen Wehrmacht vom Führer mit Eichenlaub und Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet) soll Mölders dessen Staffel übernehmen. Sie fliegt Henkel-He-51-Einsitzer, die ersten Jagdflugzeuge, mit denen die Luftwaffe im Jahre 1935 ausgerüstet worden war. Die dritte Staffel wird daher ausschließlich zur Vorbereitung des Infanterieangriffs der Nationalspanier eingesetzt. Das heißt: Mit Bomben und MG.s im Tiefflug gegen feindliche Stellungen.

Lassen wir deshalb einige Tagebuchblätter des Oberleutnants vom Einsatz in Spanien sprechen:

Juli 1938. Es kommt die Freudennachricht, daß wir unsere alten He-51-Einsitzer abgeben und Messerschmitt-Me-109 erhalten sollen. Wir werden in eine Jagdstaffel umgewandelt. Wenn es auch schön war, der Infanterie durch unsere Schlachtfliegerei zu helfen, so wird es doch reizvoller sein, endlich in allen Höhen des spanischen Himmels auf Jagd fliegen zu dürfen. Über Erwarten schnell hat die Heimat uns Messerschmittmaschinen geschickt . . .

23. August 1938. Ein Tag, an dem wieder mal alles schief ging, und an dem ich doch irrsinniges Glück hatte. Am Vormittag wollten wir freie Jagd machen, um endlich einmal die feindlichen Martin-Bomber zu erwischen. Sie kamen auch prompt zu der von mir vorausgesehenen Zeit, aber leider standen wir noch auf dem Boden, da der Termin unserer freien Jagd um eine Stunde ver-



Oberst Mölders mit einem seiner Jagdflieger.
Aufn.: Sdf. Jötte.

schoben war. Es hätte für die Gegner ein Cannä werden müssen. Ich erbat dann freie Jagd für die Zeit zwischen 13.15 und 14.30 Uhr. Sie wurde genehmigt, und nun ging alles programmgemäß. Wir lauerten eben, und die Martin-Bomber kamen. Ich sah sie schon sehr weit, allerdings in einem für die Staffel nicht günstigen Moment. Wir lagen nämlich gerade in einer Kehrtkurve. Ein Teil unserer Männer bemerkte daher mein Angriffszeichen nicht, so daß die Staffel — es war eigentlich das erstemal — richtig platzte. Obendrein legte uns die eigene Flak beim Heranfliegen an die Martin-Bomber einen tollen Vorhang von Sprenggranaten vor die Nase. Den mußten wir erst umfliegen, und als ich ihn hinter mir hatte, war ich glücklich allein. Ich wollte trotzdem angreifen. Ganz allmählich kam ich an die Bomber heran. Gleichzeitig bemerkte ich seitlich über mir eine Rata-Staffel, die wie ein warmer Regen hinter mir herjagte. Blitzschnelle Überlegung: bin ich eher an den Bombern oder die Ratas eher an mir? Ich glaubte, die Frage für mich günstig entscheiden zu können, und preschte an die Martins heran. Ich war weit über gegnerischem Gebiet und sah vor mir die Bomber in zwei geschlossenen Ketten sammeln. Dadurch kam ich schnell heran und feuerte schließlich schon aus 200 m auf den Innenraum der rechten Kette. Noch während ich schoß, funkten auch schon an meiner Kabine die Leuchtgeschosse der Heckschützen vorbei. Den dicken Bomber behielt ich aber unentwegt im Visier. Meine ganzen Garben verschwanden im Rumpf und in den Motoren. Ich war ganz nah an ihn herangekommen. Will der Kerl denn nicht fallen? Die Antwort auf diese Frage bekam ich etwas plötzlich. Meine Kabinenfenster wurden voll Öl gespritzt, durch das ich gerade noch eine Stichflamme unter dem linken Motor des Bombers erkennen konnte. Die Rasanz des Anfluges hatte mich über den Verein hinweggetragen, so daß ich noch eine weitere Martin aufs Korn nehmen konnte. In diesem Augenblick sah ich eine Rata von rechts auf mich zukommen. Ich kurvte ihr entgegen. Von links stießen zwei weitere Ratas auf mich nieder, und als ich diesen auswich, bemerkte ich noch zwei weitere Ratas, die es auf mich abgesehen hatten. Hier war für mich nichts mehr zu erben. Wie die Feuerwehr kurvte ich zwischen dem Gewimmel der feindlichen Maschinen abwärts. Sie saßen mir wie ein Schwarm Hummeln im Genick. Ich stieß in die Tiefe bis wenige Meter über dem Boden. Zwischen den Wäldern müssen sie mich verloren haben. Ich nahm ein tiefes Tal an, dessen allgemeine Richtung zur Front führte. Mit einer Affenfahrt raste ich in 10 m Höhe auf der Talsohle entlang. Mein einziger Gedanke galt dem Motor. Wenn der nur durchhielt. Als ich hoffen konnte, keine dieser Ratas hinter mir her zu haben, nahm ich den Gashebel etwas zurück, um den Motor zu schonen, und brauste in einem tollen Tiefflug über feindlichem Gebiet zurück. Das Tal entlang führte eine breite Straße, und über dieser Straße überholte ich eine Lastwagenkolonne, die mit Soldaten vollgepfropft war. Ich drückte ganz an den Boden heran und huschte über die Brüder hinweg. Sie winkten mir fröhlich zu, hielten mich offenbar für einen eigenen Flieger. Hinterher mögen sie sich mächtig gewundert haben. Das Tal hat mich nicht im Stich gelassen. Es führte tatsächlich zur Front, zum Ebro zurück. Weit voraus öffnete es sich, und zwischen den Bergen sah ich in der Ferne bei Fraga den Ebro schimmern.

Nun kamen noch die feindlichen Gräben. Hier konnte nur Frechheit helfen. Also tief heruntergedrückt — die Stellungen lagen zum Greifen nahe unter mir —, über den Ebro weg — und ich war wieder über nationalem Gebiet. Ich habe aus den Stellungen nicht einen Schuß bekommen, wenigstens hat keiner mich getroffen. Als ich glücklich in Lasenia gelandet war, habe ich dann doch leicht aufgeatmet. Unteroffizier Jänisch, der aus weiter Ferne die Ratas hinter mir gesehen hatte, hatte für mich keinen Heller mehr gegeben. Leider werde ich den Abschuß des Martin-Bombers wohl nie bestätigt bekommen, denn der einzige Zeuge, das Öl an meiner Maschine, wird kaum ausreichen. Übrigens habe ich bei diesem Unternehmen von dem Bordschützen des Martin-Bombers einen Treffer in die Nabenkappe bekommen.

17. Oktober 1938. Heute bin ich sechs Monate in Spanien. Am Abend rief mich Oberstleutnant Plocher vom Stabe an und beglückwünschte mich zum Hauptmann. Das war eine große Freude. Wir haben den Hauptmann mit der ganzen Staffel gefeiert . . .

31. Oktober 1938. Wir haben einen Früheinsatz zur Begleitung der Kampfflieger und treffen drei Staffeln Ratas. Unter ihnen sind einige unbekannte Maschinen, die ich jetzt einwandfrei als einen neuen Curtißtyp ausmachen kann. Sie haben Doppelsternmotor, sind schlanker als die alte dicke Rata und sehen der Me 109 ähnlich. Ich greife die unterste Staffel an, muß aber lange hinterherfahren, ehe wir herankommen. Schließlich greife ich mir einen. Er geht nach links unten weg. Ich hinterher und schieß ihm, schon fast im Sturzflug, einiges in den Laden, bis er anfängt zu trudeln und abstürzt. Meine Kameraden haben einen Fallschirm gesehen, er wird wohl von meiner Ratas gewesen sein . . .

(Schluß folgt.)

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(7. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 33 lautete:

Der Papierhändler Fredi aus Steglitz lächelt verschmitzt. Er schließt die Tür wieder von innen ab aus Gründen der Konkurrenz und weil er schamhaft zu sein vorgibt. Er langt dann auch in die Tasche, um den Polen noch zufriedener zu stimmen.

Erich, Fleischermeister und Gefreiter, faßt an sein Kinn: „Schaben, Panje!"

„Panje Schabski", ergänzt Boll.

Die sechs ziehen sich aus. Und nun sprudelt das Wasser. Warmes Wasser. „Nur auf den Komfort kommt es in diesem Leben an", grunzt wohlig Erich. Schwarze Bäche rinnen zu Boden.

Seife liegt da zu Haufen. Handtücher und Lappen.

Sie reiben sich gegenseitig den Rücken ab. Jetzt aber sitzt der Fleischermeister nackt auf dem Stuhl und läßt sich rasieren.

„Wie der Kaiser von Amerika komm' ich mir vor!"

„Wie Nero siehst du aus", bemerkt Boll, der Philosoph.

Geschickt und fast liebevoll rasiert der Pole. Nach der ausgestandenen Angst will er seinen guten Willen zeigen.

Er stellt sein Grammophon an: „Polen ist noch nicht verloren", tönt aus dem alten Kasten. Es beruhigt des Friseurs Gewissen, und die Deutschen freuen sich über die unbekannte Musik.

Boll, der Philosoph, gießt Haarwasser über seinen Schopf, daß es über den Körper herunterläuft. Er duftet nach Lawendel. Fredi kitzelt ihn: „Ach, Süßer."

Boll piepst mit hoher Stimme. „Im Gegenteil. Manchmal täuscht der Augenschein. Ich bin eine werdende Mutter. Nichts als getarnt bin ich aus Naturschutzgründen."

Dann bespritzt er Fritz, der sich ordentlich und sachgemäß reinigt, mit Veilchenparfüm und schnuppert: „Alles von wegen der Erotik. Parfüm erhöht den Eigengeruch. Fritz, Junge, du riechst wie dreißig Frauenzimmer. Mir wird ganz blümerant." Inzwischen beginnt Otto den Briefboten Sicki zu rasieren.

„Mensch, du siehst aus wie ein Gorilla mit deiner behaarten Brust. Du blamierst die ganze Innung. Wenn sie dich gefangennehmen, bringen die Engländer dein Bild und beweisen unsere Verwandtschaft mit den Affen. Das braucht sich nicht herumzusprechen."

Er rasiert die Haare tatsächlich ab.

„Wie der Krieg steht, wissen wir gar nicht", meint ernsthaft Fritz.

Der Papierhändler Fredi schneidet seine Fußnägel. Er hat den Maniküreckasten entdeckt. Er färbt sie rot. Er kann mit den einzelnen Zehen spielen. Großartig sehen die Zehen aus.

„Vielleicht ist der Frieden schon ausgebrochen. Nach den Zehen zu urteilen, bestimmt! Sowas soll vorkommen. Wollen wir uns nicht auf die Dauer des Krieges hier einschließen? Mit dem Pilsudski-Friseur werden wir uns schon vertragen."

Fritz fegt mit dem Besen das Wasser, das den Boden bedeckt, zur Hintertüre hinaus.

Otto nimmt sich nun Fritzens Hände vor: „Aussiehst du wie ein Arbeiter, du Plutokratenjüngling." Er schneidet sie mit allen Finessen.

Inzwischen stellt der Friseur sorgfältig eine Rechnung aus. Sie ist nicht einmal niedrig. Der Fleischermeister bezahlt. Er kommt sich wie der Vater der Mannschaft vor. Er ist ja auch schon vierzig.

„Nun gehen wir schlafen", schlägt Sicki vor. „Zwei Stunden haben wir noch frei."

Sie ziehen die neue Wäsche an. Es ist eine veränderte Welt. Wer denkt noch daran, daß sie morgens fluchend und dreckig über die Straßen des Todes gefahren sind?

Als sie zu ihrem Schuppen gehen, treiben sich die Bewohner schon draußen herum. Sie haben den Eindruck, daß hier eine harmlose Sorte von Deutschen auftritt.

Boll bespritzt die Frauen und Mädchen mit Veilchenparfüm.

Die kichern, daß die Männer böse Blicke werfen.

Es sind auch Geschäfte zu machen. Schokolade bieten sie an und Zigaretten.

Wenn der rasierte Sicki jetzt fällt, sieht er nicht nur unbehaart aus, er hat auch garantiert keinen Pfennig mehr in der Tasche.

Stroh hat der Zahlmeister in zwei Büroräume legen lassen. Er denkt an alles. Auch Heu hat er besorgt.

Die Soldaten hüllen sich in ihre Decken.

Fredi meint anerkennend: „Unser Zylinder ist prima."

Boll poltert: „Eine Braut müßte er uns besorgen."

„Ein Philosoph bist du nicht."

„Ich war mit meiner Frau zufrieden", sagt Sicki. Etwas wehmütig denkt Fritz an Ille.

Bald schlafen sie ein.

*

Abends, es ist noch hell, sitzen alle vor dem Schuppen.

Die Pferde kauen befriedigt. Hafer hat der Zylinder auch aufgetrieben und gut geputzt sind die Pferde worden. Auch ihnen erscheint das Leben wieder normaler.

Fritz sitzt auf einem Hocker. Eine Kiste dient ihm als Tisch. Er schreibt an Ille:

„Du mußt nicht denken, daß ich sehr aufgeregt bin. Ich weiß, daß ich zu Dir zurückkomme. Ich denke es auch darum, weil wir nicht richtig Abschied voneinander genommen haben. Was soll ich Dir sonst schreiben, da das doch das Wichtigste ist? Ich könnte Dir auch nicht beschreiben, was ich heute morgen erlebt habe. Vielleicht würdest Du es auch nicht verstehen. Aber im Feuer sind wir noch nicht gewesen, und unser alter Rittmeister flucht und behauptet, wir würden nie was erleben. Am liebsten würde er mit unserer ganzen Kolonne eine Attacke reiten. Du brauchst Dir aber keine Sorgen zu machen. Unser Zahlmeister erlaubt es ihm nicht, und die Polen laufen so, daß wir nicht mitkommen. Jetzt gerade rauche ich Illemutters letzte Zigarette. Grüße sie herzlich von mir."

Ihm gegenüber sitzt Fredi, der auch schreibt.

Erich, der Fleischermeister, hat einen Kreis von Kameraden um sich. Er sitzt am Rande des Schuppens. Er erzählt von seiner Weltkriegszeit. Da war er Ulan.

„Das war eine andere Sorte von Krieg. Da versteckten wir uns nicht in einem Panzerwagen. Wir ritten feurich wie Blücher daher. Wie wir gefeiert wurden! Wir waren doch die Befreier der Polatschkis. Umgekehrt wie jetzt. Wenn wir in so 'ne Stadt kamen wie diese! Da bot uns der Quartierwirt zuerst einige Wodkas an und dann aus Dankbarkeit je nachdem seine Frau oder seine Tochter und wünschte dem Herrn Soldaten eine angenehme Unterhaltung. Rindviecher, ihr habt eben keinen Dunst, wie sich die Welt verändert hat. Pio, was so viel wie Bier ist, tranken wir damals wie Wasser, und der Zylinder erlaubt uns keinen Alkohol. Der ist kein Zahlmeister oder Unteroffizier, der ist eine Gouvernante. Unserer vom Weltkrieg sagte immer: ‚Schnaps erhöht den Mut und fördert die Vaterlandsliebe!'"

Manche liegen im Gras und schlafen. Sie pennen stets, wenn sie nichts zu tun haben. Sie haben ein glückliches Naturell.

Der Zylinder spielt mit seinen drei Unteroffizieren Skat. Sie sitzen an einem richtigen Tisch und auf Stühlen.

Der Zylinder aber ärgert sich über die schlechten Mitspieler, obgleich er immerzu gewinnt.

Fünf sind weiter seitlich. Sie kochen. Wo sie können, brodeln sie. Sie haben immerzu Hunger, oder bilden es sich ein. Was sie sich lebend fangen, wandert in ihren Topf, den sie sich irgendwo erobert haben.

Gerade doziert der Fleischermeister laut: „Wenn so ein Huhn zufälligerweise von einem Stock getroffen wurde, das nannten wir ‚Requirowatsch', und das war ehrlich. Heute heißt es ‚Organisieren'. Ist das eine Gesinnung?"

Einer sitzt da, blökt immerzu wie ein Hammel, daß sich die Kochenden manchmal umsehen, weil sie denken, daß es etwas zu jagen gibt, und sich immer von neuem ärgern.

Übrigens hat der Zylinder bei den Wagen Posten ausgestellt, die alle zwei Stunden abgelöst

werden. So unkriegerisch, wie er sich stellt, ist er nämlich nicht.

Fredi schreibt:

„Liebe Maus! Ich denk immer, was soll werden bei uns, wo ich doch immer gekocht habe? Aber wenn Du ein Huhn bekommst, da hilft Dir vielleicht die Nachbarin. In so 'nen Familien wie bei uns, da mußte wohl eigentlich die Frau eingezogen werden. Es geht aber eben nach dem Schema F, und Du siehst, daß ich gut gelaunt bin, und wir vertragen uns alle. Mir geht's aber auch gut, weil ich immer für den Rittmeister einen Extrakaffee mache. Er sagt, daß es keiner so gut kann. Ich verrat aber meinen Trick nicht. Er heißt Bennendorf, und die meisten denken immer, daß er mit Hindenburg verwandt wäre, weil der doch auch Beneckendorff hieß, und darüber freut er sich dann sehr. Wenn der Krieg so weiter geht, habe ich ihn mir anders vorgestellt. Hier ist es so, wie es in einer Sommerfrische zugeht. Unser Zahlmeister, der uns eigentlich kommandiert, ist prima. Er ist auch so was wie eine Mutter von unserm Rittmeister, obgleich er dann schon Urgroßmutter sein müßte. Denn unser Rittmeister ist sicher siebzig, und so gut er ist, ein Schieber muß er doch sein, daß er das fertiggebracht hat, ins Feld zu kommen. Seine Trauer ist nur, daß seine Frau es nicht miterlebt hat. Die ist aber nun zehn Jahre tot. Der hätte er es gegönnt, weil sie eine gute Frau war. So sind andere Frauen, und Du hast geweint, obgleich Du bei uns die Hosen anhast, weil ich zu gut zu Dir wäre, sagen die andern. Und ich denke an nichts als wie gut ich zu Dir sein würde, wenn ich jetzt bei Dir wäre, denn was gehen mich denn eigentlich die andern an? Und grüße die Gabi und den Peter und arbeite nicht zu viel im Laden. Du kannst ruhig eine Stunde früher zumachen. Da wird keiner was gegen sagen, meint der Rittmeister auch. Ich hab ihm Dein Bild gezeigt, und er hat gesagt, wenn der Krieg zu Ende wär, würde er uns besuchen. Ich sag schon, daß es Sommerfrische ist, denn in der Ferne quaken die Frösche, und nun steht unser Zahlmeister, der Zylinder, auf. Nun ist nämlich Feierabend. Es läutet auch eine Kirchenglocke. Nun müssen wir schlafen. Wir liegen aber in einem richtigen Zimmer auf gutem Stroh. Das ist das erste Mal seit fünf Tagen, und ich bin schrecklich müde."

*

Da schlafen sie dicht gedrängt, Mann neben Mann. Und der Fleischermeister hat die Tür geschlossen; denn er sagt, daß warmer Mief schon im Weltkrieg besser war als kalter Ozon, und er macht nun einmal die neuen Moden nicht mit, dann hätten sie ihn nicht einziehen sollen.

Fritz liegt an der Türe. Er kann nicht schlafen. Viel Unruhe ist in ihm. Ein Soldat schreit im Traum auf. Ein anderer schnarcht.

Leise öffnet er die Tür.

Sehr kalt ist es draußen geworden nach dem heißen Tag. Die Frösche konzertieren mit allen Kräften, und nun beginnen auch zwei Nachtigallen zu singen.

Fritz schließt wieder die Türe.

Diese friedliche Natur, die sich um den Menschenkrieg nicht kümmert, macht ihn noch unruhiger, und plötzlich kommt ihm die Idee: Du hast Angst, nichts als Angst vor dem morgigen Tage.

*

Kurze Zeit schläft Fritz. Dann wird er durch Pferdegetrappel geweckt. Stimmen ertönen.

Der Rittmeister ruft nach dem Zahlmeister. Sehr dunkel ist es draußen. Der Himmel hat sich bezogen. Bald wird es zu regnen anfangen. Unangenehm kühl ist es.

Der Rittmeister springt ab. Er eilt in den Raum, in dem der Zahlmeister mit den Unteroffizieren schläft. Der Posten hat ihn hingewiesen.

Aufgeschreckt erheben sich Menschen aus dem Stroh. Taschenlampen leuchten auf. Eine Laterne wird angesteckt. Der Zahlmeister springt auf. Er und die Unteroffiziere nehmen halbangezogen stramme Haltung an. Der Zahlmeister meldet.

Der Rittmeister setzt sich auf eine Kiste. Da sitzt er wie ein Feldherr und entfaltet seine Karte. Zwar hat er noch nicht geschlafen, aber er ist wach wie noch nie.

Er lobt den Zahlmeister. Dieser habe die ihm gestellte Aufgabe blendend gelöst. Eine Meldung hätte er ihm leider nicht schicken können. Ein einzelner Reiter wäre in zu großer Gefahr gewesen. Zu solcher Aufgabe wäre auch schließlich nur ein alter Kriegssoldat wie er zu gebrauchen und kein maskierter Zivilist. Das solle keine Beleidigung sein.

Mit großer Spannung sei er zurückgeritten. Herrlich! Auf dem Marktplatz habe ihn der Posten angehalten.

Das sei ein ulkiges Idyll, dieses Nest. Eine ruhige Insel mitten im Vulkan. Bei großen Orkanen gebe es ein solches friedliches Zentrum. Da sehe man eben, daß der Herrgott auch den Menschen als Abbild der Natur geschaffen habe. Solche Schlachten wolle der Herrgott ausdrücklich aus vielerlei Gründen. Es seien die menschlichen Orkane. Es könne überhaupt nichts geben, was der Herrgott nicht wolle. Vor einer Schlacht müsse man fromm sein und seinen Herrgott neben sich fühlen.

Ob der Zahlmeister wisse, was innere Munition sei? Auf die käme es mindestens ebensoviel an wie auf die andere, wenn sie auch nicht im Instruktionsbuch stände. Ohne die sei die andere unbrauchbar.

Alle sollten sofort geweckt werden. Kaffeekochen sei die erste Parole. Mindestens drei Bohnen über das Reglement hinaus, pro Kopf. Er trage die Verantwortung, und er wisse, was er tue. Ein gutes Frühstück stelle innere Munition vor. Ein voller Magen stütze im wahren Sinne des Wortes das ängstliche Herz. Eine Extraration Fett müsse ausgegeben werden. Mit den bürokratischen Bedenken hätte es nun ein Ende. Gott sei Dank sei es endlich so weit. Heute ginge es auch für sie los. Für sie sei er ja auch bisher stinkend langweilig gewesen, dieser wunderbar interessante Krieg. Soweit er es habe herausbekommen können, sei die Lage glänzend. Nach rückwärts wären sie bestimmt abgeschnitten, da würde mächtig gekämpft. Da ständen die bayerischen Gebirgsjäger mit ihrem weißhaarigen Oberst. Wenn denen die Munition ausginge, hätten sie noch immer das Messer.

Der gerötete Himmel wäre wie aus einem Schlachtengemälde herausgeschnitten. Monumental. Vorne ginge es bestimmt noch heute morgen los. Die Saubande hätte sich festgesetzt. Unglaubliche Verstärkungen müßten sie herangeholt haben. Mit aller Macht drängen sie vor. Ungeahnt große Koffer schickten sie herüber, interessante Dinger.

Ob der Zahlmeister das mit der inneren Munition verstanden habe? Nun müßten sie heran, und er würde sich nicht blamieren, und wenn er mit seinen Wagen in die erste Linie galoppieren müßte.

Aber kein Licht würde angesteckt. Das bitte er sich aus, schon aus Schönheitsgründen, es müsse in solcher Stunde alles richtig sein. Zwar schienen die polnischen Flugzeuge die galoppierende Schwindsucht bekommen zu haben. Aber man könne von den Engländern einiges erwarten, da sie doch gerichtsnotorisch verrückt wären. Die kämen womöglich mit ihren Kisten an. Alles einzelne müsse man in Erwägung ziehen. Nur so könne man siegen.

In der nächsten halben Stunde wird reichlich geflucht und gestöhnt. Die Soldaten sind nicht sehr begeistert, daß sie aus ihrem Friedenstraum aufgescheucht wurden. Aber der Rittmeister ist zwischen ihnen. Er spricht wie ein Reiseführer, der nach einem langweiligen Anfang nun zu den Sehenswürdigkeiten kommt.

Bisher seien sie nichts als hin- und herkutschiert. Das mache natürlich kein Vergnügen. Aber schließlich sei es nicht seine Schuld gewesen. Keiner könne das behaupten. Nun aber würde es anders. Das nehme er auf seine Offiziersehre. Jetzt würde jeder auf seine Kosten kommen und nicht nach Hause zurückkehren und sagen: „Wir haben in einem Dreckland eine langweilige Kutschfahrt gemacht."

Die ganze Luft röche nach Zunder. Ob sie das nicht merkten? Es mache einen jung. Er wisse, daß er sich auf alle verlassen könne. Heute käme der Tag, auf den sie von Anfang an gewartet hätten.

Es dauert nicht lange, bis die Kolonne abrückt. Fröstelnd ziehen sie in den erwachenden Morgen.

Aus allen Himmelsrichtungen schallt jetzt das Geschützfeuer. Aber vor ihnen ist es am heftigsten. Da brennt ein Dorf wie eine Riesenfackel.

XIII.

Während eines Krieges sind die Frauen das Herz des Landes. Sie müssen die Kräfte in sich einsaugen und wieder hinausfließen lassen, daß Kopf und Arm immer bereit und stark sind zu entscheiden, aufzuhalten oder zuzuschlagen. Mit gleichmäßig ruhigem Schlag muß das Herz gehen, daß das Land gesund bleibt, wenn ihm auch Wunden geschlagen werden. Frauen senken ihre Wurzeln in den Boden und holen daraus ihre Kraft, die Männer aber schleudern die Wurzeln in die Luft und fangen mit ihnen die Erkenntnisse, die Erfindungen und die Taten.

Hast du dir schon einmal überlegt, was die Frauen in einem Krieg tragen müssen, und welche Verantwortung ihnen übergeben ist? Am frühen Morgen — nun schläft sie noch schlechter — sitzt Ille auf dem Friedhof bei den Feldgrauen, und der Gärtner leistet ihr Gesellschaft.

Fast alle hat er gekannt, die da liegen, denn sie sind ja aus der Gegend der Breitestraße. Aber der Thomas war sein Freund. Mit dem war er im Felde. Und er sagt immer: „Du, ich weiß es genau. Ich falle nicht, ich komme nach Hause. Das fühlt man doch. Du nicht?"

„Ich habe nie so gefühlt. Ich habe Angst gehabt, Fräulein Ille. Ich sage es ehrlich, und wenn Sie mich feig finden. Immer habe ich Angst gehabt, ehe es wirklich losging. Bei der Schießerei natürlich nicht. Daran waren wir gewöhnt. Das war unser Leben wohl zwei Jahre. Aber wenn wir heraus mußten aus der Erde, das war was anderes; denn ich dachte immer: Aus dieser Hölle kommst du nie weg, und es wird kein Ende nehmen, es dauert ewig. Als ich zu Hause war, da kam es mir vor, als wenn es gestern begonnen hätte.

Der Thomas ist neben mir gefallen im Graben bei Arras. Er hat geschlafen. Nicht einmal gehört hat er sie, die Granate, die ihn mitgenommen hat, der gläubige Thomas.

Ich hab oft drüber nachgedacht und meine, er hat nichts davon gemerkt, daß er starb."

Der Gärtner lächelt fast einfältig: „Und weiß auch nicht, daß er tot ist, oder doch? Also er hat recht gehabt. Sein Glauben hat ihm geholfen, weil er ihm so viel Kraft gab, daß ich mich an ihm aufgerichtet habe, und ich war manchmal ganz verzweifelt.

Und darum sitze ich jetzt oft hier, und der Thomas, der nun schon lange tot ist, ist wieder lebendig. Er war so geduldig und hilfsbereit. Ich höre neu, was er sagte, und vieles verstehe ich besser. Sehen Sie, Fräulein Ille: Nun ist mein Sohn draußen. Das macht mir Angst, daß es mir mein Herz zerkrampft. Er ist doch mein einziger, und meine Frau ist tot. Er ist doch von meinem Leben. Aber wenn ich hier mit dem Thomas spreche, dann werde ich plötzlich gläubig, und es will nicht in meinen Kopf, daß er fallen kann."

Und Ille denkt: Wenn ich etwas von Fritzens Leben hätte, dann könnten meine Gedanken ihn ganz anders beschirmen, wenn sein Leben in mir wäre ...

Aber vor der Mutter spielt sie die Tapfere. Sie sitzen am Radio, an Fritzens Radio. Es stellt sich heraus, daß er es noch vor dem Einrücken vollständig bezahlt hat.

„So ist eben Fritz", hat die Mutter gesagt, als sie es hörte, „und darum mußt du ihn heiraten; denn die Menschen erkennt man nie an ihrem großen Getue, sondern an ihren kleinen Handlungen."

Keine Sendung versäumen sie. Nicht die Nachrichtendienste und nicht die Frontberichte.

Sie haben auch nicht besonders viel zu arbeiten. Die Regierungsrätin hat ihre Bestellungen im Augenblick gestoppt.

Der Braun wäre ein ganz Schlauer. Es scheine die Gefahr zu bestehen, daß sein Laden geschlossen würde, und er habe offenbar mit dieser Heirat eine kleine Schiebung vor. Sie solle dann bei ihm eintreten.

Ille versteht nicht, daß für die Menschen der Breitestraße die kleinen Sorgen des Alltags weitergehen, daß sie sich aufregen, wenn sie fünfzig Pfennig auf der Straße verloren haben oder ein Glas zerbrochen ist, daß sie sich über ihren Schnupfen unterhalten und das Schnarchen des Mannes, daß sie mit Leidenschaft bei den Geschäften anstehen, um über solche Dinge zu quatschen; aber sie tuen es wohl, um ihre großen Sorgen einzunebeln.

Ille denkt, daß sie es ohne die Mutter wohl nicht ertragen könnte, dann würde sie sich davonmachen und versuchen, an die Front zu kommen.

Der alte Sonnenschein wird bei der Eisenbahn in Oberschlesien eingesetzt und ist sehr stolz. Seine Laube hat er verpachtet.

Frau Tiele bekommt regelmäßig Briefe ihres Mannes aus dem Westen, aber Ille hat bis heute noch keinen Brief erhalten. Ihr Friseur, der lustige Kerl mit dem etwas breiten Gesicht und den dunklen Augen, der immer ihre Haare noch blonder bleichen und sie so zu einer Schönheit machen wollte, ist gefallen. Die Frau hat ein Telegramm bekommen. Jetzt kann sie den Zettel: „Wegen Einberufung geschlossen" herunternehmen. Er ist für ewig einberufen.

Und der Seifenhändler von nebenan redet: „Zwei Kinder hat sie schon. Was soll daraus werden? Leichtsinnige Menschen!"

Die Frau des Friseurs aber sagt zu Ille: „Ich würde es nicht ertragen, Ille, wenn ich nicht zwei Kinder hätte!"

Und Ille muß weinen, daß eigentlich die Frau sie tröstet und nicht sie die Frau, wie sie es doch wollte.

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



AUF DEM SEEWEGE

GELANGTE DER ORIENTTABAK
IN DIE HAMBURGER LAGERSPEICHER
VON HAUS NEUERBURG.

In Ballen eng zusammengepreßt war das von Natur aus schmiegsame elastische Blatt spröde und trocken geworden. Nun galt es, die im Laboratorium gewonnenen Erkenntnisse auszuwerten: Die erstarrten trockenen Blätter unter natürlichen Bedingungen wieder zum Atmen zu bringen, um das schlummernde Aroma zu erwecken, das sie unter der SONNE MAZEDONIENS *in sich eingesogen hatten.*

GÜLDENRING
mit U-Mundstück 4 PF.
OVERSTOLZ 4 1/6 PF.
ohne Mundstück

HADANK

HAUS NEUERBURG

Beide Marken in der fugendichten Frischhaltepackung



Angenommen...

Ihr Mädel hat sich am Fuß oder am Bein geritzt. Wie wollen Sie diese Wunde verbinden? Etwa so? Oder lieber mit einem kleinen Streifen Hansaplast elastisch?



Lieber mit Hansaplast elastisch! Dieser praktische Schnellverband ist bewegungsfügig und bauscht nicht auf. Er wirkt blutstillend und heilungsfördernd.

Hansaplast-elastisch

SCHNELLVERBAND D.R.P.

H 1054 V

Wie denken Sie darüber?



Mit gesunden Zähnen mag man gern in einen Apfel beißen, man hat Freude an kräftiger, gesunder Kost. Wohlbefinden und Gesundheit sind unmittelbar abhängig vom Zustand der Zähne. Ist es da nicht einige Minuten des Tages wert, um die Zähne vor Bakterien, Mundsäuren und Zahnstein zu schützen? Morgens und abends mit der starkwirksamen Nivea-Zahnpasta pflegen, so erhalten Sie Ihre Zähne gesund und blendend weiß, denn Nivea-Zahnpasta vereint alle Vorzüge:

Starkwirksam • Gegen Zahnsteinansatz
Zahnfleischkräftigend • Mikrofein
Mild, aromatisch – Und so preiswert

Die große Tube 40 Pf.



25 Pf. die kleine Tube

763 H



XIV.

Die Sonne hat die Dämmerung überwunden und saugt die Feuchtigkeit in sich auf. Nach und nach vergehen die Wolken der Nacht. Immer näher kommt die Kolonne dem Gefechtslärm, der aber nicht stark ist. Zwischen einzelnen Schüssen hämmert von Zeit zu Zeit ein Maschinengewehr. Regelmäßig jagt pfeifend eine Granate über ihre Köpfe, daß Fritz sich unwillkürlich duckt.

Wenn das Pfeifen anhebt, schaut sich stets der Rittmeister strahlend um. Wie ein Versprechen scheint ihm dieser Ton. Er unterhält sich mit seinem Leutnant, der auch schon Großvater ist, als wenn sie beide jung wären. Und es kommt ihm so vor, als wenn die zwanzig Jahre Frieden nur eine kurze Ruhepause waren. Nun geht es weiter. Deutschland hat einfach einmal Atem geholt.

Wie eine Sirene heult die Granate durch die Lüfte. Das Geräusch schwillt an und ebbt ab.

Unteroffizier Berger reitet neben Fritz. Er zieht Orchideen in Babelsberg, seitdem er aus dem Weltkrieg zurückgekehrt ist. Er hat wochenlang in dem Krater von Verdun gelegen. Aber ihm geht es anders wie dem Rittmeister, er hat bei seiner Arbeit den Krieg vergessen. Die Granaten bringen ihn in Unruhe, obgleich er sich dagegen wehrt. Er findet die Nervosität lächerlich. Durch seine Unterhaltung mit Fritz will er sich davon befreien.

„Solche Geschütze nannten wir im Weltkrieg „Einsamer Wanderer" oder „Flacher Emil" oder „Steile Hulda". Die schießen ganz schwere Brocken, aber sie schlagen Kilometer hinter uns ein. Vielleicht in unser friedliches Städtchen."

Dann lacht er, weil Fritz sich bückt. Fritz nimmt sich vor, diese lächerliche Verbeugung zu unterlassen. Es gelingt ihm auch, aber er muß es sich jedesmal vornehmen. Wenn er es vergißt, verbeugt er sich.

Sie fahren von der Straße herunter in eine Senkung.

Der Rittmeister hat das Gelände gut übersehen. Natürlich reitet er mit seinem Leutnant und einem Unteroffizier nach vorne. In halsbrecherischer Fahrt jagt ein Melder auf dem Motorrad nach rückwärts.

Berger beobachtet ihn: „Heute gibt es Zunder", sagt er zu Fritz, und wieder fühlt er in sich ein merkwürdiges Gefühl, das er noch nicht kennt. Ist etwa Angst so?

Die Fahrer steigen von ihren Böcken. Die Wagen stehen ausgerichtet in der Senkung. Hufe und Schritte tönen von der Straße. Sechs hochbeladene Leiterwagen fahren so schnell sie können nach rückwärts. Männer laufen nebenher. Kinder und Hunde.

Ein Offizier weist sie herunter: „Die Straße muß unbedingt freibleiben. Wir wissen nicht, was rückwärts los ist."

So biegt der Zug von der Straße ab. Die Kolonnenfahrer verlassen ihre Pferde und helfen, daß die Wagen nicht umkippen. Es gibt ein freudiges Begrüßen. Volksdeutsche sind es, die die Polen zur Flucht gezwungen haben, die gestern abend ausreißen konnten und sich nun zu den Deutschen gerettet haben. Was ihnen im Augenblick der Flucht unter die Hände kam, haben sie mitgenommen und auf die Wagen getürmt. Da sitzt die Großmutter auf einem Sessel zwischen aufgehäuftem Bettzeug. An der Lehne ist der Bauer des Kanarienvogels befestigt, der mehr verwundert als erschreckt piepst. Auch Hühner sind im Holzverschlag unter den Betten versteckt, daß die Polen sie nicht finden sollten.

Auf dem zweiten Wagen ist ein altmodisches Sofa mit hoher Rückwand aufgepackt. Allerdings liegt eine jüngere Frau darauf, an die sich eine Katze geschmiegt hat.

Einige Hunde begleiten die Wagen. Spitze und Schäferhunde. Bis vor acht Tagen haben sie, wo sie konnten, Krieg miteinander geführt. Nun sind sie einig.

Auf einem andern Wagen ist ein Kalb unter dem Stroh verborgen. Wahrhaftig steht da auch, an der Seite eingeklemmt, ein Bild von Martin Luther der die Bibel in der Hand trägt. Das Bild haben sie immer hochgehalten weil es das Unterpfand ihres Deutschtums war. Nur von einem Pferd wird jeder Wagen gezogen. Die anderen haben die Polen gestohlen. Allerdings läuft ein Fohlen mit, genau so wie es die Kinder tun.

Hin und her über die Straßen ist der Flüchtlingszug der alten Männer Frauen und Kinder getrieben worden. Großvater Paetz hat sie geführt. Achtzig ist er, aber er geht aufrecht ohne Stock. Sein fünfjähriger Enkel Martin weicht nicht von seiner Seite.

Fritz geht von Wagen zu Wagen und er wundert sich, was diese Menschen in ihrer Aufregung aufgeladen und zu Hause gelassen haben. Den Nachttopf hat die eine Frau mitgenommen, aber einen Kochtopf hat sie vergessen. Ihr Hochzeitskleid hat die andere aus dem Schrank gerissen. aber die warmen Decken liegengelassen. Aber sie helfen sich untereinander. Im Augenblick gehört ihnen alles, was sie gerettet haben, gemeinsam.

Paetz ordnet an. Die Frauen und kleinen Kinder steigen von den Wagen. Fritz hilft die kranke Frau vom Sofa heruntertragen. Holz haben sie mitgenommen. Ein Feuer wird entzündet und Kaffee gekocht. Sie sitzen nun zwischen den Soldaten auf der Erde. Die Soldaten holen ihre Decken und hüllen die Kinder ein. Mit trostleeren Augen erzählen die Frauen von ihren Männern. Die wurden in einer Nacht aus den Betten geholt. Zeit ließ man ihnen nicht. Sie mußten zu dem Zug, der schon auf der Dorfstraße auf sie wartete. Zweihundert Bauern, der protestantische Pfarrer aus dem Nachbardorf, der Apotheker aus der kleinen Stadt und auch der Arzt. Um sie herum polnische Soldaten, die die Deutschen immer wieder in der unflätigsten Weise beschimpften, schlugen und bespuckten.

„Macht schnell, ihr deutschen Schweine, sonst stechen wir euch ab, was euch zukommt, und was wir morgen oder übermorgen doch tun."

„Mein Mann hatte nicht einmal Zeit, die Stiefel anzuziehen", sagt Frau Merkel, die Frau mit dem roten Haar, die auf dem Sofa gelegen hatte. „Ich bin hinterhergelaufen, und mit mir viele Frauen und Hunde, die sich nicht trennen konnten. Ich hab' die Stiefel meinem Mann geben können, aber ich hab' einen Fußtritt bekommen, daß ich auf die Erde flog. Und zu meinem Entsetzen sah ich, daß mein Mann gegen die Soldaten anwollte, aber ich bin aufgestanden und hab' gelacht: „Mir ist nichts, Kurt", und ich weiß heute noch nicht, wie ich es fertig gebracht habe, denn ich kann vor Schmerzen noch nicht stehen." Dann weint sie, und eine andere spricht weiter: „Die junge Frau vom Balz, sie kam als Magd aus dem Rheinischen. Sie war die hübscheste Frau aus dem Dorf und hatte was besonderes, daß wir sie nicht leiden konnten. Die ist mit uns hinterher gelaufen. Da haben zwei polnische Bestien sie gepackt und ihr das Kleid vom Leib gerissen. Ihr Hund, der Nero, hat sich in den einen Polen verbissen, und ihr Mann ist aus dem Zug gesprungen und hat des Polen Kehle gepackt und hat sie durchbissen, daß sein Blut strömte. Da hat der andere von der Frau gelassen und hat sein Messer in die Brust des Mannes gestoßen. Und die Lilli hat sich über ihren Mann geworfen, hat ihn umarmt und geküßt und seinen Namen gerufen.

(Fortsetzung folgt.)



Zuchtbeete in Kirlikova (Mazedonien).

So lachten sie über das „Arbeiterparadies"

Die englischen und amerikanischen Zeitschriften unterhielten ihre Leser, bevor Churchill und Roosevelt zusammen mit Stalin „für die höchsten Güter der Menschheit, für Kultur, Freiheit und Zivilisation" kämpften, zuweilen mit „hintergründigen" Scherzen aus dem bolschewistischen Arbeiterparadies und beriefen sich dabei meist auf Sowjetzeitungen als Quellen, aus denen sie diese Witze entnahmen. Tatsächlich hatten manche bolschewistische Zeitungen eine gewisse Narrenfreiheit, Witze über die glanzvolle Lebenshaltung des Sowjetmenschen zu machen, die wohl weniger der Freiheit der Kritik als vielmehr der vollen Absicht entsprang, dem unsagbaren Elend ein Ventil in der Selbstironie zu schaffen, die außerdem zu den bezeichnendsten Eigenschaften der jüdischen Machthaber im größten Kerker der Menschheit gehört. Wir bringen nachfolgend eine Reihe derartiger Anekdoten und Sowjetwitze, die über die Zustände, die Europa und der ganzen Welt zugedacht waren, mehr aussagen als langatmige Aufsätze

Das Kollektiv.

Stalin klagte gelegentlich bei Kalinin darüber, daß sein Speiseschrank voller Mäuse sei. Was sich denn dagegen machen ließe? „Stell darin eine Tafel auf", antwortete Kalinin, „und schreib darauf, daß der Speiseschrank von nun an zur Kollektivfarm erklärt sei. Dann wird die Hälfte der Mäuse Hungers sterben. Die zweite Hälfte läuft von selbst davon."

Der Größere.

Zwei Zeitgenossen konnten sich nicht darüber einig werden, wer der größere Mann sei: Der USA.-Präsident Hoover oder der Vater der Weltrevolution Stalin. „Hoover", sagte der eine, „hat den Amerikanern das Trinken abgewöhnt, eine ungeheure Leistung."

„Was will das schon heißen", trumpfte der andere auf, „Stalin hat den Sowjetbürgern das Essen abgewöhnt."

Nur nichts versäumen.

„He, he, wohin so eilig, Genosse?" — Ich habe keine Zeit", erwiderte der Angerufene, „ich will mich in den Fluß stürzen. Ich habe genug vom Leben. Kein Brot, kein Fleisch, keine Milch, keine Butter, nichts anzuziehen Ich pfeife auf dieses Leben."

„Hab' Geduld", tröstete der Genosse. „Warte, bis der Fünfjahresplan abgelaufen ist, dann wird es alles im Überfluß geben!"

Der Lebensmüde schüttelte den Kopf: „Wenn ich noch länger warte, gibt

es vielleicht auch kein Wasser mehr." Und entschlossen wandte er sich wieder dem Flusse zu.

Arme Pferde.

Auf dem Marktplatz sah eine Kulakenfrau zum erstenmal in ihrem Leben ein Kamel. Sie betrachtete es lange und eingehend und rief dann kopfschüttelnd aus: „Fürchterlich, wie diese verdammten Bolschewiki die Pferde zugerichtet haben!"

Der Neubau.

In einer Versammlung führender Kolchosmänner wurde ausführlich debattiert. „Stroh als Lager dürfte das geeignetste sein", meinte der eine. „Kleie mit Kartoffelschalen vermischt hat sich übrigens bisher als sehr nahrhaft erwiesen", erweiterte ein anderer das Gespräch, in das sich ein dritter einschaltete: „Man müßte einen durchgehenden Trog anbringen, in den an der einen Seite das Futter hineingeschüttet wird. So können alle zugleich fressen."

Ein vierter ist erst vor kurzem in die Beratung gekommen und fragt: „Und wie denken sich die werten Genossen die Regelung der Abortfrage?"

Seine Frage erweckt allerseits großes Erstaunen? „Wieso Abortfrage? Wir reden doch hier von der Schweinezucht?"

„Ach so, Schweinezucht! Dann ist es etwas anderes. Ich dachte, hier wäre die Beratung über die neuen staatlichen Muster-Arbeiterhäuser."

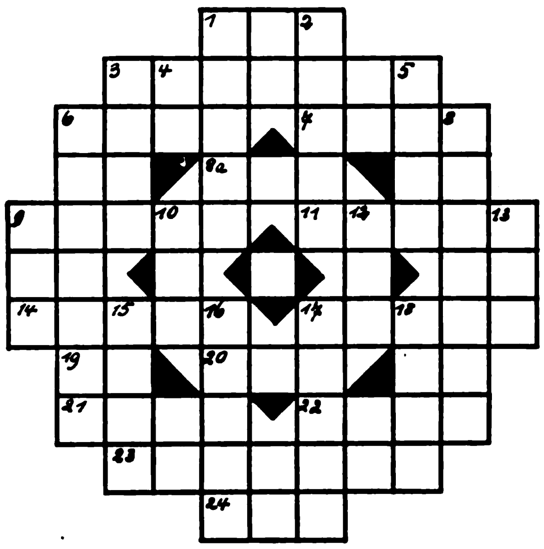
Das Mausoleum.

In den Laden der Kooperative trat ein Bauer. Er erzählte, daß er hier fremd sei und ein Andenken kaufen wolle, um es in seine Heimat mitzunehmen. Ein würdiges Andenken an die schöne große Stadt. Der Verwalter zeigte ihm Bilder der Volkskommissare, ein Bild von Stalin und dann noch ein schöneres, ganz farbiges, auf dem Väterchen Stalin freundlich lacht. Als auch das dem Bauern nicht gefiel, wies er ihn auf ein prächtiges Bild, das Mausoleum von Lenin. Da erwachte das Interesse des Bauern. Aber das Mausoleum war ihm doch zu klein. Da wurde der Verwalter ungeduldig: ‚Höre, Väterchen! Was möchtest du nun eigentlich für ein Mausoleum, wenn dir dieses nicht gefällt?"

„Ach, weißt du, Genosse Verwalter, ich möchte ein Mausoleum, wo sie alle, verstehst du, alle darin liegen." H. S.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Sonnengott, 3. ital. Komponist, 6. Stadt in Thüringen, 7. niedere Pflanze, 8a. Schiffsseite, 9. europ. Gebirge, 11. Ablaufstelle, 14. Staatenbund, 17. Nebenfluß der Donau, 19. persönl. Fürwort, 20. Stadt in Finnland, 21. Haustier, 22. Aderschlag, 23. böhmischer Komponist, 24. Gewinnanteil. — Senkrecht: 1. Mailänder Oper, 2. röm. Grenzwall, 3. Krankheit, 4. Auerochs, 5. Staat der USA., 6. deutscher Komponist, 8. dtsch. Komponist, 9. starker Strick, 10. Stadt in Brasilien, 12. Hauseingang, 13. Bodenart, 15. Teil des Auges, 16. Nähwerkzeug, 17. Edelstein, 18. Halle.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — bo — chei — da — dau — de — de — di — e — e — e — en — en — en — frau — gan — gott — har — hum — hy — i — in — kro — la — la — le — lei — lend — lieb — lieb — lo — mer — milch — mün — ni — nit — no — on — ost — re — ri — so — span — sta — the — ti — tra — u — ve — wa — wan — zenz — zin sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Gutzkow ergeben.

1. Landstrich in Rumänien, 2. Hartgummi, 3. Papstname, 4. Stadtteil von Berlin, 5 Meereskrebs, 6. Bedrängnis, 7. General Wallensteins, 8. Seebad bei Lübeck, 9. Kampfbahn, 10. Seebad in Belgien, 11. Wiener Komponist, 12. Rheinnixe, 13. europ. Königreich, 14. rheinhessischer Weißwein, 15. Land in Afrika, 16. männl. Vorname, 17. Liliengewächs, 18. Stadt in Armenien.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

Rösselsprung.

		ne		ge		
		neh		herz		
	oh	oh	zun	me	ich	
ha	und	re	ein	e	kein	teil
de	ne	be	ge	ich	glok	schrei
	und	spruch	und	doch	an	
		lun		ken		
		schmerz		freud		

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Taktik, Säntis, Bettdecke, Nerven, Bürste, Handel, Odessa, Cherub, Zensur sind je drei, aus dem letzten Wort vier Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Gutzkow ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 33:

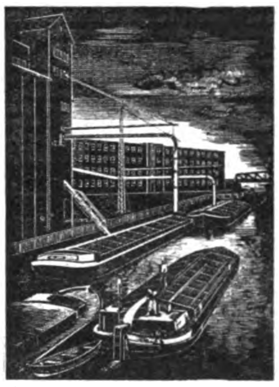
Silbenrätsel: 1. Saalburg, 2. Tahiti, 3. Revolte, 4. Epikur, 5. Novelle, 6. Gelsenkirchen, 7. Estragon, 8. Haiti, 9. Echternach, 10. Rudolstadt, 11. Rössel, 12. Europa, 13. Nimwegen, 14. Rothenburg, 15. Euterpe. „Strenge Herren regieren nicht lange." ✱ **Zahlrenrätsel:** Mystifikation, Olympia, Nymphe, Rhythmik, Obligation, Eidechse, Diogenes, Oldenburg, Kapelle, Trafik, Reparatur, Ischias, Nauheim. „Monroedoktrin." ✱ **Silbentreppe:** 1. Leo, 2. Odessa, 3. Sahara, 4. Rapallo, 5. Loanda, 6. Dapolin, 7. Lindau. ✱ **Rösselsprung:** Geld und Schmuck und fürstlichen Prunk / Wahrlich, acht ich geringer / Als den lieben Schmuck holder Kinder. Euripides. ✱ **Kryptogramm:** Schnurre, Geldern, Avers, Indien, Entdecker, Tiefe, Kreis, Scheitel, Gastwirt, Pedal, Kreisler, Rubens, Herder, täglich, Blick, Fuchsie, Meer, Zobel, fernmündlich, Bussard. „Nur der verdient die Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Goethe.

Volles Korn vermahlen und verwerten bringt uns ein Mehr von etwa 170000 t Eiweiß, 400000 t Kohlehydrate und 400000 t Fett



Volksgesundheit – Nahrungsfreiheit!

Die volle Ausmahlung und Auswertung des Brotkorns würde nicht nur für unsere Nahrungsfreiheit, sondern auch für unsere Volksgesundheit einen unschätzbaren Gewinn bedeuten: darauf hat der deutsche Ernährungsforscher Dr. Wilhelm Kraft schon frühzeitig unerschrocken und unermüdlich hingewiesen. Vollkornbrot — so lehrt Dr. Kraft — gibt uns nämlich die hochwertigen Eiweißstoffe des Keimlings und der Randschichten des vollen Korns, die für den Aufbau des Organismus unentbehrlich sind; es besitzt von sämtlichen Brotarten den höchsten Gehalt an Vitamin B1 und ist die einzige praktische, ständige Quelle von Vitamin E, dem Vitamin der Fruchtbarkeit; außerdem liefert es uns (in Form von Zellulose und Pektinen) Stoffe, die eine ausgezeichnete Wirkung auf eine gesunde Darmfunktion ausüben.



Aus den Kornkammern d. Reiches kommt bester Roggen auf dem Mittellandkanal nach Burg bei Magdeburg zu den Ersten Deutschen Knäckebrotwerken Dr. Wilhelm Kraft, der größten Knäckebrotfabrik der Welt.

Eine besonders bekömmliche und schmackhafte Form von Vollkornbrot ist KNÄCKE, das von Dr. Wilhelm Kraft geschaffene erste deutsche Vollkorn flach brot. Die flache Form von KNÄCKE sichert nämlich die denkbar beste Erschließung aller Nährstoffe bei hervorragender Entwickelung der Geschmackswerte des vollen Korns.
In knapp 14 Jahren hat sich KNÄCKE Millionen von Freunden erworben. Sein Erfolg ist der Sieg der Idee des Ernährungsforschers Dr. Wilhelm Kraft, der die »Urform allen Brotes« wieder zu Ehren bringen will. Was das für unsere Gesundheit bedeutet, wird uns offenbar, wenn wir daran denken, daß unsere Vorfahren dank ihrem Brote soviel gesünder waren als wir, daß sie vor allem viel bessere Zähne und auch kräftigere Gebisse hatten!

KNÄCKE
KRAFTS KNÄCKEBROT
„aus echtem Schrot und Korn"

Auf die R-Abschnitte der Reichsbrotkarte erhalten Sie alle 3 Sorten KNÄCKE: das befegelockerte, feinknusprige, für Kinder besonders geeignete KNÄCKE H, das befegelockerte, mit Kümmel gewürzte KNÄCKE K und selbst das feine, helle, zartknusprige, delikate KNÄCKE D, das ideale Frühstücksgebäck.



„BLUME" — wer drückt es aus und wer beschreibt es, was in diesem Worte steckt? Wie die „Blume" eines guten auserlesenen Weines dem Kenner reine, unverfälschte Qualität verrät, so weiß der Raucher schon beim ersten Zug aus seiner Zigarette, ob sie „Blume" hat.
Austria-Zigaretten sind wegen ihres blumig duftenden Aromas überall begehrt, und deshalb heißt es mit Recht:

Austria Zigaretten
sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.









Westliche Robinsonade

Unter diesem Titel schrieb **Fritz Spiesser** ein köstliches Buch, eine Satire auf den westlichen Liberalismus u. die Demokratie, eine in Form einer Robinsonade gehaltene, sehr spannende u. geistig gut fundierte tödliche Abrechnung mit der gesamten westlichen Ideenwelt. Einige Prominente dieser Welt werden bei einem Schiffbruch mit anderen merkwürdigen Vertretern westlicher Nationen auf eine einsame Insel im Pazific verschlagen. Im Laufe der Jahre, die sie hier verbringen müssen, versuchen sie sich an der Aufrichtung eines staatlichen Gemeinwesens, bei dem ihre demokratischen Ideen in Reinkultur Pate stehen. Sie werden jedoch mitsamt ihren ideologischen Utopien westlicher Prägung durch das Leben ad absurdum geführt.

Leinen RM. 4.80.

Erhältlich in jeder Buchhandlung.

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München 22.

Fähigkeiten: gut —

Kaufmännische Kenntnisse: zu schwach! Zur Beförderung nicht recht geeignet. Könnte es nicht auch Ihnen mal so gehen? Für gute Stellungen wird viel verlangt. Besser vorsorgen, als später das Nachsehen haben. Wenden Sie genug an Ihre Fachausbildung? Sollten Sie nicht mehr tun? Schreiben Sie an Spaeth & Linde, Abt. C, Berlin W 35. Fragen Sie nach der „Handels Hochschule". Das ist das Richtige für den, der vorwärtskommen will, ein großes Lehrwerk für den praktischen Kaufmann. Unterlagen kostenlos und unverbindlich

An alle Damen

die an Damenbart u. and. unnatürl., läst. Gesichts- u Körperhaarwuchs leiden! Unnatürl. Gesichts- u. Körperhaare kann man jetzt durch ein neu erfundenes, wohlriechendes Enthaarungsöl bzw. Öl-Konzentrat restlos und vor allem grundlegend beseitigen, da dieses Öl infolge seiner Tiefenwirkung in die Haut eindringt und die Haarwurzeln abtötet. Auch für empfindliche Haut unschädlich. Das auf neuen Erkenntnissen aufgebaute Charmino-Öl bzw. Öl-Konzentrat ist sulfidfrei und von großer Tiefenwirkung. Kurpackung 5,45 RM, Doppelpackung 7,45 RM. Interess. Broschüre und viele amtlich beglaubigte Anerkennungen auch über Dauererfolge sendet kostenlos
Dr. E. Günther & Co., Abt. 22, Leipzig C 1, Postfach 596, Inh. C. H. Wellschläger

Jeden Morgen den
Völkischen Beobachter
die Zeitung des Reiches



HERTWIG & CO., Katzhütte, Porzellan- und Feinsteingutfabrik





Humor

„Also Sie haben sich mit meinem Sohn verlobt", sagte der große Kaufmann zu seiner Sekretärin. „Ich muß schon sagen, Sie hätten erst mit mir sprechen sollen!"

„Ja, da hab' ich auch dran gedacht", erwiderte sie. „Aber wenn man sie so beide vergleicht, dann ziehe ich ihn doch unbedingt vor!"

*

Huber fragt Gruber: „Sag', was glaubst du, soll ich lieber zu einem Graphologen gehen oder zu einem Gedankenleser?"

Meint Gruber: „Zum Graphologen, eine Schrift hast du doch bestimmt!"

*

„Mein Bräutigam und ich sind zusammen genau fünfzig Jahre alt."

„Und so einen grünen Jungen willst du heiraten?"

*

Rudi, der Freund von Graf Bobby, soll eine Reise antreten. Er beklagt sich bei diesem: „Ich weiß nicht, immer wenn ich verreisen soll, bin ich den Tag vorher ganz nervös und aufgeregt!"

Meint Bobby: „Ja, warum fahrst du denn dann nicht einen Tag früher?!"



„Sie kommen mir so bekannt vor, wo habe ich Sie denn schon mal getroffen?"
„Hint'n, Herr Doktor, hint'n!!"
Zeichnung: Fritz Mucke.

Schlaucke weilte zur Sommerfrische in Bayern. Durch einen in der Nähe befindlichen kleinen See war die Stechmückenplage besonders groß. Die Plagegeister hatten es besonders auf die mit Steirerstutzen bekleideten Beine des Sommergastes abgesehen. Eines Tages verlor Schlaucke die Geduld, borgte sich von seinem Wirt ein Paar hohe Schaftstiefel, zog sie an und seine weißen Stutzen darüber. Dann setzte er sich dorthin, wo die Mücken am dichtesten schwärmten und sagte schadenfroh: „So, jetzt sollt ihr euch aber ärgern, ihr verdammten Ludersch!"

*

„Bitte, versuchen Sie nicht, mich zu küssen!" wehrte sie ab, „ich bin erkältet, habe Fieber und stehe unter der ständigen Kontrolle eines Arztes!"

„Aber, aber, warum sollten solche Kleinigkeiten mich abschrecken?"

„Weil der Arzt mein Mann ist!"

*

„Ernst, ich gehe jetzt in die Stadt, um mir Hüte und Kleider anzusehen!"

„Tu's lieber nicht, Klara, du weißt doch, daß dir der Arzt jede Aufregung verboten hat!"



Helge Peters-Pawlinin und sein Romantisches Ballett

Der von Peters-Pawlinin gepflegte Tanz verlangt vom Körper die Fähigkeit, seelische Impulse in der organischen Bewegung weiterfließen zu lassen.

Von links: Lotte Cornelsen, Renata Peters-Pawlinin; vorn: Beate Eberbach.



Episoden aus Tanzbildern des Romantischen Balletts.

Was im flüchtigen Augenblick des Tanzes kaum in Erscheinung tritt, hat hier die Kamera als Episode festgehalten: die bildmäßige Wirkung der mit letzter choreographischer Hingabe gestalteten Szene.

Von links: Lotte Cornelsen, Beate Eberbach.



Vom Tage, an dem das Romantische Ballett Peters-Pawlinins zum ersten Male seine Kunst zeigte, bis heute, wo es sich unterdessen durch Hunderte von Gastspielen Namen und Ruf erworben hat, ist mit seinem Tanz das Ideal der schönen Form verbunden.

Die dionysische Freude am schönen Körper, am edlen Rhythmus, an lebhaften Farben gibt diesem klassischen Ballett seine einzigartige künstlerische Bedeutung.

Bildbericht von Inge Mantler

Vokabeln des klassischen Balletts.

Ein technisch meisterhafter Sprung, der sich jedoch unaufdringlich in das vom Ausdruck beherrschte Gesamtbild einfügt.

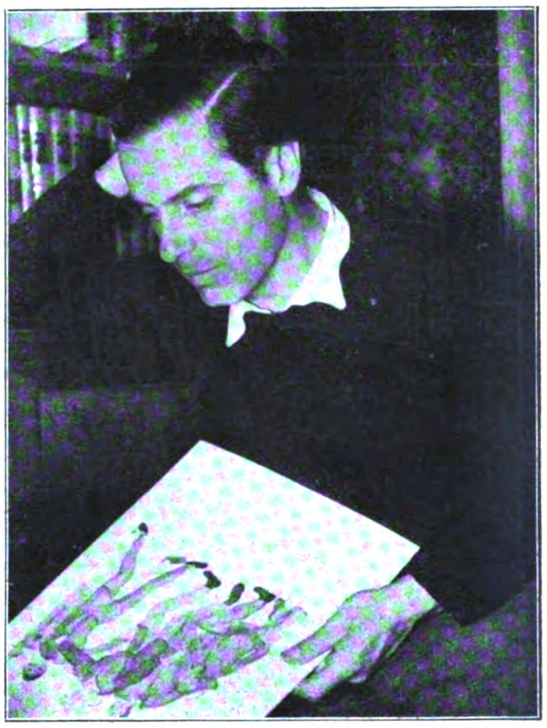
W. Kalischewski und Lotte Cornelsen.

Triumph der Schönheit



Aus dem Tanz: „Engel des kleinen Lobgesanges". (Lotte Cornelsen.)

Er braucht keine Flügel, er wohnt nicht in den Wolken, er hat Beine, die springen und tanzen können, einen Leib zum Drehen und Sich-wiegen und ein Herz zum Sich-freuen.



Helge Peters-Pawlinin,

aus einer bayerischen Familie stammend, kommt von der Malerei her, ist den Weg des Tänzers gegangen und findet als Choreograph des von ihm vor vier Jahren gegründeten Romantischen Balletts die Erfüllung seines fanatischen Willens nach Schönheit im Tanz. Seine Tanzschöpfungen entstehen aus der klassischen Ballettschule, deren lineare Strenge bis ins Letzte beherrschte Technik erfordert. Sie wird jedoch erst durch den Ausdruck innerer Beseeltheit zum vollendeten Kunstwerk.

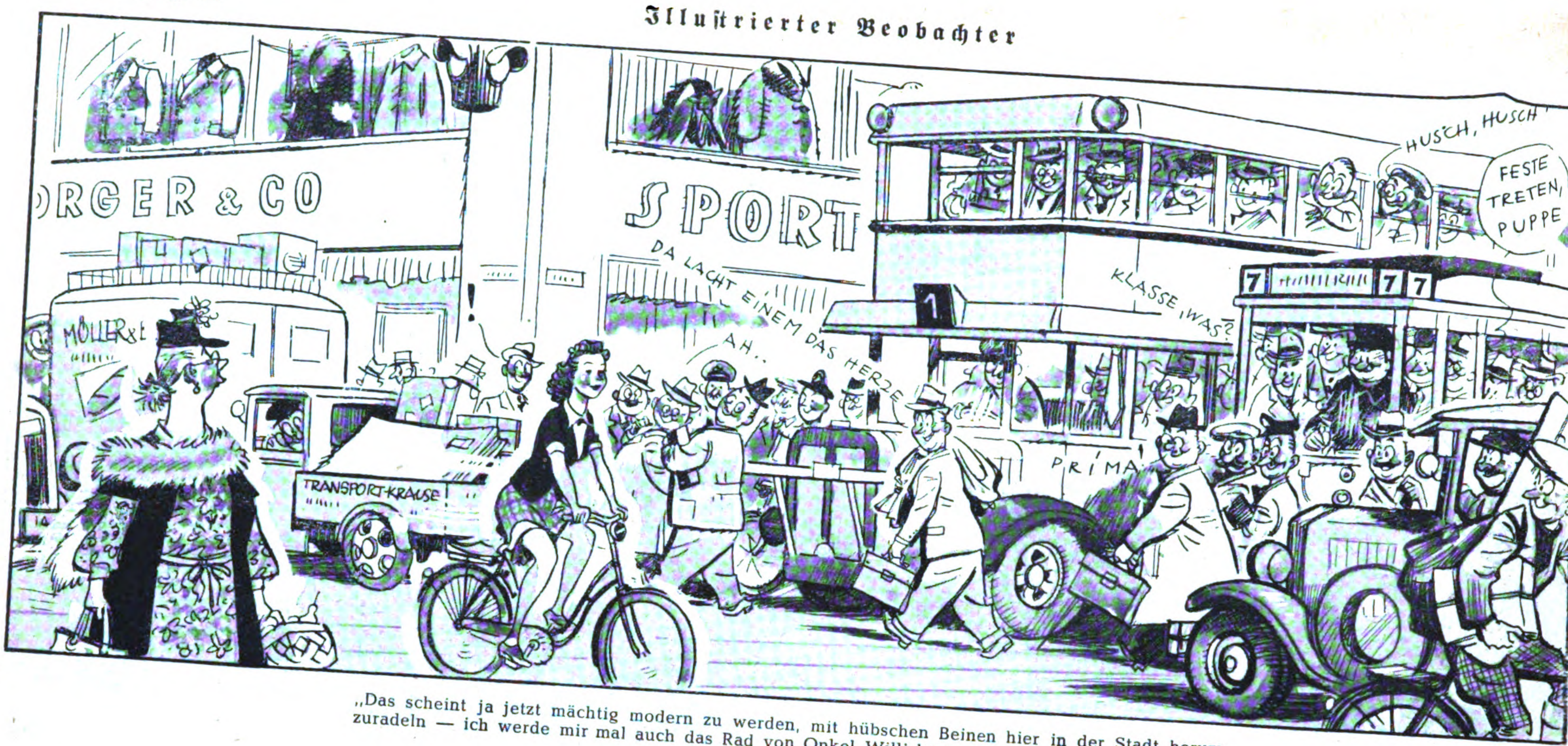
*



Farben hören und Töne sehen ...

Zum Dritten Satz des Violinkonzertes G-moll von Max Bruch ist dieses festliche Finale aus „Der Mensch und seine Sehnsucht" eine Deutung schaubar gemachter Musik. Wie der Akkord die Töne zu einem Klang verschmilzt, müssen auf der Bühne die Gestalten der Gruppe zur Harmonie eines einzigen Körperwesens zusammenfließen.

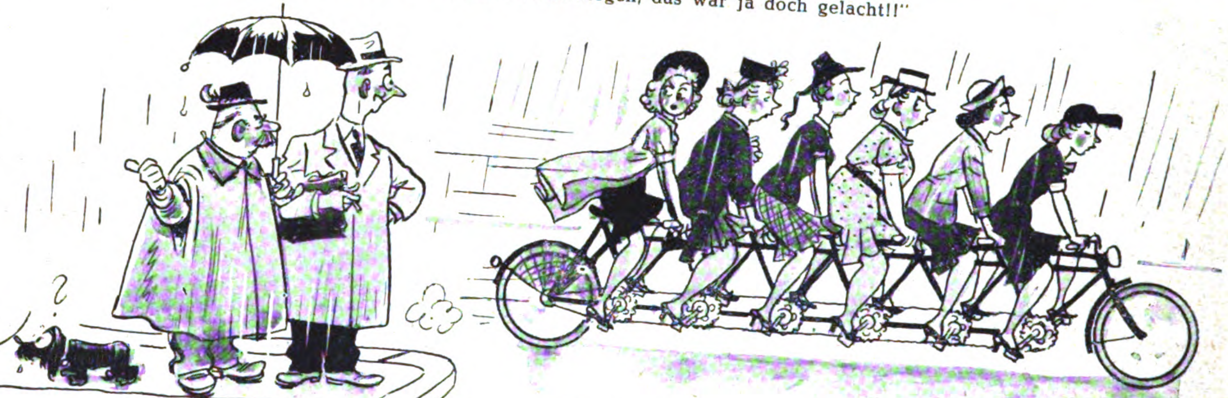
Von oben: W. Kalischewski, Renata Peters-Pawlinin, Lotte Cornelsen, Anita Boem, Charlotte Bauman, Beate Eberbach.



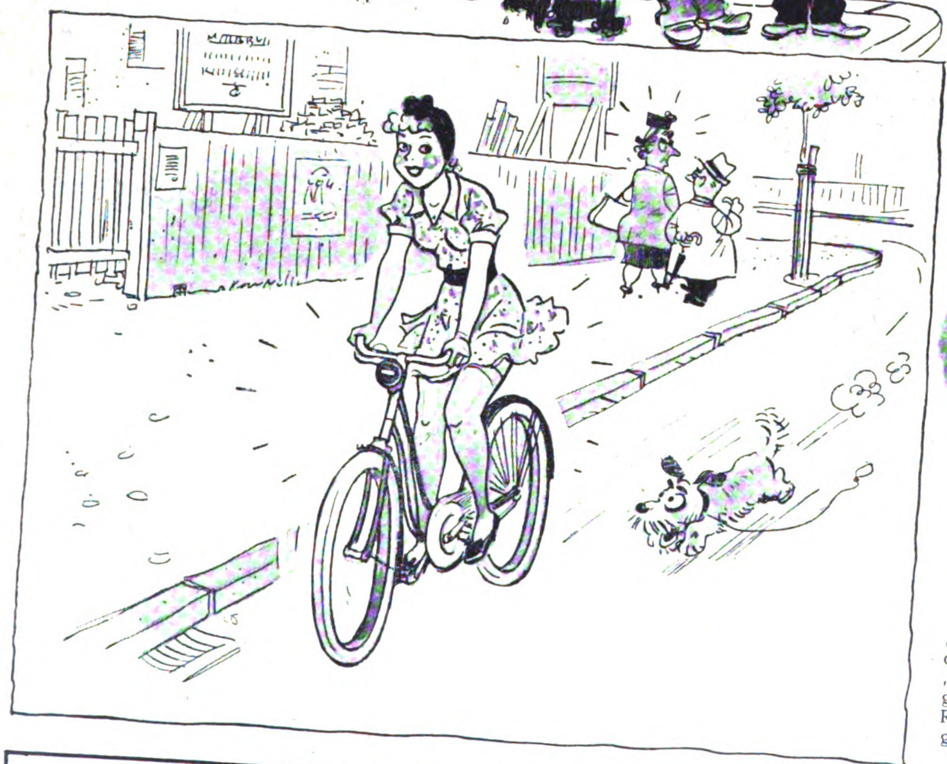
„Das scheint ja jetzt mächtig modern zu werden, mit hübschen Beinen hier in der Stadt herumzuradeln — ich werde mir mal auch das Rad von Onkel Willi borgen, das wär ja doch gelacht!!"

Mädchen auf Rädern

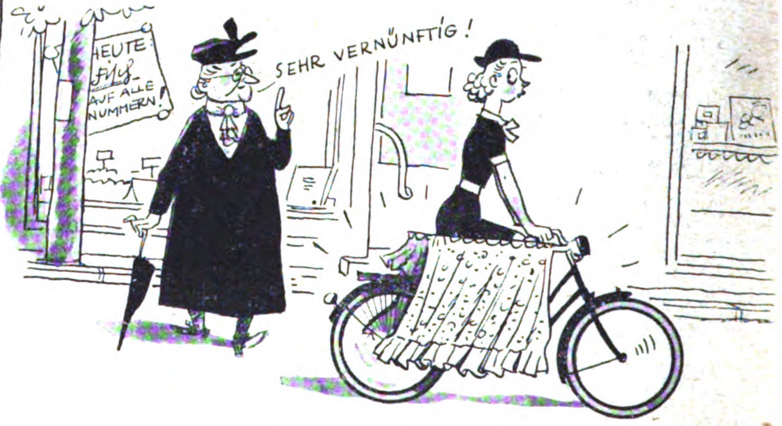
ZEICHNETE EMERICH HUBER



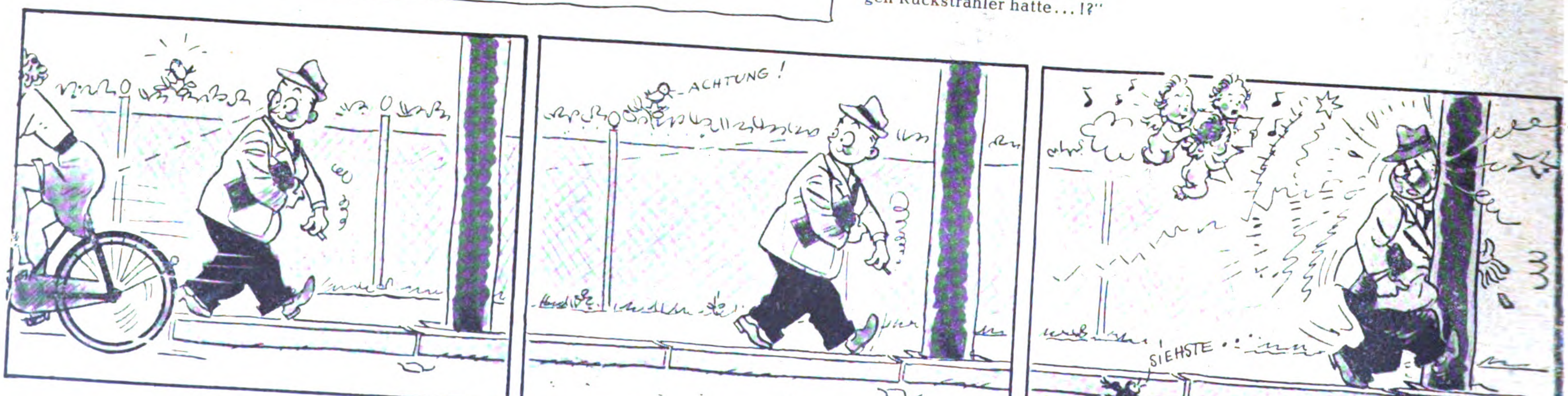
„Wie, bitte? Girltruppe? Ach, Quatsch, das sind doch die Frolleins aus dem Laden von Brettschneider da drüben, das machen die morgens und abends — die wohnen alle in derselben Gegend! —"



„Ich weiß gar nicht, was du da zu gucken hast, Gustav!" „Was? Na, haste denn nich geseh'n, daß die an ihrem Rad keinen vorschriftsmäßigen Rückstrahler hatte ... !?"



Was sich die strenge Frau Pfeifer als „sittliche Stütze" für ihr Töchterchen ausgedacht hat ...



Wie man durch nette Mädchenbeine zu himmlischem Gesang und einer schönen Fünfwochenbeule kommen kann!

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
(A B C D E F G 24) Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y

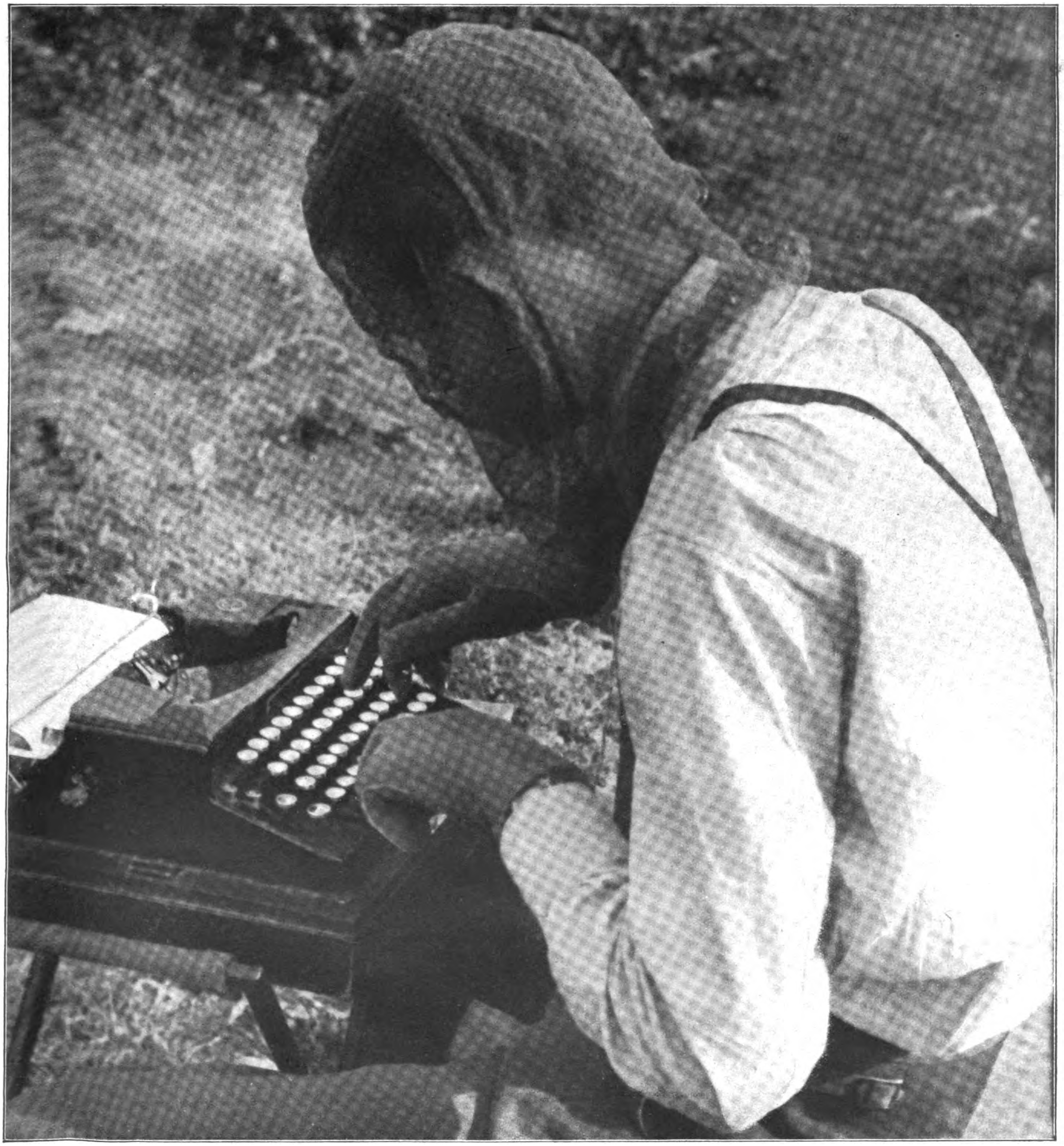
Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Dinar, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 28. AUGUST 1941
16. JAHRGANG ∴ FOLGE 35

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:



Mit Mückenschleier und Handschuhen!
Der PK.-Berichter beim Abfassen seiner Schilderung unter schwierigen Umständen nach heißem Kampf in den russischen Sümpfen.
Aufnahme: PK. Brütting-PBZ.



An der Ostfront — nicht in Arabien!
Die Mückenplage an vielen Stellen der Front im Osten ist so lästig, daß unsere Soldaten sich vor allem während der Ruhestunden durch Mückennetze schützen müssen.

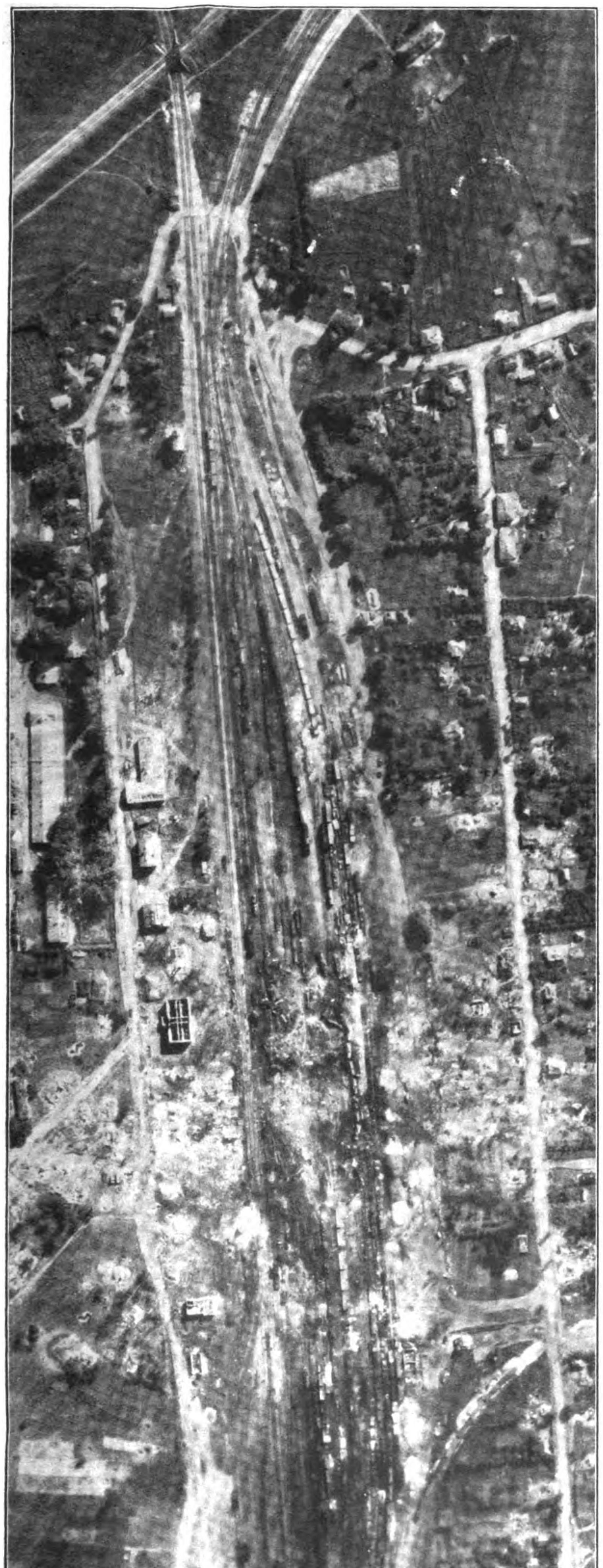
Dreck und ... Mückenplage!





Das ist dem deutschen Frontsoldaten keine Überraschung.
Ein Kradmelder hat seinen Auftrag ausgeführt. Das Schutzblech mußte er abmontieren, denn vor lauter Schlamm und Morast drehte sich das Rad nicht mehr. Gegen diesen Dreck hilft keine Bürste.

Aufnahmen: PK. Brutting-PBZ. (1), Kintscher-Atlantic (2).



Bomben auf Verschiebebahnhof.
Die rückwärtigen sowjetischen Bahnhöfe und Verkehrslinien stehen unter unaufhörlichen Bombardierungen durch die deutschen Kampfflugzeuge. Dieser wichtige Bahnhof fällt für die Frontversorgung aus.
Aufnahme: PK. PBZ.



Der finnische Feldmarschall Mannerheim mit den Offizieren seines Stabes, Generalleutnant Heinerichs und Generalmajor Hägglund.
Aufnahme: Weltbild.



Er verhinderte einen Durchbruchsversuch.
Unteroffizier Albrecht, der allein sechs Sowjetpanzer vernichtete, wird von dem Kommandeur eines Armeekorps mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.
Aufnahme: PK. Eckart-Atlantic.



Die chinesische Stadt Tschunking,
wo sich die Tschiang Kai-schek-Regierung befindet, wurde kürzlich von der japanischen Luftwaffe wiederholt bombardiert.
Die Aufnahme, die uns über Amerika erreichte, zeigt die zahlreichen Bombeneinschläge.



Flämische Freiwillige zum ersten Mal...

Für Europa gegen den Bolschewismus.



Seite an Seite mit Deutschland.
Der Flamenführer Staf de Clercq spricht zu den Freiwilligen.



...nach Jahrhunderten unter dem flämischen Löwenbanner

Unter der eigenen Fahne marschieren die Flamen mit uns gegen den Bolschewismus.



Die Männer des Reichsarbeitsdienstes sind stolz, an vorderster Front zum Siege beitragen zu dürfen.
An der Stalinlinie baut hier der Reichsarbeitsdienst unter feindlichem Artilleriebeschuß eine Brücke.

Mit Spaten und Gewehr!

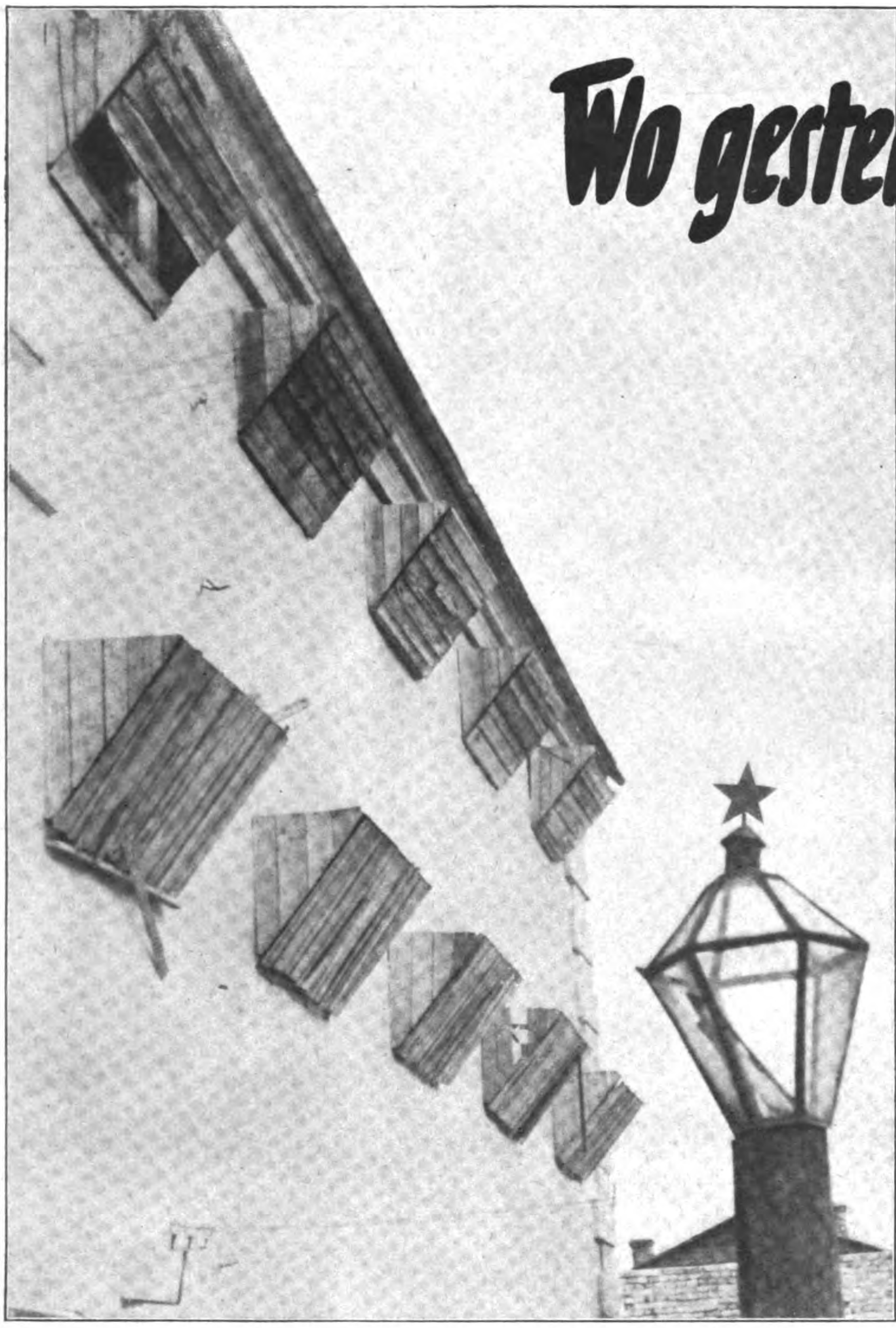
Aufnahmen: PK. Behrens, Dr. Barca-PBZ. (3).



Sie haben ihre Tapferkeit vor dem Feinde bewiesen.
Männer des RAD. werden vom Divisionskommandeur mit dem EK. ausgezeichnet.



Im Lager dicht hinter der Front
ist der Arbeitsdienst jeden Augenblick zu Spezialaufgaben einsatzbereit.



Wo gestern noch der Lärm der Schlachten tobte...

BUNTE BILDER AUS DEM VON SOWJETTERROR BEFREITEN LAND



Ehemalige litauische Soldaten versehen jetzt Polizeidienst. Ein aus dem Versteck geholter Jungbolschewik, der schon allerhand auf dem Kerbholz hat, wird abgeführt.



Sowjetgefängnis.
Die Justizmethoden der Bolschewiken sind als unmenschlich grausam bekannt. Dies Bild zeigt die Front eines Gefängnisses in Sluzk, in dem leichtere Strafen abgesessen wurden. Die Zellenfenster sind mit Brettern benagelt, die nur den Blick auf den Himmel freilassen. Einer der Gefangenen dieses Hauses hatte einen Juden, der ihm Vieh abschwindelte, „Jude" geheißen und dafür zwei Jahre Gefängnis erhalten. Ein Kolchosbauer, dem ein Pferd eingegangen war, das also dem Kollektivverband verlorenging, bekam dafür vier Jahre Gefängnis. Das sind sogenannte leichte Strafen.

Links:

Das ist ihre Offiziersehre!
Ein Offizier der Sowjetarmee, der sich in „Räuberzivil" verkrochen hat, um so der Gefangennahme zu entgehen.

Rechts:

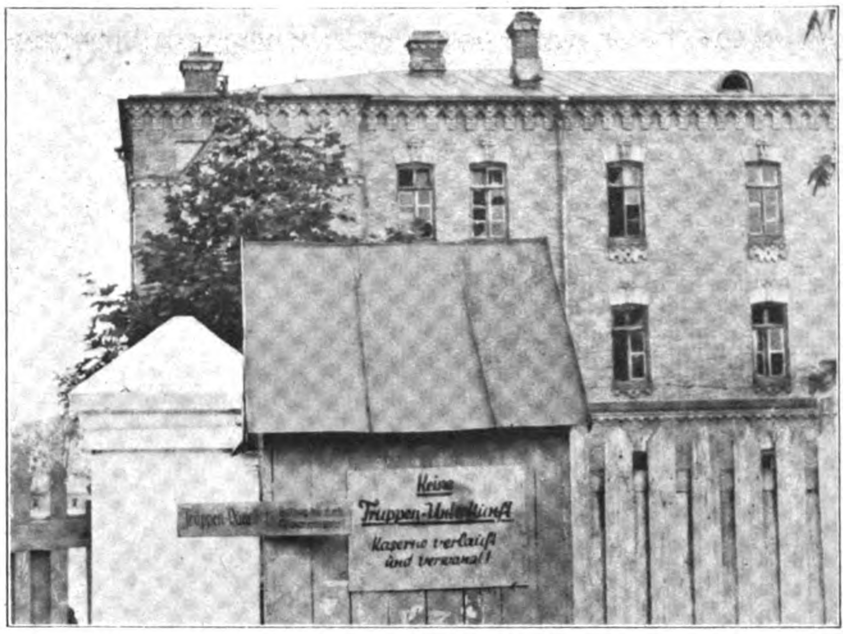
Sie wissen, warum!
Ukrainer im Gefangenenlager haben ihre Unterkunfte mit dem Hakenkreuz und dem ukrainischen Nationalzeichen versehen und als Inschrift „Heil Hitler!" angebracht. Auf anderen Schildern liest man: „Wir danken unserm Befreier."





Entlausung.
Solche Umstände hat man im Sowjetparadies mit ihnen nicht gemacht.

Aufnahmen: Gerd-Baatz-Associated Press.



Diese Warnung paßt für jedes Haus.
„Keine Truppen-Unterkunft! Kaserne verlaust und verwanzt!"

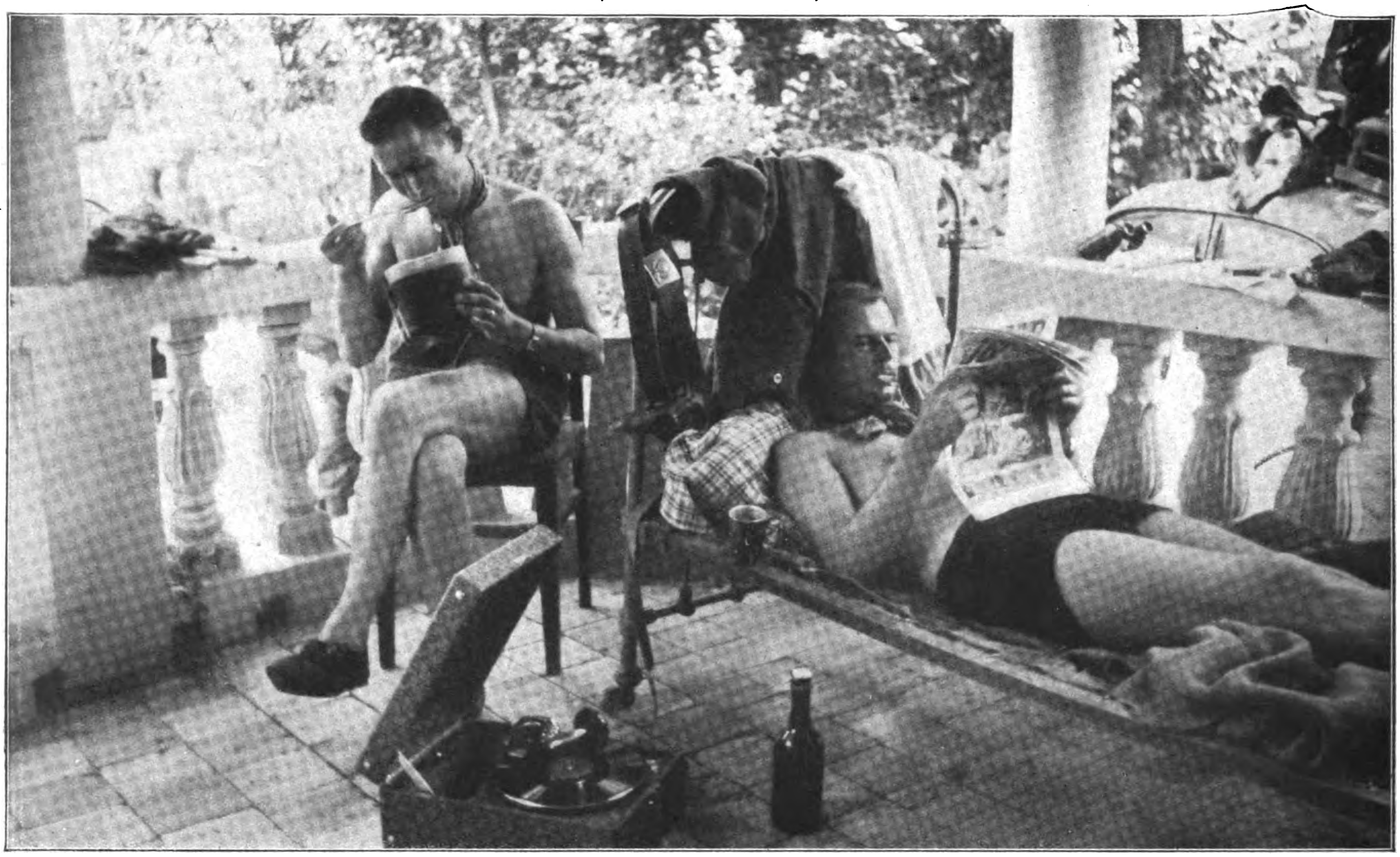


Nach knapp zwei Jahren Sowjetherrschaft ist hier die Ordnung wieder eingezogen.
In den vom Sowjetjoch befreiten Gebieten sorgt litauische Polizei für die Verkehrsordnung. Den Sowjettruppen wurde keine Zeit mehr gelassen, hier zu brandschatzen.

*



Überall Stalins grauenhafte Spuren.
Vor ihrem Abzug aus Minsk steckten die Sowjetsoldaten die Stadt an vielen Stellen in Brand. Ein stark wehender Wind begünstigte die Ausbreitung des Feuers, so daß die Stadt fast völlig ausbrannte. Hier sind gefangene Bolschewiken bei Aufräumungsarbeiten in Minsk beschäftigt.

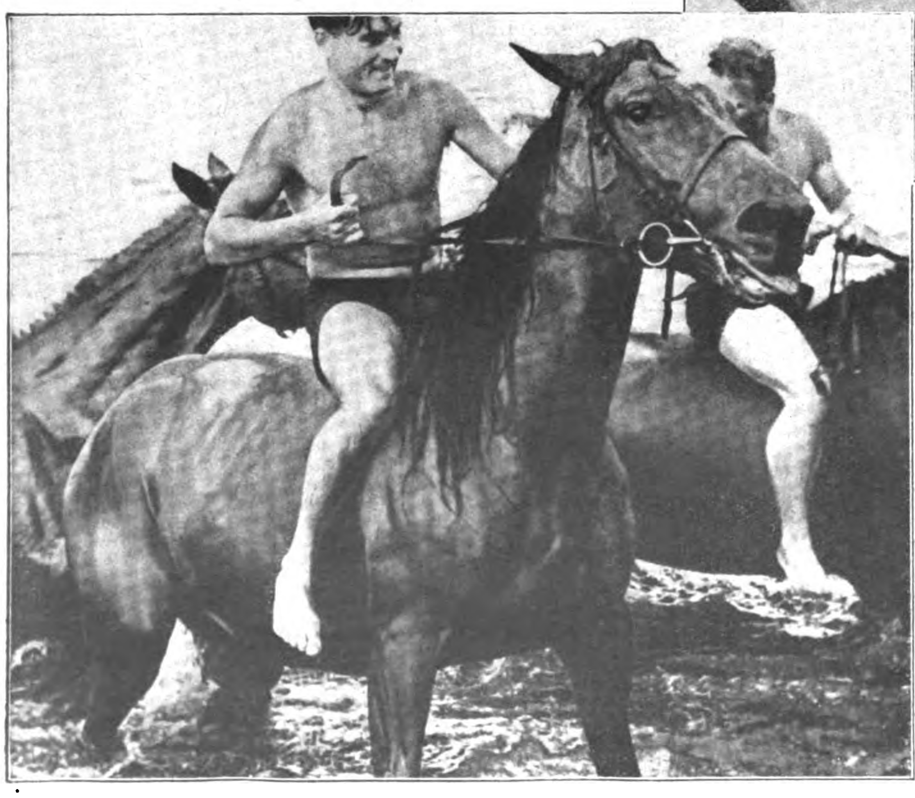


Ruhetage nach schweren Kämpfen.
Nach den Anstrengungen der letzten Tage tut dies Ausruhen mal gut.
Aufn.: ϟϟ PK. Thiele.

Zwischen den Schlachten



Rasch ein Auge voll Schlaf!
Wo immer ein Plätzchen sich zum Sitzen und Anlehnen findet, liegen die ermüdeten Männer bei Unterbrechung des Marsches und nutzen den Augenblick zur Erholung.





Hier wird nicht lang gegrunzt!

Aufnahmen: PK. Deutsche Wochenschau (Holzapfel 3).

Die beiden sind gute Freunde geworden.
Der Krieg im Osten hat Mensch und Pferd eng verbunden.



Professor Elk Eber, der Künstler und Künder deutschen Kampfgeistes, starb am 12. August 1941 nach heroisch ertragenem Leiden.
Sein Leben und Wirken sind ein ständiger Mahnruf zur Wehrbereitschaft des deutschen Volkes im Kampf um seine Ideale.

Elk Eber

Aufnahmen: H. Henkel (1), und Haus der Deutschen Kunst (2).



Ein Bild, das jeder Deutsche kennt:
„Die letzte Handgranate", Gemälde von Elk Eber.



„Es wird getrommelt!"
Das letzte Werk des Meisters, das er im Kampf mit dem Tod vollendet hat.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(8. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 34 lautete:

Um sie herum polnische Soldaten, die die Deutschen immer wieder in der unflätigsten Weise beschimpften, schlugen und bespuckten. „Macht schnell, ihr deutschen Schweine, sonst stechen wir euch ab, was euch zukommt, und was wir morgen oder übermorgen doch tun."

„Mein Mann hatte nicht einmal Zeit, die Stiefel anzuziehen", sagt Frau Merkel, die Frau mit dem roten Haar, die auf dem Sofa gelegen hatte. „Ich bin hinterhergelaufen, und mit mir viele Frauen und Hunde, die sich nicht trennen konnten. Ich hab' die Stiefel meinem Mann geben können, aber ich hab' einen Fußtritt bekommen, daß ich auf die Erde flog. Und zu meinem Entsetzen sah ich, daß mein Mann gegen die Soldaten anwollte, aber ich bin aufgestanden und hab' gelacht: „Mir ist nichts, Kurt", und ich weiß heute noch nicht, wie ich es fertig gebracht habe, denn ich kann vor Schmerzen noch nicht stehen." Dann weint sie, und eine andere spricht weiter: „Die junge Frau vom Balz, sie kam als Magd aus dem Rheinischen. Sie war die hübscheste Frau aus dem Dorf und hatte was Besonderes, daß wir sie nicht leiden konnten. Die ist mit uns hinterher gelaufen. Da haben zwei polnische Bestien sie gepackt und ihr das Kleid vom Leib gerissen. Ihr Hund, der Nero, hat sich in den einen Polen verbissen, und ihr Mann ist aus dem Zug gesprungen und hat des Polen Kehle gepackt und hat sie durchbissen, daß sein Blut strömte. Da hat der andere von der Frau gelassen und hat sein Messer in die Brust des Mannes gestoßen. Und die Lilli hat sich über ihren Mann geworfen, hat ihn umarmt und geküßt und seinen Namen gerufen.

Der polnische Soldat hat sie dann erschossen. So ist sie mit ihrem Mann gestorben. Uns andere hat aber die Angst gepackt, und wir sind zurückgeblieben und haben den Zug davongehen sehen. Manche von unseren Hunden sind hinterhergelaufen. Die Polen haben auf sie geschossen. Aber sie haben nicht abgelassen, so lange wir sie im Mondschein sehen konnten.

Den Polen mit der zerbissenen Kehle haben sie liegen lassen. Er war wohl tot. So haben wir denn unsere Toten zurückgetragen und zuerst gedacht, daß wir zu verachten sind, weil wir treuloser sind als unsere Hunde und nicht mit unseren Männern gestorben sind wie unsere Lilli, weil diese Bestien sie ja doch töten, aber wir wissen, daß unsere Angst gut war, denn was würde aus unseren Kindern? Das Kleine von der Lilli tragen wir mit uns und seit heute weint es schon nicht mehr."

Dann stellt sich heraus, daß die eine Frau ‚Arent' heißt. Fritz setzt sich neben sie. Wirklich ist sie die Schwägerin von dem Kuhstallbesitzer aus der Breitestraße. Beide empfinden, wie der Zufall die Menschen herumjagt, zusammenführt und trennt.

„Mein Mann wollte nicht weg wie alle die andern nicht. Ich habe ihn aber gebeten und gequält. Er war doch besonders schlecht angeschrieben bei den Polen, auch weil sein Bruder in Berlin ist. Er ist geflohen. Denen an der Grenze wird er ein paar Zlotis gegeben haben. Vielleicht ist er schon in Berlin."

Nun pfeift auch die Granate nicht mehr über ihre Köpfe. Völlige Ruhe ist eingetreten. Nur rückwärts aus der Gegend, woher sie gekommen sind, hört man starkes Gewehrfeuer.

*

Auch der Rittmeister ist mit seinem Leutnant zurückgekehrt. Er sitzt mit ihm am Straßenrand, um sofort, wenn es notwendig ist, zur Stelle zu sein.

Recht ärgerlich ist er, daß scheinbar alles so im Sande verläuft. Die vorne sind der Ansicht, daß die Polen mal wieder in der Nacht ausgerissen sind und schwache Deckungstruppen zurückgelassen haben. In Kürze werden Stoßtrupps vortasten.

Er ist heute philosophisch aufgelegt, der Rittmeister Bennendorf.

„Was halten Sie nun so eigentlich vom Leben, mein lieber Höfer? Sie sind ja zwar noch viel jünger als ich . . ."

„Immerhin sechzig", wendet der ein.

„Haben Sie nun etwas geschafft, daß Sie sagen können, ich, ich bin wirklich zufrieden mit meinem Leben und ich kann vor dem hintreten, den sie den Herrgott nennen? Hier melde ich mich und habe meine Pflicht getan?"

„Darüber habe ich nie nachgedacht, Herr Rittmeister. Ich bin doch Zahnarzt und den ganzen Tag an der Arbeit und den Sonntag verschlafe ich."

„Doch", antwortet der Rittmeister, „Sie können bestehen. Sie sind ja auch sozusagen in seinen Diensten. Ich denke mir diesen Mann, den sie Herrgott nennen, ganz anders. Wir werden ihn nicht sehen, aber das kann ich Ihnen nicht erklären. Wenn ich etwas bedaure, ist, daß ich nie Kant gelesen habe oder einen andern, der dafür zuständig ist. So genau bin ich nicht unterrichtet. Sie können ganz beruhigt sein. Sie haben, wie soll ich es ausdrücken, Ihr Verdienst erworben. Ich aber muß noch gerufen werden und ehe das nicht geschehen ist, werde ich nicht und kann ich nicht sterben."

„So sind Sie eigentlich ein gläubiger Mensch."

„Nee", antwortet er, „man soll gar nicht glauben, weil man dabei sich immer etwas vorstellt; man muß es in sich haben."

*

Frau Arent und Fritz sitzen zusammen, als wenn sie sich schon lange kennten. Ein Stück Heimat ist plötzlich bei ihm hier inmitten der Feinde. So erzählt er von Ille. Keinem gegenüber hat er sich ausgesprochen und nun tut er es bei der Frau, die er vor einer Stunde noch nicht gekannt hat. Sie hört zu und berichtet selbst, wie ihr Mann in den Weltkrieg ging, da waren sie aber noch nicht verheiratet. Sie war Magd in der Molkerei, in die er seine Milch brachte. Das erste Kind bekam sie im dritten Kriegsmonat, die Tochter, die sie Bringfriede nannten. Sie ist im vierten Jahr gestorben. Im sechsten Monat bekam er Urlaub, und da haben sie geheiratet. Aber jahrelang haben sie dann keine Kinder gehabt. Die Leute sagten, das käme von all der Aufregung.

*

Zu derselben Zeit sitzt Ille beim Gärtner auf dem Friedhof und schüttet ihm ihr Herz aus. Noch niemals hat sie mit einem Fremden über sich und ihre Dinge gesprochen. Der hört sich alles mit an und meint, daß er ja keine Antwort geben könne und so sei das wohl auch nicht gemeint, aber Fräulein Ille solle sicher sein, daß er mit dem Herzen gelauscht habe.

*

Nun erzählen die Frauen und Männer, die im Kreise mit den Soldaten sitzen, auch von den Erlebnissen, die sie auf der Flucht hatten. Ganz im Anfang ist es den Männern gelungen, vier polnische Soldaten, die schlafend neben der Straße lagen, gefangenzunehmen. Sie wurden gebunden und geknebelt. Die deutschen Männer hatten nun vier Gewehre und Munition. Die Frauen wollten aber die Gefangenen erschlagen. Sie richteten sich gegen Paetz auf Sie hatten mitangesehen, wie der Balz und seine Frau ermordet worden waren, und sie dachten immer daran, daß die Polen es mit ihren Männern auch so machen würden. Fühlen wollten sie, wie die Kerle starben, daß sie die Scheußlichkeiten vergäßen, die sie auch unterwegs gesehen hätten. Sie waren nämlich durch ein Dorf gekommen, da lagen die Männer ermordet und verstümmelt auf der Straße. Die Frauen aber sprachen nicht leidenschaftlich, sondern trostverloren, weil sie das Gräßliche gewöhnt waren, und sie meinten, daß sie verrückt würden, wenn es nun nicht den Polen ebenso ginge.

Aber der Paetz war unerbittlich. Sie wären Deutsche und kein polnisches Viehzeug, und man könne sich vor Gott nicht damit entschuldigen, daß man Mörder erschlagen hätte, denn es sei dem Menschen überhaupt verboten zu töten, es sei denn in der Schlacht. Und ehe sie sich an den Gefangenen vergriffen, müßten sie ihn entfernen.

Jetzt sind die Frauen froh, daß sie ihrer Mordlust nicht nachgegeben haben, weil sie nun gerettet und bei ihren Brüdern sind. Der Paetz hätte recht gehabt und sie verehren ihn um so mehr. Die Gefangenen hatten sie in den Wagen versteckt und sie schon an deutsche Infanteristen abgeliefert. Die Soldaten spielen mit den Kindern und haben sie auf dem Schoß. Sie fragen, wie die Kinder heißen, und erzählen von ihren eigenen.

In der Nacht aber, berichtet nun Paetz, wäre es zu einem richtigen Gefecht gekommen. Die Wagen hätten sie im Kreis ineinandergeschoben, so wie es in Indianergeschichten geschehe. Die Männer hätten sich abgelöst und die Hunde gewacht. So wäre eine polnische Abteilung vertrieben worden und am anderen Morgen hätten sie neun Tote gezählt. Die Frauen lagen während der Schießerei mit den Kindern zwischen sich unter den Wagen auf der Erde.

*

Im Zimmer bei der Mutter und Ille sitzt Arents Bruder. Das Fenster zum Hof ist geöffnet. Von Zeit zu Zeit kommen die Arents heran und hören zu. Der Bruder Arent versteht nun nicht mehr, daß er hat fliehen können, aber seine Frau habe ihn überredet und seine Frau habe immer in der Ehe bestimmt. Die behaupte auch, wenn sie etwas innerlich genau wisse, müsse man darnach handeln. Das gebe ihm wieder Ruhe; denn im Grunde denke er, daß sie recht habe. In Bromberg wären die Männer ermordet worden und keine Frauen. Beruhigen könne ihn das nicht. Heute abend wolle er wieder nach Osten fahren. Es könne nicht lange dauern, bis die Deutschen ganz Polen erobert hätten.

„Ich finde das falsch", sagt die Mutter. „Am besten warten Sie doch hier auf Nachricht von Ihrer Frau. Wahrscheinlich sind die Deutschen aus Ihrem Dorf geflohen. Sie fahren ab, und hier liegt schon das Telegramm. Helfen Sie lieber Ihrem Bruder. Gestern ist sein Schweizer abgerückt. Genug Arbeit gibt es hier."

„Ich sollte nicht immer von mir reden", antwortet der Bruder.

„Ist auch sonst nicht meine Art. Sicher haben Sie auch Ihre Sorgen, wie jeder jetzt."

„Illes zukünftiger Mann ist draußen."

„In Polen?"

Nun antwortet Ille: „Ja."

„Und wissen Sie, wo?"

„Ich habe noch keinen Brief."

*

Da ruhen die Soldaten zwischen den alten Männern, Frauen und Kindern. Es ist so, als wenn sie zusammen auf einer Wanderschaft wären, auf einem großen Treck in ein neues Leben. Erich, der Fleischermeister, sitzt neben einer Frau, die wohl auch in die vierzig ist. Sie gibt ihm ein gekochtes Ei und beobachtet, wie ungeschickt er damit umgeht. Sie nimmt es ihm wieder ab: „Das kann sich kein Mensch ansehn. Ich mache es Ihnen zurecht."

„Ich habe ein Pech", erwidert Erich, „so gehen nun alle Frauen mit mir um."

„Da sollten Sie dankbar sein."

Er seufzt auf: „Manchmal denk ich schon, wo ich nun weg von ihr bin, solche Frau wie meine, die immerzu auf mich schimpft, ist die richtige für mich."

Sicki hat verraten, daß er Postbote ist, und nun muß er mit den Kindern Post spielen, und tut es gern. Briefe werden geschrieben und im Kreise herum befördert.

Otto, der Heilkundige, rasiert Paetz. Er behauptet, das wäre kein Krieg, in dem man unrasiert herumliefe. Jeder Krieg hätte seine Eigenarten. Dieser Krieg sei der der Rasierten, weil man nämlich nicht aufkommen lasse wolle, daß auch nur das geringste in Unordnung wäre. Wenn es schon ans Sterben ginge, solle man es wenigstens rasiert tun.

Fredi hilft kochen und die Frauen meinen, solch Mann wäre eigentlich recht praktisch, aber auf der anderen Seite muß ja eine Frau schließlich beweisen, daß sie neben dem Kinderkriegen noch einen anderen Sinn hat, sonst kommt sie leicht darum. Männer wie Fredi sind also nicht richtig.

Boll, der Student, sitzt neben Fräulein Gertrud. Fräulein Gertrud spielt eine besondere Rolle in dieser Gemeinschaft. Sie ist Hebammenschwester. Sie stammt aus dem Dorf, hat aber sogar in Berlin in der Frauenklinik gelernt und ist trotzdem zurückgekehrt, obgleich kaum einer in Berlin war, der sie nicht auslachte. Diese Nester würden ja doch im Laufe der Zeit alle rein polnisch werden. Aber ihr wäre nie der Gedanke gekommen, in Deutschland zu bleiben, so sehr wußte sie innerlich, was ihre Pflicht verlangte, ohne weiter darüber nachzudenken oder sich dessen zu rühmen.

Boll ist gleich befreundet mit ihr. Sie vergißt die Umgebung und erzählt ihm, wie schön ihr Beruf wäre, wie sie immer wieder innerlich erschüttert wäre, wenn das neue Menschlein sich von der Mutter trenne. Sie ist froh, daß sie es einmal jemand so erzählen kann. Vielleicht trägt auch diese ungewöhnliche Lage dazu bei, daß sie ihr Herz aufschließt. In der Frauenklinik in Berlin hätte man sie ausgelacht, und in ihrem Dorf würde man sie verwundert ansehen.

Boll aber hat im Augenblick den Eindruck, daß dieser ganze Krieg nur dazu gut ist, ihm die Bekanntschaft des Fräulein Gertrud zu vermitteln.

Immer noch sitzt der Rittmeister mit seinem Leutnant am Straßenrand. Nun ist er bei seinem Lieblingsthema, der Strategie.

„Aufgepaßt, Höfer. Die alten deutschen Landsknechte, großartige Kerle, die hatten die Taktik der verlorenen Haufen. Verstanden? Kein Soldat der Erde konnte ihnen das nachmachen. Kleine Stoßtrupps schickten sie vor. Die bohrten sich in die feindliche Schlachtordnung, bildeten Igel und brachten sie durcheinander. Dann kam die Hauptmacht und bahnte sich Wege zu den Igeln. So kam es zu Umzingelungen. So machen wir es. Meinen Sie nicht? Wir sitzen trotz der Ruhe mittendrin.

Das stimmt mich tröstlich. Sie auch? Kennen Sie den Hörbiger?"

„Den Filmschauspieler?"

„Ach nein. In den Film gehe ich kaum. Den Vater. Der sagt: Da knallt irgendein ausgerissener Himmelskörper, eiskalt ist er auch noch, in die Glut einer Sonne.

Was passiert? Das Experiment ist in kleinem x-mal gemacht. Der Eiskörper wird von einer Haut umschlossen und sitzt ruhig im Vulkan, bis er zu schmelzen anfängt, dann gibt es eine Weltenrevolution. Eine neue Geburt, eine Nova ist fällig. Ganz so, wie bei uns. Eisig sitzen wir in dem polnischen Dreckplaneten. Der Herrgott macht eben alles nach derselben Art. Nur die Größenverhältnisse sind veränderlich. Höfer, ich schwöre Ihnen, wenn ich jetzt nach Hause komme, lese ich doch Kant. Bisher war er mir zu langweilig."

*

Frau Arent meint, daß ihr Mann vielleicht schon in Berlin wäre. So muß Fritz genau beschreiben, wie der Kuhstall in Berlin aussieht und wie die Arents wohnen.

Schlagartig beginnt starkes feindliches Geschützfeuer. Dicht hinter den Wagen der Volksdeutschen schlagen acht Granaten ein. Aber merkwürdig. Ein Sumpf verschluckt sie schmatzend und wohlig, so daß sie keinen Schaden anrichten. Doch laufen die Kinder schreiend zu ihren Müttern. Paetz brüllt Anordnungen.

Das Gedröhne wird immer stärker. Vorne ganz nah bricht nun das Maschinengewehrfeuer nicht mehr ab.

Die Soldaten laufen zu ihren Pferden. Wieder eine Lage von acht Granaten. Wieder verschluckt sie schnappend und schnalzend der Sumpf. Die Erde ist uns wohlgesinnt, denkt einen Augenblick Paetz. Schon sind die Männer und mutige Frauen um ihn. „Nehmt die Schaufeln!" Sie rennen, und die Soldaten geben ihnen ihre.

Wieder heult es. Hinter dem Sumpf hauen die Granaten ein, die Splitter wirbeln bis zu den Wagen. Ein Pferd ist verwundet. Die Kinder kreischen. Fräulein Gertrud holt sie zusammen, steckt sie unter die Wagen, versucht noch, sie auszulachen und zittert selbst am ganzen Körper.

Die Männer schaufeln schon Wälle gegen die Räder der Wagen. Zwei Frauen tragen Frau Merkel. Keiner verläßt die anderen. Die nächste Lage krepiert auf der Straße. Paetz wird leicht am linken Arm verletzt. Fräulein Gertrud ist schon bei ihm und verbindet.

Ein Offizier sprengt zu Pferde heran. „Weg mit den Wagen. In ein paar Minuten sind die Polen hier!"

Aber nun liegt die Straße unter schwerem Beschuß. Jetzt fangen auch einige Frauen an zu schreien. Da erhebt Paetz seine Stimme. Er beginnt zu singen:

„Was auch daraus werde, steh zur deutschen Erde, bleibe wurzelstark!"

Die Soldaten können nicht helfen. Sie sitzen auf ihren Böcken. Sie hören auf des Zylinders Kommando. Der Rittmeister ist gleich nach vorne gelaufen. Der Zylinder überlegt, wie er seine Wagen herausbringt.

Wieder die Granaten. Drei Pferde der Soldaten sind schwer getroffen. Unteroffizier Berger liegt stöhnend auf dem Boden.

„Sanitäter!"

Fritz läuft zu ihm, schaut auf die Volksdeutschen.

Sie singen, daß es den Lärm übertönt Männer, Frauen und Kinder.

„Kämpfe, blute, werbe für dein höchstes Erbe, siege oder sterbe — Deutsch sei bis ins Mark."

Und nun empfindet Fritz, daß er den Gesang kennt, daß er ihn schon erlebt hat. Er weiß, was die Leute sagen. Wenn man glaubt, daß man etwas schon einmal erlebt hat, dann ist Gefahr fürs Leben. Angst krampft in ihm. Er will sich frei machen. Da klingt es in ihm auf mit den Klängen der Volksdeutschen, das ist das Lied, das er damals bei der Danziger Kundgebung gehört hat, das hoch brauste wie eine Flamme.

„Was dich auch bedrohe: Eine heil'ge Lohe gibt dir Sonnenkraft." Ein Lied kann stärker sein als jedes andere Gebet, es bindet die Menschen zusammen, es fügt ihre Kräfte zusammen, es macht sie übermenschlich stark.

„Laß dich nimmer knechten, laß dich nie entrechten; Gott gibt den Gerechten wahre Heldenschaft."

Keuchend läuft der Rittmeister heran: „Alle herunter von den Wagen. Vor mit Karabinern."

„Was soll aus den Pferden werden?" ruft der Zylinder.

„Egal! Vorwärts!"

Wieder schluckt der Sumpf die Granaten.

Paetz teilt ein. Frauen und Männer an die Soldatenpferde. Fräulein Gertrud trägt mit einer andern Frau Unteroffizier Berger unter einen Wagen.

Die Hundert ziehen hinter ihrem Rittmeister her. Die Frauen schauen nach wie hinter dem Zug ihrer Männer.

Die Hunde stehen aufgeregt bei ihnen.

Frau Arent läuft hinterher und gibt Fritz die Hand.

Fräulein Gertrud hält Boll fest. Er versucht zu lachen.

„Wir kämpfen wie die Germanen, hinter uns die Wagenburg und die Frauen."

„Ja, Eure Frauen", sagt sie und küßt ihn.

„Eure Heimat!" ruft Frau Arent.

„Die Breitestraße", erwidert Arent.

Und wieder beginnt der Gesang und bleibt in Fritzens Ohr:

„Was auch daraus werde, steht zur deutschen Erde."

Sie sind nicht richtig ausgebildet, die Hundert. Dazu war keine Zeit, aber die Weltkriegskämpfer sind zwischen ihnen. Der Rittmeister fuchtelt mit den Armen und brüllt in den wahnsinnigen Lärm. Nun hört man auch das Schreien der Polen.

Sie stürmen wohl.

„Wir werden sie abschmieren", jauchzt der Rittmeister.

In dem Lärm hört es keiner.

Durch einen Waldstreifen laufen sie und werfen sich am Rand nieder. Da kommen die Polen. Gebückt springen sie an.

Fritz wirft sich hin, weil es ihm einer zuruft. Der Zylinder ist es.

„Ruhig zielen, Junge."

Einige Meter von ihnen steht ein Geschütz. Mit nackten Oberkörpern, schreiend arbeiten die Kanoniere. Das muß eine Wiese sein da vorne. Sie ist voll von braunen Flecken, das sind ja gefallene Polen. Neben ihm schießt der Zylinder.

Da purzelt ein Pole. Er war verflucht nah. Nun schießt auch Fritz. Sinnlos ballert er über die Wiese. Wieder ruft der Zylinder „Zielen, mein Junge!"

Dicht über ihnen jagen die Schrapnells. Äste prasseln im Wald herunter. Es heult und pfeift. Ein Vogel fällt neben seine Hand. Er umfaßt ihn. Einmal, zweimal fühlt er noch schlagendes Leben, das erlischt.

Fritz schaut nach rechts. Ein Kanonier liegt über dem Geschütz. Ein anderer zieht ihn herunter. Er ist wohl der Letzte. Die Kameraden liegen neben dem Geschütz. Einer rappelt sich auf, klammert sich fest und zielt. Dröhnend geht der Schuß heraus. Noch einmal jagen die Polen zurück. Jetzt zielt Fritz und drückt ab. Er hat nicht getroffen, aber mehr Ruhe hat er jetzt.

Einen Augenblick geben die Polen den Deutschen Luft.

„So gut du kannst, scharr dich ein", mahnt der Zylinder.

Fritz sieht, wie der sich mit den Händen ein Loch macht. Wieder krepieren die Schrapnells. Fritz liegt hinter einer kleinen Erhöhung. Er entdeckt auf ihr ein niedergefallenes Kreuz und liest: „Für sein Vaterland fiel hier am 3. September 1915 Bernhard Krause aus Spandau."

Sie liegen auf einem Friedhof des Weltkrieges, und in ihm ruft es: Was auch daraus werde, steh zur deutschen Erde! Durch das Waldstück jagen einige Motorräder. Fritz dreht sich um. Einer schmeißt sein Rad zur



„Ja, wer wird denn so müde sein!"
Aufnahme: Günther Thiede.

Seite und legt sich neben Fritz, schaut sich um und ruft: „Hallo, Meier, du hier? Tag, Römer!"

Ernst, der Postbote, ist es, der jeden Morgen Punkt halb sechs den Kasten in der Breitestraße leerte.

„Mensch, das scheint hier richtig zu sein."

Dicht bei dem Geschütz wird ein Maschinengewehr in Stellung gebracht. Jetzt sieht Fritz auch den Rittmeister. Er liegt weiter nach links. Er hat sich halbaufgerichtet und schaut durch sein Glas.

„Wie geht's der Ille? Das weißt du natürlich auch nicht. Meine Frau hat einen Jungen bekommen. Durch den Rundfunk habe ich es gehört. Na, wir Preußen schießen schnell. Ein paar Wochen nach der Hochzeit!"

Wieder beginnen die Polen die Stellung mit Schrapnells zu beschießen. Das Geschütz steht nun verlassen.

„Du", sagt der Ernst, „wenn ich nicht nach Hause komme — ich wohne Horstweg 15 in Charlottenburg. Sag es dann meiner Frau. Mein Kind würde ich ja gerne sehn. Ist bei euch auch eins unterwegs?"

Und Fritz denkt: Wenn du nun hier fällst, bist du weg, und nichts bleibt übrig, kein Kind und nichts. Für die Ille auch nicht."

Da beginnen die Polen wieder mit ihrem Sturm. Er sieht noch, wie der Rittmeister hochspringt und dann fällt. Er ist verwundet.

Dann stürmen die Polen an. Aber das Maschinengewehr räumt unter ihnen auf. So ziehen sie sich wieder zurück und legen die Stellung unter starkes Schrapnellfeuer.

Einen winzigen Seufzer stößt Ernst aus und rollt zur Seite. Fritz packt seinen Arm. Er ist bewegungslos. Fritz kann sich nicht weiter um ihn bekümmern; denn nun krepieren auch Granaten in der Stellung. Bald wird alles zu Ende sein. Er denkt an die armen Volksdeutschen mit ihrem Hab und Gut, mit ihren Frauen und Kindern. In seinen Ohren klingt: „Was dich auch bedrohe, eine heil'ge Lohe gibt dir Sonnenkraft.'

Fritz wird ruhig. Er meint, bei Ille im Zimmer zu sein, und wieder die Danziger Kundgebung zu hören.

Mit viel Lärm läßt sich plötzlich ein breitbeiniges merkwürdiges Flugzeug, das über den Wald gekommen war, senkrecht nieder.

Trotz der verzweifelten Lage schauen alle neugierig hin. Ein General springt schnell aus dem Flugzeug. Wild schießen die Polen, daß das Flugzeug, ehe es wieder steigt, in Flammen aufgeht. Der General läuft gebückt nach vorne, dahin, wo der Rittmeister liegt.

Gebrüll schallt von den Polen her. Sie vergessen das Schießen. Das brennende Flugzeug hält sie in Bann. Bennendorf versucht aufzustehn. Er kann nicht. Sein linkes Bein ist durchschossen. Erich, der Fleischermeister, der neben ihm liegt, springt hoch und hält den Rittmeister von rückwärts unter den Armen. Bennendorf nimmt seine Hand an den Stahlhelm. Er will sprechen und bekommt kein Wort heraus.

Der General fragt: „Was ist das hier eigentlich für eine Formation?"

„Deutsche, Herr General!" meldet nun der Rittmeister.

„Danke, Herr Rittmeister! Hinlegen zum Donnerwetter!"

Der General weiß, daß diese zusammengewürfelten Soldaten noch einige Minuten aushalten müssen. Die Stukas sind unterwegs und schnelle Panzertruppen im Anmarsch. Sie müssen aushalten, sonst kann die Schlacht verloren gehen. Er weiß von den Meldungen und hat es aus der Luft gesehen, daß alles an einem Haar hängt. Neben ihn kriecht sein Flugzeugführer.

Gott sei Dank. Er hat sich gerettet. Anders landen konnten sie nicht. Ununterbrochen schlugen die Granaten hinter dem Wald ein. Der General ist sehr ruhig. Als Leutnant hat ihm einmal Ludendorff gesagt: „Wenn es ganz schlimm kommt, muß man sich vorstellen: es ereigne sich alles auf einer Karte." Danke schön, großer Feldherr. Die Karte hat er im Kopf. Die Polen haben an der richtigen Stelle angegriffen. Stoßen sie hier durch, können sie umfassen. Diese Stellung muß gehalten werden.

Die Polen schießen, was aus den Rohren geht. Sie wissen wohl auch, daß sie hier das Kriegsglück wenden könnten.

Fritz kriecht in die Erde, so gut er kann. Ein tiefes Loch hat er sich schon ausgebuddelt, als wenn er Schutz und Kraft bei den im letzten Krieg Gefallenen suchen wolle.

Dann schweigt die polnische Artillerie. Von neuem stürmen die Polen. Da jagt der General hoch: „Vorwärts Deutsche!"

Neben Fritz springt der Zylinder befehlsgehorsam sofort aus der Deckung.

Einen Augenblick hält die Erde, die wohl das Leben bedeutet, Fritz — oder die Toten krampfen sich an ihm mit eisernen Armen. Dann aber sieht er, wie der Rittmeister hochspringt, und gleich wieder in sich zusammensackt. Da brechen die Ketten in ihm, da rast er los und schreit. Ohne Worte wie ein Tier brüllt er. Bald ist er neben dem Zylinder. Der faßt den Karabiner mit beiden Händen am Lauf und schreit immerzu: Det flutscht beter."

Im nächsten Augenblick rast ein wildes Gesicht mit weitgeöffnetem Mund und riesigen Augen auf Fritz zu. Er schlägt seinen Kolben hinein und haut brüllend um sich.

Ein nie gehörtes Lärmen zerschmettert alles Empfinden. Der Tod reitet durch die Lüfte und greift nach Leben. Fritz brüllt und schlägt wieder zu.

Das Lärmen wird zum Orkan.

Der Zylinder liegt schon an der Erde. Er reißt Fritz, der weiterlaufen will, an den Beinen herunter: „Nieder, mein Junge!"

Thors Hämmer, Stukas, jagen dicht über die Köpfe und mähen die Polen, die entsetzt zurückfluten. Immer mehr Flugzeuge stürmen heran. Noch brüllt Fritz. Er hält die Hände gegen die Ohren. Allmählich erst kommt er zu sich.

Dicht vor ihnen krachen die Bomben. Wieder jagen Flieger vor. Und dann wird es still, daß Fritz glaubt, das Singen der Volksdeutschen zu hören. „Was auch daraus werde" — und es ist zum Sieg geworden.

Da liegen die Soldaten und können sich zuerst nicht rühren.

Langsam erhebt sich der General. Sein rechter Arm hängt bewegungslos herunter. Sein rechtes Hosenbein ist voll Blut.

Überall stehen sie jetzt auf.

Der Zylinder kriecht an Fritz heran: „Guter Junge!"

Der Zylinder erhebt sich langsam, und wie er es aus seinem Büroleben gewohnt ist, sagt er mit todtraurigem Gesicht. „Nun müssen wir Bilanz machen."

Und erinnert sich plötzlich, daß er „dat flutscht beter" gerufen hat. Schon als Kind ist es ihm ja erzählt worden, wie Blüchers Landsturmleute so rufend mit dem Kolben die Franzosen in die Katzbach trieben. Instinktmäßig hat er es wiederholt und fühlt, daß alle, die einmal für Deutschland gekämpft haben, in solchen Augenblicken lebendig dabei sind.

„Du blutest, Junge", sagt der Zylinder zu Fritz. „Dein Gesicht ist voll Blut."

Aber Fritz ist nicht verwundet. Es ist polnisches Blut.

Der Fleischermeister Erich trägt mit beiden Armen seinen toten Rittmeister nach rückwärts. Dahinter sammeln sich die andern.

Auch Polen erheben sich jetzt, aber sie haben die Waffen weggeworfen. Sie sind zerschlagen.

So zieht dieser Zug der Kämpfer, Deutsche und Polen, wie geführt von dem gefallenen Rittmeister, dem Waldstück zu, hinter dem die Wagen der Volksdeutschen stehen, hinter dem die Heimat wartet, sie zu empfangen.

Verwundete helfen sich gegenseitig. Schwerverwundete werden getragen. Auch der General geht zwischen ihnen. Aus den Hunderten, die es ursprünglich waren, sind kaum hundert geworden.

Sie schreiten zwischen den Toten und Sterbenden, die deutsch und polnisch um ihr Leben klagen.

Der Zylinder aber ruft viele seiner Leute und sucht mit ihnen die Wiese ab. Er hilft den Verwundeten, er sucht seine Toten. Er geht mit gesenktem Kopf und plötzlich merkt Fritz, daß dieser heldenhafte Zylinder weint.

*

Leichte Panzer fahren nun über die Wiese gegen die Polen. Aus Lastkraftwagen steigt Infanterie.

(Fortsetzung folgt.)

Oberst Mölders

DER ERFOLGREICHSTE JAGDFLIEGER DER WELT

Ein Tatsachenbericht von Axel Wallenius

(Schluß.)

1. Dezember 1938. Es geht nun bald wieder in die Heimat. Mein Nachfolger ist bereits eingetroffen, mein alter Freund von Bonin. Ich freue mich mächtig, daß gerade er meine Staffel übernehmen wird. Aber jetzt ist meine Zeit abgelaufen. Am 6. Dezember geht meine Maschine nach ‚Alemania'."

Soweit das spanische Tagebuch des Hauptmanns Mölders. In dreieinhalb Monaten Tätigkeit als Jagdflieger konnte er vierzehn anerkannte Abschüsse verzeichnen. Mit dem Spanienkreuz in Diamanten, der höchsten Auszeichnung aus dem spanischen Freiheitskrieg kehrte er als erfolgreichster Jagdflieger der Legion Condor zurück.

Im April 1939 begann Mölders mit der Ausbildung einer Jagdstaffel. Keiner wußte, daß dieses halbe Jahr in Wiesbaden die letzte Vorbereitung für den großen Krieg sein sollte, den wir jetzt durchkämpfen.

Während des Feldzuges in Polen lag Mölders hinter dem Westwall mit seinen Männern. Seine Enttäuschung, nicht dabei sein zu können, kann man sich denken.

An Frankreichs Himmel

Endlich ist die lange Wartezeit überstanden. Der Sturm bricht am 10. Mai 1940 los. Am Morgen desselben Tages starten deutsche Flieger zu den inzwischen berühmt gewordenen Dämmerungsangriffen — auch Hauptmann Mölders mit seiner Jagdgruppe . . .

25 Luftsiege kann er bis zum 5. Juni 1940 im Westen erringen. Dieser Tag bringt ihm große Erfolge, und — seinen eigenen Abschuß.

Im Raume von Compiègne fliegt er am Vormittag mit einer seiner Staffeln. Sechs dunkle Punkte tauchen auf, die in zwei Ketten nach Süden wegzudrücken versuchen. Mölders erkennt eine französische Potez mit einem Jagdschutz von fünf Blochjägern. Langsam kommen unsere Jäger näher. Der Kommandeur verteilt die Ziele. und dann geht's zum Angriff. Er selbst nimmt den Linksaußen vor, und nach einem kurzen Feuerstoß fliegt der Blochjäger unserem Hauptmann Mölders in Fetzen um die Ohren. Es gibt einen harten Schlag in seiner Maschine. Irgend etwas ist davongeflogen, aber sie scheint sonst unbeschädigt. Mölders sucht nun den Potezaufklärer. Unter keinen Umständen darf der seine Meldung nach Hause bringen. Er entdeckt ihn, ein französischer Jäger ist noch dabei. Der muß zuerst fallen. Aber der Franzose entdeckt den Angreifer, stellt seine Maschine auf den Kopf und weg ist er. Jetzt also ohne Behinderung an den Aufklärer. Der fliegt ausgezeichnet. Die beiden Maschinen rasen in Bodennähe, über ein Dorf, an einem Kirchturm vorbei. Die Höllenfahrt geht weiter — einen Meter über dem Erdboden. Zwischen zwei Pappeln zischt Mölders hindurch, läßt seine „Me" über eine Fernsprechleitung springen. Dann ist die Potez einwandfrei im Visier — 30 Meter lang ist die Rauchfahne, als sie aufschlägt.

Überm Feind abgeschossen

Es wird Zeit, nach Hause zu fliegen. Mölders sammelt zwei seiner Maschinen. Unterwegs bekommt er noch einen Schlag in die Maschine, einen ungefährlichen Gewehrtreffer. „Ich glaube, die Maschine kommt auch mal ins Museum", sagt der wackere Wart, als er zu Hause den vierundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Strich ans Leitwerk malt. Vielleicht hätte er das nicht sagen sollen. Es waren die letzten Striche an diesem Messerschmittjäger . . .

Kurze Zeit später, die Maschine ist inzwischen betankt worden, fliegt Mölders einen neuen Einsatz. Es geht bis Amiens. Vom Feind ist nichts zu sehen. Aus 7000 Meter geht die Staffel etwas tiefer und allmählich nach Hause. Plötzlich tauchen sechs Morane auf. Mölders setzt mit seiner Staffel zum

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



MM Preisausschreiben

Wer reimt mit?

Die Natur hat jedem Menschen in die Hände die Anfangsbuchstaben des altbekannten Namens Matheus Müller geschrieben. Wir suchen nun als Ersatz für unseren bisherigen Vierzeiler einen zweizeiligen schlagkräftigen Werbevers, der dieses Symbol für festliche Stunden in knapper, anschaulicher Form herausstellt. Für die besten Einsendungen sind 300 Preise ausgesetzt.

1. Preis: Auf Lebenszeit jährlich 50/1 Fl. MM EXTRA

2. Preis: Auf Lebenszeit jährlich 30/1 Fl. MM Extra
3. Preis: Auf Lebenszeit jährlich 15/1 Fl. MM Extra
4. Preis: Auf Lebenszeit jährlich 15/1 Fl. MM Extra
(Die ersten 4 Preise sind nicht übertragbar)
5.– 15. Preis: . . . . Einmalig 15/1 Fl. MM Extra
16.– 50. Preis: . . . . Einmalig 6/1 Fl. MM Extra
51.–100. Preis: . . . . Einmalig 2/1 Fl. MM Extra
101.–300. Preis: . . . . Einmalig 1/1 Fl. MM Extra

Die Einsendung erfolgt auf einfacher Postkarte, die neben deutlicher Absenderangabe die Anschrift „Preisausschreiben Matheus Müller Eltville a. Rh." trägt. Die Rückseite der Postkarte darf nur für einen zweizeiligen Werbevers verwendet werden. Andere Einsendungen sind ungültig. Einsendeschluß ist der 15. 10. 1941. Einsendungen mit Poststempel dieses Tages sind noch gültig. Die prämiierten Verse gehen mit allen Rechten in das Eigentum von Matheus Müller über. Eine Rücksendung eingesandter Verse findet nicht statt, Anfragen werden nicht beantwortet. Teilnahmeberechtigt ist jede voll geschäftsfähige Einzelperson deutscher Staatsangehörigkeit. Preisrichter sind außer einem namhaften Schriftsteller Herr Rechtsanwalt und Notar Dr. W. Kinkel, Wiesbaden, sowie 3 Mitglieder der Geschäftsleitung von Matheus Müller. Die Entscheidungen des Preisgerichts erfolgen unter Ausschluß des Rechtsweges möglichst vor Weihnachten 1941 unter öffentlicher Bekanntgabe der ersten 15 Preisträger.

SEKTKELLEREI **Matheus Müller** ELTVILLE
K.G.a.A.



Angriff an — zwei eigene Messerschmittstaffeln kommen ihm dazwischen. Er setzt ab und sieht sich die Sache von oben an. Eine Morane wird von drei Messerschmitts ständig beschossen, fällt aber nicht. Als Mölders den Franzosen im Visier hat, schwingt dieser ab. Der Gegner fliegt außerordentlich geschickt. Greift wieder an — er ist seitlich unten hinter dem Deutschen aufgetaucht. Der muß wegkurven, um in die Sonne zu ziehen. Dadurch scheint ihn der Gegner verloren zu haben. Er dreht ab und verschwindet in der Tiefe nach Süden.

Aber in Mölders Kabine knallt und funkt es. Der Gashebel ist zerschossen, der Steuerknüppel haut nach vorn, und senkrecht geht's nach unten. Bruchteile von Sekunden entscheiden jetzt über Leben und Tod. Die Kabinenhaube weg, noch einmal bäumt sich die Maschine auf — zum Glück! Aus 800 Meter Höhe springt Mölders ab. Noch einmal sieht er seine „Me" steuerlos, die linke Tragfläche aufgerissen stürzt sie in die Tiefe und geht beim Aufschlag in Flammen auf.

60 Kilometer hinter der Front westlich Compiègne geht der Fallschirm nieder. Mölders macht sich los und rennt auf ein Waldstück zu. Eine Stunde lang kann er sich verborgen halten. Dann ist er von Soldaten und Bauern umstellt, sie haben den Aufschlag der deutschen Jagdmaschine beobachtet. Ein wildgewordener Franzose schießt aus kürzester Entfernung. Er trifft nicht. Ein Zaun französischer Bajonette umgibt den Deutschen — gefangen! Ein Offizier kommt hinzu, nimmt ihm alles ab. Auch das Ritterkreuz. Unter schwerster Mißhandlung der grölenden Menge wird Mölders zu einem Personenwagen geführt. Ein Kolbenschlag trifft das linke Auge — Blut rinnt ihm übers Gesicht. Der französische Offizier schreitet erst auf den scharfen Einspruch des deutschen Fliegerhauptmanns ein.

Bei einem höheren Stab, der in einem Schloß sein Quartier aufgeschlagen hat, werden die üblichen Versuche gemacht, militärische Dinge zu erfahren. Mölders macht keine Angaben, er wird abgeführt — in einen Ziegenstall. Vorher gibt ihm noch der französische Oberst, der die Vernehmung veranlaßt hatte, das Ritterkreuz zurück.

Vier Tage und fünf Nächte Fahrt durch die „Grande Nation" folgen. Es sind noch mehrere deutsche Infanterieoffiziere dabei, die bei einem schneidigen Vorstoß in Gefangenschaft geraten waren.

Mölders trägt sich dabei ständig mit Fluchtgedanken. Er möchte am liebsten auf einem Flugplatz eine Maschine „requirieren". Die Bewachung des Transportes aber ist zu stark. Unaufhaltsam und mit rasender Schnelligkeit gehen inzwischen die deutschen Truppen vor. Schon am letzten Tag des Juni kann Hauptmann Mölders das Gefangenenlager Monferrant verlassen. Über Bordeaux und Orleans fliegt er nach Paris.

Von dort ließ ihn der Reichsmarschall nach Berlin holen.

Nach einem kurzen Urlaub übernahm dann der zum Major beförderte Flieger an der Kanalküste die Führung eines Jagdgeschwaders. Tagtäglich stieß er mit seinen Jägern vor. Wo immer auch sich der jüngste deutsche Geschwaderkommodore zum Kampfe stellte, fielen die Gegner. Drei bis vier Einsätze an einem Tag waren keine Seltenheit.

Am 20. September 1940 erzielte Mölders seinen 40. Luftsieg. Das Eichenlaub zum Ritterkreuz und später die Beförderung zum Oberstleutnant waren die äußere Anerkennung für seinen heldenhaften Einsatz.

Als nun die deutsche Wehrmacht gegen die Sowjetunion antrat, war auch das Jagdgeschwader Mölders dabei. Schlag auf Schlag errang der Kommodore einen Luftsieg nach dem anderen.

Mit stolzer Bewunderung horchte unsere Front und die Heimat auf: Mölders meldet 110 Luftsiege seines Geschwaders an einem Tage!

Die Kriegsberichte aus dem Osten müssen immer wieder den Namen dieses Mannes nennen und mit ihm sein Geschwader.

Die Taten des unvergeßlichen Lufthelden und Jagdfliegers aus dem Weltkrieg, des Rittmeisters Freiherr Manfred von Richthofen, feiern ihre schönste Auferstehung.

H. Lestiboudois:

Der Peter

Auch diese kleine Geschichte beginnt, wie so viele Geschichten auf der Welt, mit einem Mädchen. Aber darum keine Bange, lieber Leser — von Liebelei und solchen Dingen soll hier keine Rede sein. Allerdings müssen gewisse Beziehungen zwischen einem Mädchen, das sich Peter nannte, und unserem Kameraden Hans zugegeben werden, denn sonst wäre unser Landserzug niemals auf den Hund gekommen — — — jedoch welcher Art diese Beziehungen waren, ob leichter oder fester geknüpft, ob bereits bis zum Kuß oder schon darüber hinaus gediehen, das alles geht uns wenig an. Uns geht es nur um den Hund in meiner Geschichte — jenen Hund, den unser Kamerad eines Tages von seinem Mädchen mitbrachte und den wir nun, in zarter Anlehnung an die bestehenden Beziehungen zwischen Hans und Peter (eigentlich müßte man ja „Peterin" sagen), ebenfalls Peter tauften.

Als Peter zu uns kam, war er, streng genommen, noch gar kein Hund, sondern sollte erst einer werden. Denn was verstehen wir schon unter einem Hund? Beinahe so etwas wie einen Wolf, nicht wahr?! Dies aber war kein Wolf, es war auch kein Wölfchen — nein, dies war ein kleines, weißes, puscheliges Etwas, noch gar nicht imstande, richtig zu laufen, geschweige denn wie ein Hund zu bellen, zu springen und zu beißen. Peter hat alles erst bei uns, das heißt beim Kommiß, gelernt — wie ja auch dem Menschen bekanntlich das Gehen, Laufen, Springen usw. erst beim Kommiß beigebracht wird ... Genug! Peter war ein Hündchen, das ein Hund werden wollte. Damit ist alles gesagt.

Am ersten Tage lag Peter hilflos und verschüchtert in seiner Koje, zeigte sich teilnahmslos selbst dem Futter gegenüber und hatte ohne Zweifel Angst vor so vielen langbestiefelten Beinen, wie sie bei den Soldaten nun einmal herumlaufen. Er war vermutlich an bedeutend hübschere und zarter be-





strumpfte Beine gewöhnt, hatte offenbar auch auf einem bei weitem lieblicheren Schoße zu hocken gepflegt als etwa auf der undefinierbare Gerüche ausstrahlenden Hose eines zwölf Jahre gedienten Spießes ... Doch seine Verschüchterung, die wohl jeden Anfänger beim Kommiß überfällt, gab sich überraschend schnell. Am nächsten Tage konnte er der guten Wehrmachtskost schon nicht mehr widerstehen. Am übernächsten schnüffelte er bereits in allen Stuben herum und ließ aus dem Heimatpaket des Schützen Quabius, das zufällig in der Ecke auf dem Fußboden stand, lautlos eine Wurst mitgehen. Am vierten Tage knabberte er, mutig geworden, des Schützen Meyers Filzschuhe an und zernagte sie beträchtlich. Und nach einer Woche Grundausbildung im Gehen und Laufen war Peter schon richtig frech geworden — — hundefrech, wie man so sagt.

Man muß das bildlich vor sich haben, muß das mit den eigenen Augen sehen, wie er so dasteht, der Peter, fest auf seine kurzen, kleinen Beine gestemmt, die spitze Schnauze kiebig vorgestreckt, mit aufgestülpten Ohren und funkelnden Augen, um zu wissen, was das ist — frech! Aber man kann ihm nicht gram sein deswegen, das Lachen liegt uns näher als das Schimpfen, wenn er wieder einmal ein Stück der langen Vorhänge zerfetzt oder dem Kameraden Schulze das Hosenbein zerbissen und zerrissen hat. Haben wir ihm doch selber das Reißen, Zerren und Beißen beigebracht in den vier Wochen, die er nun bei uns ist. Was schon mancher an seinen Händen spürte, die voreilig nach Peter griffen. Und laufen kann er jetzt wie der Wind, überhaupt wenn er etwas ausgefressen hat. Muß ich noch betonen, daß er heute auch bellen kann? Zwar ist es mehr noch ein Kläffen, genau so, wie es einer frechen Hundeschnauze zukommt — — doch es macht sich, ja, ja, wie sich denn überhaupt alles an dem Peter macht. Das kann man wohl sagen.

Es würde langweilig werden, wollte ich aufzählen, was der Peter schon zerknabbert und zerbissen, zerfetzt und zerfranst hat. Wer seine Latschen leichtsinnigerweise stehenläßt, hat schließlich selber Schuld, wenn er nachher nur noch die verbogenen Sohlen wiederfindet. Aber eines wächst uns doch nun langsam zum Hals heraus ... Denn urteilen Sie — kann man es einem alten Landser zumuten, daß er ewig mit Schaufel, Besen und Aufwischer hinter solch einem kleinen Köter herrennt? Muß ein Soldat nicht sowieso schon sein halbes Leben lang putzen, fegen und schrubben? Kann man von einem Hund, der durch die hohe Schule des Soldatentums geht, nicht Anstand und Sauberkeit verlangen? Man kann es zwar, aber Peter denkt anders darüber. Peter läßt seinen Bedürfnissen freien Lauf, der jeder Sitte hohnspricht und nicht im geringsten ahnen läßt, daß er einmal bei einer jungen Dame sozusagen möbliert wohnte. Kurz — Peter ist, gut deutsch gesagt, ein Schwein — und eben doch kein richtiger Hund.

Und damit ist die kleine Geschichte eigentlich schon zu Ende. Denn es versteht sich ja von selbst, daß Soldaten viel zu gutmütig sind, um Peter wie ein Schwein zu behandeln — — denn dann müßten wir ihn schlachten! Aber dafür ist einerseits der Peter viel zu klein, und andererseits das Herz des Landsers viel zu groß. Mach einer was dabei!

Der Irrtum des Herzogs

Als Herzog Karl von Braunschweig infolge seiner verfassungswidrigen und willkürlichen Regierung am 7 September 1830 durch einen Volksaufstand genötigt wurde, sein Land zu verlassen, kam er auf der Flucht auch nach Fulda und stieg dort in dem jetzt nicht mehr existierenden, damals von Durchreisenden höherer Stände aber sehr geschätzten Gasthof „Zum Schwan" in der Löcherstraße, in dem sich auch die Post befand, ab.

Zufällig war der folgende Tag der Geburtstag des Besitzers des Gasthofes, des Postmeisters Johannes Oswald der wegen seiner Verdienste um das Gemeinwesen in Fulda eine angesehene und einflußreiche Persönlichkeit war, weshalb ihm alljährlich am Vorabend seines Geburtstages von der Städtischen Musikkapelle ein Ständchen dargebracht wurde

Als das auch diesmal geschah, glaubte der Herzog, daß es ihm gelte und fühlte sich durch diese spontane volkstümliche Ehrung um so mehr geschmeichelt, als ihm eine solche bisher wohl nur höchst selten oder niemals zuteil geworden war. Er ließ also Oswald zu sich kommen und beauftragte ihn, jedem der Musiker zwei Flaschen Wein und einen Braten zu verabreichen. Dann trat er mit dem Postmeister auf den Balkon.

Als die unten versammelte Menge das allseitig beliebte Geburtstagskind erblickte, brachte sie ihm ein begeistertes Hoch mit brausendem Tusch der sogleich einfallenden Musik dar.

Der Herzog, auch diese Ovation auf sich beziehend, spendete noch für jeden Anwesenden eine Flasche Wein und warme Würstchen.

Wenn der Gasthofbesitzer später schmunzelnd diese Episode erzählte, pflegte er hinzuzusetzen, eine so einträgliche Geburtstagsfeier hätte er nie wieder erlebt und ein so glänzendes Geschäft seither nicht mehr gemacht

F. S.

GEDANKENSPLITTER

Es ist oft ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Meinung, die man vertritt und einer Meinung, die man hat.

*

Kunst soll das Publikum erobern, aber nicht sich dem Publikum anpassen.

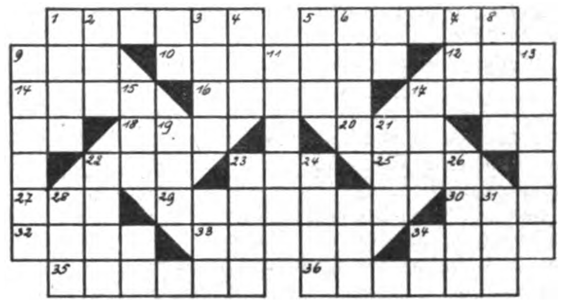
*

Verlange nie von jemandem, daß er sich ändern soll, sondern beeinflusse ihn so, daß er sich von selber ändert.

J. D. W.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Stadt in Oberitalien, 5. westdeutsche Stadt, 9. leer, wüst, 10. Strom in SO.-Europa, 12. Wink, 14. Zahl, 16. Spielgegenstand, 17. Laubbaum, 18. Fragewort, 20. Zeichen, 22. Sonnengott, 23. alkohol. Getränk, 25. Sportgerät, 27. Gewässer, 29. Stadt bei Chemnitz, 30. türk. Titel, 32. asiat. Urbevölkerung, 33. Stadt am Schwarzen Meer, 34. altgriech. Stadt, 35. Briefverschluß, 36. junger Trieb. — Senkrecht: 1. Vulkan in O.-Afrika, 2. Abschiedswort, 3. Kröte, 4. Schmeichelname für Goethes Mutter, 5. Teil des Baumes, 6. Lebenshauch, 7. Passionsort in Tirol, 8. Benennung, 9. Hafenstadt am Schwarzen Meer, 11. Stadt in Thüringen, 13. Sportart, 15. männl. Vorname, 17. Scherz, 19. Nebenfluß der Saale, 21. nord. Gott, 22. Astrolog Wallensteins, 23. span. Münze, 24. Nagetier, 26. afrikan. Storchvogel, 28. Erfrischung, 31. griech. Göttin.

Silbenrätsel

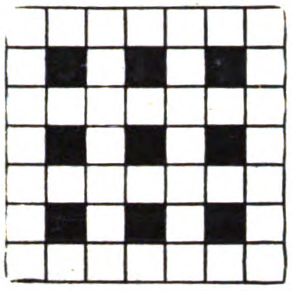
Aus den Silben: ach — bee — bo — bri — che — den — di — e — ei — eis — en — erd — fa — gel — gen — ger — git — gu — hot — i — la — land — le — lin — ling — na — ne — nik — o — on — po — po — re — re — reut — rif — sen — ta — te — te — ten — ten — ter — tie — tor — tot — uh — un — vo — wal sind 15 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.

1	6	11 ....
2	7	12 ....
3	8	13 ....
4	9	14 ....
5	10	15 ....

1. deutscher Dichter, 2. Frucht, 3. weibl. Vorname, 4. Käferlarve, 5. Stadt in Württemberg, 6. Kanarische Insel, 7. Pendeluhr, 8. Schwachsinn, 9. Rakenvogel, 10. Pflanzenkunde, 11. Stadt in Thüringen, 12. französ. Kaiser, 13. Zeitabschnitt, 14. afrikan. Mischvolk, 15. Schweizer Kanton.

Altstoffe sind Rohstoffe für die deutsche Wirtschaft. Vernichte sie nicht, laß sie nicht verkommen, gib sie den Kindern in die Schule mit!

Viereck

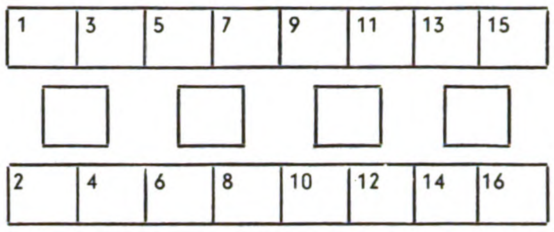


Die Buchstaben: a a b e h h i i i i l l m m m n n o o o o o o o p p p p r r s s s s t t u u u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Provinz von Kanada, 2. venezian. Maler, 3. Parallelogramm, 4. amerikanisches Pelztier.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Gefuehl, Bohrturm, Gardasee, Esche, Ingwer, Zeitnehmer, Ebene, Tandem, Pflaume, Jugend, Kärnten, Senkel, Pfanne, Nurmi Tower, Gesicht, Machwerk, Fahrt sind je 3 Buchstaben zu entnehmen.

Silbenband



er ga gat ge gen kat lan lu me me me men no or phon prä rie te treib wolf

Die Silben werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen zwei immer die gleiche Mittelsilbe haben. Bei richtiger Lösung nennen die Mittelsilben ein Fremdwort für Höflichkeit. Die Bedeutung der Wörter ist: 1—2 Sprachrohr, 3—4 Schweizer Kurort, 5—6 Mischung, 7—8 deutsche Universität, 9 bis 10 Meerenge in der Ostsee, 11—12 Sternschnuppe, 13—14 Kojote, 15—16 Teil der Maschine.

Lösungen der Rätsel in Folge 34:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Sol, 3. Puccini, 6. Gera, 7. Moos, 8a Lee, 9. Tatra, 11. Start, 14. Union, 17. Traun, 19. er, 20. Abo, 21. Rind, 22. Puls, 23. Smetana, 24. Los. Senkrecht: 1. Scala, 2. Limes, 3. Pest, 4. Ur, 5. Iowa, 6. Graener, 8. Strauß, 9. Tau, 10. Rio, 12. Tor, 13. Ton, 15. Iris, 16. Nadel, 17. Topas, 18. Aula. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Walachei, 2. Ebonit, 3. Innozenz, 4. Spandau, 5. Hummer, 6. Elend, 7. Isolani, 8. Travemünde, 9. Stadion, 10. Ostende, 11. Lehár, 12. Lorelei, 13. Kroatien, 14. Liebfrauenmilch, 15. Uganda, 16. Gottlieb, 17. Hyazinthe, 18. Eriwan. „Weisheit soll Klugheit zur Dienerin haben." ✱ **Kryptogramm:** **Taktik Säntis Bettdecke Nerven Bürste Handel Odessa Cherub Zensur. „Takt ist der Verstand des Herzens."** ✱ **Rösselsprung: Ein Glockenspruch.** Ich rede ohne Zunge, ich schreie ohne Lunge, und nehme teil an Freud und Schmerz und habe doch kein Herz.

Humor

„Nun, Hans", fragte der Onkel, „wie gefällt es dir denn in der Schule; hast du dir auch schon einen guten Platz in der Klasse verdient?"

„Ja, Onkel, direkt neben der Heizung."

*

„Du warst wohl sehr überrascht, Dora, als dir der schüchterne Doktor Landmann einen Heiratsantrag machte?"

„Und ob", sagte die Freundin, „ich dachte ja zuerst, er wollte mir bloß den Puls fühlen!"

*

Sie: „Lieber Freund, seien Sie vorsichtig! Ich bin eine Venus von Milo!"

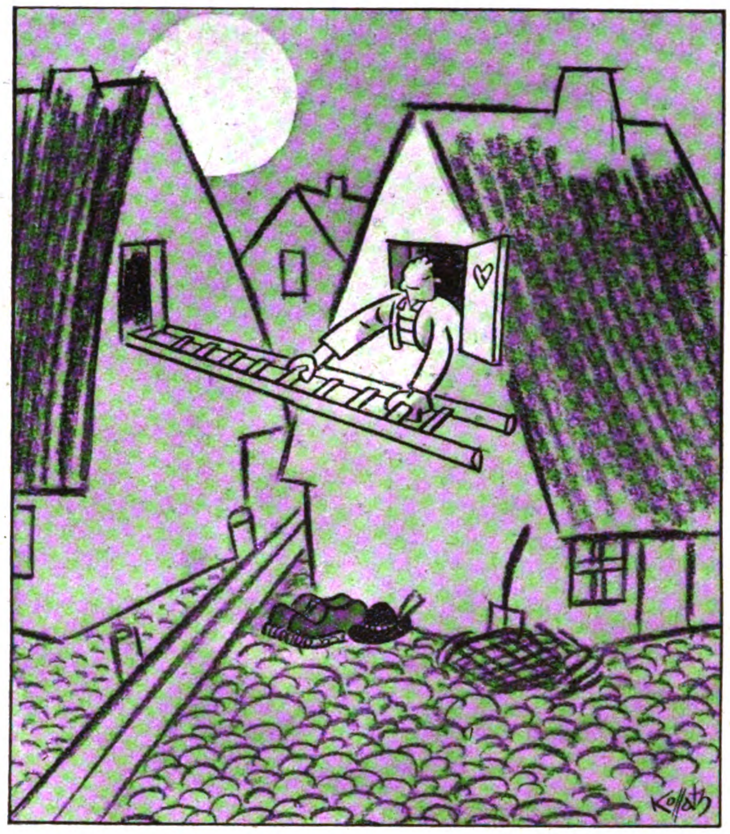
Er: „Was heißt denn das?"

Sie: „Hände weg!"

*

„Nun, Schatz, wie ist mein Pudding geworden? Schmeckt er dir?"

„Er schmeckt genau wie der Pudding, von dem mein Vater zu sagen pflegte, er wäre nicht so wie der, den seine Mutter immer machte!"



„Daß du es nur weißt, Kathi, es gibt noch mehr Madel im Dorf!"
Zeichnung: Kossatz.

Ein gewaltiges Tourenauto fährt über die Dorfstraße. Hinten sind die Reserveräder befestigt. Zwei Bauernjungen schauen dem Wagen nach. „Du, Karl, was sind denn das für runde Dinger?"

„Schaf! Das sind doch Rettungsringe."

*

„Kann ich morgen frei bekommen?" fragte Mr. Small den Chef.

„Zu welchem Zweck?"

„Es ist der Tag meiner silbernen Hochzeit."

„Gut, aber kommen Sie mir nicht vor fünfundzwanzig Jahren wieder!"

*

„Seit Ihre Frau gestorben ist, sieht man Sie fast immer im Gasthaus."

„Ich suche meinen Schmerz im Wein zu vergessen."

„Wie lange wird das noch so fortgehen?"

„Noch ziemlich lange; denn ich bin untröstlich!"





So läßt sich's aushalten.
Nach der Arbeit in der Hitze des Tages ist diese Abkühlung am Spätnachmittag eine willkommene Sache.

Aufnahmen:
Münchener Bildbericht (2).

Hundstage am Wannsee...

Die letzten Stunden Sonnenschein müssen zum Braunwerden ausgenützt werden.



Die Sonnenhitze — und dazu noch Jupiterlampen!
In der Drehpause werden Eiskompressen aufgelegt! Dann geht es wieder an die Arbeit.

Aufnahmen: Krause-v. d. Busche.

...und in Babelsberg



Wir brauchen erst in einer Stunde wieder ins Atelier!
Ballettmädel erfrischen sich in ihrer Freistunde.



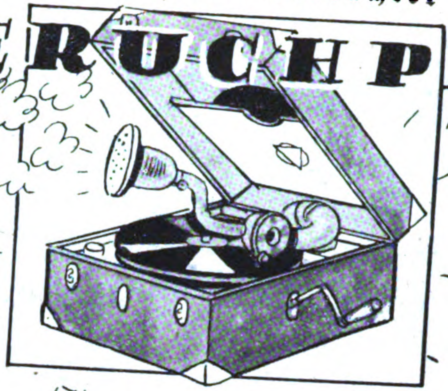
Links: Camilla Horn in einer Drehpause.



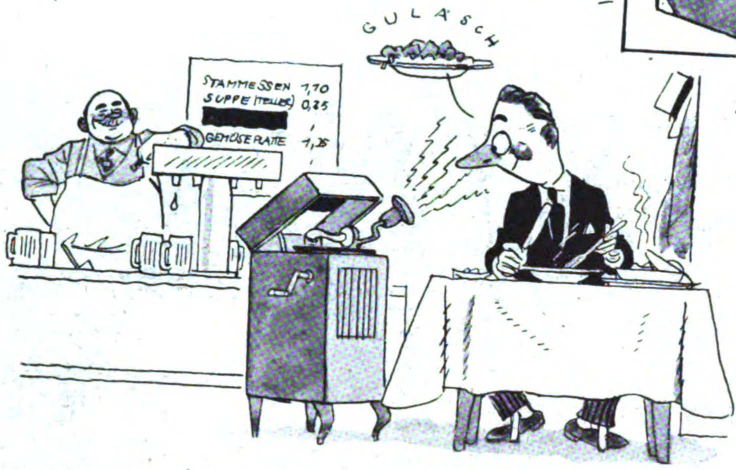
Eine Weiße mit Schuß!
Die Bühnenarbeiter sind der Meinung, daß gegen Hitze eine Berliner Weiße immer noch das beste sei.

DIE „GERUCHPLATTE"!

EINE NEUE SACHE ZUR HERBSTMESSE VON EMERICH HUBER



Ich habe die Geruchplatte erfunden!! Die Sache, an der ich schon seit Jahren herumgrübelte, ist so: Genau so, wie man von einer Schallplatte Geräusche jeder Art naturgetreu wiedergeben kann, wird es von heute an möglich sein, alle vorkommenden Gerüche und Düfte endgültig festzuhalten und jederzeit wieder „abzuriechen". Auf das irrsinnig komplizierte Geruchaufnahmeverfahren kann ich hier natürlich nicht näher eingehen; ernsthaftesten, kapitalkräftigen Interessenten stehe ich selbstverständlich mit Erklärungen zur Verfügung. Daß meine Erfindung eine unerhörte Zukunft haben wird, dürfte der geschätzten Leserschaft sofort nach Ansicht der hier skizzierten Verwendungsmöglichkeiten suppenklar sein!



Ihrem Gästepublikum besonders zugeneigte Gastwirte werden von nun an nicht versäumen, an fleischlosen Tagen zum Gemüsegericht die Platte mit Gänsebraten- oder Gulaschduft ablaufen zu lassen.



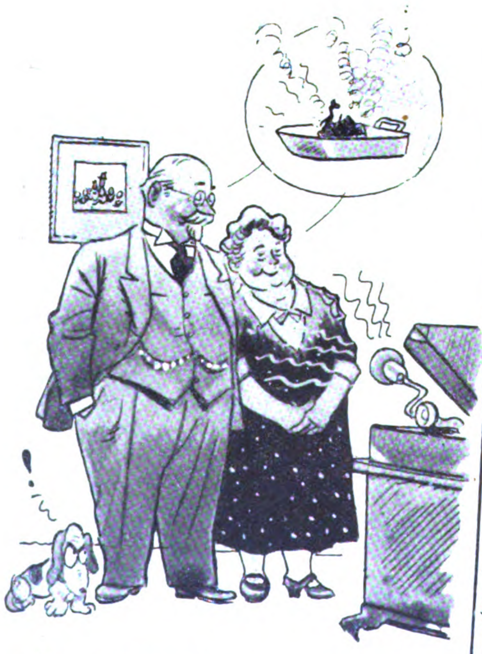
Neue Wege der Heiratsvermittlung: unverbindliches „Beriechen" vorher!

„Versuchen Sie's doch lieber erst mal, sich an den Geruch der Dame zu gewöhnen — ein ausgezeichnetes Parfüm übrigens — und bedenken Sie immer, mein Herr, die Dame hat ein gutgehendes Kohlengeschäft!"

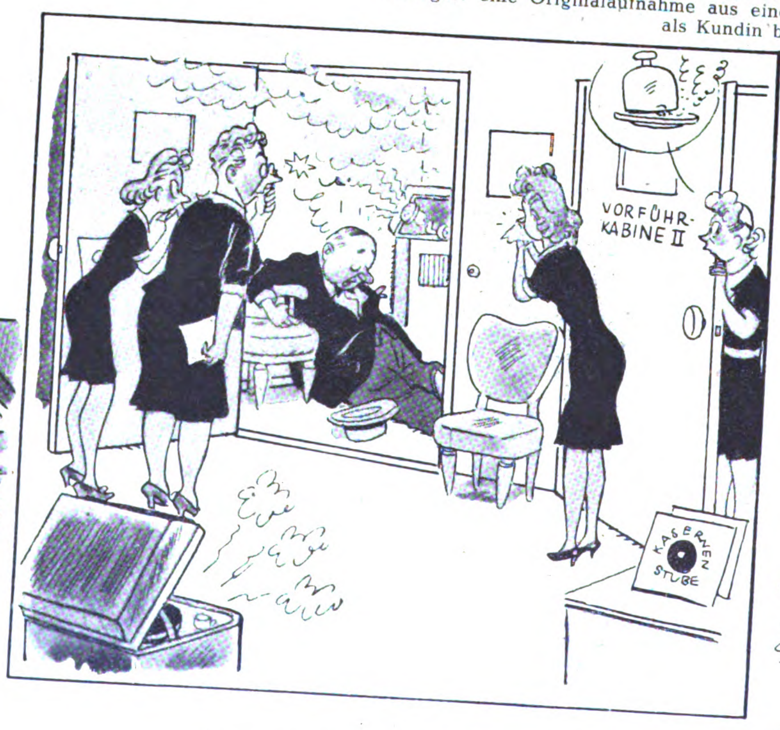


Zukunftsbild: Der Riechplattensammler!

„So, liebe Freunde, nachdem ich euch nun Original-Ferien-Kuhstallduft, den Ruch einer Frühlingswiese, den Stank eines Stinktieres, das Aroma uralten Cognaks, gemischt mit Zigarre, Küchendünste und vieles andere vorgerochen habe, bringe ich euch nun meinen Schlager: eine Originalaufnahme aus einem Schönheitssalon, in dem Greta Garbo gerade als Kundin bearbeitet wird . . ."



„Meine Überraschung zum vierzigsten Hochzeitstag, Mutting: Als das erste Hühnchen, das du uns damals braten wolltest, in der Pfanne verkohlte, weil wir auf dem Sofa rumdalberten — hab' ich dann heimlich davon 'ne Riechplatte aufgenommen."



Im Plattenladen.

„Wer von euch hat dem Kunden die Platte mit dem alten Käsegestank vorgeduftet und dann vergessen abzustellen?!"



„— der dort? Das ist der Gefreite Bollmann aus Berlin. Dem hat seine Frau neulich 'ne Platte geschickt, ‚Unter den Linden' aufgenommen — Original Berliner Lindenblütenduft! Zu jedem Brief von zu Hause riecht er jetzt die Platte ab!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
[A B C D E F G 24]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Dinar, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 4. SEPTEMBER 1941
16. JAHRGANG :•: FOLGE 36

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

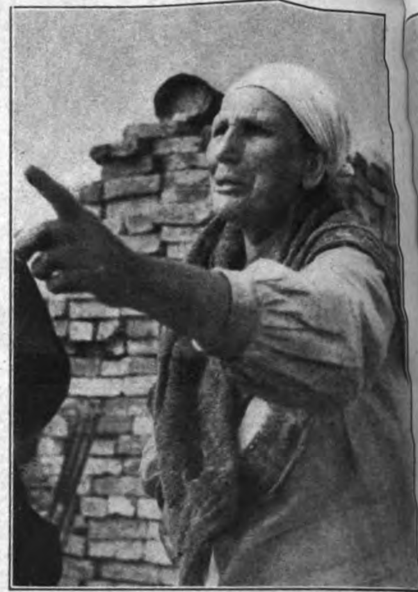


Der Schlag gegen den Nachschub der Sowjets.
Ein ganz neuartiger „Fahrdienstleiter" besteigt die Lokomotive eines feindlichen Transportzuges.
Aufnahme: SS-PK. Roth.



Auf Stalins Befehl

„Während des Vormarsches im Osten", so erzählt der PK.-Bildberichter R. Leßmann, „sahen wir in einer von den Sowjets zerstörten Stadt zwei Frauen vor ihrer neuen Behausung sitzen. Als wir nähertraten, kam die ältere auf uns zu und erzählte dem Dolmetscher von den Wahnsinnstaten des bolschewistischen Gesindels."



Mein Mann und meine Söhne wurden angeblich zur Arbeit fortgeschickt. Ich blieb allein mit meiner schwerkranken Tochter . . .



So mußte ich mitansehen, wie sie mein Haus und alles, was wir besaßen, in wenigen Minuten vernichteten.



Churchills junger Mann, Brendan Bracken,
(im Bild links), der Nachfolger des abgesetzten Informationsministers Duff Cooper. Man hofft in England, daß seine Lügen längere Beine haben werden als die seines Vorgängers.

Aufnahmen:
PK. R. Leßmann, Atlantic (11), Associated Preß, PK. Lückel.

Bild rechts:

Dreimal zwanzigster Abschuß an einem Tage
Geschwader-Kommodore Maj... Osau (zweiter von rechts) mit ... nen jüngsten Ritterkreuzträg... Oberleutnant Pflanz (links), Ob... leutnant Leie (zweiter von li... und Leutnant Meier (rechts) ... einem Fliegerhorst an der Ka... küste.



Auf einmal sah ich dunkle Rauchwolken aufsteigen und helle Flammen ... ich stürzte aus dem Haus ...



Juden und Jungkommunisten rannten durch die Straßen und warfen ...



... Benzinflaschen, die sie mit Filmstreifen zur Explosion brachten, in die Häuser. Jetzt mußte mein Haus an die Reihe kommen.



Ich wollte mich den Verbrechern in den Weg stellen Man schlug mich nieder!



Und in dem Haus, das ich nicht mehr betreten konnte, weil man mich mit Gewalt daran hinderte ...



... lag mein todkrankes Kind. Es ist lebendig verbrannt. Ich konnte es nicht mehr retten.



Kurz danach kamen deutsche Soldaten. Sie befreiten uns von den Mordbrennern und versuchten, den Brand zu löschen."



Nur schwer konnte sich die Frau beruhigen. Sie sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; nun sind wir in Sicherheit!"







Chefkonstrukteur Zindel
bespricht mit seinen Mitarbeitern neue Pläne.

DER SCHÖPFER DER JU 52 UND DER STUKAS JU 88

Der Chefkonstrukteur der Junkerswerke
Dipl.-Ing. Ernst Zindel

ist der Schöpfer des bekanntesten und am meisten geflogenen Verkehrsflugzeuges der Welt, der Ju 52, und unserer neuesten und kampfstärksten Stukas Ju 88. Ernst Zindel trat vor 22 Jahren in die Junkerswerke Dessau ein und wurde Mitarbeiter des Chefkonstrukteurs Dipl.-Ing. Reuter. In der Zusammenarbeit mit diesem bedeutenden Konstrukteur lernte er die großen konstruktiven und wirtschaftlichen Zusammenhänge des Flugzeuges kennen. An Verkehrsmaschinen schuf er noch die dreimotorige G 23/24, die Ju 33, die G 31 und die viermotorigen G 38 und Ju 90. Die zweimotorige Ju 86 wurde als Verkehrs- und Kampfmaschine gebaut. Zeigen diese Arbeiten Ernst Zindel schon als hervorragenden Konstrukteur, so sind die Stukas Ju 87 und die neuesten zweimotorigen Horizontal- und Sturzkampfbomber Ju 88 wahre Meisterwerke des deutschen Flugzeugbaues.



Gleich wird es losgehen!
Chefkonstrukteur und Einflieger in der Kanzel einer Stuka Ju 88. Der Einflieger erhält vom Chefkonstrukteur noch einige wichtige Hinweise und Fingerzeige.



Aufnahmen: Schwahn-Scherl.

Eine Voraussetzung zum großen Erfolg: die Einheit von Hirn und Hand.
Der Chefkonstrukteur bei seinem täglichen Rundgang durch die Werkhallen, der ihm die für seine Arbeit fruchtbare Betriebsverbundenheit erhält.



Kamera-Studien auf dem Geflügelmarkt in Agram.
Die Ente ist der Jüdin nicht fett genug. So wird gehandelt, bis die Verkäuferin nachgibt.



Frau Moses kauft Spanferkel



Neben der Plakette mit dem Ž sieht man bei den Juden in Agram als Merkmal noch die ältere Armbinde mit dem Davidsstern.

Aufnahmen: Dr. Weskamp.

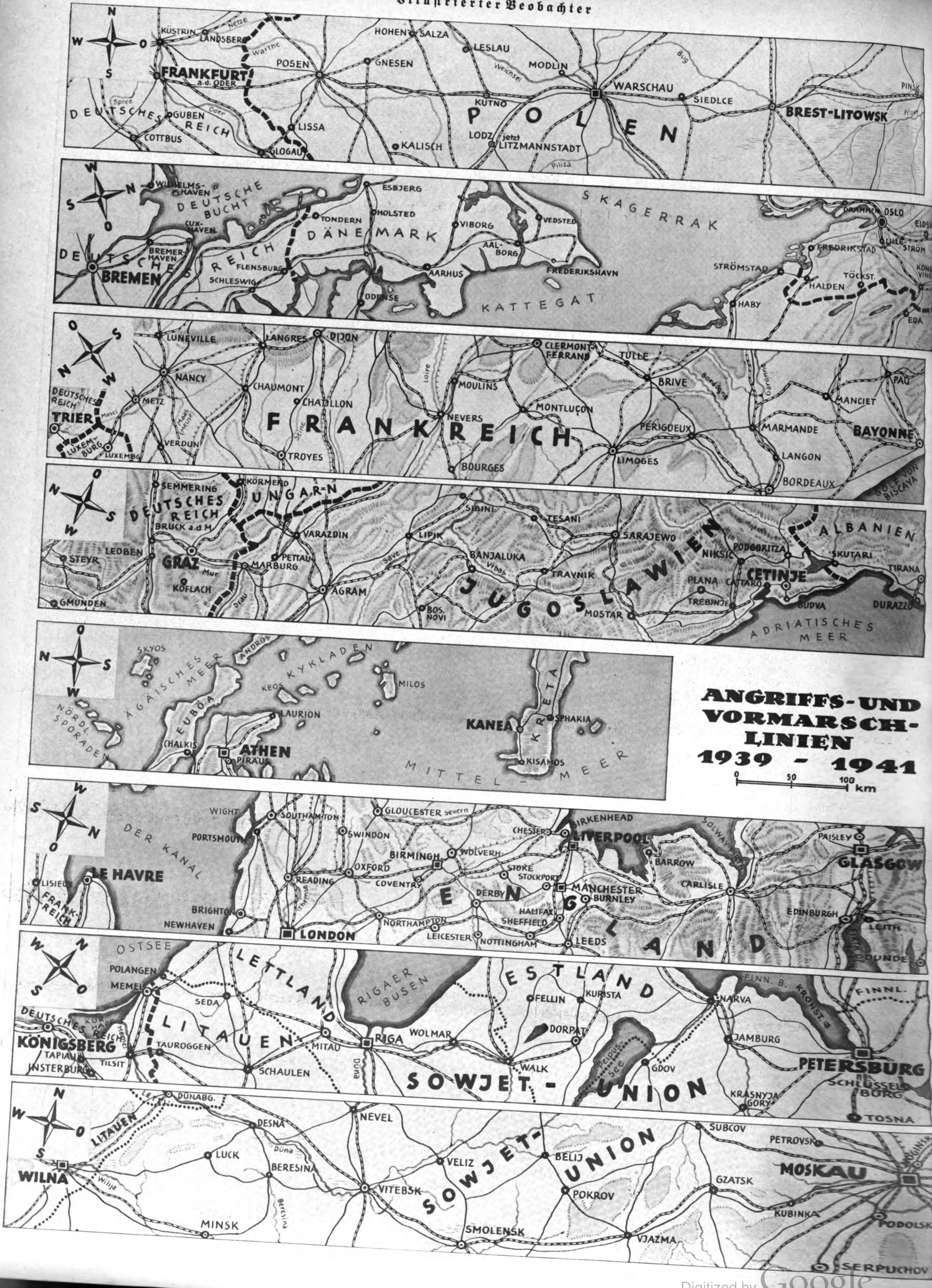




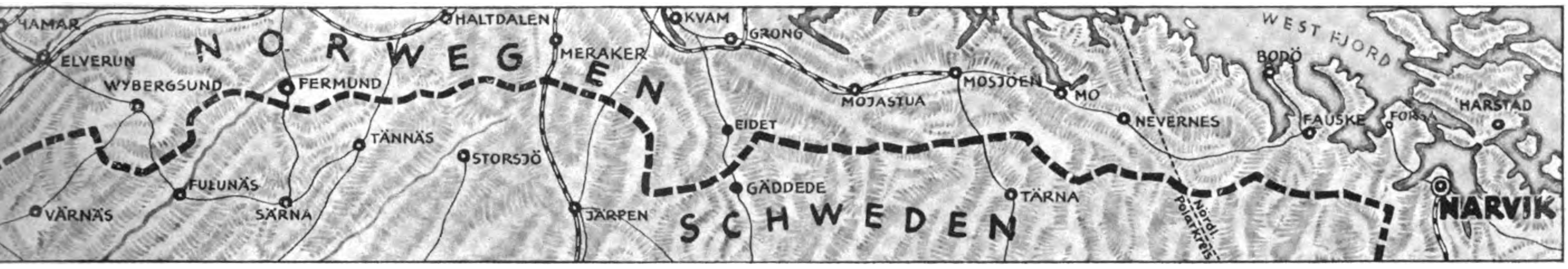
Alles wird abgetastet.
Höchst unappetitlich wird vor jedem Einkauf gefühlt und gedrückt und wieder hingelegt, wenn es nicht zusagt. Juden dürfen das.



Etwas Delikates zum Schabbes: Spanferkel.
Die Jüdin (erkennbar an der Plakette mit dem Ž, Abkürzung für Židovsk. = jüdisch) angelt sich, wählerisch wie sie ist, die besten heraus.


KÜSTRIN
LANDSBERG
Netze
Warthe
FRANKFURT a.d. ODER
HOHENSALZA
LESLAU
GNESEN
POSEN
MODLIN
Weichsel
Bug
WARSCHAU
SIEDLCE
PINSK
Spree
DEUTSCHES REICH
GUBEN
Oder
LISSA
COTTBUS
GLOGAU
KALISCH
KUTNO
LODZ jetzt LITZMANNSTADT
Pilica
POLEN
BREST-LITOWSK
WILHELMS-HAVEN
DEUTSCHE BUCHT
CUX-HAVEN
BREMER-HAVEN
BREMEN
DEUTSCHES REICH
FLENSBURG
SCHLESWIG
TONDERN
ESBJERG
HOLSTED
DÄNEMARK
VIBORG
VEDSTED
AALBORG
AARHUS
ODENSE
FREDERIKSHAVN
KATTEGAT
SKAGERRAK
STRÖMSTAD
HABY
HALDEN
TÖCKST.
FREDRIKSTAD
DRAMMEN
OSLO
EIDSVOLL
LILLESTRÖM
KONGSVINGER
EDA
LUNEVILLE
LANGRES
DIJON
NANCY
CHAUMONT
CHATILLON
DEUTSCHES REICH
METZ
TRIER
LUXEMBURG
LUXEMBG
VERDUN
TROYES
Seine
Loire
MOULINS
NEVERS
BOURGES
CLERMONT-FERRAND
TULLE
BRIVE
MONTLUÇON
FRANKREICH
PERIGUEUX
LIMOGES
Garonne
MARMANDE
LANGON
BORDEAUX
MANCIET
PAU
BAYONNE
GOLF VON BISCAYA
SEMMERING
KÖRMEND
UNGARN
DEUTSCHES REICH
BRUCK a.d.M.
LEOBEN
STEYR
GRAZ
Mur
KOFLACH
GMUNDEN
MARBURG
PETTAU
VARAZDIN
Drau
AGRAM
Save
LIPIK
SIBINJ
BANJALUKA
TESANJ
BOS. NOVI
TRAVNIK
SARAJEWO
JUGOSLAWIEN
MOSTAR
NIKSIC
PODGORITZA
PLANA
CATTARO
CETINJE
TREBINJE
BUDVA
SKUTARI
ALBANIEN
TIRANA
DURAZZO
ADRIATISCHES MEER
SKYROS
ÄGÄISCHES MEER
ANDROS
KYKLADEN
KEOS
MILOS
NÖRDL. SPORADEN
EUBÖA
CHALKIS
LAURION
ATHEN
PIRÄUS
KANEA
SPHAKIA
KRETA
KISAMOS
MITTEL-MEER
ANGRIFFS- UND VORMARSCH-LINIEN 1939 - 1941
0
50
100
km
WIGHT
SOUTHAMPTON
GLOUCESTER
Severn
SWINDON
PORTSMOUTH
DER KANAL
LE HAVRE
LISIEUX
FRANKREICH
BRIGHTON
NEWHAVEN
READING
OXFORD
LONDON
BIRMINGH.
WOLVERH.
COVENTRY
NORTHAMPTON
LEICESTER
NOTTINGHAM
DERBY
STOKE
STOCKPORT
SHEFFIELD
HALIFAX
LEEDS
MANCHESTER
BURNLEY
CHESTER
BIRKENHEAD
LIVERPOOL
ENGLAND
BARROW
SOLWAY
CARLISLE
PAISLEY
GLASGOW
EDINBURGH
LEITH
DUNDEE
OSTSEE
POLANGEN
MEMEL
SEDA
LETTLAND
DEUTSCHES REICH
KÖNIGSBERG
TAPIAU
INSTERBURG
TILSIT
TAUROGGEN
LITAUEN
MITAU
SCHAULEN
RIGAER BUSEN
RIGA
Düna
WOLMAR
WALK
ESTLAND
FELLIN
KURISTA
DORPAT
Peipus See
GDOV
SOWJET-UNION
NARVA
FINN. B.
KRONST.
FINNL.
JAMBURG
PETERSBURG
SCHLÜSSELBURG
KRASNYJA GORY
TOSNA
DUNABG.
LITAUEN
DESNA
NEVEL
WILNA
Wilija
LUCK
Düna
BERESINA
Beresina
MINSK
VELIZ
VITEBSK
BELIJ
SMOLENSK
SOWJET-UNION
POKROV
VJAZMA
SUBCOV
PETROVSK
GZATSK
KUBINKA
MOSKAU
PODOLSK
SERPUCHOV



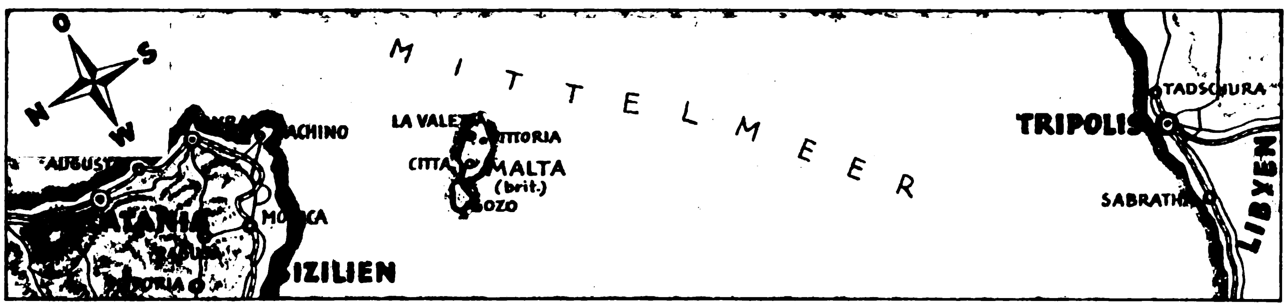


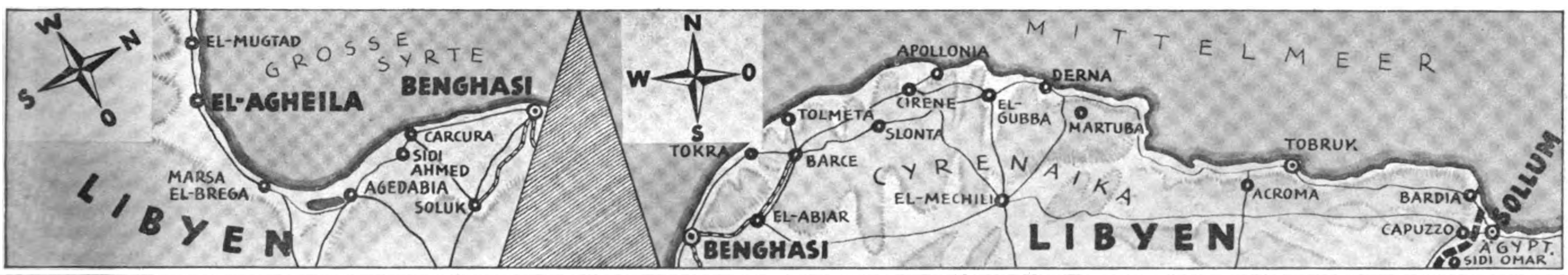


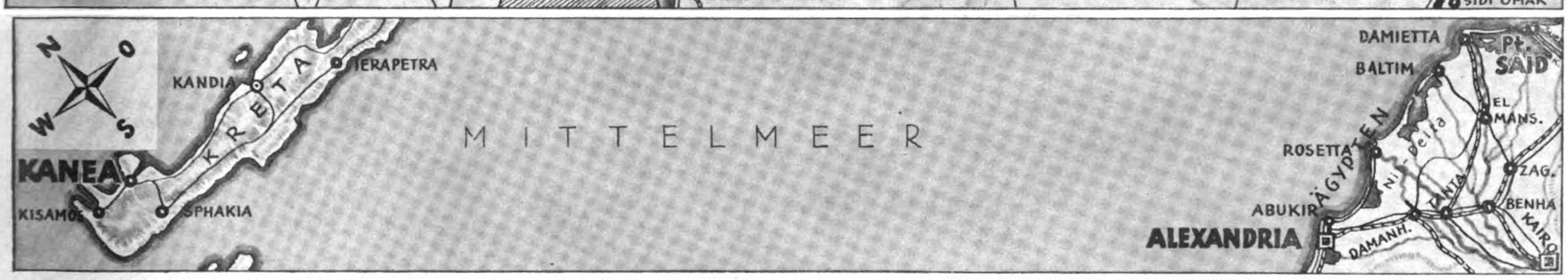


Die Karten sind sämtlich in gleichem Maßstab gezeichnet. Dabei verläuft die Vormarsch- bezw. Angriffslinie stets von links nach rechts. Die jeweils verschiedene Himmelsrichtung ist nach dem Kompaßzeiger in der Ecke der Karten festzustellen.

Zeichnungen: Tilsner.





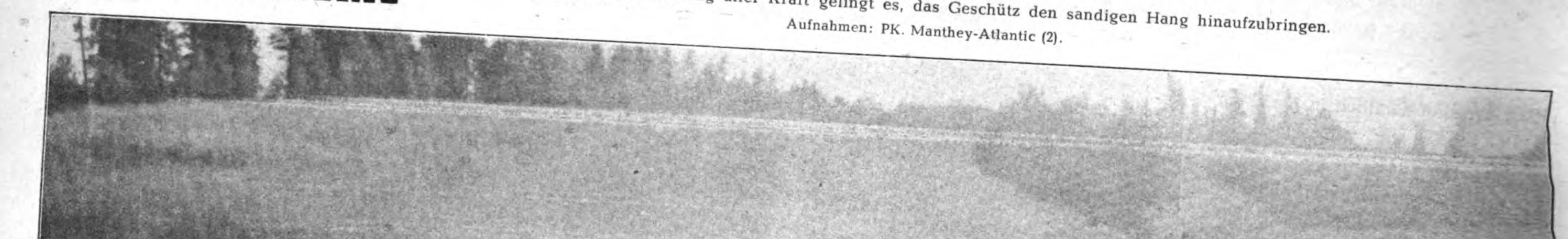






STELLUNGSWECHSEL EINER BATTERIE

Acht Pferde als Vorspann!
... Und mit Aufbietung aller Kraft gelingt es, das Geschütz den sandigen Hang hinaufzubringen.
Aufnahmen: PK. Manthey-Atlantic (2).



Über eine Knüppeldammbrücke geht es
in schärfster Gangart mit dem Geschütz über Gräben hinweg

Zur Arbeit ins Reich



Von Agram ins Reich!
Nach ihrer Befreiung von jahrzehntelangem serbisch-jüdischem Joch fahren Kroaten und Kroatinnen aller Berufe zur Arbeitsleistung ins Reich.



Wieder frohe Gesichter.
Zwei von den vielen Tausenden von Kroatinnen, die sich sehr darauf freuen, nach Deutschland zu kommen. Hinter ihnen liegen Jahre der Arbeitslosigkeit. Jetzt winkt wieder eine schöne Zukunft.



Aufnahmen: Dr. Weskamp.

Arbeiterinnen, die aus Dörfern und Städten Kroatiens in Scharen herbeiströmen und sich zu Tausenden an der Meldestelle einfinden. Gern nehmen sie die Strapazen einer langen Reise auf sich. Arbeit winkt und macht sie froh.

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(9. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 35 lautete:

Verwundete helfen sich gegenseitig. Schwerverwundete werden getragen. Auch der General geht zwischen ihnen. Aus Hunderten, die es ursprünglich waren, sind kaum hundert geworden.

Sie schreiten zwischen den Toten und Sterbenden, die deutsch und polnisch um ihr Leben klagen.

Der Zylinder aber ruft viele seiner Leute und sucht mit ihnen die Wiese ab. Er hilft den Verwundeten, er sucht seine Toten. Er geht mit gesenktem Kopf und plötzlich merkt Fritz, daß dieser heldenhafte Zylinder weint.

*

Leichte Panzer fahren nun über die Wiese gegen die Polen. Aus Lastkraftwagen steigt Infanterie.

*

Während des Kampfes werden die Volksdeutschen fast vollständig vom feindlichen Feuer verschont. Eine halbe Stunde lang schluckt der Sumpf gierig und mit Genuß Granaten. Auch die Straße liegt unter starkem Feuer.

Männer und Frauen stehen bei den Soldatenpferden. Mühe genug haben sie, die Pferde zu halten. Viele fragen ängstlich: „Was wird aus uns, wenn die Deutschen zurückgeschlagen werden?"

Dann antwortet Paetz gläubig: „Wir werden siegen."

Unter einem volksdeutschen Wagen liegen Frauen und Kinder.

Unter einem andern ist mit Matratzen und Kissen eine Ruhestätte für Unteroffizier Berger hergerichtet, der im Sterben liegt. Fräulein Gertrud sitzt bei ihm und hält seine Hand. Er glaubt, zu Hause zu sein und mit seiner Frau zu sprechen. Er weiß nicht, daß er stirbt.

Er dankt seiner Frau für alles. Wenn sie sich manchmal nicht verstanden hätten, nun würde es anders werden. Wie gut, daß er nun auf Urlaub sei. Die Tage wollten sie ausnutzen, aber der Krieg wäre ja sicher bald zu Ende, dann erst würde für sie das Leben schön sein, das fühle er, wo es nun einmal gefährdet war. Fest packt er Fräulein Gertruds Hand. Sie küßt seine Stirn. Lächelnd stirbt Unteroffizier Berger, Blumenzüchter in Babelsberg bei Berlin.

Die Heimat ist mit den Volksdeutschen zu den Soldaten gekommen. Sie kämpfen für sie, die sichtbarlich unter ihnen ist, und sterben in ihrem Gehege.

Dann stürmen die Stukas heulend über sie hinweg. Da fühlt die Bauernfrau Stolte, daß ihre Stunde gekommen ist. Auf dem Lager, auf dem vorher Unteroffizier Berger starb, bringt sie einen Jungen zur Welt.

Einen Augenblick denkt Fräulein Gertrud, ob wohl die Seele des Gestorbenen sich mit der Hülle des Neugeborenen bekleidet, und weist es ab. So geben sich Geburt und Tod nicht die Hand.

Nun ebbt draußen der Lärm ab. Ruhe senkt sich nieder. Allein das Geschrei des neugeborenen Kindes klingt in das Ohr des Fräuleins Gertrud.

Aus dem qualvollen Gesicht des Schlachtfeldes wird das verklärte der Mutter.

Langsam erwachen auch draußen wieder die Geräusche des Lebens. Die Frösche beginnen zu quaken und die Vögel zu singen. Über allem aber steht das Schreien des Kindes.

*

Der Sanitäter der Kolonne verbindet den General. Er hat einen Durchschuß durch das Handgelenk. Die Hand und die Finger kann er nicht bewegen. Die Wunde blutet jetzt noch ziemlich stark. Dicht bei den Wagen der Volksdeutschen wird er verbunden. Auf einem Stuhl, der vorher in einem der deutschen Bauernhäuser gestanden hatte, sitzt er.

Vor ihm steht der Zylinder.

Ganz nahe bei ihnen liegt der tote Rittmeister. Auf Decken haben ihn seine Soldaten gebettet. Der Kopf ist etwas gehoben. Neben ihm liegen die anderen Gefallenen der Kolonne. Dicht dabei schlafen todmüde Soldaten. Volksdeutsche Kinder pflücken Wiesenblumen und streuen sie über die Gefallenen.

Merkwürdig, denkt der General, daß die Mütter die Kinder zu den Toten lassen. Aber eigentlich ist es natürlich. Wer ist mehr dazu bestimmt, die für die Jugend gefallenen Soldaten zu ehren, als die Jugend selbst? Sie fürchten ja auch den Tod nicht und sehen nicht seinen Schrecken. Die Kinder tuscheln miteinander, ja sie lachen. Keiner verbietet es ihnen; denn die Erwachsenen haben genug zu tun. Das ist ja auch kein schlechtes Lachen, sondern es ist wie der Sonnenstrahl, der hinter dem Waldstück hervorschießt und die Toten beleuchtet.

Immerzu schaut der General auf den toten Rittmeister: „Wie kommt Ihr überhaupt hier nach vorn, Zahlmeister?"

„Das wollte der Rittmeister Bennendorf so."

Der General überlegt, er spricht langsam: „Sehen Sie sich ihn einmal an. Ist es Einbildung von mir? Nein. Bestimmt sieht er dem alten Fritz ähnlich."

Der Zylinder schaut hin. Nie ist es ihm aufgefallen. Aber der General hat recht.

„Was war er denn eigentlich im Zivilleben?"

„Er ist Rittmeister gewesen und war nichts anderes. ‚Zwanzig Jahre Urlaub hatte ich', sagte er."

„Und was ist der Gefreite, der ihn hochgehalten hat?"

„Fleischermeister."

„Und Sie?"

„Finanzbeamter."

„Und die anderen?"

„Papierhändler, Studenten, Kaufleute. Unser Leutnant ist Zahnarzt."

„Der Verwundete?"

„Ja!"

„Der Tote hat vielleicht die Schlacht gerettet. Vielleicht? Er hat sie gerettet mit seinen Leuten, natürlich, mit seinen Leuten, Papierhändlern, Schlächtern, Kaufleuten und anderen!" Er verzieht sein Gesicht. „So weh brauchten Sie mir nicht zu tun."

„Ich muß die Binde fest anziehn, daß es nicht weiter blutet, Euer Exzellenz", antwortet der Sanitäter.

‚Exzellenz', denkt in diesem Augenblick der General, ‚was heißt Exzellenz?' „Bleiben Sie mit der Exzellenz zu Hause, lieber Freund. Ist das eigentlich schlimm mit meiner Hand?"

„Gebrochen. Mindestens ein halbes Jahr Lazarett."

„Ach, haben Sie auch mitgestürmt?"

„Natürlich, alle. Keiner ist zurückgeblieben."

„Und die Pferde?"

„Haben die Auslandsdeutschen gehalten."

„Bezweifelt noch einer, daß es einen deutschen Gott gibt? Der das bestreitet, muß ein großes Rindvieh sein. Im Weltkrieg haben sie mit Mathematik gearbeitet, versteht ihr das? Das war alles abgezirkelt, auf dem Plan. Da war jeder nur ein Punkt, der einfach nicht denken durfte, daß nicht alles auseinanderfiel, den deutschen Gott haben sie mit ihren Fäden zerschnürt, nämlich das Herz. Die Franzosen sind Mathematiker, Herrschaften, aber nicht die Deutschen. Die muß man lassen, daß sie heran an den Speck können, ohne zu wissen, was rechts und links ist, ob überhaupt eine Front da ist oder was hinten vor sich geht. Heute hat es ein Stratege schwerer, weil er ein lebendiges Geschehen beobachten und leiten muß. Da liegt eine Exzellenz, Kinder, der Rittmeister —"

„Bennendorf", ergänzt der Zylinder.

„Bennendorf". Ohne die gräßliche Zeit nach dem Weltkrieg wäre er euer Generalfeldmarschall, das schwör ich euch, aber gehandelt hat er wie einer und gestorben ist er wie einer. Nun ist er mit den Lebensmitteln hier für die Truppen, die stopfen?"

„Er nannte es ‚innere Munition' und sagte: Wenn nötig, galoppiere ich mit meinem Wagen bis in die vorderste Linie", sagt still der Zylinder.

Der Verband ist fertig.

Der General ist nachdenklich: „Aus Zigarrenkisten wollen wir nun gerade die Eisernen Kreuze nicht verteilen, obgleich ihr alle eines verdient hättet. Lassen Sie den Fleischermeister herholen."

Der Fleischermeister steht stramm vor dem General.

„Wie heißen Sie?"

„Erich Block, Herr General!"

„Setzen Sie sich ruhig zu mir. Waren Sie schon im Weltkrieg dabei?"

Erich setzt sich auf die Erde.

„Jawohl."

„Wo haben Sie den ersten Zunder bekommen?"

Da lacht Erich.

„Was ist denn da zu lachen?"

„Weil mir die Geschichte keiner glaubt, und ich erzähle sie so gern."

„Na, man los. Aber dalli."

„Es war in der Schlacht bei Tannenberg. Damals habe ich natürlich nicht gewußt, daß es die Schlacht bei Tannenberg war, das habe ich erst später erfahren."

„Was waren Sie denn?"

„Ulan."

„Ich bin auch Kavallerist. Erster Ulan war ich im Weltkrieg. Bartschkosake."

Erich ist begeistert: „Kulör von uns, Herr General."

„Prima", antwortet der General, „und weiter?"

„Zwei Nächte habe ich reiten müssen, Meldungen und so. Und tags nicht geschlafen und an dem Morgen lag ich bei Infanteristen in einem Graben. Da ging die Schießerei los. Ich bin glatt eingeschlafen. Ich war doch todmüde. Nicht wach haben die mich gekriegt. Drei Stunden habe ich geschlafen."

Lachend erhebt sich der General.

„Ihren Namen will ich, Herr Zahlmeister, und den Namen des Gefreiten, der nun Unteroffizier ist."

Erich springt auf und steht stramm. Auch der Zylinder nimmt Haltung an. Der General geht etwas zur Seite.

„Ist mein Flugzeugführer noch nicht da?"

Mein Gott, denkt der Zylinder. Woher soll der so schnell ein neues Flugzeug zaubern?

Ganz nahe verbindet Fräulein Gertrud den Papierhändler Fredi, der einen Schuß durch das linke Fußgelenk hat.

Der General schaut interessiert hin

„Angenehm, von einem so hübschen Mädchen verbunden zu werden. Mich speist ihr mit dem Sanitäter ab!"

Er sieht auf Fredis Fuß. Der spielt mit den Zehen, um festzustellen, ob die Muskeln noch funktionieren. Es geht wie immer. Der General stiert auf die Füße.

„Was ist denn das?"

Fredis Nägel sind ja rot poliert. An einem schmutzigen Fuß macht es sich besonderes gut.

„Sind Sie etwa ein getarntes Frauenzimmer?"

Zuerst versteht Fredi nicht, dann bekommt er einen roten Kopf.

„Gestern" — wahrhaftig, es war erst gestern —, „da haben wir Frieden gespielt bei einem Friseur, und da hab' ich mir die Nägel gefärbt aus —"

„Weil ihr so lustig wart."

„Ja, aus Dafke."

„Ihr seid schon eine Schwefelbande!"

Da schiebt der Flugzeugführer ein Motorrad heran. Wer weiß, wo er es aufgetrieben hat.

„Endlich", sagte der General.

„Haben Sie den Zettel geschrieben, Herr Zahlmeister?"

Der Zylinder gibt ihn dem General.

Der Flugzeugführer stellt das Motorrad an. Der General setzt sich hinten auf den Soziussitz. Er grüßt eigentlich schon mit abwesendem Gesicht. Er jagt nach vorne. Er denkt nur, daß es weiter-

gehen kann, daß es nicht stillstehen bleiben darf. Erich springt hoch und brüllt:

„Heil Hitler, Kulör! Kulör!"

Der Zylinder legt die Hand auf seine Schulter und zeigt auf die Toten.

Zuerst ist Erich still, dann sagt er: „Schade, daß unser Rittmeister gefallen ist."

XV.

Die Mutter hat für Arbeit gesorgt. So sitzen die beiden an ihren Maschinen und nähen.

„Wenn man wissen, wenn man sehen könnte, wo er im Augenblick ist", seufzt Ille.

Die Mutter schaut auf: „Meinst du, das wäre besser? Ich glaube nicht. In einigen Jahren sind wir womöglich so weit. Dann ziehen wir einen kleinen handlichen Apparat aus der Tasche, drehen an verschiedenen Schrauben und rufen auf einer besonderen Welle den an, den wir sprechen wollen. Vielleicht aber will er gar nicht gesprochen sein und läßt seinen Taschenapparat ruhig schnurren und meldet sich nicht. Das macht dann den besorgten Anrufenden noch aufgeregter."

„Er würde bestimmt antworten", erwidert Ille.

„Wenn er gerade in Reihe und Glied steht, wird er es wohl nicht dürfen. Oder er stürmt gegen den Feind, hört aber das Rattern in seiner Tasche, schiebt die Stürmerei auf und unterhält sich inzwischen mit seiner Braut, wie sie geschlafen hat, und wird bei der Gelegenheit gefangengenommen."

„Du vergißt, daß Fritz bei einer Kolonne ist."

„Alles beziehst du auf Fritz."

„Ist es nicht selbstverständlich? Und schließlich wird man dann auch den Fernseher erfinden und die Frage ist gelöst."

„Das macht die Sache noch schlimmer. Mitansehen, was jemand zustößt, den man liebt, ohne ihm helfen zu können. Tausend Kilometer ist er entfernt."

„Du machst mich nur noch aufgeregter mit deiner Phantasie."

„Ich finde, daß wir es noch ganz gut haben. Ein winziges Restchen von unserm Instinkt haben wir behalten, gerade soviel, daß wir schätzen können, was wir verloren haben. Ein bißchen Botschaft mit dem Wind bekommen wir heute noch. Ich bin überzeugt, daß du es fühlen würdest, wenn es Fritz schlecht ginge."

„Ich war sehr aufgeregt."

„Aber nun bist du ruhig. Da siehst du, daß ich recht habe. Haben wir aber erst einmal diesen kleinen Apparat in der Tasche, dann gibt es keine unsichtbaren Schwingungen mehr zwischen uns. Dann erledigen wir alles mit der Elektrizität, bis eines Morgens der erste Mensch womöglich befriedigt entdeckt, daß er eine Maschine ist, und daß er nicht mehr zu denken braucht."

Sie lacht, steht auf und umarmt Ille: „Wie froh können wir sein, daß wir noch diese Zeit erwischt haben, und paß auf, Ille. Du mußt dich nicht so sehr aufregen. Du mußt nämlich Vertrauen zu deinem Schicksal haben. Das ist das Geheimnis des Glückes."

*

Achtundzwanzig Gefallene der Kolonne werden beerdigt. Mitten zwischen seinen Soldaten liegt der Rittmeister, dessen Leben sich so erfüllte, wie er es sich gewünscht hatte.

An achtundzwanzig Kreuzen hängt der Stahlhelm.

Soldaten und Volksdeutsche stehen um die Gräber und singen: „Ich hatt' einen Kameraden."

Dann gehen sie schweigend auseinander. Fünf Schwerverletzte sind, so gut es geht, auf die Wagen gebettet; unter ihnen ist der Leutnant.

Der Zylinder und seine Leute haben viel zu tun. Die Formationen, die aus allen Himmelsrichtungen herbeigeholt wurden, fassen nun Lebensmittel. Plötzlich steht da wieder der bürokratische Zahlmeister, der überall mitzählt, der alles prüft, der nichts ohne Quittung gibt, derselbe Soldat, der einige Stunden vorher einen Sturmangriff mitgemacht und innerlich miterlebt hat.

Dann ertönt von ferne Gesang. Fritz, der gerade Brote verteilt, lauscht auf:

„Kamrad marschiere, Kamrad, komm mit, komm
Weit ist unser Wegziel, hart unser Schritt." [mit,
„Ob das wieder die Bayern sind?"

„Blümlein am Wege, sehnst dich nach Licht, nach
Siehe, durch die Wolken, Sonne schon bricht."[Licht,

Der Student Boll hat sich freigemacht und nun sitzt er bei Fräulein Gertrud. Neben ihnen in der Sonne liegt die junge Mutter und schläft.

„Mädlein, noch einmal, reich mir die Hand, die
Morgen, morgen sind wir in Feindesland" [Hand,

„Haben Sie an mich gedacht, als ich draußen war?"

„Tod und Verderben schreit durch die Nacht, die
Friedlich über uns der Sternhimmel lacht." [Nacht,

Jetzt hat sich Frau Arent zu Fritz gesellt und hilft ihm.

„Nun sehen wir uns sicher bald in Berlin."

Die Bayern kommen in Sicht. Vorneweg der Oberst mit verbundenem Kopf. Keiner führt sein Pferd. Es ist totgeschossen. Sie marschieren und singen mit verbissenen Gesichtern:

„Kehrn wir als Sieger einmal zurück, zurück,
Lacht aus euren Augen doppeltes Glück."

Ein unsichtbares Band hält die Soldaten zusammen. Da marschiert nicht einer, ein großes, lebendiges Wesen marschiert.

Längst wäre der Zweite von links gefallen, jedoch zieht es ihn hoch. Den in der vierten Reihe schmerzen die Füße, daß er sie nicht mehr tragen kann. Sie werden gehoben. Dem in der zweiten Kompanie brennt der Kopf zum Umfallen. Er marschiert.

Der Oberst singt mit. Er grüßt zu den Gräbern und seine Soldaten fassen Schritt.

Rum-rum-rum. Das dröhnt, wenn Deutsche marschieren. Es dröhnt so, daß die Kameraden in den Gräbern es hören und einen Augenblick wach werden.

Marschieren, marschieren, marschieren!

Wer gibt die Kraft? Ist es der Oberst da vorne?

„Kamrad marschiere, trotze dem Leid,
Im Siegen und Sterben stehn wir bereit."

Der junge Feldwebel, der so lustig war und seine Leute immer zum Singen anhielt, ist gefallen. Er war des Obersten Sohn.

Der Zylinder sieht auf. Wem gleicht dieser Oberst? überlegt er und erinnert sich daran, daß der General den Rittmeister dem Alten Fritz ähnlich fand. Und plötzlich glaubt er es gefunden zu haben. Das ist Martin Luthers breites, kämpferisches Gesicht. Gerade hat er das Bild bei den Volksdeutschen gesehen. Und er denkt, daß dieser Bayer wohl ein Katholik ist. Aber darauf kommt es ja gar nicht an. Er kann trotzdem ein Protestant sein, ein Protestierender gegen die Unterdrückung des Geistes, wie Luther es war, und überlegt sich, wem nun der General gleicht? Er kann kein Vorbild finden. Er ist wohl ein neuer Mensch, nicht so nachdenklich wie der Alte Fritz und nicht so fanatisch wie Luther, aber bereit, für seine Sache zu sterben.

Der Zylinder hat seine Leute neu eingeteilt. Zwei leere Wagen werden hintereinandergespannt, wo es möglich ist. Den Volksdeutschen stellt er Pferde zur Verfügung.

Inzwischen ist auch ein Arzt zur Stelle, der bei ihnen bleibt.

Die Volksdeutschen und die Kolonne fahren zusammen. Die Schwerverwundeten, auch die von anderen Formationen, sind auf die verschiedenen Wagen verteilt.

So ziehen sie langsam durch die Nacht, denselben Weg, den sie der Rittmeister hergeleitet hat Kolonnenwagen und Wagen der Volksdeutschen durcheinander.

Erich tut schon Unteroffiziersdienst. Er reitet an der Spitze, auf des Rittmeisters Pferd, das Bennendorf Kalif nannte. „Wenn es auch offenbar kein Araber ist", sagte er, „so will ich es wenigstens so nennen." Leicht zu reiten ist es übrigens nicht „So langweilig das Pferd, so langweilig der Reiter", behauptete der Rittmeister.

Neben Erich reitet Paetz. Zwar hat er den Weltkrieg nicht mitgemacht, aber im Frieden bei der Artillerie in Frankfurt gedient. Er kann auch in der Nacht besser sehen als Erich, der ja ein Städter ist.

Der Zylinder hat sich eine Art von Büro eingerichtet. Er schreibt im geschlossenen Planwagen bei einer Laterne. So viele Aufstellungen sind zu machen, daß er wohl die ganze Nacht dazu gebraucht. Sein Schreiber ist gefallen. Schlafen kann er auch nicht, weil er immer an zu Hause denken muß. Als er hinauszog, war seine Frau schwer krank, und er hat noch keine Nachricht. Vielleicht kommen sie bis zur Grenze so daß er telephonieren kann. Sein Sohn ist an der polnischen Front als Infanterist. Er weiß aber nicht wo.

Es ist sehr dunkel, nur langsam kommen die Wagen von der Stelle. Bei einem Halt geht Fräulein Gertrud nach vorne und setzt sich zu Boll auf den Bock.

In Bolls Wagen sind die kleinen Kinder der Volksdeutschen auf Stroh gebettet. Also hat Fräulein Gertrud eine Entschuldigung Ganz aus der Ferne ertönt noch Geschützfeuer. Wie weit mag jetzt schon der General mit seinen Truppen sein?

Nun geht es wieder langsam weiter. Über eine Brücke, die aber mit Petroleumlaternen notdürftig erleuchtet und von Soldaten bewacht ist.

Erich wartet auf der Brücke, bis alle Wagen herüber sind. Dann trabt er wieder nach vorne. Er ist nicht müde. Er hat so viel nachzudenken. Er setzt sich in den Sattel wie er es als Rekrut gelernt hat. Wenn er auf der Erde so stehen würde, müßte er vorneüber fallen Auch mußt du das Pferd mit dem Gesäß reiten. Kalif tänzelt. Seiner Frau wird Erich schreiben. Er hatte sich eigentlich überlegt, es nie zu tun. Aber er freut sich vor allem darauf, seiner Frau zu erzählen Sie ist auch patent, wenn sie nur nicht so schimpfen würde! Darüber muß er einfach mit ihr sprechen Im Geschäft ist sie großartig. Ob er nicht beim Militär bleibt? Unteroffizier ist er ja nun. Aber dazu ist er zu alt. Schade. Meistens kommt alles zur schlechten Zeit Sowas hätte er im Weltkrieg erleben müssen, dann wäre er jetzt Flieger. Nun aber ist er Schlächtermeister. Das Schlechteste ist es auch nicht. Besonders, wenn man so gut verdient wie er, und schließlich hat seine Frau die Schlächterei geerbt. Das gibt ihr aber nicht das Recht zu schimpfen. Wenn er dann mit dem Eisernen Kreuz kommt, wird sie butterweich sein. Frauen!

Wie soll nun Boll ein Gespräch mit Fräulein Gertrud beginnen? Der Anfang ist immer das Schwerste Man macht sich so leicht lächerlich. Er muß endlich etwas sagen. Sie sitzt schon eine Viertelstunde dicht neben ihm, und er hat den Mund noch nicht aufgetan. Er hat das Gefühl, daß sie kichert. Schweigende Frauen sind unangenehm. Unwillkürlich muß er etwas stöhnen und dadurch blamiert er sich eigentlich noch mehr.

Fritz spricht mit seinen Pferden, um wachzubleiben: „He, Boddel, ho Kuddel." Wer hat eigentlich den Pferden den Namen gegeben? Natürlich der Rittmeister. Er kannte sie alle in ein paar Tagen und ihre Eigenarten. Da gab es Pitt und Pott, Pickel und Rickel. Gleich am ersten Tag hat er die Namen gegeben und manchmal nannte er die Kutscher nach den Pferden. „Komm mal her, Boddel." Keiner nahm ihm das übel. Vielleicht hätte er auch nichts dagegen gehabt, wenn sie ihn geduzt hätten. Er war ja ihrer aller Vater. Nie, denkt Fritz, wäre ich losgegangen, wenn ich ihn nicht hätte hoch springen und zusammenfallen sehen. Da war er wohl im Sterben. Er denkt, daß er ihn nie vergessen kann.

„He, Boddel, ho. Buddel."

Der Leutnant hinter ihm im Wagen hat Fieber. Er redet laut. Es soll eine schwere Verwundung sein, sagt der Arzt. Ein Bauchschuß. Er phantasiert stark.

„Mensch, nicht mal betäubt hast du mich richtig und willst mir den Zahn ziehen!"

Da muß Fritz, obgleich es doch eigentlich traurig ist, lachen. Wer freut sich nicht, wenn ein Zahnarzt einmal selbst spürt, was er andern zufügt? Wie gut wäre es, wenn er so den Herrn Braun hinten im Wagen hätte, und dem würde im Fiebertraum alles falsch zugewogen. Aber solche Kerle träumen wohl nicht.

Noch immer hat Boll nicht mit Fräulein Gertrud gesprochen. Im Augenblick erscheint ihm diese

Stille unter dem Sternenhimmel süß und selig. Eng schmiegt sie sich an ihn.

Fredi pfeift vor sich hin. Er hat noch Glück gehabt. Zwar schmerzt der Fuß, aber immerzu spielt er mit den Zehen Klavier und überzeugt sich, daß alles in Ordnung ist. So eine kleine Verwundung ist nicht das schlechteste. Sie macht keine Sorgen, und man kann nachher mitreden. Ein Verwundetenabzeichen wird er auch bekommen. Der Rittmeister sagte: „Mein silbernes Verwundetenabzeichen ist mir lieber als das Eiserne Kreuz."

Da ist Sicki, der Postbote, schon schlechter dran. Den linken Arm trägt er in der Binde. Er ist nicht einmal verwundet. Er hat ihn sich einfach beim Fallen, als die Stukas kamen, verstaucht. Aber trotzdem sitzt er auf seinem Bock. Und eigentlich ärgert er sich sehr. Fallen konnte er auch zu Hause, mit dem Rad oder über einen Kern ausrutschen. Dazu braucht man nicht ins Feld. Da wird man später noch besonders ausgelacht. Ungeschickt läßt grüßen. Und der Arm tut gemein weh. Lächerlich.

„Aufpassen, Boll", ruft Erich, „links kommt ein Bombenloch." Gut, daß er gerufen hat. Boll träumt so sehr, daß er gleich einschlafen wird. Dann ist er bei Fräulein Gertrud für immer erledigt. Ob Erich gemerkt hat, daß Fräulein Gertrud neben ihm sitzt? Erich ist kein Spaßverderber. Ein patenter Kerl ist er. Den Unteroffizier kann man ihm gönnen. Verflucht tapfer ist er auch. Wie er den Rittmeister hochgehalten hat!

Sicki juckt die Brust. Er muß sich immerzu kitzeln und hat doch eigentlich keine Hand frei. Der verrückte Otto, der ihn aus Unsinn rasiert hat, liegt nun neben seinem Rittmeister. Dieser Rittmeister hat ihm einmal gesagt: „Mensch, Pott, als Junge wollte ich immer Briefträger werden, und nun bist du einer. So geht es."

Frau Arent schläft im Wagen. Neben ihr liegen die Kinder. Der Krieg ist Unwirklichkeit geworden.

Irgendeiner hat seine Mundharmonika hervorgeholt. Er hat wohl Angst, daß er einschläft. Er beginnt mit vielen verschiedenen Melodien und bricht sie immer wieder ab. Am Ende der Kolonne fährt er. Der Wind steht im Rükken und trägt die Töne über die Wagen. Dann aber hat er sich entschieden. Er spielt: „Sah ein Knab ein Röslein stehn."

Da fällt ein Schifferklavier ein. Einer läßt wohl seine Pferde allein gehen. Volksdeutsche, Männer und Frauen, die auf den Böcken der Wagen sitzen, beginnen zu singen. „Röslein auf der Heiden."

Fritz denkt an Ille, als er mit ihr in dem Vorgärtchen saß. Aus der weißen Hauswand schauten die menschlichen Sterne. Oben zieht die Milchstraße. Wie viel menschliche Sehnsucht ist schon auf ihr gewandert, einem unendlichen Ziel zu. Schattenhaft streicht die Kolonne über die Straße.

Boll umfaßt Fräulein Gertrud und küßt sie.

XVI

Noch meinen die Leute in der Breitestraße, wenn sie von der Zeit vor dem Kriege sprechen, die Jahre vor dem Weltkrieg, und ihr Empfinden ist wohl richtig. Was waren die zwanzig Jahre anders als ein Waffenstillstand!

Die aufgescheuchten Bürger beginnen sich wieder einzurichten. Mit Begeisterung verfolgen sie den Siegeszug in Polen. Eines Tages ist im Geschäft des Herrn Braun Dora, genannt Lucie, erschienen und hat die Kartensache in die Hand genommen, die Herrn Braun zuwider war, mit der er nicht fertigwerden wollte. Mit ihrer natürlichen praktischen Einfachheit regiert sie bald das Geschäft, daß Herrn Braun nichts übrigbleiben wird, als sie zu heiraten.

Als er allerdings bei der Regierungsrätin Kaffee trinken und sich mit ihr aussprechen will, wird er an die Luft gesetzt. Aber die Regierungsrätin geht zur Mutter, ob sie ihr nicht das Geschäft abkaufen wolle, sie habe keine Lust mehr, in der Breitestraße zu bleiben. Ihr Vertrauen zu Frau Helbig sei so groß, daß sie erst nach und nach zu bezahlen brauche. Die Mutter lehnt ab. Sie hat andere Pläne. Wenn Fritz zurückkommt, werden sie ihre Wohnung als Laden ausbauen. „Zum weißen Laden" will sie das Geschäft nennen. Sie wird es so besonders einrichten, daß selbst die Steglitzer bei ihr kaufen werden. Darüber spricht sie oft mit Ille, macht mit ihr Zukunftspläne und lenkt sie ab. Zuerst werden sie sich zum Wohnen ein Holzhäuschen in der Laubenkolonie bauen. Sie hat alles bedacht und zeichnet es zu gern auf. Jedesmal verändert sie auch etwas. Da ist in der Mitte ein größerer Raum, die Diele, die rückwärts auch als Küche dient. Links davon in einer Stube, wohnt das Ehepaar und rechts die Mutter. Die Diele ist neutraler Raum. An die Küche wird ein Badezimmer angebaut. Elektrizität kocht, heizt, pumpt das Wasser, beleuchtet. Das aber ist nur



Der Kriegsmaler.
Selbstbildnis von Emil Dielmann, Frankfurt a. M.
Aufnahme: H. Henkel.

der Kern des Hauses, der Winterkern, wie sie es nennt, der immer mehr erweitert wird. Sogar ein Dachgeschoß kann aufgesetzt werden. Dieses Haus hat noch einen besonderen Vorteil. Man kann mit ihm umziehen.

Die Mutter ist von schnellen Entschlüssen. Da nach dem Krieg bestimmt die Preise steigen, hat sie schon ein Gartengrundstück dicht beim Sonnenschein gepachtet.

Nun hat Ille einige Briefe von Fritz erhalten. Sie ist ruhiger geworden, weil nach der letzten Nachricht die Formation von Fritz an der deutschen Grenze steht.

Grausig klingt dann aus dem Radio der Ruf der deutschen Heeresleitung, sich immer wiederholend: „Warschau, höre! Warschau, höre!" In diesem Augenblick fühlt ganz Deutschland den Glutatem des Krieges. Warschau aber hört auf England und wird vernichtet. Und nun zeigt sich, daß England verbissen den Krieg weiterführen will. Täglich kommen jetzt Transporte durch Berlin.

„Bald fahren wir nach dem Westen", schreibt Fritz.

Als Ille bei Braun einkauft, erzählt Dora, die mit allen befreundet ist, daß viele Transportzüge im Osten auf den Gütergleisen an der Staßfurter Straße hielten; da könne jeder an die Züge herankommen.

An diesem Tag erhält Ille ein Telegramm: „Komme voraussichtlich morgen durch Berlin." Sicher hat er es einem Zivilisten zur Beförderung gegeben.

Dann fährt ein Zug ein. Die Wagen sind bekränzt. Die Soldaten liegen in den Fenstern und jubeln. Die Menschen laufen neben dem Zug her, bis er hält. Infanteristen sind im Zug.

„Nicht aussteigen!" ruft ein Bahnhofsbeamter. „Es geht gleich weiter!" Mädchen springen auf die Trittbretter. Sie geben den Soldaten Zigaretten, Schokolade und Blumen und was sie haben. Die Soldaten lachen mit ihnen und küssen die Mädchen und Frauen zum Abschied. ‚Bayerische Gebirgsjäger sollen es sein', sagt ein älterer Mann, der sich auch zurückhält und neben Ille steht. Der Zug fährt an. Die Frauen springen herunter und laufen winkend neben dem Zug her. Die Kinder rennen mit und schreien, so laut sie können.

„Zurückbleiben!" warnt der Beamte.

Die Soldaten beginnen zu singen:

„Kam'rad marschiere, Kam'rad komm mit, komm mit,
Weit ist unser Wegziel, hart unser Schritt."

Ein Oberst mit schlohweißem Haar schaut ernst aus einem Fenster und grüßt:

„Marschieren", sagt der ältere Herr zu Ille. „So war es immer. Ich warte auf meinen Sohn. Er steht bei der Panzertruppe."

Dann setzen sich beide auf die Bordschwelle. „Es ist reiner Zufall, ob ich ihn treffe. Aber zu Hause hat es mich nicht mehr gehalten."

Noch sechs Züge fahren in den nächsten Stunden ein. In allen werden Infanteristen befördert. Dasselbe Bild wiederholt sich. Aber allmählich verlaufen sich die Menschen. Viele müssen zur Arbeit, manchen ist es auch langweilig geworden. Kinder bleiben und junge Mädchen.

Nun beginnt es etwas zu regnen. Ille holt ihr Tuch aus der großen Tasche, die sie mit sich trägt, und bindet es um ihren Kopf. Der ältere Herr spannt seinen Regenschirm auf und schützt damit auch Ille.

„Warten Sie auf Ihren Mann?"

„Auf meinen Bräutigam."

„Haben Sie nicht geheiratet bei Kriegsausbruch?"

„Er war schon eingezogen."

Auf Gleisen, die weiter zurückliegen, werden Kohlen abgeladen. Es regnet stärker. Selbst die Kinder laufen nach Hause.

„Ich werde einmal den Beamten fragen, wie das mit den Zügen ist", sagt der ältere Herr nach langem Schweigen. „Behalten Sie ruhig den Regenschirm. Ich habe ja meinen Mantel."

Einsam sitzt Ille an der Bordschwelle. Sie beginnt zu frieren. Nun ist die Ladestraße leer. Auch drüben sind die Lastautos mit Kohlen beladen davongefahren.

Trostlos steht die graue Wand der gleichmäßig hohen Häuser mit den vielen Fenstern hinter den Schienen.

Einer läuft jetzt an dem Güterzug vorbei und ruft einen Namen. Es klingt wie Fritz. Es kann aber auch ein anderer Name sein. Sie denkt doch immerzu an Fritz. Wenn Wünsche und Gedanken eiserne Weichen stellen könnten, würde er bald hier auftauchen. Der ältere Herr kommt zurück.

Vor Nachmittag käme kein Zug mehr, habe der Beamte gesagt.

Gestern hätten wir da sein müssen, da wäre Zug nach Zug durchgefahren. Und eine Mutter hätte ganz unerwartet ihren Sohn getroffen. Es wäre ein Jubel über die ganze Straße gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Christian Niemeier:

Große Oper

Wir sind gute Durchschnittsmenschen. Wir müssen es sein. Denn es ist Krieg. Und der Krieg kann keine Eigenbrötler gebrauchen. Aber selbst im tollsten Wirbel müssen wir einmal still sein, wollen wir einmal in Ruhe nachdenken. Dann besinnen wir uns auf uns selbst. Staunen wahrscheinlich ein bißchen über unsere gedanklichen Fähigkeiten und sinken ins Allgemeine zurück, weil wir nicht aus der Reihe tanzen wollen. Das ist gefährlich und nur den wenigen vorbehalten, die es verstehen und denen es bekommt.

Vielleicht werden Sie sich nicht gleich im klaren hierüber sein, weil Sie ungewohnt sind, es zu bedenken. Stehen Sie aber drei Stunden auf einem Berg, am Fernglas, müssen Sie Wolken und Täler absuchen, dann werden Sie sich naturgemäß damit auseinandersetzen. Ihre Gedanken gehen dann so gewundene Wege, daß Sie sie kaum zusammenzufassen vermögen. Heute ist es so mit dem Wetter, morgen so, und entsprechend Ihre Stimmung, aus der heraus zu schauen Sie überhaupt fähig sind. Das ist wie ein Gesetz in Norwegen, wo die Stimmungen oft stündlich wechseln und als Grundzug allein die elementare Linie bleibt.

Ja.

Auf „unserem" Berg offenbart sich die Landschaft rückhaltlos dem Blick über Gebirge, Fjords und Meer, groß in der Verbindung von Alpinem und Ozeanischem, ernst und farbig. Mit dem Glas durchdringt man die Ferne in optischen Siebenmeilenstiefeln, hinüber zu den Felsen und Wäldern — und bleibt doch ausgeschlossen. Es ist die spröde Geliebte, die nur eine Liebkosung hat, den weichen Wind, der je nach Himmelsrichtung See- oder Bergluft bringt.

Dieses Erleben, das täglich das brüllende Abenteuer streift ohne im Ernst abenteuerlich zu sein solange feindliche Einflüge unterbleiben, zwingt dazu die immer neuen Ausdrucksmöglichkeiten der Natur zu beobachten. —

Die Jahreszeiten waren kurz und konzentriert. Frühjahrstage mit steigenden Nebeln und stiller Feuchtigkeit, Sommertage, da die Berge violett und schiefergrau hinter einem Schleier von Regen standen.

Bei Regen saßen wir unter einem Zelt und froren, wenn wir das Wetter verfolgten, das sich nicht entscheiden konnte zwischen „Tiefland" und „Götterdämmerung". Wir kamen uns vor, als schafften wir selbst mit einer Armbewegung das Chaos aus Sturm und Nässe.

Es gibt „bei uns" Szenen, da Physik und Chemie alle Register ziehen. Dunstschleier auf dem Meer, in den Tälern; Ruhe und Schärfe der Luft. Es — was ist „Es"? — es wallt und schwingt in die Atmosphäre vibriert, zittert, webt — lauter leere Worte.

Sonnenuntergänge! Stahlblau neben samtenen Tönen, wildes Kupfer über Apfelgrün, Lila und Rosa, deren Hauch schon in der Bezeichnung kitschig wird und vom Original abfällt wie Staub von Schmetterlingsflügeln. Sozusagen nuancierte Superlative. Bodennebel, Seerauch, Wolkenorgien in allen Wettergesetzen schier hohnsprechendem Wechsel. Wir hockten auf dem Felsen und spielten „Lieber Gott" — wer könnte sich diesem Reiz entziehen?

Aber fast am schönsten die blauen Tage des Hochsommers.

Wenn man Sie fragt, wieso gerade ein mit Kumuluswolken bedeckter Himmel Ihr Herz so seltsam berührt, was antworten Sie? Freuen Sie sich? Ungewiß ahnen Sie die Höhe und Weite des Luftraumes, wenn Sie einen Maßstab zu schätzen haben. Kommt daher das Fernweh, das Sie unweigerlich befällt? Oder kommt das Bedürfnis, einmal herzhaft seufzen zu müssen aus der Erkenntnis des Unvermögens, sich selbst in solch eine Wolke aufzulösen, allen Kummers ledig, frei und irgendwie göttlich? Lautlos sich schichtend schiebende Schwebe, kraftvoll zu Schwere geballt, wehende Schleier wallender Massen — blaufarbene Sehnsucht im Sein. Kaskaden aus Strahlenberechnung und Regenschauern, lichtfeuchte Dunstvorhänge — unzulängliche Bezeichnungen, eines Scharlatans unwürdig, hohl und abgegriffen, nur, um einen Ausschnitt Wolken zu vermitteln. Wer von uns hat denn den Mut, gleichnishaftes Bild seines Gemüts in Worten zu veräußern, wenn er am Felsen steht und weit in fremdes Land schaut, Richtung Heimat, und das Herz mit den Wolken schickt, daß es Antwort fände auf so viele Fragen?

Oder wissen Sie, warum einem so anders wird unter Kumuluswolken? — —

Das Tollste an Pomp und Lichttechnik, an Übersinnlichkeit und natürlicher Choreographie die Abende mit Bergglühen in der Zeit der weißen Nächte.

Leider brachten wir dem allen nicht die schrankenlose, vertrauensvolle Sommerfaulheit entgegen. Wir waren durch Regen-, Sturm- und Kälteperioden gewarnt. — Unersättliche Natur! Tagsüber Hitze, großspuriger Himmelskuppelbau. Abends glichen die Felsen glühenden Aschekegeln. Rein leuchtendes Orange, dämmerige Wälder, schleierhaftes Violett. Taubengrauer Himmel, in den der Sonnenuntergang einen Riß feuerte. (Sogenannte Marslandschaften verstiegenster Expressionisten blieben weit zurück.) Wenn dann noch der Mond aufging und im Süden Wetterleuchten in Szene gesetzt wurde, bis zum Zenit fast, mit fernem Donner draußen auf See, mit Sternen auf der nördlichen Himmelshälfte und lauwarmem Wind, alles in einem einzigen tiefen Atemzug, dann — ja, dann konnte man nur den Kopf schütteln. „So etwas gibt es ja gar nicht." Es ist nicht mitzuteilen. Es entbehrt jeder Vorlage. Sie begreifen es vielleicht, wenn Sie Operndekorationen, Grünewald, Rembrandt, Munch und die ganze verdammte Bauhausgeneration in einen Topf werfen und sich an dieser Mischung regelrecht besaufen.

Aber dann ist es immer noch fraglich!

176 cm = 76 kg

Nach der leicht merkbaren Formel: „Der Mensch darf soviel Kilo wiegen, als er Zentimeter über hundert groß ist!" habe ich mich bei der Kontrolle des Körpergewichtes immer gerichtet. Wenn der Zeiger der kleinen Waage, die ich oft morgens nach dem Aufstehen (nüchtern und ohne Kleider) betrete, von diesem durch meine Größe festgelegten Gewicht nach oben abweicht, dann heißt das für mich: „Halt, hier stimmt etwas nicht! Entweder ich habe zuviel gegessen oder unzweckmäßige Nahrung aufgenommen — oder mein Körper hat mangels Bewegung oder infolge zu flacher Atmung diese Nahrung nicht verarbeitet bzw. ‚veratmet'." — Weniger essen oder mehr atmen! So heißt ganz einfach die Nutzanwendung aus der Gewichtskontrolle, die ich jedem anraten möchte, der schlank werden oder bleiben will. Ein Witzbold hat das Rezept: Weniger essen! ganz einfach und derb so formuliert: F. d. H.! (.. iß die Hälfte!) Und er hat damit nicht einmal ganz unrecht. Ein Mensch, der richtig atmet, kann fast mit der Hälfte der sog. Normalkost auskommen, weil die Verbrennungsprozesse viel gründlicher durch den Atem geregelt werden. Der Körper bekommt mehr Sauerstoff, der Stoffwechsel geht besser vor sich, die Nahrung „schlägt besser an" und unser ganzer Organismus funktioniert besser. Es stimmt also auch, daß man unliebsame Fettstellen — ja sogar den Bauch im wahrsten Sinne des Wortes „wegatmen" kann. Wo diese gründliche Tiefatmung durch Bewegung, durch körperliche Arbeit, durch Wanderungen, Märsche und Sport fehlt, können schon regelmäßige Atemübungen manches ausgleichen; denn diese „Atemgymnastik" erreicht in etwa die Wirkung körperlicher Bewegung, die mir z. B. aus beruflichen Gründen oft fehlt. Um es richtig zu machen, habe ich viel über das Atmen gelesen und in Büchern und Schriften anerkannter Atem„techniker" manche brauchbare und wertvolle Anregung für „mein Atemsystem" gefunden.

Jetzt bin ich schon so weit, daß mich morgens bei der Gewichtskontrolle die Waage an das „Atmen" erinnert. Sie ist — wie der Spiegel zum Rasieren mahnt — das Zeichen für die tägliche kurze Atemübung am offenen Fenster. Und abends — vor dem Schlafengehen — (geht es Ihnen auch so?) bekomme ich

regelmäßig einen ordentlichen Hunger. Aber diesmal nicht auf irgendeine Lekkerei — nein — einen richtigen Atemhunger verspüre ich, den ich nur loswerde durch gründliches Luftschnappen — am besten durch einen Marsch ums Viereck. So hat sich mein Körper schon auf diese bessere Atmung eingerichtet! Tagsüber verschaffe ich mir gerne Appetit auf eine gründliche „Luftmahlzeit" durch VIVIL, das mit dem frischen Duft der Pfefferminze zum bewußten Atmen anregt. Aber auch wenn ich VIVIL als „Würze" des Luftschöpfens jetzt mal vermissen muß, lasse ich mich unterwegs und zu Hause immer wieder gerne daran erinnern: „Mensch atme — atme tief und bewußt!"

H. LINZ:

Die Kuh – die Gasmaske und der Pudding

Es war Ende Mai in Brie an der Somme. Ich stand auf Wache vor dem Bataillonsgefechtsstand im Dorf. Der Tag war heiß und schwül, kein Lüftchen regte sich, die Zunge klebte am Gaumen, unterm Helm hervor rannen Schweißtropfen übers Gesicht. Aber meine Zeit war bald um, jeden Augenblick mußte die Ablösung kommen.

Da sah ich langsam und gemächlich eine Kuh die Dorfstraße heraufkommen. Ihr Euter war prall gefüllt; jetzt einen Topf voll Milch, müßte herrlich sein, dachte ich und fühlte den Geschmack kühler Milch direkt auf der Zunge. Der Gedanke aber wurde zur treibenden Tat, schon sprang ich der Kuh nach, denn gleichzeitig war auch die Ablösung um die Ecke gebogen.

Wird sie mir aber ohne weiteres folgen? — Wie sollte ich sie bis zum Ende des Dorfes bringen? — (Wir lagen ja im letzten Haus.) Kann man sie an den Hörnern nehmen? — Wenn ich nur ein Seil, oder besser einen Strick hätte! — Halt! Famos! Ich habe ja meine Gasmaske, zuckt es mir durch den Kopf, und sofort war das schwierige Problem gelöst. Schon hatte ich sie vom Koppel und dem braven Tier um den Kopf geworfen. Es ging tadellos.

Wie werden sich die Kameraden freuen! Frische Milch, und am Abend einen feinen Pudding. Hans im Glück, dachte ich und hätte gejauchzt vor Freude, wenn nicht ganz plötzlich — o Tücke des Schicksals — die Kuh einen Satz gemacht und mit diesem mir das Band aus der Hand gerissen hätte. Durch „Aribeschuß" war nämlich die Straße mit Geröll und Steinen bedeckt und die Kuh mit dem Vorderfuß auf einen spitzen Stein getreten. Jetzt rannte sie davon, und wie rannte sie, wie närrisch, denn bei jedem Tritt schlug die Büchse der Gasmaske der Kuh auf die Vorderfüße, was sie ganz verrückt machte.

„Verfluchtes Biest", schrie ich und keuchte hinter ihr her. Wenn ich nur meine Gasmaske wieder hätte! Herrgott, was sollte ich tun? Ein Soldat im Krieg ohne Gasmaske, das ist ja „unmöglich", „so was gibt es ja nicht"! Mir aber wegen solch einem blöden Rindviech vom Chef eine Zigarre verabreichen zu lassen, das war noch unmöglicher. Aber was tun? Guter Rat war teuer. Es gab nur einen Ausweg ... das Gewehr, und nur eine Möglichkeit ... die Kuh 1. wegen pflichtwidrigen Verhaltens, 2. wegen Ungehorsams und 3. wegen offensichtlicher Meuterei und Feigheit vor dem Feinde zu erschießen. Im Grunde meines Herzens tat sie mir leid, auch

meiner Kameraden wegen, denen ich gerne die Milch und den Pudding gegönnt hätte. In Gottes Namen halt, sagte ich zu mir und nahm das Gewehr ab. Da sah ich — Hilfe in der Not — zwei Kameraden die Straße herunterkommen: „Ahoi", brüllte ich, „die Kuh — meine Gasmaske."

Beide, schnell auf Draht, erfaßten geistesgegenwärtig sofort die Lage, und mit vereinten Kräften gelang es uns, das störrische Tier einzufangen.

Ein Stein — ach, was sag' ich, einer bloß? —, ein ganzer Steinbruch, fiel mir vom Herzen, als ich meine Gasmaske wieder hatte, und freudestrahlend führte ich jetzt die Kuh in den Hof unseres Quartiers.

Am Abend gab's Milch und einen wundervollen Pudding wie bei der Mutter zu Hause.

Ein Kamerad schlich sich zu mir und fragte leise: „Organisiert, Herbert?" — „Schwer verdient, Freundchen, schwer verdient!"

Berechtigte Frage

Die kriechenden und unterwürfigen Höflichkeitsformen des 18. Jahrhunderts hatten vielfach Ausdrücke zur Gewohnheit gemacht, die schmeichelhaft klingen sollten, im Grunde aber weit davon entfernt waren. Es gab aber doch noch Geister, deren gesundes, natürliches Gefühl sich derlei fernzuhalten verstand. So hatte Jean Paul eine Audienz bei König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und wurde dann später gefragt, ob Seine Majestät sich „gnädig" gegen ihn benommen hätte.

„Um Himmels willen", rief der Dichter, „warum soll denn der König gegen mich gnädig' gewesen sein? Ich bin doch kein Verbrecher!" V.

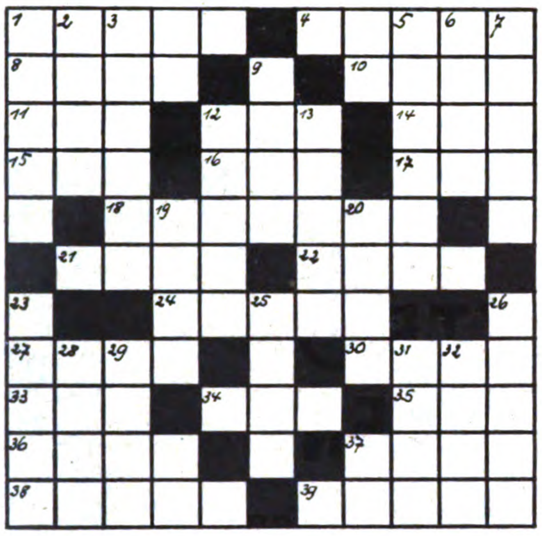
Treffende Antwort

Der berühmte Bildnis- und Bauernmaler Leibl war einst von dem Prinzregenten Luitpold zur Tafel geladen worden. Es ergab sich, daß neben dem Maler ein Kammerherr von uraltem Adel saß, dem anscheinend die Nachbarschaft nicht zusagte. So fragte er den Künstler in anzüglichem Ton: „Sie sind also der Herr Leibl! Ich habe schon von Ihnen gehört. Ihre Jugend soll ja nicht sehr glücklich gewesen sein. Haben Sie nicht sogar Schafe gehütet?" Leibl musterte den taktlosen Frager und erwiderte dann: „Sehr richtig, Exzellenz, aber das gab mir den unschätzbaren Vorteil, daß ich heute jeden Schafskopf auf den ersten Blick erkenne." M. Sch.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Fahrzeug, 4. Sittenlehre, 8. Kriegsgott, 10. Meeressäugetiere, 11. Stadt in Brasilien, 12. Schiffsseite, 14. Pöbel, 15. chemisches Element, 16. deutscher Strom, 17. Gewässer, 18. Europäer, 21. edles Getränk, 22. feindliche Gesinnung, 24. feuchte Luftmasse, 27. schmale Brücke, 30. geographischer Begriff, 33. Zeitbegriff, 34. Schweizer Kanton, 35. geographischer Begriff, 36. griechischer Liebesgott, 37. europäische Münze, 38. deutscher Geschichtsschreiber, 39. Reitersoldat. Senkrecht: 1. Hautwucherung, 2. Lied, 3. deutscher Schauspieler, 5. ägyptischer Königsname, 6. Heilpflanze, 7. Organ, 9. heimliches Gericht, 12. Nebenfluß der Aller, 13. Laubbaum, 19. Schmuck, 20. Bad in Tirol, 23. Herbstblume, 25. Teil des Schlüssels, 26. Raubvogel, 28. Verpackungsgewicht, 29. männlicher Vorname, 31. heiliger Stier, 32. weibl. Vorname.



Silbenrätsel

Aus den Silben: au — ber — bud — daph — de — di — dos — ech — ei — ein — ga — gal — ge — go — go — hib — im — le — le — let — mas — mor — nach — ne — ne — ne — on — rho — ri — richt — sa — sack — se — tel — ter — tho — ti — to — topf — un — vi — weis sind 15 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben, die letzten von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von E. M. Arndt ergeben. 1. Abordnung, 2. Stadt an der Sauer, 3. Oper von Verdi, 4. Stadt an der Moldau, 5. französischer Opernkomponist, 6. Oper von Lortzing, 7. Einrichtung des Winterhilfswerks, 8. Mittelmeerinsel, 9. Strohblume, 10. indisch: Herr, 11. französischer Opernkomponist, 12. Oper von Strauß, 13. Nebenfluß der Etsch, 14. Fluß in Afrika, 15. spanische Hafenstadt.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Bewohner — Zellwolle — Keller — Hornisse — Nachtdienst — Beere — Bastei — Wagram — Erzieher — Hades — Eisleben — Rubens sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Herder ergeben.

Rössel-Sprung.

		zen	stre		
	ben	deutsch	fel	tap	
en	her			haft	schef
hei		ernst	im		fer
men	trau	ter	und	von	schau
le		was	en		still
ver	kom			les	will
	ben	stets	da	dann	
		mag	vie		

Lösungen der Rätsel in Folge 35:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Mantua, 5. Aachen, 9. oed, 10. Dnjestr, 12. Rat, 14. drei, 16. Karte, 17. Ulme, 18. wie, 20. Mal, 22. Sol, 23. Rum, 25. Ski, 27. See, 29. Meerane, 30. Bei, 32. Aino, 33. Batum, 34. Kios, 35. Siegel, 36. Schoss. Senkrecht: 1. Meru, 2. ade, 3. Unke, 4. Aja, 5. Ast, 6. Atem, 7. Erl, 8. Name, 9. Odessa, 11. Erfurt, 13. Tennis, 15. Iwo, 17. Ulk, 19. Ilm, 21. Ase, 22. Seni, 23. Real, 24. Maus, 26. Ibis, 28. Eis, 31. Eos. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Uhland, 2. Erdbeere, 3. Brigitte, 4. Engerling, 5. Reutlingen, 6. Teneriffa, 7. Regulator, 8. Idiotie, 9. Eisvogel, 10. Botanik, 11. Eisenach, 12. Napoleon, 13. Epoche, 14. Hottentotten, 15. Unterwalden. „Uebertriebene Huldigung ist Spott." ✶ **Viereck:** 1. Ontario, 2. Tiepolo, 3. Rhombus, 4. Opossum. ✶ **Kryptogramm:** Gefuehl Bohrturm Gardasee Esche Ingwer Zeitnehmer Ebene Tandem Pflaume Jugend Kärnten Senkel Pfanne Nurmi Tower Gesicht Machwerk Fahrt. „Fuehrt das Schwert neben dem Pflug, ernten kann nur, wer sich wehrt." ✶ **Silbenband:** 1—2 Megaphon, 3—4 Lugano, 5—6 Melange, 7—8 Erlangen, 9—10 Kattegat, 11—12 Meteor, 13—14 Präriewolf, 15—16 Treibriemen. „Galanterie."



Nur ein bißchen verbrannt,

aber auch das kann schon recht schmerzhaft sein. Und auch bei kleinen Brandwunden besteht die Gefahr der Verunreinigung. Darum nach Aufstreichen einer kühlenden Brandsalbe gleich den Schnellverband „Hansaplast elastisch" auflegen, so daß die Verletzung sauber abgeschlossen und vor schmerzender Berührung geschützt bleibt. Sie erhalten „Hansaplast elastisch" in Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften. Achten Sie auf den Namen „**Hansa**plast", denn „Hansaplast elastisch" ist **quer**elastisch, und **darauf** kommt es an!

Hansaplast-elastisch Schnellverband D R P.

Ärztliche Aufklärungswerke
für Braut- und Eheleute und solche, die es werden wollen

Die Frau (Liebes- u. Eheleben) 228 Seit., 51 Abbild Kart. RM. 3.60 u. 40 Pfg. Porto

Der Mann 220 Seiten, 46 Abbildungen Kart. RM. 3.60 und 40 Pfg. Porto

Ehe- und Geschlechtsleben 125 Seiten, Kart. RM. 1.80 u. 15 Pfg. Porto

Liebe und Ehe 184 Seiten RM. 1.50 und 30 Pfg. Porto

Gesundes Geschlechtsleben vor der Ehe 100 Seiten Kart. RM 1.50 und 15 Pfg. Porto

Ab 8 RM. portofreie Lieferung

Nachnahme 35 Pfg. extra
Postscheckkonto 7481

Versandbuchhandlung Urano
Philipp Kirchhoff L 105
Frankfurt am Main 1

Prospekt über weitere ärztliche Aufklärungswerke kostenlos

Velhagen & Klasings beliebter GROSSER **Volksatlas**
Erweiterte Ausgabe, mit neuesten Grenzen. Z. T. Achtfarbendruck! Die ganze Welt auf 132 Kartenseiten; Namensverzeichnis mit über 100 000 Namen Preis **18** RM. Monatsraten von **3** RM. an. 1. Rate bei Lieferung. Erf.-Ort Leipzig. Liefg. d. Buchhandlung **Carl Heinz Finking, Leipzig C 1/36** Reudnitzer Straße 1—7

Herzleiden?

Beugen Sie bei Herzklopfen, Herzdruck, Atembeschwerden, Herzangst und anderen leichteren Herzkrankheiten mit Toledol-Herzsaft einer Verschlimmerung vor! Schon vielen hat Toledol die gewünschte Besserung u. Stärkung des Herzens gebracht. Warum quälen Sie sich noch damit? Pckg. RM 2.10 in Apoth. Verlangen Sie kostenlose Aufklärungsschrift von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 3 B

Auf das über dem Durchschnitt kommt es an!

Nur mit Kenntnissen über Durchschnitt werden Sie eine Stellung über Durchschnitt erringen. Wollen Sie sich ein imponierendes Wissen erarbeiten? Auf allen kaufmännischen Fachgebieten? Haben Sie den Willen, vorwärtszukommen, mehrzuwissen, mehr zu leisten, zu erreichen als bisher? — Dann schreiben Sie an Spaeth & Linde, Abt. C Berlin W 35. Fragen Sie nach der „Handels-Hochschule". Unterlagen bei Hinweis auf diese Anzeige kostenlos und unverbindlich.

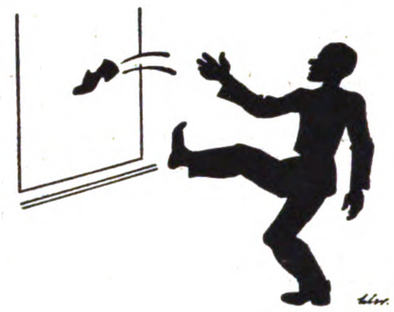
Seidige lange Wimpern



u. **Augenbrauen** verleihen d. Gesicht den Ausdruck vollend. Schönheit. Mit **Scheufen's Wimper-Balsam** erreichen Sie nach kurzem Gebrauch verblüff. Erfolg. Schützt vor Enttäuschung. **Preis** mit Wimpernbürste **RM. 2.10** 2 Packungen . **RM. 3.50** Fordern Sie kostenlose Broschüre über Haarentfernung, Haarkräuselessenz, Hautpflege, Luxusparfüme, Mitesser, Sommersprossen usw

LEO SCHEUFEN, Laboratorium, Köln-Lindenthal 110, Bachemer Straße 66

P-50a



Vorzeitig Schuhe abzulegen,
das ginge heute doch zu weit.
„Rechtzeitig sie mit Pilo pflegen!"
so heißt die Forderung der Zeit.

Pilo
die zeitgemäße Schuhpflege

Neuen Lebensmut
bei Asthma u. Bronchitis
Breitkreutz-Asthma-Pulver zum Einnehmen

Wirkt anfallbeseitigend - lösend - beruhigend - guter Nachtschlaf.
Best begutachtet - langjähr. erprobt - begeist. Anerkennungen.
Überzeugen Sie sich von der Wirkung - **Packg. RM 1,46 in Apoth.**
Falls nicht erhältl. oder wegen **Broschüre** schreibe man an Hersteller
Breitkreutz K. G., Berlin-Tempelhof 8L Rumeyplan 46

Welche Aufgabe hat
Ihr Magen?

2—3 Liter Magensaft braucht der Magen täglich, um seine wichtige Arbeit, die Verdauungstätigkeit, durchzuführen. Sondert der Magen jedoch zuviel oder zu sauren Saft ab, so stellen sich leicht Beschwerden wie Sodbrennen, Magendruck, Gefühl der Völle oder saures Aufstoßen ein. Schon 2—4 Tabletten Biserirte Magnesia genügen meist, um die Säure zu neutralisieren, dadurch die Beschwerden in kurzer Zeit zu beheben und den Magen zu normaler Tätigkeit zurückzuführen.

Biserirte MAGNESIA

Sie erhalten Biserirte Magnesie für RM 1,39 (ca. 60 Tabletten) in allen Apotheken.

„DIE BEWEGUNG" erscheint jeden 2. Samstag • 15 Pfg.

Musikinstrumente bes. Harmonikas
anerkannt gut — u. doch so billig



Großversand an Private
Meinel & Herold, Klingenthal 323
Niedrige Preise-Garantie-siehe Hauptkatalog-Zusendung umsonst.



Verlangt überall den „Illustr. Beobachter"

Bei Zahnfleisch-Erkrankungen

sofort den Zahnarzt oder Dentisten aufsuchen! Außerdem ist aber biologische Zahnpflege mit der radioaktiven Doramad-Zahncreme notwendig. Durch diese werden die kranken Zellen wieder so abwehrfähig gemacht, daß sie schädliche Bakterien in der Entwicklung hemmen und das Zahnleiden leichter überwinden helfen. Bürsten Sie täglich Zahnfleisch und Zähne mit Doramad. Ihre Zähne werden dadurch überraschend weiß.



Senden Sie diese Anzeige an die
AUERGESELLSCHAFT AG., BERLIN N 65
Sie erhalten gegen diesen Gutschein kostenlos eine Doramad-Probetube

Name: ______
Ort: ______
Straße: ______



Humor

„Ich muß allerdings gestehen", bekannte der zukünftige Schwiegersohn, „daß mein Einkommen nicht so groß ist wie die Liebe zu Ihrer Tochter!"

„Machen Sie sich keine Gedanken darüber, junger Mann", beruhigte ihn der Vater, „das gleicht sich mit der Zeit aus!"

*

Edith und Erich wurden getraut.

„Sag Ursel!" fragte nach der Zeremonie Edith ihre beste Freundin, „sah ich eigentlich während der Trauung recht aufgeregt aus?"

„Und ob — aber nur anfangs. Als Erich ‚Ja' gesagt hatte, bist du ganz ruhig geworden!"

*

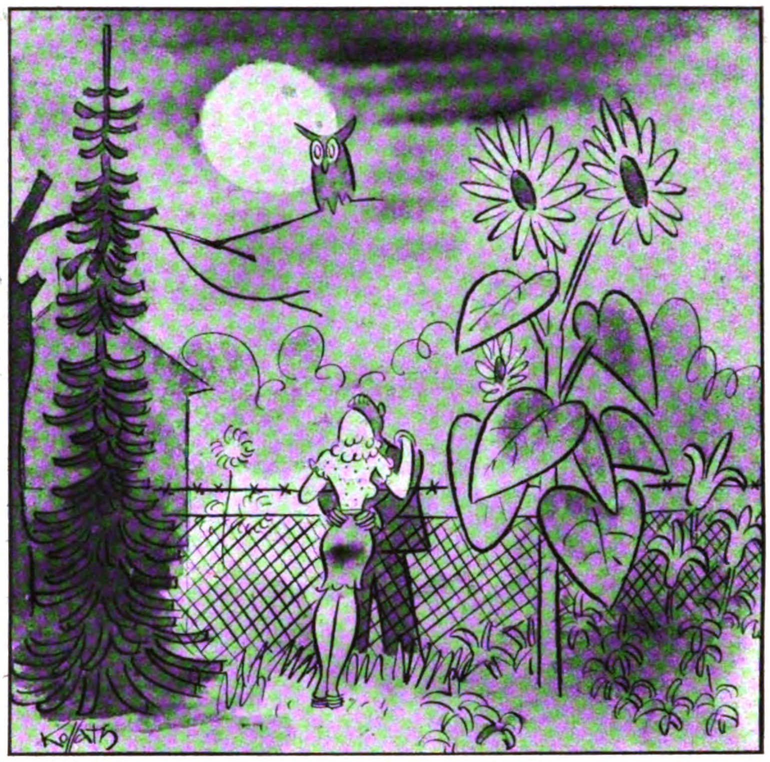
„Seit wann rauchst du denn mit Spitze?"

„Seit ich meiner Frau versprochen habe, keine Zigarette mehr in den Mund zu nehmen!"

*

„Und so etwas nennt die Welt gut durchgebraten!" brüllte der Gast, nachdem er das bestellte Schnitzel bekommen hatte.

„Danke für das Kompliment, mein Herr!" lächelte der etwas schwerhörige Kellner, „es ist das erste Lob, das ich seit Monaten höre!"



„Ach Eva, wie schön still du heute hältst!"
„Ich muß ja, ich sitze ja mit der Bluse am Stacheldraht fest!"
Zeichnung: Kossatz.

Kellner (einem Gast in seinen Überzieher helfend): „Glauben Sie, daß alles in der Welt sich wiederholt, Herr Professor?"

Professor: „Ganz gewiß."

Kellner: „Gestern gab mir ein Gast, als ich ihm in seinen Überzieher half, einen Schilling Trinkgeld."

Professor: „Sie werden sehen, der kommt heute wieder."

*

Erika hatte sich bereits ein halbes dutzendmal verlobt. Und wieder war es einmal soweit. Der glückliche Bräutigam erhob sein Glas und sprach: „Und so würde ich mich außerordentlich freuen, verehrte Anwesende, wenn ich Sie alle auch bei meiner Hochzeit begrüßen dürfte — vor allem dich, liebe Erika!"

*

Von einer Versicherungsgesellschaft in San Franzisko erschien in Balkenschrift folgende Zeitungsanzeige:

„Versichern Sie sich nur bei uns! Am Montag kaufte sich ein Kaufmann bei uns eine Police. Am Dienstag wurde ihm ein Fuß abgefahren, am Mittwoch erhielt er von uns fünfzigtausend Dollar ausbezahlt. Warum wollen Sie nicht auch der Glückliche sein?"



Am Rande eines Kessels

Der Feind ist umzingelt.
Leichte Infanteriegeschütze jagen dem sich im Kessel verzweifelt zur Wehr setzenden Rest einer bolschewistischen Armee Schuß auf Schuß entgegen.



Immer enger schließt sich der Ring.
Ein leichtes MG. zwingt hier den Feind, der sich in einem Bauernhaus verschanzt hat, zur Übergabe.



Dichte Rauchwolken zeigen an, daß die Salven auf die feindliche Stellung gesessen haben.

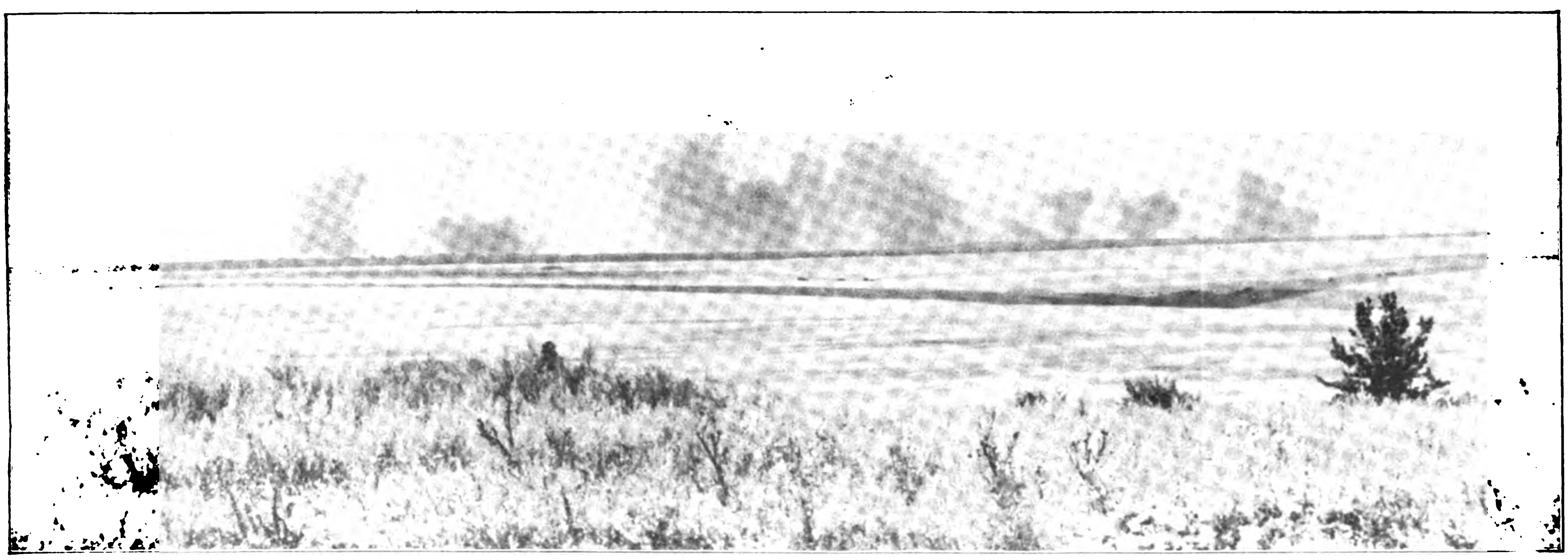


Granatwerfer im Kampf.
Abseits der Straße ist ein schwerer Granatwerfer in Stellung gegangen.

Aufnahmen: ᛋᛋ-PK. Roth.



Ein sowjetisches Brennstofflager ist von deutschen Fliegerbomben in Brand geworfen worden.



Hier arbeiten unsere Stukas.
Einschlag sitzt neben Einschlag. Es wird dem Feind unmöglich gemacht, wirksame Reserven an die bedrohten Stellen zu schaffen.

Das Land der Hundertjährigen ist Bulgarien. Nach statistischen Ermittlungen gibt es dort mehr als 3000 über 100 Jahre alte Leute.

Allerhand, was?

WIE EIN KARIKATURIST SICH DAS VORSTELLT ZEICHNETE EMERICH HUBER



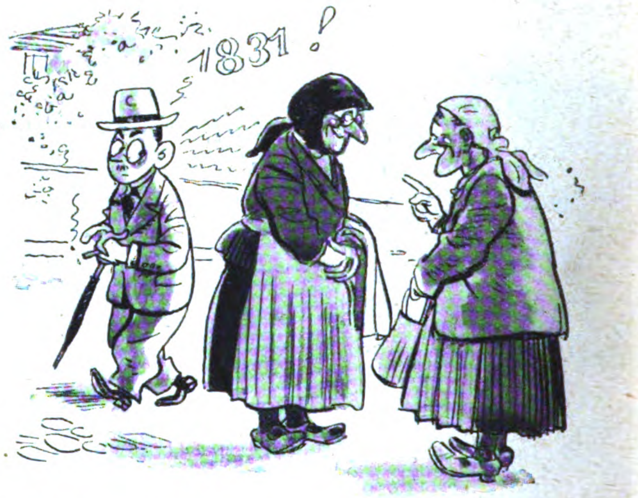


So doll wird's ja nun bestimmt nicht sein — hier ist sicher die Phantasie mit unserem Zeichner durchgegangen . . .



„Euer Großvater ist erst 104 und sitzt schon den ganzen Tag so ruhig vorm Haus? Da solltet ihr mal unsern sehn! Der is 124 und hat jetzt beim Rundfunk die Sendereihe ‚Hundertjährige erzählen gute alte Witze' unter sich . . ."





Was man im Land der Hundertjährigen so im Vorbeigehen aufschnappen kann: „. . . na, soo warm ist's heute doch gar nicht — denk mal an den Herbst 1831 — das war 'ne Affenhitze!"

„Solange unser 117jähriger bloß tanzen ging, war's ja nicht so schlimm! Seitdem er aber mit seinem neuen Wagen alle Altersgenossen der Umgebung zusammenholt und dann zweimal am Tag wie 'n Verrückter zum Sportplatz 'rausbraust, um dort mit ihnen Fußball zu spielen, ist er nicht mehr so beliebt im Dorf."



„. . . unsern Hundertjährigen? Der darf sich nicht mehr knipsen lassen — seine große Schwester erlaubt's nicht mehr — es soll niemand wissen, daß sie schon 119 ist!"

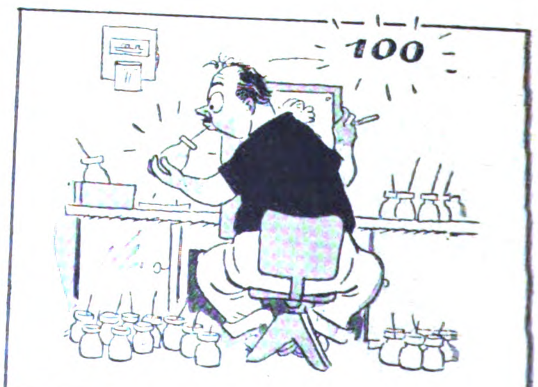




Das Geheimnis: „Und worauf führen Sie Ihr hohes Alter zurück?"

A.: „. . . ich bin seit frühester Jugend starker Raucher, starker Esser, dem Alkohol und der Liebe nie abhold gewesen und bummle heute noch manche Nacht durch!"

B.: „. . . ich bin seit jeher Nichtraucher, habe noch nie Alkohol getrunken, mich nie mit Damen eingelassen, schlafe morgens bis neun, esse wenig und bin abends um acht wieder im Bett!"



„Was? Sie wissen nicht, warum die Leute hier so alt werden? Das kommt doch von dem vielen Joghurt, der hier vernascht wird", schrieb ein Flaksoldat unserm Zeichner . .

Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.
[A B C D E F G 24]

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

DONNERSTAG, 11. SEPTEMBER 1941
16. JAHRGANG :·: FOLGE 37

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

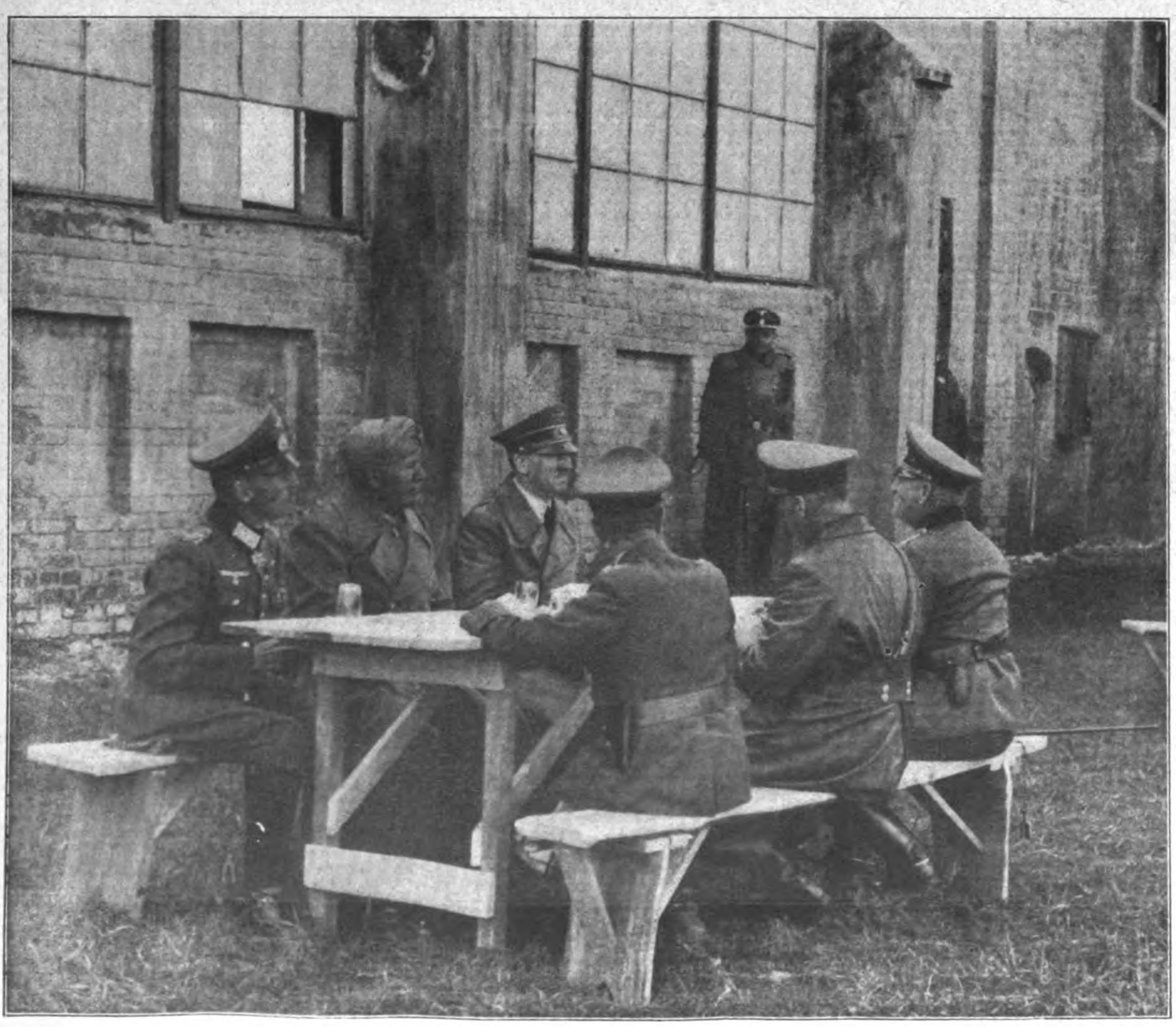
Heute:
„Wölfe in der Herde"
U-Boot-Offiziere erzählen



Aufnahme: v. Perkhammer.

Korpsführer Hühnlein
bei seinen NSKK.-Fronteinheiten.
Reichsleiter Adolf Hühnlein, der bewährte Mitkämpfer des Führers, wird am 12. September sechzig Jahre alt.





Im Hauptquartier des Reichsmarschalls.
Der Führer und der Oberbefehlshaber der Luftwaffe mit ihrem hohen Gast im Kartenzimmer des Reichsmarschalls.
Aufnahme: PK. Eitel Lange.

DER DUCE ALS GAST DES FÜHRERS AN DER OSTFRONT

Mittagessen auf einem Feldflughafen.
Links vom Duce: Generalfeldmarschall von Rundstedt; diesem gegenüber Generaloberst Löhr; weiter nach rechts: Reichsaußenminister v. Ribbentrop; dem Führer gegenüber: Generalfeldmarschall Keitel.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3)



Benito Mussolini als Gast des Führers im Kampfgelände an der Ostfront.
Der italienische Regierungschef besichtigt sowjetische Beutegeschütze.



*

Nach der Besichtigung einer niedergekämpften Zitadelle.
Zwischen dem Führer und dem Duce: Generalfeldmarschall Kluge. Neben Mussolini: Generalfeldmarschall Keitel.





Königin der Waffen:

DIE JNFANTERIE

Aufnahmen: PK. Gofferje PBZ. (2), Wetterau Atlantic (5), Bieling (Heinr. Hoffmann).

Die Gefechtsmoral entscheidet.
Durch lockeres Gebüsch gegen Feindsicht gut gedeckt, gehen die Männer der kämpfenden Infanterie an den Feind.

Wo stecken die Burschen?
Marschierende Infanterie hat aus einem verlassenen Bauernhaus Feuer erhalten. Jeder Winkel wird daraufhin nach den Gegnern, die sich dort eingenistet haben, durchsucht.



In dunklen Verstecken lauert auf ihn der feige Mord.
Deutscher Infanterist geht unerschrocken und gründlich an das Säubern der Widerstandsnester.



Häuser, aus denen geschossen wurde.
Mit aufgepflanztem Seitengewehr werden Straßenzüge, in denen der Gegner sich festsetzte, im Sturm genommen.





Jetzt hämmern die deutschen Granaten!
Als die deutsche Infanteriespitze das Flußufer erreichte, gelang es den Gegnern im letzten Augenblick die Brücke zu sprengen. Hämmernd schlagen die deutschen Granaten in die Stellungen des noch am jenseitigen Ufer sitzenden Feindes, und schwarze Rauchwolken zeugen von der vernichtenden Wirkung des Feuers

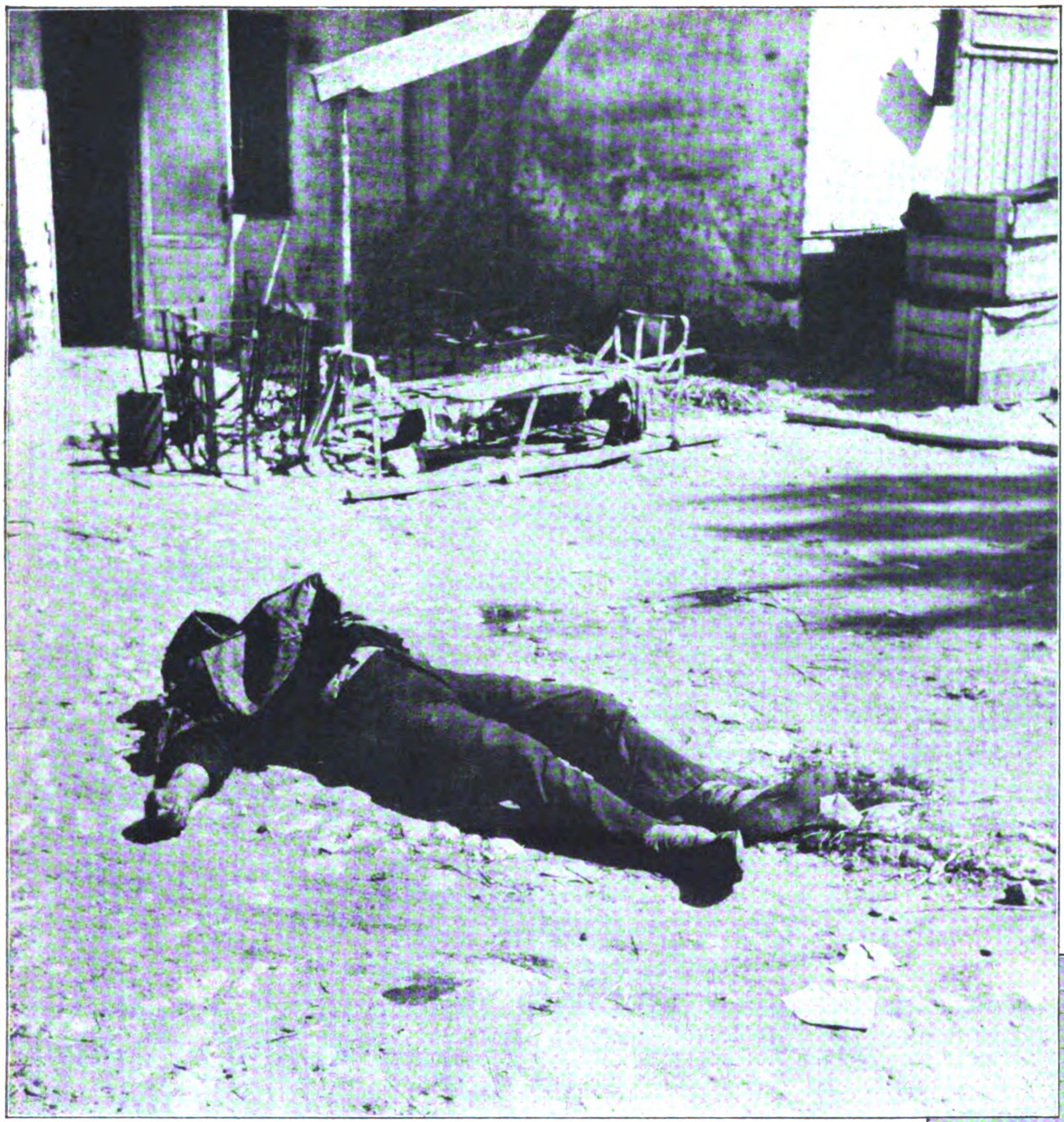
Schutz in der Flanke.
Während der Vormarsch durch die Stadt weitergeht, müssen die Straßen und Häuserblocks, aus denen hinterhältig geschossen wird, von versteckten Schützen gesäubert werden.



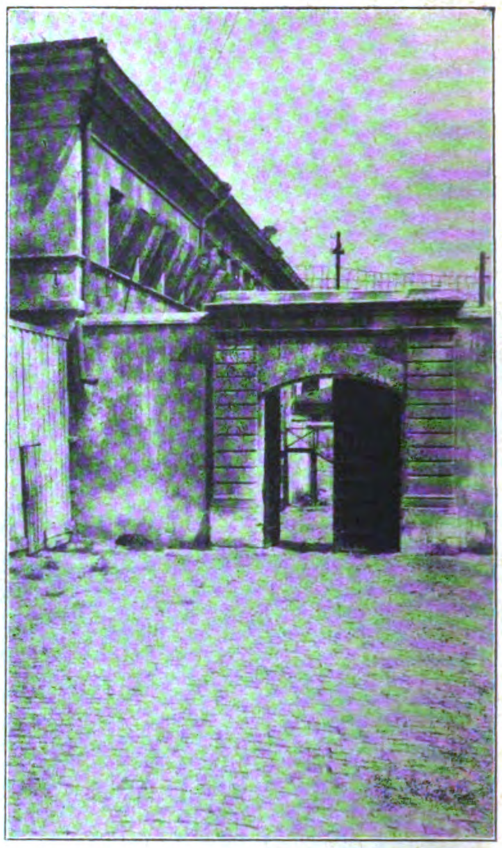


Immer mit dabei!

Für Kastor und Liese eine willkommene Erfrischung.
Floßsäcke überqueren den Strom, und neben ihnen her schwimmen die Pferde am Zügel.



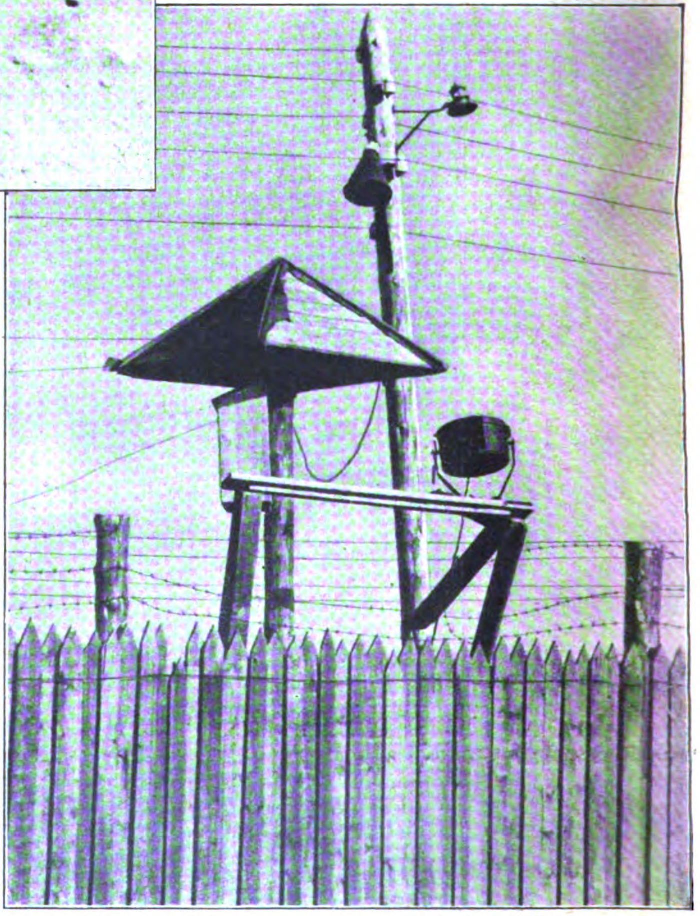
Überall die Spuren der Blutherrschaft.
Auf dem Hofe des GPU.-Gefängnisses in Nikolajew und in den Kellerräumen fanden die einziehenden Befreier viele von den Sowjets ermordete Ukrainer.



„Laßt jede Hoffnung draußen!"
hätte man über dies Tor schreiben können, das den Eingang zum Gefängnis der GPU. in Nikolajew bildete.

Land des Grauens

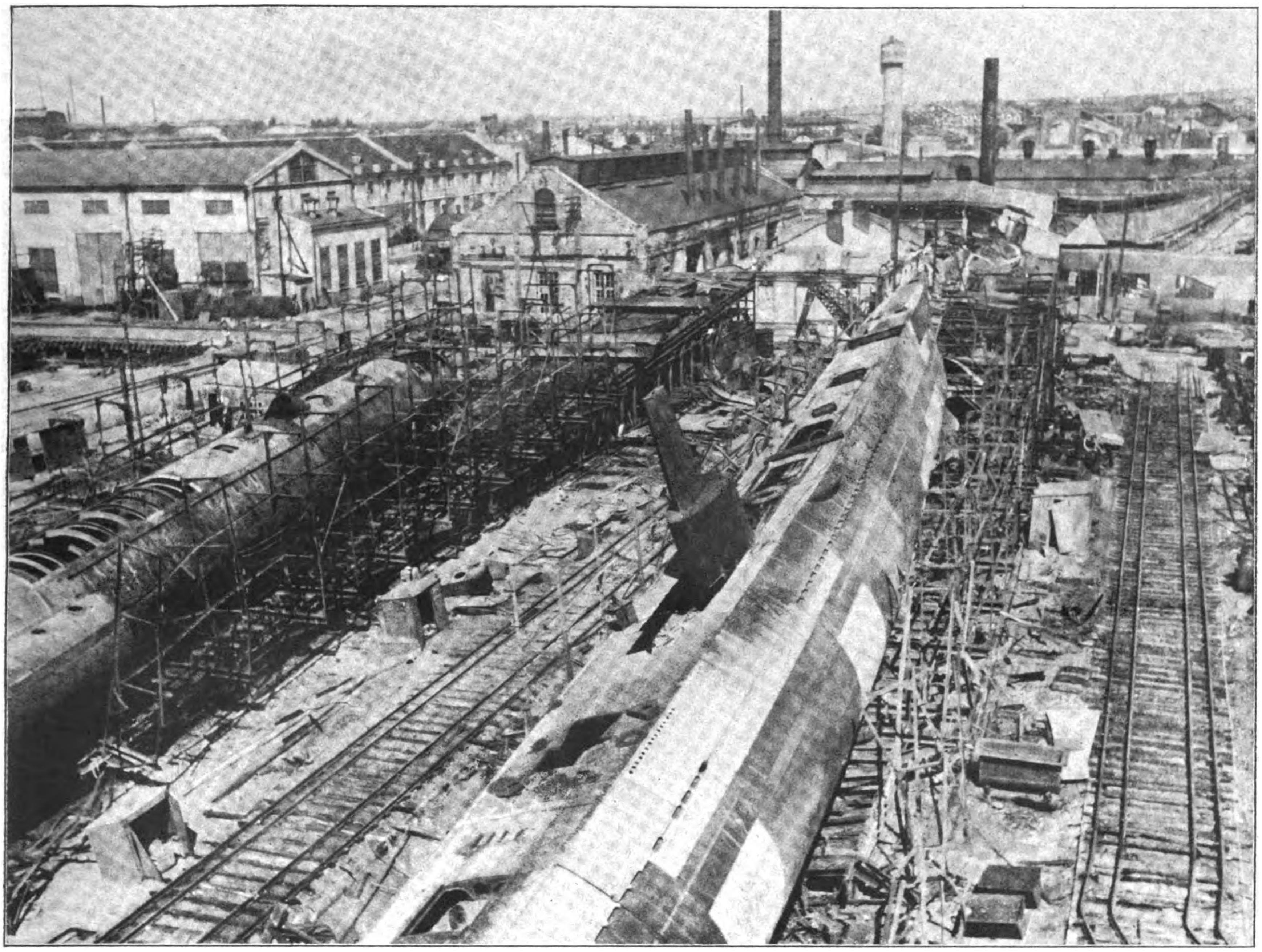




Doppelte Sicherung.
Ein Teil des GPU.-Gefängnisses war mit Scheinwerfern, Stacheldraht und Alarmeinrichtungen versehen, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen. Wer sich dem Zaun näherte, wurde ohne Anruf erschossen.

*

Links: Er zeigt seinen Befreiern, wie es war.
Drei der berüchtigten Holzzellen, in denen die Verhafteten bei vollkommener Dunkelheit wie in einem hochgestellten Sarg stehen mußten. Hunderte dieser Schreckenszellen befanden sich auch in den Kellern des GPU.-Gefängnisses in Nikolajew. Dieser Ukrainer hat wochenlang die Qual mitmachen müssen.



Blick auf die Sowjetstaatswerft in Nikolajew mit auf Stapel liegenden U-Booten.

Aufnahmen: SS PK. Roth.



Der Vormarsch geht weiter. Pioniere schlagen sofort nach der Einnahme von Nikolajew eine Brücke über den Bug.



Roosevelt abermals überführt

Präsident Roosevelt Ehrenmeister des Ordens von De Molay.

Das vorstehende Photo ist von dem Washingtoner Büro der Wide World Photo, der Pressebildabteilung der „New York Times" in Neuyork am 14. April 1934 aufgenommen und trägt die Archivnummer 799 865. Es stellt die Verleihung der Ehrenmeisterwürde des Ordens de Molay durch den Generalsekretär Frank S. Land dar. — Der Orden von De Molay ist eine Vorhofgemeinde der Freimaurerlogen, die 1919 von dem Freimaurer Frank S. Land gegründet wurde und ihren Sitz in Kansas-City (Missouri) 201, East Armour Building, hat. Die Vereinigung zählt heute bereits $1^1/_2$ Millionen Mitglieder. In sie können Söhne von Freimaurern, nahe Verwandte oder Freunde von Freimaurern im Alter von 16 bis 21 Jahren aufgenommen werden. Der Orden besteht aus zwei Graden. Nach Erreichung des 21. Jahres werden die Jugendmitglieder in den Freimaurerbund überführt.



Präsident Roosevelt Mitglied der Großen Cedern des Libanon.

Am 20. Mai 1933 empfing Roosevelt eine Abordnung der Großen Cedern des Libanon, einer Freimaurervereinigung, bei der er selbst Mitglied ist. Das Bild wurde hergestellt von Wide World, der Pressebildabteilung der „New York Times" in Neuyork, und ist unter Archivnummer 780 741 registriert. Die Großen Cedern des Libanon sind eine Freimaurervereinigung, in der die „Lebensfreude" besonders gepflegt werden soll. In sie können nur Meisterfreimaurer aufgenommen werden, also Freimaurer des dritten Grades. Wie alle Freimaurervereinigungen sind auch die Großen Cedern des Libanon weit verzweigt. In Anlehnung an den freimaurerischen Namen heißen die einzelnen Sektionen „Wälder".

Aufnahmen: Sammlung Seiler.



Präsident Roosevelt Mitglied des „Alten Arabischen Ordens der Edlen des Mystischen Schreins".

Die vorstehende Aufnahme ist am 8. Juni 1935 von der Bildabteilung der „New York Times" in Neuyork — Wide-World-Büro Washington — unter der Archivnummer 826 394 hergestellt und zeigt den kaiserlichen Potentaten der Schreiner Dana S. Williams kurz nach seiner Ankunft in Washington, anläßlich des 61. Jahrestages des kaiserlichen Rates bei der Begrüßung des Ordensbruders Franklin Roosevelt. — Über den Alten Arabischen Orden der Edlen des Mystischen Schreins führt das Internationale Freimaurer-Lexikon unter anderem aus, daß in diesen Orden nur Hochgradfreimaurer aufgenommen werden können, die mindestens den 32. Grad besitzen. Die Schreiner sind 1871 in Neuyork gegründet. An ihrer Spitze steht der kaiserliche Potentat. Diese Freimaurervereinigung zählt zur Zeit 600 000 Mitglieder.

Wölfe in der Herde

U-BOOT-OFFIZIERE ERZÄHLEN

Kommt ein U-Boot-Mann von Fernfahrt auf Urlaub in die Heimat, so muß er erzählen und immer wieder erzählen. Der Kampf gegen England hat das U-Boot volkstümlich gemacht, und der Wunsch, Näheres über seinen Einsatz im Kriege zu erfahren, ist allgemein geworden.

Welche Anschauungen finden wir da! Der eine glaubt, wir fahren überhaupt nur unter Wasser, der andere meint, es sei ein Kinderspiel, einen Dampfer getaucht anzugreifen und ihn abzuschießen; von der Wirklichkeit hat keiner eine Ahnung.

Nach 16 Kriegsmonaten als Wachoffiziere bei unseren Kommandanten Kptlt. Schuhart und Kptlt. Kretschmar haben wir endlich Muße, das Erlebte zu ordnen und aufzuzeichnen. Wenn wir in dieser Niederschrift einige der größten Erlebnisse erzählen, so soll der Leser dadurch einen Einblick erhalten in den Dienst und den Kampf der deutschen Unterseeboote, wie sie in großer Zahl Tag für Tag und Nacht für Nacht bei jedem Wetter am Feinde stehen, nur von einem Gedanken beseelt — zu siegen.

Der Krieg beginnt!

August 1939: Wir befinden uns in der Vorbereitung zu einem Torpedoschießabschnitt.

Ein Teil unserer Besatzung und der Kommandant befinden sich in Urlaub, der Rest verrichtet täglich an Bord die notwendigen Arbeiten.

Alles ist ruhig und friedlich. Da kommen durch den Rundfunk beunruhigende Nachrichten aus Polen. Täglich steigern sich die Verfolgungen und Mißhandlungen von Volksdeutschen, deutsche Proteste bleiben unberücksichtigt oder ziehen neue Quälereien nach sich. Wie lange soll Deutschland noch zusehen? Uns allen ist klar, daß in Kürze eine Entscheidung fallen muß; denn die dort drüben in Polen leiden, sind unsere Brüder, und wir dürfen nicht länger dulden, daß sie von einem Staatengebilde wie Polen so unwürdig behandelt werden.

Wir wissen, daß England Polen im Falle eines Angriffs Hilfe zugesichert hat, und warten gespannt auf das Geschehen der nächsten Tage. Wird es wieder gelingen, wie damals bei der Sudetenkrise, durch Verhandlungen das ganze Problem zu lösen?

Eines Morgens läßt mich der Flottillenchef rufen. Ich erhalte Befehl, sofort alle Urlauber zurückzuholen und das Boot völlig kriegsmäßig auszurüsten, da in nächster Zeit statt des geplanten Torpedoschießabschnitts eine kriegsmäßige Übung stattfinde. Bis der Kommandant zurückkommt, sollen die Hauptarbeiten erledigt sein. Da wir von den Spanienfahrten her im Ausrüsten zu einer Fernfahrt Übung haben, gehen wir mit Feuereifer ans Werk, und alles klappt wie am Schnürchen. Als nach wenigen Tagen der Kommandant eintrifft, fahren wir gerade von der Brennstoffübernahme in der Werft in den Stützpunkt zurück und legen mit einem kriegsmäßig ausgerüsteten Boot an der Pier an. Die Übung findet angeblich in der Ostsee statt, und so fangen unsere Seeleute in der Freizeit an, ihre Uniformen zu bügeln und tipptopp herzurichten, um nach der Übung in einem Ostseehafen an Land gehen zu können.

Schon ist ein Teil der Ausgehuniformen im Boot verschwunden und schön verstaut, da wird vom Kommandanten angeordnet, daß nur dringend notwendige Bekleidungsstücke mitgenommen werden dürfen und die Ausgehuniform wegen Platzmangel hier zu bleiben hat.

Ende August soll die Übung beginnen. Nur ein Teil unserer Flottille nimmt daran teil; für die anderen wird ein späterer Zeitpunkt festgesetzt.

Einen Tag vor dem Auslaufen erhält der Kommandant ein verschlossenes Kuvert mit dem Befehl, es erst in See zu öffnen. Es enthält die näheren Befehle für die Übung.

An einem herrlichen Sommertag, 8 Uhr morgens, liegen wir und mehrere andere Unterseeboote klar zum Auslaufen in der Schleuse. Auf der Schleusenmauer stehen die vielen zurückbleibenden Kameraden, an ihrer Spitze der Flottillenchef, zu unserem Abschied angetreten. Das Schleusentor öffnet sich — „Drei Hurras den auslaufenden Kameraden!" — ein letztes Winken, beide Diesel springen an: Wilhelmshaven liegt hinter uns.

Draußen auf der Jade stoppen wir, der Kommandant läßt die Besatzung antreten und öffnet das Kuvert.

Tiefe Stille.

Der Kommandant spricht von Polen und dessen Bundesgenossen England und Frankreich, von der Lösung der Polenfrage, die nicht mehr aufschiebbar sei.

„Niemand weiß", sagt er, „ob die nächsten Tage Krieg oder Frieden bringen. Aber da wir nicht wie im Weltkrieg alles erst an uns herankommen lassen und die beste Gelegenheit verpassen wollen, so haben wir den Befehl, nicht in die Ostsee, sondern in den weiten Atlantik zu gehen. Dort auf den Handelswegen Englands werden wir auf Posten stehen, um falls der Brite wagen sollte, uns den Krieg zu erklären, unsere Pflicht zu tun. Jetzt ist es unsere Aufgabe, ungesehen in das Operationsgebiet zu kommen. Kein Flugzeug, kein Fischer darf uns sehen, sonst sind wir verraten; denn noch herrscht Friede. Seien Sie sich des Ernstes der Lage bewußt! Auf Manöverstationen ... weggetreten!"

Ruhig und entschlossen fahren wir unserem Schicksal entgegen.

In der Nordsee herrscht reger Verkehr. Stundenlang fahren wir getaucht, ein Alarm vor Fliegern löst den anderen ab.

„Hat er uns gesehen?" ist immer wieder die gespannte Frage, „Aufpassen, aufpassen!" die Hauptparole.

Nur langsam kommen wir vorwärts.

Gespannt verfolgen wir die Nachrichten im Rundfunk. Wird es Krieg geben? Im Boot werden Wetten abgeschlossen.

Endlich liegt die Nordsee hinter uns, der Atlantik breitet sich vor uns aus, und dann stehen wir mitten in einer feindlichen Handelsstraße. Der Verkehr ist ziemlich rege; vor jeder Rauchwolke wird getaucht.

Wenn die wüßten, daß sie von einem deutschen U-Boot beobachtet werden, sie würden bestimmt nicht so ruhig zur See fahren!

So wie wir hier, liegen an vielen Stellen der englischen Küste deutsche U-Boote auf Lauer. Allen ist es gelungen, ungesehen ihre Stellungen zu beziehen.

Tage dauert schon das Warten; der Morgen des 1. September bricht an.

Ein Mann stürzt zur Brücke hinauf: „Sondernachricht, deutsche Truppen marschieren in Polen ein!" Die Würfel sind gefallen; wir alle wissen, jetzt muß sich England entscheiden. Schon treffen die ersten Siegesmeldungen unserer Truppen ein.

Der 2. September vergeht. Ständig ist das Radio belagert. Da jagt am 3. September um 14 Uhr ein Funkspruch durch den Äther, offen, nicht einmal verschlüsselt, werden die Worte aufgenommen: „Kriegserklärung Englands, sofort Feindseligkeiten eröffnen, Handelskrieg nach Prisenordnung!"

„Auf Gefechtsstationen — der Krieg beginnt!"

Deutsche Ritterlichkeit

„Nach Prisenordnung" heißt der Befehl. Also: Dampfer anhalten und untersuchen, Besatzung aussteigen lassen und in Sicherheit bringen, dann erst Schiff versenken.

Wie sah das in der Praxis aus? Wie sollten wir als kleines U-Boot die Besatzung eines Dampfers in Sicherheit bringen? Auf alle Fälle waren wir bereit, dem Engländer zu zeigen, daß wir gewillt waren, das Gesetz der Prisenordnung einzuhalten, solange auch er sich nach diesen Bestimmungen richten würde.

Langsam wird es im Osten heller, ein leichter Dunstschleier liegt noch über dem Wasser, die Uhr zeigt sieben Uhr morgens. Was wird der Tag bringen? Von Minute zu Minute wird die Sicht besser, angespannt blickt alles durch die Gläser.

„Voraus ein Fahrzeug!" ruft einer. Noch sehr weitab kommen eben zwei Masten über die Kimm hoch, sie sehen aus wie zwei Stangen, die an der Kimm spazieren gehen. Langsam schiebt sich der Schornstein, dann ein Teil der Brücke hoch. Keine Laternen? Das ist verdächtig.

Wir laufen mit hoher Fahrt ab, um, den Dampfer am Rande der Sicht haltend, weiter zu beobachten. Plötzlich sehen wir, wie sich die Lage des Dampfers ändert.

„Er dreht!" ruft einer.

„Richtig, Zickzackkurse, also ein Engländer!"

„Der ist reif", sagt ein Heizer, der zufällig auf der Brücke steht, um Luft zu schnappen, und er hat recht.

Da wir günstig zum Kurs des Gegners stehen, befiehlt der Kommandant Alarm, die Brückenbesatzung springt ins Boot. Kaum hat der Kommandant das Turmluk geschlossen, da schlägt schon die Atlantik über uns zusammen, das Sehrohr wird ausgefahren, und der Kommandant beginnt, unter Wasser seinen Angriff anzusetzen. Im Boot ist alles auf Gefechtsstation; wie im Frieden, so ruhig zieht es seine Bahn, von dem leitenden Ingenieur auf der befohlenen Tiefe gehalten. Das Gelingen dieses Angriffs liegt nun völlig in den Händen des Kommandanten; er ist der einzige von uns, der etwas sieht von dem, was dort oben sich abspielt.

Mehrere Stunden schon dauert die aufregende Jagd. Beständig ändert der Dampfer, der inzwischen als ein englischer Tanker von ungefähr 10 000 Tonnen ausgemacht ist, seinen Kurs. Ein Prachtexemplar. „Der würde uns gut zu Gesicht stehen! Werden wir ihn kriegen?"

Längst steht bei uns im Boot die Geschützbedienung klar, um sofort nach dem Auftauchen die Kanonen zu besetzen. Wieder zackt der Tanker, doch ein Entkommen ist jetzt ausgeschlossen! „Auftauchen! Preßluft auf alle Tanks!" Schon schießt das Boot aus dem Wasser, der Kommandant reißt das Turmluk auf. „Geschütz klar!"

Die ersten Leute sind bereits dabei, zu laden. Ein herrlicher Anblick! Knapp 2000 Meter vor uns zieht ein großer Tanker ruhig seine Bahn. Noch hat er uns nicht gesehen, da steigt vor seinem Bug eine riesige Wassersäule hoch, kurz darauf eine zweite.

Ausgezeichnet haben unsere Leute gezielt, und schon zeigt sich die Wirkung: der Tanker dreht bei und stoppt. Jetzt haben wir Zeit zum Schauen.

Da drüben muß eine Panik ausgebrochen sein, alles rennt zu den Rettungsbooten, an Deck herrscht ein völliges Durcheinander. Was müssen die Leute einen Schreck vor uns haben!

Unser Funker kommt und meldet: „Tanker sendet SOS-Rufe und funkt dauernd: Attacked by German submarine!"

Unerhört! Das geht gegen das Gesetz der Prisenordnung! Feuer! Ein Schuß peitscht über die Köpfe der Engländer hinweg, da ist es auch schon um ihre letzte Selbstbeherrschung geschehen. In großer Hast werden die Boote zu Wasser gelassen, die Besatzung verläßt das Schiff.

Vorsichtig, man kann nie wissen, ob das Ganze nicht eine Finte ist, fahren wir näher.

Mit großen Lettern steht an der Bordwand: British Influence, London. Da können wir uns die Untersuchung sparen, dies ist bestimmt ein Engländer, und was für einer!

Die Rettungsboote sind schon weit fortgerudert. Wir fahren hin, und als wir die bejammernswerten Gestalten, zum Teil nur mit Hemd und Hose bekleidet, und die ängstlichen Gesichter sehen, da bekommen wir so echtes Mitleid, daß wir den

Engländern anbieten, noch einmal für eine halbe Stunde an Bord zurückzukehren und sich mit dem Nötigsten zu versehen.

Dieses großzügige Angebot wird abgelehnt. Wahrscheinlich glauben sie, wir würden, wenn alle an Bord wären, den Tanker in die Luft jagen, um sie los zu sein.

Gegen soviel Dummheit, eine Auswirkung der feindlichen Propaganda, ist kein Kraut gewachsen. Zeit ist Geld. Wir drehen auf zum Torpedoschuß. Torpedo los!

Kurz darauf steigt eine gewaltige Fontäne am hinteren Teil des Tankers auf. Schon sackt das Achterschiff weg. 10 000 Tonnen Öl hat er geladen. Welcher Wert geht da in die Tiefe! Ein einzigartiges Schauspiel, dieser sinkende Dampfer!

Langsam sackt das Heck immer tiefer, der Bug kommt immer höher heraus, plötzlich stellt sich das ganze Schiff senkrecht. Hochauf ragt der Bug aus dem Wasser, es scheint, daß seine Zellen noch voll Öl sind, denn so bleibt das Schiff auch weiterhin stehen. Wir beschließen deshalb, mit dem Geschütz Entlüftungslöcher zu schießen. Welch ein Spaß für die Geschützbedienung! Tadellos sitzen die Schüsse, die im Bug zusammengepreßte Luft kann entweichen, und nun rauscht der Tanker, einen gewaltigen Strudel hinter sich ziehend, in die Tiefe.

Nebenan schwabbern die Rettungsboote mit den Engländern. Was mögen sie wohl beim Untergang ihres Schiffes gedacht haben?!

Wir fahren hin zu den Booten, fragen, ob wir etwas für sie tun können und schenken einigen, die uns besonders leid tun, da sie nur in Hemdsärmeln dasitzen, Zigaretten, denn diese armen Seeleute sind bestimmt nicht schuld am Kriege, aber sie müssen seine ganze Last tragen.

Nun nahmen wir beide Rettungsboote ins Schlepp. Mehrmals brach die Leine, aber schließlich hielt sie doch. Mühsam kamen wir vorwärts. Wir hatten die Absicht, die Schiffbrüchigen in Sicherheit zu bringen, indem wir sie an einen Neutralen abgaben.

Mehrere Stunden schon fuhren wir herum, da wurde endlich eine Rauchfahne gesichtet, die sich als zu dem norwegischen Passagier-Frachtdampfer „Ida Backe" gehörig entpuppte.

Um schneller hinzukommen, warfen wir die Schleppleine los und fuhren mit hoher Fahrt auf den Norweger zu, machten ihn mit Sternsignalen auf uns aufmerksam und veranlaßten den Kapitän, mit uns hinüber zu den Rettungsbooten zu fahren und die Schiffbrüchigen aufzunehmen.

Während nun die Engländer überstiegen, stand unsere Besatzung an Deck und sah dem seltenen Schauspiel zu. Drüben auf dem Norweger standen vier Mädchen an Deck, die von unseren bärtigen Seeleuten natürlich sofort entdeckt worden waren. Bald setzte ein lustiges Winken und Photographieren ein.

Kaum war der letzte Engländer gerettet, da trat die Besatzung des „British Influence" an Deck des Norwegers an und brachte drei Hurras auf uns aus als Dank für ihre Rettung, selbst der Kapitän des versenkten Schiffes grüßte mit erhobener Hand zu uns herüber. In Erwiderung dieser Überraschung brachten wir drei Hurras auf den hilfsbereiten Norweger aus, tauchten anschließend als Gratisvorführung und liefen unter Wasser ab, bis wir den Dampfer nicht mehr sehen konnten.

Und dies ereignete sich mitten im Kriege! So haben wir angefangen. Und wie hat England geantwortet? U-Boots-Fallen, bewaffnete Dampfer und noch Schlimmeres. Zwei Welten auch hier

Die Versenkung der „Courageous".

Der 17. September. Prächtiges Sonntagswetter. Rings um uns die Weite des Antlantik.

In den letzten Tagen waren wir mehrmals durch Flugzeuge eines anscheinend in der Nähe operierenden Flugzeugträgers belästigt worden; an einem Tage hatten wir sogar achtmal Alarmtauchen, aber heute war wieder alles ruhig. Seit Stunden zeigte sich keine Rauchwolke, und im Boot ruhte alles aus von den Anstrengungen der letzten Tage.

16 Uhr. Die neue Wache klettert eben durchs Turmluk auf die Brücke. Ein letzter genauer Rundblick der alten Wache, da ruft einer: „Steuerbord voraus ein Dampfer!"

Donnerwetter, da ist ja schon die Brücke zu sehen — ein ganz eigenartiger Aufbau — wir müssen tauchen.

„Alarm!"

Gurgelnd zischt das Wasser in die Tauchzellen und kurz darauf ist von dem Boot nichts mehr zu sehen als ab und zu das Sehrohr, das Auge des Kommandanten.

Noch ist der Dampfer weit ab, da sind plötzlich im Sehrohr zwei Flugzeuge zu erkennen, die das Fahrzeug umkreisen. Was ist hier los? Woher kommen plötzlich die Flugzeuge?

Der Dampfer setzte eine Flagge; im Sehrohr ist nur die rote Farbe zu erkennen, es wird also wahrscheinlich eine englische sein. Vermutungen werden angestellt. Ist dies etwa ein durch Flugzeuge gesicherter wertvoller Transport, oder sind die Flugzeuge nur zufällig hier? Auf alle Fälle: nichts wie angreifen!

Mit großer Fahrt laufen wir unter Wasser darauf zu, aber der Bursche scheint viel schneller zu sein, als wir glauben, und als der Dampfer endlich zum Schuß schön vor uns steht, da ist die Entfernung viel zu groß, um schießen zu können. Wahrscheinlich hatte er auf das Erscheinen der Flugzeuge hin Kurs geändert und entrann so unserem Torpedo. Aber noch geben wir die Jagd nicht auf. Der Kommandant beschließt, hinterher zu laufen, um auf alle Fälle die Frage der Flugzeuge zu klären und bei Nacht erneut anzugreifen. Vorerst sind wir gezwungen, noch einige Stunden unter Wasser zu bleiben und das Fahrzeug außer Sicht kommen zu lassen, um dann über Wasser mit Höchstfahrt hinterher zu brausen.

Schade, das wäre ein fetter Brocken gewesen! Die Freiwache geht wieder schlafen und alle zehn Minuten etwa wird einmal durchs Sehrohr geblickt, ob wir nicht bald auftauchen können.

Langsam wird es 18 Uhr, der Kommandant nimmt einen Rundblick. Jetzt muß es eigentlich Zeit zum Auftauchen sein; von Flugzeugen ist längst nichts mehr zu sehen

Eben stehe ich neben dem Kommandanten im Turm, da ruft er plötzlich: „Schnell das Sehrohr ein!"

„Nanu, was ist denn jetzt los?" frage ich den Kommandanten, erhalte jedoch zunächst keine Antwort. Nach langer Pause erst kommt es über seine Lippen: „Ein Flugzeugträger und mehrere Zerstörer voraus in Sicht!" Wie er später erzählte, hatte er plötzlich ein Aufblitzen im Sehrohr gesehen, der goldene Flaggenknopf eines Flugzeugträgers war in der Abendsonne über die Kimm emporgekommen, dann hatte sich eine mächtige graue Wand die Kimm emporgeschoben, vornweg der Mast eines Zerstörers.

Kaum waren die Worte des Kommandanten verklungen, da kannte sie auch schon das ganze Boot. Eine ungeheure Spannung erfaßte alle, mit unbeschreiblicher Begeisterung wurden die Gefechtsstationen besetzt und noch einmal alles nachgesehen. Jeder war nur von dem Gedanken beseelt: den müssen wir kriegen!

Vom Kommandanten an alle Stellen: „Wir greifen an, voller Einsatz des Bootes!"

Alles ist auf Stationen. Der Kommandant fährt seinen Angriff. Entfernung etwa 12 sm. Mit hoher Fahrt zieht der Flugzeugträger am Horizont entlang, um ihn herum brausen vier Zerstörer.

Viel zu groß ist die Entfernung; langsam aber sicher kommt das Kriegsschiff wieder außer Sicht; nur noch schwach ist eine dünne graue Rauchwolke zu sehen. So ein Pech!

Aber der Kommandant gibt nicht nach, vielleicht kommt es wieder zurück.

Längst hat er sein Jackett ausgezogen und die Hemdsärmel hochgekrempelt, immer wieder starrt sein Auge durchs Sehrohr. Und wirklich! Plötzlich erscheint die graue Wand wieder an der Kimm! Mit rasender Geschwindigkeit wird der Schatten deutlicher. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht im Boot. Jetzt oder nie, ist der Gedanke aller.

Mit unglaublicher Schnelligkeit wird die Entfernung kleiner, der ganze Verband, von drei Flugzeugen als Sicherung umkreist, kommt fast unmittelbar auf uns zu.

Jetzt herrscht eine eiserne Ruhe im Boot. Ruhig ertönen die Anweisungen des Leitenden Ingenieurs für die Tiefensteuerung des Bootes, dazwischen hört man Befehle des Kommandanten aus dem Turm: „Sehrohr ein — aus — ein — aus, beide Maschinen halbe Fahrt — kleine Fahrt — steuerbord 15" usw.

In der Stille der Tauchfahrt hört man jetzt schon die Schraubengeräusche des ankommenden Verbandes, die immer lauter und lauter werden. Wir müssen unmittelbar vor dem Gegner stehen. Mitten in diesem Hexenkessel fährt der Kommandant seinen Angriff. Wehe, wenn jetzt das Sehrohr nur eine Sekunde zu lange draußen bleibt! Wehe, wenn das Boot aus dem Wasser bricht! Jetzt naht der große Augenblick! Wenn jetzt der Flugzeugträger nach Steuerbord dreht, entkommt er, dreht er nach Backbord, ist es sein Tod. Der Spitzenzerstörer braust heran, das Malmen seiner Schrauben übertönt bei uns im Boot alle sonstigen Geräusche.

Donnerwetter, muß der nah sein! — Der Kommandant sagt nichts; sein ganzes Augenmerk ist auf den „dicken Brocken" gerichtet.

„Jetzt dreht der ganze Verband nach . . . Backbord!"

„Torpedorohr fertig!" „Torpedorohre sind fertig!" wie im Frieden klingt die Antwort.

Eben braust in kürzester Entfernung vor uns ein Zerstörer vorbei — rings um uns das Brummen und Dröhnen von Schiffsschrauben!

Fieberhaft arbeitet alles in der Zentrale, da kommt der erlösende Befehl des Kommandanten: „Torpedo los! Schnell auf Tiefe gehen!"

Ich lasse es mir nicht nehmen, selbst auf den Knopf zu drücken — ein Ruck geht durch das Boot, die Schüsse sind gefallen, das Boot neigte sich nach vorne und steuert der Tiefe zu. Es ist 19 Uhr 54 Min.

Jeder drückt den Daumen. — Noch haben wir die befohlene Tiefe nicht erreicht, da hört man zwei schwere Detonationen, dann eine gewaltige Explosion von dort, wo zuletzt der Feind gesehen worden war.

„Getroffen!" ruft einer freudig dem anderen zu; unermeßlicher Jubel herrscht im Boot, während es immer tiefer und tiefer fällt, bis es der Leitende Ingenieur zum Stehen bringt.

Jetzt hüllt uns ringsum Wasser ein, viele Meter sind bis zur Oberfläche und weit über 1000 Meter bis zum Meeresgrund. Wir alle wissen, was jeden Augenblick kommen muß — die Zerstörer dort oben werden ihren Schreck bald überwunden haben, und nun wird ihr ganzes Tun und Trachten dahin gehen, uns zu vernichten.



Der Musikfreund. Aufn.: PK. Herber, Weltbild.
Ein zugelaufenes Fohlen beschnuppert die Schallplatten eines Lautsprecherwagens.

Vom Kommandant an alle Stellen: „Der Kommandant erwartet, daß sich jeder einzelne der stolzen Tradition der U-Boot-Waffe bewußt ist!"

Wenige Sekunden sind seit der Detonation vergangen, da wird immer lauteres Schraubengeräusch über uns hörbar. Im Boot herrscht Totenstille. Jetzt, brüllend laut, es kommt auf uns zu, unwillkürlich sehen wir nach oben — jetzt braust es über uns weg — Wumm, Wumm, Wumm, Wumm! — die ersten Wasserbomben!

Das ganze Boot zittert. Es bebt in allen Verbänden. Dort fällt die Beleuchtung aus. Mit starkem Klirren zerspringt eine Glasröhre. Schon wieder braust ein Zerstörer über uns weg.

Wumm, Wumm, Wumm, diesmal ganz nahe, die Bordwand bebt, jeden Augenblick glaubt man, jetzt hat eine getroffen. Kaum ist der eine Zerstörer vorbei, so kommt auch schon der nächste — schon ist er zu hören — Wumm, Wumm, Wumm! anscheinend genau über uns und so geht es Schlag auf Schlag, über 100 Wasserbomben detonieren um uns.

In den Pausen hört man immer wieder die Frage des L. I.: „Hält alles dicht?" und von allen Seiten kommen die Antworten.

Anderthalb Stunden schon dauert dieser Hexentanz, da geht es von neuem los. Hört denn das überhaupt nicht mehr auf?

Die Uhr im Funkraum ist stehengeblieben. Ein Teil unserer Besatzung, der entbehrt werden kann, ist schlafen geschickt worden, um Luft zu sparen. Ich glaube aber, geschlafen hat keiner, alle lagen wach in ihren Kojen.

Endlich werden die Detonationen seltener; noch einmal flammt das Ganze auf, dann glaubt man dort oben anscheinend, uns den Hals gebrochen zu haben, und die Zerstörer begnügen sich damit, über uns hin und her zu fahren.

Langsam wird es Mitternacht. Immer noch sind Schraubengeräusche in der Nähe zu hören. Ab und zu stoppt der Gegner, um uns besser mit seinem Horchgerät erfassen zu können, aber bei uns im Boot ist es totenstill.

Allmählich entfernen sich die Geräusche; es ist 01 Uhr nachts. Um 02 Uhr entschließt sich der Kommandant aufzutauchen. „Klar zum Auftauchen!" Langsam steigt das Boot — schon sind wir dicht unter der Oberfläche, da tut es „Knack!"

„Schnell auf Tiefe gehen!"

„Was ist los? Liegt etwa ein Zerstörer genau über uns?"

Bange Minuten verstreichen, doch es geschieht nichts. Also nochmals auftauchen. „Zwanzig Meter — zehn Meter — Boot kommt 'raus!" — Der Kommandant reißt das Turmluk auf und springt als erster auf die Brücke, nach ihm sofort vier Mann als Ausguck.

Oben ist stockdunkle Nacht. Noch ganz benommen von der frischen Luft hier oben, suchen wir mit unseren Ferngläsern die Umgebung ab.

Das Boot ist klar zum sofortigen Alarmtauchen. Nichts ist zu sehen.

„Beide Maschinen große Fahrt voraus!"

Da! — Voraus ein weißes Licht! Es ist ein ruhig seiner Wege ziehender neutraler Dampfer. Noch ist die Schlacht nicht gewonnen, die Stunden schleichen dahin, wir fahren nach Norden. Es wird 05 Uhr, 06 Uhr, langsam bricht der Tag an. 09 Uhr morgens — wir sind entkommen!

Einer fragt den andern: „Glaubst du, daß das Ding gesunken ist, oder ist es etwa nur schwer beschädigt?" Keiner weiß etwas Bestimmtes, doch innerlich ist jeder davon überzeugt, daß das „Ding" auf dem Grund des Meeres liegt. Seit dem Morgengrauen ist unser Funkmaat schon damit beschäftigt, den Äther nach Nachrichten zu durchsuchen, da fängt er plötzlich folgende Worte auf:

„Britische Admiralität bedauert, mitteilen zu müssen, daß gestern gegen 20 Uhr der Flugzeugträger „Courageous" (22 500 Tonnen, 52 Flg.) von einem feindlichen U-Boot angegriffen und versenkt wurde. Das U-Boot wurde von den begleitenden Zerstörern vernichtet!"

Welche Freude herrschte da bei uns! Mögen die Engländer ruhig glauben, wir wären tot, sie werden noch früh genug die Wahrheit erfahren.

Kurze Zeit später, nachdem wir selbst durch FT. Meldung an die Seekriegsleitung gemacht haben, traf die Antwort ein:

„Vom Oberbefehlshaber: Bravo, gut gemacht! Kommandant EK. I. Besatzung EK. II."

(Fortsetzung folgt.)

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

(10. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 36 lautete:

Einsam sitzt Ille an der Bordschwelle. Sie beginnt zu frieren. Nun ist die Ladestraße leer. Auch drüben sind die Lastautos mit Kohlen beladen davongefahren.

Trostlos steht die graue Wand der gleichmäßig hohen Häuser mit den vielen Fenstern hinter den Schienen.

Einer läuft jetzt an dem Güterzug vorbei und ruft einen Namen. Es klingt wie Fritz. Es kann aber auch ein anderer Name sein. Sie denkt doch immerzu an Fritz. Wenn Wünsche und Gedanken eiserne Weichen stellen könnten, würde er bald hier auftauchen. Der ältere Herr kommt zurück.

Vor Nachmittag käme kein Zug mehr, habe der Beamte gesagt. Gestern hätten wir da sein müssen, da wäre Zug nach Zug durchgefahren. Und eine Mutter hätte ganz unerwartet ihren Sohn getroffen. Es wäre ein Jubel über die ganze Straße gewesen.

Er wolle nun gehen. Seine Frau warte bestimmt auf ihn.

Er sieht auf die Uhr: „Es ist fast schon zwölf. Wie schnell zuerst die Zeit vergangen ist, als die Züge kamen. Bleiben Sie hier?"

„Ja."

„Wollen Sie meinen Regenschirm behalten? Ich gebe Ihnen meine Adresse."

Ille dankt: „Es regnet ja kaum noch."

Der Mann verabschiedet sich kurz und geht. Er bleibt aber noch einmal stehen und sieht sich nach Ille um, die da verloren am Rande der einsamen, regennassen Straße sitzt.

Wie schön sieht sie aus, denkt er, die blonden Haare und das blaue Tuch.

Er geht noch einmal zurück:

„Liebes Fräulein, ich heiße Hoche, ich wohne nicht weit von hier. Kommen Sie mit zu uns zum Mittagessen. Meine Frau hat bestimmt nichts dagegen."

Er beobachtet, wie Ille zögert.

„Vor Nachmittag kommt kein neuer Zug. Es ist auch wohl unmöglich, daß Sie Ihren Bräutigam treffen. Das wäre wie das große Los. Viele Schienen führen vom Osten nach Westen und nur eine geht über Berlin."

Ille gibt noch immer keine Antwort.

„Sie werden sagen, ich wäre auch hierhin gekommen. Ich mußte Feldgraue sehen, ihre Gesichter, und ihr Rufen mußte ich hören. Dadurch komme ich meinem Jungen näher, und ich bin auch schon viel ruhiger. Verstehen Sie das nicht? Sie sollten mitkommen. Ich werde von meinem Jungen sprechen. Sie erzählen von Ihrem Bräutigam, wenn Sie wollen natürlich."

Ille steht langsam auf: „Seien Sie nicht böse, Herr Hoche, ich bleibe lieber hier. Ich kann mit keinem sprechen."

Nun gibt ihr der Mann die Hand: „Nichts für ungut, liebes Fräulein."

Wenn ich mit ihm gehen würde, kommt Fritz bestimmt nicht, denkt Ille.

Ich kann ihn nur mit meinem Warten herzerren, zerstreue ich mich aber und denke nicht immerzu an ihn, ist alles vorbei. Ihr Verstand sagt ihr aber, daß das alles unsinnig ist. Da dreht sich noch einmal der Mann um. Sie braucht nur aufzustehen, aber sie bleibt sitzen, weil etwas stärker ist als ihr Verstand, das hält sie zurück.

Nun verschwindet der Mann um die Ecke. Ladearbeiter machen jetzt Mittag. Sie kommen bei ihr vorbei, rufen ihr Worte zu, die sie nicht versteht, lachen und gehen davon.

Sie hat keinen Hunger, aber sie beginnt zu essen. In die Tasche hat die Mutter auch eine Thermosflasche gesteckt.

Die Mutter hat an alles gedacht und die Mutter glaubt sicher, daß sie Fritz treffen wird.

In ihrer Nähe steht eine Laterne. Da ist die Bordschwelle etwas höher. Dahin wird sie sich setzen und sich an die Laterne lehnen. Im Grunde zweifelt sie keinen Augenblick daran, daß Fritz kommen wird. Nur der Verstand macht manchmal Sprünge, aber den bringt ihre Müdigkeit zum Schweigen. Sie hat die Nacht nicht geschlafen und mußte ruhig liegen, damit die Mutter es nicht merkte. Das macht doppelt müde.

Nun lehnt sie ihren Kopf gegen die Laterne und schläft wirklich ein. Einmal kommt ein junger Beamter vorbei, bleibt in ihrer Nähe stehen, überlegt, ob er sie wecken soll, und denkt, daß er sie schlafen läßt, aber vorsichtig sieht er sich doch ihr süßes Gesicht an. Von der Seite. Wenn man einen Schlafenden von vorne ansieht, erwacht er leicht mit einem Schreck. Er ärgert sich, daß er seine photographische Kamera nicht bei sich trägt. An das Bild möchte er sich erinnern. Aber eine Tafel Schokolade hat er in der Tasche. Irgendein Soldat oder eine Frau haben sie verloren. Zwar lag sie auf der Erde und ist etwas naß, aber es ist doch Schokolade. Nun geht er nach Hause, zieht seine Uniform aus und stellt sich den Wecker auf morgen.

Das schlafende Mädchen aber gibt ihm etwas, das ihn frohmacht. Freude und Frieden müßte ein Maler so darstellen.

In diesem Augenblick erscheint ihm Ille glückverheißend. So steckt er die Schokolade vorsichtig in Illes Tasche, die ziemlich weit aufsteht, und sieht Fritzens Telegramm. Er wünscht, daß das Mädchen Glück hat, damit es seinen Fritz trifft.

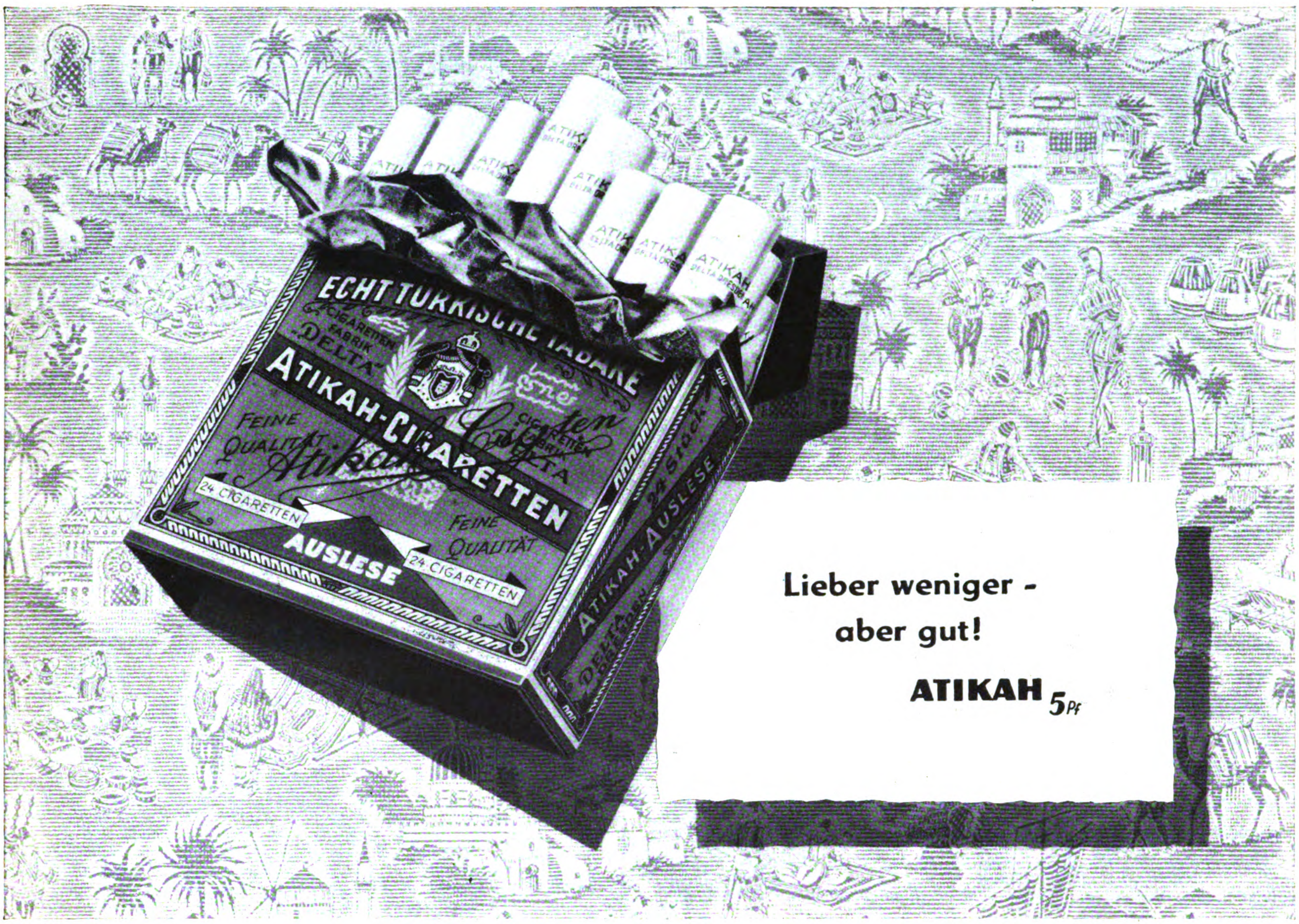
Ille aber träumt, daß sie mit Fritz auf der Bank in dem kleinen Vorgärtchen sitzt. Jedesmal aber, wenn sie ihn umfassen will, verschwindet er. Da hält sie sich, halb denkend, daß sie träumt, ganz still und fühlt nun ruhig schlafend Fritz bei sich.

*

Inzwischen ist in der Breitestraße Frau Arent mit ihren Kindern angekommen. Es war ein aufregendes Wiedersehen. Nun liegt sie bei der Mutter auf dem Zaubersofa, erzählt von ihren Erlebnissen, daß sie Fritz getroffen hat, und von dem Gefecht. Sie wird auch in der Nacht bei der Mutter mit den Kindern schlafen, denn in der Laube bei Arents ist kein Platz.

Fast ist die Mutter froh, daß sie so reichlich beschäftigt ist und nicht viel an Ille denken kann. Es erfüllt auch ihr Herz mit gläubigem Ver-

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



Jetzt zeigt sich

SO RECHT

wie unentbehrlich sie ist

Dringende Briefe, die uns jeden Tag erreichen, zeigen uns stets wieder, wie unentbehrlich sie geworden ist. Creme Mouson mit Tiefenwirkung ist eben mehr als nur eine Schönheitscreme; sie ist ein hochwirksames Hautpflegemittel – ein Hausmittel für die Haut. Seien Sie sparsam mit Creme Mouson, denn sie ist heute doppelt kostbar.



trauen in das Schicksal, das gerade Frau Arent und Fritz zusammengeführt hat. So wird das Schicksal auch Ille leiten.

*

Das Pfeifen einer Lokomotive weckt Ille. Erschreckt springt sie auf. Ein Zug fährt ein, und nun erkennt Ille, daß auf diesem eine Fahrkolonne verladen ist. Aus Güterwagen besteht der vordere Teil des Zuges. Die Türen sind aufgezogen. Ille sieht die Pferde und Menschen.

Eine Holzplanke schützt die offene Tür.

Wenige Menschen begrüßen den Zug. Mit aller Gewalt versucht Ille wach zu werden. Sie war zu müde. Daß sie auch einschlafen konnte. Es fällt ihr schwer, sich aus dem Schlaf zu reißen. Ihre Tasche läßt sie zurück und läuft den Zug entlang.

„Fritz", ruft sie, „Fritz!"

Lachend beugen sich Soldaten heraus und antworten: „Hier, süße Fee!" „Muß es gerade ein Fritz sein?" „Hierher, hierher!"

Einer hält sie fest und küßt sie. Sie reißt sich los.

Andere lachen und verulken sie.

Sie jagt den Zug entlang: „Fritz! Fritz!"

Die paar Menschen auf der Ladestraße beteiligen sich an dem Ulk: „Hier wird ein Fritz gesucht!"

„Zurückbleiben! Der Zug geht sofort weiter!"

Sie steht am Ende, sieht ihn abfahren und weint.

Ein junger, gutangezogener Mann beobachtet sie und spricht sie dann an: „Zwar heiße ich nicht Fritz, mein Fräulein, aber daran erkennen Sie meine Ehrlichkeit. Fritzen gibt es haufenweise. Ich aber heiße Eberhard. Das ist selten. Ein lieber Kerl bin ich auch. Schauen Sie mich ruhig einmal an."

Das tut Ille. Als der junge Mann diese erstaunten, traurigen, großen Kinderaugen sieht, bekommt er fast Angst. Er nimmt den Hut ab und bittet um Entschuldigung.

Jetzt aber nimmt sich der alte Beamte, der am Stock geht, ihrer an.

„Warten Sie auf einen Bekannten?"

„Auf meinen Bräutigam."

„Wissen Sie denn, ob er hier durchkommt?"

„Er hat telegraphiert."

Nun erinnert sie sich ihrer Tasche und will sie holen, um das Telegramm zu zeigen. Aber die Tasche steht nicht mehr an der Laterne. Sie ist gestohlen.

Der Beamte folgt ihr langsam.

„Ich hatte meine Tasche hier stehen lassen."

„Die werden Sie nie wiedersehen. Kommen Sie mit in meine Bude", sagt der Beamte. „Sie ist zwar nicht fein, aber gleich wird es wieder regnen, und ich mache jetzt sowieso Kaffeepause."

Sie ist nun so verschüchtert, daß sie neben dem Beamten hergeht!

„Wieviel Uhr ist es denn?"

„Fünf."

So lange hat sie geschlafen.

„Ist inzwischen ein Zug gekommen?"

„Nein, es war der erste von heute nachmittag."

Sicher wird sich die Mutter beunruhigen, aber sie kann sie nicht erreichen. Es ist gut, daß dieser nette Mann sie mitnimmt. Sie wäre sonst verzweifelt. Sie würde wohl weinen. Aber weggehen wird sie auf keinen Fall, und wenn sie die ganze Nacht warten muß.

In einen Holzbau, der sich an einen Schuppen anlehnt, führt sie der Beamte. Da ist gerade Platz für einen kleinen Tisch, für zwei Stühle und einen kleinen eisernen Ofen, der gut geheizt ist.

„Frieren ist schlimmer als hungern", meint der Beamte. „Wir haben ja hier die Kohlen aus erster Quelle!"

Ein Telephon hängt dicht bei der Tür. Es schrillt auf, als sie eintreten, aber es meldet sich keiner.

„Geben Sie mir aber keinen Korb. Das bitte ich mir aus, Kind. Ich würde es nicht vertragen. Schließlich bin ich doch so gut wie Ihr Großvater und habe darum die Berechtigung, für Sie zu sorgen."

Die Tür steht etwas auf.

„Schön regnet das draußen. Dumm, daß Sie keinen Schirm mitgenommen haben. Was war denn in der Tasche?"

Jetzt erinnert sich wieder Ille der verlorenen Tasche. Das Essen war drin, die Geschenke für Fritz und das Telegramm, und plötzlich fällt ihr auch die Geldtasche mit einigen Mark ein. Nun muß sie zu Fuß nach Hause gehen, wenn sie Fritz gesehen hat. Das mag sie aber dem Beamten nicht sagen. Womöglich bietet er ihr Geld an.

„Mein Taschentuch war drin."

„Wenn das alles ist!" Aus der Schublade zieht der Alte ein rotes, sauberes, zusammengefaltetes Tuch. „Das leihe ich Ihnen. Bedingung: Daß Sie es persönlich und gewaschen wiederbringen."

Dann schlägt wieder das Telephon an.

Er hebt den Hörer ab: „Jawohl."

Er steht auf: „Wieder ein Zug. Sie brauchen aber nicht herauskommen. Panzersoldaten."

„Das Kaffeetrinken werden wir inzwischen aufschieben."

Er läuft heraus. Es regnet wirklich stark.

In der Ferne donnert es. In den letzten Tagen war es zu heiß. Ille putzt sich die Nase.

Dann sieht sie sich in dem winzigen Raum um. Über dem Holztisch hängt eine buntbemalte Uhr, deren kleiner Pendel schnell hin und her läuft.

Draußen fährt der Zug ein. Die Soldaten schreien und rufen. Menschen sind kaum auf der Straße. Der Zug fährt durch.

Da bekommt Ille Angst. Wenn nun Fritz in einem der nächsten Züge kommt und der Zug hält nicht.

Der Beamte tritt in den Raum.

„Halten die Züge nicht alle hier?"

„Eigentlich sollen sie durchfahren."

„Und können Sie die Züge anhalten?"

Er lächelt: „Wenn ich es auf meine Kappe nehme."

Er setzt sich: „Übrigens war ich längst pensioniert. Dies ist mein Kriegsposten. Auch wohl nur für ein paar Wochen. Ich war Lokomotivführer."

„Kennen Sie den Sonnenschein?"

„Klar kenne ich den Sonnenschein! Er ist in meinem Alter. Wir sind beide vom Anhalter Bahnhof gefahren. Oft standen wir an demselben Bahnsteig. Er fuhr über Halle und ich nach Leipzig."

Der Beamte holte seine Thermosflasche und seine Brote hervor. „Schön, Sonnenschein zu heißen. Ich heiße Müller, ganz gewöhnlich Müller."

Müller teilt das Frühstück ein: „Aus der Tasse trinken Sie. Ich aus der Flasche."

Nun muß Ille von Sonnenschein erzählen.

Die Zeit vergeht.

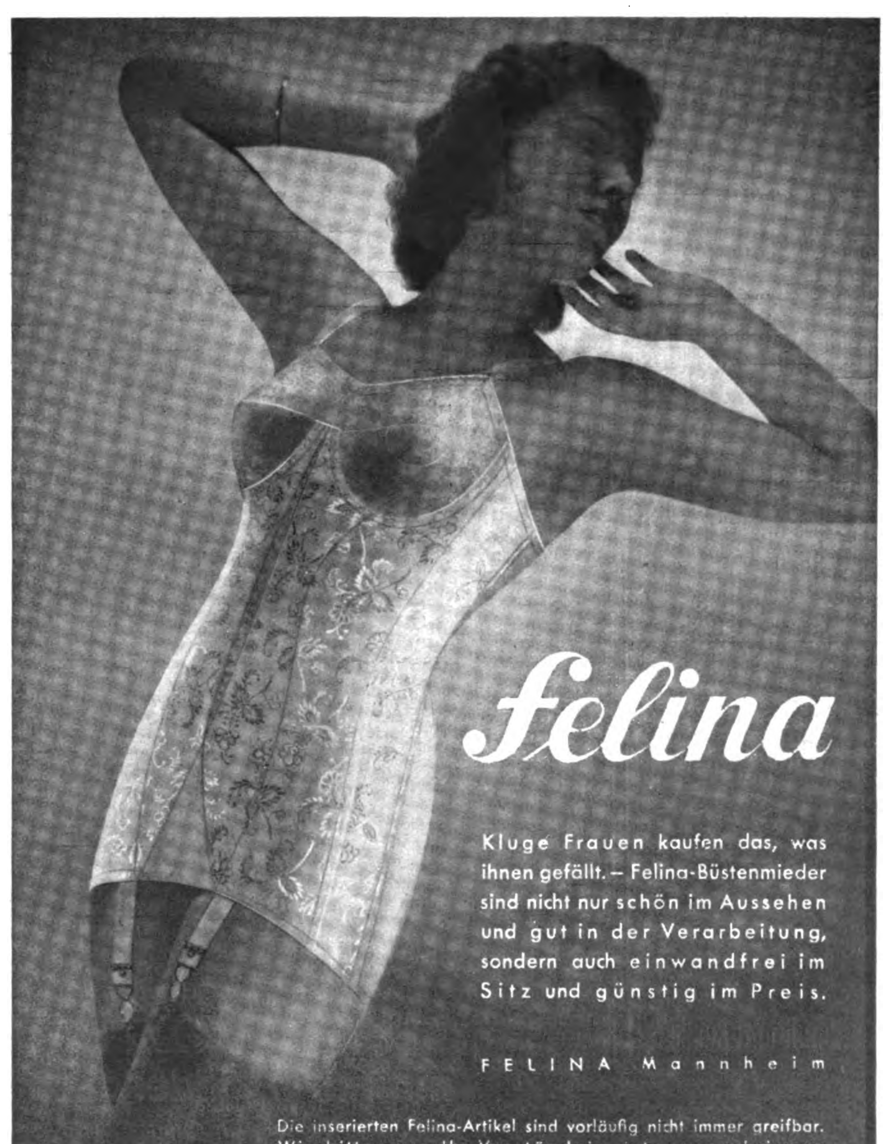
(Schluß folgt.)



Drei gute Gründe:
aromatisch
leicht
frisch
Astra
10 KYRIAZI ASTRA
4 ₰
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK



Scharlachberg Meisterbrand
ein Weinbrand der hält / was sein Name verspricht
ROSE · GOEDECKER



Felina
Kluge Frauen kaufen das, was ihnen gefällt. – Felina-Büstenmieder sind nicht nur schön im Aussehen und gut in der Verarbeitung, sondern auch einwandfrei im Sitz und günstig im Preis.
FELINA Mannheim
Die inserierten Felina-Artikel sind vorläufig nicht immer greifbar. Wir bitten uns Ihr Verständnis entgegenzubringen.

In die Hose geschossen und andere heitere Begebenheiten

Die Medizinprofessoren Thiersch und Schmidt waren wegen plötzlicher Erkrankung des Königs telegraphisch zur Konsultation nach Dresden befohlen worden. Auf dem Bahnhof trafen sie mit einem hohen Beamten zusammen, der gleichfalls im Begriffe stand, nach der Hauptstadt zu fahren. Man wechselte einige Worte, dann sagte der hohe Würdenträger: „Sie, meine Herren, fahren doch wohl zweiter Klasse, ich erster. Also auf Wiedersehen!" Beim Aussteigen in Dresden begegnete man sich abermals auf dem Bahnsteig. „Herr", sagte Thiersch zu dem hohen Herrn, „Sie fahren doch wohl in der Droschke, wir fahren in der königlichen Equipage." In der Tat erwartete ein königlicher Wagen die beiden Ärzte am Bahnhofsausgang. Am Abend bei der Heimreise trafen sich alle drei wiederum. Diesmal war der vornehme Herr weit herablassender. „Wie ich gehört habe, meine Herren, sind Sie ans Krankenlager Seiner Majestät berufen worden. Ich wußte gar nichts um das Unwohlsein Seiner Majestät habe erst im Laufe des Tages davon erfahren."

„So", erwiderte ruhig Thiersch, „ist die Nachricht schon bis ins Volk gedrungen?"

*

Professor Dr. Binder war bekannt wegen seiner Grobheiten und seiner „Pferdekuren". Einmal kam ein Metallarbeiter zu ihm, der einen Eisensplitter im Auge hatte. In der Augenklinik hatte man den Mann bereits darauf vorbereitet, daß das Auge wahrscheinlich entfernt werden müßte. Binder besah sich die Verletzung und meinte: „Nu, denn könn wi jo irst mol en anner Mittel versöken. Hest du en recht grotes Taschendok bi d?"

„Ja, datt heww ick wol, över dat is man en buntes."

„O, de Farw deht nicks. Giwt mal her, min Jung."

Professor Binder machte aus dem Tuche ein Seil, drehte es dem Patienten um den Hals und schnürte es fest zu, daß der Mann ersticken zu müssen meinte und ihm die Augen aus den Höhlen quollen. Nun besah Professor Binder das kranke Auge und entdeckte an einer bisher unsichtbaren Stelle den Splitter. Er entfernte ihn, und das Auge war gerettet. „Den Dunner ok, ich dacht, ick müßt op der Stell verörgeln", sagte der Patient nach der Prozedur.

„Ach wat", meinte Binder, „heww di man nich so."

*

Otto Erich Hartleben war nach der Aufführung seiner ersten Werke rasch beliebt geworden. Seine Erfolge steigerten sich bald ins Märchenhafte, so daß ihm das Berliner Lessing-Theater das Angebot einer Jahresrente von 2000 Mark machte gegen die Verpflichtung, seine sämtlichen noch aus seiner Feder entstehenden Dramen und sonstigen Bühnenwerke zuerst dort einzureichen.

Als Otto Erich dieses Angebot erhielt, starrte er eine Weile sinnend vor sich hin und sagte dann zu seiner Schwester „Moppchen", die ihm den Haushalt führte: „So, jetzt noch drei solcher Kontrakte und ich rühre im Leben keine Feder mehr an."

*

Der Verfasser des Kinderbuches „Struwwelpeter", Heinrich Hoffmann, war Arzt in Frankfurt und zeitweilig auch Lehrer der Anatomie am dortigen Senckenbergischen Institut. Als junger Praktiker hielt er um die Tochter eines hochangesehenen Frankfurter Patriziers an. Der maß den jungen Mann mit strengen Blicken: „Ja — und welche Aussichten haben Sie für die Zukunft?" Hoffmann hatte eine solche prosaische Frage in der Überschwenglichkeit seiner Gefühle nicht erwartet, stutzte einen Augenblick und antwortete dann munter: „Ich spiel' ein Achtelchen in der Lotterie!"

Der Humor des Mediziners siegte. Der Gestrenge lachte laut auf und gab seine Zustimmung.

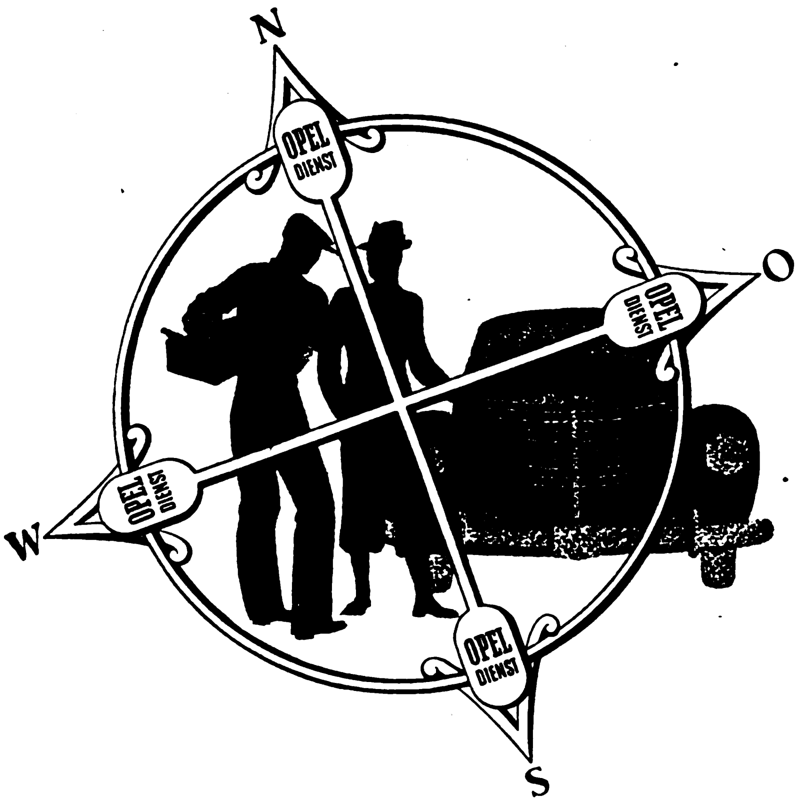
*

Otto Reutter war in jüngeren Jahren einmal an einem Varieté einer kleineren Stadt tätig, an dem allabendlich auch ein Kunstschütze auftrat, der als Höhepunkt seiner Leistungen die Umrisse eines jungen Mannes durch haarscharf gezielte Schüsse auf die hinter dem Jüngling befindliche Wand zeichnete.

Eines Tages ging dieser Partner auf und davon, den Kunstschützen in höchster Verlegenheit sitzen lassend. Als am Abend für die Vorstellung sich noch kein Ersatz gefunden hatte, bat der Direktor des Varietés Otto Reutter flehentlich, nur ein einziges Mal auszuhelfen, da man dem Publikum unmöglich die Hauptnummer unterschlagen könne. Ehe Reuter noch recht zustimmen konnte, war er bereits vor die Wand gezerrt und die Schüsse krachten. Der Schütze, durch den fatalen Zwischenfall noch erregt, war ein wenig unsicher. Einige Kugeln streiften Hut und Rock. Kaum war der Vorhang gefallen, stürzte der Meisterschütze auf den erblaßt dastehenden Humoristen zu, bat um Entschuldigung und erklärte sich sogleich bereit den beschädigten Rock und Hut zu ersetzen. „Na — und die Hose?" fragte Reutter harmlos. — „Die Hose?" entgegnete der Kunstschütze erstaunt, „in die Hose hab' ich doch nicht geschossen." — „Sie nicht —", antwortete Otto Reutter bedrückt.

Gestern – heute – morgen

OPEL-PLANARBEIT



OPEL-DIENST ÜBERALL!

Der Verkauf eines Wagens ist für die Adam Opel A. G. stets der **Anfang** und nicht das Ende ihrer Betreuung des Opel-Käufers.

Aus dieser Einstellung entstand in einer jahrzehntelangen, planvollen Aufbauarbeit das vorbildlich engmaschige Opel-Kundendienstnetz.

Weit über 2000 Werkstätten und Schnelldienst-Stationen, auf Opelwagen spezialisiert, mit im Stammwerk besonders geschulten Fachkräften, stehen jedem Opel-Fahrer und jedem Opel-Wagen zur Verfügung.

Dieser Kundendienst verleiht Ihrem Opel-Wagen einen hohen Mehrwert, denn vorsorgende Pflege und schnelle, zuverlässige Hilfe halten den Opel-Wagen stets arbeitsfähig und einsatzbereit.

Opel-Planarbeit von gestern schuf den vorbildlichen Opel-Kundendienst.

Opel-Planarbeit von heute wird den Opel-Kundendienst von morgen geben!

OPEL

der Zuverlässige

ADAM OPEL A. G. RÜSSELSHEIM AM MAIN



FLORIO MARSALA

Goldgelber, feuriger Südwein aus dem Sonnenland Sizilien, der Insel tausendjähriger Weinkultur.

SEIT 1833 · FLORIO & C., MARSALA · SEIT 1833



„Das ist also Deine Braut? Lieb sieht sie aus . . . Was hat Dir denn zuerst an ihr gefallen?“



„Ihre Stimme, die ist klar wie ein Silberglöckchen! Na, morgen wirst Du Deine neue Schwägerin ja sehen und hören.“



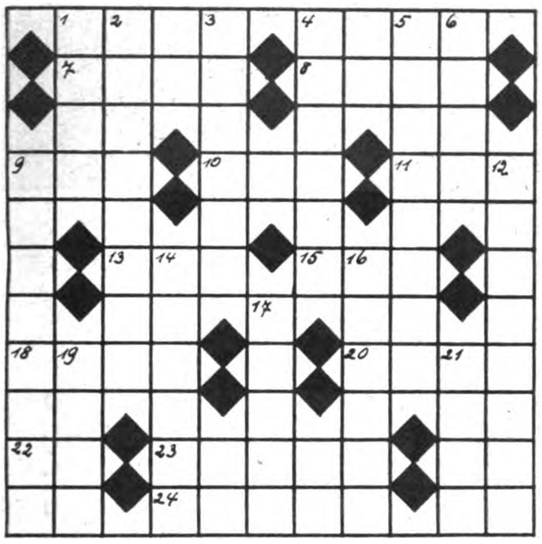
„Hans-Werner hat mir gleich erzählt, daß Du eine so schöne Stimme hast; beneidenswert. — ich bin immer so leicht heiser.“



Ein kluges Mädchen Wybert nimmt, damit es mit der Stimme stimmt.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. männliches Haustier, 4. Liebesbezeugung, 7. Zahl, 8. griechische Göttin, 9. Nebenfluß der Weichsel, 10. Strom im westlichen Asien, 11. Schicksal, 13. Stadt in Finnland, 15. Getränk, 18. spanische Landschaft, 20. landwirtschaftliches Gerät, 22. persönliches Fürwort, 23. südamerikanischer Strauß, 24. deutscher Dichter. Senkrecht: 1. nordische Liedersammlung, 2. romantischer Dichter, 3. Wagnis, 4. deutscher Klassiker, 5. Luftkurort am Harz, 6. Einzelvortrag, 9. deutscher Klassiker, 12. Shakespeare-Übersetzer, 14. Südfrucht, 16. antarktischer Vulkan, 17. Gestirn, 19. Feuerstätte, 21. Stadt in der Steiermark.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — an — ar — burg — da — dam — dat — du — dukt — e — e — en — en — gie — i — ke — kre — le — me — ment — mes — na — ner — ni — nym — pe — phen — pir — ra — ri — ri — rot — sa — sas — se — ta — tär — te — tel — ter — trom — ul — vi — zi sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Feuchtersleben ergeben.

1. Gestalt aus Verdis Aïda, 2. Grundstoff, 3. weiblicher Vorname, 4. Hochgebirgspflanze 5. germanische Göttin, 6. Stadt auf Sardinien, 7. tropisches Huftier, 8. Talbrücke, 9. Kraft, 10. Stadt in Holland, 11. hochbeiniger afrikanischer Raubvogel, 12. Blasinstrument, 13. Land in Vorderasien, 14. Schloß und Park in München, 15. Südfrucht.

1 .... 9 ....

2 .... 10 ....

3 .... 11 ....

4 .... 12 ....

5 .... 13 ....

6 .... 14 ....

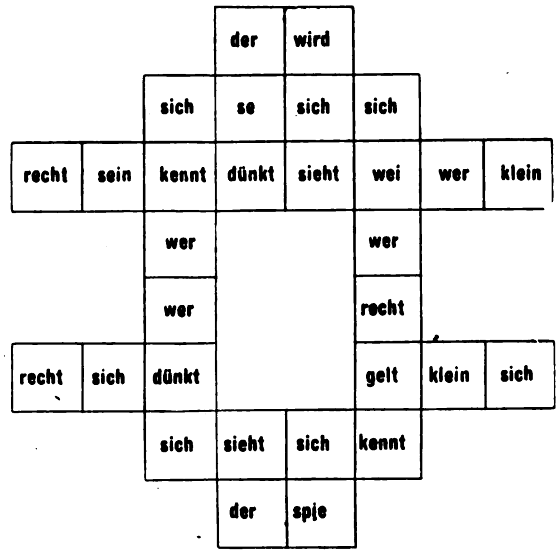
7 .... 15 ....

8 ....

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Verwahrung Arrest Wisent Cossenza Macbeth achtbar Pescara Weide Siena sind je drei, aus dem letzten zwei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Sinnspruch ergeben.

Rösselsprung.



Lösungen der Rätsel in Folge 36:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Wagen, 4. Moral, 8. Ares, 10. Wale, 11. Rio, 12. Lee, 14. Mob, 15. Zer, 16. Ems, 17. See, 18. Grieche, 21. Wein, 22. Haß, 24. Nebel, 27. Steg, 30. Land, 33. Tag, 34. Uri, 35. Pol, 36. Eros, 37. Lire, 38. Ranke, 39. Husar. Senkrecht: 1. Warze, 2. Arie, 3. George, 5. Ramses, 6. Aloe, 7. Leber, 9. Feme, 12. Leine, 13. Esche, 19. Ring, 20. Hall, 23. Aster, 25. Bart, 26. Adler, 28. Tara, 29. Egon, 31. Apis, 32. Nora. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Delegation, 2. Echternach, 3. Rigoletto, 4. Budweis, 5. Auber, 6. Undine, 7. Eintopfgericht, 8. Rhodes, 9. Immortelle, 10. Sahib, 11. Thomas, 12. Daphne, 13. Eisack, 14. Senegal, 15. Vigo. „Der Bauer ist des Volkes bester Sohn." ✱ **Kryptogramm:** Bewohner Zellwolle Keller Hornisse Nachtdienst Beere Bastei Wagran Erzieher Hades Eisleben Rubens. „Wohlwollen ist die erste Grazie des Lebens." Herder. ✱ **Rösselsprung:** Wo Treue hell vom Auge blitzt und Liebe warm im Herzen sitzt, das, wackerer Deutsche, nenne dein! Arndt.

Humor

Diana, eine hochwertige Jagdhündin, ging mit ihrem Herrn spazieren. Beide kamen an einem Ackerfeld vorbei, auf dem gegraben wurde. Diana blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und steckte die Schnauze in den aufgeworfenen Boden. „Männe, da drunten muß etwas ganz Besonderes sein", sagte ihr Herr. Man grub einen Meter tief und stieß dann auf einen klirrenden Gegenstand. „Vorsicht", sagte der Herr, „sorgfältig im Umkreis graben, damit das Gefundene nicht beschädigt wird!" Man tat so, und was kam ans Tageslicht? Eine Kaffeeuntertasse, auf die ein Hase aufgemalt war.

*

„Ist dort Herr Schmitt? Ich möchte fragen, ob ich Ihre älteste Tochter Flora heiraten darf."

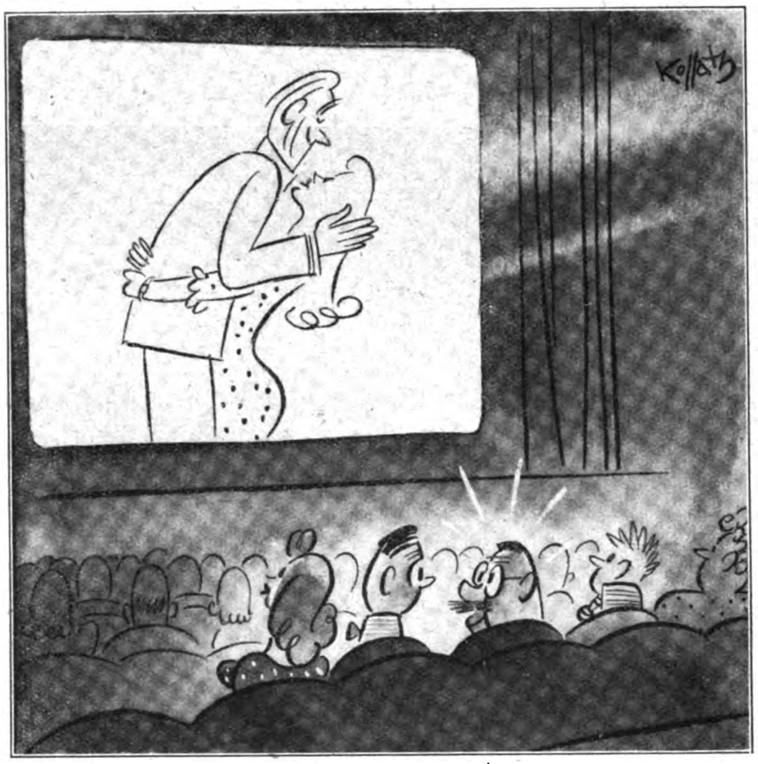
„Selbstverständlich, das können Sie. Und mit wem spreche ich?"

*

Nebel kommt in die Vogelhandlung.

„Der Papagei, den ich hier gekauft habe, flucht den ganzen Tag."

„Das müssen Sie nicht so tragisch nehmen", sagt der Vogelhändler, „er meint es nicht so."



„Also meinetwegen halten Sie meine Hand. Aber hören Sie endlich auf, mich in den kleinen Finger zu kneifen!"

Zeichnung: Kossatz

Ein Jäger, der als schlechter Schütze bekannt war, zeigte eines Tages Freunden eine Tür, auf die eine Zielscheibe gezeichnet war. Mitten im Schwarzen war eine Kugel im Holz steckengeblieben. „Ich habe diese Kugel aus dreihundert Schritt Entfernung abgegeben!"

„Das ist doch gar nicht möglich!" meinte ein Freund ungläubig.

„Nicht möglich — wollen wir wetten?"

Man wettete, und zwei Nachbarn wurden herbeigerufen, die als Zeugen bestätigten, daß der Schuß so abgegeben worden sei.

„Wie hast du das nur gemacht?" fragte der Freund.

„Ganz einfach — erst schoß ich und dann malte ich die Scheibe drum herum."

*

„Du sagtest, daß unser Freund Niederpichler seinem Erbonkel sein Wort verpfändet hat, daß er dem Bier den Rücken kehren wolle, ich habe aber gehört, daß er in letzter Zeit noch viel unheimlicher säuft."

„Das schon, aber sein Wort hat er trotzdem gehalten."

„Das ist wohl Unsinn, was du da sagst."

„Durchaus nicht; Niederpichler ist doch Bierkutscher geworden."

Heute beten sie



STALIN, WIE IHN ENGLAND GESTERN SAH

Der moskowitische Menschenhai

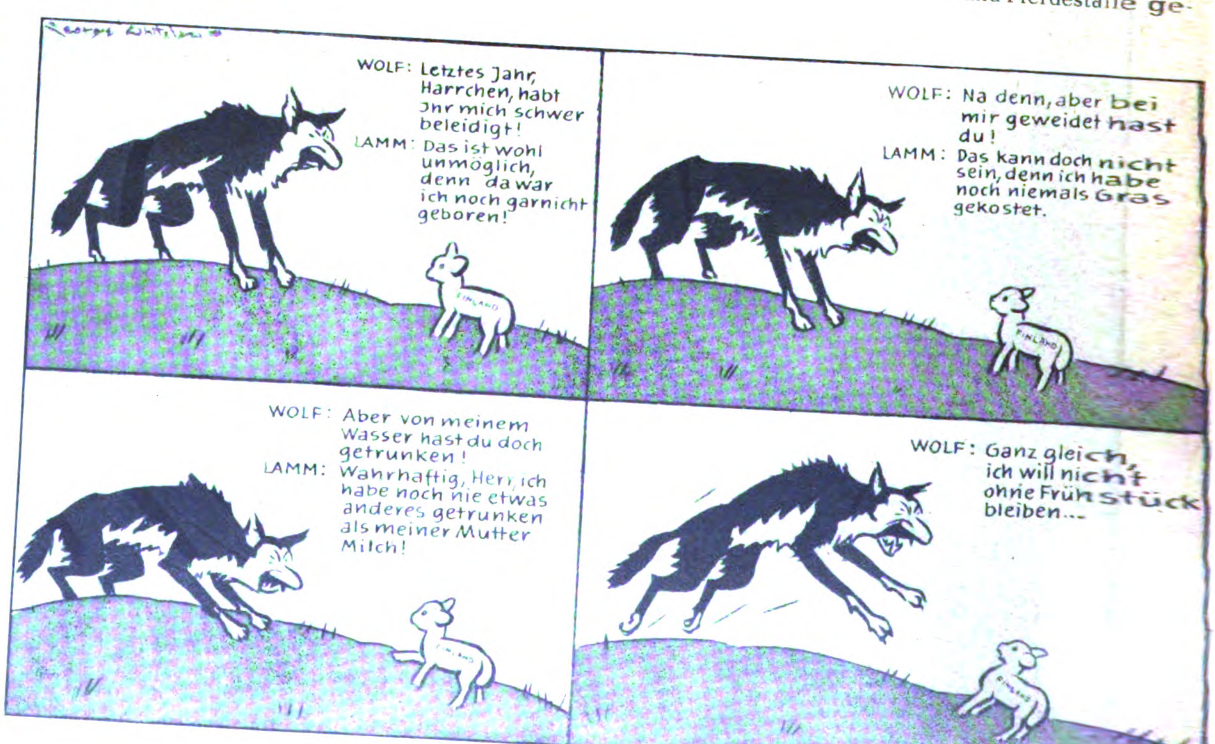
Die Zeichnung spiegelt die britischen Hoffnungen und Bemühungen um Kriegsausweitung auf dem Umweg über die Finnlandhilfe wider. Chamberlain hatte im Unterhaus erklärt: Es stände ein Expeditionskorps von 100 000 Mann, ausgerüstet für Kampf in der Arktis, den Finnen zur Verfügung, wenn — Norwegen und Schweden den Durchmarsch gestatteten. Diese britische Finte sollte der Besetzung Skandinaviens dienen, um dort die gewünschte neue Front gegen Deutschland zu installieren. Die Arbeiterpartei war gegen die Finnlandhilfe; daher der Skandinavien in den Mund gelegte Stoßseufzer: „Hätten wir ihm das Seil zugeworfen, hätte er uns am Ende mithineingerissen." („Daily Herald.")



„Veitstanz."

„Seht mal da, wer tanzt denn da wie ein Indianerweib?" verspottete der „New York Daily Mirror" den Moskauer Briganten und legte ihm die Mahnung in den Mund: „Nun aber fair gekämpft — schlag ja nicht unter den Gürtel!"

Wie schnell doch die Zeiten sind! Das ist an einem einzigen Datum abzulesen: am 22. Juni 1941, dem Tag des Beginns der Abrechnung Europas mit dem Weltfeind Bolschewismus. Der Tag steht als letzte Wegscheide zur Besinnung Europas. Mit vergnüglichem Erstaunen blättern wir in britischen, amerikanischen und neutralen Karikaturen aus den Tagen des Winterfeldzuges Moskaus gegen Finnland. Keiner, der Moskau so verächtlich machte wie London! Da triumphierte sogar in dem Lügen- und Heuchlernest an der Themse ausnahmsweise einmal die Wahrheit über die Lüge. Um so verwerflicher erscheint uns an Hand dieses Scheren- und Querschnittes die heutige britische — im krassen Gegensatz zu der deutschen Distanzierung im Moskauer Nichtangriffspakt stehende — engste Waffenbrüderschaft, die gegen Europa, seine Gesittung und Kultur gerichtet ist! Da steht der Erzbischof von Canterbury auf und erläßt in psalmodierender Heuchelei die Anordnung, von nun an die Sowjets in das Gebet der Nation einzuschließen. Dies zur gleichen Zeit, da im Osten die Soldaten des neuen Europas kopfschüttelnd vor Kirchen stehen, aus denen die Sowjets Wodkabrennereien und Pferdeställe ge-



Wolf und Lamm, frei nach Äsop.
Heute möchten sie aus dem Wolf ein Lamm machen und ihm ganz Europa ausliefern.

für ihn



Britenspott über den roten Bären.

Als in dem arktischen Rekordwinter das kleine Finnland dem sowjetrussischen Riesen mit schwersten Niederlagen arg zusetzte, ließ England unverhohlen seine Genugtuung über die Schlappen des Judengenerals Stern aus. Der „Daily Herald" ließ das finnische Rotkehlchen höhnen: „Bist wohl erkältet, Kam'rad?" Freilich, heute lassen sich die Bären, Stalins väterliche Pistole im Genick, in unvorstellbaren Schwaden hinmähen zur größeren — Ehre Englands und als (britische) Stützen einer Europa zugedachten „Kultur". Das ändert die Lage, und das heißt hier: die britischen Sympathien.



„Utopia gebärdet sich stark."

Amerikanische Sympathien — im „Philadelphia Enquirer" (Dez. 1939) — für das vergewaltigte Finnland. Und heute — schickt Amerika über das mit seiner Gutheißung von den Briten vergewaltigte Iran amerikanische Bomben gegen Finnland für den überdimensionalen Barbarengoliath Stalin . . .

macht haben. Wirklich: eine Waffenbrüderschaft, wie die Geschichte sie noch nie gesehen hat.



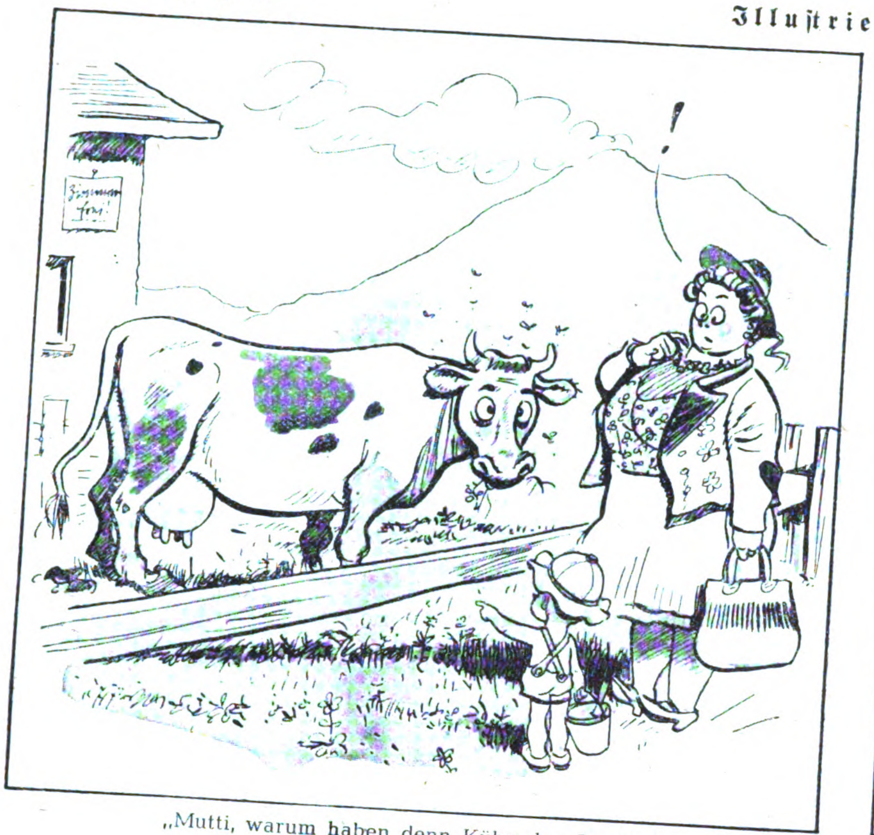
Britenspott über rote Kampf„disziplin".

In der längst getrogenen Hoffnung, in den Sowjetrussen einen Ersatz für all die zerschlagenen Festlandsdegen gefunden zu haben, will die britische Propaganda nicht wahrhaben, daß Stalin durch seine Politkommissare seine Rotarmisten unter Drohungen in den Kampf treiben läßt. Hier der Gegenbeweis: Der Londoner „Punch" gab im Dezember 1940 selbst diese Stalinmethoden der Disziplinierung durch Genickschuß der Verachtung der Welt preis! Heute sind sie Waffengefährten; aber was fragt England, wenn es ihm dient, nach dem Blut von Millionen Fremder!



„Mickey Finnland und der Riese Stalin."

Eine ebenso köstliche wie kennzeichnende Parodie des „Daily Herald" auf Walt Disneys Mickey-Mouse-Film: „Ein funkelnd Blitzen im Auge, warf Mickey die Schlinge eines Fadens dem Riesen um die Nase . . ." Und nun ist dieses so verspottete Schreckgespenst einer Welt Englands intimster Busenfreund und Schildknappe, dem die Gebete auf der Arche „Potomac" im Atlantik wie in der Kathedrale von Canterbury gelten . . .



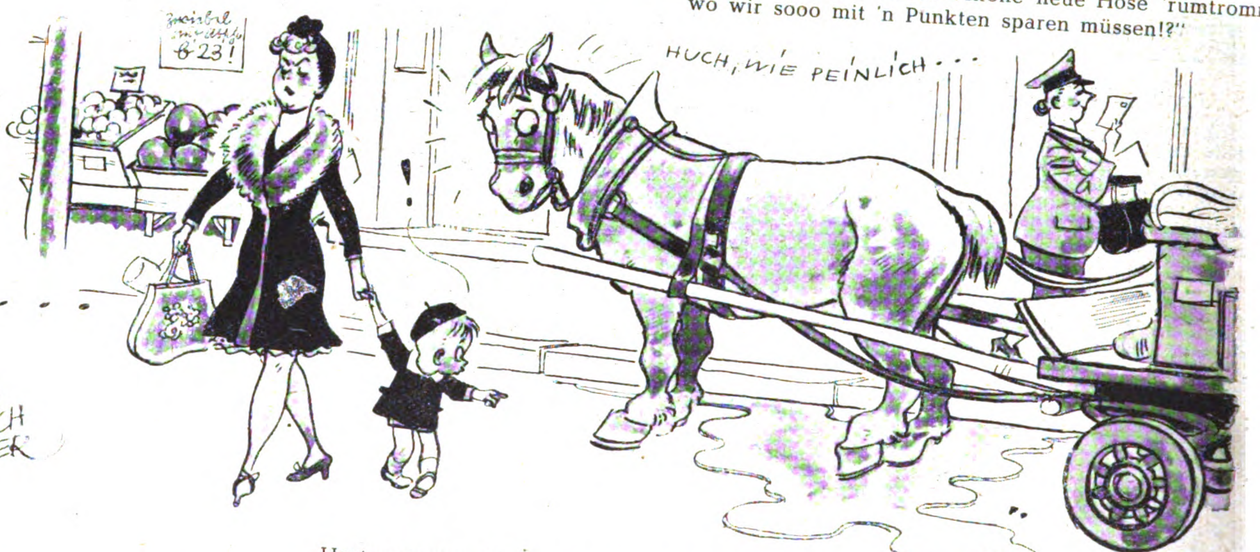
„Mutti, warum haben denn Kühe den Busen unten?"



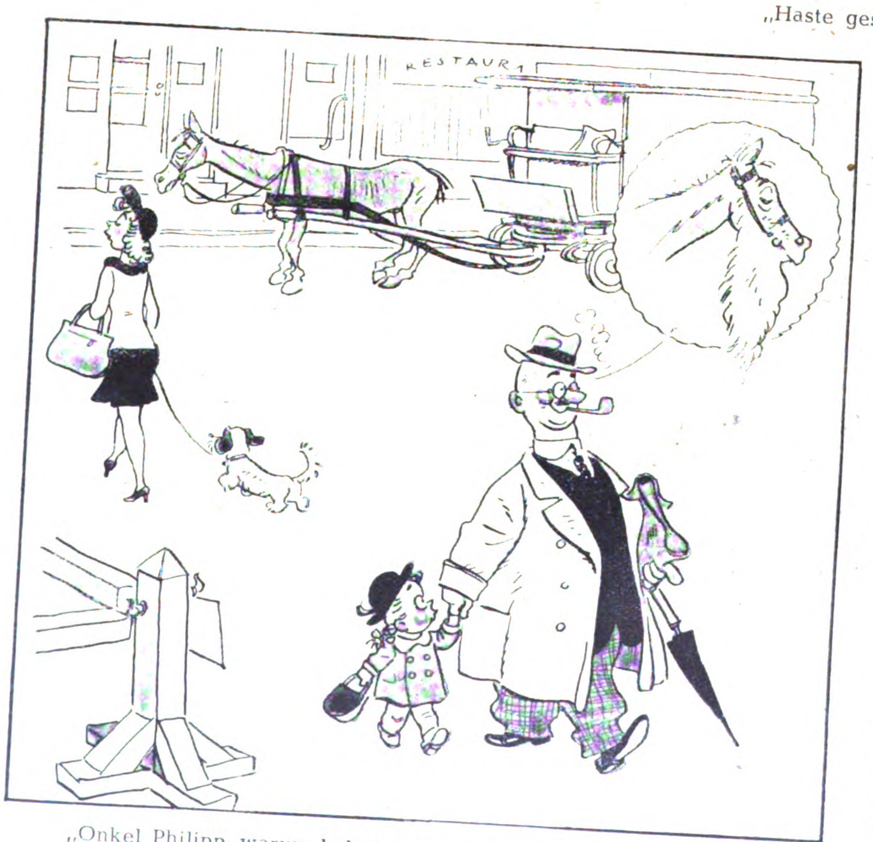
„Was soll 'n da meine Mutti sagen, wenn Sie wie 'n Wilder mit Ihrem dämlichen Stock auf meine schöne neue Hose 'rumtrommeln, wo wir sooo mit 'n Punkten sparen müssen!?"

Kinder fragen . . .

AUFGESCHNAPPT UND GEZEICHNET VON EMERICH HUBER



„Haste gesehn, Mutti, bei dem Pferd is des ganze Benzin ausjelaufen!?"



„Onkel Philipp, warum haben denn alte Pferde keinen langen weißen Bart wie Großvati?"



„Mutti, wenn der Onkel Doktor bei Tante Trude den ollen bösen Blinddarm 'rausgenommen hat, können wir den dann zum Spielen kriegen?"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
[A B C D E F G 24]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

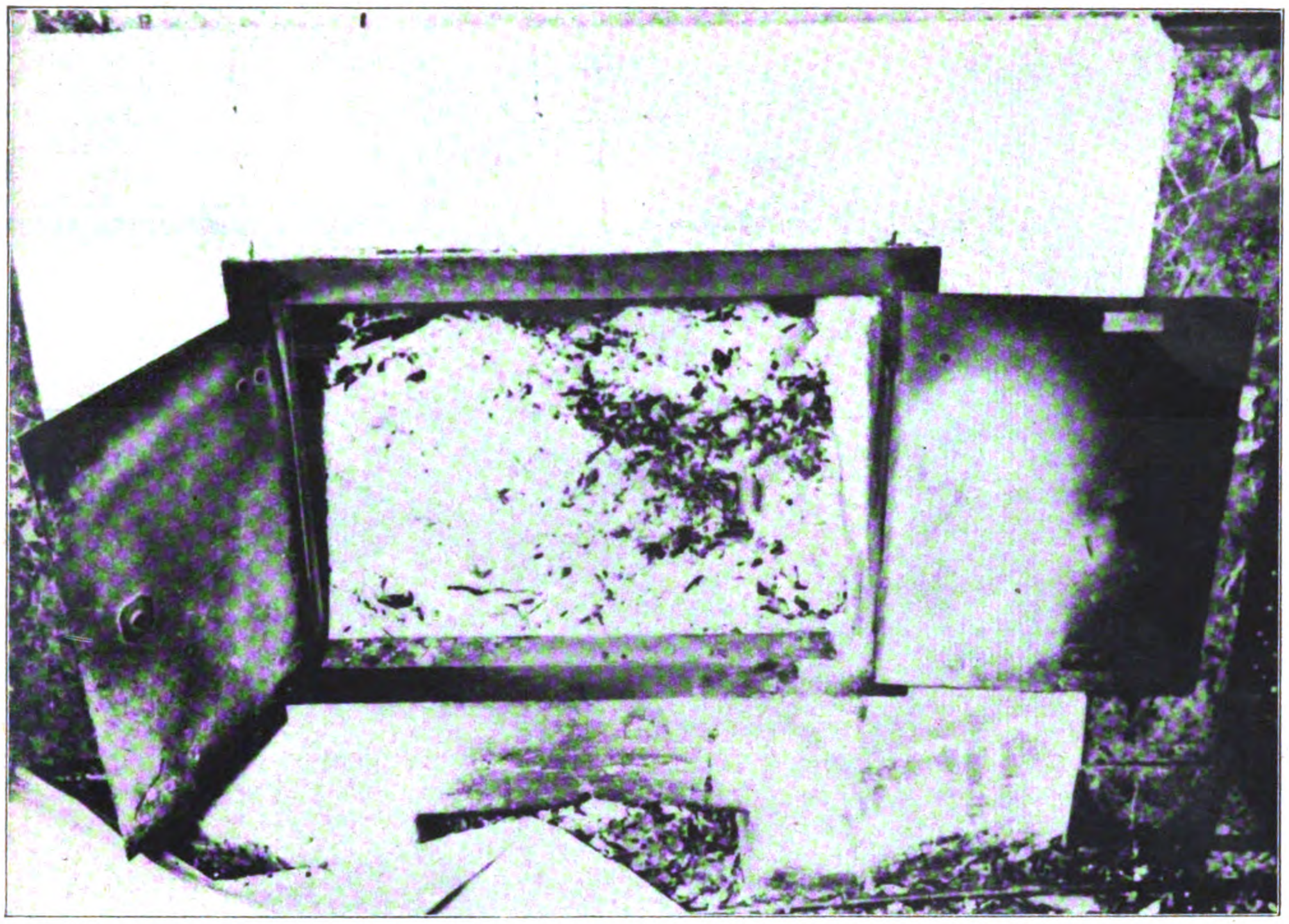
DONNERSTAG, 18. SEPT. 1941
16. JAHRGANG · FOLGE 38

AUS DEM INHALT:
Blutkeller in der Sowjetbotschaft / Wölfe in der Herde
Sie siegen auf dem Exerzierplatz / Amtliche Heckenschützen u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22



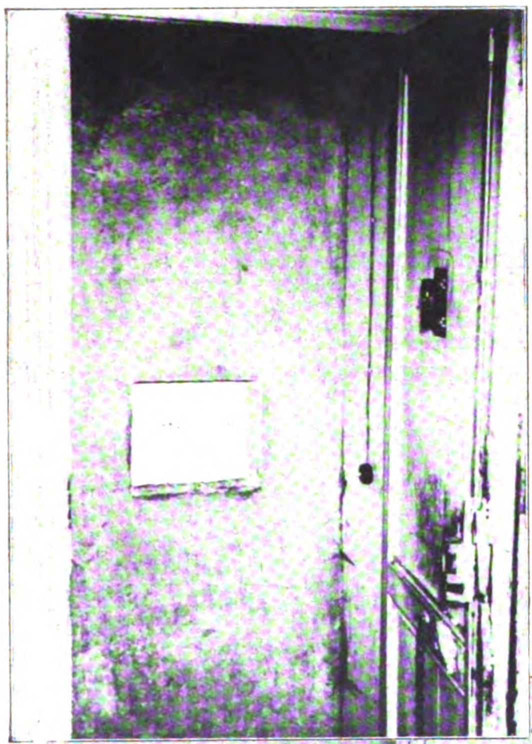
„Waffen abliefern!"
Tausendfach wiederholt sich diese Situation jetzt im Osten.
Aufnahme: PK. Müller-PBZ.

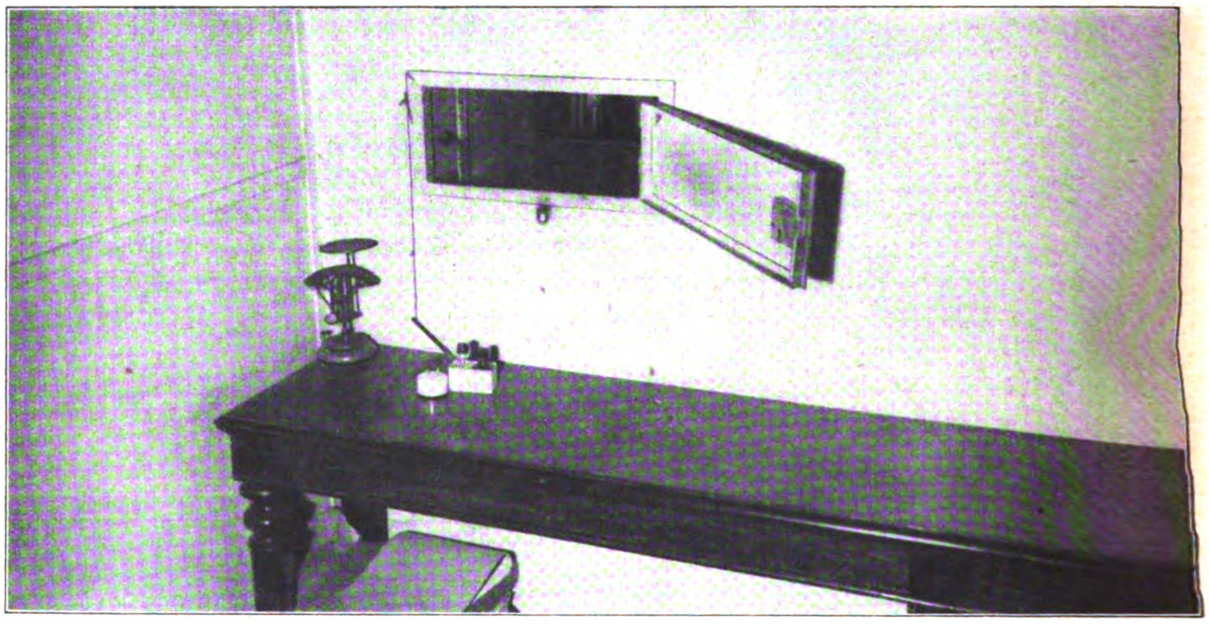


Hier wurden Menschen verbrannt

KREMATORIUM IN EINER BOTSCHAFT

Verbrennungsofen in der Pariser Sowjetbotschaft.
Hier wurden nach Mitteilung französischer Zeitungen auch die russischen Generale Koutiepoff und Miller ermordet und verbrannt.

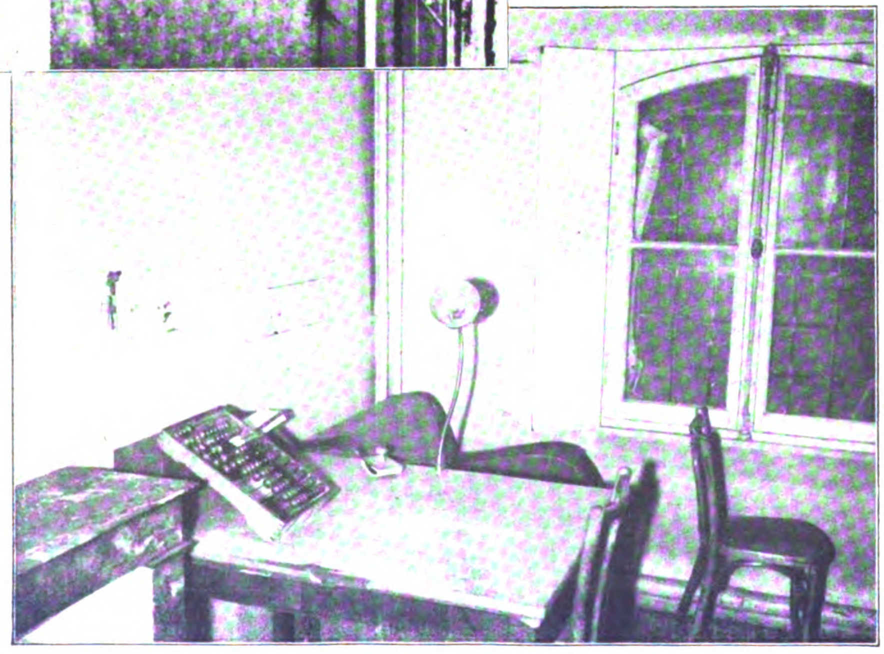




Die Verhörklappe in dem GPU.-Raum.

Aufn.: PK. Wisch-Paris.

Links: Betoneingang zum Keller.



Blick in den Untersuchungsraum.
Hier wurden die Opfer der GPU. „verhört", bevor man sie umbrachte.



Der Spezialofen
entwickelte nach den Feststellungen der französischen Behörden die Hitze eines Krematoriums.



Das ist es: der beste Soldat der Welt hat die beste Waffe der Welt.

Zeichnung von Lazarus.

Bei einem Luftkampf zwischen einer He 111 und einer sowjetischen Rata-Maschine rammte die deutsche Heinkel den feindlichen Jäger, der senkrecht abstürzte und am Boden verbrannte. Das deutsche Flugzeug landete mit Beschädigungen am Leitwerk glatt in seinem Heimathafen.

Amtliche Heckenschützen bei den Sowjets

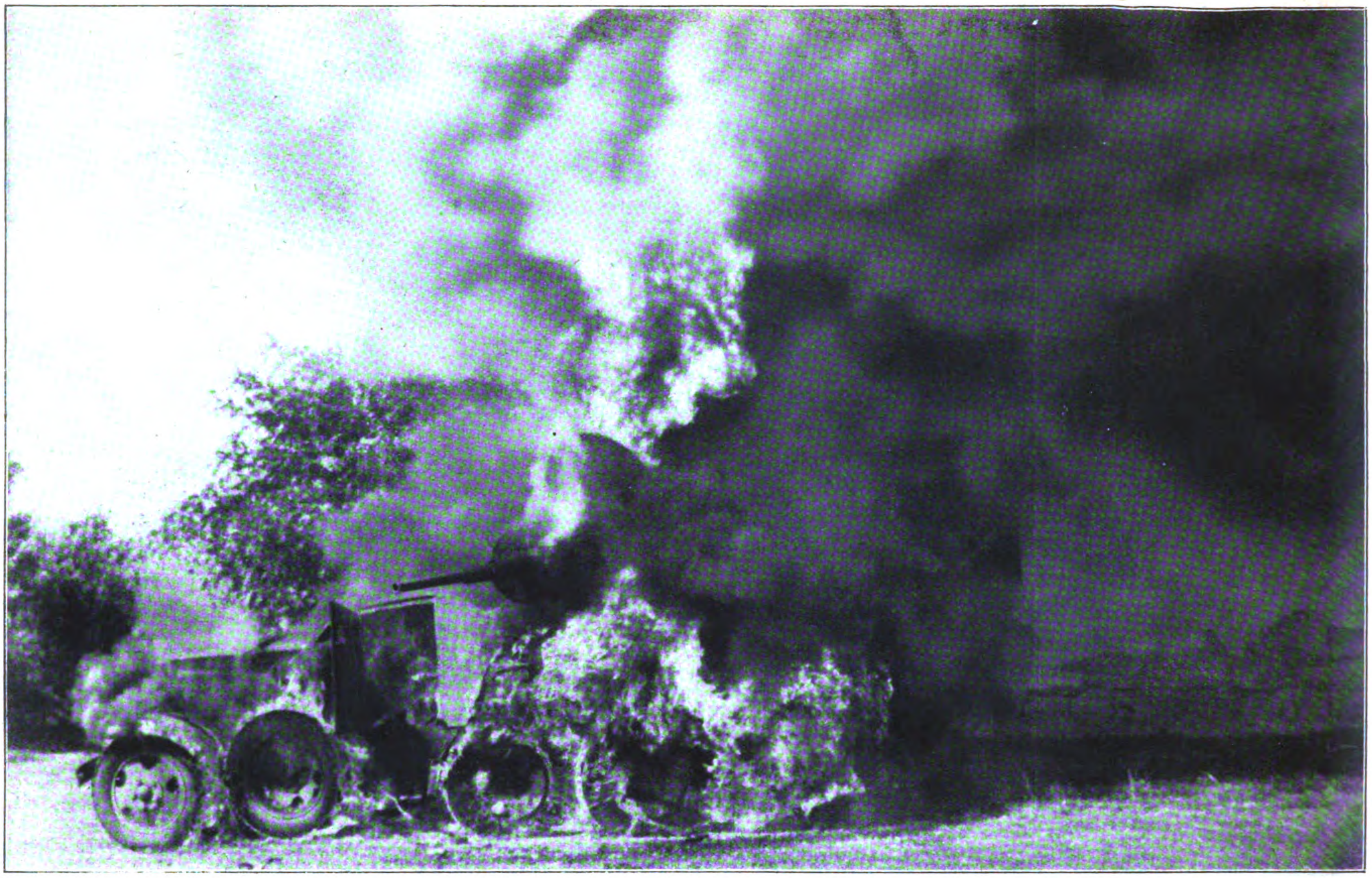
Funkbilder aus Moskau über Amerika von Assopress.



So auf dem Lande . . .
Kolchosbauer, der von Sowjets mit den Methoden des Heckenschützenkrieges vertraut gemacht wurde.



. . . und so in den Städten.
Ein Sowjetsoldat erteilt der Bevölkerung Unterricht im Handgranatenwerfen.



Der Sowjetpanzer ist getroffen.
Die Besatzung versucht, das brennende Ungetüm hinter ein Haus zu retten.



62 von 63

SOWJETPANZERN WURDEN ALLEIN AM 4. SEPTEMBER VOR DEN DEUTSCHEN STELLUNGEN VERNICHTET



In Stellung am Rande des Dorfes.
Eben erledigten sie ihr Ziel. Kurze Zeit später wurde ein zweiter Sowjetpanzer in Brand geschossen.

Links: Im letzten Augenblick ins Freie.
Dieser eine Sowjetsoldat konnte aus dem Tank herausspringen; er wird von einem Angehörigen der Waffen-SS verhört.

Aufnahmen: SS PK. Roth.



Die zufällige Begegnung mit seinem Obersten Befehlshaber in einer Ruhestellung an der Ostfront . . .



AN DER FRONT BEI SEINEN SOLDATEN

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

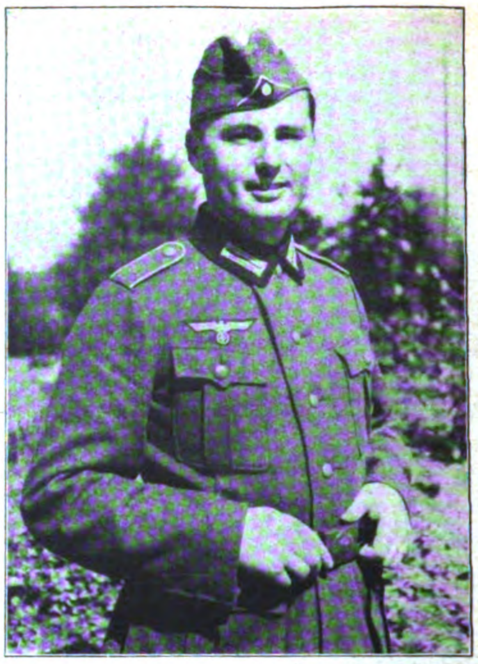
. . . wird diesem verwundeten Soldaten eine unauslöschliche Erinnerung bleiben.

DER AUFBRUCH EUROPAS GEGEN DEN BOLSCHEWISMUS:

DIE WALLONEN



Die Fahne der wallonischen Freiwilligen zeigt gekreuzte goldene Bourbonenstäbe auf schwarzem Grund.



Nach den Worten die Tat! Léon Degrelle, der Gründer der wallonischen Rexistenbewegung, als Freiwilliger in der wallonischen Legion.



Rechts: Der Treueid der wallonischen Freiwilligen. Dritter von links: Léon Degrelle (×).

Aufnahmen: Meyer (3).

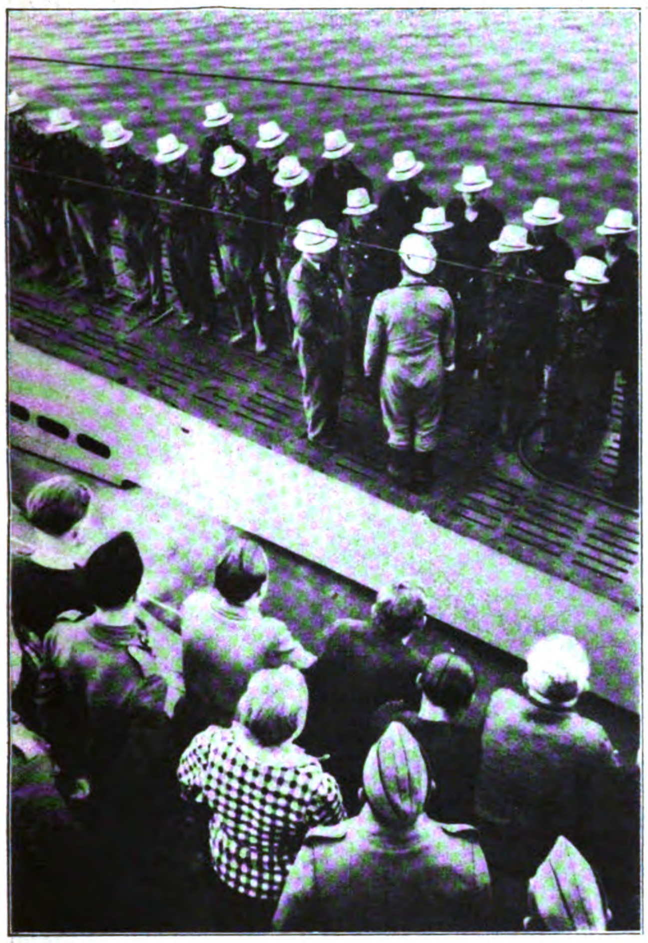




Hugo Bruckmann
Der bekannte Verleger und alte Mitkämpfer des Führers ist im 78. Lebensjahr gestorben.

*

Gauleiter Adolf Wagner während seiner Gedächtnisworte beim Staatsakt für Hugo Bruckmann in München.



Es geht auf große Südfahrt.
Weithin leuchten die hellen Hüte der angetretenen U-Bootmänner. Die Heimat gibt ihnen alle heißen Wünsche, Siegheil und gesunde Heimkehr mit auf den Weg.
PK. Tölle, Scherl (2)

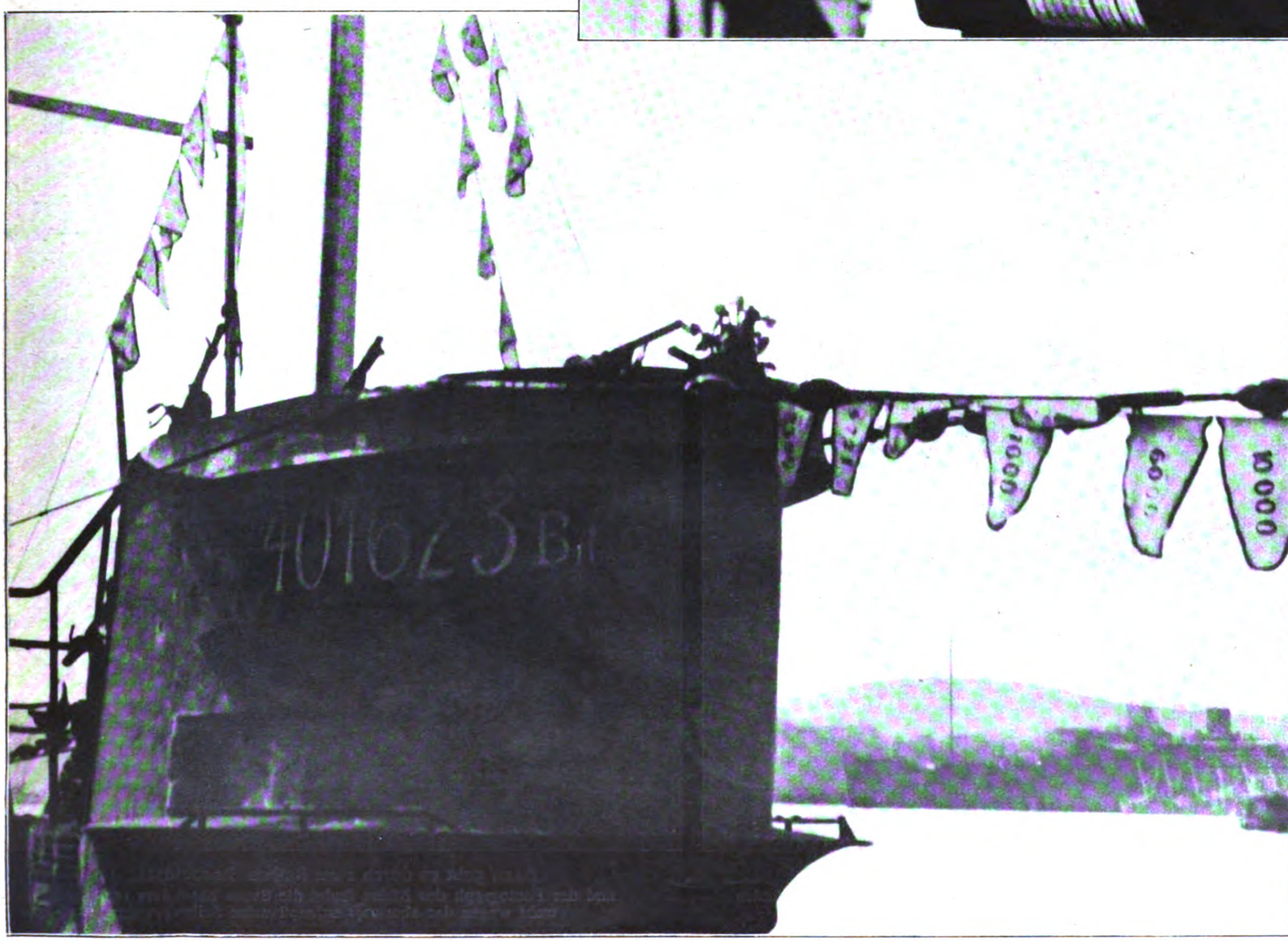
Die Wölfe



Der BDU. Admiral Dönitz überreicht verdienten U-Bootmännern das EK. I.

PK. Richleske (H. Hoffmann).

Dies Heft enthält die Fortsetzung des packenden Tatsachenberichtes „Wölfe in der Herde".



Von Feindfahrt zurück.
Der mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnete Kapitänleutnant Schultze kehrte mit seiner tapferen Besatzung heim. Unser Bild zeigt den Turm des erfolgreichen U-Bootes.



Wie sich der kleine Moritz eine Flußüberquerung vorstellt —?
O nein, der kleine Moritz hat auch ohne große soldatische Vorkennt-
nisse schon einmal einem Bild abgelauscht, wie die deutschen Soldaten
das auf ihren Floßsäcken oder mit ihren Sturmbooten machen. Und er
wird diese Barkasse voller Tommies entschieden komisch finden.

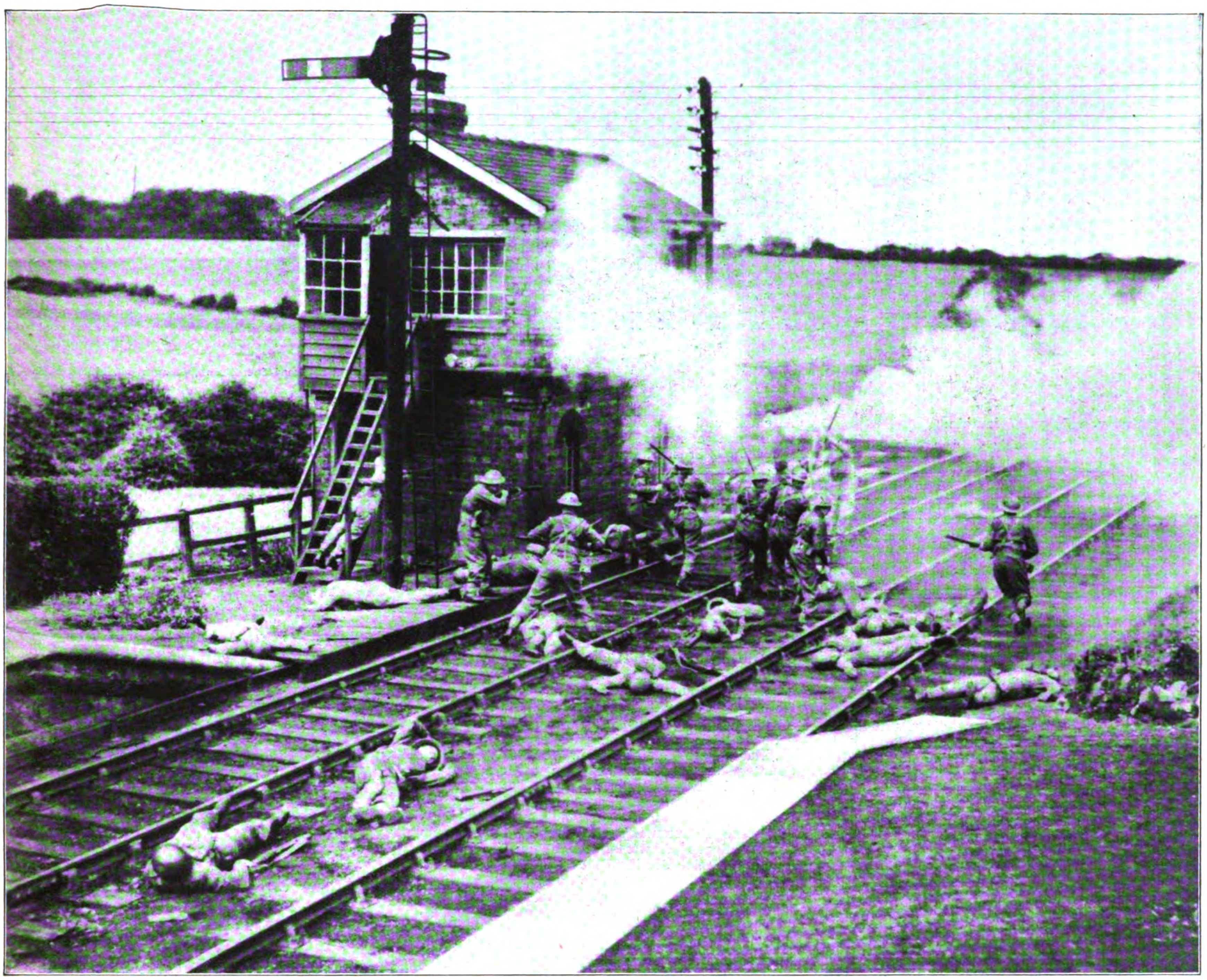
Sie siegen auf dem Exerzierplatz!



Mit einem gewaltig imponierenden Satz springen sie ans Land,
nachdem die so tapfer aufgepflanzten Seitengewehre vor dem Absprung aus Gründen
der Behutsamkeit wieder in das Sicherheitsfutteral versenkt worden sind.



Dann geht es durch zwei Reihen Stacheldraht,
und der Photograph des Bildes findet die Szene besonders realistisch,
wohl wegen der abermals aufgepflanzten Seitengewehre.



Um eine Eisenbahnsignalstation ist ein blutiger Kampf entbrannt. Associated Press (4).
Am Boden liegt der böse Feind. Der Tommy nimmt es allemal mit zwei, drei Gegnern auf. Sehr beruhigend für den Zuschauer auf dem Exerzierplatz.



... und diese stehen vor dem Feind

Verwundet, verbunden, weitergekämpft. Kleinere Verletzungen können den finnischen Soldaten, Mann wie Offizier, nicht an der Pflichterfüllung hindern.

H. Hoffmann (2).

Neuordnung in Ostasien. Japanische Truppen haben im Einverständnis mit der Vichy-Regierung die strategischen Stützpunkte von Indochina besetzt.



Wölfe in der Herde

U-BOOT-OFFIZIERE ERZÄHLEN

1. Fortsetzung.

Der Schluß von Folge 37 lautete:

Mögen die Engländer ruhig glauben, wir wären tot, sie werden noch früh genug die Wahrheit erfahren. Kurze Zeit später, nachdem wir selbst durch FT. Meldung an die Seekriegsleitung gemacht haben, traf die Antwort ein: „Vom Oberbefehlshaber: Bravo, gut gemacht! Kommandant EK. I, Besatzung EK. II."

Der Führer bei seinen U-Booten

Unvergeßlich schön war der Empfang in der Heimat nach unserer ersten, so erfolgreichen Feindfahrt.

Kaum hatten wir uns nach der langen Seefahrt wieder einmal gebadet und rasiert, da erreichte uns der Befehl, daß wir morgen früh zusammen mit allen anderen U-Bootsbesatzungen anzutreten hätten, weil hoher Besuch käme.

Zur festgesetzten Stunde waren alle bereit, eine lange, lange Reihe von U-Bootsbesatzungen. Am rechten Flügel eine erst jetzt eingelaufene Besatzung, verschmutzt, unrasiert, im Lederzeug, jedoch mit freudigen Gesichtern ob ihrer glücklichen Heimkehr.

Wer mochte dieser hohe Besuch sein?! Da trat der Flottillenchef vor und gab bekannt, daß in wenigen Minuten der Führer kommen werde. Der Führer! So manche hatten es im stillen gehofft; nun da der Wunsch erfüllt wurde, war die Freude unsagbar groß.

Der Oberste Befehlshaber wollte selbst seine U-Bootsmänner grüßen! Wie glücklich waren gerade wir, daß wir solch einen schönen Erfolg nach Hause bringen konnten.

Und nun kam der Führer. Vom rechten Flügel beginnend, schritt er die Front ab, sichtlich erfreut über das Bild der eben zurückgekehrten Besatzung. Jetzt war er bei uns. Unser Kommandant wurde ihm vorgestellt, der Führer reichte ihm die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen zu Ihrem Erfolg. Es war der härteste Schlag, den man am Anfang des Krieges England versetzen konnte!"

Wir werden diese Worte nie vergessen. Anschließend begrüßte er die Offiziere des Bootes mit Handschlag und schritt dann die Besatzung des Bootes ab. „Das habt ihr gut gemacht!", sagte er, als er die mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Leute sah. Jedem einzelnen blickte er ins Auge, und Freude strahlte ihm aus den Augen unserer Männer entgegen.

Weiter ging der Führer die lange Reihe der U-Boots-Besatzungen entlang, überall erkundigte er sich nach Erlebnissen auf den Feindfahrten, überall sah er nur freudige, siegesfrohe Gesichter.

Anschließend saßen wir mit dem Führer im Offiziersheim zusammen. Er erzählte uns in froher Stimmung von seinen Erlebnissen im Polenkrieg, von der Heimkehr Danzigs ins Reich; er erzählte so spannend, daß wir gar nicht merkten, wie die Stunden vergangen waren, als sein Adjutant meldete, die Zeit sei um.

Noch einmal traten unsere Besatzungen auf den Booten an. Stehend in seinem Wagen fuhr der Führer grüßend die Front ab. Dann nahm die Wagenkolonne den Weg zum Bahnhof.

Unser erster Geleitzug

Dieses Unternehmen fing gut an. Kaum im Operationsgebiet angekommen, schickten wir bereits einen dicken 11 000-Tonnen-Dampfer, einen 6000-Tonner, bis zur Halskrause voll mit Gefrierfleisch, und einen 5 000-Tonner mit 10 Millionen Bananen zu den Fischen.

Noch haben wir einige unserer Aale im Bauch, die, sorgsam gepflegt, auf Betätigung harren, und wir alle brennen darauf, unserer bereits erfolgreichen Unternehmung die Krone aufzusetzen.

Das Boot dümpelt im sommerlich blauen, stets bewegten Atlantik. Nur die Wache ist auf dem Turm. Unaufhörlich sucht sie die endlos erscheinende Wasserfläche, die Kimm und den Himmel ab. Alle Nerven sind trotz der stillen Weite des Atlantik und des warmen Wetters angespannt, weiß doch jeder, daß ein anfliegendes feindliches Flugzeug oder ein herankommender Zerstörer die friedliche Nachmittagsstimmung schnell in einen Hexenkessel verwandeln können.

„Frage, darf ein Mann auf die Brücke?" Arthur, unser dicker Zentralmaat, quetscht sich durchs Turmluck und steckt sich die so lange entbehrte Zigarette an.

Der W.O. grinst: „Na, Mensch, wieder arbeitslos heute?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant, aber es wird bald wieder mal Zeit . . ."

Der W.O. zuckt zusammen: Verdammt nochmal, bei dieser Bombensicht nehmen die vereinzelten Haufenwolken an der Kimm die seltsamsten Formen an, — sollte das etwa . . .? Natürlich, da ist es wieder, einmal, zweimal, dreimal, ganz feiner, schwarzer Schleier! „An Kommandant: Drei Dez., an Backbord drei Rauchwolken."

Schnell wird die Meldung weitergegeben.

„Klarer Fall!" meint Arthur, „heute ist ja auch Sonntag, unsere Sonntagsbraten gehören bereits auf den Dienstplan."

„Abwarten, reden Sie nicht, noch haben wir ihn nicht" fährt der inzwischen auf der Brücke erschienene Kommandant dazwischen. Mit einem vernehmlichen „Abwärts!" taucht der Zentralmaat in seinem Reich der Handräder und Ventile unter.

Tatsächlich, das sind Rauchwolken. Wir drehen darauf zu, jetzt werden sie deutlicher, vier, fünf, sechs sind einwandfrei auszumachen. „Ein Geleitzug" bemerkt sachlich der Kommandant. Und was für einer! Zehn, zwölf Masten stehen über der Kimm, dahinter eine dunkle Qualmwand. Er fährt in mehreren Kolonnen und besteht aus 30 bis 40 Dampfern.

Wie groß werden die Dampfer sein, wie schnell laufen sie, wie sind sie gesichert, wo steht die Sicherung, wie wird das alles in der Nähe aussehen? Wie die Antwort auch sein mag, eins steht für uns fest, wir müssen ran!

Wir brausen auf den Mastenwald zu. Das Boot holt über und steckt die Nase tief in die Atlantikdünung. Wasser kommt über die Brücke, die Wache schimpft und setzt die Südwester auf. Jetzt werden die Masten deutlicher; schon sind die Schornsteine zu sehen. Der Geleitzug zackt plötzlich auf uns zu. „Hart Backbord, große Fahrt voraus!"

Klatschend schlägt die See gegen den Turm, W.O. und Brückenmaat spucken Salzwasser. Gleichgültig. Schnell sind die ebenfalls naß gewordenen Gläser getrocknet und wieder vor den Augen!

Nadelfeine Spitzen sind noch über der Kimm zu sehen; die Entfernung ist größer geworden. Trotz Ausweichbewegungen und überkommender Seen müssen wir eisern dranbleiben; das gute Auge der Brückenwache ist jetzt der halbe Erfolg.

„Flugzeug Steuerbord voraus!" Der Brückenmaat schreit es und verschwindet mit einem Tigersatz im Turmluck.

„Alarm!"

Die Glocken schrillen, der Kommandant reißt das Turmluk zu, fauchend verschwindet das Boot unter der Wasseroberfläche.

Unten, in der Zentrale, steht, immer noch etwas außer Atem, die Brückenwache. An ihrem Gesichtsausdruck erkennt man, wie nahe das Flugzeug war. Mit etwas eingezogenen Köpfen sehen sie sich an. „Wenn der uns gesehen hat, dann kracht es gleich."

Von Strich zu Strich springt der Zeiger des Tiefenmanometers; das Boot ist eingesteuert; er hat uns nicht gesehen.

Mit dem Kommandanten springen Wachoffiziere und Obersteuermann auf die Brücke und suchen die Kimm ab. Nichts ist zu sehen. Der Geleitzug ist verschwunden. Entkommen darf er uns aber nicht. Letzte Peilung war x-Grad, also mit großer Fahrt hinterher.

Inzwischen steht die Sonne bereits an der westlichen Kimm. Langsam wird es dunkel, und immer noch ist vom Gegner nichts zu sehen. „Na, versuchen Sie mal, ihn zu finden und ‚Gute Wache' sagte lachend der W.O. schon mit der Vorfreude auf sein Abendessen zu dem ablösenden Obersteuermann.

„Ja, der geht uns nicht durch die Lappen", antwortet Hein, das „alte Raubtier", und klopft sicherheitshalber noch dreimal an die hölzerne Brückenverschalung.

Leichte Dunstschleier verschlechtern die Sicht. Noch immer nichts vom Gegner zu sehen. Aber wir müssen ihn finden, und er wird gefunden. Kurz bevor es ganz finster ist, sieht der Obersteuermann winzige, schwarze Erhöhungen an der schon dunklen Kimm. Das ist der Geleitzug. Wir drehen darauf zu.

„Alle Rohre klarmachen zum Schuß", befiehlt der Kommandant. Jetzt ist der große Augenblick für die Torpedomechaniker gekommen. In fieberhafter Eile wird an den Rohren gearbeitet.

Wir schieben uns näher an den Geleitzug heran. Deutlich sind jetzt die Umrisse der Dampfer zu erkennen, aber immer noch erscheinen neue schwarze Schatten über der Kimm. Erdrückend wirkt zum ersten Male diese Herde großer Dampfer.

Immer näher schiebt sich das Boot heran; längst ist alles auf Gefechtsstationen. Ein großer Hilfskreuzer führt den Geleitzug. Geschickt muß die Sicherung umgangen werden. Der Kommandant führt selbst; ruhig lehnt er sich gegen das Sehrohr. Jetzt heißt es, den Überblick zu bewahren, jede Angriffschance blitzartig zu erkennen. Aufpassen! Aufpassen!

Wild kurvend weicht das Boot einigen verdächtigen Fahrzeugen aus. Jetzt haben wir einen mächtig qualmenden Tanker genau vor uns. „Feuererlaubnis?" fragt, schon unruhig geworden, der T.O.

Der Kommandant schüttelt den Kopf und sagt nichts. Groß und schwarz erscheinen jetzt die Dampfer; ein mächtiger Tanker schiebt sich in die Schußlinie. „Der soll es sein", sagt der Kommandant, „dem größten gelten unsere wertvollen Aale."

Brummend, eine mächtige Bugsee aufwerfend, kommt das große Schiff näher. Deutlich sind auf seinem Achterdeck zwei Kanonen zu erkennen. Ein Mann steht fröstelnd daneben. Plötzlich auf der Brücke ein Licht. Nanu? Doch es ist nichts Besonderes und erlischt schnell; der Skipper hat sich wohl eine Zigarette angesteckt. Der soll sich beeilen, wenn er sie noch zu Ende rauchen will!

„Rohr I — los!"

Ein leichter Stoß im Boot; der Aal läuft. Sekunden äußerster Spannung, keiner sagt ein Wort, der Steuermannsmaat sieht auf die Stoppuhr, alles wartet auf den erlösenden Knall.

„Peng! Rumbs!" Ein harter Schlag, eine Explosion erhellt das Dunkel, eine mächtige schwarze Wassersäule springt auf und fällt langsam in sich zusammen. Dicker Qualm hüllte das getroffene Schiff ein.

Jetzt wird es im Geleitzug lebendig. Der Wolf ist in die Herde eingebrochen! Wild kurvend versucht der Hintermann des getroffenen Tankers auszubrechen. Zu spät! Mit unerschütterlicher Ruhe läßt der Kommandant diesen zweiten Tanker näherkommen. Ihn ereilt das gleiche Schicksal wie seinen Vordermann. Schwer in der Maschine getroffen, stellt sich das mächtige Schiff auf das Heck, in fliegender Hast werden Boote zu Wasser gelassen, einige Leute springen über Bord, man sieht die Lichter ihrer Nachtrettungsbojen aufflammen. Noch lange zeigt eine dicke Ölwolke die Untergangsstelle des Tankers an.

Rings um uns wild kurvende Fahrzeuge! Lichter flackern auf, Sirenen heulen; der Geleitzug versucht, eine Schwenkung zu machen. Das gelingt nicht; ein Dampfer behindert den andern; es ergeben sich Rammpositionen.

Es ist für unseren Kommandanten nicht leicht,

uns aus diesem Hexenkessel panikartiger Angst herauszumanövrieren. Doch mit Ruhe und Geschick und großer Kaltblütigkeit bringt er es fertig.

Allmählich hat sich die Lage etwas geklärt. Wir setzen erneut zum Angriff an. Diesmal gilt es einem vollbeladenen Dampfer. Langsam schieben wir uns auf Schußposition; da brüllt plötzlich die Sirene des Dampfers auf, er dreht und braust mit hoher Fahrt auf uns zu, um uns zu rammen.

Mit äußerster Kraft drehen wir ab und versuchen, noch im Abdrehen uns durch einen Torpedo des lästigen Burschen zu entledigen.

„Zeit ist um", meldet der Mann mit der Stoppuhr, „vorbeigeschossen."

Wir weichen weiter aus, da plötzlich: „Rumbs!!" — ganz hinten in der dritten Dampferkolonne hat unser vorbeigeschossener Aal den dritten großen Tanker getroffen. In Windeseile verbreitet sich die Nachricht von diesem Glückstreffer im Boot. Die Männer strahlen.

Jetzt ist es um die Fassung des Geleitzuges geschehen. In wilder Flucht braust alles durcheinander. „Torpedo los!" Unser letzter Aal verläßt das Rohr, dem vierten Tanker zugedacht.

Plötzlich ein heller Schlag, ein kurzes Aufblitzen: „sst!!" Wir ziehen die Köpfe ein, „Wumbs!!" Donnerwetter, der Kerl hat uns gesehen und beschießt uns mit Artillerie.

„Hart Backbord!" Wütend knallt der Gegner hinter uns her, bis er uns nicht mehr sehen kann.

Langsam wird es im Osten hell. Zeit, daß wir verschwinden. Drei große Tanker in einer Nacht, ein schönes Ergebnis. Doch halt — einer von ihnen schwimmt noch, beim Morgengrauen dümpelt er mit starker Schlagseite in der Atlantikdünung. Auch er muß unter Wasser. Längst ist der Geleitzug verschwunden.

„Geschütz klar!" Der WO. gibt mit der Flüstertüte seine Befehle. „Feuer!" Kurz hinter dem Tanker spritzt die See hoch auf. Die nächsten Schüsse sitzen bereits an Deck.

Splitter fliegen. Schuß auf Schuß schlägt jetzt in Brücke und Bordwand.

Die Entfernung ist geringer geworden und wir stellen das Feuer ein, da wir noch Männer auf dem schwer getroffenen Schiff sehen. Wir wollen ihnen Gelegenheit geben, in die Boote zu gehen.

Da blitzte es plötzlich drüben auf dem sinkenden Schiff auf, wir ducken uns blitzartig hinter die Brückenverkleidung: „Peng!" Über uns eine helle Detonation — Schrapnells!

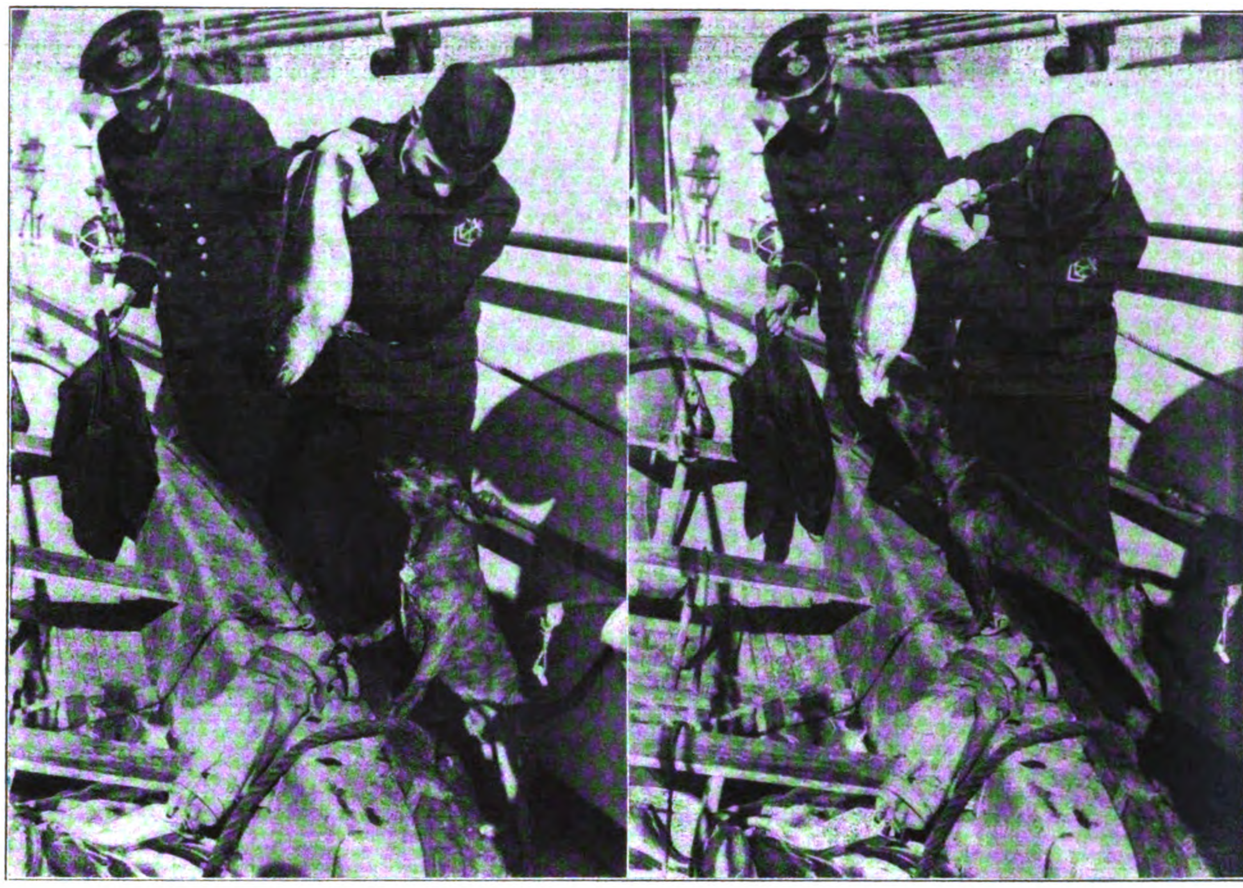
Unsere Antwort ist ein wütendes Schnellfeuer.

„Scheinwerfer Backbord achteraus!" Ein Zerstörer kommt dem schon sinkenden Schiff zu Hilfe. Mit großer Fahrt brausen wir davon; denn jetzt heißt es verschwinden. Die Geschützmannschaft verschwindet, naß bis auf die Haut, im Luk, sie erzählt den Männern unten, was oben anliegt.

Der Zerstörer darf uns nicht erwischen, wir haben keinen Aal mehr, sind also wehrlos. Jeder weiß, worauf es ankommt, Minuten größter Spannung folgen.

Nach geraumer Zeit geht ein Ruf durchs Boot: „Eine Zigarre für den Kommandanten!" Da atmen alle erleichtert auf; denn das ist die erlösende Zauberformel und heißt soviel wie: Wir haben's geschafft, es ist alles klar.

Stumm, eine dicke Zigarre rauchend, steht der Kommandant auf dem Turm; er hatte mit diesem Erfolg die 100 000-Tonnen-Grenze überschritten.



Knabbern darfst du mal!

Aufn.: PK. Zinnecker-Scherl.

U-Boot auf Entenjagd

Ein Neutraler, ein Grieche. Schon hat die Besatzung auf unsere Schüsse hin panikartig den 7000 Tonnen großen Dampfer, der 10 000 Tonnen Getreide für England an Bord hat, verlassen.

Jammerschade, daß wir dieses schöne Schiff versenken müssen!

Es ist wohl der Wunsch eines jeden Seemannes, einmal einen feindlichen Dampfer zu kapern, an Bord zu gehen und nachzusehen, wie es dort aussieht. Jetzt hatten wir die große Chance und wir baten den Kommandanten, das Schlauchboot auszusetzen und einige Leute 'rüberzuschicken, um nautische Instrumente und anderes von drüben zu holen. Aber dem Kommandanten schien die Sache gefährlich, da noch heller Tag war und die Möglichkeit bestand, daß sich trotz der großen Entfernung von der Küste ein Flugzeug hierher verirrte. Dann aber wäre der Teufel los!

Schade, sehr schade! Also Geschütz klar! Auf den Dampfer, Entfernung 500 Meter, mehrere Schüsse in die Wasserlinie! Fünf Schüsse fielen in kurzer Reihenfolge, drei Treffer mitschiffs, zwei achtern, sehr gut getroffen, trotz der starken Dünung, die dem Geschützführer das Abkommen erschwerte.

„Feuer einstellen!" Wir hatten ja Zeit und wollten vor allem Munition sparen. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, und während bei uns abwechselnd das Personal von unter Deck nach oben kam, um sich das Opfer anzusehen, sank drüben der Dampfer immer tiefer. Aus einem Loch quoll Weizen heraus.

Zur eigenen Sicherheit fuhren wir immer um den Dampfer herum, da rief plötzlich einer: „Das sind ja Schafe!" — Tatsächlich, wenn der Dampfer überholte, sah man ganz deutlich etwa ein Dutzend Schafe, die dichtgedrängt auf dem Heck standen und nach der jeweils höher liegenden Seite liefen, denn langsam stieg ihnen das Wasser gegen die Beine; wahrscheinlich werden sie fürchterlich geblökt haben, was wir aber auf die große Entfernung nicht hören konnten.

Kurz nach siebzehn Uhr, der Dampfer war etwa bis zur Höhe des Oberdecks weggesackt, schienen die getroffenen Räume vollgelaufen zu sein, und der Dampfer wollte nicht mehr weiter sinken.

„Noch einige Schüsse mit der Kanone!" befahl der Kommandant, da fingen wir aber schon wieder an, zu bitten, er möchte doch das Schlauchboot aussetzen lassen, und endlich war der Kommandant umgestimmt.

Mit welcher Schnelligkeit und Freude nun das Schlauchboot klargemacht wurde, läßt sich nicht beschreiben! Bald sah man es, mit Oberleutnant L. und zwei Seeleuten besetzt, zu dem Griechen hinüberfahren. Jetzt legte es drüben an. Oberleutnant L. und „Asbjörn" kletterten an Deck, während der dritte das Boot festhielt. Während L. nach achtern rannte, um sich der Flagge zu bemächtigen, und anschließend der Brücke einen Besuch abzustatten von wegen Chronometer, Sextant usw., hatte Asbjörn ganz andere Interessen.

Sein Auge hatte beim Anlegen einen Stall mit Enten und Hühnern oben auf dem Aufbaudeck erspäht, und diesen galten seine ersten Schritte. Bald sah man, von seiner Hand geschleudert, mehr als ein Dutzend Enten und Hühner, darunter auch einen Gockel, mit lautem Geschrei durch die Luft fliegen, im Wasser „landen" und sich in Bälde zu Geschwadern formieren, die nun, erstmalig wahrscheinlich, weit draußen im Atlantik ihre Schwimmkunst erprobten. Mit welchem Hallo diese Aktion von Bord aus aufgenommen wurde, läßt sich leicht erraten.

Nachdem auch die letzte Ente über Bord war, lief Asbjörn nach achtern, um die Lämmer loszubinden und entdeckte dabei zwei Käfige mit Kanarienvögeln, die er sofort wahrnahm und ins Schlauchboot hinunterreichte. Mit all dem war er jedoch noch nicht zufrieden; sein nächster Gang galt der Kammer des Kapitäns und der Funkbude. Doch als er dort gerade eine Schachtel „Kamel" zu sich stecken wollte, hörte er plötzlich ringsum ein Glucksen und Rauschen von Wasser. Die Gefahr erkennend, brüllte er aus Leibeskräften: „Herr Oberleutnant, wir sinken!" und rannte zum Schlauchboot, wo L. auf das Geschrei hin schon angekommen war und mit schnellen Stößen legte das mit drei Soldaten, zwei Kanarienvögeln, einer Flagge, zwei Chronometern und einer Schachtel englischer Zigaretten befrachtete Boot ab und kam kurz darauf freudig begrüßt bei uns längsseit.

Die überstürzte Flucht, die wir uns von hier aus nicht hatten erklären können, erklärte Asbjörn damit, daß er gesehen habe, wie das Wasser in die bisher noch leeren Räume übergelaufen sei und daß nach seiner Ansicht der Dampfer jetzt jeden Moment sinken müsse. Dieses Schauspiel wollten wir noch abwarten und anschließend die Enten fischen, die beständig in der Nähe auf- und abschwammen.

Eben war wieder ein Teil der Freiwache an Oberdeck und besah sich den Dampfer, da rief plötzlich ein Heizer: „U-Boot Backbord voraus!"

Wie ein Blitz schlug dieser Ruf ein, alle Blicke richteten sich in die angegebene Richtung und tatsächlich, kaum 2000 Meter von uns, tauchte ein U-Boot auf, das wir sofort als ein deutsches ausmachten. War das eine Überraschung!

Nun fingen sie drüben an, zu morsen; wir gaben unsere Namen. Langsam kam „U . . ." auf uns zu, in geringem Abstand lagen wir kurze Zeit nebeneinander. Freudige Begrüßung von beiden Seiten. „U . . ." hatte den gestoppten Dampfer gesehen und einen Angriff darauf gefahren, zum Glück aber uns noch rechtzeitig erkannt, denn wir waren durch den Dampfer verdeckt gewesen. Wir hätten ja schöne Augen gemacht, wenn der Dampfer plötzlich von einem anderen U-Boot torpediert, vor unseren Augen in die Luft geflogen wäre.

In diesem Augenblick tat uns der Dampfer den Gefallen, achtern schnell zu sinken. Schon schwammen die Lämmer im Wasser, der Bug stieg steil in die Höhe, und jetzt schoß unter starkem Krachen, einen gewaltigen Strudel nach sich ziehend,

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 34. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

der Dampfer in die Tiefe. Ein einzigartiges Bild: Abendstimmung im weiten Atlantik, zwei U-Boote, ein sinkender Dampfer, aufschwillende Wrackteile, schwimmende Lämmer, Enten, Hühner und weit ab zwei Rettungsboote mit Griechen, mehr Romantik kann man nicht verlangen.

Kurz darauf verabschiedete sich „U . . .", um wieder auf neue Jagd zu gehen, und wir begannen einstweilen unsere Entenjagd. Wieder wurde das Schlauchboot ausgesetzt; mit Iwo, Kraag und Guttau ging es auf Jagd. Von der Brücke aus wurde eingewunken: hier schwimmt noch eine, dort schwimmt noch ein Hahn usw. Da uns die Enten den Gefallen taten, auf einem Haufen zu schwimmen, ging alles sehr schnell. Der Iwo, der vorne im Boot saß, faßte die Beute am Hals und reichte sie dem dahintersitzenden Asbjörn, der unter Zuhilfenahme beider Hände als Gesamtergebnis zehn Enten, eine Henne und einen Hahn buchen konnte. Wenn die Hände nicht mehr ausreichten, die Beute zu halten, wurde das kostbare Federvieh an Bord abgeladen, wo der Smut, mit einem Tidax bewaffnet, bereitstand, mit kühnem Schnitt die Hälse abzuschneiden. Fast die ganze Freiwache wurde benötigt, die Tiere festzuhalten. Als wir von der Brücke aus trotz eifrigsten Suchens keine Ente mehr finden konnten, wollten wir nun zur Jagd auf Schafe gehen, die ja in großer Zahl, den Kopf hoch aus dem Wasser, fast wie Kamele aussehend, um unser Boot herumpaddelten. Aber da machte der Kommandant nicht mehr mit, selbst als plötzlich ein schwimmendes Ferkel entdeckt wurde, und der Smut, von Beruf Schlächter, mit einem riesigen Messer an Oberdeck stehend, den Kommandanten um dieses herrliche Frischfleisch bat. Er blieb hart und drehte ab. Was zuviel ist, ist zuviel, wenn auch das Ferkel immer wieder auf uns zukam.

„Hart Steuerbord, beide Maschinen halbe Fahrt voraus!" — Damit war dieses Erlebnis zu Ende.

Die ganze Nacht hindurch war die Heizerfreiwache mit dem Rupfen der Enten beschäftigt; das ganze Oberdeck war am nächsten Morgen weiß von Federn, fortlaufend gab es dann Hühnersuppe, anschließend Entenbraten für die ganze Besatzung in erstklassiger Zubereitung, eine Glanzleistung unseres Smuts. Die Kanarienvögel haben wir mit nach Deutschland gebracht und beim Einlaufen in der Schleuse im Heimathafen hingen zum Erstaunen der Leute zwei Käfige mit Kanarienvögeln an unserem Netzabweiser.

(Fortsetzung folgt.)

Übermorgen muß ich fort...

ROMAN VON EBERHARD FROWEIN

11. Fortsetzung und Schluß.

Der Schluß von Folge 37 lautete:

„Kennen Sie den Sonnenschein?" — „Klar kenne ich den Sonnenschein! Er ist in meinem Alter. Wir sind beide vom Anhalter Bahnhof gefahren. Oft standen wir an demselben Bahnsteig. Er fuhr über Halle und ich nach Leipzig." — Der Beamte holte seine Thermosflasche und seine Brote hervor. „Schön, Sonnenschein zu heißen. Ich heiße Müller, ganz gewöhnlich Müller." — Müller teilt das Frühstück ein: „Aus der Tasse trinken Sie. Ich aus der Flasche." — Nun muß Ille von Sonnenschein erzählen. Die Zeit vergeht.

„Um zwölf werde ich abgelöst. Dann müssen Sie nach Hause, sonst beunruhigt sich Ihre Mutter."

Vier Züge kommen noch durch, aber nie einer mit einer Fahrkolonne. Dann aber, als es schon dämmert, klingelt das Telephon.

Vorsichtig hängt es Müller an: „Da kommt ein Zug, in dem er sein kann. Er soll durchfahren. Ich halte ihn einen Augenblick an, mein Fräulein."

Ille läuft heraus. Der Zug fährt an ihr vorbei.

Wahrhaftig, er bremst. Müller hält sein Wort.

Und Ille ruft wieder so laut sie kann: „Fritz!"

Wieder antworten ulkend die Soldaten.

Plötzlich aber hört sie seine Stimme: „Ille!"

Nun glaubt sie umzufallen. Alle Kraft muß sie jetzt zusammennehmen. „Fritz, Fritz!" Sie wird es nicht schaffen. Sie kann einfach nicht mehr. Die Spannung war zu groß.

„Ille!"

Da zwei Wagen weiter.

Gleich fällt sie. Sie torkelt. Wie im Traum ist es. Der Zug fährt an. Es ist auch ziemlich dunkel.

„Fritz", ruft sie verzweifelt.

Zwei Arme packen sie. Noch jemand greift zu. Sie heben Ille hoch. Träumt sie wieder?

Nein, Fritz hält sie umfangen.

Es hat wehgetan das Zupacken und Hochheben. Sie muß weinen, weil sie einfach nicht anders kann. Sie hockt auf dem Boden eines Güterwagens auf Stroh neben Fritz. Da stehen Pferde, und da sind noch andere Soldaten.

Von der Decke baumelt eine brennende Laterne.

Langsam kommt Ille zu sich.

Zwei Soldaten stehen an der offenen Tür. Drei sitzen. Ihre Beine baumeln nach außen. Sie hockt in einem Winkel bei Fritz. Doch ist die Aufregung noch nicht von ihr gewichen. Sie weiß nicht, ob sie nicht ohnmächtig wurde und nun träumt.

Da stehen auch Pferde, nach denen es so beruhigend riecht. Tief atmet sie den Geruch ein und wird wach davon: „Ich wußte, daß du kamst."

Einer der Soldaten schließt die Türe. „Kalt ist es draußen. Von dem dunkeln Berlin ist doch nichts zu sehen." Immer mehr kommt Ille zu sich.

Einer der Soldaten geht auf sie zu, macht eine Verbeugung: "Damenbesuch. Welche Ehre! Gestatten Sie. Boll, Student der Philosophie."

Aber Ille beachtet ihn nicht. Sie lehnt sich an Fritz.

„Das ist 'ne Glanzlederne", erklärt Sicki, „nichts für meine Wenigkeit." Er juckt seine Brust. So lange wie die Haare nicht gewachsen sind, wird er an Otto denken.

„Ob man in Gegenwart einer Dame seine Schuhe ausziehen darf", höhnt Fredi. „Der Fuß tut verdammt weh."

„Seit wann ist eine Soldatenbraut eine Dame?" fragt kauend Kurt. Er ist von Beruf Kellner und ißt immerzu.

„So ganz ohne Fleischkarte will sie der Fritz allein vernaschen", sagt laut Franz, der sonst einen Bierwagen fährt, „aber Vegetarier sind wir nicht und Hunger haben wir immerzu."

Die beiden sitzen noch immer still beieinander.

„Mensch, Fritz, sei nicht so egoistisch", ruft Boll.

„Wir wollen sie ausknobeln", bemerkt Fredi, „wir leben in einer Volksgemeinschaft."

„Sowas hat uns expreß in Polen gefehlt", fügt Kurt, eifrig kauend, hinzu.

„Jeder eine halbe Stunde", schlägt Sicki vor.

„Und am Schluß setzen wir sie neben die Gleise aus", lacht Franz.

„Du, wenn der Erich kontrollieren kommt, gibt es Kattun."

„Der hat sich in einen Personenwagen Zweiter gelegt.

Er sagte: Jetzt schlaf ich richtig zum ersten Male, seit der Krieg begonnen hat."

Weil keiner von beiden auf diese Redereien achtet, sind sie still. Jetzt hört man nur das wohlige Kauen der Pferde. Komische Menschen, denkt Boll, nicht einmal einen Kuß hat er ihr gegeben. Vielleicht ist sie seine Schwester. Da klingt Illes Stimme durch den Wagen: „Die Mutter läßt dich grüßen, Fritz, und ich hab' gewußt, daß ich dich treffen würde, und die Mutter auch. Den ganzen Tag warte ich schon. In der Aufregung habe ich meine Tasche verloren mit dem Essen und dem Geld und den Geschenken für dich."

Franz stiert Ille an: „Brüste hat die Person, eine gleich zwei Hände voll."

Fredi schnuppert: „Ich finde, es riecht nach Pferden und Jungfrau."

Kurt stößt Fredi in die Seite: „Mensch, sowas ist gesetzlich abgeschafft."

„Gott sei Dank", erklärt befriedigt Sicki.

„Haltet endlich eure Mäuler", schimpft Boll.

Nun herrscht wieder Illes Stimme allein: „Du, ich muß aber sofort heraus, wenn der Zug hält."

„Ja, Ille, drum paß auf. Der Ernst, der Postbote, ist gefallen."

Sie erschrickt: "Unserer vom Kasten?"

„Ja. Eurer. Er ist neben mir gefallen, und du mußt zu seiner Frau gehen. Sie wohnt Horstweg 15, und bestelle ihr die letzten Grüße ihres Mannes. Sie hat ein kleines Kind."

„Ach, wie gut", sagt Ille.

„Er hat keine Schmerzen gehabt, er war sofort tot."

„Ich muß es mir merken, Horstweg 15." Dann bekommt sie plötzlich einen großen Schreck. „Bist du in solcher Gefahr gewesen?"

„Es war nicht so schlimm." Er lacht: „Es ist doch Krieg, Ille, da wird nicht mit Bonbons geschossen."

„Wenn du gefallen wärst!"

„Hier sitze ich doch."

„Und die Frau von dem Ernst hat ein kleines Kind?"

„Ja, Ille."

„Sie hatten gerade geheiratet."

„Da war Frau Arent, die Schwägerin von eurem Arent, mit vielen Volksdeutschen. Weißt du, sie waren bei uns während der Schießerei. Das war wie die Heimat, das war für mich so, als wenn du da wärst, und ich war ganz ruhig, weil ich mich doch bei dir und in deinem Schutz fühlte."

Der Zug hält. Ille merkt es nicht. Boll stößt seine Kameraden an. Zuerst brummeln sie, aber nur der Form halber. Im Grunde schämen sie sich.

Sie klettern hinter Boll aus dem Wagen und in den nächsten hinein.

„Ich hab' auch immer an dich gedacht, Fritz."

Fritz sieht auf und bemerkt, daß seine Kameraden nicht mehr im Wagen sind. Der Zug ist wieder in Fahrt.

„Hält der Zug nicht bald, Fritz?"

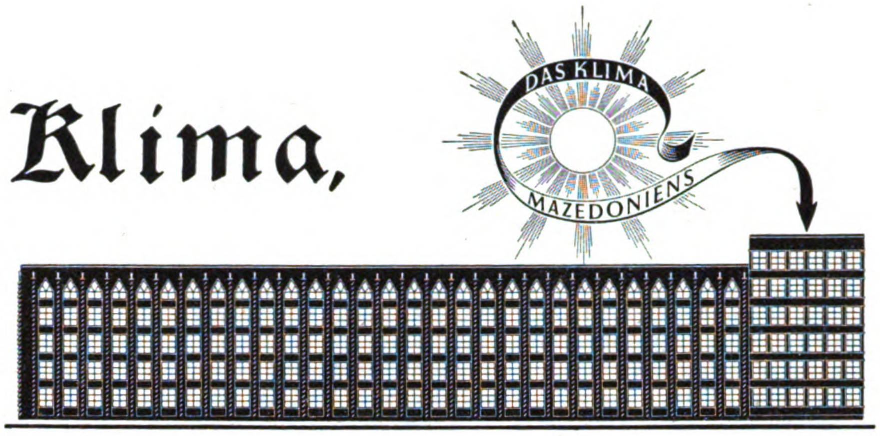
„Ich weiß nicht, Ille."

*

Im Nebenwagen spielen Boll, Fredi und Sicki Skat miteinander. Die beiden andern hocken daneben. In diesem Wagen sind nur vier Pferde, die zu Kurt und Franz gehören.

Franz steht bei seinem Pferd: „Kinder, ich komme mir wie gerade konfirmiert vor."

Künstliches Klima,



nach Wärme- und Feuchtigkeitsgrad dem Orientklima angepaßt, entstand zum ersten Mal in der Wandsbeker Fabrik von HAUS NEUERBURG

* * *

Bis dahin kannte man nur das primitive Verfahren, den zusammengepreßten Ballen gewaltsam aufzubrechen und ihn mit Wasser zu bespritzen, um die trockenen Tabakblätter verarbeitungsfähig zu machen. Jetzt wurde der Tabak sozusagen langsam wieder aufgetaut, jedes Blatt sog durch seine Poren die Feuchtigkeit allmählich ein, die es wieder zum Leben erweckte. So wurde nicht nur großer Verlust an Bruch vermieden, es wurden auch die Aromastoffe, die den Wert des edlen Orienttabaks ausmachen, erhalten.

* * *

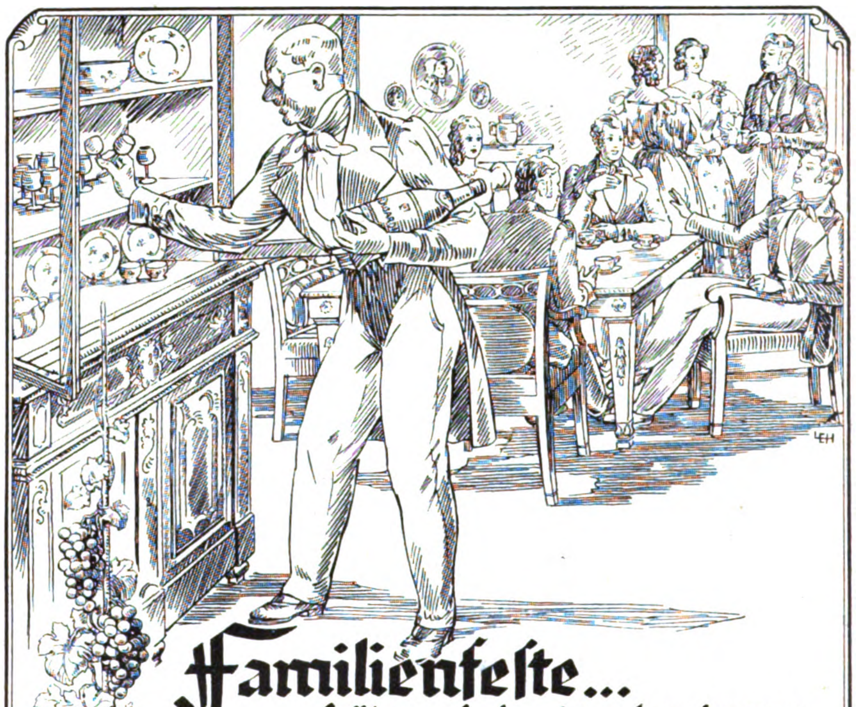
Heute wird dieses Verfahren von jeder leistungsfähigen Zigarettenfabrik angewendet; damals bedeutete dies eine Umwälzung, denn erst dadurch wurde es möglich, hochwertige Orienttabake für Konsumpreislagen zu verwenden.

Haus Neuerburg

GÜLDENRING 4 PF. *mit* ✓*Mundstück* — OVERSTOLZ 4⅙ PF. *ohne Mundstück*

Beide Marken jetzt wieder in der fugendichten Frischhalte-Packung.





Familienfeste...

...... früher wie heute, geben immer einen Grund ab, den Gästen einen guten Tropfen zu kredenzen. Je seltener diese Köstlichkeit ist, desto genießerischer sollte man ihn anbieten. Das gilt jetzt vor allem für den gutbekannten Dujardin, jenem Weinbrand, von dem man mit vollem Recht behaupten kann:

vormals Gebr. Melcher — Seit 1810 Uerdingen/Rh.

Dujardin

ist der alte geblieben!

Kurt spuckt etwas aus: „Ob er ihr jetzt —"

„Schwein, halt dein Maul", brüllt Boll.

„Was hast du blöder Student eigentlich zu melden?"

Fredi spielt mit den Zehen, er hat die Stiefel ausgezogen. Immer noch sind die Nägel ziemlich rot: „Ihr Idioten, kommt wohl wieder zu euch? Drüben habt ihr euch sozusagen weggeschlichen."

Sicki schüttelt den Kopf und läßt seine Karten fallen: „Sie sah so wie unser Kirchenbild aus." Er sagt das bedauernd und schwärmerisch.

Franz kommt näher heran. „Was sag ich. Wir Rindviecher werden sie anbeten und der Fritz hat das Pläsiervergnügen." Dann schaut er auf Sickis Karten. „Mensch, einen Grand mit dreien hast du auf die Erde geschmissen."

„Wir müssen uns erst wieder erholen", fügt Fredi hinzu.

„Der Zutritt der Frauen zu den Soldaten sollte verboten sein", bemerkt richtig traurig Sicki.

„Von wegen der Seele", ergänzt Boll.

„Er ist auch verboten", betont Franz.

„Also schmeißen wir beim nächsten Halt dieses Heiligenbild heraus", schlägt Kurt vor.

„Freiwillige an die Front", sagt Fredi.

Boll lacht: „Ich konstatiere, daß sich keiner meldet, daß ihr mal schöne Landsknechte seid."

„Dummer Bildungsprotz."

„Statt zu schimpfen, solltest du besser spielen. Den Grand verlierst du."

„Lebt eigentlich deine Mutter noch?" Das fragt Fredi Kurt.

„Voriges Jahr ist sie erst gestorben. Sie würde sich aufregen. Sie war so weich."

„Ob die Kleine Geld mithat?" wirft Boll ein.

„Sie hat ihm doch erzählt, daß sie die Geldtasche verloren hat", antwortet Sicki.

„Du, das war wahre Liebe", ergänzt pathetisch Fredi.

„Das Rindvieh, der Fritz, hat es nicht gemerkt", sagt Kurt.

„Männer merken das nie", bemerkt Boll.

„Du mußt es ja wissen", meint Fredi.

Der grobe Franz scheint plötzlich Besorgnis zu haben: „Aber wir sind doch schon über Berlin heraus. Wie kommt sie nun zurück, wenn der Zug hält?"

„Meine Sorge", höhnt Kurt.

„Keine Lust habe ich heute zum Skat." Sicki wirft die Karten hin. „Hast du den Ernst gekannt?"

Boll antwortet: „Fritz hat ihn mir gezeigt. Er ist mit unseren Leuten begraben worden."

„Ob wohl die Volksdeutschen wieder zu Hause sind?"

„Wenn sie die Männer nicht ermordet haben."

„Solche Sauhunde!"

Fredi zwinkert Boll zu: „Das Fräulein Gertrud hat mich liebevoll verbunden."

Boll verbeugt sich: „Und ich hab' mich mit ihr verlobt."

„Mensch, das sagst du jetzt erst?"

„So 'was nennt sich lustiges Soldatenleben!"

„Schmeiß du doch das Heiligenbild heraus!"

„Was redet ihr auch von den Auslandsdeutschen!"

„Ich mein, jeder sollte drei Mark geben, daß sie wieder zurückkommt", bemerkt Fredi.

„Aber den Willi kaufe ich mir morgen, diesen Schweinekerl", erklärt Franz aus tiefem Herzen.

*

Fritz schiebt etwas die Wagentür auf. Sie sind aus dem Regen herausgefahren. Klar steht der Mond am Himmel und leuchtet in einem Wasser, in einem Kanal oder einem Fluß. Wie lange sind sie schon gefahren? Sie wissen es nicht.

„Wohin fahren wir, Fritz?"

„Ich weiß nicht, Ille."

„Ich habe keine Angst, Fritz." Sie schmiegt sich an ihn.

Die Pferde bewegen sich unruhig. „He, Boddel, ho, Kuddel." Sie lacht, daß die Pferde so heißen, und er erzählt vom Rittmeister, und dann kann er nicht mehr erzählen, dann schweigt er.

Es ist so, als wenn sie mitten über das Wasser führen, das im Mond strahlt.

„Erzähl, Fritz!"

„Ich liebe dich!"

„Ja, Fritz."

Er umfaßt sie. Sie schmiegt sich fest an ihn. Dann gehen beide in den Winkel des Wagens, schauen sich nicht an und verkriechen sich im Stroh. Sie empfinden wohlig die Nähe der Pferde und den Duft der Sommernacht. Sie fühlen sich glücklich wie die Tiere und selig wie Menschen. Sie liegen in einer Wiege auf rollenden Rädern. Sie liegen auf Stroh bei den Tieren.

*

Die Soldaten im Nebenwagen legen sich ins Stroh. Fredi gähnt. Er hat das letzte Wort: „Es ist schön, gut zu sein, und man geht leicht dabei pleite."

Schnell schlafen sie ein.

*

Ille sitzt auf dem Boden. Sie hat den Kopf des schlafenden Fritz in ihren Schoß gebettet. Sie streichelt sein Haar und schaut durch die Tür. Die deutsche Landschaft, die Wasser und die Wälder, die Berge und die Häuser fahren durch sie hindurch. Ihr Verstand ist erloschen. Sie fühlt nicht einmal sich selbst. Sie atmet mit den Bäumen und zittert mit dem Wasser. Sie hebt sich mit den Bergen und seufzt mit den Tieren. Manchmal ruft sie das Schnaufen der Pferde in die Wirklichkeit, aber gleich versinkt sie wieder. So sitzt sie, bis die Sonne aufgeht. Dann weckt sie Fritz. Er erschrickt und beschimpft sich, daß er eingeschlafen ist, aber sie lächelt nur selig.

Und er sorgt sich gleich um sie. Beim nächsten Halt müsse sie den Zug verlassen. Wie solle sie zurückkommen? Er gibt ihr alles Geld, das er in der Tasche hat. Es ist aber nicht viel. Plötzlich ziehen die Bremsen an. Schnell hält der Zug. Fritz küßt Ille. Sie läßt sich aus dem Wagen. Von dem andern Wagen strecken sich ihr zehn Hände zum Abschied entgegen. Boll steckt ihr das gesammelte Geld in die Hand.

Noch einmal schaut sie glücklich zu Fritz. Dann fährt der Zug weiter. Sie steht auf einem Feld neben der Bahn und sieht lange dem Zug nach, der in eine Stadt fährt. Auf der Straße wandert sie der Stadt zu und durch deren Gassen. Sie ist so verträumt, daß sie keinen fragt, wo sie sich befindet. Dann kommt sie an den breiten Strom. Drüben liegt Köln, wie sie es von Kind an auf dem Bild in Mutters Zimmer gesehen hat. Da ist die Mutter lebendig bei ihr. Bisher hatte sie nicht an sie gedacht, und sie sehnt sich, zu ihr zurückzukommen. Sie geht über die Brücke. Der Wind spielt mit ihrem Haar. Das Tuch hat sie bei Fritz vergessen. Aus dem deutschen Strom wächst mit Mauern, Dächern und Zinnen Köln den Türmen des Domes entgegen. Glücksverbunden schreitet sie über den Rhein. Alle Angst ist von ihr gewichen. Die Glocken beginnen zu läuten; denn heute ist Sonntag.

Ende.



A N E K D O T E N

Hilfe in der Not.

Ein Kandidat der Theologie traf im Vorzimmer des Generalsuperintendenten, bei dem er ein Examen ablegen wollte, einen älteren Herrn, der ihm sehr niedergedrückt erschien. „Was quält Sie?" fragte er ihn teilnehmend. — „Ich soll examiniert werden, weil man mich für eine einträgliche Stelle vorgeschlagen hat", antwortete der Herr. „Nun habe ich mich aber zwanzig Jahre durch Stundengeben mühsam durchs Leben geschlagen und in dieser langen Zeit vieles vergessen; besonders mein Hebräisch. Und gerade darauf legt der Superintendent viel Wert, wie man mir sagte." — „Oh, beruhigen Sie sich", tröstete ihn der Kandidat. „Es wird sich mir gewiß eine Gelegenheit bieten, Ihnen zu helfen. Gerade Hebräisch ist meine starke Seite." — Der Jüngere kam zuerst an die Reihe. Der Superintendent war äußerst zufrieden mit seinen hebräischen Kenntnissen und fragte ihn: „Wo haben Sie es nur zu einem so umfassenden Wissen gebracht?" Der Kandidat deutete auf den älteren Herrn und erwiderte: „Dieser Herr war mein Lehrer." Der Superintendent verzichtete nach einem so glänzenden Zeugnis darauf, nun auch an den zweiten Prüfling Fragen zu richten und beglückwünschte beide zu dem bestandenen Examen. J. D. W.

Ein unüberlegter Ausspruch.

Im Kolleg sagte ein Professor der Chemie, nachdem er eine elektrische Batterie gefüllt hatte, zu seinen Hörern: „Die Füllung dieser Flasche, meine Herren, ist so stark, daß sie einen Menschen töten und einen Ochsen betäuben kann." In diesem Augenblick entlud sich durch eine Unvorsichtigkeit die Batterie, und er wurde zu Boden geschleudert. Die Studenten sprangen hinzu, doch der Professor erhob sich schon wieder und sagte aufatmend: „Gott sei Dank! Ich war nur betäubt." W.

Zweierlei.

„Würden Sie sich auf ein Duell einlassen?" fragte König Friedrich Wilhelm I. von Preußen seinen Feldmarschall v. Natzmer. — „Kommt drauf an!" antwortete dieser. „Findet der Sekundant, wenn er zu mir kommt, den Christen Natzmer zu Hause, so schlage ich mich nicht; trifft er aber den Soldaten Natzmer an, so soll den, der ihn geschickt hat, der Teufel holen!" W.

Stich.

Joachim Heinrich Campe, der Jugendschriftsteller und Erzieher, Verfasser von „Robinson, der Jüngere", war sehr um die Reinigung der deutschen Sprache bemüht. Einer Dame, die ihn einmal besuchte und ihre Rede mit möglichst vielen Fremdwörtern spicken zu müssen glaubte, um gelehrsam zu erscheinen, erklärte Campe, scheinbar erstaunt: „Für eine Ausländerin sprechen Sie wirklich gut deutsch!"

Die Spitze der Liste.

Der Schah Ali Baham befahl eines Tages seinem Minister, eine genaue Liste aller D u m m e n in seinem Lande aufzustellen. Der Minister gehorchte und setzte den Namen seines Gebieters an erster Stelle. Voll Staunen erblickte der Schah ihn hier; da er aber gerade guter Laune war, kostete es den Minister nicht den Kopf. Lachend fragte er: „Du Schelm! Wodurch habe ich diese Ehre verdient?" Der Minister entgegnete: „Wodurch? Dadurch, daß Ew. Majestät vorige Woche einem völlig unbekannten Manne eine große Geldsumme anvertrauten, damit er hierfür im Ausland Pferde kaufe. Er wird niemals wiederkommen!" — „Meinst du?" erwiderte der Schah. „Und wenn er nun aber doch wiederkommt!" — „Dann werde ich den Namen Ew. Majestät ausstreichen und s e i n e n an die Spitze der Liste setzen", sagte der Minister. W.

Der Narr als Don Juan.

D'Acosta blieb infolge seines scharmanten Wesens und seines Witzes bis ins hohe Alter der Liebling der Damenwelt. Er war daher nicht selten die Ursache heftiger Eifersuchtsszenen. Auf einem Fest machte er einer jungen Dame eifrigst den Hof und schien auch bei seiner Partnerin großen Erfolg zu haben. Einer der Kadetten, der in das Mädchen sterblich verliebt war, wollte sich rächen. Blaß vor Eifersucht näherte er sich dem Narren und fragte herausfordernd: „Sagen Sie, D'Acosta, wie alt sind Sie denn eigentlich?"

Der Narr maß den Störenfried von oben bis unten, dann antwortete er: „Das habe ich vergessen. Ich weiß nur eines: daß ein zwanzigjähriger Esel viel älter ist als ein sechzigjähriger Mann!"

*

Reger war in einer Gesellschaft. Als besondere Überraschung des Abends setzte man das elfjährige Töchterlein des Hauses ans Klavier, um die Meinung des Komponisten zu hören.

„Nicht wahr, Meister", fragte die stolze Mama, „die Kleine spielt doch wunderbar! Sie kann mit dem Klavier machen, was sie will!"

„Kann sie es vielleicht auch zumachen?" fragte Reger leise.

*

Richard Wagner erhielt oft Arbeiten junger Komponisten zur Begutachtung vorgelegt. So bekam er eines Tages das Erstlingswerk eines hoffnungsvollen Jünglings mit der Bitte, etwaige Fehler anzukreuzen. Die Arbeit kam ohne ein einziges Kreuz zurück. Erfreut eilte der junge Mann zu Wagner und rief: „War meine Arbeit wirklich fehlerfrei?"

„Das gerade nicht", meinte der Meister, „aber ich wollte aus Ihrem Manuskript keinen Friedhof machen!"



Liebe Arbeitskameradinnen!

Könnt Ihr Euch nach diesem Bild vorstellen, wie sehr ich die Bergluft und die Sonne genieße? Immer geht ein frischer Wind hier oben, sogar in der Mittagsglut. Da ist es gut, daß ich meine blaue Schachtel Nivea-Creme auch beim Wandern bei mir habe. Man muß sich schon wiederholt eincremen, sonst würden Wind und Sonne die Haut gerben. Aber durch Nivea wird die Haut gekräftigt und bleibt zart und geschmeidig....

SCHÖN BRAUN mit NIVEA CREME

6055



Elegant und zügig

Welch ein Wunder! Elegant und zügig beschreibt die Piourette ihre Figur. Wie beim Schreiben: Geschmeidig gleitet die Feder des **Artus** über das Papier und formt die Figuren einer gepflegten Schrift.

Der **Artus** hat viele Vorzüge. Er schreibt leicht und flott, seine Form ist schön und ansprechend, er ist zuverlässig, hat einen großen, durchsichtigen Tintenraum, viele verschiedene Federspitzen.

Artus-Füllhalter erhalten Sie in drei Ausführungen im Fachgeschäft:

Artus Senior	**RM 8.00**
Artus Extra	**RM 6.00**
Artus Ideal	**RM 4.85**

Artus Füllhalter

„Orthos" Füllhalter-Fabrik, Heidelberg



Gibt es eine rasche Kopfschmerzbeseitigung?

Ja, die Wirkung ist dann schneller, wenn man nicht nur gegen die Schmerzempfindung, sondern auch gegen die Ursache der Schmerzentstehung angeht — wie dies Melabon tut. Melabon wirkt auf die schmerzempfindlichen Nervenendigungen wie auf das Schmerzzentrum im Großhirn. Durch diese zweifache Wirkung wird erreicht, daß die Kopfschmerzen so überaus rasch abklingen. Pckg. 72 Pfg. in Apotheken.

Gratis

Verlangen sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige die interessante kostenlose Aufklärungsschrift über Melabon von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 105 M

Melabon

Werkzeuge

für jeden Beruf, für die Industrie und die Landwirtschaft. Landwirtschaftliche Geräte liefert gut und preiswert

Westfalia Werkzeugco. Hagen 338 (Westf.)

Lest den „VB."



UHU

ERZEUGNISSE

UHU-WERK H. u. M. FISCHER BÜHL-BADEN

UHU-Spezial-Füllhalter-Tinte von RM. 0,35 an × **UHU**-Alleskleber von RM. 0,20 an in allen Fachgeschäften

---

Musikinstrumente bes. **Harmonikas**

anerkannt gut — u. doch so billig

Großversand an Private

Meinel & Herold, Klingenthal 323

Niedrige Preise-Garantie-siehe Hauptkatalog-Zusendung umsonst.

VAUEN

Die Pfeife für Sport und Gesundheit

Schutzmarke

Raucherbuch 219 gratis von **VAUEN, Nürnberg-S**

Kaufen Sie bei unseren Inserenten



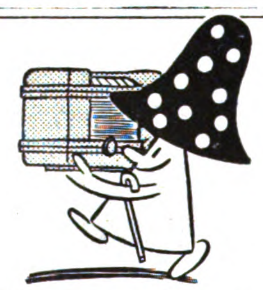


Das wertvollste Gut

eines jeden Unternehmens ist die Zeit. Denn flotte, pünktliche Arbeit bedingt genaue Zeiteinteilung. Dabei hilft in idealer Weise eine **Mauthe**-Synchron, denn diese elektrische Uhr zeigt überall im Betrieb, in jedem Arbeitsraum die gleiche, genaue Zeit an.

Wenn Sie Mauthe-Uhren im Fachgeschäft heute nicht erhalten, so stellen Sie Ihren Wunsch für später zurück.

FRIEDRICH MAUTHE GMBH • UHRENFABRIKEN • SCHWENNINGEN A.N.



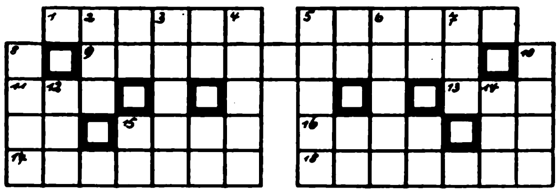
Blaupunkt Gedanken für Blaupunkt-Freunde

Es muß ein rechter Glückspilz sein,
wer einen Blaupunkt will ersteh'n,
der selten ist in heut'ger Zeit.
Wie froh und glücklich kann man sein,
bereits den Blaupunkt zu besitzen
und sei er auch schon jahrealt.
Behandle Deinen Blaupunkt gut,
und so genießt Du lange noch
den schönen Blaupunkt-Feierabend.

BLAUPUNKT Radio

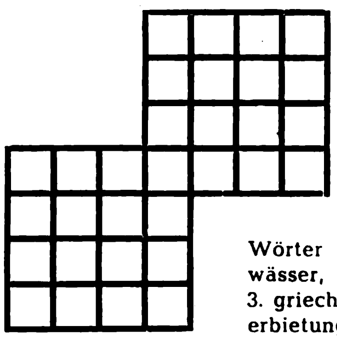
RÄTSEL

Kreuzworträtsel.



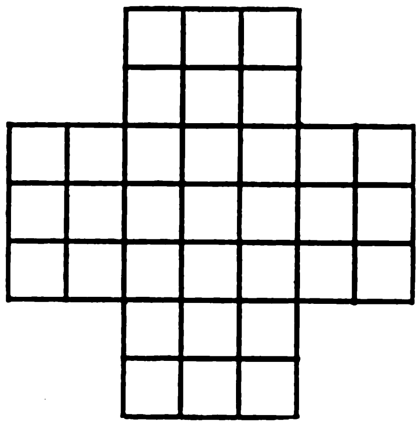
Waagrecht: 1. Preisabzug, 5. Schnur, 9. griechischer Philosoph, 11. Raubvogel, 13 Tiroler Passionsort, 15. Kante, 16. Papiermaß, 17. Mehrzahl von Fach, 18. Betäubung. Senkrecht: 2. Gebirgsschlucht, 3. Stadt in Serbien, 4. Schlange, 5. Himmelskörper, 6. Nebenfluß der Weser, 7. nordischer Gott, 8. Faserpflanze, 10. Heilpflanze, 12. Stadt im früheren Südtirol, 14. arabisches Vorgebirge.

Magisches Quadrat.



Die Buchstaben: e e e e e e e e e e e e h i i k k l l m p r r r r r s s t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Gewässer, 2. ethische Begriff, 3. griechische Göttin, 4. Ehrerbietung, 5. Hast, 6. Tierfutter, 7. Kohleprodukt.

Magisches Kreuz.

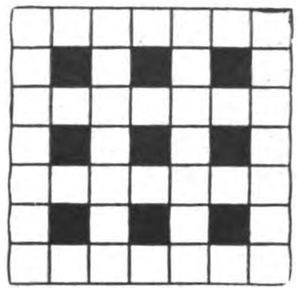


Die Buchstaben: a a a a a a e e i i k k k k k k l l l n n n n o o o o o r s s s s werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Halbedelstein, 2. historisches Schloß in Norditalien, 3. Stadt in Pommern.

Lösungen der Rätsel in Folge 37:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Eber, 4. Kuss, 7. drei, 8. Leto, 9. San, 10 Ili, 11. Los, 13. Aho, 15. Tee, 18. Leon, 20. Egge, 22. es, 23. Nandu, 24. Evers. Senkrecht: 1. Edda, 2. Brentano, 3. Risiko, 4. Kleist, 5 Stolberg, 6. Solo, 9 Schiller, 12. Schlegel, 14. Banane, 16. Erebus, 17. Sonne, 19. Esse, 21. Graz. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Radames, 2. Element, 3. Ulrike, 4. Enzian, 5. Iduna, 6. Sassari, 7. Tapir, 8. Viadukt, 9. Energie, 10. Rotterdam, 11. Sekretär, 12. Trompete, 13. Armenien, 14. Nymphenburg, 15. Dattel. „Reue ist Verstand, der zu spaet kommt." ✱ **Kryptogramm:** Verwahrung, Arrest, Wisent, Cosenza, Macbeth, achtbar, Peschara, Welde, Siena. „Wahres Wissen macht bescheiden." ✱ **Rösselsprung:** Wer recht sich spiegelt, sieht sich / Wer recht sich sieht, der kennt sich / Wer recht sich kennt, der dünkt sich klein / Wer klein sich dünkt, wird weise sein.

Viereck.



Die Buchstaben: a a a a a a b b b b c c d d e e e e e e g g g h h h h i i k l l n n r r r r u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. nordamerikan. Bär, 2. Wildgeflügel, 3. Stadt in Belgien 4. Ort in Tirol.

Zahlenrätsel.

1 9 1 7 12	Nagetier
2 13 9 11 10	Narkotikum
3 14 13 13 3 14 15 16	Land in Skandinavien
4 14 5 6 14 3 9 15	ostsibirische Insel
5 14 10 1 12 14 9	Festung in Frankreich
6 14 11 13 17 10 14 15 15	militär. Dienstgrad
7 3 4 17 7 12	Rabenvogel
8 14 17 17 7	Verbandstoff
9 15 16 9 18 2	Farbstoff
4 14 12 14 18 2 4 4 14	Stadt in Nordspanien
10 2 7 8 7	Wasservogel
11 15 18 14 12 15	europäischer Staat
4 14 6 14 12 14	Wüste

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen den Erzfeind der Zivilisation.

Humor

Schwebkes Gattin malt und vergißt vor der Staffelei oft ihre Hausfrauenpflichten. Wieder einmal kommt Schwebke vom Dienst und es gibt kein Mittagessen. Entrüstet sich der Hausherr: ‚Verdammte Schlamperei! Sofort kehre ich um und esse im Gasthaus!" Bettelt Frau Schwebke: „Warte nur fünf Minuten, Schatz." Erleichtert atmet Schwebke auf: „Ist es dann sicher fertig?" — „Nein, dann bin ich angezogen und kann mitgehen."

*

„Ein gebildeter Mann war er jedenfalls nicht", erzählte die hübsche Ulla ihrer Freundin. „Denke nur, er hat mich mindestens zehnmal geküßt, bevor er sich überhaupt vorstellte!"

*

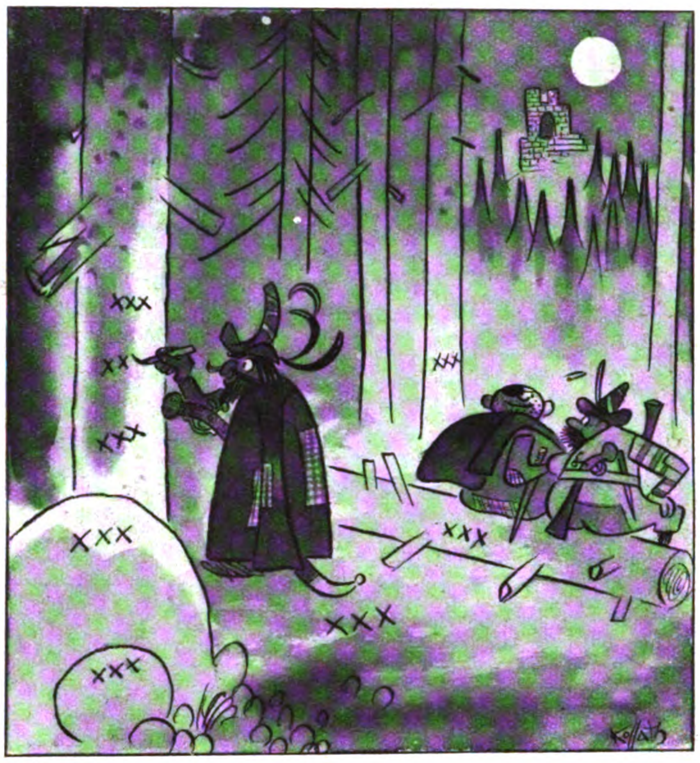
„Haben Sie die Nummer des Wagens erkannt, der Sie angefahren hat, Fräulein?"

„Nein es ging zu schnell. Aber die Dame, die drinnen saß, hat einen braunen Hut mit rosa Bändern, weiße Wildlederhandschuhe, und die braune Wildlederjacke, die sie trug, war nicht echt."

*

Gröschel ging mit seinem kleinen Sohn an einem Bilderladen vorbei. Der Junge fragte: „Vater, weshalb stellte man den Sieg immer als Frau dar?"

„Wenn du einmal groß sein wirst, wirst du es verstehen, mein Junge", meinte Gröschel sanftmütig.



„Schau an, er ist verliebt. Überall kritzelt er ihren Namen hin!"
Zeichnung: Kossatz

In einem kleinen amerikanischen Ort hatte ein Wanderzirkus sein Zelt aufgeschlagen. Als sie weggezogen waren, fand der Kantor einen toten Esel auf seinem Gartenzaun. Er schrieb wegen Beseitigung des Kadavers an den Gemeinderat. Kurz angebunden antwortete man ihm, es sei ja Sache des Kantors, „Tote" zu begraben. Umgehend schrieb der Geistliche zurück, das wüßte er wohl, aber es sei Sitte, die Verwandten vorher zu benachrichtigen.

*

Wertzip erzählt am Stammtisch: „Einen Film von einem Erdbeben habe ich gesehen, Kinder, fürchterlich war das. Alles flog durcheinander: die Töpfe und das Geschirr..."

„Donnerwetter . . . zwölf Uhr! Ich wollte doch um zehn Uhr zu Hause sein", sagt Waser, hastig aufstehend.

*

„Können Sie mir gymnastische Übungen empfehlen die zur Verringerung des Körpergewichts beitragen?"

„Schütteln Sie ganz energisch den Kopf, wenn Sie aufgefordert werden, sich beim Essen noch einmal zu bedienen!"

*

„Mein neues Sommerkleid mußte ich meinem Manne geradezu zentimeterweise abringen."

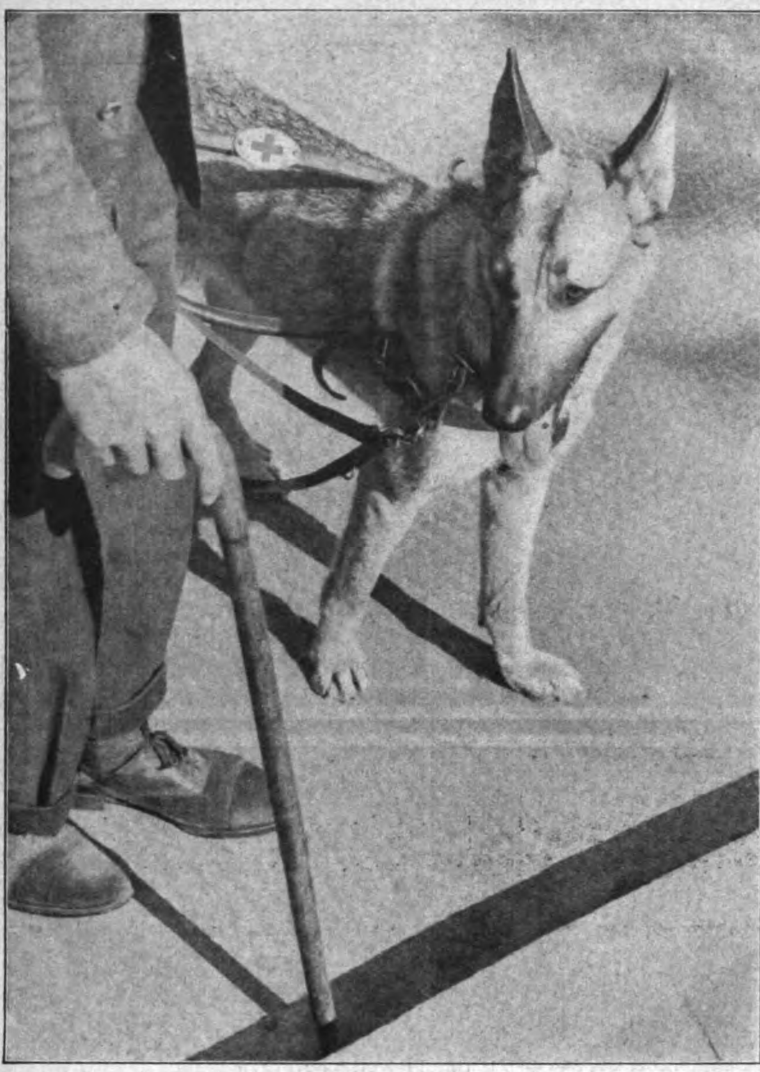
„Nun, dem Kleide nach zu urteilen, war dieser Kampf recht kurz."











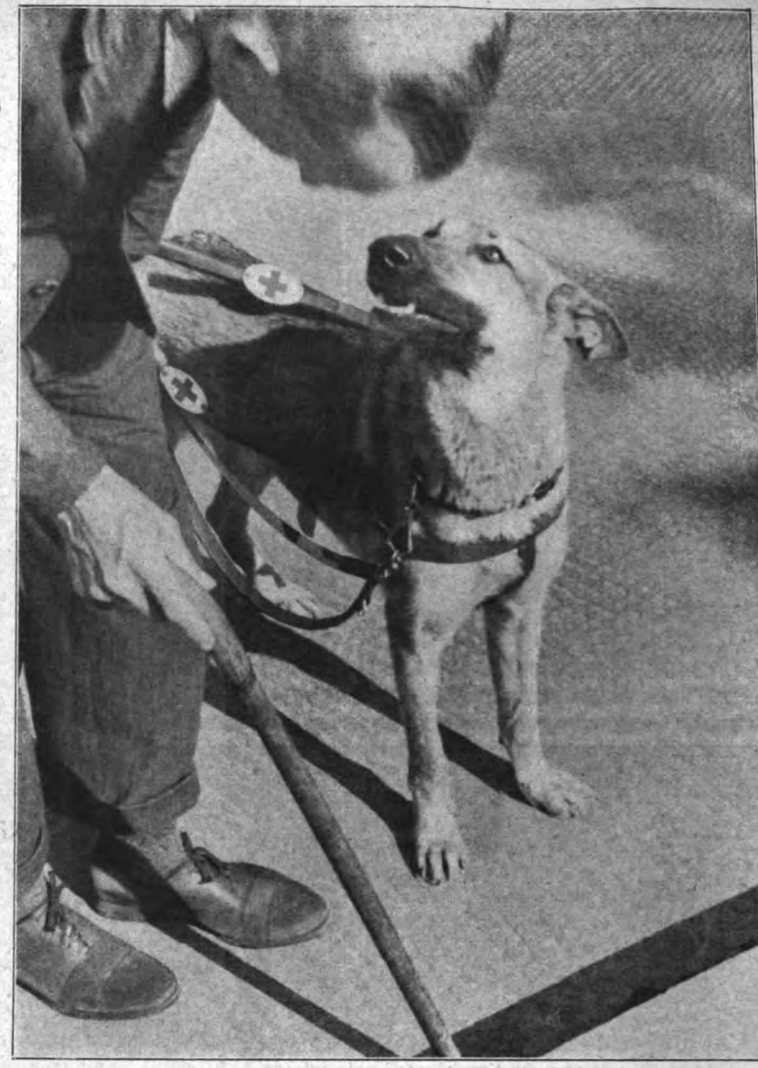
Ein Hund lernt begreifen,

was es bedeutet, daß sein Herr die Bordschwellen immer mit dem Stock beklopft. Nach anfangs dummer Interesselosigkeit weiß er nun schon, daß man an der Bordschwelle immer erst zu halten hat. — Unser Bildbericht, der in vierwochenlanger täglicher Zusammenarbeit mit der Blindenvereinigung an einem Blinden und einem ihm soeben übergebenen jungen Hund durchgeführt wurde, ging davon aus, irgendwann einmal den Augenblick des ersten Verstehens: „er ist blind" zu erwischen.

Aufnahmen: H. Reinke.

Rechts:
Nach Wochen das große Ereignis:

Der Hund, der das Auge des Herrn sucht, begreift: mit dem Auge stimmt etwas nicht. Das Auge ist blind.



Er denkt für den Blinden

Was geht in der Seele eines Hundes vor, der den hilflosen Blinden durch das Gewühl der Großstadtstraßen führt, um Hindernisse herum, die für ihn, den Hund, meist gar keine Hindernisse sind? Ist es Liebe, Treue, Kameradschaft? Wir wissen es nicht. Aber eins steht fest: Bloße Dressur ist es nicht. Man kann wohl Raubtiere, Löwen, Seehunde zu erstaunlichen, auch „menschenähnlichen" Leistungen zwingen: Kameraden wird man nie aus ihnen machen! Und es ist keine ungewöhnliche Leistung, einen Hund zur Befolgung einer ganzen Anzahl von immer wiederkehrenden Aufgaben „abzurichten", aber das wird noch keinen Blindenführer aus ihm machen. Die Entscheidung wird immer nur vom Hund selbst gefällt werden, nämlich an dem Tage, an dem er selbst plötzlich begriffen hat: Du hast einen Hilflosen vor dir, der auf Gedeih und Verderb deiner Obhut anvertraut ist.



Natürlich kann der Hund dies Schild nicht lesen,

aber er weiß, daß die Sache etwas Bestimmtes bedeutet.



Beim Verlassen des Postamtes — Vorsicht!

Die Baustelle muß umgangen werden. Der Hund zieht mit aller Kraft von dem Gerüst fort.

Überall dorthin, wohin sie kamen, brachten sie Elend und Tod



Aufnahmen: PK. Kilian (Atlantik).

Rechts: Nach dem Abzug der Sowjets aus Dorpat. Männer, Frauen und Kinder liegen zu hunderten im Hofe des Dorpater Zuchthauses, wo ihre Leichen identifiziert werden.



Das stört sie nicht, die Plutokraten!

Immer neue Leichen werden entdeckt. Die Zahl der von den Sowjets ermordeten Zivilisten steigt mit jedem weiteren Raum, der in dem Zuchthaus geöffnet wird.

LONDON hat den SOWJET-FIMMEL!

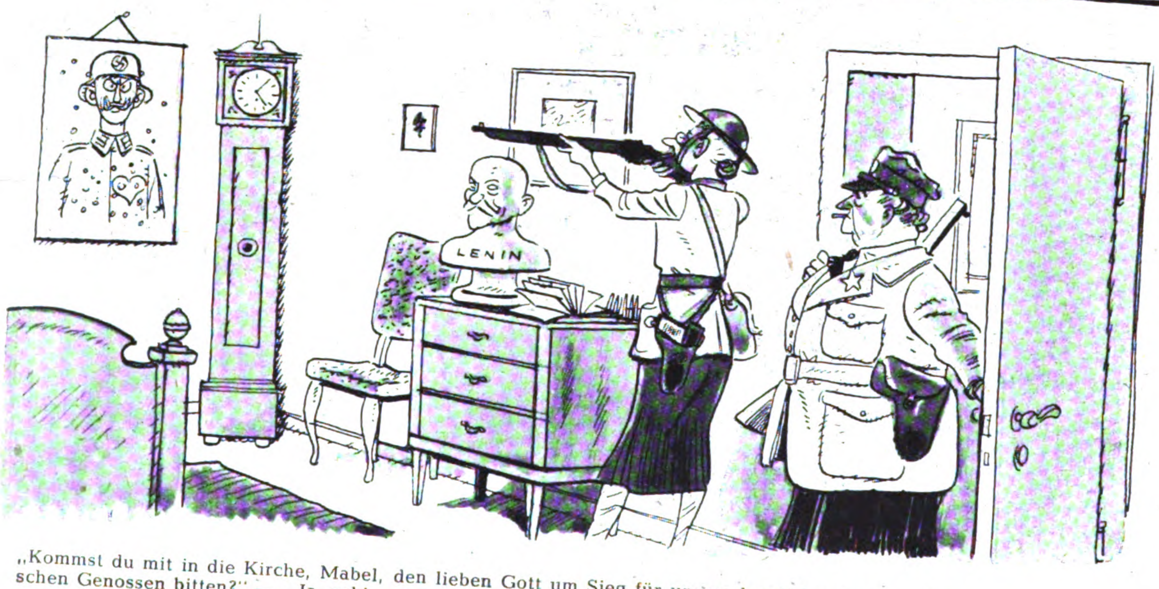
GEZEICHNET VON EMERICH HUBER



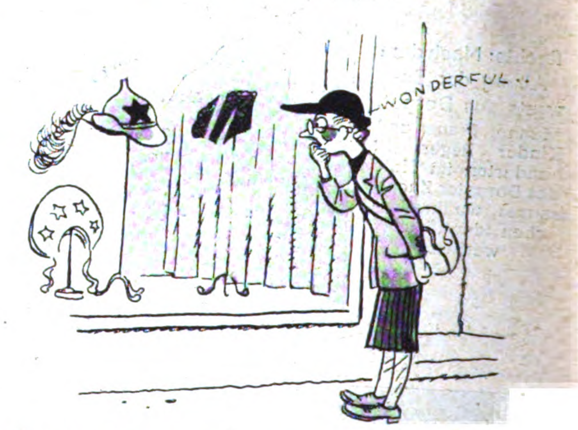
Glanzvolle Aufführung des bolschewistischen Spitzenfilms „Ein Tag in der Sowjetunion":
„. . . und hier ein Stachanow-Arbeiter bei seinem bescheidenen, aber nahrhaften Frühstück, bevor er nach gesundem, reichlichem Schlaf an seinen lichtüberfluteten, freundlichen Arbeitsplatz geht. Sekt und Kaviar sind für diesen braven Genossen Alltäglichkeiten!"



Nachdem Frau Churchill auf der Sowjetausstellung in London mit „Genossin" angeredet wurde.
„Heil Moskau, Genosse Lord, wohin willste denn deinen Wodka serviert haben?"



„Kommst du mit in die Kirche, Mabel, den lieben Gott um Sieg für unsere herrlichen bolschewistischen Genossen bitten?" — „Ja, geh' nur vor, Darling, ich übe hier bloß noch ein bißchen nach der kleinen ‚Moskauer Fibel für Heckenschützen' . . .!"



„Gnädige Frau, wir zeigen Ihnen unsere neuesten Modelle, in denen wir bemüht waren, auch unserseits von der schöpferischen Sowjetkultur zu lernen!"



„Macht, daß ihr wegkommt! Heute gibt's nichts für euch, Proletarierpack, der Herzog von Bloomsbury hat seinen Wohltätigkeitstee zugunsten sowjetischer Arbeiter!" —



„— — is doch ä guter Geschäftsmann, der Silberstein, früher, als er war nur ä Jüd, is keiner gegangen zu ihm, heut' wo er is ä russischer Jüd, macht er 's beste Geschäft in der Gegend . . ."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 24]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö .32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 25. SEPT. 1941
16. JAHRGANG ∴ FOLGE 39

AUS DEM INHALT:
Besuch bei General Dietl
Der Volkswagen — Frontwagen / Genossen werden wieder Juden / Die „Fünfte Kolonne" u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22



HEUTE neuer Roman

Besprechung über den Einsatz der Luftwaffe an einem Abschnitt der Ostfront.
General Dietl im Gespräch mit Generaloberst Stumpf.

Aufnahme: PK. Waske.

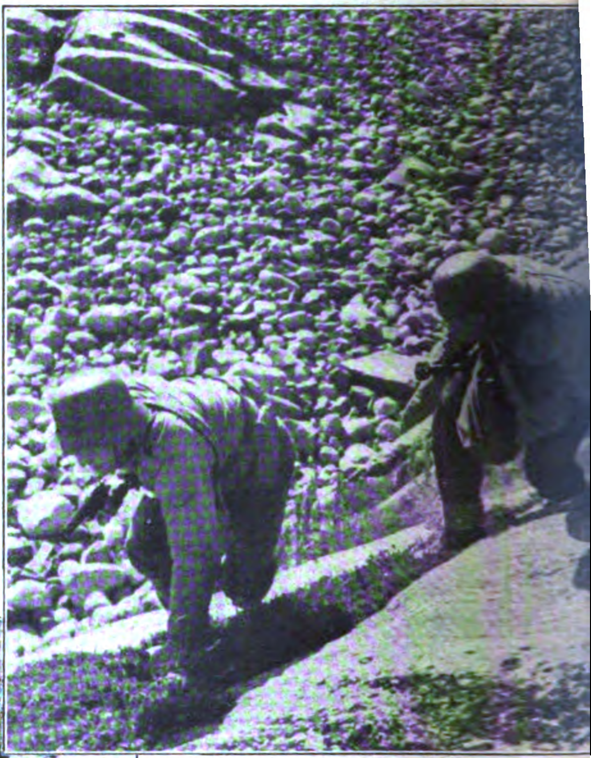


Das ist die Tundra! Kahle Felsen, Seen ohne jede Deckungsmöglichkeit geben der Landschaft an der Litsa-Front das Gesicht. Bis hierher kann man unter großen Schwierigkeiten noch Kraftwagen heranziehen.



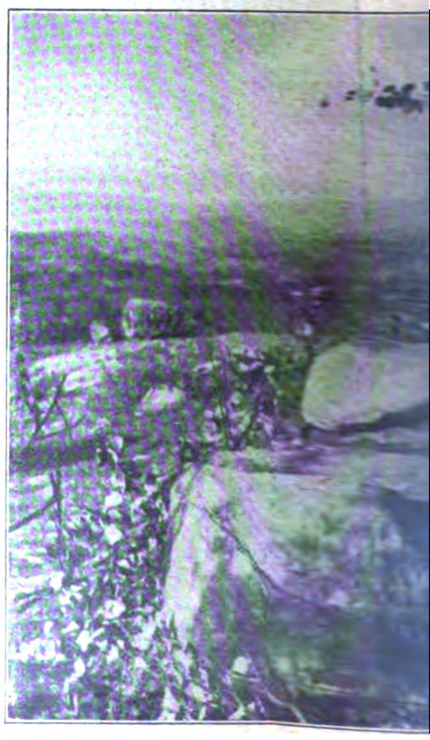
BESUCH BEI GENERAL DIETL

Links: Das Panjepferdchen wird zärtlich.





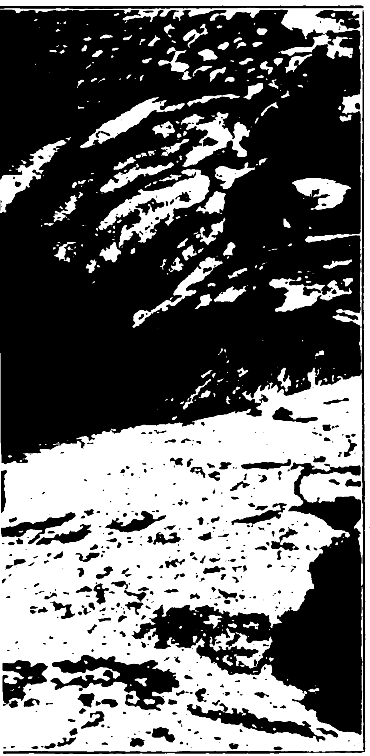
Unter Kriechbirken und mit Heidekraut getarnt — so deckt sich ein MG.-Trupp in den vordersten Linien.



Ein vorgesch
Beobachtungs



General Dietl macht sich fertig, um zu seinen Männern zu marschieren.



*

Links: Deutsch-finnische Küstenbatterie am Eismeer. Ein finnischer Sicherungstrupp beim Vorgehen über die kahlen Felsen.



Die Höhen links sind noch vom Feinde besetzt.
Aufnahmen: PK. Waske



Eine Kochstelle an der Litsa-Front.
Eine hohe Felswand dient als Rauchfang, um die Stellung nicht zu verraten.





Besuch der Nachrichtenstation.
Links vom Führer: Reichspressechef Dr. Dietrich.

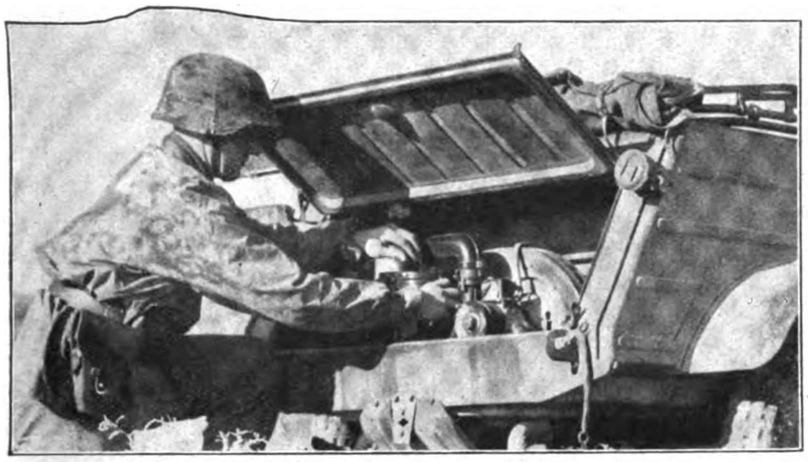
Admiral v. Horthy beim Führer

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



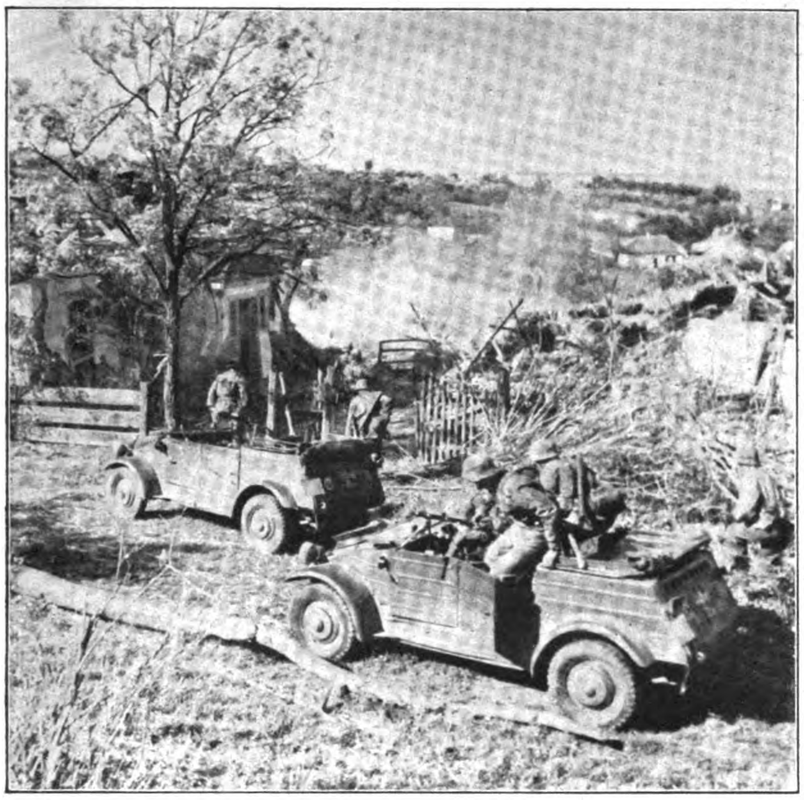
Die Außenminister v. Ribbentrop und Bardossy im Gespräch. Rechts: der ungarische Botschafter in Berlin, Sztójay.

Die Ankunft des hohen ungarischen Gastes im Führerhauptquartier.
Auf Einladung des Führers stattete der Reichsverweser des Königreichs Ungarn, Admiral von Horthy, dem Führer in seinem Hauptquartier im Osten einen Besuch ab.



In jedem Gelände, wo deutsche Truppen in Feindesland vorgehen, ist auch der Volkswagen dabei, dessen hohe Qualität die Zerreißprobe überall bestanden hat. Hier wird am Heck der Motor nachgesehen.

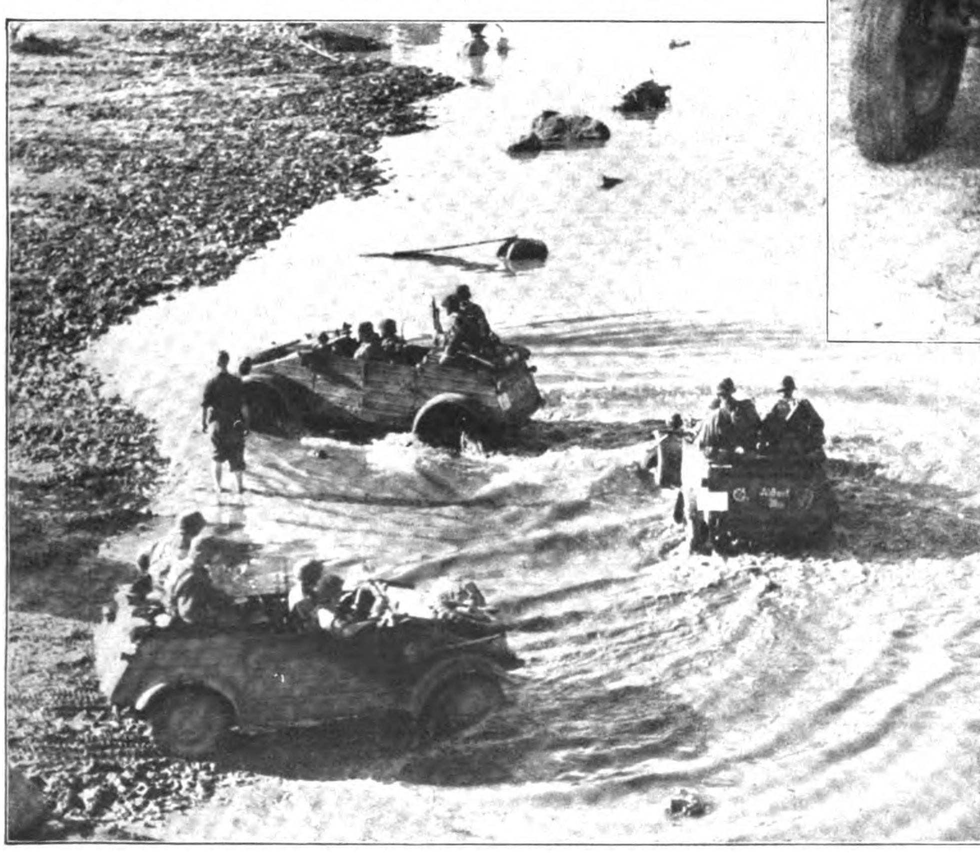
Der Volkswagen: Frontwagen!



Bis vorn an den Feind.
Der Spähtrupp hat ein verdächtiges Haus entdeckt. Schnell springen die Männer aus dem Volkswagen, um das Gehöft zu durchsuchen.

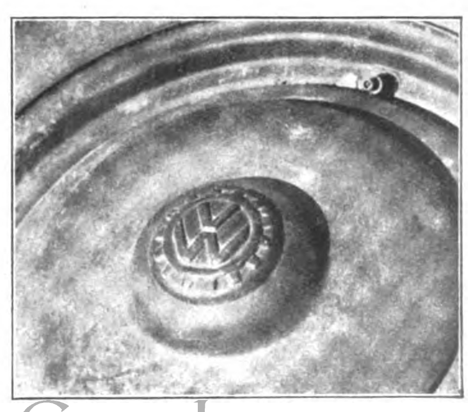


Auf einem Spähtruppunternehmen im Osten.
Das Gesicht des Volkswagens hat sich den militärischen Bedürfnissen angepaßt; er gibt vier Soldaten mit voller Ausrüstung bequem Platz.



Links: Waschen.
Nach dem Einsatz werden die Wagen im Fluß von Dreck und Lehm gereinigt.

Aufn.: ꞩꞩ-PK.-Roth.



Das Zeichen des Volkswagens ist jedem Frontkämpfer bekannt.



Ritterkreuzträger besucht den jungen NS.-Fliegerkorps-Nachwuchs.
Mit großem sachlichem Ernst berichtet dieser junge Modellflieger dem zu Besuch gekommenen NS.-Fliegerkorps-Obergruppenführer v. Bülow von seinen im Modellbau gemachten Erfahrungen. Links von Ritterkreuzträger v. Bülow: NS.-Fliegerkorps-Oberführer Kehrberg, der Chef des Ausbildungswesens im NS.-Fliegerkorps.
Aufnahme: Scharnocher.



Links: Kroatien will Ordnung.
Hunderte von Jungen ohne Heim, die in den Städten vom Betteln lebten und sich herumtrieben, werden einer Gemeinschaftserziehung zugeführt.

Aufnahmen: Weskamp.



So marschieren sie einer besseren Zukunft entgegen.
Neben täglichen Exerzierübungen wird auch fleißig Sport und Gymnastik getrieben; die meisten dieser Jungen tragen zum ersten Male ordentliche Kleidung und Schuhe.



Jugend-Länderkämpfe in der Schlesierkampfbahn.
Vierzehn Nationen, die sich um den Aufbau einer neuen Jugendbewegung bemühen, hatten Vertreter ihrer Jugend nach Breslau entsandt. Die Finnen, Meister des klassischen Speerwurfs, hinterließen einen besonders großen Eindruck.
Aufnahme: Hartmann.



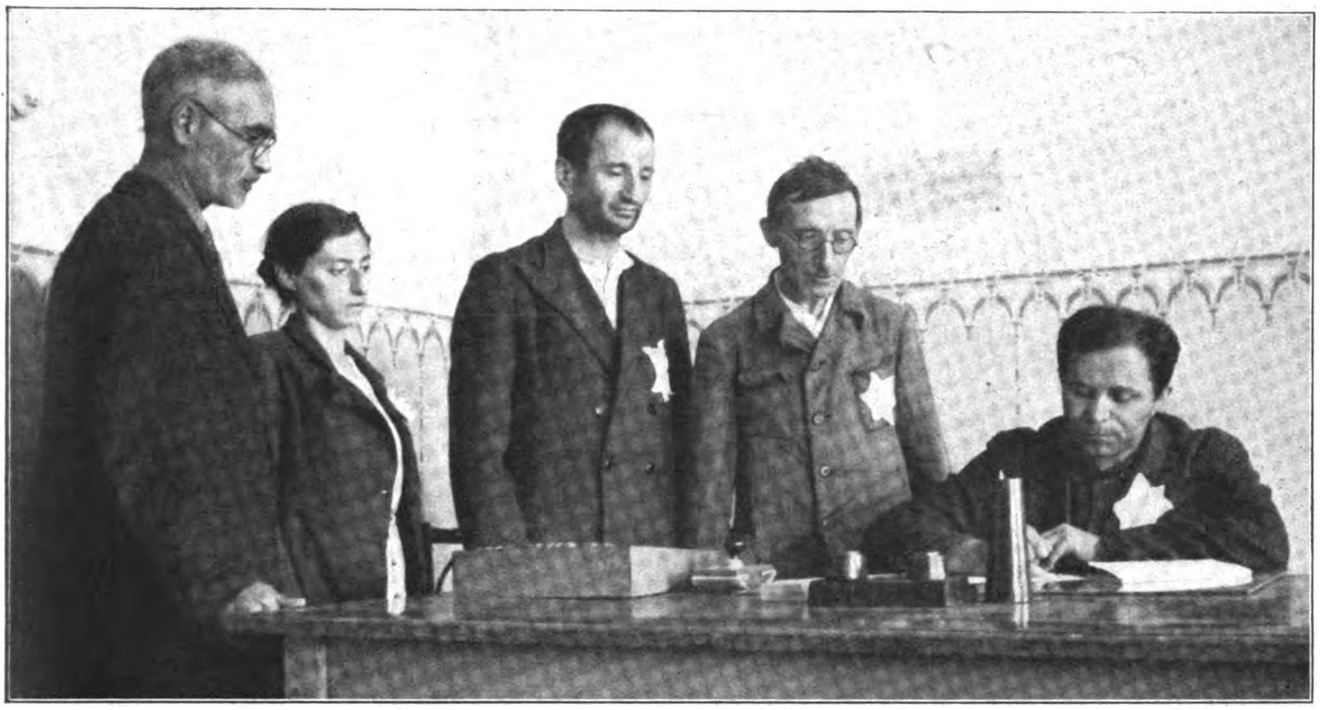
USA.-Hilfe für Stalin oder — für Churchill? Aufnahme: Assopress.

Der britische Minister Lord Beaverbrook, der nach seiner Rückkehr von Amerika eine scharfmachende Pressekritik an der England zu langsam arbeitenden Kriegsmaterialproduktion der Vereinigten Staaten startete, wird voraussichtlich die englische Delegation zur Konferenz nach Moskau führen. Das Bild zeigt den Gehilfen Churchills und Lord Halifax (links).



Eine große Kundgebung des Flamentums in Brüssel. Aufnahme: Transocean.

Der flämische nationale Sängerbund bringt flämische Lieder zu Gehör.



„Genossen" werden wieder Juden

Sie werden registriert.
In den von deutschen Truppen besetzten Sowjetgebieten werden die Juden, die sich nicht in Sicherheit bringen konnten, namentlich erfaßt. Dies besorgt ein aus Juden gebildeter Ältestenrat, der den deutschen Militärbehörden verantwortlich ist.





Jüdischer Ordnungsdienst.
Er rekrutiert sich aus Juden und hat innerhalb der jüdischen Bevölkerung der besetzten früheren Sowjetgebiete für die Durchführung sanitärer Maßnahmen zu sorgen.

Links: Auf dem jüdischen Arbeitsamt werden Stellen vermittelt. Juden dürfen nur Juden beschäftigen.

Aufn.: ⚡⚡-PK.-Roth.

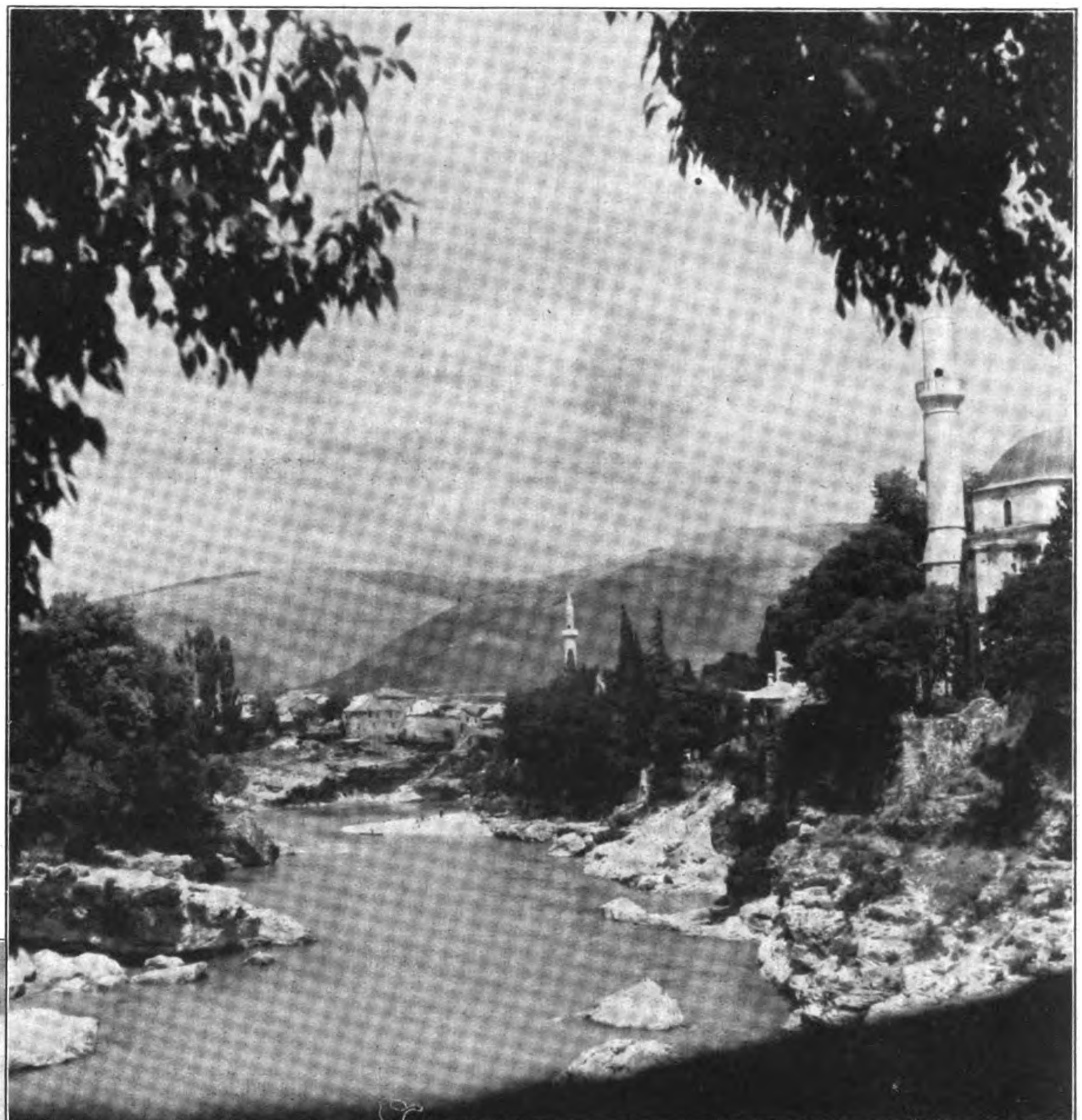
Wer mehr hat als einen bestimmten Betrag, muß die Scheine beim Ältestenrat sicherstellen lassen.





Eine Perle Kroatiens.
Diese Treppe führt zum höchsten Punkt des malerischen Städtchens Mostar.

Im Zauber des südlichen Mostar



Zwischen Uferrändern, von Zypressen eingesäumt, durchschäumt die grüne Neretwa die Stadt Mostar im südlichen Kroatien.





Links: Die alte Römerbrücke.
Wie schon vor vielen hundert Jahren bringen Bauern Lebensmittel in die Stadt.

Frau aus Mostar
in ihrer altmohammedanischen Tracht; auch bei 40° im Schatten wird der schwere Mantel getragen.

Aufnahmen: Weskamp.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

Fahrgäste an Bord des Kongodampfers „Kassai“

Pièrre Glant, genannt „Katakata-Glant“, ein Großhändler aus Matadi. — *Raymonde,* dessen junge Frau. — *Ferry Stakke,* Großwildjäger. — *Dr. Bünger,* Arzt. — *Marga Bünger,* seine Adoptivtochter. — *Senhor Pinho* aus Angola, Diamantenschmuggler und auch sonst ein anrüchiger Ehrenmann. — *Jürgen Schenk,* ein junger deutscher Kaufmann. — *Mons. Geoffrey,* Distrikt-Administrator aus Katanga. — *Madame Geoffrey,* seine Frau. — *Jaro,* der schwarze Diener Dr. Büngers.

Olaf Erland, Kapitän des Dampfers „Kassai“. — *Jon Johnsen,* Steuermann.

Ort der Handlung: An Bord des Kongodampfers „Kassai“.

Zeit: 1938.

I.

Olaf Erland, der Kapitän des Kongodampfers „Kassai“, blickte über den Hafenkai, sog mit der Unterlippe an seinem kurzgestutzten blonden Schnurrbärtchen und zerbiß einen ehrlichen Seemannsfluch.

Trotz der heißen Mittagsstunde herrschte heute eine heftige, fast aufgeregte Bewegung in der Stadt Kinshassa-Leopoldville. Vor den beiden Hotels, dem Kai gegenüber, stauten sich ganze Berge von herausgebrachtem Gepäck. Autos und Wagen, vollgepackt mit Menschen und Koffern, fuhren hastig über die tadellose, mit festgewalztem rötlichem Sand bedeckte Straße dem Bahnhof zu.

Ganze Rudel schwarzer Träger hatten es furchtbar eilig zwischen den aus sattem Grün leuchtenden weißen Villen und den Außenbezirken. Auch Weiße sah man eiliger, als es sich für die Herren der Erde schickte.

Am Hafenkai selbst wurde laut und lebhaft palavert. Zollbeamte, Makler, Schiffsangestellte und schwarze Arbeiter standen in Gruppen und debattierten mit weitausholenden Gesten und erheblichem Stimmenaufwand.

Über den vier Kilometer breiten Strom schossen hin und her die Motorboote und Kanus, bildeten ein regelloses, aufgeregtes Gewirr zwischen Kinshassa und dem am jenseitigen Ufer liegenden Brazzaville.

Flußabwärts, auf die Waldufer bei den Stromschnellen zu, wo die neue Arbeitersiedlung lag, hielt nach sausender Fahrt das Motorboot mit der belgischen Hoheitsflagge am Heck. Deutlich konnte man noch die Gestalt des Regierungsbeamten erkennen, der erst vor fünf Minuten, als sein Boot längsseits der „Kassai“ vorbeiglitt, dem Kapitän Erland die unwillkommene Botschaft zugerufen hatte.

Fiebergefahr!

Aus der näheren Umgebung von Kinshassa waren einige Fälle von Gelbem Fieber gemeldet worden. Noch stand die Sachlage nicht genau fest, aber man mußte damit rechnen, daß bereits in einigen Stunden die Quarantäne über Stadt und Hafen verhängt werden würde.

Die Stadt war bereits erfüllt von der üblichen Nachricht. Die Fremden beeilten sich, Hals über Kopf Kinshassa zu verlassen.

Niemand, den nicht besondere Ursachen zum Bleiben zwangen, hatte Lust, hier abgeschnitten zu werden, in einer Stadt, durch die womöglich morgen schon das unheimliche, tödliche Gespenst des Gelben Fiebers raste. Es verlautete, daß in Anbetracht der Gefahr ein Extrazug nach Matadi außerhalb des Fahrplans abgelassen werden sollte.

Und die „Kassai“?

Das Schiff war klar zur Abfahrt.

Im Vorschiff hockten zusammengedrängt die Neger, die den Kongo aufwärts befördert werden sollten. Auch die weißen Fahrgäste waren bereits an Bord. Es bedurfte nur eines Befehls von der Brücke, und die Hafenarbeiter am Kai warfen die Taue und Trossen los.

Aber da war nun diese böse Geschichte, die mit dem Landurlaub des Steuermanns und des Schiffsarztes begann und mit dem noch nicht ganz geklärten Autounfall der beiden, mit oder ohne Begleitung, darüber gab es abweichende Anschauungen, einen vorläufig recht übel aussehenden Abschluß gefunden hatte. In diesem Falle hatte anscheinend der Schiffsarzt die Funktionen des Steuermannes ausgeübt und war dementsprechend auch schwerer verletzt; immerhin mit einem gebrochenen Bein mußte der Steuermann seine Beteiligung an der feuchtfröhlichen Exkursion bezahlen. Kapitän Erland war am frühen Morgen nach der Hospitalbaracke in Brazzaville gefahren, hatte mit dem behandelnden Arzt gesprochen und sich persönlich davon überzeugt, daß beide nicht nur transportunfähig, sondern mindestens für Wochen an das Bett gefesselt waren. Eine feine Geschichte. Der Ausfall des Schiffsarztes mochte noch hingehen, Erland wußte, daß der berühmte Wissenschaftler und Forscher, der „große Medizinmann“ Dr. Bünger Kabinen von Kinshassa-Leopoldville bis Stanleyville für sich und Tochter auf der „Kassai“ belegt hatte. Dr. Büngers stetige Hilfsbereitschaft war seit Jahren in diesen Breitegraden schon sprichwörtlich, das war also mehr als der denkbar beste Ersatz, den sonst irgendein Zufall hätte ergeben können. Wenige Worte der Erklärung im Hotel, wo Erland den Arzt bereits reisefertig antraf, genügten Dr. Bünger, seine Bereitwilligkeit auszudrücken, freiwillig den Dienst des Verunglückten bis Stanleyville übernehmen zu wollen.

Aber da fehlte immer noch einer — der Steuermann. Kapitän Erland fluchte noch einmal in sich hinein, diesmal schon etwas lauter. Eine herrliche Bescherung! In Banana oder Boma hätte man leicht einen Ersatz finden können, hier in Kinshassa aber wuchsen die Steuerleute nicht aus dem Urwald hervor. Und kein anderes Schiff lag augenblicklich im Hafen, von dem man sich einen vernünftigen Seemann hätte ausborgen können.

Allein aber die Fahrt antreten, ohne Steuermann — das hieß übermenschliche Anstrengung, hieß tagaus, tagein vom frühen Morgen bis zum späten Abend selber auf der Brücke stehen, das Schiff allein durch die Wirbel und Schnellen navigieren, ohne Pause, ohne eine Stunde Ruhe.

Es wäre an sich nicht schlimm gewesen, wenn die „Kassai“ vierundzwanzig Stunden lang die Abfahrt aufgeschoben hätte, bis ein geeigneter Steuermann aufgetrieben war. Derartige unvorherzusehende Zufälle kamen oft vor, und die Fahrgäste hier am Kongo waren geduldig, wußten, daß sich die Abfahrt- und Ankunftzeiten nicht immer einhalten ließen. Wenn nur nicht diese zweite Hiobsbotschaft gekommen wäre: Fiebergefahr! Das Gelbe Fieber über der Stadt! Der Teufel mochte da warten und aufschieben!

Kapitän Erlands Auge wurde von einem Mann gefangen, der sich am Kai mitten durch die Gruppen der Debattierenden schob und dabei die empörten Vorwürfe der Zollbeamten und Hafenangestellten mit ein paar hanebüchenen Grobheiten beantwortete, ohne sich in seinem Weg beirren zu lassen. Jetzt kam er direkt auf die „Kassai“ zu.

Der Mann trug einen etwas zerknautschten Tropenanzug und ein grobes, am Halse offenes Wollhemd. Sein Kopf war unbedeckt und zeigte eine wirre, unordentliche Mähne grauer Haarbüschel. Das Gesicht war alt, vertrocknet und zerfallen, aber die breiten Schultern und die sich unter dem etwas zu engen Tropenanzug abzeichnenden Glieder ließen auf erhebliche Körperkräfte schließen.

Hoppla!

Eben, als der Mann den Fuß auf die Laufplanke setzen wollte, wankte er und wäre um ein Haar zwischen Schiff und Kaimauer gefallen. Erst nach einigem Balancieren und Fluchen gelang es ihm, das Gleichgewicht wiederzufinden und über den schmalen Steg an Bord zu turnen.

„Verdammte Sauwirtschaft!“ grölte er, etwas unsicher auf Kapitän Erland zutretend. „Heuer für mich, Käppen?“

Erland trat unwillkürlich einen Schritt zurück und musterte den Grauhaarigen mit unverhohlenem Mißbehagen. Seine Vermutung bestätigte sich. Der Mann war betrunken. Eine ganze Wolke von Fuselgeruch kam aus seinem Mund.

„Sind Sie Seemann?“

Stimmt, Käppen See — hup — Seemann.“

„Dann sollten Sie sich schämen, betrunken hier an Bord zu kommen.“

„Geht Sie — hup — geht Sie einen nassen Dreck an, Käppen, ob ich einen im Dach hab' oder nicht. Ist überhaupt 'ne Ehre für diesen Eimer, wenn Jon Johnsen kommt und Heuer nehmen will.“

„Besten Dank für die Ehre.“

„Keine Ursache. — Hup! — Paßt mir heut grade so. Nehme jede Heuer an. Vor dem Mast oder . . .“

„Bedaure. Ich brauche Sie nicht.“

Der Alte grinste verächtlich und wippte auf beiden Beinen, um das Gleichgewicht zu halten. „Erzählen Sie das Ihrer lieben Großmutter, Käppen. So 'ne lausige Flußschaukel sollte keinen Bedarf haben für 'nen seefahrenen Mann, Patent für große und kleine Fahrt!“

Erland horchte auf. „Was meinen Sie mit ‚Patent?‘ Wollen Sie damit sagen daß Sie Steuermann sind?“

„Akkurat. Tut aber nichts Fahr' auch vor dem Mast, wenn's sein muß.“

„Hm. Ihre Papiere?“

Der Alte kramte umständlich in einer riesigen, abgewetzten Brieftasche und hielt Erland einen reichlich schmierigen, vielfach gefalteten Zettel hin.

„Lotsenstation Banana“, las Erland verwundert. „Dem Steuermann Jon Johnsen wird wegen mehrfacher Trunkenheit im Dienst mit dem heutigen Tage das Lotsenpatent entzogen.“ Er prüfte rasch Siegel und Unterschrift und faltete dann das Dokument zusammen.

„Was soll ich damit?“

„War meine letzte Heuer, Käppen“, erläuterte der Alte mit zufriedenem Grinsen. „Seither habe ich ashore gelegen. Die Lotsenberechtigung haben sie mir abgenommen, die Seekühe. Aber mein Steuermannspatent mußten sie mir ja wohl lassen. Hier ist übrigens der Lappen.“

Erland überflog auch das zweite Schriftstück, in dem bescheinigt wurde, daß Jon Johnsen das Steuermannspatent vorzüglich bestanden hatte. Einen Augenblick war er drauf und dran, zuzugreifen. Der Mann war Schiffsoffizier und hatte sogar jahrelang Lotsendienst auf dem unteren Kongo getan, einen Posten bekleidet, den nur erfahrene, umsichtige Seeleute auszufüllen vermögen. War das nicht die Rettung, gerade in diesem Augenblick . . ?

Kapitän Erland musterte noch einmal den Fremden und fühlte seinen Widerwillen stärker werden. Gut gebaut war der Kerl. Mußte früher sogar mal ein wahrer Herkules gewesen sein. Auch die Augen waren blau und klar, anständige Seemannsaugen. Aber sonst . . .? Dies alte, verwitterte Gesicht, die breite Nase, der branntweinstinkende Mund, die unsaubere, verwahrloste Kleidung . . .

„Nein“, sagte Kapitän Erland scharf. „Bedaure sehr. Betrunkene Schiffsoffiziere kann ich auf meiner ‚Kassai‘ nicht gebrauchen. Wenn Sie nüchtern gewesen wären . . .“

Erland brach ab und wandte den Kopf. Vom Kabineneingang her kam ein älterer, untersetzter

Mann mit vor Zorn gerötetem Gesicht auf ihn zu und schwang schon von weitem einen Arm drohend in der Luft wie einen Knüppel.

„Was soll das, Kapitän! Warum fahren wir nicht? Sacre nom d'un chien! Sie wissen, daß Fieber gemeldet ist und machen keine Anstalten, loszuwerfen? Auf was warten Sie denn eigentlich noch, he?"

Kapitän Erland schluckte seinen Ärger herunter und verlieh seinen Zügen ein liebenswürdig-höfliches Lächeln. „Wir können leider nicht abfahren, Monsieur Glant. Mein Steuermann hat einen Unglücksfall erlitten, liegt im Lazarett."

„Dann steuern Sie in Dreideubelsnamen das Schiff selbst! Was Steuermann? Geht doch wohl auch ohne Burschen!"

Landratte — dachte Erland verächtlich —, was weiß er von unserer Arbeit! Aber er behielt seine höfliche Miene bei.

„Tut mir sehr leid, Herr Glant, aber es geht leider doch nicht ohne einen Steuermann. Wir müssen uns gedulden. Es sei denn, daß ich . . ."

Erland brach ab und betrachtete wieder unschlüssig abwägend den grauhaarigen Alten, der rülpsend, breitbeinig schaukelnd vor ihm stand. Monsieur Glant fing den Blick auf.

„Was ist mit dem Mann, Kapitän? Ist er das? Der Steuermann?"

„Guter Blick, Herr", nickte der Alte und klopfte an seine Brieftasche. „Steuermann! Hat so an die fünfundzwanzig Jahre seine Richtigkeit."

„Der Mann ist leider betrunken", fiel Kapitän Erland, zu dem Fahrgast gewandt, ein. „Sonst hätte ich ihn angeheuert."

„So? Und was soll also geschehen?"

„Wir müssen warten, Herr Glant. Ich werde mich telegraphisch mit Matadi in Verbindung setzen und . . ."

„Den Deubel werden Sie, Kapitän! Sollen wir hier liegen, bis das Fieber in der Stadt ist? Bis wir vielleicht wochenlang in Quarantäne festliegen? Ich mache sie verantwortlich, Kapitän Erland, für die Verluste, die ich geschäftlich dadurch erleide. Jawohl! Sie persönlich! Sie stehen mir dafür ein! Sie . . ."

Kirschrot vor Wut erhob Monsieur Glant seine Stimme und winkte heftig einigen anderen Herren zu, die im Kajüteneingang aufgetaucht waren. „Herr Stakke! Herr Geoffrey! Senhor! Kommen Sie doch mal her! Was sagen Sie dazu, wie? Der Kapitän will nicht fahren! Will mit uns in diesem verdammten Pestloch liegen bleiben! Tagelang! Wochenlang! Nur weil der Steuermann da einen über'n Durst getrunken hat und kein anderer da ist!"

„Um Gottes willen! Liegenbleiben?"

„Das ist unverantwortlich, Kapitän!"

„Das Fieber! — Bedenken Sie: Wir haben Damen an Bord!"

Erland ließ unsicher den Sturm über sich ergehen. Vorwürfe der Fahrgäste, die ja schließlich ein Recht hatten, unter den gegebenen Umständen auf Abreise zu drängen! Scherereien! Anklagen bei der Reederei, bei den Regierungsbehörden! Der Großhändler Pièrre Glant aus Matadi würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen. War ja als Streithahn am ganzen Kongo bekannt — Kapitän Erland gab sich einen Ruck und setzte ein offizielles Gesicht auf. „Ich werde mein Möglichstes tun, meine Herren! Aber ich muß Sie ersuchen, alle Maßnahmen mir zu überlassen. Das ist Sache des Kapitäns. Wenn ich bitten darf . . ."

Pièrre Glant schien nicht übel Lust zu haben, trotz der entschiedenen Handbewegung Erlands stehenzubleiben und den Wortstreit weiterzuführen, aber die anderen zogen ihn begütigend fort. Während seine polternde, aufgebrachte Stimme im Gespräch mit den übrigen Fahrgästen achteraus verklang, machte Erland ein paar Schritte auf die Brücke zu, kämpfte noch einen Augenblick mit seinem Unwillen und winkte dann dem Alten, ihm zu folgen. Erst oben auf der Brücke wandte er dem Steuermann wieder den Blick zu.

Kennen Sie den Kongo?"

„Von Banana bis Stanleyville. Den Eimer hier fahr' ich im Schlaf."

„Mit dem Mund wohl. — Gesund?"

Wieder flog die alte Brieftasche auf. Erland las stumm das Attest der Gesundheitsbehörde von Leopoldville. „Gut denn. Sie sehen ja, wie die Lage ist. Ich heure Sie als Steuermann für die Reise an. Aber ich bitte mir aus, daß Sie nicht mehr trinken, als Sie vertragen können."

„Käppen ich . . ."

„Schon gut. Gehen Sie in die Kajüte und richten Sie sich anständig her. Ihre Sachen?"

„Hab' kein Gepäck, Käppen."

„Hm. Blank?"

„Stimmt. Keinen Cent in der Tasche."

„Der Steward soll Ihnen die Steuermannskabine zeigen. Ich werde Ihnen reinen Anzug und das sonst Nötige herunterschicken. Aber beeilen Sie sich. Wir werfen gleich los."

„Aye, Käppen."

Die Unterredung schien wohltätig ernüchternd auf den Alten gewirkt zu haben. Er schwankte nicht mehr, und sogar seine Stimme hatte einen Klang von dienstlichem Respekt bekommen. Disziplin schien der Mann trotz allem im Leibe zu haben. Ehe er sich zum Gehen wandte, rief ihr Erland noch einmal an.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Steuermann Johnsen?"

Der Grauhaarige blieb stehen. „Steht in meinen Papieren, Käppen. Wird aber besser sein, Sie fragen erst danach, wenn Sie meine Arbeit gesehen haben."

Erland nickte kurz und vergegenwärtigte sich in Gedanken das Geburtsdatum, das er vorhin in dem Steuermannspatent Johnsens gelesen hatte. Donnerwetter! Danach mußte der Mann ja schon . . . jawohl, dreiundsechzig Jahre mußte er schon sein!

Weiter kam Erland nicht in seinen Überlegungen. Eine Stimme rief ihn an.

Unten an Deck stand Frau Raymonde Glant. Ihre zierliche, schlanke Gestalt hob sich auf den Fußspitzen.

„Herr Kapitän! Müssen wir hierbleiben? Mein Mann sagte mir eben, daß Sie . . ."

„Wir fahren, Madame! Alles in Ordnung."

„Oh, ich danke Ihnen, Kapitän Erland!"

Ein Lächeln, ein herzlicher Blick flog zur Brücke empor. Olaf Erland fühlte seinen Ärger schwinden. So ein warmer, lieber Frauenblick wog schließlich das Gepolter des alten Glant auf. Und auch der ekelhafte Steuermann . . . Wenn jetzt nur nicht im letzten Augenblick . . .

Unruhig liefen Erlands Augen über Stadt und Hafen. Der Verkehr hatte sich womöglich noch verstärkt. Ein Krankenauto schoß drüben klingelnd die Straße entlang. Aber noch stand die verhängnisvolle gelbe Flagge nicht am Signalmast der Hafenstation. Noch war kein Depeschenbote, kein heranskeuchender Polizeibeamter in Sicht.

Ein Ruf hinüber zum Kai. Die Schwarzen griffen bereitwillig nach den Trossen, begannen die Laufplanke fortzuzerren. Kapitän Erlands Hand suchte den Maschinentelegraphen.

Da war auch schon der Steuermann Johnsen. Er stand immer noch ein bißchen unsicher auf den Beinen, sah aber doch in dem reinen Anzug und mit rasch gekämmtem Haar bedeutend manierlicher aus. Nur der Whiskydunst, der ihn umschwebte, verursachte Kapitän Erland Unbehagen.

Als die ersten Maschinenschläge die Planken erzittern ließen und die Taue vom Kai ins Wasser klatschten, ging ein merkliches Aufatmen durch die Gruppe der Fahrgäste, die sich achtern unter dem Sonnensegel zusammengefunden hatten. Es war, als ob ein unsichtbares Gespenst den Griff um eine Kehle lockerte.

Senhor Pinho, ein junger, sehr elegant gekleideter Portugiese aus Loanda, kam mit langen Schritten vom Mittelschiff her und rief strahlend, unbekümmert um die Tatsache, daß jedermann selber bereits bemerkt haben mußte, daß die „Kassai" vom Ufer ablegte:

„Wir fahren, Senhores! Unser scharmanter Kapitän hat es also doch möglich gemacht!"

„Sein Glück", brummte der alte Glant, aber auch seine Stirn glättete sich. Mit jedem Meter Wasser, der sich zwischen die „Kassai" und die Stadt Kinshassa legte, stieg die Stimmung. Man begann zu erzählen, witzige Bemerkungen auszutauschen. Ferry Stakke, der Großwildjäger, sagte:

„Wissen Sie schon, daß wir den großen Medizinmann an Bord haben?"

„Wen?"

„Dr. Bünger! Der gute Geist des Urwaldes! Er hat sich in Brazzaville Medikamente geholt, die mit der neuen Bahn von Point noir gekommen sind, und reist jetzt in seine Wildnis zurück."

„Dr. Bünger ist hier an Bord?" Die zierliche junge Frau Raymonde Glant stieß einen kleinen Überraschungsschrei aus.

„Doch nicht am Ende gar auch Marga . . ., ich meine Dr. Büngers Adoptivtochter?"

„Ich hörte davon, daß Dr. Bünger ein junges Mädchen zu sich genommen und adoptiert haben soll", sagte der Administrator Geoffrey neugierig. „Wie verhält es sich eigentlich damit? Wissen Sie etwas Näheres, Madame Glant? Kennen Sie etwa das Fräulein?"

„Aber natürlich kenne ich Marga! Hab' sie doch selbst bis Lausanne mitgebracht. Das Töchterchen meiner verstorbenen Lehrerin im Pensionat."

„Jedenfalls ein bemerkenswert gut aussehendes Mädel", stellte Ferry Stakke fest. „Sie ist nämlich in der Tat an Bord. Wenigstens sah ich den alten Bünger in Begleitung einer sehr jungen Dame vorhin an Bord kommen und nehme an . . . Lupus in fabula! Da sind sie ja beide!"



Im Mirabellengarten zu Salzburg.

Aufn.: Brigitte Wex.

Die Gesichter wandten sich dem Kajüteneingang zu, aus dem ein älterer Herr, gefolgt von einem gertenschlanken, etwa achtzehnjährigen Mädchen aufgetaucht war. Frau Raymonde schoß mit einem Freudenschrei auf das Mädchen zu und umarmte es stürmisch.

„Marga!! Wie ich mich freue! Und ich hatte keine Ahnung, daß du in Kinshassa warst. Nicht mal geschrieben hast du, Böse!"

„Doch, Raymonde, schon vor vier Tagen habe ich nach Matadi an dich geschrieben."

„Aber erzähl doch, Kleines. Wie geht's dir? Wie hältst du es aus im Innern? Ist es nicht fürchterlich?"

„Gar nicht, Raymonde. Wir haben, was wir brauchen. Und mein Vater . . . ich meine Dr. Bünger . . ." Ein warmer, dankbarer Blick flog rasch zu dem Arzt hin, der eben mit ruhigem Selbstbewußtsein sich mit den Fahrtgenossen bekannt machte „Du solltest nur sehen, Raymonde, wie ihn die Neger verehren! Und wie lieb und gut er zu mir ist!"

„Gesund siehst du jedenfalls aus."

Frau Raymonde musterte wohlwollend das frische Gesicht der jüngeren Freundin, begegnete den ruhigen Augen des Mädchens und wurde ein wenig verlegen. „Das Wiedersehen kommt so überraschend, Kleines. Ich hätte dich gleich fragen sollen. Nicht wahr, du zürnst mir doch nicht mehr? Trägst es mir nicht nach, daß ich damals . . ."

Freundlich ruhten die Augen des Mädchens auf dem fragenden Gesicht. „Ich denke nur in Dankbarkeit an dich, Raymonde, und all das Gute, das du mir getan hast."

„Ach, als ob ich dich nicht zu meiner eigenen Freude damals mit nach Afrika geschleppt hätte! Aber das andere . . . Wenn du wüßtest, was für Angst ich ausgestanden habe in den Tagen und Wochen . . . als du auf einmal spurlos verschwunden warst! Im Ernst Marga, ich war recht böse auf dich! Wie konntest du nur fortlaufen! Einfach heimlich unser Haus verlassen! Wenn Dr. Bünger dich nicht gefunden hätte . . ."

„Ja, dann wäre ich wahrscheinlich verloren gewesen, Raymonde. Aber immer noch besser als das Los, das mich in Matadi erwartet hätte."

„Wie kannst du das nur sagen, Kleines! Ich begreife dich einfach nicht! Gaston Fournier . . . nun ja, man spricht in Matadi nicht gut von ihm. Mag auch sein, daß er ein . . . ein bißchen konzentriert gelebt hat. Ist das so schlimm? Er ist doch jung, Marga! Und ein flotter, hübscher Bengel ist er sicherlich. Das muß ihm der Neid lassen. Er liebt dich wirklich . . ."

„Lassen wir das, Raymonde", wehrte Marga ruhig ab. „Du hattest dir nun mal in den Kopf gesetzt, mich mit Fournier zusammenzubringen."

„Ach, Kleines? Bin ich eine Kupplerin? Aber Gaston Fournier lag mir täglich in den Ohren. Rein verzweifelt war der Junge. Und — enfin — er hat eine gute Stellung bei der Zollbehörde. Kann eine Frau ernähren. Du würdest an seiner Seite ein sorgenfreies Leben haben. Jedenfalls viel besser als in deiner schrecklichen Wildnis da hinten. Warum sollte ich ihm also nicht helfen?"

„Ich war damals erst fünfzehn Jahre alt, Raymonde."

„Kleine Einfalt! Wir leben in Matadi, nicht in Lausanne! Hier verloben sich manche Mädchen schon mit dreizehn Jahren! Aber du kleiner Trotzkopf, du! Gleich davonlaufen! Uns alle in solche Angst versetzen! Gaston wollte sich erschießen, der arme Junge! Ach! Ich werde ihm gleich schreiben! Ich werde ihm sagen, daß ich dich getroffen habe!"

„Laß doch, Raymonde. Heute bin ich nicht mehr fünfzehn, sondern achtzehn Jahre. Herr Gaston Fournier hat für micht nicht das geringste Interesse. Wozu überhaupt davon reden? Das alles liegt so weltenweit hinter mir. Lassen wir es da. Du selber bist ja auch inzwischen eine andere geworden, Raymonde. Hast dich ja verheiratet, wie ich höre. Willst du mir nicht deinen Mann vorstellen?"

„Natürlich! Da steht er ja! Komm mit, Kleines!"

Frau Raymonde schob ihren Arm unter den der Freundin und zog sie hinüber zu den Herren. Flüchtig streifte ihr Blick dabei noch einmal das ruhige Gesicht des Mädchens. Weiß Gott, die Kleine war gewachsen! In ihrem Antlitz, ihrem ganzen Wesen war etwas Neues, ein Zug ruhiger, willensstarker Entschlossenheit.

Kinshassa-Leopoldville verschwand langsam am flimmernden Horizont.

Die bewaldeten Ufer flohen immer mehr zurück und ließen den breiten Strom zum Meer werden. Die reißenden schäumenden Stromschnellen zwischen den waldbedeckten Inseln am französischen Ufer zur Linken lassend, steuerte die „Kassai" hinaus in die dunstige Weite des Stanley-Pool, der breiten gewaltigen Ausbuchtung des Kongoflusses.

Unter dem Sonnensegel hatten die schwarzen Diener die bequemen Liegestühle aufgeschlagen Nur Stakke, der Jäger, zog seinen eigenen vertraulichen Klappstuhl vor.

Wie hingezaubert standen die gekühlten Sodawassersiphons und die Whiskyflaschen auf den kleinen Tischchen. Blitzende Sauberkeit, leise summende Ventilatoren über den Kabinentüren, elegante, bequeme Bänke und Korbsessel. Der Steward, ein älterer, würdevoller Schwarzer in enganliegender weißer Uniform mit vergoldeten Knöpfen, ging lautlos von Tisch zu Tisch und legte bereits die ersten gedruckten Speisekarten aus.

Wenn man nicht wüßte, daß man sich auf einem Kongodampfer der „Compagnie Belge Maritime du Congo" tief im Innern Afrikas befand, man könnte sich an Bord eines der Cookschen Luxusdampfer zwischen Kairo und Luxor glauben.

Die meisten Fahrgäste kannten sich bereits, als sie an Bord kamen, denn außer Dr. Bünger und Marga waren alle mit dem Kongoexpreß aus Matadi gekommen und hatten also eine fast zwei Tage lange gemeinsame Bahnfahrt hinter sich. Aber auch sonst waren sie sich, wenigstens dem Namen nach, nicht unbekannt. Wer sollte nicht im Kongoland Monsieur Pièrre Glant kennen, den „Katakata-Glant", den ewigen Krakehler und Polterer, dessen Prozeßsucht gefürchtet und der nebenbei einer der tüchtigsten und reichsten Großhändler am unteren Kongo war!

Pièrre Glant war der Mann, der als erster die arbeitsscheuen Baludis dazu gebracht hatte, Baumstämme zu fällen und das Holz zum Kongo zu flüssen. Vom kleinen Händler, der selber mit wenigen Trägern ins Innere zog, um mit den Stämmen Tauschhandel zu treiben, hatte er sich emporgeschwungen zum Großkaufmann, dessen Geschäftsverbindungen über halb Afrika und ganz Europa reichten. In Matadi, in Boma und Banana kannte jedermann die gedrungene, kräftige Gestalt, das grobgeschnittene, derbe, bartlose Gesicht, umrahmt von Strähnen grauen Haares.

Katakata-Glant — der Name bedeutet soviel wie Krakehler-Glant — hatte längst die Fünfzig überschritten, aber sein kräftiger, gestählter Körper wußte noch nichts davon und seine polternde Orgelstimme war überall auf seinen Pflanzungen, in seinen Schuppen und Lagern gefürchtet, mehr noch von seinen weißen Angestellten und Kontoristen als von seinen tausend Negerkulis.

Pièrre Glant konnte gutmütig sein, aber er war ein Mann, der sich nicht das kleinste Unrecht gefallen ließ. Eigensinnig, hartnäckig verfocht er sein Recht. Rücksichtslos nannte er beim richtigen Namen, was faul und falsch war in der Verwaltung der Kongokolonie, und scherte sich den Teufel drum, ob sein Poltern und Krakehlen ihm Feinde bei den Behörden schuf.

Als einmal der Stationskommandant von Matadi, Major Nicolas, ein hochmütiger, barscher Militär, Pièrre Glant in irgendeiner belanglosen Angelegenheit zu sprechen wünschte und ihm ein offenes, dienstliches Schreiben gesandt hatte: „An den Händler Glant. Sie werden aufgefordert, sich morgen vormittag 10 Uhr in der Kommandantur einzufinden." — da hatte Katakata-Glants ebenso offenes Antwortschreiben kurz und bündig gelautet: „An den Soldaten Nicolas. Wenn Sie etwas von mir wollen, kommen Sie gefälligst zu mir."

Das war Katakata-Glant.

Auch den Namen Ferry Stakkes kannte man am ganzen Kongo seit manchem Jahr. Er kam selten nach Matadi, war meistens auf Jagdzügen, die ihn jahrelang nach Gabun und Angola führten. Aber wo von Jagd und Fang gesprochen wurde, nannte man mit Hochachtung seinen Namen, und wer auf Elfenbein, Tierfelle oder Krokodilhäute erpicht war, fragte zuerst nach ihm. Ferry Stakke war Österreicher von Geburt Man erzählte sich von ihm, daß er früher ein vornehmer Aristokrat in seiner Heimat gewesen sei. Einige Überkluge, die das Gras wachsen hörten, wollten sogar wissen, daß er ein Erzherzog sei und habsburgisches Blut in den Adern habe.

Das war erheblich übertrieben, aber ein Körnchen Wahrheit steckte darin, denn vor zwanzig Jahren hieß der Großwildjäger Stakke noch Graf Stakke-Blending und träumte, wenn er bei Sacher im Kreise seiner Regimentskameraden von den Dragonern saß, wahrhaftig nicht von den Fiebersümpfen des Kongo-Urwaldes.

Monsieur Geoffrey, der Distriktsadministrator, erfreute sich persönlich wohl weniger Bekanntheit, aber infolge seiner amtlichen Stellung stieß man doch hier und da auch auf seinen Namen.

Senhor Bernardo Pinho war gleichfalls am unteren Kongo ein Begriff. Er kam häufig, in gewissen Zeitabständen, von San Antonio herüber nach Banana, hatte eine Menge Freunde unter den dortigen Geschäftsleuten und reiste oft auch selber in Geschäften nach dort. Womit er eigentlich handelte, war nicht so recht klar. Fest stand jedenfalls, daß er stets über reichliche Mittel verfügte und seine Finger in hunderterlei Geschäften hatte.

Madame Raymonde, die junge Frau Pièrre Glants — die völlig unerwartete Heirat hatte am ganzen unteren Kongo tolles Aufsehen erregt! — war eine geborene Durand, ein Kind des Landes. Ihr Vater, der Capitâne Durand, hatte sein Kind nach dem Tode der Mutter heim ins alte Land geschickt. Aber nach drei Jahren war Raymonde Durand auf ihren eigenen Wunsch aus der Lausanner Pension nach Matadi zurückgekehrt und bei ihrem Vater geblieben.

Was nun Dr. Bünger betraf, so war er wohl der Bekannteste von allen. Obwohl er tief im Innern des Landes hauste und nur selten in die Städte kam, gab es kaum einen Menschen zwischen dem Ozean und den Stanley-Fällen, der nicht von ihm gehört hätte.

Dr. Bünger hatte ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt, in Afrika zu bleiben. Ein Stipendium, das ihm als junger Arzt in seiner Heimat in den Schoß gefallen war, hatte ihn veranlaßt eine Reise zum Kongo zu unternehmen, um die Tropenkrankheiten zu studieren. Er war damals jung verheiratet, und seine Frau, die ihren Mann zärtlich liebte, hatte nicht geruht, bis er sich damit einverstanden erklärte, daß sie ihn begleitete

Das war schon sehr, sehr lange her. Die junge Frau hatte das Klima nicht vertragen. Irgendwo im Innern war sie gestorben, trotz der verzweifelten, aufopfernden Pflege ihres Mannes. Dr. Bünger hatte den Schlag nicht verwunden. Man sagte er habe sich nicht trennen können von der Erde und dem Klima, die ihm sein junges Glück geraubt hatten. Jedenfalls war er im Kongoland geblieben. Jahrelang galt er als verschollen, bis er eines Tages dann wieder in Boma auftauchte, ein frühzeitig gealterter, menschenscheuer Sonderling.

Er blieb nicht lange in der Stadt, verhandelte nur mit dem Gesundheitsamt, kaufte Medikamente und Proviant auf und verschwand dann wieder still im Innern. Aber mit der Zeit lief sein Name durch die ganze Kolonie. Jäger und Reisende, die sich ins Innere gewagt hatten, erzählten Wunderdinge von dem alten Arzt, der seinen Wohnsitz mitten unten den wilden Bayakas — Bakali aufgeschlagen habe und dort wie ein ungekrönter König herrsche

In den Dörfern der Kabinda, Balotos und Quiocos, auf jedem Negerpalaver sprach man von Baturi Bünger, dem großen Zauberer, vor dessen Atem die bösen Geister flohen. Ganze Stämme hatte er vor dem Tod gerettet, ganze Gebiete von Seuchen und Krankheiten befreit. Mancher weiße Mann, der auf einer Reise ins Innere von Krankheit niedergeworfen wurde, hatte Dr. Bünger sein Leben zu verdanken.

Als eine Strafexpedition, die ausgeschickt worden war, um einen Mord an einem Weißen zu rächen, im dicksten Urwald in eine böse Klemme geriet, war es Dr. Bünger gewesen, der rechtzeitig erschienen war und die Speere und Giftpfeile der Schwarzen, die die kleine Abteilung von allen Seiten umzingelten, zurückgehalten hatte.

Aber er hatte noch mehr getan. Es war nicht nötig geworden eine neue, größere Streitmacht auszusenden und die Dörfer der Eingeborenen niederzubrennen. Dr. Bünger hatte den Mörder gefunden und durchgesetzt, daß seine eigenen Stammesgenossen ihn zur Bestrafung auslieferten. Die Jäger, Forscher und Händler am Kongo bewunderten und schätzten Dr. Bünger. Die Schwarzen aber verehrten ihn wie einen Gott. Durch das ganze Kongoland lief das Wort, das der Sohn des alten Häuptlings Sentibo über Dr. Bünger gesagt hatte Dieser Sohn trug über seinen nackten Füßen eine blaue Jacke mit der Polizeimarke. Dazu das belgische Beamtenkäppi, das ihn als Chef de poste kennzeichnete Aber sein Vater Sentibo, heute ein kranker, greisenhafter Neger, war einmal der gefährlichste Gegner Stanleys gewesen, der dem kühnen Forscher auf großen, mit achtzig Kriegern bemannten Einbäumen entgegen fuhr und ihn mit Speeren und Pfeilen überschüttete.

(Fortsetzung folgt.)

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 21968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 2 21 31, nach 17 Uhr 2 21 31. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut anliegender Preisliste Nr. 3.

Wölfe in der Herde

U-BOOT-OFFIZIERE ERZÄHLEN

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 38 lautete:

Die ganze Nacht hindurch war die Heizerfreiwache mit dem Rupfen der Enten beschäftigt; das ganze Oberdeck war am nächsten Morgen weiß von Federn, fortlaufend gab es dann Hühnersuppe, anschließend Entenbraten für die ganze Besatzung in erstklassiger Zubereitung, eine Glanzleistung unseres Smuts. Die Kanarienvögel haben wir mit nach Deutschland gebracht, und beim Einlaufen in der Schleuse im Heimathafen hingen zum Erstaunen der Leute zwei Käfige mit Kanarienvögeln an unserem Netzabweiser.

Schiffbrüchige.

Wie logen unsere Gegner im Weltkrieg und im gegenwärtigen Krieg über den deutschen Seemann! Sie bezeichneten ihn als Babykiller, Hunnen, Ungeheuer, dessen Austilgung ein Gott wohlgefälliges Werk sei. Daß es ihnen gelang, durch die teuflische Hetze das Denken des einfachen englischen Volkes zu vernebeln, haben wir oft genug erfahren. Käme der Engländer zu Wort, der als Schiffbrüchiger im Kriege den Deutschen kennengelernt hat, das Urteil würde ganz anders lauten. Aber die britische Staatsführung setzt alles daran, diese Stimmen zum Schweigen zu bringen. Einige Erlebnisse mögen Zeugnis vom deutschen Seemann geben.

Nach erfolgreichem Angriff auf einen Geleitzug gingen wir an die Rettungsboote eines englischen Holzdampfers heran. Planlos paddelten sie auf dem Atlantik herum. Frierend, verstört und aneinandergequetscht saß die fast durchweg nur mit Hemd und Hose bekleidete Besatzung in den Booten. Einige hatten sich Persennings oder Wolldecken zum Schutze vor dem überkommenden Spritzwasser über die Köpfe gezogen. Wir riefen ihnen zu, längsseit zu kommen, damit wir ihnen helfen könnten, aber die mißtrauischen Engländer folgten der Aufforderung nur sehr zögernd und ungern. Ein Boot benahm sich derart ungeschickt, daß es uns vor den Bug schor und, vom Vorsteven erfaßt, zur Seite geschleudert wurde, wobei zwei Mann über Bord fielen. Erschreckt pullte es in wilder Hast davon; die Leute nahmen wohl an, wir hätten das Rammen beabsichtigt, um sie zu den Fischen zu schicken. Trotz unserer Mahnung, die im Wasser schwimmenden Kameraden zu retten, stoben alle Boote in panikartiger Flucht auseinander. Nun versuchten wir die Bergung der schon sehr ermatteten Engländer, für ein U-Boot ein bedeutend schwierigeres Unternehmen als für ein kleines Rettungsboot. Der kräftigere der beiden Seeleute schwamm, als er unser Bemühen sah, mit letzter Kraft hinter seinen Rettungsbooten her. Dem Mann war nicht zu helfen; bei ihm hatte die englische Greuelpropaganda ganze Arbeit geleistet. Der andere war bereits so ermüdet, daß er eine ihm zugeworfene Rettungsboje nicht mehr greifen konnte. Wir manövrierten uns in langwieriger Arbeit an ihn heran, bis wir ihn mit einem Bootshaken zu fassen vermochten. Die beiden Wachoffiziere und der Bootsmann, oft selbst bis zu den Knien im Wasser stehend, zogen den Bewußtlosen, der kräftig Seewasser geschluckt hatte, an Deck. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, wurde er unter Deck gebracht, seiner nassen Kleidung entledigt und in warme Tücher gewickelt. Eine volle Tasse Rum, die er mit einem Schluck leerte, weckte seine Lebensgeister. Er konnte bald auf Fragen Antwort geben und bestätigte auch unsere Vermutung, daß die Furcht vor uns die hastige Flucht veranlaßt hatte.

Die anderen Boote des Dampfers, die unsere Rettungsaktion beobachtet hatten, kamen nun wie verängstigte Kinder langsam näher. Als sie ihren Kameraden heil, mit trockenen Sachen bekleidet und einigermaßen guter Dinge auf dem Turm stehen sahen, kamen sie schnell längsseit, wohl in der Hoffnung, wir würden sie alle an Bord nehmen, was natürlich ausgeschlossen war; denn ein U-Boot mit seinen Raumverhältnissen, das außerdem mit Proviant nur für kurze Zeit ausgerüstet ist und noch dazu eine lange Feindfahrt vor sich hat, kann unmöglich die 30- bis 40köpfige Besatzung eines Handelsdampfers aufnehmen. Wir gaben also den geretteten Engländer an eines der Boote ab. Nur ungern schied er, nicht ohne sich vorher beim Kommandanten für die gute Behandlung bedankt zu haben.

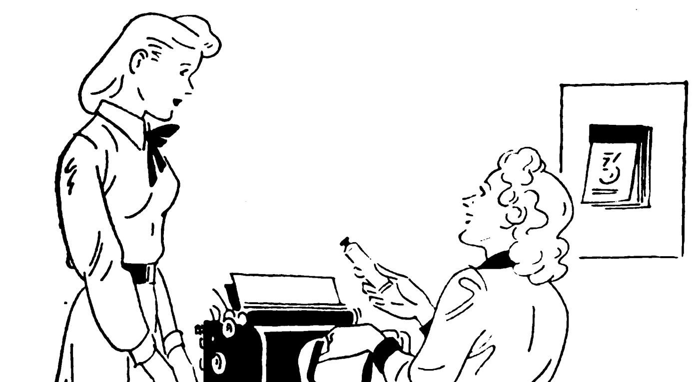
Unser nächster Besuch galt einem torpedierten 9000-Tonnen-Tanker, der noch schwamm, aber von seiner Besatzung verlassen war. Ein gut gezielter Torpedo brachte ihn schnell unter Wasser, und lang stand eine mehrere hundert Meter hohe Ölwolke über der Untergangsstelle. Die Rettungsboote des Tankers waren schon ein gutes Stück von dem sinkenden Schiff weggespült und schickten sich jetzt an, Segel zu setzen. Es waren schöne, seetüchtige Boote mit Proviant und Frischwasservorrat. Die Besatzung schien zum größten Teil aus Chinesen zu bestehen. Wir sahen nur einen Europäer am Ruder sitzen, der mit Ruhe und Umsicht die völlig verängstigten Kulis in Schach hielt. Nachdem alle Boote die Segel gesetzt hatten und sich bei günstigem Wind nach Osten entfernten, liefen auch wir ab.

Plötzlich sichteten wir an der Kimm einen treibenden Gegenstand. Es war ein Wrack wie die vielen anderen, die hier in großer Zahl herumschwammen. „Da ist ein Mensch drauf!" schrie auf einmal ein Brückengast, und richtig, ein Schiffbrüchiger saß dort in Decken gehüllt, hatte einen Riemen als Mast senkrecht gestellt und oben einen Schal befestigt. Wie im Witzblatt! Es war ein Anblick zum Lachen, obwohl die Lage des Armen ohne unser Kommen hoffnungslos war, denn er trieb hier viele hundert Meilen weit von der englischen Küste entfernt. Wir warfen ihm eine Leine zu und zogen ihn zu uns heran. Zitternd und steif vor Kälte kam der rothaarige stämmige Engländer an Bord, wo ihn unsere hilfsbereiten Seeleute wie seinen Vorgänger betreuten. Auch ihn machte ein kräftiger Schluck Rum gesprächig. Er erzählte langsam, stockend und oft recht unklar, er habe der Mannschaft des englischen Dampfers B. B. angehört und sei am Ruder gestanden, als der Torpedo traf.

„Plötzlich zerriß eine Explosion das Schiff, mein Kopf schlug irgendwo hart auf!! . . ."

Nach kurzem Schweigen, währenddessen er sich an den Kopf faßte und die offensichtlich durch Gehirnerschütterung verwirrten Gedanken zu ord-


Drei gute Gründe:
aromatisch
leicht
frisch
10 KYRIAZI ASTRA
Astra
4 ₰
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK




Als Gütebegriff für Strickkleidung bleibt die Marke Bleyle fest verankert im Vertrauen der Verbraucher.
Bleyle





nen versuchte, setzte er niedergeschlagen hinzu: „Dann sank das Schiff, das Eisenerz — von Kanada nach Liverpool — fuhr, schnell. Ich fand mich im Wasser wieder, einige Kameraden schwammen mit mir, doch sah ich sie bald nicht mehr. Sie ertranken wohl alle. Mir gelang die Rettung auf ein Floß „I am the only, once left!"

Er war in New Castle zu Hause. Als wir ihn fragten, ob er im Kriege noch einmal zur See fahren würde, hob er beschwörend die Hände und sagte: „Never again!" Doch was wird's ihm helfen? Ist er erst wieder in England, wird man ihm den Himmel auf Erden versprechen; weigert er sich, wird man ihn mit Gewalt dazu zwingen.

Während er einen kräftigen Schlag gegessen, trockene Kleider bekommen und etwas geschlafen hatte, näherten wir uns wieder den Rettungsbooten des torpedierten Tankers. Die Leute machten ängstlich fragende Gesichter, als sie uns zum zweitenmal kommen sahen; sie glaubten wohl wir hätten unsere Gutmütigkeit bereut und führten Böses im Schilde. Ihre Mienen erhellten sich aber sofort, als wir ihnen den Grund zuriefen und den zweiten Schiffbrüchigen abgaben. Guter Dinge stieg mit großem Dank der Engländer in das Rettungsboot über. Die „Feinde" waren über unsere Großmut begeistert. Sie schwenkten die Mützen und schrien Heil, Zigaretten flogen zu uns herüber, wir winkten lachend zurück und fuhren unter „Good Luck to you!" davon. Diese Seeleute hatten den deutschen U-Boot-Mann fürchten, aber auch achten gelernt.

Die Nacht der langen Messer!

„Rauchwolke Steuerbord voraus!" Ein Dampfer. Schon gehen unsere Maschinen große Fahrt; wir versuchen, zum Angriff zu kommen.

„Backbord querab ein deutsches U-Boot!" Tatsächlich, da verfolgt ja schon einer dasselbe Ziel wie wir. „Beide Maschinen 10 mehr, wir wollen doch sehen, wer zuerst zum Schuß kommt!"

Jetzt hat uns auch der andere bemerkt, und es beginnt ein wildes Wettrennen nach der Beute. Unsere Maschinen scheinen doch schneller zu sein; schon frohlockt unsere Brückenwache, da fliegt drüben der Dampfer in die Luft: ein dritter war uns zuvorgekommen.

So begann der Tag, dem die „Nacht der langen Messer" folgen sollte, die erste der denkwürdigen Nächte, in denen deutsche Unterseeboote einen britischen Geleitzug völlig aufrieben. In dieser Nacht wurden die „langen Messer" an die Lebensader der englischen Versorgung gelegt, und viele tausend Tonnen versanken in wenigen Stunden.

Pechschwarze Nacht, leichtgekräuselte See. Das Glas vor den Augen, stehe ich auf der Brücke unseres Bootes. Ringsum wimmelt es von großen und kleinen Schatten. Schiffe, nichts als Schiffe! Wir stehen mitten im Geleitzug. Aufpassen, immer wieder aufpassen! Alle Nerven sind angespannt; wild kurvend steuern wir auf unser Ziel zu einen großen, mächtigen Dampfer! Nur jetzt nicht einem Zerstörer in die Finger laufen! Noch einmal legt sich das Boot in die Kurve, jetzt sind wir da! Mächtig erhebt sich vor uns die schwarze Bordwand des Dampfers. Schuß! Rumbs! Welch enorme Wirkung! Der schwer beladene Spitzenreiter des Geleitzuges bricht in einer gewaltigen Detonation auseinander und versinkt so schnell, daß wir kaum mit den Augen folgen können. Dieser Treffer wirkt wie ein Fanfarensignal! Kurz danach springen ganz hinten am Ende dieses drängenden Durcheinanders von Fahrzeugen zwei Feuersäulen auf, zwei heftige Detonationsschläge dringen an unser Ohr, zwei weitere Dampfer versinken.

Jetzt ist um uns die Hölle los. Sirenen heulen, Schüsse peitschen durch die Luft, der Schatten eines Zerstörers prescht vorbei, Leuchtgranaten erhellen für kurze Augenblicke die Nacht.

Nur nicht die Ruhe verlieren! Mitten in diesem Hexensabbat hat unser Kommandant ein neues Opfer erspäht. Schuß! Da dreht auch schon der Gegner auf uns zu, doch es hilft ihm nichts mehr. Eine Feuersäule steigt mittschiffs hoch. „Treffer!" jubelt die Brückenwache, und langsam kippt, noch in der Rauchwolke, der Dampfer nach Backbord über.

„Steuerbord querab ein Zerstörer!" Mit Höchstfahrt braust er auf uns zu. Peng! Knapp hinter uns fliegt ein Frachter in die Luft! Welch herrliches Gefühl, Kameraden in der Nähe zu wissen. Schon dreht der Zerstörer auf die neue Unglücksstätte zu, sein Scheinwerfer streicht über das Wasser, da knallt es zu allem Überfluß gleich zweimal kurz nacheinander am linken Flügel des Geleitzuges.

Jetzt gibt auch der Zerstörer auf, legt sich hart auf die Seite, dreht nach Backbord und ist bald im Dunkel der Nacht verschwunden.

Deutsche Unterseeboote mitten im feindlichen Geleitzug, welches Glück, diesen Kampf miterleben zu dürfen! Unsere Maschinen laufen auf höchsten Touren. Ein massiger Tanker schiebt sich vor unsere Rohre. Mit wilden Zickzackkurven versucht er, dem unsichtbaren Gegner zu entkommen. Ein prächtiger Anblick!

Schuß! — Unter mächtigem Knallen und Zischen fliegt in einer riesigen Qualmwolke dieses schwimmende Benzinfaß in die Luft. Taghell ist plötzlich die Nacht. Gespenstisch glüht das Wrack, Masten knicken, Krachen und Bersten überall; die Hitze auf der Brücke wird unerträglich.

Wasserbomben!

Wasserbomben! Schon dieses Wort ruft in jedem U-Boot-Fahrer Erinnerungen wach, die nicht gerade zu seinen schönsten gehören. Man glaubt ja gar nicht, welch ungeheure Wirkung diese kleinen zylinderförmigen Körper haben, die, wie an einer Schnur gereiht auf dem Heck eines Zerstörers oder eines U-Jägers liegen, wenn sie in einer bestimmten Wassertiefe explodieren.

Als ich im Frieden einmal beim Werfen einer Wasserbombe zusehen durfte, hatte ich noch keine Ahnung davon, wie bald ich selbst Ziel ihrer Vernichtungswucht sein würde. Aber auch mit den „Wabos" ist „alles nur halb so schlimm", wenn ich weiß, warum ich ausgelöscht werden soll. Habe ich vorher etwas Vernünftiges „verbrochen", einen Geleitzug angegriffen und einen oder mehrere Dampfer versenkt, so nehme ich die paar Zerstörer und ihre Wasserbomben mit in Kauf. Habe ich jedoch nichts verbrochen und werde stundenlang bewummert und beharkt — wer verstünde da nicht, daß ich innerlich richtig wütend werde? So einen Fall will ich nun erzählen.

April 1940. Wir stehen vor der norwegischen Küste. In der Nacht hat es zu schneien begonnen. Dauernde Schneeböen verschlechtern die Sicht. Frierend steht um 1 Uhr nachts die Wache auf der Brücke und hält Ausschau. Wieder zieht eine Schneeböe vorüber, da „Stb. voraus zwei Fahrzeuge!" In etwa 60 Grad Schiffspeilung kommen zwei in Rotte fahrende Zerstörer genau auf uns zu, die Entfernung ist sehr gering, sie müssen uns gesehen haben.

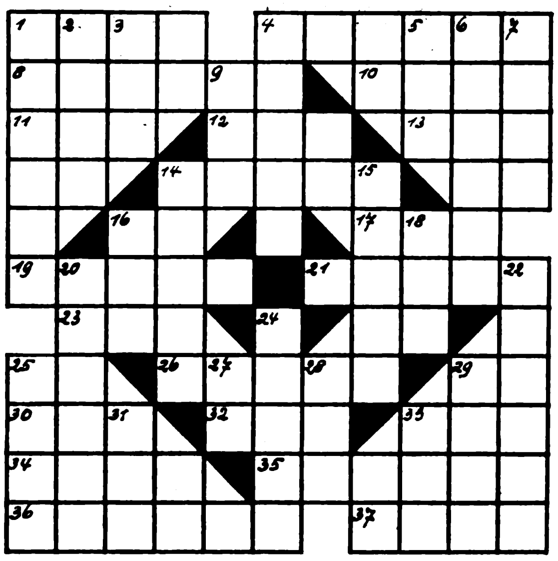
„Alarm!" Schlaftrunken stürzt die Freiwache aus den Kojen und rennt „auf Station".

Noch sind wir nicht ganz unter Wasser, da knallt es auch schon, zum Glück ist es noch ziemlich weit weg; anscheinend hatte ein Zerstörer zunächst einmal für alle Fälle eine Wasserbombe geschmissen.

(Fortsetzung folgt.)

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



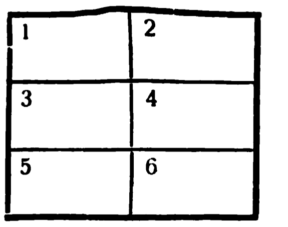
Waagrecht: 1. Planet, 4. Tonstück, 8. Vulkangebirge in Armenien, 10. Rasen, 11. Artikel, 12. Wild, 13. Brei, 14. Rahm, 17. Getränk, 19. Marderart, 21. Stadt in Ostdeutschland, 23. Nachtvogel, 26. Unterwelt, 30. griechische Göttin, 32. alkoholisches Getränk, 33. zeitgenössischer Komponist, 34. Körperteil, 35. Pelzart, 36. weiblicher Vorname, 37. schleierartiges Gewebe. — Senkrecht: 1. europäische Hauptstadt, 2. Kriegsgott, 3. selten, 4. schlesischer Dichter, 5. Körperteil, 6. Nebenfluß des Mains, 7. Feuerstelle, 9. Papagei, 14. Fußbekleidung, 15. Lebensgrundsatz, 16. Ausruf, 18. Morgenröte, 20. Muschel, 22. Nebenfluß des Rheins, 24. germanische Göttin, 25. unantastbar, 27. Flächenmaß, 28. Straußvogel, 29. Aufgeld, 31. Gefrorenes, 33. Passionsort in Tirol

Zahlenrätsel.

Zahlen	Bedeutung
1 8 9 1 10 7 4 11	Meeresvogel
2 1 7 1 9 12	afrikanischer Storch
3 5 7 2 5 8 13 6	großes Wiesel
4 15 5 8 4 10	Raubtier
3 1 2 11 10 5 7	Nagetier
5 8 5 14 1 6 10	Dickhäuter
6 1 11 3 4 7 6	Dickhäuter
2 12 14 14 8 4 6	Gebirgsschaf
5 13 6 3 4 7 6	Fabeltier
5 8 5 6 10 13 5 7	Schaufelhirsch
7 5 13 3 5 7	Storchvogel

Die Anfangsbuchstaben, von unten nach oben gelesen, nennen ein Schauspiel von R. Billinger.

Silbenkreuz.



1—2 Stand, Stelle
1—3 ital. Hafenstadt
1—4—5 wohlriech. Salbe
2—3 röm. Frauengewand
3—4 Kamelart
3—5 Behältnis
4—6 Körperorgan
5—6 Fechtwaffe

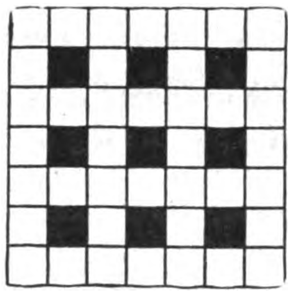
Silbenrätsel.

Aus den Silben: a a a aa bar ber bul cha chen ci de de den do dres e e erb fer ho i ke ko ko la land len lith lo mi mis mo na nau ni o o pe pi ra re ri rin sa sa se so stan tal te ti tief tul va ve wurz sind 20 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Aristoteles ergeben.

1. europäischer Strom, 2. Storchname, 3. Süßstoff, 4. Stadt in Spanien, 5. vorgeschichtliche Gesteinsbildung, 6. Zugmaschine, 7. ostasiatische Halbinsel, 8. Name für Konstantinopel, 9. griechische Insel, 10. Oper von d'Albert, 11. Zwischenhandlung, 12. Tiroler Freiheitsheld, 13. Hülsenfrucht, 14. italienische Stadt an der Adria, 15. Stadt an der Elbe, 16. distelähnliches Kraut, 17. Feuerwerkskörper, 18. südafrikanischer Staat, 19 Stadt in der Rheinprovinz, 20. Zwiebelpflanze.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 .... 20 ....

Viereck.



Die Buchstaben a a a a a a a a e e e e e f i i l i l l m m m m n n o o o o o r r r s s s t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. griech. Insel, 2. norwegische Inseln, 3. Stoff, 4. italienischer Kurort.

Lösungen der Rätsel in Folge 38:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Skonto, 5. Spagat, 9. Aristoteles, 11. Aar, 13. Erl, 15. Ecke, 16. Ries, 17. Faecher, 18. Narkose. Senkrecht: 2. Kar, 3. Nisch, 4 Otter, 5. Stern, 6. Aller, 7. Ase, 8. Hanf, 10. Aloe, 12. Ala, 14. Ras. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Meer, 2. Ehre, 3. Eris, 4. Respekt, 5. Eile, 6. Klee, 7. Teer. ✱ **Magisches Kreuz:** 1. Karneol, 2. Kanossa, 3. Koeslin. ✱ **Viereck:** 1. Baribal, 2. Rebhuhn, 3. Bruegge, 4. Landeck. ✱ **Zahlenrätsel:** Biber, Opium, Lappland, Sachalin, Cambrai, Hauptmann, Elster, Watte, Indigo, Saragossa, Moewe, Ungarn, Sahara. „Bolschewismus."

Humor

Ein Herr zeigte bei einer Gesellschaft auf eine ältere Dame und sagte zu seinem Nachbarn: „Sehen Sie mal diese auffallend häßliche Person da drüben!"

„Erlauben Sie", brauste der andere auf, „das ist meine Frau!"

Der Herr faßte sich schnell und sagte: „Da müßten Sie erst mal meine sehen; der gegenüber ist Ihre Frau eine Venus!"

*

„Und nun, lieber Hermann", beschloß der Chef seine Rede, „da du heute deine Lehrzeit beendet hast, werde ich nicht länger du zu dir sagen! Du brauchst jetzt nicht mehr morgens im Büro Staub zu wischen! Das werden Sie von jetzt ab tun!"

*

„Glück", sagte Suse träumerisch, „ist nie das, was wir erreichen, sondern stets das, was wir zu erreichen suchen."

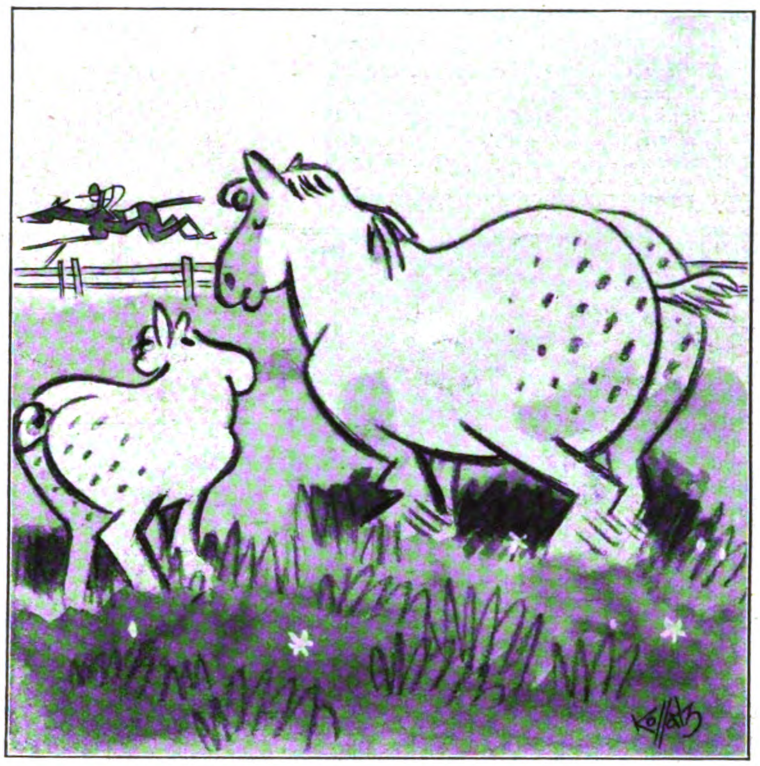
„So?", sagte Bruno brummig. „Bist du jemals in einer pechschwarzen Nacht hinter der letzten Straßenbahn hergerannt?"

*

„Herr Piesecke, Sie sind doch Kunstschütze?"

„Jawohl! Warum?"

„Bitte, schießen Sie mir etwas vor, vielleicht zehn Mark!"



„Nicht wahr, Mutti, wenn ich so groß bin wie du, dann werde ich auch so ein stolzes Rennpferd?" Zeichnung: Kossatz.

Der Reisende kommt von einer Fahrt in die Provinz zurück und will seine Reiseunkosten vergütet haben, die der Chef jedoch nicht billigen kann.

„Das ist doch allerhand", meint er, „33 Mark für eine Nacht im Hotel in Zwickau! Das kann doch einfach nicht stimmen!"

„Es verhält sich aber so", antwortete der Reisende. „Das Zimmer kostete allerdings nur drei Mark — ich mußte aber 30 Mark Strafe zahlen, weil ich es nicht ausreichend verdunkelt hatte!"

*

Zwei Landser „fanden" zwei Fahrräder älteren Jahrgangs und fuhren los. Dabei entdeckte der letzte etwas: „Ede, dein Schutzblech rappelt." Ede: „Was?" — „Dein Schutzblech rappelt!" Ede: „Wat is los?" — „Mensch, du Dussel, dein Schutzblech rappelt!" — „Ja Heini, du mußt lauter sprechen, ick verstehe nischt, mein Schutzblech rappelt . . ."

*

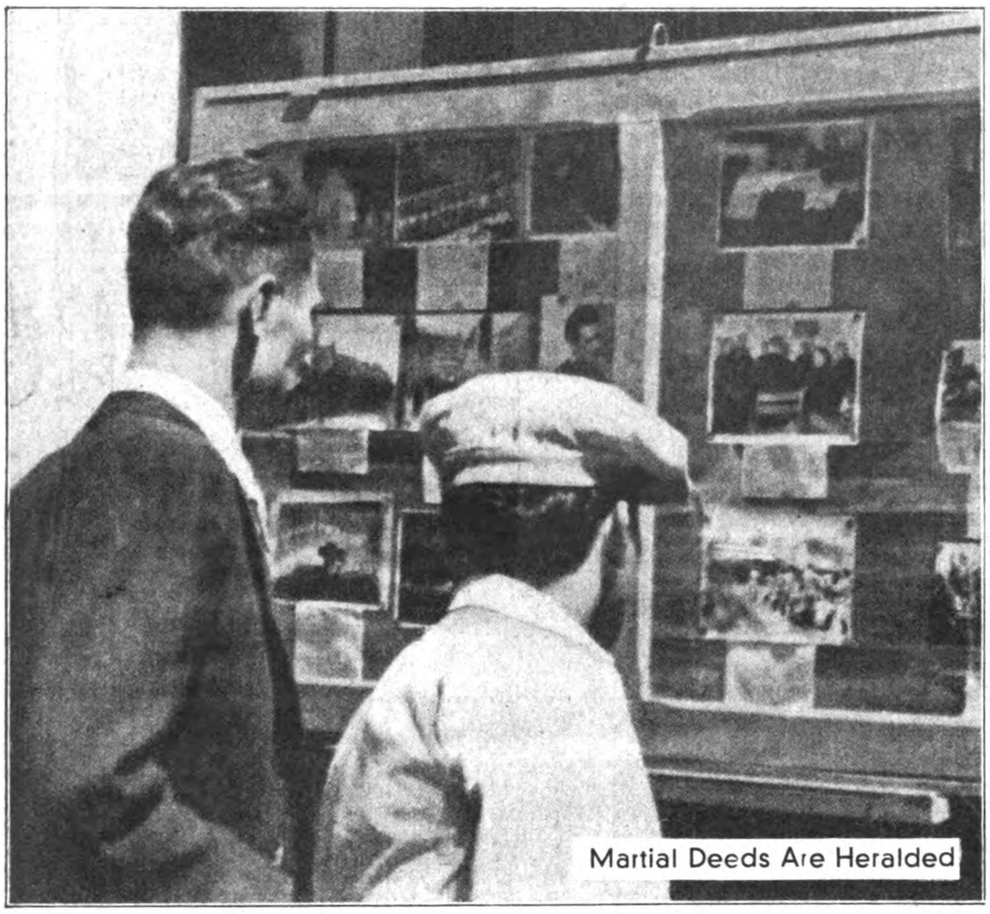
„Angeklagter, Sie geben zu, dem Kläger einige leichte Schläge versetzt zu haben, er aber behauptet das Gegenteil!"

„Das kann er unmöglich wissen, Herr Richter, denn nach dem ersten Schlag war er schon bewußtlos!"

Achtung! Was treibt

Es gibt auch in den USA. einsichtige Leute, die nicht gewillt sind, die Wahnsinnspolitik Roosevelts mitzumachen. Diese vernünftige Opposition mußte mundtot gemacht werden. Um dies zu erreichen, erfand Roosevelt das Märchen von der „Fünften Kolonne". Wie dumm dieser erfundene Spuk ist, das zeigen diese Bilder aus amerikanischen Zeitschriften. Unter vernünftigen Menschen können solche Mätzchen nicht einmal als Kinderschreck wirken, aber es liegt System in der Sache.

Fünfte Kolonne . . ., wohin Briten und Rooseveltianer blikken! Fünfte Kolonne sogar in Iran! Man bedenke: 7000 Stück. Teheran versichert die Wahrheit: Es sind überhaupt nur 700 Deutsche im Lande. Selbstlos, wie immer, marschieren die Briten Arm in Arm mit Stalin in Iran ein, um das Land von der berüchtigten Kolonne zu befreien. Sie finden zwar keine Kolonne; dafür aber, was sie suchten: Öl. Roosevelt kreischt: „Fünfte Kolonne über ganz Südamerika!" Und verfällt in ein Delirium. Er hat geschworen, Südamerika davon zu befreien. Im Vorbeigehen nimmt er, was er suchte: Stützpunkte. Die Sowjets entführen 400 000 Wolgadeutsche in Elend und Tod der sibirischen Eiswüsten. „Begründung": Die „Fünfte Kolonne" wirkt unter den Wolgadeutschen. Bei den Briten war es Öl. Bei Roosevelt sind es Stützpunkte, bei den Sowjets sind es

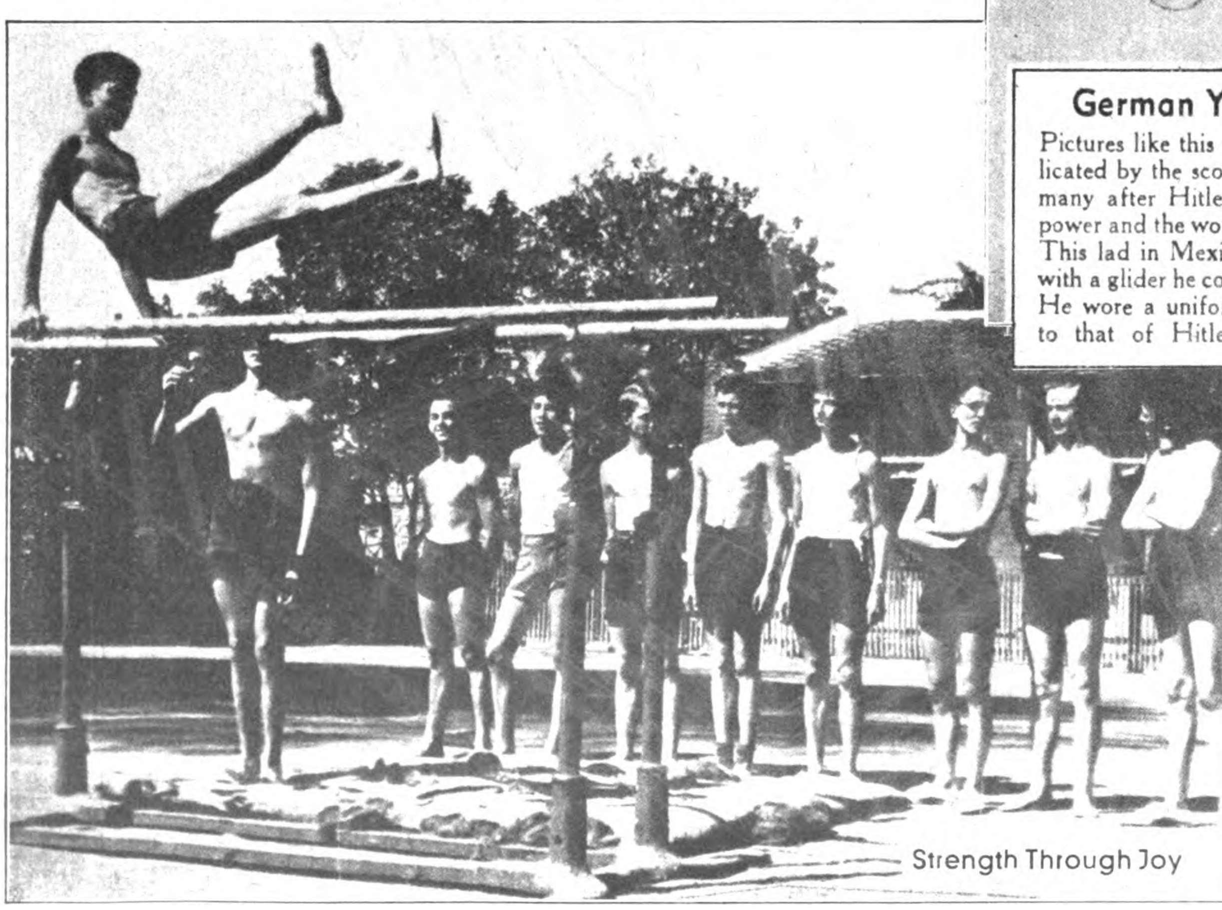


„Kriegerische Taten werden verherrlicht."
Der einfache Aushang von Bildern militärischer Fortschritte ist aufreizend. Tatsachenberichte gegenüber den britisch-amerikanischen Lügenmeldungen von „siegreichen Rückzügen" sind unerwünscht, Tatsachen sind eben üble Propaganda der verruchten Kolonne.



Welch ein Verbrechen!
Deutsche Auslandsjugend baut sich Gleitflieger . . .
Der Text erhebt die entsetzenerregende Anklage: „Deutsche Jugend. Bilder dieser Art wurden in Deutschland vielfach hergestellt, nachdem Hitler an die Macht kam; und die Welt duselte dahin. Dieser Bub in Mexiko spielte mit einem selbstgebauten Gleitflieger; er trug eine der Hitler-Jugend ähnliche Uniform."

*



Vorsicht vor den Turnern!
Ein aufgelegter Skandal, diese verbotswidrige, landgefährdende Selbstertüchtigung deutscher Auslandsjugend. Die Unterschrift zu diesem Bild lautet: „Kraft durch Freude!" „Junge deutsche Männer und Frauen in Mexiko halten sich durch hartes Training in Form und posieren für den gleichen Bildtyp, wie ihn die deutschen Bilderwochenschriften feiern. Das Bild wurde in einer deutschen Oberschule in Mexiko aufgenommen." Die amerikanischen Gangster entdecken wirklich Verbrechen um Verbrechen der Kolonne: Statt Drinks und Cocktails huldigt deutsche Jugend den Leibesübungen! Und, schauderhaft, sie läßt sich dabei noch photographieren . . .

die „Fünfte Kolonne"?

jüdisch-bolschewistische Rachegelüste für die von den Deutschen erlittenen Niederlagen. Der Begriff der Fünften Kolonne muß eben alles decken, Raub wie Imperialismus und Barbarei, Länderraub genau so wie Menschenraub. Was ist denn nun eigentlich die Fünfte Kolonne? Und was treibt sie? Die Bezeichnung stammt aus dem spanischen Bürgerkrieg; die roten Verbrecherhorden bezeichneten damit Parteigänger des Generals Franco in den von ihm belagerten Städten; sie warfen ihnen Sympathie und Verbindung „mit dem Feinde vor". um — sie durch Mord beseitigen zu können. Die Herkunft der Phrase verrät somit auch das neue Ziel: die Vernichtung, die „Ausrottung" in alttestamentarischem Stil.

Was nun treibt die sagenhafte, überall in der Welt spukende deutsche „Fünfte Kolonne"? Wir sind in der Lage, aus einem bebilderten Sonderbericht, den der amerikanische Botschafter in Mexiko, Mr. Josephus Daniels, seinem Herrn und Meister in Washington — nach Angabe der „New York Times" wegen der Wichtigkeit — persönlich überbrachte, geradezu sensationelle Aufschlüsse über ihre unterirdischen Wühlereien in Mexiko zu geben. Als aufschlußreich wurden allen Ernstes diese harmlosen Bilder ganzseitig im Riesenformat vorgesetzt. Sie sind wirklich aufschlußreich; aber — für den Geisteszustand der sich verfolgt und ertappt fühlenden politischen Gangster um Roosevelt.



„Mi Lucha" — „Mein Kampf" auf Spanisch im mexikanischen Buchladen.
Dem Botschafter Daniels, den Roosevelt nach Mexiko entsandte, sträubten sich die Haare — — in dem mexikanischen Buchladen fand er zwar nicht ein gebundenes Wörtchen der Heilsbotschaften des Washingtoner Messias, dafür aber Stapel der spanischen Ausgabe von Hitlers „Mein Kampf". Daß der junge Mexikaner seine Wahl nicht unter den Riesenbergen nordamerikanischer Gangstergeschichten traf, ist verdächtig. Sicher ist er schon von der — Sechsten Kolonne infiziert.

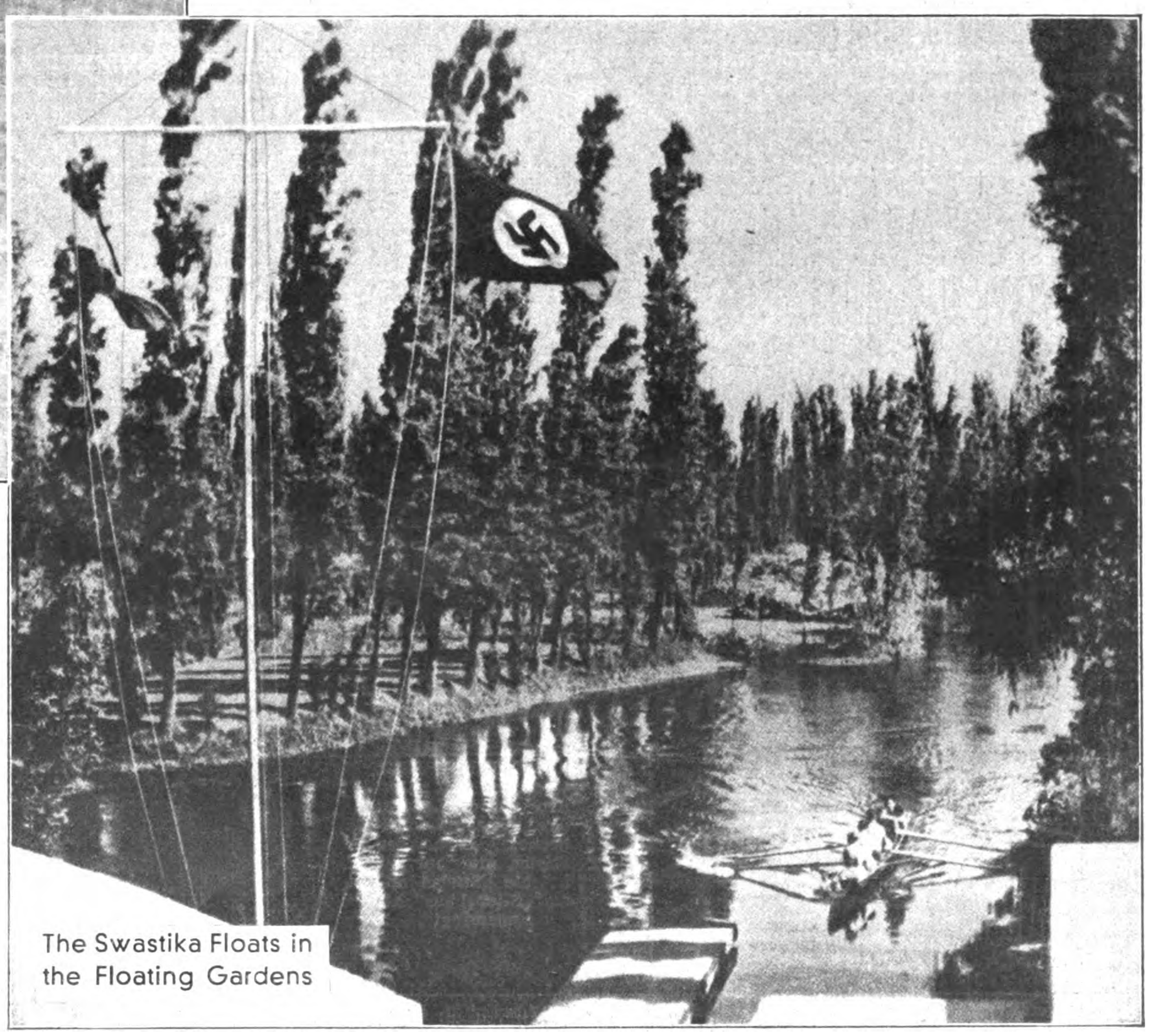
Wohin Roosevelt mit diesen lächerlichen Schreckschüssen zielt, ist jedermann inzwischen klar geworden: Die Volksstimmung in Amerika mußte gegen Deutschland aufgepeitscht werden, um dem Präsidenten seine Handlungen zu erleichtern, die ihm von den Juden und Freimaurern, deren Exponent er ist, vorgeschrieben werden.

Denkende Amerikaner bezweifeln diese unumstößliche Sache auch gar nicht.



„Flaggen zu verkaufen."
Schandbar! Flaggen aller Länder zum Verkauf, auch — das Hakenkreuz ... Unglaublich, was Roosevelts Detektei-Botschafter Daniels da auf offener Straße ausbaldowert hat: „Dieser (mexikanische) Straßenverkäufer verkauft auch britische, amerikanische und Hakenkreuz-Flaggen. Er hat keine besondere Auswahl. Er zuckt die Achseln. Der Tourist will sie kaufen." Ganz tolle Angelegenheit das! Womit sich doch ein Botschafter (wenigstens Roosevelts) befaßt!

Shocking! „Hakenkreuz über den Schwimmenden Gärten von Xochimilico!"
Das ist, laut Text, wirklich die Höhe: „Die Deutschen in Mexiko-Stadt haben Ruder- und Reit-Klubs, durch die sie ins Land hinauskommen. Dies Bild wird Tausenden amerikanischer (jüdischer!) Touristen, die sich der schönen Xochimilico-Szenerie erfreut haben, wie ein Schock kommen!" — Britische und amerikanische Ruderklubs zwischen Wannsee und Schanghai hissen stolz ihre Landesfarben. Aber — wenn Deutsche deutsch fühlen, ist das ein Shocking und ein — Staatsverbrechen. Die bloße Anwesenheit von Deutschen genügt eben, um sie der Wühlarbeit gegen ihr Wirtsland verdächtig zu machen.



Illustrierter Beobachter

Bitte mehr davon!

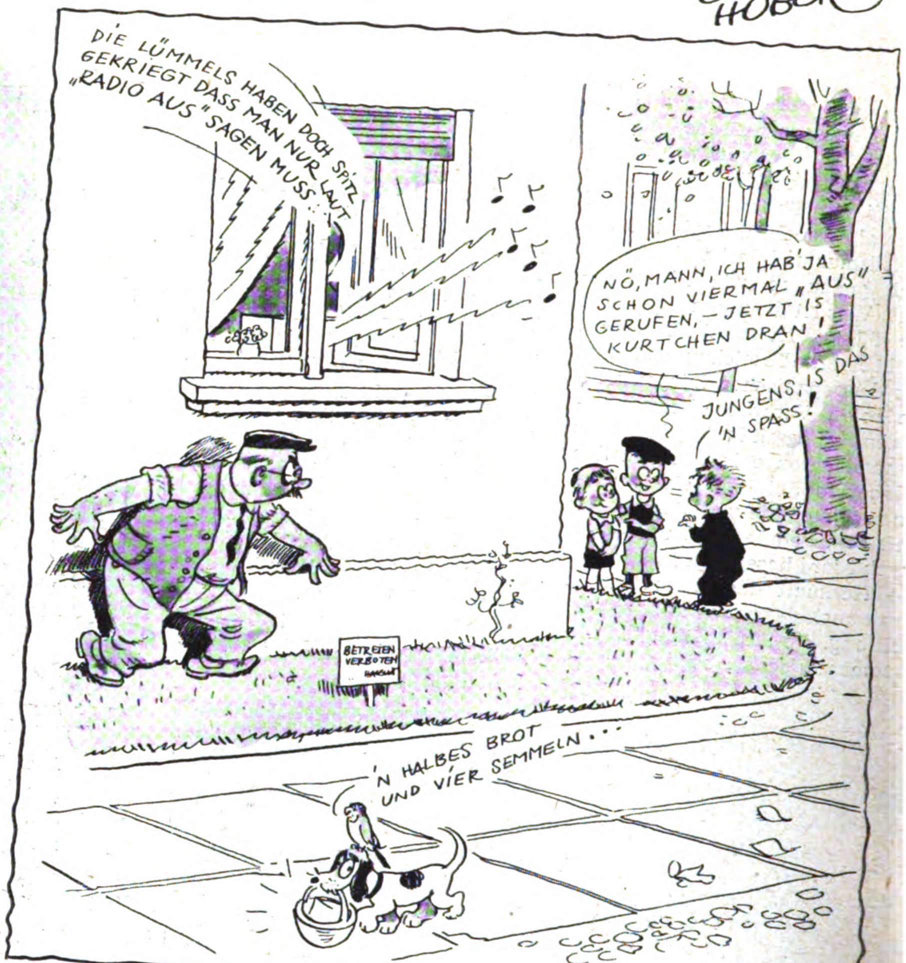
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Auf der Leipziger Herbstmesse wurde eine Nachttischlampe gezeigt, die nicht an- oder ausgeknipst zu werden braucht. Sagt man „Licht an", brennt sie sofort, sagt man „Licht aus", peng, schon ist's dunkel. Eine prima Sache mit einer großen Zukunft! — Da die Leute aber, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, gleich die ganze Fleischkarte haben wollen, geben wir hier einige Anregungen an die Herren Erfinder. Alles Dinge, die wir mit der gleichen schönen Einrichtung versehen haben möchten.



Erstens: Die Haustüre ohne Schlüssel!
Sehr, sehr praktisch! Man sagt einfach „Auf" oder „Zu", nichts weiter, und der ganze Ärger mit dem Hausschlüssel erübrigt sich ...

Zweitens: Das folgsame Radiogerät.
Kein Einschalten mehr, kein Abstellen — ein Wunderapparat! Zwo kurze, deutliche Worte „Radio an!" bringen Ihren Volksempfänger auf höchste Touren, die höflich geäußerte Bitte „Radio aus" läßt ihn verstummen.



Drittens:
Straßenbahn mit Ohr!
Das suchen wir schon lange! Morgens, fünf Minuten nach sieben, braucht man nicht mehr wie „Tungas, der Edelhirsch" hinter der verrückten Bahn herzuflitzen, weil der Wecker wieder nicht geklingelt hat — Gott bewahre! Ein kräftiges „Bahn halt!" in die Gegend gebrüllt — bumms, schon hält der Schlitten! Man quetscht sich noch rein, sagt „Bahn los" und fertig ist der Lack ...!





Viertens: Wasserfall auf Befehl!
Nähere Erklärungen erübrigen sich hier wohl ... eine erstklassigeKonstruktion! Kurz geflüstert „Spülung", schschschsch rrrsch rrschsch — na, bitte!

Und da in Mexiko gerade ein Mann einen Handschuh konstruiert hat, der sich nach Druck auf einen Knopf allein auszieht, wünschen sich natürlich unsere Landser den „Eiligen Knobelbecher", d. h. den Stiefel, der auf die Befehle „Stiebel an" und „Stiebel aus" hin „anspringt".



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 24]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.– Esc., Ungarn Pengö –.32
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 2. OKTOBER 1941
16. JAHRGANG ⁙ FOLGE 40

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
Schläge, die sitzen / Rückzugsstraßen der Sowjets / Stelldichein im Atlantik u. a. m.



„Nun erzählen Sie einmal ...“
Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall von Brauchitsch, im Gespräch mit einem seiner Soldaten, denen er immer seine kameradschaftliche Verbundenheit zeigt; ihrem Wohlergehen gilt seine ständige Fürsorge.
Aus dem Bildbericht unseres nach dem Hauptquartier entsandten Sonderberichters Fritz Boegner.

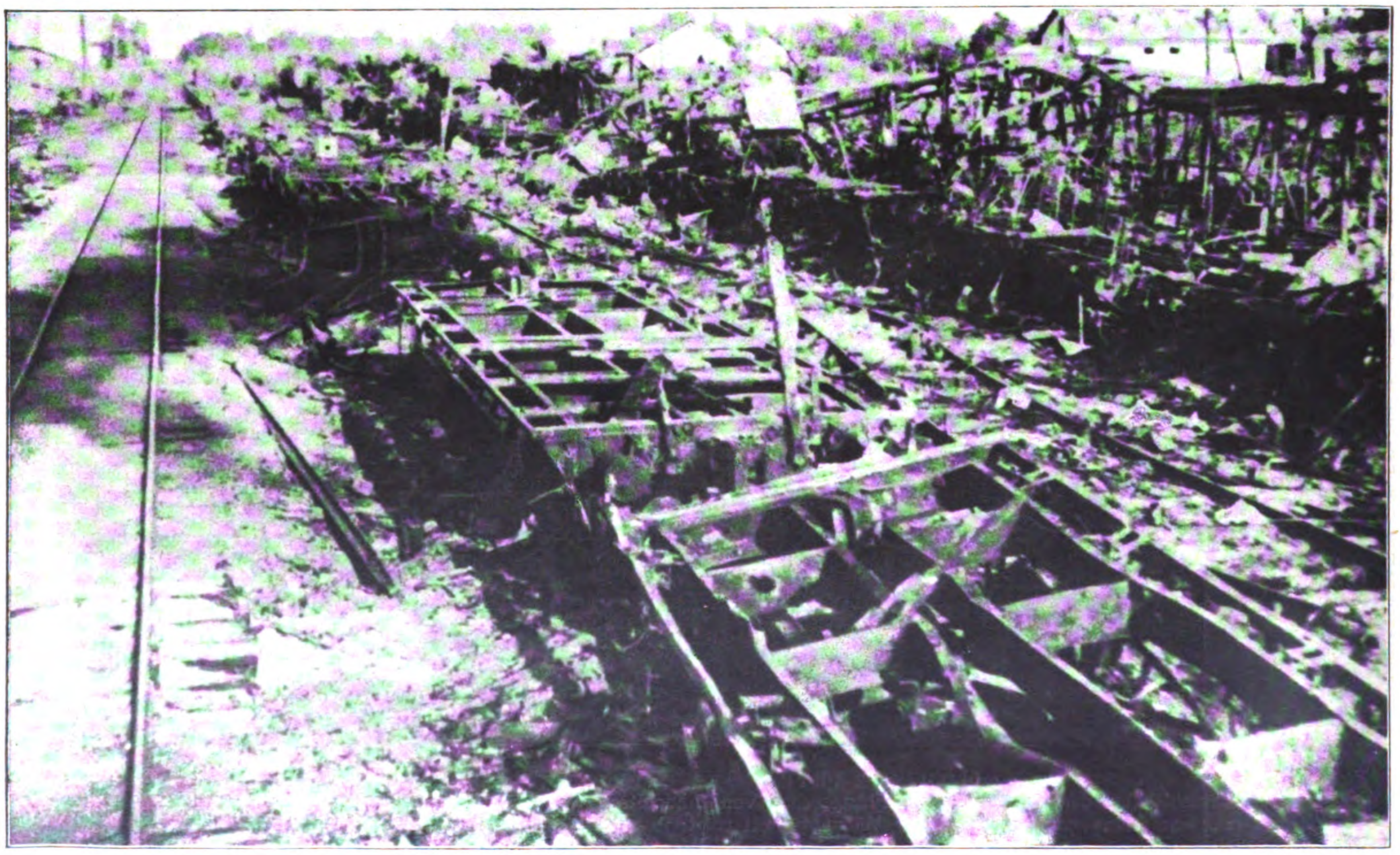


„Strategischer Rückzug ohne nennenswerte Verluste" — sagen täglich London, Moskau und Boston — und so sehen die Sowjet-Rückzüge in Wirklichkeit aus.



Die Infanterie stürmt.
Und jeder einzelne weiß: Es geht um Deutschland und die ganze europäische Kultur.

Darum schreien sie jetzt nach Kriegsmaterial!



PK. Deutsche Wochenschau (Holzapfel).

Hier haben Stukas rangiert. Ein ehemaliger großer sowjetischer Rangierbahnhof.

BEIM OBERBEFEHLSHABER DES HEERES GENERALFELD-MARSCHALL v. BRAUCHITSCH

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, begeht am 4. Oktober seinen 60. Geburtstag. Er verbringt diesen Tag wie jeden anderen an der Front im Osten in nimmermüder Erfüllung der hohen Aufgabe, die ihm vom Führer gestellt wurde.



Der Generalfeldmarschall in seinem Arbeitszimmer im Hauptquartier.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



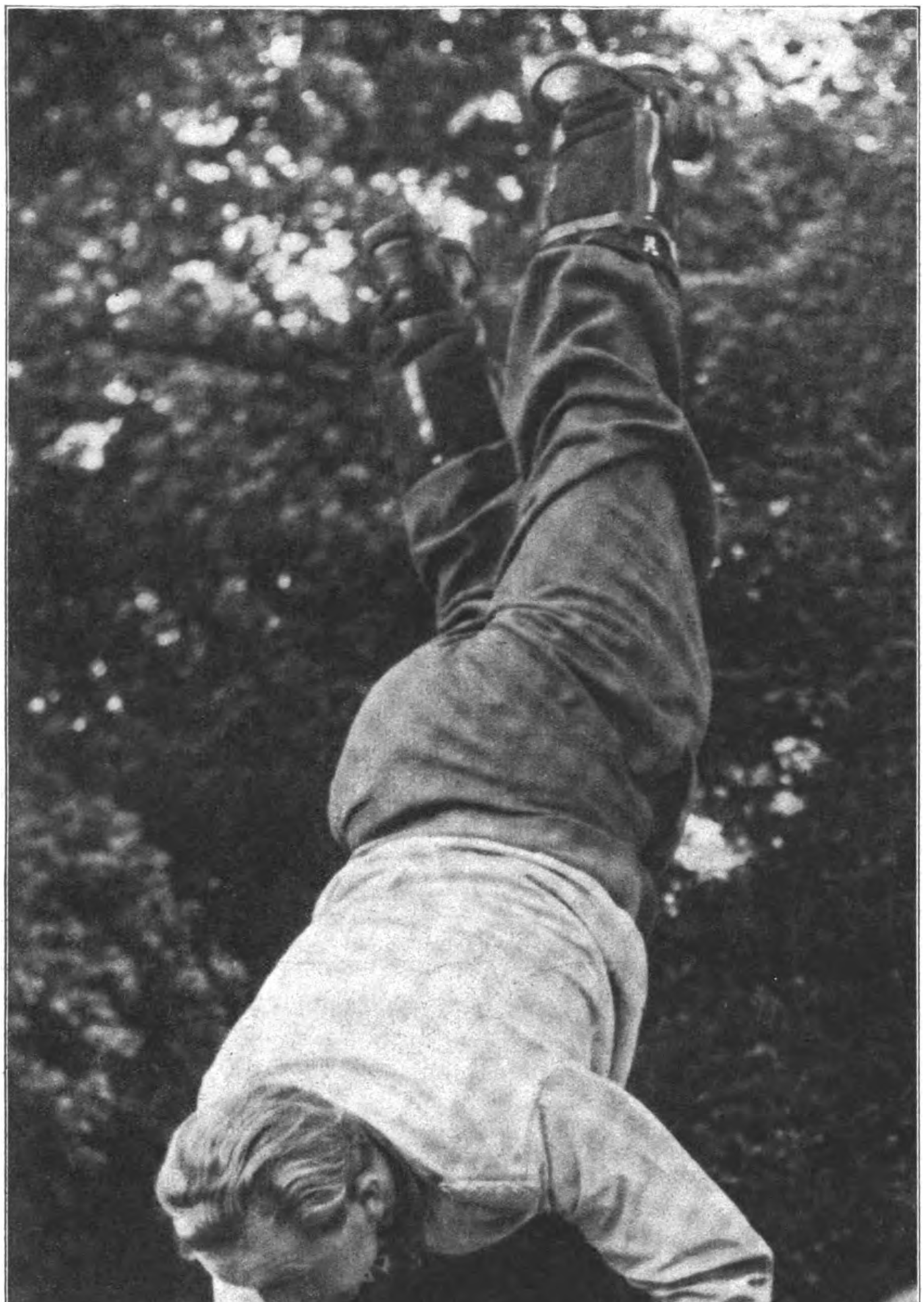
Rechts: Generalfeldmarschall von Brauchitsch wird am 4. Oktober 60 Jahre alt.





Pferdefreund wie in Leutnantszeiten, als er manchen Sieg auf dem Rasen errang.

Die tägliche Arbeit des Generalfeldmarschalls beginnt mit der Besprechung der Lage an Hand einer Karte, die die eigenen Stellungen und die des Feindes zeigt. Links Generalfeldmarschall v. Brauchitsch, auf die Karte weisend der Chef des Generalstabes, Generaloberst Halder.



„So kippen sie ab, mit der Nase nach unten!" Aufn.: PK. Lückel-Atlantic.
Ritterkreuzträger Kommodore Oesau verbindet eine Kampfschilderung mit etwas Gymnastik.

Gespensterfurcht







Seeleute werden zusammengetrieben.
Die Furcht vor der sagenhaften „Fünften Kolonne" hat in den USA. schon so weit geführt, daß Matrosen aller Länder aus den Seemannshäusern herausgeholt und zu Paaren getrieben werden. Das von fremden Matrosen von jeher bevorzugte Deutsche Seemannsheim wird hier ausgeräumt. Aufnahmen: Assopreß.

Stelldichein im Atlantik





Ein Punkt am Horizont! Das ist kein Feind; das sind Kameraden, mit denen Treffpunkt und Zeit einer Zusammenkunft verabredet sind.

U-Boot-Fahrer treffen sich weit draußen im Atlantik. Drei Boote begegnen einander, und ihre Kommandanten besuchen sich zum Austausch der Erfahrungen. Aufnahmen: PK. Jordan, Hr. Hoffmann.



Der letzte Winkspruch: Glückliche Reise und auf frohes Wiedersehen im Stützpunkt!



DER KRIEG – DIE GROSSE BEWÄHRUNG DER KAMERADSCHAFT!

Ein Verwundeter wird von Kameraden aus dem Feuer geholt.

Aufnahme: ᛋᛋ-PK. Baumann-Weltbild.



Japanischer Kriegsberichter
nach seiner Rückkehr von einer Frontreise in Südchina. Er hat sich neben anderen Andenken, z. B. dem Buddha, eine drollige Meerkatze mitgebracht.

Japans PK.



Rechts:
Im Rucksack: Kamera und Zubehör.
Bei gemeinsamen endlosen Märschen im weiten China werden Soldaten und Frontberichter gute Kameraden.

Aufnahmen: K. Raimund.



Japanischer Kriegsberichter kehrte verwundet heim.
Stolz zeigt er den Kameraden eine chinesische Wurfmine.
An der Wand chinesische Waffen: Stahlhelm und Schwert.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

(1. Fortsetzung.)

Fahrgäste an Bord des Kongodampfers „Kassai": Pièrre Glant, genannt „Katakata-Glant", ein Großhändler aus Matadi. — Raymonde, dessen junge Frau. — Ferry Stokke, Großwildjäger. — Dr. Bünger, Arzt. — Marga Bünger, seine Adoptivtochter. — Senhor Pinho aus Angola, Diamantenschmuggler und auch sonst ein anrüchiger Ehrenmann. — Jürgen Schenk, ein junger deutscher Kaufmann. — Mons. Geoffrey, Distrikts-Administrator aus Katanga — Madame Geoffrey, seine Frau. — Jaro, der schwarze Diener Dr. Büngers. — Olaf Erland, Kapitän des Dampfers „Kassai". — Jon Johnsen, Steuermann.
Ort der Handlung: An Bord des Kongodampfers „Kassai".

BISHERIGER INHALT:

Olaf Erland ist Kapitän des Kongodampfers „Kassai", der vor Kinshassa-Leopoldville liegt. Es ist ein Donnerwetter los: in der Stadt spricht man von Fiebergefahr. Der Steuermann des Dampfers hat sich an Land ein Bein gebrochen, und ohne Steuermann kann Erland nicht riskieren, die „Kassai" aus dieser Fieberecke herauszubringen, den Kongo herauf. Da kommt im letzten Augenblick ein betrunkener alter Knabe an Bord getorkelt und will als Steuermann anheuern. Erland zögert, obwohl der Mann gute Papiere hat. Unter dem Druck der Fahrgäste, die wegen der Fiebergefahr nervös geworden sind, entschließt sich Erland dann doch, den alten Steuermann Johnson an Bord zu behalten. Als die Taue vom Kai ins Wasser klatschen, atmet alles auf. Die meisten Fahrgäste kannten sich bereits, unter den neuen fällt Pièrre Glant besonders auf, ein Großkaufmann, dessen Namen jeder am Kongo kennt. Er reist mit seiner hübschen Frau, die dem Kapitän besonders dankbar ist, daß man der drohenden Quarantäne entronnen ist. Bekannt und beliebt ist auch der Fahrgast Dr. Bünger.

Der Anfang des Romans in Folge 39 schloß:

Die Jäger, Forscher und Händler am Kongo bewunderten und schätzten Dr. Bünger. Die Schwarzen aber verehrten ihn wie einen Gott. Durch das ganze Kongoland lief das Wort, das der Sohn des alten Häuptlings Sentibo über Dr. Bünger gesagt hatte. Dieser Sohn trug über seinen nackten Füßen eine Blaue Jacke mit der Polizeimarke. Dazu das belgische Beamtenkäppi, das ihn als Chef de poste kennzeichnete. Aber sein Vater Sentibo, heute ein kranker, greisenhafter Neger, war einmal der gefährlichste Gegner Stanleys gewesen, der dem kühnen Forscher auf großen, mit achtzig Kriegern bemannten Einbäumen entgegenfuhr und ihn mit Speeren und Pfeilen überschüttete.

„Bula Matari, der Felsensprenger, den ihr Stanley nennt, kam in unser Land mit Feuerrohren und gewaltigen Kriegern", hatte dieser Sohn eines berühmten Vaters gesagt. „Baturi Bünger aber kam mit dem guten Zauber. Baturi Bünger ist größer als Bula Matari."

So groß war der Einfluß Büngers auf die Eingeborenen, daß die Herren in den Regierungsbüros von Boma nachgerade eifersüchtig wurden und ihm zu verstehen gaben, daß sie die Macht im Lande verkörperten. Aber Dr. Bünger ließ nicht locker. Wo Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit der Behörden den Gesundheitszustand der Eingeborenen gefährdeten, da griff er ein.

Aus seiner Einsamkeit heraus schrieb er Artikel an die Presse, an medizinische Fachblätter. Artikel, in denen er schonungslos die Unterlassungssünden der Kongobehörden aufdeckte und geißelte. Er fuhr nach Boma und trumpfte im Generalgouvernement auf, ruhte nicht eher, bis man seinen Ratschlägen Gehör gab und die schlimmsten Dinge abstellte. Die belgischen Beamten schätzten ihn nicht sehr und taten ihr Bestes, um ihm Steine in den Weg zu legen.

Bald nach der Abfahrt hatte sich die kleine Gruppe der Reisenden in der ersten Klasse — die im Vorschiff untergebrachten Schwarzen zählten natürlich nicht — bereits zu einer zwanglosen, lebhaft plaudernden Gesellschaft zusammengeschlossen. Das aufregende Erlebnis bei der Abfahrt von Kinshassa war schon vergessen. Niemand dachte mehr an das Gelbe Fieber. Man sprach von Handel und Jagd, erörterte die Verkehrswege und Unterkunftsmöglichkeiten im Innern, stellte eine Menge gemeinsamer Bekannten fest und gab kleine Reiseerlebnisse zum besten.

Pièrre Glant hatte sich in ein eifriges Gespräch mit Dr. Bünger vertieft, den er bereits mehrmals in früheren Jahren getroffen hatte. Administrator Geoffrey bemühte sich, dem Jäger Stakke die Zweckmäßigkeit der neuen Jagdgesetze auseinanderzusetzen, während Madame Geoffrey unter leisem Kichern und Flüstern mit Senhor Pinho die neuesten Skandalgeschichten aus Matadi austauschte.

Sogar der unbekannte junge Mann, der bisher an der Reeling gestanden und zum Ufer hinübergesehen hatte, war zögernd näher gekommen und hatte sich einen Stuhl neben der plaudernden Gruppe gesucht. Der junge Mann mochte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein; er war etwas schmächtig gebaut und im übrigen „vorschriftsmäßig" gekleidet. Weißer Tropenanzug, Korkhelm und tadellose Schuhe. Obwohl er sich bemühte, Sicherheit an den Tag zu legen, bedurfte es keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß er ein Neuling auf afrikanischem Boden war.

Aber sein offener, aufmerksamer Blick, die bescheidene und doch von natürlichem Selbstbewußtsein erfüllte Haltung, erweckten eine freundliche Sympathie bei den Menschen, denen er gegenübertrat.

Pièrre Glant schaute auf, als der junge Mann mit der höflichen Frage, ob es gestattet sei, einen Stuhl nahm, und überflog mit kurzem, prüfendem Blick die Erscheinung. Formsachen gab es hier nicht. Weiße Hautfarbe und ein reiner Tropenanzug genügten, die gesellschaftliche Gleichberechtigung zu legitimieren.

„Immer 'ran", polterte Katakata-Glant wohlwollend. „Hab' Sie schon im Zuge gesehen. Warum sondern Sie sich eigentlich so ab, Monsieur?"

„Ich bin hier noch unbekannt", erwiderte der junge Mann bescheiden. „In Matadi habe ich mich nur einen Tag aufgehalten. Kam von Banana."

„Aha! Grünhorn, was? Zum erstenmal in Afrika?"

„Ja, mein Herr. Erst vor vierzehn Tagen in Banana gelandet."

Der alte Glant grunzte befriedigt und sah den jungen Mann wohlgefällig an. Der Junge gefiel ihm. Schien wenigstens ehrlich zu sein. Manche Grünhörner, die zum erstenmal einen Tropenanzug trugen, gebärdeten sich gleich, als ob sie schon mit dem großen Deutschen Peters Afrika durch-

quert hätten. Der junge Mann hielt es für gegeben, sich jetzt vorzustellen, machte eine leichte Verbeugung und nannte seinen Namen.

Pièrre Glant nickte nur. Er hielt es für überflüssig, seinen eigenen Namen zu nennen. Katakata-Glant hatte man zu kennen. Wer ihn nicht kannte, den mochte der Teufel holen.

„Jürgen Schenk?" wiederholte er den Namen, den der junge Mann eben genannt hatte. „Skandinavier? Oder Schweizer?"

„Nein, mein Herr. Ich bin Deutscher."

Ferry Stakke, den anscheinend die Erklärungen des Administrators nicht sonderlich interessierten, hob den Kopf und schaute sich den Reisegenossen näher an.

„Deutscher also", orgelte Pièrre Glants kräftiges Organ. „Tüchtige Kerle, die Deutschen. Kenne sie. Spreche sogar selber Deutsch. Hab' früher mal, vor dem Krieg, in Kamerun famose Geschäfte gemacht. Sie kennen Kamerun?"

„Nein. Ich bin, wie gesagt, erst kürzlich nach Afrika gekommen. Als Vertreter meiner Firma." Er nannte den Namen eines großen deutschen Geschäftshauses.

„So so. War bisher nicht da . . . Hat nicht bisher ein gewisser Mullinger in Banana die Firma vertreten?"

„Ganz recht. Wir hörten lange Zeit nichts mehr von unserem Herrn Mullinger, und da schickte mich meine Firma herüber, um nachzusehen, wo er geblieben sei. Leider fand ich ihn sehr krank im Hospital in Banana. Er hatte sich auf einer Reise durch Angola das Fieber geholt und ist leider vor acht Tagen gestorben."

„Kommt vor. Na, und nun sollen S i e also die Krokodilhäute für Ihre Firma aufkaufen?"

Jürgen Schenk sah unsicher drein. Offenbar wußte er nicht recht, ob die Bemerkung des Großhändlers ironisch gemeint war oder nicht.

„Meine Firma telegraphierte mir, ich solle unsere Geschäfte wahrnehmen, bis man eine neue Kraft herübersenden könne. Es handelt sich hauptsächlich um unsere Verbindungen am oberen Kongo. Mir fehlen ja noch alle Erfahrungen und Kenntnisse hier, aber ich bin entschlossen, nach Möglichkeit meine Pflicht zu tun."

„Bravo", sagte Pièrre Glant. „Wird Ihnen im Anfang ein bißchen schwerfallen, aber alles läßt sich lernen. Hauptsache, daß man Courage und den nötigen Willen hat. Nehmen Sie einen Whisky, Herr Schenk?"

„Trinken kann er auch noch nicht", stellte Glant gemütlich fest, als der junge Deutsche sich nur ein geringes Quantum Whisky eingoß und es reichlich mit Sodawasser verdünnte. „Werden Sie auch noch lernen. Was, Stakke? Wo blieben wir hier in dem verfluchten Sonnenland, wenn wir keinen Alkohol hätten! Bestes Vorbeugungsmittel gegen Fieber. Sicherer und gefahrloser als Chinin. Oder sind Sie anderer Ansicht, Doktor?"

„Mit Maß genossen", nickte Dr. Bünger ruhig. „Aber man muß sich an diesen Genuß erst langsam gewöhnen."

„Kamerun!" nahm Pièrre Glant wieder das angeschnittene Thema auf. „Ich habe noch die Zeit miterlebt, als man in Tikko die Bananenbrücke baute. Schöne Zeit, jawohl. Na, die Franzosen haben nachher auch ganz tüchtig gearbeitet. Sie würden staunen, wenn Sie heute Duala sähen! Rennbahn, Bahnhof, Fischmarkthalle, tadellose Straßen und erstklassige Villen."

„Glauben Sie nicht, daß wir das ebensogut fertiggebracht hätten? Wenn man uns nicht die Kolonie abgenommen hätte?"

„Zweifellos. Duala wäre damals schon gewesen, was es heute ist. Wenn ihr nur mehr Geld gehabt hättet! Auf den Nervus rerum kommt's an. Schimpft mir nur nicht über den schnöden Mammon. Man kann ihn verachten, aber man muß ihn haben, wenn man etwas ausrichten will."

Dr. Bünger hatte den jungen Deutschen aufmerksam betrachtet und beugte sich nun in seinem Stuhl ein wenig vor. „Sie sehen nicht besonders gut aus, Herr Schenk", sagte eine ruhige, beruhigende Stimme. „Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Doch. Nur die Hitze ..."

„Jetzt sind die heißesten Stunden. Wer das nicht gewohnt ist, den wirft es um. Wenn Sie vernünftig sind, Herr Schenk, dann legen Sie sich in Ihre Kabine bis gegen Abend. Lang ausgestreckt, ganz ruhig liegen. Keine überflüssigen Bewegungen machen. Ich komme nachher mal und sehe nach Ihnen. Welche Kabine haben Sie?"

„Nummer 5. Aber ich fühle mich gar nicht so krank. Ich muß mich doch schließlich an das Klima gewöhnen und ..."

„Donnerschlag!" polterte Katakata-Glant los. „Renitent? Widerspruch? Seien Sie froh, junger Mann, daß Dr. Bünger Sie berät. So viel Geld haben Sie gar nicht, daß Sie die Kosultation so eines erstklassigen Spezialisten bezahlen könnten! Sie verduften jetzt in Ihre Kabine und befolgen Dr. Büngers Rat. — Halt! — Erst natürlich austrinken! — Wohlsein, Herr Schenk! So ein kleiner Whisky ist das beste ... Na, das hab' ich schon mal gesagt. Und nun los! Halten Sie sich genau an Dr. Büngers Anordnung. Hinlegen! Möglichst ruhig bleiben!"

Jürgen Schenk fühlte die Augen des alten Arztes hinter den Brillengläsern auf sich ruhen, und der gütige, besorgte Blick tat ihm wohl. Den Jugendtrotz, der in ihm aufsteigen wollte, überwindend, zwang er sich zu ein paar scherzhaften Worten und verließ gehorsam den Kreis.

Als sich die Kajütentür hinter ihm geschlossen hatte, rückte der Administrator Geoffrey näher an seine Reisegenossen heran und machte ein geheimnisvoll besorgtes Gesicht.

„Aufgepaßt, meine Herren! Ich glaube, diesem Menschen gegenüber tut Vorsicht not."

„Wieso?" knurrte Glant. „Haben Sie Angst, daß er silberne Löffel stiehlt?"

„Sie belieben zu scherzen, Monsieur Glant."

„Na also, was ist denn?"

„Sie haben es ja gehört", sagte der Beamte bedeutungsvoll. „Er ist ein Deutscher."

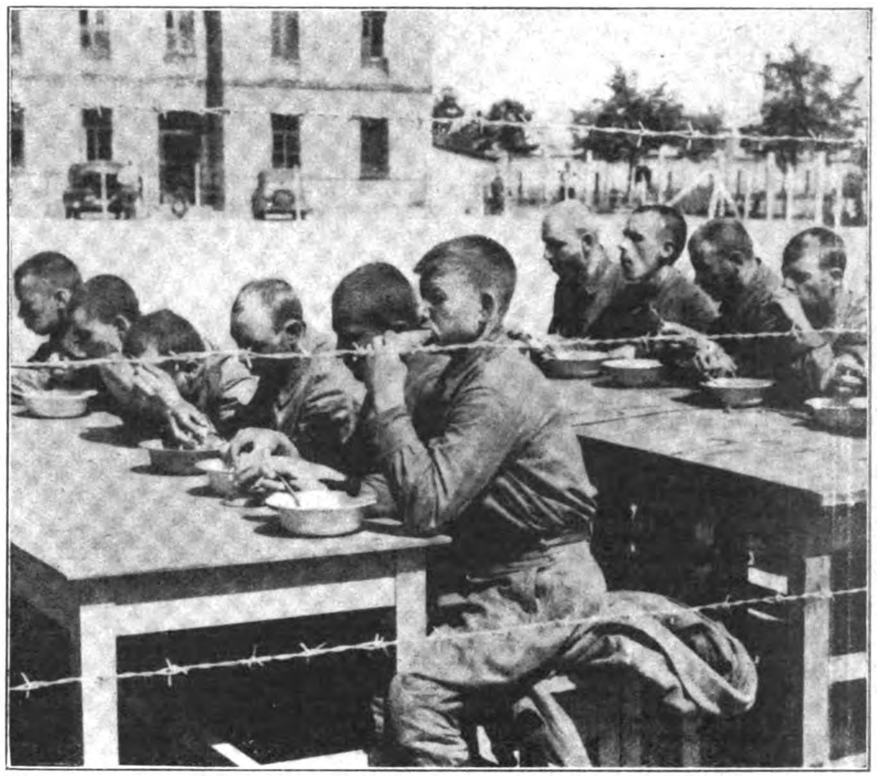
Glant feixte verächtlich. „Trägt also vermutlich 'n Unterseeboot oder 'n Zeppelin in der Hosentasche, was? Hören Sie mal, Herr Geoffrey, kennen Sie überhaupt die Deutschen? Nein, nicht wahr? Hab' ich mir gedacht. Na, ich kenne die Brüder, und ich kann Ihnen nur sagen, es sind im allgemeinen recht tüchtige, anständige Kerle, Ausnahmen bestätigen die Regel. Der junge Mensch sieht jedenfalls nicht aus wie 'n Desperado. Oder wollen Sie behaupten, daß ich eine Physiognomie nicht beurteilen kann?"

„Sie haben mich mißverstanden", wehrte der Administrator den aufziehenden Streit ab. „Meine Bemerkung war in erster Linie politisch gemeint. Jeder Deutsche ist heute ein Propagandist, untersteht geheimen Gesetzen und ..."

„Menschenskind, hören Sie auf. Mir wird übel, wenn ich das Gerede bloß höre!" kollerte Glant. „Nächstens erzählen Sie uns noch, daß auch unser lieber Dr Bünger geheimer deutscher Agent ist!"

„Oh, das ist natürlich etwas ganz anderes. Dr. Bünger ist Schweizer."

„Mein Vater war aus Rastatt in Baden gebürtig", sagte der Arzt sachlich und still.



Mit peinlicher Genauigkeit achtet Deutschland das Völkerrecht.
Die Gefangenen im Krieg gegen die Sowjets werden ordnungsgemäß untergebracht und verpflegt, wie sie es nie erwartet haben.





Aber kaum sind sie sich selbst überlassen,
klettern manche unter ihnen auf die Bäume, um sich Harz einzusammeln, das sie gewohnheitsmäßig essen.



So sieht ein Sowjet-Kommissar aus,
wenn er seine Genickschüsse nicht mehr anbringen kann.
Aufnahmen: PK Kempter-, Frohlich-, Friedrich-Weltbild.

Der Administrator bekam einen etwas roten Kopf. „Ich bitte, mir zu glauben, meine Herren. Ich spreche wirklich nicht in den Wind. Ganz im Vertrauen gesagt, den Namen des deutschen Herrn habe ich bereits bei meiner Behörde in Boma gehört. Ich kann Ihnen versichern, daß ein gewisser Zweig der Behörde dort ein nicht zu unterschätzendes Interesse für diesen Herrn Schenk hat. Es sind da gewisse Berichte eingelaufen von glaubwürdigen, hier ansässigen Männern, die ... nun, Sie werden verzeihen, meine Herren. Das sind vorläufig Amtsdinge, über die ich nicht befugt bin, mich näher auszulassen."

„Hätten Sie doch ganz geschwiegen", sagte Glant ärgerlich. „Kann mir schon denken, worauf Sie hinaus wollen. Hitler in der Westentasche! Lächerlich! Die Deutschen müssen exportieren und importieren. Genau wie jedes andere Volk. Weiß der Deubel, warum ihr in jedem deutschen Kaufmann, ach was, in jedem Geschäftsangestellten gleich einen Spion oder Agitator sehen müßt! Und was Ihre famosen Berichte anbelangt — kennimus! Die Firma des jungen Mannes hat in den letzten Jahren hier am Kongo prima Geschäfte gemacht. Nee, nee, Administrator, reden Sie nicht. Das weiß ich nun besser als Sie. Stones & Fletscher, der englischen Firma in Banana, ist zum Beispiel die deutsche Konkurrenz ein böser Dorn im Auge. Der bisherige Agent, Herr Mullinger, hat ins Gras gebissen. Die Firma schickt einen neuen Mann, einen reichlich unerfahrenen Jüngling. Was liegt näher, als daß die Konkurrenz ihn ein bißchen zu verdächtigen sucht. Buisneß as usnal."

„Nun, ich weiß, was ich weiß."

„Behalten Sie's für sich, Administrator. Von mir aber nehmen Sie gefälligst zur Kenntnis: Das Generalgouvernement in Boma hat diesem Herrn Schenk die Erlaubnis erteilt, den Kongo zu bereisen. Das beweist mir, daß es mit den ‚verdächtigen Berichten' nicht allzuweit her sein kann. Folglich ist für mich der junge Mann ein Mitreisender wie jeder andere. Weder mehr noch weniger als Sie, Herr Geoffrey! Ist das deutlich? Danke. Dann hab' ich nichts weiter zu sagen."

Der Administrator machte ein Gesicht wie ein beleidigter Buddha. „Sie wollen doch nicht bestreiten, Herr Glant, daß der Nazismus ..."

„Na, da wären wir ja bei dem alleinseligmachenden Thema!"

Pièrre Glant faltete ergeben die Hände über dem Bauch, aber es half ihm nichts. Geoffrey, Senhor Pinho und Stakke waren im Handumdrehen in einer lebhaften Erörterung über das Für und Wider der nationalsozialistischen Weltanschauung. Es war wie überall. Ob im Klub zu Matadi oder in einer Neuyorker Two-Cent-Kneipe oder im Hafen von Soerabaya — ob Belgier, Yankees oder Mynhers, überall kam man früher oder später auf diese Fragen und Probleme, oft genug, ohne es zu wollen. Es war etwas Neues in die Welt getreten, und dieses Neue, Nochnichtdagewesene, begann allmählich die Welt in Atem zu halten.

Madame Geoffrey beteiligte sich nach Maßgabe ihrer nicht allzu vertieften geistigen Fähigkeiten an dem politischen Gespräch der Männer. Frau Raymonde aber saß mit Marga Bünger abseits auf einer der Bänke an der Reeling und genoß das Wiederfinden mit der Freundin.

Während sie unentwegt und heiter drauflosplauderte, blieb das junge Mädchen still in sich gekehrt. Vorhin, als Jürgen Schenk in seine Kabine ging, hatte es dem jungen Mann einen langen, aufmerksamen Blick nachgeworfen. Die Unterhaltung am Tisch zwischen Schenk und Pièrre Glant war laut genug gewesen, daß Marga jedes Wort hatte hören können. Vielleicht hatte die Tatsache, daß der junge Mann ein Neuling im Lande war, ebenso hilflos dastand wie sie selbst, als sie vor einigen Jahren den Boden Afrikas betreten hatte, ein gewisses Sympathiegefühl in Marga geweckt.

Frau Raymonde empfand allmählich die Schweigsamkeit ihrer Freundin. Während sie lustig weitererzählte, von Matadi und ihren gemeinsamen Bekannten dort, flogen ihre Blicke immer häufiger zur Brücke empor, auf der Kapitän Erland neben seinem Steuermann stand. Der alte Jon Johnsen war es gewiß nicht, der sie fesselte. Aber der Kapitän ...

Raymonde Glant schaute flüchtig zum Tisch hinüber, wo die Stimme ihres Mannes noch lauter geworden war. Sie sah sein cholerisches, breites Gesicht, seine wirren, grauen Haare; Pièrre Glant gab wenigstens etwas auf seine Kleidung. Sein Tropenanzug war natürlich blütenweiß und von bester Rohseide, aber er saß nachlässig an dem schweren Körper. Die Beinkleider hatten sich in die Höhe geschoben und gaben außer den Socken ein Stückchen kräftig behaarter Männerbeine preis.

Frau Raymonde wandte ärgerlich den Kopf und sah wieder zur Brücke empor. Wie anders sah der Mann da oben aus! Straff, elegant, jeder Zoll ein untadeliger Kavalier! Oh, Kapitän Erland — oder „Monsieur Erlands", wie er meist am Kongo genannt wurde — war bekannt ob seiner Liebenswürdigkeit und weltmännischen Erscheinung. Der beliebteste und eleganteste Schiffskapitän stromauf- und stromabwärts. Als Pièrre den Plan zu der Reise legte, hatte Frau Raymonde gleich zur Bedingung gemacht: Wir fahren mit der „Kassai", mit Monsieur Erlands. Sie hatte sogar durchgesetzt, daß die Reise um vier Tage verschoben wurde, damit man in Kinshassa auch wirklich die „Kassai" antraf.

Raymonde Glant seufzte unwillkürlich ein wenig und lächelte dann verloren zur Brücke hinauf. Eben wandte sich Kapitän Erland zur Seite und blickte auf das Deck hinab. Er sah das emporgerichtete lächelnde Gesicht der jungen Frau, und unwillkürlich erschien auch auf seinen regelmäßigen hübschen Zügen ein kleines Lächeln.

Wie ein geheimes Einverständnis sah es aus.

II.

Der erste Reisetag verlief ohne nennenswerte Ereignisse.

Für den Kulturmenschen in Europa mag eine Kongofahrt, oder auch nur der Gedanke daran, etwas Aufregendes haben, ein spannendes Märchen voller geheimnisvoller Gefahren sein. Für die Reisenden aus Matadi und Kinshassa bedeutete diese Fahrt nichts anderes als eine gewöhnliche Reise durch vertraute und nicht einmal sonderlich interessante Landschaften. Auch nahm die engere Umgebung, die mit allem Komfort versehenen Decks und Kabinen der „Kassai", der Reise jeden Anstrich von Abenteuer und Romantik.

Es war nicht immer so gewesen auf dem Kongo. Vor kaum zwanzig Jahren mußte man die Fahrt stromaufwärts mit einem jämmerlichen, primitiv eingerichteten kleinen Dampfer antreten, mit einem Kasten, dessen Planken, von der Sonne ausgedörrt und verbogen, jeden Augenblick auseinanderbrechen mochten und dessen armselige Maschine asthmatisch rasselte und keuchte, um gegen die Strömung anzukämpfen. Meist zog sie dabei den kürzeren. Das „Paquebot" mußte tagelang hilflos liegenbleiben oder versuchen, sich dicht am Ufer entlang stromaufwärts zu schleichen. In der Regenzeit hörte der Schiffsverkehr überhaupt auf, denn gegen die alsdann übermäßig reißende Strömung kamen die Pferdekräfte der Maschine nicht an.

Das war noch die Zeit, da man sich an Deck des Kongodampfers mit Zelt und Decken einrichtete wie in einem Camp.

Die neuen Dampfer der belgischen Kongo-Gesellschaft hatten alles, um den Fahrgästen die Reise so angenehm wie möglich zu machen. Breite, flachgehende Raddampfer von festgefügter, gefälliger Konstruktion. Beim ersten Blick mochten sie auf einen harmlosen Europäer noch einigermaßen romantisch wirken, denn ihr äußeres Bild mit den breiten, hausähnlichen Doppeldecks und dem hohen, schmalen Schornstein erinnerte ein wenig an die unserer Anschauungswelt geläufigen Missisippi-Dampfer unserer Gerstäcker- und Karl-May-Erinnerungen.

An Bord aber verschwand jede Spur von Abenteuer und Romantik. Breite Promenadendecks, weißgedeckte Tische, eine Bar, geräumige, luftige Kabinen.

Abenteuersüchtige Gemüter mochten beim Betreten dieses „Urwaldschiffes" eine tiefe Enttäuschung erleben, vielleicht sogar wehmütige Betrachtungen anstellen über den entschwundenen, von der Kultur verdrängten Tropenzauber. Leute wie Pièrre Glant, Dr. Bünger oder Ferry Stakke hingegen legten entschieden mehr Wert auf eine bequeme Reise als auf Romantik.

Das war der Unterschied zwischen diesen Kongodampfern und irgendeinem beliebigen schwimmenden Ozean-Hotel: Es fehlte vollkommen die graue Masse der gleichgültigen, farblosen Menschen, der harmlosen Dutzendgestalten, deren Leben zwischen Essen, Schlafen und ein paar kleinen Alltagssorgen versickert. Die Leute, die hier auf der „Kassai" sich in ihren Liegestühlen räkelten, ihren Gin oder Whisky tranken und ihre Zigaretten rauchten, benahmen sich zwar auch nicht anders als gewöhnliche Sterbliche, aber jeder einzelne von ihnen hatte etwas hinter sich, ein Leben voller Tat und Abenteuer, etwas, das ihren Gesichtern ein besonderes Gepräge und ihrem ganzen Wesen eine nicht zu erlernende Sicherheit gab. Und ob die „Kassai" auch sicher und ruhig durch die Fluten glitt, ob es auch an Bord keine aufregenden Vorkommnisse gab, der abenteuerdurstige Mitreisende wäre dennoch auf seine Kosten gekommen. Er brauchte nur den Erzählungen zu lauschen, mit denen sich die „alten Afrikaner" die Zeit verkürzten.

An sein eigenes Leben, seine Gefühle und privaten Erlebnisse rührte niemand.

Manche der Männer, die hier auf der „Kassai" so kameradschaftlich beisammensaßen, hatten sich heute zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Was hatten diese Leute in ihrem langen afrikanischen Dasein schon alles erlebt! Katakata-Glant zum Beispiel, der sich vom blutarmen Burschen zum reichen Großhändler heraufgearbeitet hatte, nicht durch irgendwelche fuchsschlauen, hinterhältigen Börsengeschäfte oder durch das unverdiente Glück plötzlich steigender Aktien, sondern durch harte, zermürbende Arbeit, mutiges Vordringen durch unbekannte, fieberschwangere Wälder, kluges und zähes Feilschen und Handeln mit mißtrauischen Negerstämmen. Augenblicke der Gefahr, Begegnungen mit den Gefahren der Wildnis, Zusammenstöße mit feindlich gesinnten Schwarzen, das waren im Leben Katakata-Glants belanglose Nebensächlichkeiten, über die er nie sprach. Aber man wußte davon, und man wußte auch, daß Katakata-Glant trotz seiner Jahre und obwohl er längst als wohlhabender Mann in Matadi sein Haus gebaut hatte, immer noch ein Kerl war, auf den man sich verlassen konnte, wenn plötzlich irgendeine Gefahr auftauchen sollte. Wie über Pièrre Glant, so wußte man auch über Ferry



Die Ernte ist unter Dach.

Aufnahmen: Archiv.

Bezugspreis in Deutschland durch die Post bei Zustellung ins Haus monatlich 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.15; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe Einzelnummer 20 Pfennig zuzügl. 2 Pfennig Zustellgeld. Einzelnummern nur gegen Voreinsendung von 28 Pfg. Postscheckkonto: München 11346; Prag 77303; Preßburg 5860; Bern III 7205; Budapest 13532; Belgrad 68237; Bukarest 24968; Brüssel 350797; Den Haag 211846. Bayer. Hypotheken- und Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayer. Gemeindebank, Girozentrale München, Briennerstraße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank, Filiale München; Depositenkasse Maximilianstraße; Reichsbankgirokonto; Kreditanstalt der Deutschen, Prag; Kommerzialbank Krakau; Slovenska Banka, Bratislava. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 22, Thierschstraße 11—17, Fernruf 22131, nach 17 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 20801 und 20755. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 110022. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



Unsere Kinder

wachsen gesünder auf durch die Zahnpflege, die wir ihnen angedeihen lassen. Regelmäßiges Zähneputzen, mindestens morgens und abends, mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta, sollte von früher Jugend an Gewohnheit sein.



25 u. 45 Pf

Blendax

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

ROSE





reißfest • elastisch • farbecht



Bei Verbrennungen und Verbrühungen ein Stück Vasenol-Wund- und Brandbinde auf die Wunde legen und mit einer Mullbinde befestigen; ein Verband, der nicht mit dem Wundsekret verklebt, der kühlt und Schmerzen lindert.

Vasenol

Stakke, Dr. Bünger und alle anderen Bescheid, und wo noch Lücken im Wissen des einzelnen waren, vermochte einer der anderen sie rasch zu schließen.

„Wie war das eigentlich mit der Amerikanerin?" fragte Glant, als Ferry Stakke, nachdem dieser eben mit dem Großhändler Erinnerungen aufgefrischt hatte, einen Augenblick den Kreis verließ. „War er nicht mal verlobt mit einer Dame aus USA.?"

„Doch", gab Dr. Bünger ruhig Auskunft. „Sogar verheiratet. Kennen Sie diese Episode unseres guten Stakke nicht?"

„Hab' mal so was läuten hören, aber es wieder vergessen."

„Nun, es ist ja auch schon fünf Jahre her. Stakke lernte damals in Nigeria eine gewisse Miß Colbraith aus Chikago kennen, die von Kairo aus eine Reise durch Afrika machte. Jung, hübsch und reich. Einzelheiten weiß ich nicht. Jedenfalls war Stakke damals sehr verliebt, und auch Miß Colbraith schien nichts gegen ihn einzuwenden zu haben. Sie wurden in Kano getraut."

„Und nachher ging die Sache schief?"

„Ja, das tat sie. Die junge Frau fuhr nach Amerika zurück, angeblich um ihre geschäftlichen Angelegenheiten dort zu erledigen. Dann sollte sie zurückkommen. Denn daß Stakke Afrika auch als Ehemann nicht verlassen wollte, stand fest. Darüber hatte er ihr schon vor der Hochzeit keinen Zweifel gelassen. Nun, Stakke wartete und baute inzwischen voller Glück ein hübsches Haus an der Küste. Aber seine Frau kam nicht wieder. Statt dessen erhielt Stakke durch einen Anwalt die Nachricht, daß seine Frau bei einem amerikanischen Gericht die Scheidungsklage eingereicht habe. Die Scheidung wurde auch bald darauf ausgesprochen. Ich glaube, Stakke hat seinerseits keine Einwände erhoben."

„Hm. Und der Grund?"

„Der war einfach genug. Miß Colbraith hatte Stakke nur geheiratet, weil ihr seine adlige Herkunft in die Äuglein stach. Sie wissen, er heißt eigentlich Graf Stakke-Blending. Kurz nach der Scheidung erhielt Stakke noch einmal ein Schreiben von dem Anwalt seiner verflossenen Frau. Im Namen und Auftrag der Geschiedenen machte der Anwalt Stakke ein Angebot von 50 000 Dollar, wenn er seiner geschiedenen Frau das Recht zugestehe, den Namen Gräfin Stakke-Blending weiter zu führen."

„Gutes Geschäft. Und Stakke?"

„Ich weiß!" fiel der Administrator Geoffrey eifrig ein. „Herr Stakke hat daraufhin kurzerhand bei Gericht beantragt, seiner geschiedenen Frau die Führung seines Namens zu untersagen. Dem Antrag ist stattgegeben worden."

„Tja", sagte Glant nach einer kurzen Pause und warf einen Blick hinüber zur Reeling, an der Jürgen Schenk, der seine Bettruhe hinter sich hatte, mit Frau Raymonde und Marga plauderte. „Sehn Sie mal, Geoffrey, da könnten Sie wieder mal Ihr Steckenpferd reiten. Stakke ist doch auch Deutscher."

„Verzeihung — Österreicher!"

„Alles eine Firma, Administrator. Daß Stakke sehr deutsch denkt und fühlt, wissen wir doch alle. Er befand sich noch als ganz junger Mensch beim Ausbruch des Weltkrieges in Kamerun. Hat sich der Internierung entzogen und sich in den Urwald geschlagen. Allen Nachforschungen zum Trotz blieb er unauffindbar. Erst nach dem Kriege tauchte er hier am Kongo auf. Na, was denn? Da hätten Sie doch gleich wieder einen gefährlichen Deutschen! Warum verdächtigen Sie den nicht? Ein Mann wie Stakke, verwegen, erfahren, mit allen Verhältnissen hierzulande vertraut, der wäre meiner Meinung nach eher als Agent zu gebrauchen als der gute Junge da drüben."

Herr Geoffrey wollte seinen Standpunkt ausführlich erläutern, aber da Ferry Stakke eben zurückkam, mußte dem Gespräch eine andere Wendung gegeben werden.

Vom Ufer her kam ein fernes Rauschen und Donnern und ließ die Herren einen Augenblick aufhorchen.

„Die Wasserfälle", sagte Glant, und auch der schwarze Jaro, der Diener Dr. Büngers, der eben für seinen Herrn Zigaretten gebracht hatte, lauschte einen Augenblick hinüber und zeigte dann seine weißen Zähne.

„Mosi ea tunga, baturi."

„Mein Jare ist von einem Stamm, der nahe bei den Sambesifällen lebt", erläuterte Dr. Bünger den anderen. „Dort nennen sie die Fälle ‚Mosi ea tunga'. Das bedeutet so viel wie ‚lärmender Rauch'."

„Manchmal haben die Kerls verdammt treffende Bezeichnungen", nickte Glant und sah im Geiste die gewaltigen Fälle vor sich. Lange, bevor man in ihre Nähe kam, sah man die hoch aufsteigende Dunstwolke der Wasserfälle und hörte ihr Brüllen und Donnern.

„Ja, und es ist interessant, wie sehr sich die Naturvölker in ihren Bezeichnungen begegnen", fuhr Dr. Bünger lebhaft fort. ‚Das Wort Niagara zum Beispiel stammt bekanntlich von der indianischen Bezeichnung ‚nia karé'. Was aber wenige wissen, ist, daß ‚nia karé' genau das gleiche bedeutet wie ‚mosi ea tunga', nämlich ‚lärmender Rauch'."

„Sie kennen auch die Rothäute, Doktor?"

„Nein, ich war nie in Amerika. Herr Donegal, ein amerikanischer Missionar, der einige Zeit bei den Bayalas lebte, hat es mir erzählt."

Die anderen rauchten schweigend. Das war auch so eine Sache, die jedermann am Kongo kannte. Der Missionar Donegal hatte, als er vor zwei Jahren nach Boma kam, um von dort aus in seine Heimat zurückzukehren, kein Hehl aus seinen Erlebnissen gemacht und den Namen Dr. Büngers in allen Tönen gepriesen. Dr. Bünger, ganz allein und ohne jede Waffe, hatte die blutberauschten Wilden gezwungen, den Missionar Donegal freizugeben, der schon, von speerschwingenden Kriegern umtanzt, an einen Pfahl gebunden stand. Ein Kunststück, das ihm so leicht keiner nachmachte. Denn ein kriegerischer Stamm, der sich unter dem Gedröhne der Trommeln und dem Tanz seiner Medizinmänner in Ekstase versetzt hat, ist so leicht nicht zur Vernunft zurückzuführen.

Von der Brücke herab kam eben der alte Jon Johnson und wollte mit kurzem, dienstlichem Gruß vorübergehen, um in seiner Koje die Freiwache zu verschlafen. Glant rief ihn an und lud ihn ein, ein Gläschen mitzutrinken.

„Wetten, daß unser Steuermann auch schon allerlei Stürze hinter sich hat?"

„Kann schon sein, Herr." Der Alte grinste verlegen und goß seinen Trunk herunter.

„Dann spinnen Sie mal Ihr Garn, Steuermann. Setzen Sie sich zu uns und halten Sie mit. Rotwein, Kognak oder Whisky?"

Jon Johnsen schien keine große Lust zu haben, Seegeschichten zu erzählen, aber die Flaschen auf dem Tisch bannten ihn wie ein böser Zauber.

„Whisky" sagte er rauh und langte mit seiner Handschaufel schwerfällig nach der Flasche. „Den

trink ich den Englischmen weg, wo ich immer kann. Der Stoff ist viel zu gut für die Bande."

Die Herren lachten. „Oh! Nicht gut zu sprechen auf die Engländer, Steuermann? Böse Erfahrungen gemacht?"

Johnsen knurrte etwas Unverständliches und widmete sich eine ganze Weile mit Inbrunst seinem Getränk. Erst allmählich bekam sein Gesicht Farbe und er begann sichtlich aufzutauen.

„Das war an der Ostküste, meine Herren..."

„Britisch-Ostafrika?"

„Nö, Ostasien mein' ich. Fuhr damals auf einem verdammten Küstenfrachter zwischen Hongkong und Schanghai. Eines Tages — wir waren gerade tags vorher einem Taifun davongelaufen — erwischte uns in der Biasbucht richtig so ein verfluchter gelber Corsar. Mein Käppen hatte Pech. Stand auf der Brücke gerade einer Gewehrkugel im Wege. Nun, ich tat, was ich konnte. Übernahm das Kommando und suchte mit Volldampf zu türmen. Ging aber nicht. Ein zweites Boot mit gelbem Gesindel legte sich uns in den Weg, drängte uns gegen die Riffe ab. Halbe Stunde später waren wir regelrecht geentert. Schießen war zwecklos. Die chinesischen und malaiischen Matrosen hatten sich längst verkrochen. Außer mir nur sieben weiße Seeleute an Bord. Dafür aber 23 weiße Fahrgäste, Frauen und Kinder darunter. Und auf Deck wimmelten schon so an die fünfzig gutbewaffnete Kerle 'rum.

Ich tat, was mir das Vernünftigste erschien. Empfing den gelben Oberhalunken mit Hochachtung und begann, mit ihm zu verhandeln. Dabei stellte sich 'raus, daß keiner von den Brüdern imstande war, ein Schiff zu navigieren. Der Seeräuberhauptmann schien ein gebildeter Hund zu sein. Sprach reines Englisch und hatte prima Manieren. Kurz und gut, er bot mir Fifty-Fifty an. Ich sollte das Schiff mit aller Fracht führen, und dafür meinen Anteil an der Beute bekommen. Der Vertrag wurde sogar schriftlich niedergelegt. Natürlich konnte ich mich nicht weigern. Setzte also meinen Friedrich Wilhelm drunter und ging wieder auf die Brücke.

In der Nacht änderte ich heimlich den Kurs, fuhr direkt nach Hongkong und lud die ganze Piratenbande sozusagen vor der Polizeistation ab!"

„Donnerwetter! Das ließen die sich gefallen?"

Jon grinte in sich hinein und schenkte sich abermals sein Glas voll. „Ganz gutwillig nicht. Als sie merkten, daß wir direktemang auf den Hafen lossteuerten, wurden die Jungs mächtig böse. Es pfiff mir nicht schlecht um die Ohren. War aber umsonst, denn ich hatte die Nacht über die Brücke mit Reissäcken gut verbarrikadiert. Auch im Maschinenraum hatten meine Jungs sich recht hübsch zugemauert.

Ein paar Zudringliche, die unbedingt auf die Brücke klettern und mir das Licht ausblasen wollten, konnte ich mit meinem Browning erledigen. Lange dauerte die Geschichte auch nicht, denn das wilde Geheul und die Schüsse hatten schon einen Zerstörer auf der Reede neugierig gemacht. Er kam in voller Fahrt 'rangesaust und gab uns das Geleit in den Hafen."

Glant blickte prüfend in das zerfurchte Gesicht des Steuermanns und nickte zufrieden. Er verstand es, in solchen Gesichtern zu lesen. Bei einem anderen wären vielleicht Zweifel angebracht gewesen. Der da, der alte Whiskybursche, sah so aus, daß man ihm aufs Wort glauben konnte.

„Und was haben Sie gekriegt für die tolle Geschichte?"

„Zwölf Jahre Gefängnis", sagte Jon Johnsen, und seine Augen wurden hart.

„Nanu? Wie soll man das verstehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Wölfe in der Herde

U-BOOT-OFFIZIERE ERZÄHLEN

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß von Folge 39 lautete:

April 1940. Wir stehen vor der norwegischen Küste. In der Nacht hat es zu schneien begonnen. Dauernde Schneeböen verschlechtern die Sicht. Frierend steht um 1 Uhr nachts die Wache auf der Brücke und hält Ausschau. Wieder zieht eine Schneeböe vorüber, da „Stb. voraus zwei Fahrzeuge!". In etwa 60 Grad Schiffspeilung kommen zwei in Rotte fahrende Zerstörer genau auf uns zu, die Entfernung ist sehr gering, sie müssen uns gesehen haben. „Alarm!" Schlaftrunken stürzt die Freiwache aus den Kojen und rennt „auf Station". Noch sind wir nicht ganz unter Wasser, da knallt es auch schon, zum Glück ist es noch ziemlich weit weg; anscheinend hatte ein Zerstörer zunächst einmal für alle Fälle eine Wasserbombe geschmissen.

Kaum sind wir unter Wasser, da knallt es auch schon von allen Seiten: „Was ist denn eigentlich los da oben?" Als die Lage bekanntwird, bemerkt einer ganz richtig: „Das kann ja in den nächsten Stunden ein schönes U-Boots-Wunschkonzert geben!"

Kaum ist das Wort verklungen, da hören wir schon mit bloßem Ohr über uns Schraubengeräusche. Die Zerstörer fahren wie wild über uns auf und ab, merkwürdigerweise fällt aber keine einzige Wasserbombe mehr.

Jetzt steht einer genau über uns, jetzt muß es doch krachen! Wir sehen uns gegenseitig an: wird die nächste treffen? Wieder passiert nichts, der Zerstörer braust weiter, um kurz darauf von neuem anzulaufen.

Es gibt nichts Nervenaufreibenderes als solch ewig langes Warten auf etwas, dem man doch nicht glaubt, entgehen zu können. Die Zerstörer dort oben scheinen eine besondere Taktik zu haben. Auf einmal hören wir nur mehr einen Zerstörer, immer wieder läuft er an, ohne zu werfen. Wo mag nur der zweite stecken?

03 Uhr 15 — immer noch dieselbe Nervensäge, immer noch wird nach uns gesucht, die ganze Sache dünkt uns nicht geheuer. Plötzlich knistert es über uns, und da knallt es auch schon. Und wie! Zwei fürchterliche Detonationen! Unser ganzes Boot wird durcheinandergeworfen. Die saßen wirklich gut.

In der Zentrale ist ein Preßluftventil aufgegangen, es zischt wie verrückt, einige Gläser sind gesprungen. Das kann ja gemütlich werden, jetzt wird es wahrscheinlich losgehen.

Und es ging los? Wir waren anscheinend direkt unter den zweiten, gestoppt liegenden Zerstörer gefahren. Eine Salve krachte nach der anderen. Dann wieder plötzliche Ruhe, als wenn nichts gewesen wäre. Im Boot sah die Lage alles andere als rosig aus, und immer noch suchten uns die Zerstörer dort oben.

Jetzt muß bei uns Luft gespart werden, weiß der Teufel, wie lange sich diese Verfolgung noch hinziehen wird. Alles, was auf Tauchstation entbehrt werden kann, wird schlafen geschickt. Längst ist 4 Uhr vorbei. Wenn man sich nur wehren könnte! Was sollen wir machen? Brüllend kommt ein Geräusch näher und näher, da knallt es auch schon, sechs Stück auf einmal.

Frage: „Hält alles dicht?"

„Alles dicht!" lautet die beruhigende Antwort. Wenig später wieder sechs Stück, ausgezeichnet gezielt, aber zum Glück doch nicht getroffen. Die wenigen von uns, denen es gelungen war, einzuschlafen, fahren erschreckt hoch, um mit einem seemännischen Kraftausdruck sich wieder zurückfallen zu lassen.

Nach einiger Zeit geht es wieder an. Wir alle wissen, wenn ein einziger von diesen Knallkörpern trifft, dann sind wir die längste Zeit gewesen. Doch eigentümlich, in der höchsten Gefahr ist alles im Boot vollkommen ruhig, jeder steht an seinem Posten und tut seine Pflicht. Längst muß der Tag angebrochen sein und immer noch werden wir verfolgt. Es scheint sich dort oben um ausgezeichnet ausgebildete Zerstörer zu handeln. Mit welcher Ruhe die arbeiten, geradezu bewundernswert.

Langsam vergeht Stunde um Stunde. Immer noch sind Schraubengeräusche zu hören, aber anscheinend haben uns die Zerstörer verloren. Jetzt nur nicht wieder finden lassen! Schon ist die frohe Stimmung im Boot wieder da, alles atmet auf, und als einige Zeit später nichts mehr zu hören ist, tauchen wir auf und machen den Engländern eine lange Nase.

Ob sie wieder heute im Radio ein U-Boot als versenkt melden? Wahrscheinlich!

Flammen erhellen die Nacht!

Großen Spaß macht dem U-Boot-Fahrer das Schießen mit der Kanone, besonders, wenn der Erfolg sich sichtbar gestaltet. Stets geschieht ja etwas dabei. Wer zum erstenmal das Ziel verfehlt, kann sich verbessern, schießt sich an den Gegner heran: trifft er und zerfetzt Brücke, Schornstein, Bordwand, so sind Brückenwache und Geschützbedienung voller Begeisterung.

Es war eine pechschwarze Nacht auf dem Atlantik. Eine lange Dünung stand noch vom Sturm der letzten Tage. Kleine krabblige Seen kletterten auf die Wellenberge, es briste wieder auf. Nach mühseliger Jagd auf einen Dampfer war es uns endlich gelungen, in günstige Schußstellung zu kommen. Von einem Torpedo schwer getroffen, blieb er liegen und wurde von seiner Besatzung in aller Eile verlassen.

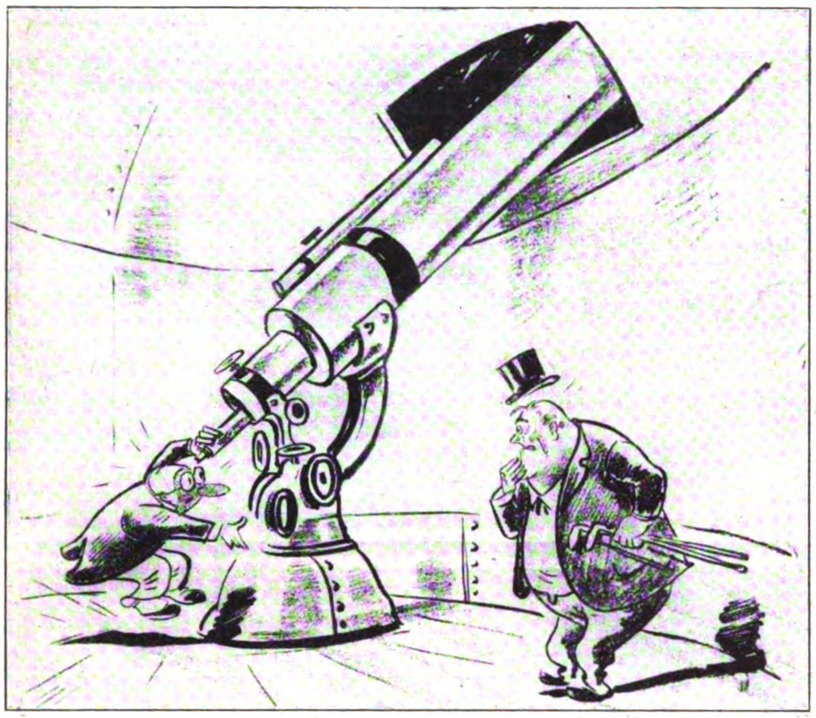
Für den U-Boots-Kommandanten heißt es stets Torpedos sparen, denn auf dem Boot ist die Zahl der kostbaren „Aale" begrenzt. Will er also große Erfolge erringen, muß er gegebenenfalls den Torpedo durch Artillerie ersetzen.

Wir machten also unsere Kanone klar. Fauchend sauste der erste Schuß durch das Dunkel, klatschte hinter dem Dampfer in die See und warf eine hohe schwarze Wassersäule auf. Bereits die zweite Salve traf. Funken stoben, Holz und Blechstücke flogen durch die Luft. Geschoß auf Geschoß verließ das Rohr. Schwer arbeiteten die Männer, bis zu den Knien im Wasser stehend, am Geschütz, wischten das Spritzwasser aus dem Gesicht, zielten und feuerten. Der WO. brüllte von der Brücke durch das Megaphon seine Befehle; er mußte den Fahrtwind und das Rauschen der See überschreien, um sich der Geschützbedienung verständlich zu machen. Deutlich war das Aufblitzen der Treffer auf dem Dampfer zu erkennen, der langsam tiefer sackte. Plötzlich wurde es auf der Brücke hell. Aus der zerbrochenen Bulleys des Kartenhauses züngelten Flammen, und während Granate auf Granate das Schiff traf, breitete sich der Brand schnell aus und erfaßte die Back. Gespenstisch hoben sich die Aufbauten vom dunklen Horizont ab. Als auch der vordere Laderaum das Vorschiff und von der Brücke her das Mittelschiff in Waberlohe standen, konnten wir unser Artilleriefeuer einstellen, denn das Schiff war eine einzige brennende Fackel. Der immer stärker werdende Wind zog die Flammen ungeheuer in die Länge. Bald waren Schornstein und Masten vom Feuer umhüllt, taghell Himmel und See.

Bei näherem Herangehen an das Schiff hörte man lautes Knistern und Krachen. Immer wärmer wurde es auf unserer Brücke, und unsere Gesichter glühten. Auch die Freiwache kam an Deck und genoß das seltene Schauspiel. Jetzt erkannten wir die Wirkung unserer Artillerietreffer: Brücke und Oberdeck des Dampfers waren ein einziger Trümmerhaufen. Der Schornstein qualmte aus vielen Löchern, und höllisch leuchteten die Brände aus dem Innern des Schiffes durch unsere Einschüsse in der Bordwand.

Infolge der ungeheueren Hitze fing endlich auch das bisher verschont gebliebene Heck Feuer. Der Qualm roch stark nach Holz und Farbe; Metallteile glühten und schmolzen wie Butter in der Sonne. Am Flaggenstock wehte eine zerfetzte norwegische Flagge. Davor stand ein Geschütz

So sieht Italien den Schaumschläger

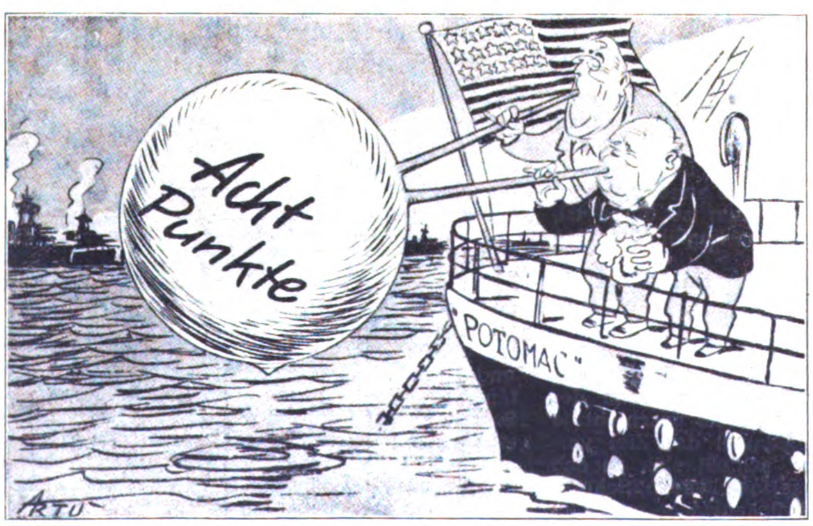


„Präsident, Mars nähert sich der Erde um 20 Kilometer pro Tag."
„Höchste Alarmstufe! Dringendste Gefahr für das Land! Los! Dakar besetzen! Die Azoren! Pernambuco! Die Quayana! Und die Flotte nach den Philippinen!"



„Liebe Ellinor, was für ein Hemd muß ich anziehen für heute abend zum Empfang auf der Sowjet-Botschaft?" — „Das quergestreifte."

Zeichnungen: Il Travaso, und 42°



Zusammenkunft auf hoher See.
Sie haben sich beide zusammengetan, um die größte Seifenblase des Jahrhunderts zu fabrizieren.

mittleren Kalibers. Der Name des Schiffes war am Heck zu lesen. Wir hatten den norwegischen Dampfer „S" vernichtet, der in Englands Diensten fuhr. Unsere Aufgabe war erfüllt und wir fuhren davon. Längst war die Zeit der Wachablösung vorüber. Aber immer noch standen beide Wachen auf dem Turm und sahen stumm auf das langsam kleiner werdende sprühende Wrack. Als nach Stunden ein trüber Morgen anbrach, trugen die Wolken hinter uns einen hellroten Schimmer, als wenn ein herrlicher Sonnenaufgang sich ankündigen wollte. Der Norweger brannte also immer noch! Erst mit dem stärkeren Tageslicht verschwand die Färbung, und eine hereinbrechende Regenböe verschluckte sie vollends.

Drei Fliegen mit einer Klappe.

Es war ein schöner Herbsttag. Petersen, unser „altes Raubtier", hat Geburtstag; er spürt es, der heutige Tag wird etwas Besonderes bringen. Auch unser Kameramann hantiert bereits seit Stunden an seinen Kästen, Filmrollen, Kabeln und Scheinwerfern herum, putzt hier und ölt da — auch er scheint bereits die besonderen Ereignisse des heutigen Tages zu wittern.

Am Spätnachmittag sieht der II. WO. an der messerscharfen Kimm eine Rauchwolke. Das Boot dreht sofort darauf zu. Doch kaum haben wir die Rauchwolke rechts voraus, da meldet ein Brückengast, unser Wiener Franzel, links drüben noch eine zweite.

Der Kommandant ist inzwischen auf der Brücke erschienen. Wir halten weiter auf die erste Rauchwolke zu, ohne dabei die zweite aus den Augen zu verlieren.

Es ist inzwischen dunkel geworden. Wir stehen in prächtiger Schußposition. Ein mächtiger Ein-Schornstein-Dampfer kommt wild zickzackfahrend angebraust. Wir laufen an. Alles ist klar zum Schuß, auch der Kameramann steht geduckt hinter dem Brückenkleid, seine Apparate surren bereits; er ist klar.

Da macht der Dampfer plötzlich einen Zack, und schon ist er vorbei. „Der ist uns durch die Lappen gegangen!" sagt resigniert der Kameramann.

Da dreht sich unser Wiener Franzel „so eben mal um", sieht den Kameramann kaum über die Schulter an und brummt voller Geringschätzung: „Das wäre denn wohl der erschte, der uns durch die Lappen geht!"

Wir laufen schon hinter dem Dampfer her. Er hat bereits wieder Kurs geändert. Jetzt zackt er heran. In wenigen Sekunden ist er uns vor dem Bug; los! Der Aal läuft! Der Kameramann kurbelt wie wild, obwohl es picke-duster ist, wir anderen warten. Ein heller Knall und eine schon zur Genüge bekannte, hohe schwarze Wassersäule.

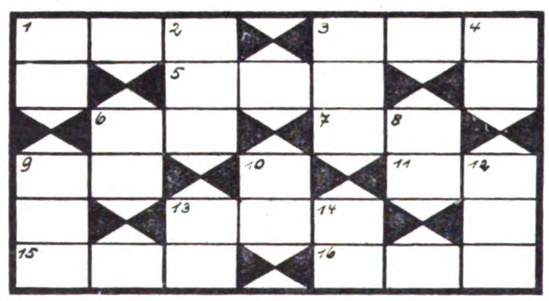
Der Dampfer stoppt, bläst Dampf ab und setzt Boote aus. Wir können uns aber nicht aufhalten, wir laufen jetzt auf das vor Stunden als zweite Rauchwolke gesichtete Fahrzeug zu.

Nach etwa einer halben Stunde haben wir einen Schatten voraus. Plötzlich weit links davon noch einen zweiten. Wir laufen auf den ersten an. Der Schatten wird größer und größer. Donnerwetter! Das ist ja ein Riesenzossen mit zwei Schornsteinen und mächtigen Aufbauten! Ein Hilfskreuzer oder Truppentransporter!

(Fortsetzung folgt.)

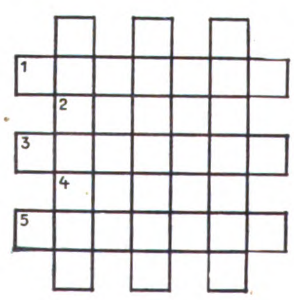
RÄTSEL

Kreuzwortsilbenrätsel.



Waagrecht: 1. Befehlsgewalt, 3. Rundfunkgerät, 5. Fluß in Kleinasien (alter Name), 6. nordfranzösischer Strom, 7. Alpenhirte, 9. Brauch, Sitte, 11. Held Karls d. Gr., 13. Kurort in der Provinz Genua, 15. Präriewolf, 16. Begleiter. — Senkrecht: 1. gekochtes Obst, 2. staatl. Grundbesitz, 3. dän. Märchendichter, 4. Menschenrasse, 6. Gewebe, 8. röm. Kaiser, 9. europ. Fürstentum, 10. Halbedelstein, 12. Teil des Atlasses, 13. Teilzahlung, 14. Theaterplatz.

Magische Figur.



Die Buchstaben: a a a a a a a a a a a b c c h h i i i l l l l l o o p p s s s s s t t t t sind so in die Felder einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Teerprodukt, 2. altgriechischer Philosoph, 3. weißer Burgunderwein, 4. Kartenwerk, 5. weiblicher Vorname.

Silbenrätsel.

Aus den Silben. a — a — a — ak — ard — dam — de — des — dil — du — e — e — e — ex — ge — häu — in — ka — kor — la — lan — le li — loch — lu — men — mo — ne — ni — on — pi — po — port — rap re — ren — ri — rou — sel — ser — tann — ti — zei — zi sind 14 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben. (ch = ein Buchstabe.) 1 Strauch, 2. assyrischer Gott, 3. Minnesänger, 4. Fleischrolle, 5. geograph. Begriff, 6. Futterpflanze, 7. Sicherheitstruppe, 8. männl. Vorname, 9. Gegenwirkung, 10. Land in Afrika, 11. Stadt in Holland, 12. Bericht, 13. südamerikanisches Gebirge, 14. Prüfung.

1 .... 6 .... 11 ....
2 .... 7 .... 12 ....
3 .... 8 .... 13 ....
4 .... 9 .... 14 ....
5 .... 10 ....

Humor

„Hm, ich verstehe nicht, Herr Tirlas, daß Sie gerade den Sonnenbädern hier auf dem Dachgarten eine beruhigende Wirkung zuschreiben. Seit wann merken Sie denn das?"

„Seit ich weiß, daß meine Frau mit ihren zweihundertundfünfzig Pfund nicht durch die Dachluke kommt."

*

„So ein Pech — — meine Braut ist nach Kiel gezogen!"

„Darüber ärgerst du dich? Wir kommen doch ziemlich oft nach Kiel!"

„Ja, aber da habe ich doch schon eine Braut!"

„Herr Rellok, Sie brauchen wirklich vor dem Essen Messer und Gabel nicht immer an der Serviette abzuwischen. Erstens ist das in unserer Pension nicht nötig, und zweitens machen Sie damit nur die Serviette schmutzig."

*

„Ella", sagt die Hausfrau zur Angestellten, „unser Treppengeländer ist immer staubig. Sehen Sie mal das im Nachbarhause an, blitzblank ist das immer."

„Ja, das ist auch kein Wunder", meint Ella, „da sind auch acht Kinder im Hause."



„Nanu?"
„Na ja, heute steht doch mein Heiratsgesuch in der Zeitung!"
Zeichnung: Kossatz.

„Frau Pröppke, könnte ich vielleicht Ihren Mann sprechen?"

„Leider nicht, Herr Apropos!"

„Wie sagen Sie zu mir, gnädige Frau?"

„Sie sind nicht Herr Apropos? Ich hörte doch neulich zufällig, wie mein Mann zu Ihnen sagte: ‚A propos, könnten Sie mir einstweilen 50 Mark borgen?'"

*

„Hören Sie mal, lieber Herr, Sie dürfen aber die Gutmütigkeit der Eisenbahn nicht zu sehr überschätzen; Sie haben eine Fahrkarte dritter und setzen sich einfach in die erste Klasse!"

„Entschuldigen Sie, Herr Schaffner, ich dachte, dies wäre zweite Klasse."

Zwei Versicherungsagenten aus Amerika unterhielten sich über ihre gegenseitigen Methoden. Der eine betonte sehr das System prompter Auszahlung durch seine Firma. Keine Mühe, kein Betrug, kein Versuch, der Verpflichtung zu entgehen. „Wenn diese Nacht ein Mann sterben würde", fuhr er fort, „seine Witwe würde ihr Geld morgen mit der ersten Post bekommen."

„Was Sie sagen?" brummelte der andere. „Hören Sie mir auf, von prompter Bezahlung zu reden! Unsere Büros sind in der sechsten Etage eines 69 Stockwerk hohen Gebäudes. Einer unserer Kunden hatte sein Büro im 49. Stock und fiel aus dem Fenster. Wir gaben ihm den ausgefüllten Scheck, als er bei uns vorbeisauste!"

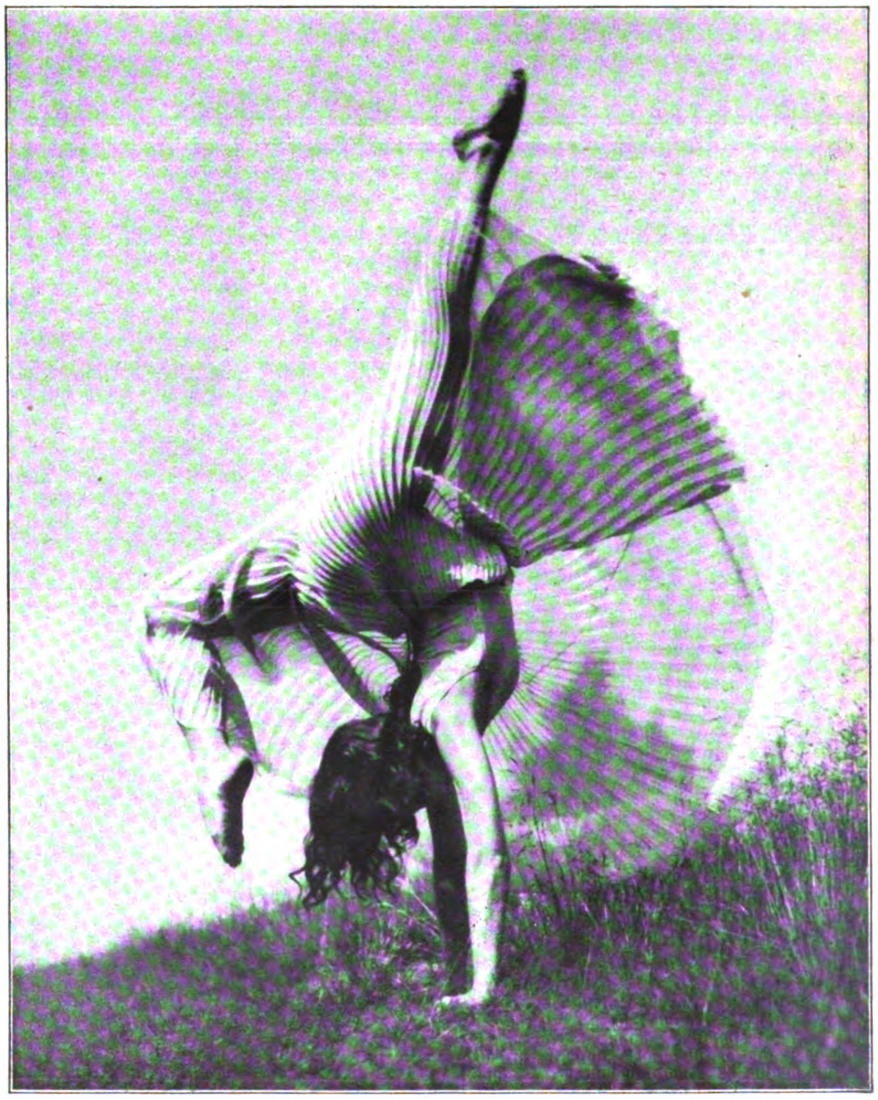
Lösungen der Rätsel in Folge 39:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Mars, 4. Sonate, 8. Ararat, 10. Gras, 11. der, 12. Reh, 13. Mus, 14. Sahne, 17. Tee, 19. Dachs, 21. Thorn, 23. Uhu, 26. Hades, 30. Ate, 32. Rum, 33. Egk, 34. Bein, 35. Nutria, 36. Ursula, 37. Flor. Senkrecht: 1. Madrid, 2. Ares, 3. rar, 4. Stehr, 5. Arm, 6. Tauber, 7. Esse, 9. Ara, 14. Schuh, 15. Ethos, 16. ach, 18. Eos, 20. Auster, 22. Neckar, 24. Iduna, 25. tabu, 27. ar, 28. Emu, 29. Agio, 31. Eis, 33. Erl. ✶ **Zahlenrätsel:** Albatros, Marabu, Hermelin, Ozelot, Hamster, Elefant, Nashorn, Mufflon, Einhorn, Elentier, Reiher. „Am hohen Meer." ✶ **Silbenkreuz:** PO, STO, LA, MA, DE, GEN. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Donau, 2. Adebar, 3. Sacharin, 4. Valencia, 5. Oolith, 6. Lokomotive, 7. Korea, 8. Istanbul, 9. Salamis, 10. Tiefland, 11. Episode, 12. Hofer, 13. Erbse, 14. Rimini, 15. Dresden, 16. Eberwurz, 17. Rakete, 18. Natal, 19. Aachen, 20. Tulpe. „Das Volk ist eher der Natur nahe als der einzelne." Aristoteles. ✶ **Viereck:** 1. Salamis, 2. Lofoten, 3. Materie, 4. San Remo.

Während die Heide blüht...



Ein neues Tanzmotiv wird einstudiert.
Aufnahmen: Krause-von dem Busche.



Was auf dem Teppich der Natur so gut gelingt, wird auch auf dem Parkett Bewunderung erregen.



Trümmer wie bei Dünkirchen.
Aus der Umklammerung bei Baltischport gab es für die Sowjets kein Entrinnen.

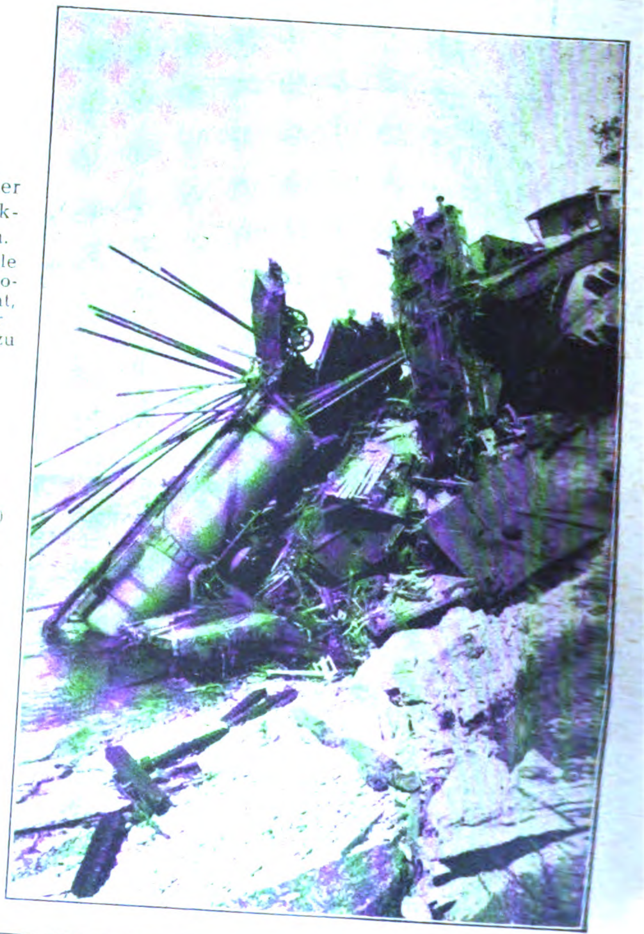
Schläge, die sitzen!





Links: Weitere Bilder von den Rückzugsstraßen. An dieser Stelle haben die Sowjets versucht, durch Panzer den Rückzug zu decken.

Aufnahmen: ꞩꞩ PK. Schulz (2) (Hr. Hoffmann), v. d. Piepen WP., Lagemann PBZ.



Rechts: Trümmer eines sowjetischen Eisenbahnzuges, der in die Ostsee gejagt wurde.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.

[A B C D E F G 16]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

DONNERSTAG, 9. OKTOBER 1941
16. JAHRGANG :•: FOLGE 41

IB Illustrierter Beobachter

AUS DEM INHALT:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Ein kühner Handstreich: die Eroberung der Insel Ösel

Die ersten deutschen Soldaten nehmen Besitz von der Ostseeinsel.

Aufnahme: Assopress



Eine Sowjet-Feste in der Ostsee wird genommen.
Die Sturmboote an der Küste sind bereit, die deutschen Infanteristen zu ihrer Fahrt nach der Insel Ösel aufzunehmen



Der Handlanger Roosevelts für Argentinien, Raul Damonte Taborda (im hellen Mantel), der wegen Zuhälterei aus Brasilien ausgewiesen wurde. Dieser Unruhestifter, der mit einigen andern Subjekten das argentinische Abgeordnetenhaus gegen die Deutschen aufputschte, ist in diesen Tagen wieder auf Einladung Roosevelts nach Washington gefahren, um neue Spesengelder in Empfang zu nehmen.

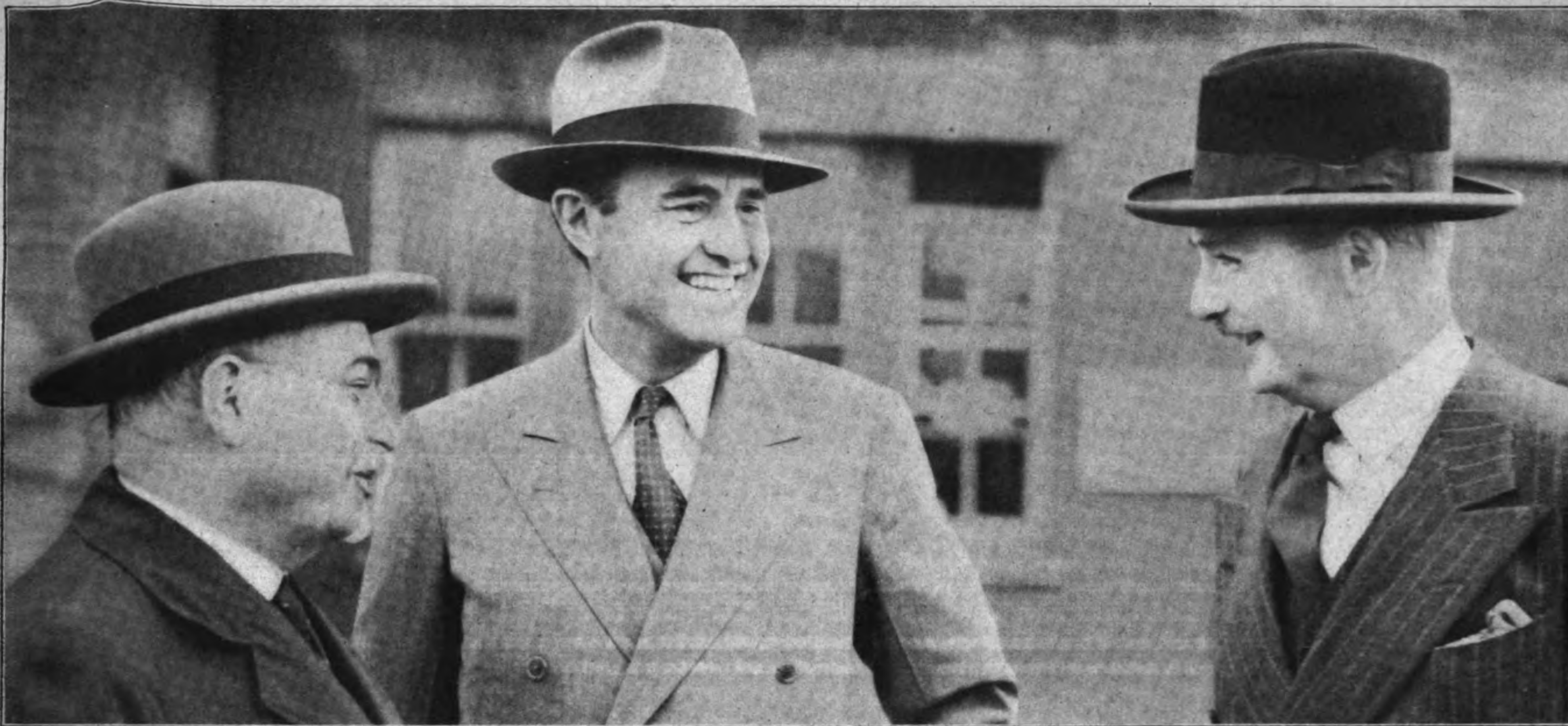


Auch diesen Sohn „opfert" die First Lady fürs Vaterland. John Roosevelt (rechts im Bild) ist im amerikanischen Marineversorgungsamt untergeschlüpft.

✷



Rechts: Dem Juden Nathan Tannenzapf, den der Jude Mandel nicht mehr schützen kann, wird jetzt in Frankreich wegen seiner Riesen-Schwindeleien der Prozeß gemacht.



Ein feines Trio
Der amerikanische Dollar-Aristokrat Harriman (Mitte), der vollendete Gentleman Anthony Eden (rechts) und der noch vollendetere Sowjetjude Maisky.



König Christian 71 Jahre alt
Das dänische Königspaar nimmt auf dem Balkon des Schlosses Amalienborg die Huldigung entgegen

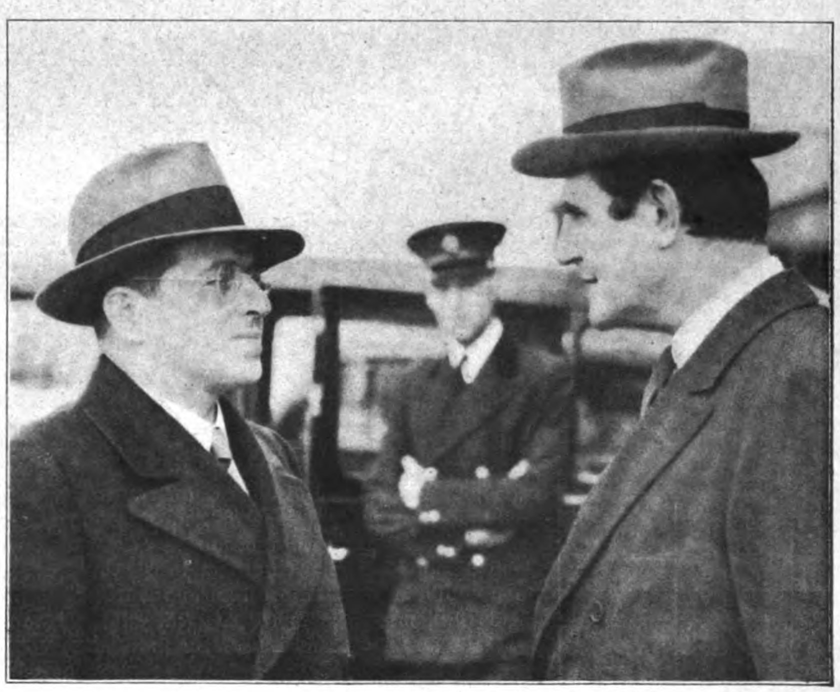


Einer ist schon fertig.
Der Jude Maisky dankte den englischen Arbeitern für den Tank „Stalin" und erzählte dabei das Märchen, die Sowjets hätten zwanzig Jahre lang abgerüstet.



John J. Pershing.
Der amerikanische Generalstabschef im Weltkrieg möchte auch heute wieder eine Rolle spielen.

Aufnahmen: Assopress.



Stalins USA.-Botschafter Oumansky im Gespräch mit Roosevelts Botschafter Winant (rechts).







Oshima im Westen

Aufn.: Associated Press.

An der Stätte entscheidender Kämpfe. Ein deutscher General erklärt dem japanischen Botschafter die Einnahme des Forts Eben Emael; unteres Bild: Kranzniederlegung auf dem Ehrenfriedhof in Langemarck.



Wer erkennt ihn?

„Und so wird dann das Schloß herausgenommen!" Aufn.: Scherl.

Die finnischen Jungen hören aufmerksam zu und werden kein Wort vergessen; der ihnen das Gewehr erklärt, den kennt jeder im Lande: Paavo Nurmi, der Welt berühmtester Langstreckenläufer.



Nicht gut für Seekranke

Sind das „Straßen"!
Und hinter diesem Schlamm und Dreck steht überall trotzdem der große deutsche Sieg.
Aufn.: PK.-Bayer (PBZ.).



Ein Vogel macht den Vormarsch mit.
Diese Dohle fühlt sich so wohl im Bereiche einer deutschen Division, daß sie kein Geschützdonner vertreiben kann.

Was er sich selber eingebrockt...





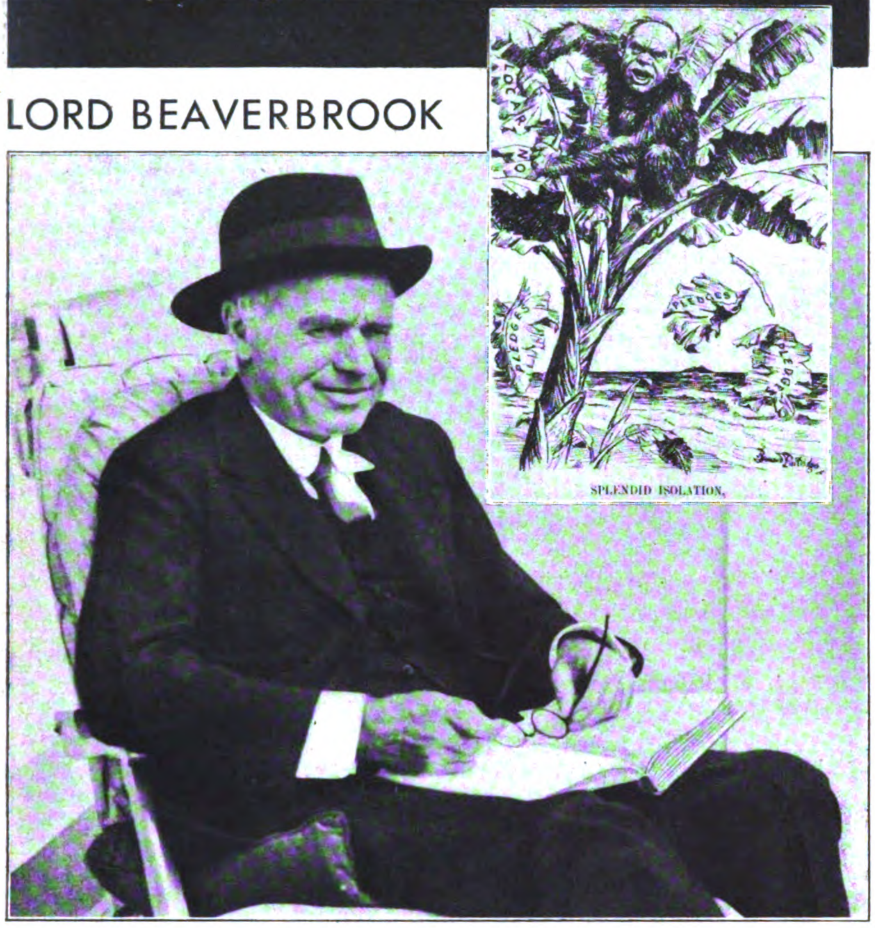


...kann er jetzt auslöffeln!

„So, jetzt hilf uns mal die ‚Ostereier' suchen!"
Ein gefangener Sowjetsoldat, der einem Minenlegkommando angehörte, gräbt die von ihm selbst gelegten Minen aus und legt sie an den Wegerand, wo sie später unschädlich gemacht werden.
Aufn.: ϟϟ-PK.-Roth.

Man muß sie doch mal zeigen

LORD BEAVERBROOK



Lord Beaverbrook, Churchills Sendbote.
Das obere Bild, eine englische Karikatur, zeigt ihn als den damaligen Verfechter der „splendid isolation", also der englischen Bündnislosigkeit.

Beaverbrook stammt aus Kanada. Zum politischen Aufstieg nach früheren englischen Begriffen fehlte ihm alles: zuerst die alte, landeseingesessene Familie (sein Vater war in Kanada Geistlicher), und dann die Erziehungsstationen Eton, Oxford oder Cambridge. Als Ausgleich dafür brachte er aber etwas anderes mit herüber nach England: eine boxerische Robustheit, die heute noch sein ganzes rücksichtsloses Handeln bestimmt. Dieser Mann, der es zu einem der mächtigsten Zeitungsmagnaten gebracht hatte, wurde unter Bonar Law schon während des Weltkrieges Informationsminister, weil sein Einfluß schon sehr groß geworden war. Er ist heute der Mann Churchills und steht in dieser Regierung wie ein hemdsärmeliger Hausknecht, dem eine Tischordnung anvertraut ist. Nach der politischen Knobelpartie zwischen Roosevelt und Churchill, bei der Felle verteilt und Psalmen für die Bolschewisten gesungen wurden, blieb Beaverbrook einige Tage in den USA., um mehr Kriegsmaterial aus Amerika herauszuschlagen. Wie weit dies gelungen ist, muß sich jetzt zeigen, denn auch die Sowjets schreien nach Kriegsmaterial. Mit dem Amerikaner Harriman, den Roosevelt geschickt hat, ist auch Lord Beaverbrook nach Moskau gefahren, um das englisch-amerikanische Hilfeversprechen persönlich zu erneuern.

Aufnahmen: Associated Press.

W. AVERELL HARRIMAN



William Harriman, der Vertraute Roosevelts in der Abteilung „Kriegsmateriallieferungen", bekam den Auftrag, Stalin zu besuchen.

Die Harrimans gehören zum amerikanischen Geld-Uradel. Sie gehören also gesellschaftlich zur gleichen Kaste wie die Familie des Präsidenten Franklin Delano. Der Vater des immer flott gekleideten jungen Mannes, den Roosevelt nach Moskau geschickt hat, hatte es durch skrupellose Geschäftsmethoden zum Eisenbahnkönig gebracht. Solche ehrgeizigen jungen Leute kann Roosevelt natürlich brauchen, weil sie ohne jede Sentimentalität sind und alles in der Welt nur vom Gesichtspunkt des Dollars aus betrachten. Das große Vermögen der Familie ist das Sprungbrett für William Harriman in die Diplomatie. Zusammen mit Lord Beaverbrook, dem Abgesandten Churchills, hat Harriman in Moskau die Aufgabe, an Ort und Stelle zu prüfen, ob mit den Sowjets auch wirklich lohnende Geschäfte zu machen sind. Die sind aber nur zu machen, wenn die amerikanisch-englische Hilfe nicht zu spät kommt. Das Oberkommando der deutschen Wehrmacht hat schon rechtzeitig dafür gesorgt und wird auch weiter dafür sorgen, daß diese Blutgeschäfte der Wallstreet sich nicht so terminmäßig glatt abwickeln wie ein gewöhnliches Börsengeschäft. Diese Erkenntnis wird auch William Averell, der Sproß des Hauses Harriman, mit nach Hause nehmen.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

2. Fortsetzung.

BISHERIGER INHALT:

Olaf Erland ist Kapitän des Kongodampfers „Kassai", der vor Kinshassa-Leopoldville liegt. Es ist ein Donnerwetter los: in der Stadt spricht man von Fiebergefahr. Der Steuermann des Dampfers hat sich an Land ein Bein gebrochen, und ohne Steuermann kann Erland nicht riskieren, die „Kassai" aus dieser Fieberecke herauszubringen, den Kongo herauf. Da kommt im letzten Augenblick ein betrunkener alter Knabe an Bord getorkelt und will als Steuermann anheuern. Erland zögert, obwohl der Mann gute Papiere hat. Unter dem Druck der Fahrgäste, die wegen der Fiebergefahr nervös geworden sind, entschließt sich Erland dann doch, den alten Steuermann Johnson an Bord zu behalten. Als die Taue vom Kai ins Wasser klatschen, atmet alles auf. Die meisten Fahrgäste kannten sich bereits, unter den neuen fällt Pièrre Glant besonders auf, ein Großkaufmann, dessen Namen jeder am Kongo kennt. Er reist mit seiner hübschen Frau, die dem Kapitän besonders dankbar ist, daß man der drohenden Quarantäne entronnen ist. Bekannt und beliebt ist auch der Fahrgast Dr. Bünger, den die Schwarzen am Kongo wie einen Gott verehren. Der junge Deutsche Jürgen Schenk, erst seit kurzem im Kongo, wird von Glant, der den frischen jungen Mann schon auf der Eisenbahn gesehen hatte, mit den andern Weißen bekannt gemacht. Dr. Bünger findet das Aussehen des hitzeungewohnten Schenk nicht gut, veranlaßt ihn, die Kabine aufzusuchen und sich hinzulegen. Glant interessiert sich auch für den Steuermann und ruft ihn zu einem Whisky an den Decktisch. Der Alte erzählt ein Erlebnis mit chinesischen Piraten, die er samt ihrem gekaperten Schiff durch einen kühnen Streich in Hongkong der Polizei ausgeliefert hatte.

Die erste Fortsetzung des Romans schloß:

Glant blickte prüfend in das zerfurchte Gesicht des Steuermanns und nickt zufrieden. Er verstand es, in solchen Gesichtern zu lesen. Bei einem anderen wären vielleicht Zweifel angebracht gewesen. Der da, der alte Whiskybursche, sah so aus, daß man ihm aufs Wort glauben konnte.

„Und was haben Sie gekriegt für die tolle Geschichte?"

„Zwölf Jahre Gefängnis", sagte Jon Johnsen, und seine Augen wurden hart.

„Nanu? Wie soll man das verstehen?"

„Warten Sie noch 'n bißchen, Herr. Die Pointe kommt erst. Als die Brüder von Bord und mit passendem Handschmuck versehen waren, ging ich ganz zufrieden an Land und legte mich in meinem Stammlokal vor Anker. Kaum 'ne Stunde später wurde ich da verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert. Oh, es geht alles rechtens zu bei den Engländern: Ich wurde vor Gericht gestellt, kriegte sogar einen Verteidiger!

Na, und dann kam ja die ganze bildhübsche Geschichte 'raus. Der Oberhalunke, der gelbe Pirat, hatte aus Rache meinen ‚Vertrag' vorgezeigt. Blieb auch vor Gericht höflich lächelnd dabei, daß ich sein guter Freund sei und die ganze Sache mit ihm vorher verabredet habe. Wahrscheinlich wäre ich nachts betrunken gewesen und habe einen falschen Kurs eingeschlagen, denn nach Hongkong hätte ich sicherlich ebensowenig gewollt wie er, der Herr Pirat selber.

Kam sogar noch schöner. Der Lump behauptete sogar, i c h sei es gewesen, der den Kapitän erschossen habe, um meinen Mitpiraten das Entern zu erleichtern."

„Und das haben die Richter etwa geglaubt, was ihnen der Satanskerl vorfabelte?"

„Jawohl, das haben sie. Mir wurde nicht geglaubt."

„Das verstehe ich nicht", sagte der Administrator streng. „Ich bin selber Jurist und muß sagen . . . oder waren . . . Sie . . . hm . . . waren Sie vorbestraft, Steuermann?"

„Gewiß doch. Mit zwanzig Cent Strafporto!" lachte Jon grimmig. „Sonst nicht. Aber verlassen Sie sich drauf, meine Herren! Die würdigen englischen Richter glaubten dem gelben Seeräuber und erklärten meine eigene Darstellung für unglaubwürdig! Der Staatsanwalt hielt eine lange Rede. Meine Unterschrift unter dem ‚Vertrag' gab den Ausschlag. Von der Anklage des Mordes an meinem Kapitän wurde ich freigesprochen. Wegen Beweismangels, versteht sich. Im übrigen aber: Zwölf Jahre Jail!

Die Polizisten, die die Piraten im Hafen in Empfang genommen hatten, bekamen Belohnungen für die ‚Rettung der Fahrgäste und des Schiffes'. Der Zerstörerkommandant erhielt eine Auszeichnung von der Admiralität. I c h bekam zwölf Jahre Knast! Ich war ja nur ein Deutscher! Der Staatsanwalt sagte es ausdrücklich und verächtlich in seiner Rede: ‚A German!'"

Glant füllte eigenhändig noch einmal das Glas des Seemannes. „Haben Sie wirklich die zwölf Jahre absitzen müssen Mann?"

„I wo! Nach drei Monaten war ich wieder frei wie der Vogel in der Luft."

„Also doch . . .?"

„Aber nicht durch die Engländer. Glauben Sie das nur ja nicht. Die Gelben haben mich losgeeist. Sehen Sie, nach meiner Verurteilung hieß es doch allgemein in Hongkong, daß ich zu den gelben Schuften gehört habe. Sogar die Vertrauensleute der Tufei, also der Seeräuber, in Hongkong glaubten es, und das hatte ja nun wohl der Herr Oberpirat nicht bezweckt. Sie, meine Herren, wissen vielleicht nicht, wie das im Osten ist. Diese chinesischen Piraten sind keine dummen Räuberbanden. Sie haben ihre Verbindungen, sogar sehr ansehnliche Verbindungen im Land. Arbeiten meist überhaupt nur auf Bestellung. Wer eigentlich der Master ist und wer den Löwenanteil einheimst, weiß man nie. Man fängt die Kleinen und läßt die Großen laufen, weil man die nämlich gar nicht kennt.

Na kurz — die Hintermänner der Piraten ließen in Hongkong ihre Verbindungen spielen. Nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit, sondern weil ihnen ein Bundesbruder, der ein weißer Steuermann war, anscheinend sehr nützlich erschien.

Der Teufel mag wissen, wieviel Geld damals meinetwegen heimlich gerollt ist und woher es stammte. Eines Tages war mein Wächter bestochen, Strickleiter und eine genaue Anweisung für mein Verhalten in meine Hände geschmuggelt. In der nächsten Nacht war ich auf einer Dschonke unterwegs an einen friedlicheren Ort und benutzte die erste Gelegenheit, um auf einen Steamer zu turnen und nach Java zu verduften. Aber daß ich seither von England höchstens noch den Whisky gelten lasse, werden Sie wohl begreiflich finden."

Steuermann Johnsen trank das letzte Glas aus, stezte es hart nieder und erhob sich. Glant und die anderen blickten ihm nach, wie er über das Deck

ging und stellten mit Hochachtung fest, daß der Alte trotz seines raschen Trinkens noch fest in den Stiefeln stand. Schien einen ganzen Eimer Whisky vertragen zu können.

Jon Johnsen begab sich in seine kleine Kabine und warf sich angekleidet auf die Koje.

Er konnte lange nicht einschlafen. Der Whisky rumorte in seinem Schädel und lockte allerlei Gedanken und Bilder hervor, die sonst verschlossen hinter der zerfurchten Stirn schliefen. Was er da eben den Herren erzählt hatte, diese kleine Episode von der Ostküste, — du lieber Gott, das war nur ein winziger Bruchteil seiner Lebenserinnerungen. Wenn er auskramen wollte ... er mußte selber nachdenken, um Ordnung zu schaffen in all dem, was er erlebt hatte in den neununddreißig Jahren, die er zur See fuhr.

Die gute alte Vollmastbark „Tyra" — die langen Seejahre als Vollmatrose und dann als Maat zwischen Hamburg und den westindischen Inseln —, dann der Krieg. Jons Vorpostenboot war vor der holländischen Küste auf eine Mine gelaufen. Nach sechsundzwanzig Stunden im Wasser hatte ihn ein englischer Zerstörer aufgefischt. Ausgerechnet!

Ein halbes Jahr später war er glücklich aus der Kriegsgefangenschaft entwischt. Nachher ... ja, nach dem Krieg hatte er ein paar Jahre auf einem amerikanischen Frachter gefahren. Bully war es gewesen, sein bester Freund, der ihn überredet hatte, in Vancouver Heuer zu nehmen auf einem Ostasienfahrer. Yokohama—Schanghai—Hongkong. Dann war die verdammte Geschichte in der Biasbucht gekommen. Mit der christlichen Seefahrt war es danach zunächst aus. Kein anständiger Eimer konnte einen Steuermann aufnehmen, der von den Engländern als entflohener Schwerverbrecher gesucht wurde. So hatte er sich an die Mynhers verkauft. Drei Jahre Dienst als Soldat der holländischen Kolonialarmee auf einem verlorenen Posten im Innern Javas! Danach eine sogenannte „gehobene" Stellung. Als Verwalter bei einer Pflanzungsgesellschaft. Feine Gesellschaft, das mußte man sagen! Handelte mit Gummiplantagen, die gar nicht da waren. War ein Käufer in Sicht, so wurden junge Gummipflanzen fix ins Erdreich gesteckt. Zwei Tage darauf waren sie verwelkt und verdorrt, aber das Geschäft war gemacht. Der Käufer hatte geblecht und mochte sehen, was er mit dem wertlosen Areal anfing. Ja, so eine „Firma" war das.

Jon hatte, bevor er den Herren ihren Schwindelkram vor die Füße warf, seinen Chefs gründlich in die Suppe gespuckt und ihnen das beste Geschäft verdorben. In Soerabaya hatte er sich gute Papiere verschafft und endlich wieder Heuer bekommen.

Heimkehren hatte er damals gewollt. Jawohl, schier! Das Schicksal wollte es anders. In Kapstadt war er beim Landurlaub auf Henning Kröger und Karl Wattscheidt gestoßen, die beide vor dem Kriege mit ihm zusammen gefahren waren. So ein Wiedersehen mußte gefeiert werden, das war klar. Durchaus nicht klar aber war Jon Johnsen gewesen, als er spät in der Nacht in ein Loch von einem Zimmer torkelte und einschlief, noch bevor er aufs Bett gefallen war. Am nächsten Morgen waren die Kameraden bereits mit ihrem Schiff davon. Und auch die „Quedekerk", Jons eigener Dampfer schwamm bereits weit draußen auf dem Meere. Mit ihr Heuer und Heimkehrshoffnung.

Von da ab war es langsam abwärts gegangen. Schlechte Heuer auf kleinen afrikanischen Küstendampfern. Dann eine Zeitlang wieder besserer Verdienst zwischen Banana und Boma. Wenn nur nicht das Fieber gekommen wäre. Krankheit und nachfolgende Schwäche fraßen die Ersparnisse auf. Mit Mühe und Not fand er Heuer auf einem Frachter nach Valparaiso. Vor dem Horn erlitt das Schiff Ruderhavarie, grade in dem Augenblick, als ein Orkan aufzog, und bevor ein anderes Schiff auf die SOS-Rufe herbeieilen konnte, hatte der Sturm die „Iguasso" bereits auf ein Riff geworfen, daß es mitten entzwei barst.

Das nackte Leben rettete Jon zwar, als er nach vielen Stunden, auf einem Wrackstück treibend, von einem Dampfer aufgefischt wurde, aber was er sonst noch sein Eigen nannte, Heuer, Kleider, Seesack und Papiere, ging verloren, und nach wenigen Tagen fluchte Jon Johnsen aus vollem Herzen seinen Rettern. Er war an Bord eines Walfängers, der eben auf der Ausreise begriffen war. Der Kapitän hätte zwar, wenn er schon des Schiffbrüchigen wegen keinen Hafen anlaufen wollte, Jon unterwegs an irgendein ihm begegnendes Schiff abgeben können, aber er tat es nicht. Er war viel zu froh, seine zusammengewürfelte Mannschaft um einen tüchtigen Seemann vermehrt zu sehen.

Anderthalb Jahre später erst kam Jon in Punta Arenas an Land. Anderthalb Jahre auf einem Walfänger! Jon Johnsen sah um kein Haar besser aus als seine Kameraden: ausgemergelt von Skorbut, kraftlos von harter, fast übermenschlicher Arbeit, zerlumpt, unsauber, Handknöchel und Stirn zerschorft von den unausbleiblichen wilden Schlägereien im Logis.

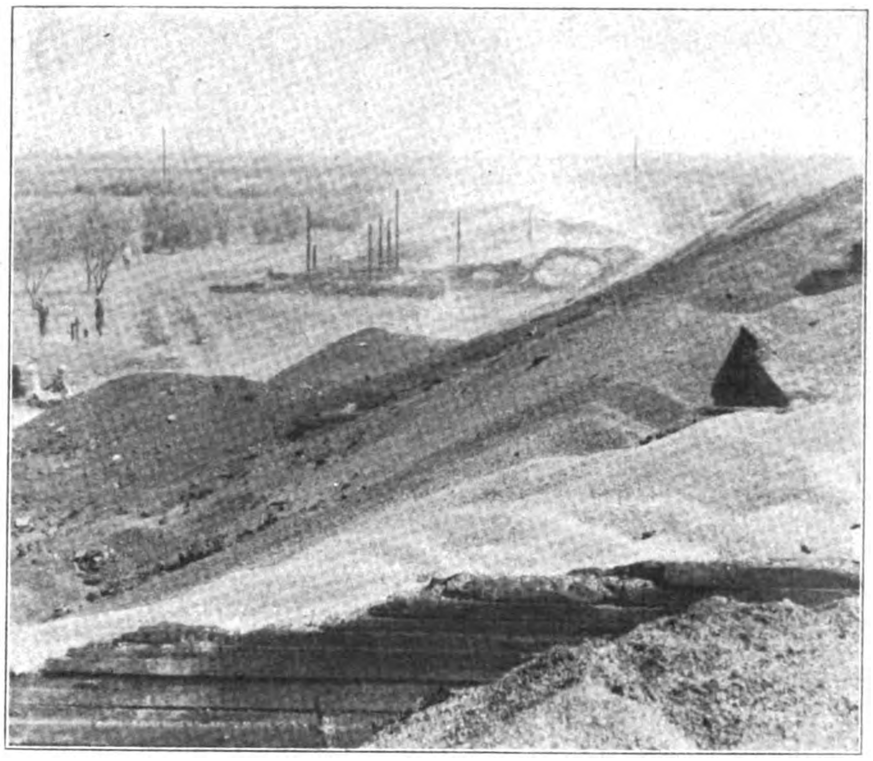
Es war kein Wunder, daß der Konsul in Punta Arenas den Mann mißtrauisch betrachtete, der aussah wie ein Strolch, und vorgab, deutscher Steuermann zu sein; und es war schon viel, daß der Beamte überhaupt die Kosten eines Telegramms opferte, um sich in Hamburg über die Person Jon Johnsen zu erkundigen. Als aber Jon nach einigen Tagen das Konsulat wieder aufsuchte, fand er noch frostigere Mienen. Der Sekretär eröffnete ihm kurz, daß aus Hamburg die amtliche Nachricht eingetroffen sei, der Steuermann Jon Johnsen sei bereits vor fünf Jahren an der chinesischen Küste bei einem Schiffbruch umgekommen.

Jon hat nie erfahren, durch welchen Irrtum diese amtliche Nachricht zustande gekommen war. Als er seine Todeserklärung hörte und deutlich sah, daß der Konsul ihn für einen Schwindler und Betrüger hielt, hatte er wüst aufgelacht und den Gedanken, in die Heimat zurückzukehren, aufgegeben. Was sollte er noch in seiner Heimat, die ihn zu den Toten warf?

Wochenlang trieb er sich am Hafen von Punta Arenas umher zwischen allerlei Gesindel. Er war bereits fest entschlossen, auf sein Steuermannspatent zu pfeifen und vor dem Mast zu fahren, sobald sich eine Gelegenheit bot. Aber siehe da, ein nordamerikanischer Kapitän, der den Hafen anlief und bei dem Jon sofort Heuer suchte, bot ihm nach kurzer Unterhaltung den Posten des ersten Steuermanns an. Jon griff natürlich zu, aber wohl war ihm gar nicht dabei.

Ein Käppen, der einen Mann ohne Patent und Seefahrtsbuch, noch dazu einen schmierigen Walfänger, glattweg als ersten Steuermann einstellte, — da mußte doch etwas nicht stimmen. Natürlich stimmte es nicht. Der Dampfer entpuppte sich als ein Totenschiff und sackte einige dreißig Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln prompt ab. Bei schönstem Wetter!

Alles war wohl vorbereitet, und Kapitän und Mannschaft gelangten in den Booten ohne große Schwierigkeiten an Land. Nur der brave Kapitän hatte das Pech, daß gerade in diesen Tagen ein amerikanischer Kreuzer im Hafen von Praia lag. Die Hilfsbereitschaft der Offiziere und Matrosen gegenüber den schiffbrüchigen Landsleuten verwandelte sich rasch in kalte Strenge. Denn nach kurzem Verhör war der amerikanische Kapitän sich klar darüber, daß hier unmöglich ein ehrlicher Schiffbruch vorliegen könnte.



1 Million Zentner Getreide von den Bolschewiken angezündet

Aufn.: PK. Kempter.

Nahe am Dnjepr stießen deutsche Truppen bei der Verfolgung der flüchtenden Bolschewisten auf ein riesiges Getreidelager, das in hellen Flammen stand. Der jüdische Direktor des Unternehmens und zwei Bolschewiken hatten vor der Flucht die Laufgänge in den Speichern mit Benzin überschüttet und angezündet. Terroristen hinderten die Bevölkerung am Löschen. Den letzten Sack Weizen hatten die Bolschewiken aus den Häusern geholt, ehe sie die Lager in Brand steckten. Sie wollten die Bevölkerung skrupellos dem Hungertod ausliefern.



Deutsche Truppen leiteten sofort Löschaktionen ein. Nach tagelangem Bemühen gelang es, die immer wieder auflodernden Brände zu ersticken. Ein großer Teil des Getreides wurde vor der Vernichtung bewahrt.



Damit ist der Hunger von den Menschen dieses Gebietes abgewendet, das zum großen Teil von Volksdeutschen bewohnt wird.

Funkentelegraphische Anfragen in New Orleans dem Heimathafen des untergegangenen Schiffes, bestätigten den Verdacht. Die dortige Staatsanwaltschaft hatte bereits den Reeder wegen Versicherungsschwindels und ähnlicher netter Dinge in Haft genommen. Der Kapitän des Kreuzers verhandelte mit den portugiesischen Behörden, und das Ende vom Liede war: Der Kapitän und alle amerikanischen Besatzungsangehörigen mußten an Bord des Kreuzers die Heimreise antreten, um in USA. der Polizei übergeben zu werden. Die Nicht-Amerikaner ließ man laufen

Erst nach langen Monaten gelang es Jon, als einfacher Matrose mit einem Frachtdampfer nach Banana zu kommen.

Ja, das waren so die hauptsächlichsten Stationen in Jon Johnsens Seemannsleben. Hartes Leben. Was hatte man eigentlich gehabt von all den Jahren? Hier und da ein paar wilde Tage, an denen man das Geld mit vollen Händen fortgeworfen hatte an Kneipwirte und Mädels. Gelegentlich mal einen guten Freund, an den man sich gern erinnerte. Ein Quentchen Stolz und Selbstbewußtsein, wenn man eine schwierige seemännische Situation gemeistert hatte. Was war das alles? Freunde, Mädels, Stolz — alles längst dahin. Geblieben war nur die Bitterkeit, das quälende Bewußtsein, daß man es zu nichts Rechtem gebracht hatte. Trotz aller Arbeit.

So! Nun hatte er richtig die Freiwache mit diesen dummen Gedanken vergeudet, statt vernünftig zu schlafen.

Jon Johnsen erhob sich mit einem Fluch von seiner Koje und kletterte wieder zur Brücke hinauf, um seinen Dienst anzutreten Unterwegs warf er einen halb ärgerlichen, halb sehnsüchtigen Blick zu den Fahrgästen hinüber, die immer noch bei ihren Whiskyflaschen saßen. Aber diesmal vermied er es, in ihre Nähe zu kommen.

Auf der Brücke lag nichts Besonderes vor. Die „Kassai" steuerte mitten im Strom. Es galt nur, scharf Ausguck zu halten nach schwimmenden Baumstämmen oder treibenden Grasinseln, die womöglich dem Schiff gefährlich werden konnten.

Kapitän Erland übergab seinem Steuermann die Wache. Er hätte nun in seine Kabine gehen können, aber er fühlte noch keine Lust dazu. So blieb er noch eine ganze Weile auf der Brücke stehen, sah auf den Strom hinaus und beobachtete von der Seite her unauffällig den Steuermann. Ein guter Seemann war dieser Johnsen, das mußte man ihm lassen. Wenn nur die Schwäche für den Alkohol nicht gewesen wäre. Stank er nicht schon wieder nach Whisky?

Kapitän Erland unterdrückte das Begehren, dem Alten ein scharfes Wort zu sagen, aber ganz konnte er seinen Unmut nicht verbergen. Seine Stimme klang kalt und unfreundlich, als er die Frage stellte:

„Haben Sie eigentlich früher Frachtdampfer gefahren, Steuermann Johnsen?"

„Nö."

Das kurze Wörtchen triefte von Verachtung und Jon machte eine Mundbewegung dazu, als ob er ausspucken wollte.

„War wohl unter Ihrer Würde, wie?"

Jon spürte den kalten Hohn in der Stimme des Kapitäns und die Zornader schwoll ihm auf der Stirn. Fehlte nicht viel und er hätte gleich eine grobe Antwort gegeben.

„Werd' Ihnen mal was sagen, Käppen", knurrte er mit Überwindung. „Von früheren Zeiten wollen wir gar nicht erst sprechen. Aber auch in den letzten Jahren, in Banana, hab' ich meinen anständigen Törn gemacht. Daß man als Lotse was verstehen muß von der christlichen Seefahrt, wissen Sie ja selbst. Sie waren ja selber Lotsenoffizier."

„Woher wissen Sie das?"

„Sie hatten schon die „Kassai' übernommen, als ich meine Lotsenprüfung in Banana machte", sagte Jon achselzuckend. „Sonst hätten wir beide uns wohl schon früher kennengelernt. Aber, was ich sagen wollte, Jon Johnsen ist schon auf allen Meeren gefahren. Hat erstklassige Planken unter den Füßen gehabt und verdammte Dreckeimer. Aber auf so 'nem Flußäppelkahn fährt er zum erstenmal."

„Hat Sie ja niemand dazu gezwungen", sagte Erland ärgerlich.

„Doch", nickte Jon ruhig. „Das Leben, Käppen."

Es lag etwas Ernstes in der Stimme, das Kapitän Erland nachdenklich machte. Obwohl er noch ein paar Sekunden vorher entschlossen war, dem Alten energisch den Standpunkt klar zu machen, daß die „Kassai" kein Äppelkahn sei, fühlte er auf einmal ein gewisses Mitleid in sich aufsteigen.

„Sie sollten doch nicht so viel trinken, Steuermann."

„Den Rat hab' ich mir selber auch schon gegeben Käppen. War auch früher kein Saufaus. Wenigstens nicht mehr als andere Aber in den letzten Jahren ... das verdammte Klima hierzulande ... und noch so einiges andere .. ' Jon Johnsens Gesicht verhärtete sich plötzlich wieder. „Aber das hat nichts mit dem Dienst zu tun, Käppen. Geht Sie nichts an."

Erland zuckte die Achseln und wandte sich nach Steuerbord, dem Alten den Rücken zukehrend. Warum sollte er sich mit diesem Kerl herumärgern? War ja überhaupt dumm, daß man sich mit ihm in ein Privatgespräch einließ. Der Steuermann tat seinen Dienst, ging seine Wache, und wenn die Reise zu Ende war, würde man in Kinshassa einen neuen Mann bekommen. Johnsen wurde abgemustert und mochte gehen, wohin er wollte. Basta.

Kapitän Erland wäre jetzt ganz gern sofort hinuntergegangen, aber er fürchtete, das könne wie eine Art Flucht von dem groben Alten ausgelegt werden. Also blieb er stehen und sah weiter auf den Strom hinaus, dem Steuermann betont den Rücken zukehrend.

Auf dem Deck lachten die Fahrgäste. Pièrre Glants sonore Stimme beherrschte die ganze Gruppe. Erland wäre viel lieber bei den Leuten da unten gewesen als hier auf der Brücke. Sein Schiff führte er zwar tadellos, aber seine größten Erfolge hatte er stets, wenn er im Verkehr mit den Fahrgästen alle bestechende Liebenswürdigkeit seines Wesens entfalten konnte

Vielleicht ... hm, man müßte eigentlich vor der Ankunft in Stanleyville ein Bordfest arrangieren. Möglichst kurz vor Beendigung der Reise, damit die Fahrgäste eine gute Erinnerung an die „Kassai" und Kapitän Erland mitnahmen Tanz, Musik, ein hervorragendes Essen, eine witzige, zündende Rede! Ja, das war Kapitän Erlands eigentliches Element. Das andere, die Seemannschaft ... nun ja, er war Seemann geworden. Aber ...

Auch Kapitän Erland hatte seine Geschichte. Sie lag weit zurück in der Vergangenheit und am Kongo wußte niemand davon. Hier kannte man nur „Monsieur Erlande", den eleganten, immer korrekten und liebenswürdigen Kapitän. Aber in stillen Stunden, wie eben jetzt, wanderten Erlands Gedanken noch oft zurück zu jenen Jugendtagen.

Olaf Erland hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, zur See zu gehen. Sein Vater war Arzt in dem norwegischen Fjordstädtchen Odda gewesen. Vierzehn Jahre alt war Olaf, als er eines Tages fassungslos vor der Tatsache stand, daß sein Vater, sein geliebter, bewunderter Vater, seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Es ließ sich nicht verheimlichen: Doktor Erland hatte sich vergiftet. Ein Unglücksfall war ausgeschlossen.

Olaf hatte nicht begreifen können. Alles war so gut und harmonisch zu Hause. Das kleine, hübsche Heim am Fjord, der Vater, der nur seiner Arbeit und seinen Studien lebte die Mutter, das Schwesterchen, das erst vor einem Jahr angekommen war — alles war, wie es sein sollte. Die Eltern lebten bescheiden, aber in guten, geordneten Verhältnissen. Nie hatte Olaf etwas von Geldsorgen bemerkt. Der Doktor Erland und seine Frau waren angesehene, allgemein beliebte Bürger in dem kleinen Städtchen. Und dann plötzlich dieser Donnerschlag, dieses Furchtbare! Nein, Olaf hatte das nicht begreifen können.

Auch die Leute in Odda waren zuerst starr gewesen über Dr. Erlands Freitod. Aber nicht lange. Schon nach einer Woche begann das heimliche Raunen und Zischeln. Es kroch durch alle Winkel des Städtchens, wurde aufgenommen, weitergetragen.

Olaf Erland, noch ganz benommen vom Tode des Vaters, sah plötzlich sonderbare, unheimliche Dinge. Die Mutter weinte viel in jener Zeit. Die Nachbarn und Freunde, die sonst zu Besuch kamen, blieben fort. Auf der Straße wandten die Leute den Kopf weg, wenn sie der Mutter begegneten. Olaf spürte, daß etwas Unheimliches um ihn war, etwas, das er ergründen mußte. Und dann, als er gerade sein fünfzehntes Jahr vollendet hatte, war der schreckliche Tag gekommen an dem er weit draußen am Fjord verzweifelt im dürftigen Gras gelegen und mit den Fäusten wild weinend gegen die Felsen geschlagen hatte, weil er jetzt alles wußte!

Die Mutter war schuld am Tode des Vaters! Dr. Erland, der stille, freundliche Gelehrte, hatte sich das Leben genommen, weil seine Frau ihn betrogen hatte. Oh, ganz Odda wußte genau, wie es gewesen war. Vor drei Jahren, im letzten Jahre des großen Krieges, war es gewesen. Da hatte Frau Erland ihren Gatten betrogen. Mit einem Deutschen, der damals nach Odda gekommen war und eine Zeitlang im Hause Dr. Erlands gewohnt hatte. Und Margrete, das Schwesterchen, das war gar nicht sein Schwesterchen war nicht das Kind seines Vaters!

Eine Welt war an jenem Tag zusammengebrochen für Olaf Erland. Er hatte es nicht vermocht, noch einmal seiner Mutter gegenüberzutreten. Es wäre etwas Entsetzliches geschehen, wenn er die Frau, die den Vater umgebracht hatte ...

Völlig verstört, heimlich hatte Olaf sich nach Hause geschlichen, hatte in fieberhafter Eile ein paar Sachen zusammengepackt, sein Spargeld genommen und war davongelaufen. Nach Oslo, wo er sich auf ein Schiff einschlich und als Schiffsjunge dabehalten wurde.

Erst Jahre später, als er bereits die Navigationsschule besuchte, hatte er wieder von seinem Heim, von seiner Mutter gehört. Durch einen Jugendfreund aus Odda, der nun gleichfalls auf der Schule war

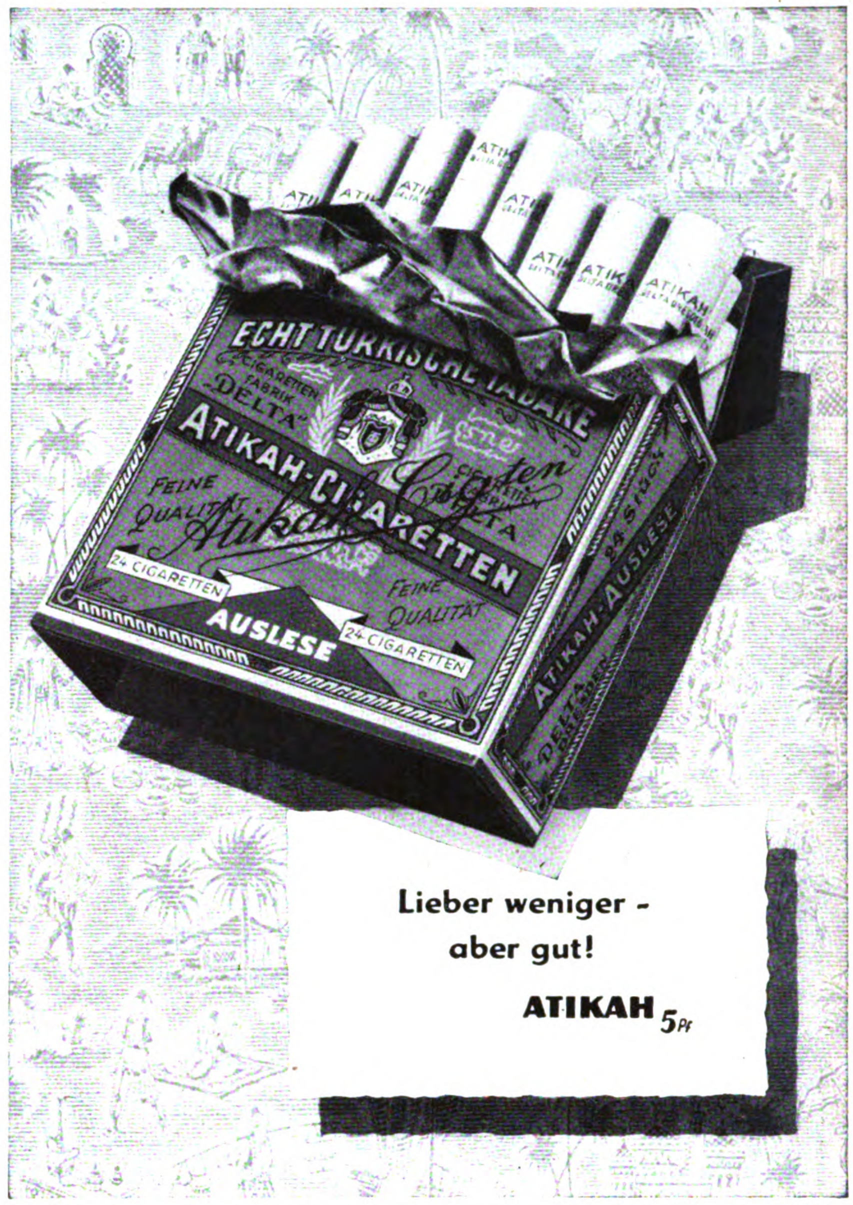
Das Häuschen am Fjord stand noch, aber ein Fremder wohnte jetzt darin. Frau Ragnhild Erland hatte die ganze Entrüstung ihrer Mitbürger auskosten müssen. Ein Jahr lang hatte sie stumm die Verachtung, die Schande, die tausend bösen Nadelstiche ertragen. Dann war es zu viel geworden. Sie hatte das Haus verkauft und war mit ihrem Töchterchen fortgezogen. Niemand fragte danach, wohin. Niemand empfand Mitleid mit ihr. Die Leute von Odda atmeten förmlich auf, als der „Schandfleck" aus dem Städtchen verschwunden war.

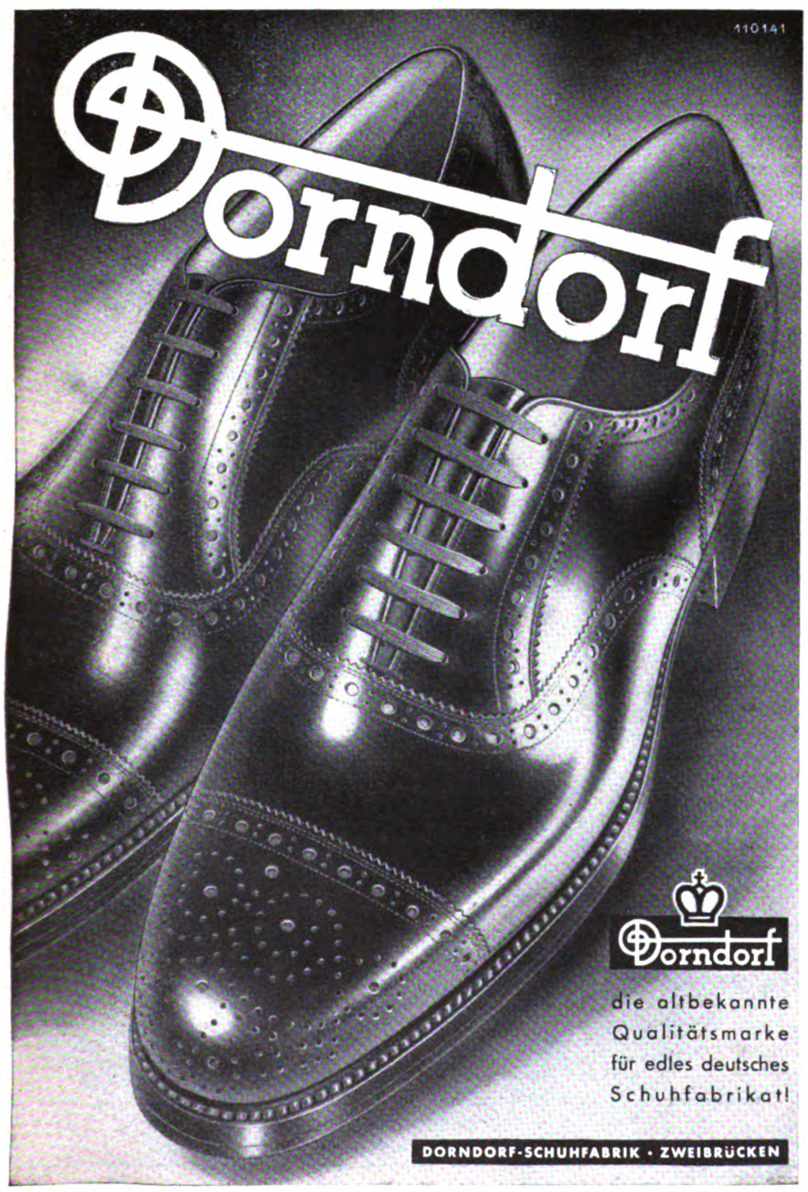
Die Jahre hatten Olaf Erland gereift. Der Schmerz um den Vater war nicht mehr so stark und lebendig wie einst. Als er sein Examen glücklich bestanden hatte, war er nach Odda zurückgekehrt. Das Grab seines Vaters fand er sorgsam gepflegt, und die alten Freunde des Vaters nahmen ihn herzlich auf. Aber niemand wußte ihm zu sagen, wohin seine Mutter sich gewandt hatte.

Da war der alte Zorn wieder aufgewacht. Olaf Erland hatte der Heimat endgültig den Rücken gekehrt und sich jahrelang auf fremden Schiffen, an fernen Küsten herumgetrieben, bis er endlich an der afrikanischen Westküste Fuß faßte. An der Kongomündung brauchte man Lotsen und nahm mit Vorliebe dazu norwegische Seeleute, da die Schären Norwegens navigato-



„Mensch, ärgere dich nicht!" Aufnahme: Haffke.


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
FEINE QUALITÄT
24 CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
Lieber weniger -
aber gut!
ATIKAH 5Pf


110141
Dorndorf
Dorndorf
die altbekannte
Qualitätsmarke
für edles deutsches
Schuhfabrikat!
DORNDORF-SCHUHFABRIK · ZWEIBRÜCKEN

risch viel Ähnlichkeit haben mit den Seeverhältnissen an der Kongomündung. Olaf Erland fand Gefallen an dem Leben im Sonnenland und blieb. So war es gekommen, daß er „Monsieur Erlande" wurde und mit 34 Jahren bereits Kapitän eines Kongodampfers war.

Von seiner Mutter hatte er nie etwas gehört. Olaf Erland war nicht verbittert und zerschlagen. Er war ein hübscher, liebenswürdiger Mann geworden, der Wert darauf legte, stets korrekt und vornehm zu bleiben. Über das furchtbare Erlebnis seiner Jugend sprach er nie. Ein Wunsch aber hatte viele Jahre lang in seinem Herzen gelebt und kroch auch heute noch manchmal in stillen Stunden aus dem Winkel hervor: der Wunsch, einmal dem Mann zu begegnen, der die Mutter verführt hatte!

Olaf Erland erinnerte sich nur ganz undeutlich an diesen Mann. Er war damals noch zu klein gewesen, um ein wirkliches Bild des Fremden behalten zu haben. Die Leute in Odda, die er befragt hatte, vermochten ihm nur zu sagen, daß der Fremde „Jansen" hieß und ein großer, stattlicher Mann gewesen sei.

Viele Jansen oder Janssen hatte Olaf in seinen Seemannsjahren getroffen, aber keinen, der mit dem Gesuchten identisch sein konnte.

Im Laufe der Zeit war der Haß abgestumpft, oder besser gesagt, er hatte sich in eine allgemeine Abneigung gegen alle Deutschen verwandelt. Aber ganz gestorben war der alte Haß nicht. Manchmal ... in schwülen, heißen Tropennächten träumte Kapitän Erland noch immer davon, daß das Schicksal ihm eines Tages den Verhaßten in den Weg führen werde. Den Mann, an dem er zwei Tote zu rächen hatte — den Vater und die Mutter —.

Olaf Erland schreckte aus seinen Gedanken auf und sah mechanisch auf die Armbanduhr. Schon halb fünf! Mit einem Ruck wandte er sich nach dem Steuermann um.

„Wir müssen ans Ufer gehen und einen Landungsplatz ausmachen!"

„Aye, Käppen. Hab' schon Ruder backbord gelegt."

Der alte Johnsen machte ein erstauntes, vorwurfsvolles Gesicht. Das mußte der Kapitän doch selber sehen, daß die „Kassai" bereits näher an das linke Ufer heranging. Hatte er im Stehen geschlafen oder in die Luft geplinkert?

Erland verstand den Vorwurf und ärgerte sich abermals. Mit diesem Johnsen kam er nun mal nicht zurecht.

Der Tag ging zur Neige. Nach einer halben Stunde, während der die „Kassai" dicht am Ufer mit halber Kraft dahingedampft war, gab Erland das Zeichen zum Stoppen. Im gleichen Augenblick sah es an Deck aus, als ob eine Panik ausgebrochen sei. Die weißen Fahrgäste drängten sich an die Reling, um den Landungsplatz zu beaugenscheinigen.

Die Schiffsmannschaft rannte zu den Tauen, machte die Gangwy klar zum Auslegen.

Die schwarzen Mitreisenden aber hopsten unter wildem Geschrei auf die Reling, sprangen zu Dutzenden mit mächtigen Sätzen an Land, noch bevor der Dampfer angelegt hatte, und verschwanden mit langen Sätzen im Wald.

„Was ist denn los?" erkundigte sich Jürgen Schenk, der mit Frau Raymonde und Marga zusammenstand und sich das Gebaren der Schwarzen nicht erklären konnte. Frau Raymonde sah etwas geniert aus und überhörte die Frage. Das junge Mädchen aber antwortete ruhig und sachlich, daß dies immer so sei, wenn ein Dampfer abends anlege.

(Fortsetzung folgt.)

Wölfe in der Herde

U-BOOT-OFFIZIERE ERZÄHLEN

(Schluß.)

Der Schluß von Folge 40 lautete:

Nach etwa einer halben Stunde haben wir einen Schatten voraus. Plötzlich weit links davon noch einen zweiten. Wir laufen auf den ersten an. Der Schatten wird größer und größer. Donnerwetter! Das ist ja ein Riesenzossen mit zwei Schornsteinen und mächtigen Aufbauten! Ein Hilfskreuzer oder Truppentransporter!

Wir laufen an und sind doch alle ein wenig kribbelig und erregt. So einen Dicken haben wir uns schon immer vor die Rohre gewünscht, heute ist es zum ersten Male so weit!

Der Schuß fällt. Wir scheinen mächtig nahe dran zu sein; man möchte den Atem anhalten, nur damit die es dort drüben nicht hören — doch nichts geschieht! Da, endlich der erlösende Knall. Wir hatten die Entfernung doch unterschätzt. Vor Schreck über die Detonation sind auf dem Dampfer alle Lichter angegangen, hell erleuchtet liegt er vor uns. Nach und nach werden die Lichter wieder gelöscht. Das getroffene Schiff funkt um Hilfe und schießt Notsignale in die Nacht. Gestoppt liegt der beschädigte Riese vor uns; sein Kesselraum ist getroffen.

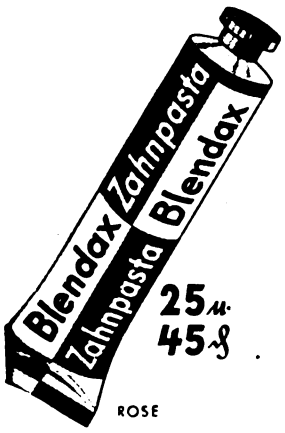
Wir schießen einen zweiten Torpedo. Doch das schwere Schiff schüttelt sich nur, sackt zwar etwas tiefer und ... fängt nach allen Seiten wild an zu schießen. Taghell ist der Kampfplatz durch den Schein der Leuchtgranaten erhellt.

Alles verschwand schleunigst in der Zentrale. Nur der Kommandant blieb auf der Brücke. Jeden Augenblick erwarten wir das Alarmsignal.

Da plötzlich zwischen dem lauten Krachen der Granaten die Stimme des Kommandanten: „Lander, Mensch, kommen Sie 'rauf, solche Aufnahmen bekommen Sie nicht wieder!"

L. kletterte mit seinem Kurbelkasten nach oben, wir andern grinsten und steigen hinterher. Noch immer heulen die Granaten über uns, noch immer





Glückbringend

ist nach einem heiteren Volkswort die Begegnung mit einem Schornsteinfeger. Ganz besonders, wenn er uns lachend schöne, weiße Zähne zeigt, wie man sie mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta, erlangt.

25 u. 45 ℛ𝓅

Blendax

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein



Scharlachberg Meisterbrand

ein Weinbrand der hält/ was sein Name verspricht

ROSE · GOEBECKER



Bei uns zu Hause -

ist „Sebalds Haartinktur" immer sparsam verwendet worden. Heute - wo es „Sebalds Haartinktur" vorübergehend nicht so reichlich gibt - fällt es uns deshalb nicht so schwer noch etwas sparsamer damit zu sein. „Sebald" hat von jeher gesagt: Wenige Tropfen genügen! - dieser Rat gilt heute mehr denn je.

SEBALDS HAARTINKTUR



Ischias — nur bei Nacht?

Tagsüber werden Ischiasschmerzen oft nicht so quälend empfunden — vermutlich weil das Blut dann lebhafter kreist und auch äußere Eindrücke für Ablenkung sorgen. Aber dieses Nachlassen des Schmerzes und auch das vorübergehende Verschwinden darf nicht täuschen: Die Ischias wird man nur durch gründliche Behandlung los!

Als hervorragendes Mittel bei Ischias, Gelenk- und Gliederschmerzen, Rheuma, Gicht, Hexenschuß sowie Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten haben sich seit 25 Jahren Togal-Tabletten ausgezeichnet bewährt. Togal wirkt schmerzstillend, beruhigt und hilft Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder herzustellen. Keine unangenehmen Nebenerscheinungen. Togal verdient auch Ihr Vertrauen! Es gibt keinen Togal-Ersatz! Sie bekommen Togal für Mk. —.89 und Mk. 2.19 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten" vom Togalwerk München 8—O/6

Warum sein Alter verraten?

40
30

Das Gesicht tut es. Erhalten Sie es deshalb jugendfrisch und anziehend mit der seit mehr als 3 Jahrzehnten bewährten Aok Seesand-Mandelkleie. Ihre emulgierende Wirkung verbürgt schonende Reinigung bei gleichzeitiger verjüngender Massage durch feinsten Ostseesand.

Tägliches Waschen mit Aok Seesand-Mandelkleie ist belebende Gesichtsmassage und milde Pflege der Haut, die Seife schlecht verträgt.



Aok-Seesand-Mandelkleie

- für Empfindliche Aok Mandelkleie ohne Seesand -

zu 19, 48 und 95 Pfg. in allen Fachgeschäften

Ohne Bezugschein

Druckschriften kostenfrei

Exterikultur AG Ostseebad Kolberg 1 L

Dies Buch gehört in die Hände aller Erwachsenen!

Ein wunderbarer Rhythmus geht durch das neue Werk von Hugo Hertwig:

Das Liebesleben des Menschen

Es zeigt uns, was die vielbesungene Liebe vermag u. welches Paradies sie uns bereiten kann! - Das Buch m 496 S. Umfang u. künstl. Bildaufnahmen ist gleichzeitig *eine offene Aufklärung* über alle körperlichen und seelischen Probleme unserer Zeit! *Bereits 80000 ste Auflage!* Preis **RM 7.50,** zuzügl. 40 Rpf. Porto, gegen Vorauszahlung a Postscheckk. Stuttgart 14190 oder Nachn. 35 Rpf. mehr. Sofortige Auslieferung d. Buchversand und Verlag **Karl P. Geuter, Stuttgart 140 Postfach 870**



Das Aussehen

der gepflegten Frau darf niemals durch quälende Kopfschmerzen, Leib- oder Rückenschmerzen beeinträchtigt werden. Daher nehmen Sie bei auftretenden Schmerzen eine **Herbin-Stodin-Tablette,** welche ja so überaus wirksam ist, das Uebel an der Wurzel packt und die Ursachen schmerzhafter Störungen erfolgreich bekämpft. Am besten Sie verlangen in der Apotheke einfach Weber's Tablette gegen Schmerzen, denn diese bringt die gewünschte Erleichterung. Achten Sie aber immer auf das H im Dreieck.

jetzt 10 Tabletten 0.52 · 20 Tabletten 0.91 60 Tabletten 2.20

Herbin-Stodin

Weber's Tablette gegen Schmerzen

H.O.A. WEBER · MAGDEBURG

Beinverkürzungen



Lähmungen, Bein- und Fußmißbildungen werden durch unsere technisch-orthopädischen Neuerungen weitgehendst behoben. Gang elastisch, bequem und leicht. Kein Korkstiefel, jeder Ladenschuh und Halbschuh verwendbar. Eigene Patente. Gegründet 1903. • Zu allen Kassen zugelassen.

Fordern Sie Gratisbroschüre Nr. 126

EXTENSION Frankfurt am Main-Eschersheim



Werkzeuge

für jeden Beruf, für die Industrie und die Landwirtschaft. Landwirtschaftliche Geräte liefert gut und preiswert

Westfalia Werkzeugco. **Hagen 338 (Westf.)**

Kaufen Sie bei unseren Inserenten

Der Stolz der Hausfrau

ist ihre Vorratskammer. Vollkommen ist sie erst dann, wenn in ihr auch ein Topf mit in Garantol konservierten Eiern steht. — Das macht sich bezahlt, denn



Garantol konserviert Eier über 1 Jahr

• und was wichtig ist: die Eier können zu jeder Zeit unbedenklich entnommen und zugelegt werden!



können Kopfschmerzen rascher verschwinden?

Mit kaltem Wasser allein kaum! Das kühlt nur, ohne damit die Schmerzursache zu beseitigen. Nehmen Sie Melabon, das den Krampf in den Hirnarterien beeinflußt und auf die Nervenendigungen wie auch das Schmerzzentrum im Großhirn einwirkt. Infolge dieser Doppelwirkung verschwinden die Schmerzen meist sehr rasch u. nachhaltig. Pckg. 72 Pfg. und M. 1.39 in Apoth.

Gratis

Verlangen Sie unter Bezugnahme auf diese Anzeige die interessante kostenlose Aufklärungsschrift über Melabon von Dr. Rentschler & Co., Laupheim M 105

Melabon



geschlafen — gut gelaunt

So sollten Sie erwachen, mit Frohsinn und mit Lachen! Sorgen Sie nur für ungestörten Schlaf durch **OHROPAX-Geräuschschützer** Weiche, formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 6 Paar RM. 1.60

Apotheker Max Negwer / Potsdam 29

Die große Familien-Sonntagszeitung

DIE POST

Jeden Freitag neu! 20 Pf.

Bücher

Katalog u. Leseprobe **kostenlos** u. unverbindl. Kleine Monatsraten

Vitalis-Verlag Oskar Rausch, München 13/110

NEUHEIT!

Sofort Nichtraucher

MUNDUS - WIEN 75, Leibnizstr. 3-4

Magen wieder ganz in Ordnung

Magendruck, -brennen, -schmerzen, saures Aufstoßen, Sodbrennen, Kollern, Blähungen usw. nicht nur beschwichtigen, sondern an der Wurzel fassen, beseitigen und das volle Wohlbefinden wieder herstellen: dazu sind

Thylial-Pillen

da. — **Frei von Natron und Magnesia,** hat Thylial die Aufgabe, für normalen Säuregehalt zu sorgen, säurebildende Gärungen zu verhüten und die Magenwand vor Schädigungen zu bewahren. Daran liegt es, daß Thylial solche raschen und gründlichen Dauererfolge zu verzeichnen hat. Schachtel mit 40 Pillen RM. 1.52. Erhältlich in den Apotheken; wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie die Aufklärungsschrift T/683 kostenlos u. unverbindlich von der Firma* ***Carl Bühler,*** *Konstanz.*



Das Schreiben ist eine Lust mit dem

TINTENKULI

Merken Sie sich unbedingt: TINTENKULI — rotbering!

Weil viel verlangt, oft vergriffen

Passen Sie beim SENKEL-Kauf immer auf DURABEL auf!

machen die LG.s die Nacht stellenweise zum Tag. Endlich sind wir aus dem Feuerbereich des Hilfskreuzers heraus, denn daß wir einen solchen angeknackt hatten, war uns nachgerade klar.

Da ist plötzlich der schon vorher gesehene Schatten backbord voraus deutlich zu erkennen. Aho, der scheint dem schwer mitgenommenen Kameraden zur Hilfe zu kommen!

Verdächtiger Bursche! Ein normaler Frachter würde sich hüten, in die Nähe eines bereits torpedierten Schiffes zu gehen! Nein, ein normaler Frachtdampfer hätte schleunigst das Weite gesucht!

Vorsichtig pirschten wir uns an diesen verdächtigen Hasen heran. Unser erster Torpedo trifft. Doch das schwere Schiff mit langen Schornsteinen und hohen Aufbauten schüttelt sich nur und bleibt ohne die geringste Schlagseite liegen. Unser zweiter Torpedo geht vorbei. Schade! Wir wenden uns etwas enttäuscht wieder dem ersten zu, der immer noch schwimmt. Er bekommt jetzt seinen dritten Aal. Treffer unter dem achteren Mast. Eine gewaltige Detonation! Krachend, berstend bricht das gewaltige Schiff auseinander. Endlich! Es ist ein gigantischer Anblick! Unter den Detonationen seiner Wasserbomben und der Explosion seiner Kessel verschwindet der Riese unter der Wasseroberfläche, hier und da flammt noch das Licht einer treibenden Nachtrettungsboje auf. — Wir wenden uns wieder dem zweiten zu. Zwei weitere Torpedotreffer nimmt dieser dickfellige Bursche nur gelassen zur Kenntnis. Er zeigt zwar etwas Schlagseite, aber sonst ... nichts! Doch wir finden bald des Rätsels Lösung! Dutzende von leeren Fässern quellen aus seinem dicken Bauch. Aho! Auftriebsladung! Also haben wir es mit einem Sperrbrecher zu tun. Ärgerlich über unseren hohen Torpedoverbrauch, versuchen wir es nun mit der Artillerie. Doch da kommen wir zu den falschen.

Obwohl unsere ersten Schüsse bereits gut sitzen und drüben an Deck ein Lager Bereitschaftsmunition zur Detonation bringen, schießt der Gegner schnell und aus stärkeren Kalibern als wir. Also auch ein Hilfskreuzer! Bereits Nummero zwei in dieser Nacht!

Wir müssen abdrehen und laufen nun zu unserem mit Beginn der Dunkelheit torpedierten Dampfer zurück. Doch dort finden wir nur noch die Rettungsboote vor. Er hat sich als einziger in dieser Nacht mit einem Aal begnügt!

So, nun aber auf den letzten dickfelligen Burschen! Noch immer hält er sich eisern über Wasser! Schweren Herzens entschließt sich der Kommandant, noch einen Aal zu opfern. Gleichgültig! Der Kerl saß unter Wasser! Und diesmal tut er es! Dies ist auch dem zähesten Hilfskreuzer zuviel! Sein Heck bricht ab, das Vorschiff dreht sich einmal um die eigene Achse, dann verschwindet alles! Ein Bewacher kommt, wild schießend, in die Nähe, um zu retten, was zu retten ist. Wir laufen ab. Todmüde geht die Freiwache in die Koje!

Ein herrlicher Erfolg in einer Nacht. Drei dicke Fliegen mit einer Klappe, 35 000 Tonnen! Mit diesem Erfolg hatte sich unser Kommandant das Eichenlaub zum Ritterkreuz verdient!

Sturm im Atlantik.

Lieber Leser, viel hast du schon gehört von den großen Erfolgen unserer U-Boote, von versenkten Dampfern, Zerstörern, Flugzeugträgern, von schneidigen Angriffen und aufreibenden Verfolgungen. Du kannst dir vielleicht schon ein Bild machen von all diesen Kampfhandlungen, vorausgesetzt, daß du kein zu tiefer Binnenländer bist. Eins hast du jedenfalls gesehen: bei dem U-Boot-Fahrer ist jeder Erfolg wochenlang mit einem harten und nervenaufreibenden Leben verbunden. Von diesem Leben des U-Boot-Fahrers vor und nach den Stunden des Erfolges, von den langen Seetörns, von dem durch Tage und Wochen nicht abreißenden Anspannen aller Kräfte, von dem äußerst zusammengedrängten, anspruchslosen Zusammenleben einer vierzigköpfigen Besatzung in einer kleinen dunklen Stahlröhre, in der es nur künstliche Beleuchtung und dicken Mief gibt, davon weißt du sicher nichts und kannst es dir auch schlecht vorstellen. Würdest du einmal ein U-Boot sehen, ich glaube, dir würden die Augen übergehen.

Winter im Atlantik: Es birst aus allen Knopflöchern. Niedrige, dunkle Wolken jagen in Fetzen über die endlose Wasserwüste. Hier und da zeigt sich ein Stück blauer Himmel, aber kaum glaubt die Wache, dies sei ein Vorzeichen einer Wetterbesserung, da schiebt sich auch schon die nächste schwarze Wand über die Kimm. Die See gebärdet sich wie toll. Die Luft ist voller Gischt, die Sicht ist schlecht; schon nach wenigen hundert Metern scheinen See und Himmel ineinander zu verschmelzen.

Auf der offenen U-Boots-Brücke steht die Wache. Mit schweren Gurten sind die Männer festgeschnallt, um nicht über Bord gespült zu werden. Alle haben Ölzeug an und den Südwester auf. Die Hosen sind unten zugebunden, und der Kragen durch ein Handtuch abgedichtet. Alles vergebens. Schon nach einer halben Stunde sind alle naß bis auf die Knochen, das Wasser läuft oben hinein und sammelt sich in den zugebundenen Hosen. Macht man die Hosen auf, um es ablaufen zu lassen, platscht neues von unten herein. Es ist zum ... !

Eine halbe Stunde Wache ist erst herum, aber schon jetzt ist man durchnäßt und mußt noch drei und eine halbe Stunde stehen! Alle zwei Minuten bekommt die Brückenwache Brecher wie einen nassen Zentnersack ins Kreuz; denn das Wasser kommt nicht in Spritzern über, o nein, sondern klatscht in großen grünen Fladen herüber. Es haut alles, was ihm in den Weg kommt, zusammen. Und das dauert jedesmal vier Stunden lang!

Eisern stehen die Männer. Sie sind festgeschnallt, können sich nicht die Beine vertreten, können nicht rauchen, nicht essen, nicht trinken und auch nicht sprechen, wenn sie kein Wasser schlucken wollen. Nur aufpassen müssen sie!

Sie dürfen nicht apathisch werden und nicht dösen. Ab und zu wagt einmal einer, in den Turm hinunter nach der Uhrzeit zu fragen: denn auf einer so trostlosen Wache vergeht die Zeit langsam. Es ist erst Halbzeit; zwei Stunden muß man noch aushalten.

Resigniert dreht sich der Seemann wieder um. Das Boot stampft, schlingert, rollt, kurz, macht alle Bewegungen, die es überhaupt geben kann. Oft holt es so stark über, daß das Wasser bis an den Turmrand steht und in dickem Strahl durch das Turmluk läuft. Die Lenzpumpe wird überhaupt nicht mehr abgestellt. Die Männer sind schon abgestumpft; keiner sucht mehr vor überkommenden Seen Schutz. Naß ist man doch und nässer kann man nicht werden. Warum denn noch die körperliche Anstrengung des dauernden Bückens! Es ist auch kalt, die Hände sind klamm, die Finger unbeweglich, die Augen brennen vom Seewasser. Das ist ein verdammt brennender Schmerz, doch man hat nichts zum Trockenwischen; aus Nase, Mund und Ohren läuft das Salzwasser!

Sehen wir nun einmal nach den Männern an den Motoren. Sie gehen von sechs Stunden zu sechs Stunden Wache. Tagelang kommen sie bei diesem tollen Seegang nicht an die frische Luft.

Nanu, wirst du sagen, das können sie ja bei ruhigem Wetter sicher zur Genüge nachholen, aber nein, auch das geht nicht: nur für wenige Minuten, oder wie wir sagen, „für eine Zigarettenlänge" pro Tag, kommt jeder dieser Höhlenbewohner an die frische Luft, den Rest des Tages steht er im stickigen Öldunst beim Höllenlärm der Maschinen in dem wild schaukelnden Boot irgendwo festgeklemmt auf seiner Station. Oft sind auch größere Reparaturen auszuführen, um die Gefechtsbereitschaft des Bootes zu erhalten. Dann liegt der Heizer dreckig, verschmiert und schwitzend an der Schadensstelle in der Bilge oder auf den Flurplatten zwischen Schmutzwasser und Öl und hämmert, schraubt und feilt.

Nun zur Hauptperson des Bordbetriebes, zum Koch oder — wie wir ihn nennen — dem „Smut". Sein Reich ist die Kombüse. Das ist ein Raum von ungefähr anderthalb Quadratmeter, in dem er sich gerade einmal umdrehen kann. In diesem Raum kocht er wochenlang für vierzig Personen auf einer kleinen elektrischen Kochplatte.

Liebe Leserin, die du in deiner schönen, großen, oft sogar gekachelten Küche stehst, stelle dir bitte vor, du müßtest plötzlich in deiner Speisekammer für vierzig Personen kochen! — Aber das ist es nicht allein! Es kommt noch der Seegang des aufgewühlten Atlantik hinzu, und da muß der Koch ein Dutzend Hände haben, um seine Töpfe festzuhalten.

Von der Seekrankheit natürlich ganz zu schweigen! Seekrank werden darf ein Smut nicht. Außerdem ist er in seinem Reich etwa nicht ungestört, nein, durch die Kombüse geht der Weg in die Maschine; die ganze Wachablösung zieht hier vorüber.

Macht jemand das Schott zum Maschinenraum auf, so saugt der Luftzug dem Smut die Suppe aus den Töpfen. Stets muß er wach, stets auf Zack sein und bei stürmischer Seefahrt kommt er kaum zur Ruhe. Tags kocht er für die Besatzung, nachts für die Wache. Auch für ihn bleibt an schönen Tagen nur eine Zigarettenlänge frische Luft.

Endlich sind die vier Stunden der Wache vorüber. Ablösung! Die alte Brückenwache klettert in die Zentrale hinunter, die neue steht bereits oben. Da kommen nun die Männer durchnäßt, frierend, fluchend, aber auch lachend; denn sie kann auch das tollste Wetter nicht unterkriegen. Die Beine sind steif, und die Finger lassen sich vor Kälte kaum bewegen. Sie können sich nicht allein aus ihren vielen sogenannten wasserdichten Hüllen herauspellen, die Zentrale-Wache ist bereits dabei, sie auszuziehen. Das Zeug wird zum Trocknen aufgehängt. Der Seemann torkelt durch das wild schaukelnde Boot nach vorn in den Bugraum. Dort spült er sich mit einer Tasse kalten Tees erst einmal den Salzgeschmack aus dem Mund, trocknet sich dann ab und wischt sich mit einem Lappen die Salzkruste aus Augen und Bart. Schnell zieht er sich trockenes Zeug an, so er noch etwas hat; sonst „kreuzt" er sich's von Kameraden zusammen. Er zieht die Lederhose darüber, denn er muß immer ganz angezogen schlafen und fällt todmüde in seine Koje, in der eben noch ein anderer gelegen hat.

Über ihm baumeln Stiefel und Socken eines Kameraden, neben ihm steht ein Sack Kartoffeln, und die Eierkiste. Ehe er nun völlig zur Ruhe kommt, ist eine halbe Stunde seiner Freizeit bereits vorüber, 20 Minuten braucht er nachher wieder, um sich für die nächste Wache klarzumachen, also bleiben noch gute drei Stunden zum Schlafen. Die müssen ausgenützt werden — da heißt es schnell schlafen. — Wenn er dann nach drei Stunden geweckt wird, ist die erste Frage: „Mensch, hat es abgeflaut?" Nein! Also beginnt derselbe Tanz noch einmal! So, lieber Leser, geht es manchmal tagelang und wochenlang, wenn das Boot im stürmischen Atlantik auf der Lauer liegt, sich die Seele aus dem Leibe schlingert, und die Brückenwache sich die Augen ausguckt, bis dann eines Tage die günstige Angriffsgelegenheit kommt und ein schneidiger Angriff den großen Erfolg bringt.

Wieder in der Heimat

Sechzehn Monate dauert schon der Krieg. Eine Feindfahrt folgte der anderen. Dazwischen liegen kurze Werftliegezeiten zur Überholung der Motoren und sonstigen Anlagen an Bord. Unser Boot ist eines der ältesten Frontboote geworden; als Veteran des Spanienkrieges hat es nach dem Siege Francos alle Friedensmanöver mitgefahren und steht jetzt den ganzen Krieg über am Feind. Kein Wunder, wenn sich langsam Altersschwäche bemerkbar macht.

Jede Maschine kann einmal nicht mehr. Reißen die Reparaturen nicht mehr ab, dann geht es dem Ende zu. Auf der letzten Fahrt verfolgte uns dauerndes Pech. Apparate, die bisher ihren Dienst wunderbar getan hatten, fingen an zu streiken und durch ständige Pannen wurde zuletzt unsere Höchstfahrt so gedrückt, daß wir kaum noch einen Dampfer jagen konnten. Als wir schließlich in einen französischen Hafen einliefen, war allen klar, daß die Frontdiensttage des schönen Bootes gezählt sein würden. Noch einmal kam es in die Werft, noch einmal erreichte uns der Befehl, mit ihm unser Glück zu versuchen zur unwiderruflich letzten Feindfahrt. Dann sollten wir es in die Heimat bringen und Abschied von ihm nehmen.

Die letzte Feindfahrt war glücklich vorüber, der Heimmarsch hatte begonnen. Tagelang war das Boot von der Sturmsee im Atlantik herumgeworfen worden, ein Spielball der Wellen: eine harte Probe, aber auch eine herrliche Bewährung der guten deutschen Werkarbeit!

Das deutsche U-Boot ist ein unvergleichliches Meisterwerk des Schiffbaues!

Hoch im Norden mußten wir oft vor englischen Aufklärungsflugzeugen tauchen. An einem frühen Morgen endlich erreichten wir die norwegische Küste und traten nach kurzem Aufenthalt in einem Hafen den Marsch durch die Nordsee an.

Wir wissen, sie liegt voll von Minen; wir und die Engländer haben Minensperren gelegt. Ich glaube, kein Mensch in der Welt weiß heute, wo in der Nordsee wirklich keine Minen liegen. Aber wir vertrauen unserem guten Glück. Und als wir dann eines Tages Helgoland voraus in Sicht bekommen, da wissen wir: es ist geschafft.

Jadeaufwärts — die letzte Frontfahrt unseres Bootes geht zu Ende. Mit ihm kehrt das letzte Boot unserer Flottille in die Heimat zurück. Wo sind die anderen geblieben? Einige fahren in der Ostsee als Schulboote für die neu heranwachsende deutsche U-Boot-Waffe. Ein Teil jedoch ist am Feinde geblieben. Viel liebe Kameraden sind darunter; sie sind mit ihrem Boote gesunken oder in englische Gefangenschaft geraten.

Gerade jetzt, da wir unser treues Boot, das uns den ganzen Krieg bisher getragen hat, als frontunbrauchbar abliefern, erinnern wir uns aller Kameraden, die im August 1939 mit hinauszogen gegen den Feind und geblieben sind. Alle sind sie gefallen für den Sieg.

Für diesen Sieg wollen wir weiter kämpfen und gerne jedes Opfer bringen. Schon liegen in den Werften Deutschlands zahlreiche neue U-Boote, mit größter Beschleunigung wird an ihrer Fertigstellung gearbeitet. Eines Tages werden wir erneut auf einem dieser Boote unsere Flagge setzen, die uns zu neuen Siegen führen soll. Ende.

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Humor

Bei einem bulgarischen Bauern, alter Weltkriegsteilnehmer, liegen ein Oberst und drei Leutnants in Quartier, das nett und sauber ist. Wie auf dem Lande üblich, befindet sich das bewußte Häuschen in einiger Entfernung vom Haus, und zwar auf einer kleinen Anhöhe. Am Morgen des zweiten Tages kommt der Oberst ganz verstört von diesem Örtchen, schüttelt fortgesetzt den Kopf, murmelt unverständliche Worte in sich hinein und läßt sich schließlich schweigend am Frühstückstisch nieder. Nach kurzer Zeit gesellt sich auch der Quartierwirt hinzu, berichtet von diesem und jenem und erzählt schließlich auch, daß er kürzlich auf einer Auktion eine Aeolsharfe erstanden habe, mit der er nichts Besseres zu tun gewußt habe, als sie auf dem Häuschen auf dem Hügel anzubringen, wo immer ganz netter Wind gehe. Da fährt plötzlich der Oberst hoch: „Eine Aeolsharfe ist das? Mein Gott, und ich hab gemeint, das wäre ich gewesen."

*

„So Wilfried, nun sag mir mal, was ist das Rückgrat?"

„Das Rückgrat, Herr Lehrer, ist ein ganz gerader langer Knochen. Auf dem einen End' sitzt meine Mütze, auf dem anderen sitze ich!"

*

„Ist dein Chef rücksichtsvoll?"

„Und wie! Wenn er eine Auseinandersetzung mit mir hat, geht er mit mir in die schalldichte Telephonzelle!"



„Väterchen Stalin, dein Zustand ist bedenklich — du wirst wohl auch an der englischen Krankheit zugrunde gehn!"

Zeichnung: Maenner.

„Papa freute sich sehr, als ich ihm sagte, du wärest Dichter."

„Wirklich?"

„Ja. Weißt du, mein letzter Bewerber, den er hinauswarf, war Boxer."

*

Ein Mann aus Chikago ist wegen Brutalität gegen seine Familie vorgeladen.

Richter (zur Frau des Geladenen): „Sie haben nur ein Ohr. Es ist festgestellt worden, daß das andere abgebissen wurde. Wer hat das getan?"

Die Frau (um ihren Mann zu schützen): „Das habe ich selbst getan."

*

„Die Dame bekommt hunderttausend Mark in bar mit und was haben Sie dafür zu bieten?"

„Meinen uralten Namen."

„Wie heißen Sie denn?"

„Adam!"

*

„Sieh doch diese herrliche Landschaft! Gibt es eine saftigere Wiese?"

„Hm! Mir wäre frisch gemähtes Heu lieber."

„Diesen Geschmack teilst du mit allen Eseln der Welt."

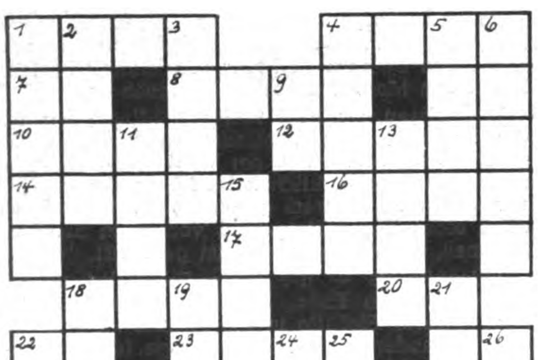
*

Instruktionsstunde. Der Unteroffizier hat seinen guten Tag: „Ihr dürft das Thema selbst wählen, über das wir sprechen wollen!"

„Könnten wir da nicht mal über Urlaub sprechen, Herr Unteroffizier?" meinte Krause.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



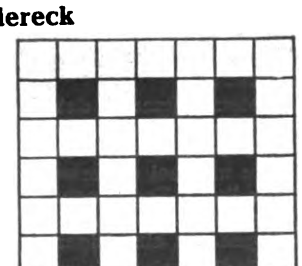
Waagrecht: 1. Schlachtort im Krieg gegen Rußland, 4. Liebesbezeugung, 7. ägyptische Göttin, 8. asiatisches Reich, 10. Südafrikaner, 12. Bad in Thüringen, 14. Auserlesenes, 16. Kohleprodukt, 17. Nebenfluß der Elbe, 18. arab. Titel, 20. Strom in Sibirien, 23. Fluß in Marokko, 27. Säugetier, 28. Nachkomme, 30. Frucht, 31. Roman von Zola, 32. altes Maß, 33. Kriegsgott. Senkrecht: 1. Mineralfarbe, 2. tierischer Körperteil, 3. Metallbolzen, 4. Lederpeitsche, 5. Salzwasser, 6. Ablauf, 9. Flächenmaß, 11. Pferderennplatz, 13. griechische Sagengestalt, 15. Name für Irland, 18. Teil des rheinischen Schiefergebirges, 19. Nebenfluß der Rhone, 21. Insekt, 22. Vogel, 24. musikalisches Zeichen, 25. Stadt in Westfalen, 26. Gefäß, 29. Gebirgsschlucht.

Zahlenrätsel

1 9 1 7 12	Nagetier
2 13 9 11 10	Narkotikum
3 14 13 13 3 14 15 16	Land in Skandinavien
4 14 5 6 14 3 9 15	ostsibirische Insel
5 14 10 1 12 14 9	Festung in Frankreich
6 14 11 13 17 10 14 15 15	militär. Dienstgrad
7 3 4 17 7 12	Rabenvogel
8 14 17 17 7	Verbandstoff
9 15 16 9 18 2	Farbstoff
4 14 12 14 18 2 4 4 14	Stadt in Nordspanien
10 2 7 8 7	Wasservogel
11 15 18 14 12 15	europäischer Staat
4 14 6 14 12 14	Wüste

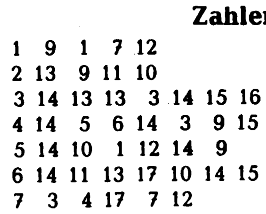
Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen den Erzfeind der Zivilisation.

Viereck



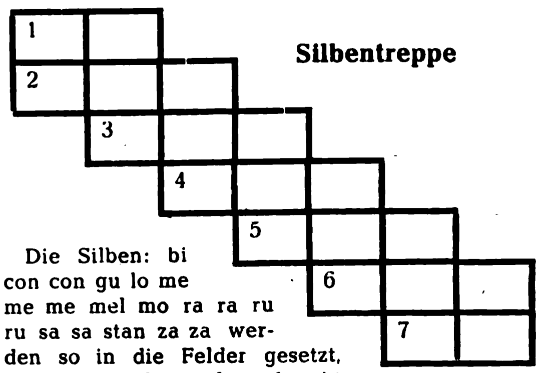
Die Buchstaben: a a d d e e e e e e e g i i i i i k n n n n n n o o o o o o o r r s s t t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. türkische Insel, 2. Gefäßgift, 3. Industriestadt im Staate Michigan, 4. Wochentag.

Silbenkreuz



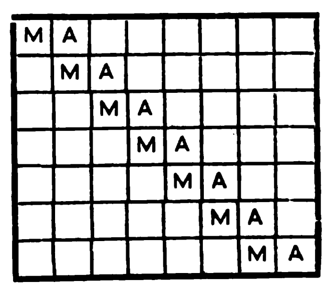
1—2 Weißbier
1—3—5 Wandteppich
3—4 Haushaltgerät
4—2 Gartengerät
5—2 Hülsenfrucht
5—6 Stadt am Bodensee
6—3 Faßteil

Silbentreppe



Die Silben: bi con con gu lo me me me mel mo ra ra ru ru sa sa stan za za werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Vulkan in Ostafrika, 2. italienischer Fluß, 3. rumänische Hafenstadt, 4. Stadt in Spanien, 5. Hafenstadt an der Adria, 6. Oper von Strauß 7. Fluß in Nordostdeutschland.

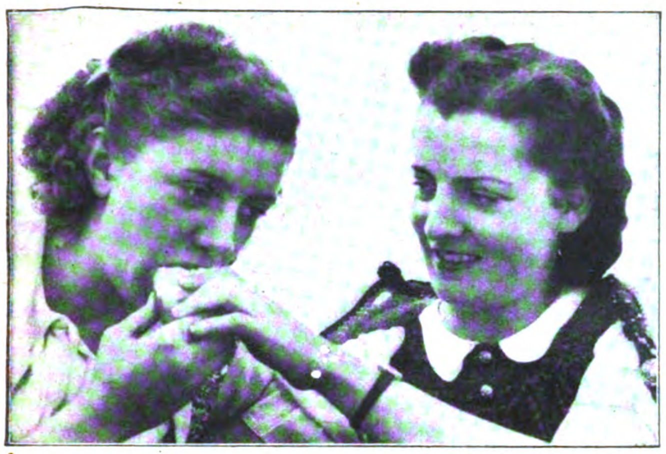
Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a a a ä d d d e e e h h k k k k k l m n n n n o o o o o o r r s s s s t u u y z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. japanischer Staatsmann, 2. Strom in Südamerika, 3. Stadt in Syrien, 4. Befehlsgewalt, 5. europäisches Land, 6. Heldengedenkstätte, 7. größte Handelsstadt Japans.

Lösungen der Rätsel in Folge 40:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1 Kommando, 3 Antenne 5. Mäander, 6. Seine, 7. Senne, 9 Mode, 11. Roland, 13 Rapallo, 15. Kojote, 16. Gefährte. Senkrecht: 1. Kompott 2. Domäne, 3. Andersen, 4. Neger, 6. Seide, 8. Nero, 9. Monako, 10. Opal, 12. Landkarte, 13. Rate, 14. Loge. ✱ **Magische Figur:** 1. Asphalt, 2. Plato, 3. Chablis, 4. Atlas 5. Aloisia. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Akazie, 2. Moloch, 3. Tannhäuser, 4. Roulade, 5. Insel, 6. Lupine, 7. Landespolizei 8. Eduard, 9. Reaktion, 10. Nigeria, 11 Edam, 12. Rapport, 13. Kordilleren, 14. Examen. „Am Trillern erkennt man die Lerche."



Ein Zeitbild — geteilte Freud' ist doppelte Freud'!

Betriebssport kann auch so aussehn!

Aufnahmen: Inge Mantler.



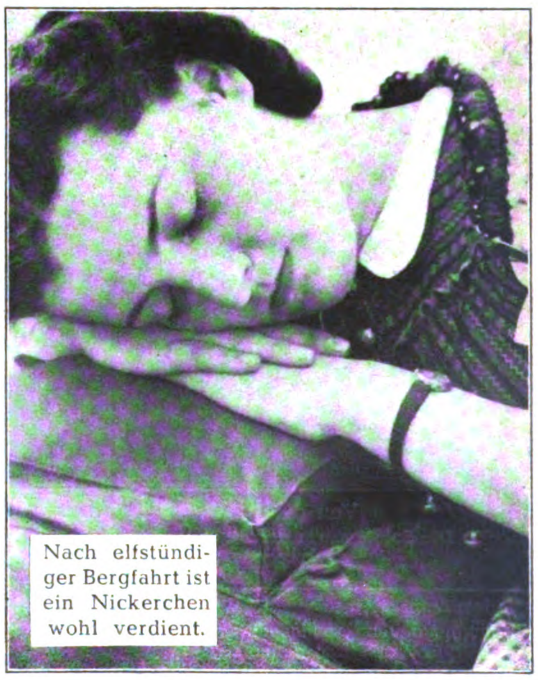
Nur zwölf Meter fehlen dem Sonnwendjoch zum Zweitausender!
Die Fernsicht hat sich eingenebelt. Man muß sich damit begnügen, die in fünfstündigem Anstieg verbrauchten Kalorien zu ergänzen.



„Jetzt dorthin treten!"
Der Arbeitskamerad und Tourenführer, ein erfahrener Alpinist, ist ganz in seinem Element.

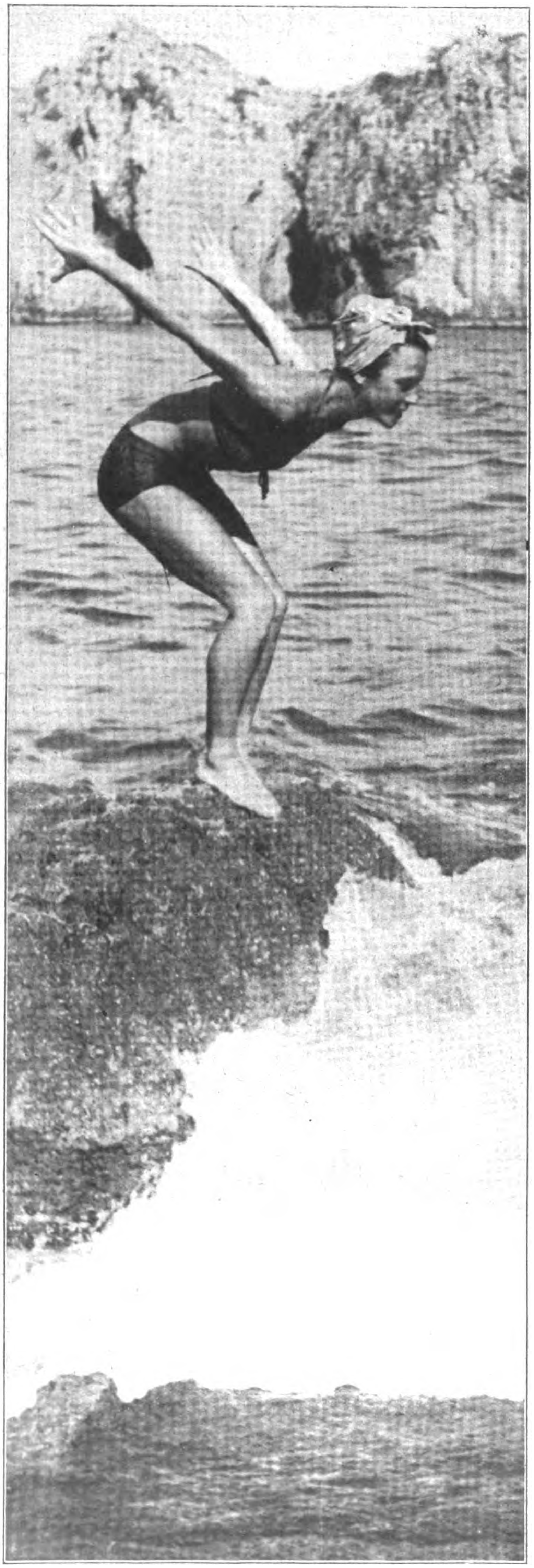
Eine Eroberung —
ein Ziegenbock, der unaufgefordert folgte, war unter Blitz, Donner und Wolkenbruch ein ergötzlicher Begleiter.





Nach elfstündiger Bergfahrt ist ein Nickerchen wohl verdient.

Tänzerin im Bade



Von der Klippe in die brausende Flut.
Die Solotänzerin der Berliner Staatsoper Ilse Meudtner ist eine hervorragende Schwimmerin und Springerin



In der heißen Sonne Capris
verbringt die Tänzerin Ilse Meudtner ihre Ferien.



Und täglich Gymnastik!
In der Sonne des Südens, rings umgeben vom blauen Meer, wird das tägliche Training zu tiefem Erlebnis

Aufnahmen: Christiansen-Wehr.

Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

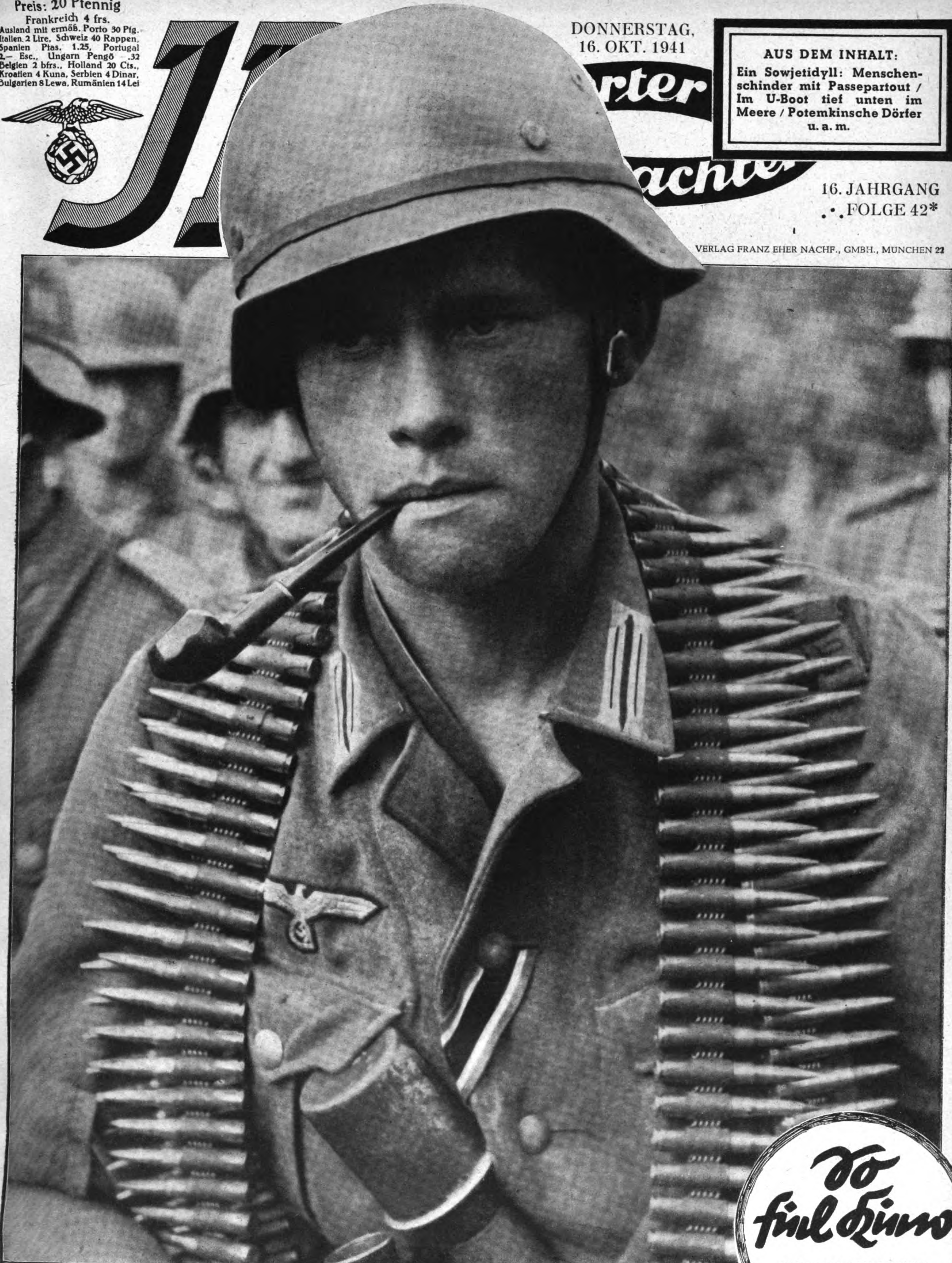
Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

DONNERSTAG, 16. OKT. 1941

16. JAHRGANG
FOLGE 42*

VERLAG FRANZ EHER NACHF., GMBH., MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:



Aufn.: PK. Foltinek-Atl.

DER INFANTERIST

Marschieren, Kämpfen, Marschieren — auf jede Überraschung ist er vorbereitet.

So fiel Kiew
VON EINEM, DER DABEI WAR



Dem Feind wird kein Ausweg aus dem Kessel gelassen.
Alle Ausbruchsversuche werden abgewiesen. Hier bereitet ein Kommando deutscher Truppen die Sprengung einer Brücke am Kesselrand vor. Kniend und liegend werden die Sprengleitungen angebracht.
Aufn.: PK. Leher



Ein Bild aus der Umfassungsschlacht. Aufn.: PK. Leher.
Wenn auch oft zerschossene und brennende Fahrzeuge die Straße sperren — unseren Vormarsch kann das nicht aufhalten.



Kiew

Das wollten sie ganz Europa bereiten.
Nach der Vernichtung der Elektrizitäts- und Wasserwerke zündeten Juden und sowjetische Kommissare vor ihrem Abzug aus Kiew die Häuser an.
PK. Porsche-H. H.



Kameraden lösen einander ab.
„Links von dem Kugelbaum steht ein Granatwerfer . . .“
Aufn.: ϟϟ PK Wiesebach.



„Jeder weiß, was er tun muß in dieser Zeit."

Adolf Hitler während der großen Kundgebung im Berliner Sportpalast am 3. Oktober. — „Jede Frau, jeder Mann, sie wissen, was man mit Recht von ihnen fordert, und was sie zu geben verpflichtet sind. Wenn sie nur einmal auf die Straßen gehen und im Zweifel sein sollten, ob sie noch einmal geben sollen, geben müssen oder nicht, dann mögen sie nur einen Blick seitwärts wenden: Vielleicht wird ihnen dann einer begegnen, der viel mehr als sie für Deutschland geopfert hat. Nur dann, wenn dieses ganze deutsche Volk zu einer einzigen Opfergemeinschaft wird, dann allein können wir hoffen und erwarten, daß uns die Vorsehung auch in der Zukunft beistehen wird. Der Herrgott hat noch niemals einem Faulen geholfen, er hilft auch keinem Feigen, er hilft auf keinen Fall dem, der sich nicht selber helfen will. Hier gilt im größten der Grundsatz: Volk, hilf dir selbst, dann wird auch der Herrgott dir seine Hilfe nicht verweigern!

Aufn.: Atlantic.

...und droben stürmt der Atlantik



Waschwasser ist kostbar.
Man muß sehr sparsam damit umgehen.

Dagegen ist an Seewasser kein Mangel.
Einmal ums andere spritzt es über den Turm und durch das Luk in die Zentrale hinab.





Das wird ein „halber Schlag".
Der Smutje stellt aus dem Proviantspind die beliebten Eintopfgerichte aus Gemüse, Kartoffeln, Fleisch und Speck zusammen.



In der winzigen Kombüse
zaubert er auf zwei kleinen elektrischen Kochplatten die schmackhaftesten Gerichte hervor.



Nach langen Wochen
an besonderem Festtag eine Flasche Wein! Die ruhige Lage des Bootes in der Tiefe erlaubt es, auf die Schlingerleisten zu verzichten.



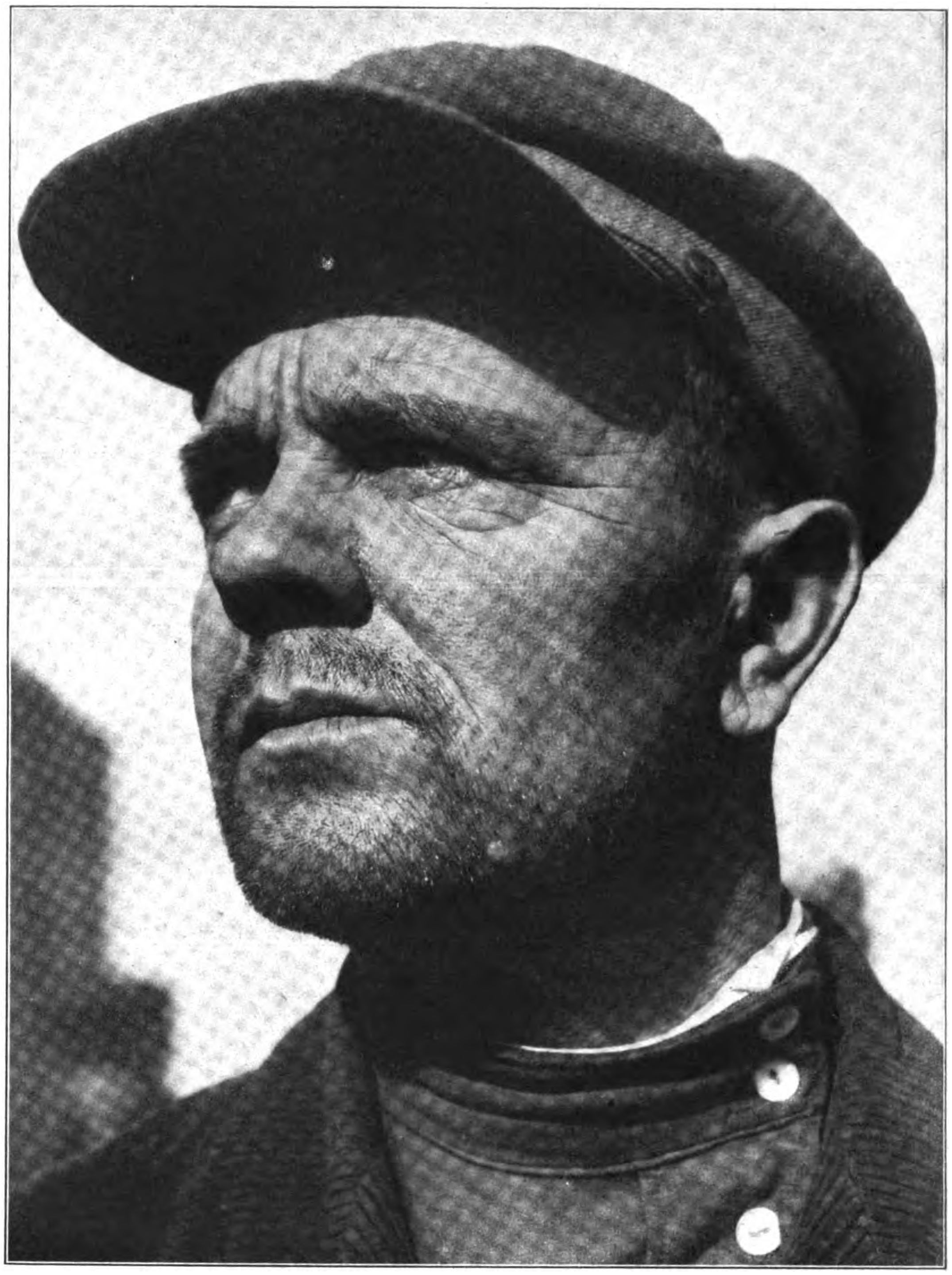
Liegen spart Luft.
Wer nichts zu tun hat, legt sich in die Koje und „filzt" oder liest. Die Fellweste behält man auch beim Schlafen an.

Bildbericht: PK. Dr. Busch-Hr. Hoffmann.

Rechts: Erst die Eintragungen erledigen!
Das Essen kommt hinterher.



Menschenschinder mit Passepartout



Zur Bestie erzogen wie die ganze Armee

Unter den Millionen von gefangenen Sowjetbestien fand sich — kein besonderes Kuriosum — auch dies beachtliche Produkt bolschewistischer Erziehung. Wir geben im folgenden zwei nüchterne Berichte über sein Vorleben:

Übersetzung der urschriftlichen Meldung des Dorfschulzen von Serbinowska.

Die Verwaltung Serbinowska bestätigt, daß der Landwirt Capun bis 1941 im Dorfe Serbinowska tätig war. Bis 1926 hat der Landwirt Capun gemordet und geplündert. Im Jahre 1926 wurde er wegen unerlaubten Tragens von Waffen mit 3 Jahren Gefängnis bestraft. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis wohnte er mit einem 12jährigen Knaben in einem Haus zusammen, den er nach längerem Zusammenwohnen nach Aussagen der Dorfbewohner ermordet hat. Nach Einmarsch der deutschen Truppen mußte er das Haus verlassen, wobei er zum Ausdruck brachte, daß heute die deutschen Truppen regierten und morgen doch wieder die Rote Armee komme.

gez.: Der Dorfschulze, Milizkommandant und Sekretär.

Übersetzung der urschriftlichen Meldung der Ukrainerin Marika Nicolowna Brutowka aus Serbinowska vom 16. August 1941.

Ich bin eine Bauersfrau aus Serbinowska, wohne beim Bürgermeister, bin 62 Jahre alt, heiße Marika Nicolowna Brutowka und gebe an die Kommandantur folgende Anklage:

Der Fedor Capun, 39 Jahre alt, ist seit dem 18. Lebensjahre ein Dieb und Wegelagerer und hat verschiedentlich Menschen erschlagen. Nach verbüßter 6jähriger Zuchthausstrafe zurückgekehrt, bemächtigte er sich meines Hauses, wo er großen Schaden machte und im Jahre 1934 meinen 12jährigen Sohn erschlagen hat. Wo ich mich hinwendete, wurde mir kein Gehör geschenkt mit dem Hinweis, daß der Capun ihnen sonst das Haus anstecken würde. Im Jahre 1930 hat er viele Nichtkommunisten dem Zuchthaus ausgeliefert. Bis heute prahlt er, daß er ein Bolschewik ist. Wenn die Roten zurückkommen, will er die anderen erschlagen oder erwürgen.

Ich bitte, das Schreiben nicht abzulegen und den Capun wegzunehmen, da er mich sonst totschlagen wird.

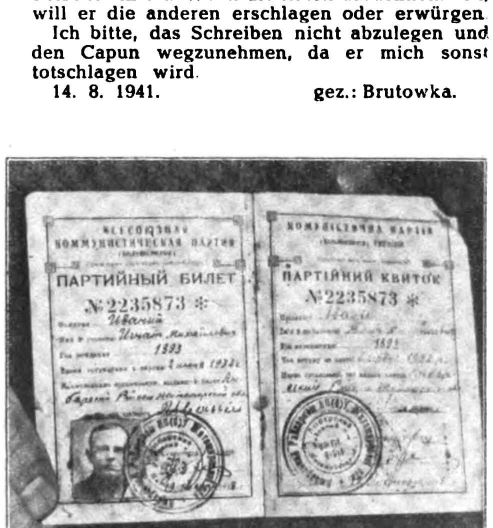
14. 8. 1941. gez.: Brutowka.

Ein Beispiel unter vielen: Sowjetarmist mit Orden und Morden.
Fedor Capun, eine Bestie, wie sie Sowjetjudäa zu Millionen geschult hat, um sie dann auf Europa loszulassen.

Aufnahmen: v. Perckhammer.



Natürlich mit gefälschtem Paß!
Dieser Verbrecher ist, wie sein Papier ausweist, Träger eines Bolschewikenordens.



Daß dies Mitglied der kommunistischen Partei in den von deutschen Truppen besetzten Gebieten kein Unheil mehr anrichten kann, dafür sorgt die deutsche Wehrmacht!

Man muß sie doch mal zeigen



Major Attlee
Aufn.: Weltbild

MAJOR ATTLEE

Vor dem Kriege nannte man diesen merkwürdigen Major, der aus reiner Zweckmäßigkeit in Sozialismus machte, „Major Facing - Both - Ways": „Major Doppelgesicht." Wenn er den jeweiligen Regierungen in London irgendwie zu laut wurde, dann gab man ihm einen Posten. So war er auch schon einmal Minister. Hier hätte er zeigen können, wie brav er es mit dem Sozialismus meinte. Aber das tat er nicht, weil er sich sonst unbeliebt gemacht hätte. Dieser Scharlatan von einem Sozialisten hat die englischen Arbeiter, die es ja nicht besser haben wollen, verraten und verkauft; er hat auch ihre früher so oft gepriesene „Freiheit" verkauft, denn als Lordsiegelbewahrer im Ministerium Churchill hat er alle die Gesetze mit durchdrücken helfen, die Churchill zu einem Diktator gemacht haben. Attlee gehört zu jenen Freunden der Arbeiter, die sich nur theoretisch für die Elendsquartiere in Süd-Wales oder sonstwo in England interessieren, praktisch aber desto gründlicher die Speisekarte des Savoy-Hotels kennen.

FRANK KNOX

„Roosevelt hat jedes Versprechen, das er dem Volke gegeben hat, gebrochen." „Roosevelt ist weder ein wahrer Demokrat noch ein Liberaler; er ist ein aristokratischer Dilettant mit radikalen Neigungen und persönlichem Machthunger. Ein solcher Präsident ist schon in Friedenszeiten schlimm genug, im Kriege aber ist er ein selbstherrischer, unzuverlässiger Präsident der Katastrophe!" So schrieb Oberst Knox über Roosevelt, bevor er einer seiner engsten Mitarbeiter wurde. Wir nennen so was ein gekauftes Subjekt. Der heute 67 Jahre alte Knox ist Roosevelts Marineminister, und als solcher macht er mit seinem Präsidenten die Stützpunkte aus. Er geht immer schon einen Schritt weiter als Roosevelt. Neben der Abschaffung des Neutralitätsgesetzes fordert er den Einsatz von Expeditionskorps. „Die Achse Rom—Berlin—Tokio muß geschlagen werden, und zwar unter der überragenden Führung der USA.", erklärte Knox kürzlich in einer viel beachteten Rede. Knox will Dakar, Martinique, die Azoren und die Kapverdischen Inseln für die USA. Er fordert das alles mit der Hast des Greises, der befürchtet, das Schicksal könnte ihm gelegentlich zu früh einen Strich durch die Rechnung machen. Wir haben im alten Europa auch einmal solche hastigen Greise gehabt. Aber die Völker sind des Erbes dieser Männer nicht froh geworden



Frank Knox. Aufn.: Associated Press.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

3. Fortsetzung.

BISHERIGER INHALT:

Olaf Erland ist Kapitän des Kongodampfers „Kassai", der vor Kinshassa-Leopoldville liegt. Es ist ein Donnerwetter los. in der Stadt spricht man von Fiebergefahr. Der Steuermann des Dampfers hat sich an Land ein Bein gebrochen, und ohne Steuermann kann Erland nicht riskieren, die „Kassai" aus dieser Fieberecke herauszubringen, den Kongo herauf. Da kommt im letzten Augenblick ein betrunkener alter Knabe an Bord getorkelt und will als Steuermann anheuern. Erland zögert, obwohl der Mann gute Papiere hat. Unter dem Druck der Fahrgäste, die wegen der Fiebergefahr nervös geworden sind, entschließt sich Erland dann doch, den alten Steuermann Johnson an Bord zu behalten. Als die Taue vom Kai ins Wasser klatschen, atmet alles auf. Die meisten Fahrgäste kannten sich bereits, unter den neuen fällt Pièrre Glant besonders auf, ein Großkaufmann, dessen Namen jeder am Kongo kennt. Er reist mit seiner hübschen Frau, die dem Kapitän besonders dankbar ist, daß man der drohenden Quarantäne entronnen ist. Bekannt und beliebt ist auch der Fahrgast Dr. Bünger, den die Schwarzen am Kongo wie einen Gott verehren. Der junge Deutsche Jürgen Schenk, erst seit kurzem im Kongo, wird von Glant, der den frischen jungen Mann schon auf der Eisenbahn gesehen hatte, mit den andern Weißen bekannt gemacht. Dr. Bünger findet das Aussehen des hitzeungewohnten Schenk nicht gut, veranlaßt ihn, die Kabine aufzusuchen und sich hinzulegen. Schenk ist aber bald wieder an Deck; er sucht die Gesellschaft der Pflegetochter des Dr. Bünger, der anmutigen Marga, die von früher her befreundet ist mit Frau Raymonde, der Gattin des Großkaufmanns Glant

Die zweite Folge des Romans schloß:

Der Tag ging zur Neige. Nach einer halben Stunde, während der die „Kassai" dicht am Ufer mit halber Kraft dahingedampft war, gab Erland das Zeichen zum Stoppen.

Die Schiffsmannschaft rannte zu den Tauen, machte die Gangwy klar zum Auslegen.

Die schwarzen Mitreisenden aber hopsten unter wildem Geschrei auf die Reling, sprangen zu Dutzenden mit mächtigen Sätzen an Land, noch bevor der Dampfer angelegt hatte, und verschwanden mit langen Sätzen im Wald.

„Was ist denn los?" erkundigte sich Jürgen Schenk, der mit Frau Raymonde und Marga zusammenstand und sich das Gebaren der Schwarzen nicht erklären konnte. Frau Raymonde sah etwas geniert aus und überhörte die Frage. Das junge Mädchen aber antwortete ruhig und sachlich, daß dies immer so sei, wenn ein Dampfer abends anlege

Die Neger verschmähten meist die vorhandenen hygienischen Einrichtungen an Bord, warteten bis zum Abend und rannten dann gleich in den Wald, um ihre Bedürfnisse zu verrichten.

Bald lag die „Kassai" fest vertaut am Ufer.

Die dicken Seile waren um mächtige Baumriesen geschlungen. Ein Teil der Schiffsmannschaft holte Holz von einem dicht beim Landungsplatz liegenden Stapel. An vielen Stellen des Flußufers zwischen Kinshassa und Stanleyville lagen solche Holzstapel, aus denen die Dampfer abends ihren Brennstoffvorrat ergänzen konnten. Der jeweilige Chef de poste der nächsten Siedlung hatte dafür zu sorgen, daß ständig Holzvorräte da waren.

Ob die Schiffe denn niemals bei Nacht führen, fragte Jürgen Schenk verwundert. Senhor Pinho, der Portugiese, bekam darob einen gelinden Lachanfall und murmelte, sich abwendend, etwas von „Grünhorn". Der Großwildjäger Stakke aber gab freundlich Auskunft. Nachtfahrten waren auf dem Kongo ausgeschlossen. Wirbel, treibende Baumstämme und schwimmende Inseln bildeten eine ständige Gefahr für die Schiffahrt und waren bei Nacht äußerst schwer zu erkennen.

„Kapitän Erland hat den Ruheplatz vorzüglich gewählt", schloß Stakke seine Erklärung und ließ die Blicke über das Ufer schweifen. — Wenig Moskitos. Kein Sumpfboden in der Nähe. „Na, kommen Sie, Herr Schenk, wir wollen zu den anderen nach achtern gehen und einen Abendtrunk nehmen."

„Gern, Herr Stakke. Aber Ihre liebenswürdige Einladung nehme ich nicht an."

Einen Augenblick sah Stakke verdutzt drein, dann lachte er laut auf. „Ist mir nicht eingefallen, Sie einzuladen, Herr Schenk Hier am Kongo ladet man niemand ein, und man läßt sich auch nicht einladen. Wenn zwei Mannsleute einen Whisky oder sonst was trinken wollen, wird das immer vorher ausgepokert."

„Da bin ich übel dran. Ich kann nicht pokern."

Der Österreicher wurde ernst. „Das ist freilich dann eine ernste Sache. Schau'n S', Herr Landsmann man mag über das Pokern denken, wie man will. Ist ja auch an sich kein Bestandteil der allgemeinen Bildung. Aber hier draußen ist es notwendig wie's liebe Brot. Wissen S' was? Wir gehen halt mal an die Bar und ich bring' Ihnen die Geschichte bei. In zehn Minuten haben Sie's kapiert."

Schenk kapierte es wirklich. Nach einer Viertelstunde erklärte Stakke, er sei nun genügend pokerfest, um sich in anständiger Gesellschaft blicken lassen zu können, und zog ihn mit zum Sonnendeck, wo die ganze Bordgesellschaft es sich bereits hinter den Moskitonetzen bequem gemacht hatte, um den Abend zu genießen

Die Sonne war untergegangen und das Dunkel jählings hereingebrochen, wie immer in diesen Breiten. Auf der „Kassai" flammten die Lichter auf. Ihr Widerschein spielte auf den Baumstämmen am Ufer, aber die Helle drang nicht weit. Zwanzig Schritt von der „Kassai" entfernt brütete undurchdringlich, geheimnisvoll die schwarze Masse des Urwalds.

Im Vorschiff war es stiller geworden. Die Neger hatten bereits ihre primitiven Schlafstätten aufgesucht. Manche von ihnen zogen es auch vor, an Land zu übernachten. An Stelle ihres ewigen Geschnatters aber setzte plötzlich ein anderes und bedeutend polyphoneres Konzert ein. Zuerst waren es die Grillen, die zu zirpen begannen. Eine Ouvertüre, die geschlossen begann und plötzlich aussetzte, wie von einem Taktstock geleitet. Im gleichen Augenblick setzte das Blasorchester ein. Tausende und Tausende von Fröschen erhoben ihre Stimmen in heißem Wettbewerb.

Plötzlich wieder Stille, wie auf Kommando In das ehrfürchtige Schweigen dröhnten die Posaunen. Die Riesenfrösche hatten sich eingefunden und übernahmen die Führung. Eine volle Stunde dauerte das Symphonie-Konzert. Dann schwiegen die großen Stimmen, und prompt setzten wieder die Grillengeigen ein.

„Die Nachtwache", sagte Stakke erklärend, als Schenk sich vorbeugte, um einen am Ufer entlanghuschenden Schatten ins Auge zu fassen. „Ein Schwarzer von der Schiffsbesatzung soll nachts immer an Land Wache

gehen und die Haltetaue kontrollieren. Aber er tut's natürlich nicht. Ka Spur net. Wetten, daß der brave Wächter da drüben sich bereits einen guten Schlafplatz ausgesucht hat. Sobald der letzte Weiße hier an Bord von Deck verschwunden ist, wird er sich in seine Decke wickeln und schlafen."

„Glückliche Menschen", nickte Dr. Bünger. „Diese Kongoneger kennen keine Sorgen und Aufregungen Sie denken nur an das Primitive, an Essen und Schlafen."

„Und Frauen", lachte Senhor Pinho, dem das trockene Gespräch nicht gefiel.

Dr. Bünger sah ihn ruhig an. „Frauen sind für den Neger Nebensache. Hat er genug zu essen, so ist der Schwarze glücklich. Alles andere, auch die Frauen, kommen erst in zweiter Linie in Betracht."

Die laute, polternde Stimme Katakata-Glants übertönte tyrannisch das Gespräch. Der alte Streithahn hatte glücklich wieder ein Thema gefunden, über das er anderer Meinung war als sein Stuhlnachbar, der Administrator.

Mittschiffs, an der Reling, stand Kapitän Erland und blickte stumm in das Urwalddunkel, unzufrieden mit sich selbst und der Welt. Was war das nur heute? Warum mußte er sich den ganzen Tag über dumme Kleinigkeiten ärgern, wie über diesen Steuermann Johnsen!

Vom Achterdeck scholl Gelächter herüber Ja, da drüben saßen sie alle zusammen, die Fahrgäste, zufrieden, heiter, unbeschwert. Und die Mannschaft hockte schwatzend beisammen im Logis. Nur er, der Kapitän, stand hier und schlug sich mit alten, vermoderten Gespenstern herum.

Zwei Menschen kamen vom Achterdeck her und gingen hinter ihm vorbei. Senhor Pinho und Marga Bünger.

„Es liegt Bestimmung in allem, Senhora", hörte Erland den Portugiesen sagen. „Ich zum Beispiel empfinde dankbar etwas wie eine Bestimmung, eine gütige Fügung, darin, daß ich grade mit der ‚Kassai' fahren mußte. Eigentlich wollte ich nämlich noch eine Woche in Matadi bleiben und erst den nächsten Dampfer benutzen. Wenn nicht eine höhere Fügung es so bestimmt hätte, so würde ich vielleicht nie das Glück gehabt haben, Ihnen zu begegnen."

Dabei betrachtete Pinho unverhohlen die gertenschlanke Gestalt des jungen Mädchens. Wohlgefällig blieb sein Blick haften an den zarten Linien, die sich noch deutlich abhoben, obwohl man das leichte Kleid Margas nicht als ein enganliegendes bezeichnen konnte.

Die lockende, werbende Stimme verklang im Dunkeln.

Erland konnte nicht hören, daß Marga Bünger am Eingang zur Kajüte mit ruhiger Entschiedenheit sich von ihrem Kavalier verabschiedete: „Danke, Herr Pinho. Ich finde meine Kabine schon allein."

Olaf Erland fühlte sich auf einmal traurig und einsam.

Senhor Pinho hatte sich anscheinend mit der blonden Marga Bünger angefreundet. Vielleicht kam sogar eine Verlobung dabei heraus. An Bord der „Kassai" waren schon manche Verlobungen und sogar eine Hochzeit gefeiert worden.

Warum nur war er, Olaf Erland, eigentlich so einsam geblieben? Er hatte viele Bekannte, aber keinen einzigen wirklichen Freund. Er kannte in Matadi und Boma manche hübsche junge Mädchen, aber er hatte noch nie daran gedacht, eine ernsthafte Bindung einzugehen. Warum eigentlich nicht? Gab es keine, die sein Blut in Wallung bringen konnte? Oder wollte ihn keine?

„Herr Kapitän?" — Erland fuhr herum, als sei er auf einem Bubenstreich ertappt worden. Neben ihm leuchtete aus dem Dunkel ein weißes Kleid, glühten zwei sonderbar große Augen. Ein leiser Hauch von Mitsuko wehte über ihn dahin.

„Wo bleiben Sie denn, Herr Kapitän?" sagte die Stimme Frau Raymondes. „Ich habe den ganzen Abend gehofft, Sie werden zu uns kommen."

„Madame sind zu gütig. Im Interesse der Fröhlichkeit habe ich mich ferngehalten. Ich bin heute leider kein guter Gesellschafter."

„Sie sind doch nicht krank?"

„Nein, das nicht. Es ist nur . . ." Erland strich sich über die Stirn und zögerte. „Man hat so manchmal seine Stimmungen. Aber Sie haben recht, Madame. Es ist unverantwortlich von mir, daß ich Sie nicht längst gefragt habe, ob Ihnen der Aufenthalt auf der ‚Kassai' zusagt. Darf ich hoffen, daß Sie sich einigermaßen bei uns wohlfühlen?"

Raymonde Glant antwortete nicht auf die Frage. Eine geraume Zeit lang ruhten ihre großen sprechenden Augen auf dem etwas gezwungenen Lächeln des Kapitäns. Dann wandte sie den Blick dem dunklen Ufer zu und sagte leise, ohne Erland anzusehen:

„Kommen Sie mit zu den andern, Monsieur Erlande. Oder glauben Sie, man kann nicht einsam sein inmitten einer Menge Menschen?"

Olaf Erland wandte sich um und suchte erregt das Gesicht der jungen Frau. In seinen Händen war auf einmal ein leises Zittern. Wie sie das eben gesagt hatte! Sie hatte also verstanden, daß er sich heute so bodenlos einsam fühlte. Und in ihrer Stimme war etwas Ernstes, Bitteres gewesen, als ob sie sagen wollte: Ich, Raymonde Glant, die schöne, beneidete Frau des reichen Pierre Glant, ich weiß nur allzu gut daß man nirgends einsamer sein kann als unter Menschen. Denn ich bin selbst einsam — wie du!

Eine weiche, warme Hand legte sich auf Erlands Arm. Einen kurzen Augenblick nur, aber ihm war plötzlich, als sei die Welt in Flammen getaucht.

„Kommen Sie", sagte Frau Raymonde leise. „Ich b i t t e Sie!"

„Zu Ihren Diensten, Madame."

Kaum vermochte Erland die Höflichkeitsphrase hervorzubringen. Raymonde Glant fühlte, daß die Stimme des Mannes rauh und heiser klang. Sie senkte den Kopf und vermied es, ihn noch einmal anzusehen. Olaf Erland aber hatte, während er neben der schönen, jungen Frau dem Achterdeck zuschritt, ein Gefühl, als schwebe er dahin, ohne die Planken zu berühren.

An diesem ersten Abend kam der schwarze Wachtposten am Ufer erst sehr spät zum Schlafen. Stunde um Stunde lauerte er betrübt drüben hinter dem Holzstapel. Wollten die weißen Herren denn gar nicht zur Ruhe gehen?

Es ging schon auf Mitternacht. Frau Raymonde lag längst in ihrer Kabine. Auch Dr. Bünger hatte sich bereits zurückgezogen. Kapitän Erland aber, der vorhin so einsam an der Reling gestanden hatte, schien heute nicht genug Gesellschaft haben zu können. Er hielt aus, so lange noch ein Tropfen in den Flaschen war und war der Fröhlichste unter den Fröhlichen.

III.

Jeder einzelne dieser Gruppe von Menschen, die Geschick und Zufall hier auf dem Kongodampfer zusammengeführt hatten, trug sein eigenes buntes Schicksal mit sich herum Am zweiten Tage der Reise aber begann die ‚Kassai' selber ein Stück Schicksal für mehrere ihrer Fahrgäste zu werden.

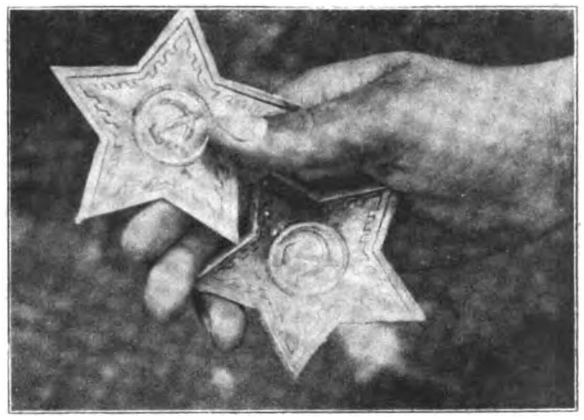


ALLES NUR ATTRAPPE!

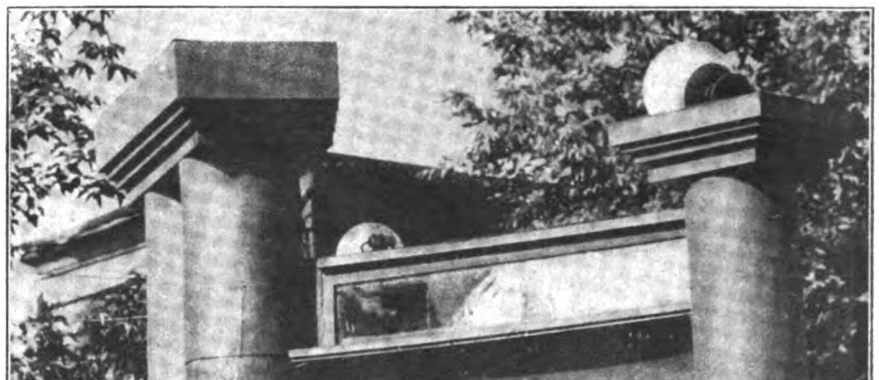
Wenn man diesem kuchenförmigen Emblem mit Hammer und Sichel auf den Grund geht, findet man nichts als gepreßtes und lackiertes Zeitungspapier.

Aufnahmen: SS-PK. Roth.





Tinnef — die sowjetjüdische Kultur.
Aus Holztafeln gesägt und geleimt, aus Pappe geschnitten und vergoldet.



Eine der typischen Propagandapforten aus — Sperrholz.
Hinter diesen echt jüdischen Kitschdekorationen kauert das Sowjetelend in Lehmhütten.

Es ließ sich nicht leugnen, daß sich zwischen Kapitän Erland und Frau Raymonde Glant ein Verhältnis anspann, das den Keim zu gefährlichen Verwicklungen in sich trug. Nicht etwa so zu verstehen, daß irgend etwas Besonderes zwischen den beiden Menschen vorgefallen wäre. Sie berührten beide mit keinem Wort mehr das Gespräch vom vorhergehenden Abend. Ihre Unterhaltungen waren lebhaft und angeregt, aber keineswegs anders, als es der Schicklichkeit entsprach. Aber Frau Raymonde und Kapitän Erland waren viel zusammen, sehr viel, eigentlich konnte man sagen: so oft sich eine Gelegenheit dazu bot.

Natürlich widmete Kapitän Erland sich auch seinen anderen Fahrgästen, aber ob er sich nun mit Dr. Bünger unterhielt oder mit Glant und dem Jäger einen Trunk auspokerte, jedesmal dauerte es nicht lange, bis er wieder im Gespräch mit Raymonde Glant war. Er machte mit ihr einen Rundgang durch das Schiff, zeigte ihr die Maschinen und was es sonst im Innern der „Kassai" Interessantes gab und führte sie hinauf auf die Brücke, um sie von dort die Aussicht genießen zu lassen. Das alles war natürlich ganz unverfänglich und konnte als eine Höflichkeit gewertet werden, die der Kapitän einer Dame wie Raymonde Glant gegenüber schon dienstlich an den Tag zu legen hatte. Es war auch nicht so, daß er etwa den Versuch machte, Frau Raymonde der übrigen Gesellschaft zu entziehen. Ihr Mann liebte als alter Afrikaner keine unnötigen Bewegungen. Er lag am liebsten ruhig in seinem Stuhl und begnügte sich, sein Mundwerk spazieren zu führen.

Häufig, sehr häufig im Laufe des Tages blickte Olaf Erland hinunter auf das Deck, statt auf den Fluß hinaus, und merkwürdigerweise fanden seine Augen dabei jedesmal Raymonde. Sie schien immer so zu stehen oder zu sitzen, daß der Kapitän sie oder sie den Kapitän sehen konnte.

Manchmal trafen sich die Blicke der beiden. Dann lächelte Frau Raymonde verträumt, ohne sich selber darüber Rechenschaft zu geben, und Olaf Erland oben auf der Brücke fühlte eine jähe Hitze in seinem Kopf.

Raymonde Glant hatte viel Zeit im Laufe des Tages, um nachzudenken. Ihr Mann vernachlässigte seine junge Frau in seiner Art und wußte selber überhaupt nicht, daß er es tat. Für ihn bedeutete es den Gipfelpunkt der Behaglichkeit, bei einem guten Glas im Kreise vernünftiger Männer zu sitzen und mit ihnen zu palavern. Mit Männern natürlich, die „Kerls" waren wie er selber. Frauen waren nach Glants Begriffen kostbare, zerbrechliche Wesen, Schmuckstücke, mit denen man bei festlichen Anlässen prunkte und die man demgemäß ebenso aufmerksam und liebevoll behandelte wie etwa ein edles Pferd.

Er war freundlich, sogar ritterlich, sobald Raymonde sich mit irgendeiner Frage an ihn wandte, und er hätte sein Möglichstes getan, um irgendeinen Wunsch seiner Frau an Bord zu erfüllen. Aber sie an sich zu fesseln, ihr selber die lange Fahrt interessant und erlebnisreich zu gestalten, das verstand er nun einmal nicht. Frau Raymonde wiederum kannte ihren Mann bereits gut genug, um zu wissen, daß sie nur störte, wenn er in einem behaglichen Gespräch mit Ferry Stakke oder Dr. Bünger zusammensaß.

Man soll Raymonde Glant nicht ungerecht beurteilen. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die unbedingt ihre Anziehungskraft auf Männer erproben müssen. Noch weniger war sie auf der Jagd nach einem verliebten Abenteuer. Nicht einmal als „unverstandene Frau" fühlte sie sich.

Ja doch, ihre Heirat war so etwas wie eine Vernunftehe gewesen. Leidenschaftliche Liebe zu dem um so viel älteren Pièrre Glant konnte man nicht voraussetzen. Ihr Mann selber hatte das nie erwartet. Dennoch war ihre junge Ehe nicht unglücklich gewesen bisher.

Glant war stolz auf seine junge, schöne Frau, und für Raymonde, die früher in dem Rahmen eines kleinen Offiziershaushalts gelebt hatte, war es etwas Neues, nicht mehr als irgendein beliebiges junges Mädchen gewertet zu werden, sondern als die Frau des reichen und angesehenen Großhändlers.

Als sie an Bord kam, hatte ihr nichts ferner gelegen, als der Gedanke an einen Flirt mit dem Kapitän, obwohl sie „Monsieur Erlande" als besonders liebenswürdigen Kavalier schätzte und darauf erpicht gewesen war, die Reise grade mit der „Kassai" zu machen.

Ein wenig leicht und oberflächlich in ihren Anschauungen war Raymonde. Marga Bünger zum Beispiel hatte es nie verstehen können, daß ihre Freundin Raymonde die stürmische Werbung des jungen Gaston Fournier begünstigte, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, das fünfzehnjährige, merkwürdig herbe Kind zu erobern. Sie war einfach davongelaufen, als ihr klar wurde, daß Raymonde alles tat, um sie mit Fournier zusammenzubringen. Dabei hatte Raymonde sich wirklich nichts Böses gedacht. Es entsprach ihrem ganzen Wesen, daß sie über den etwas schadhaften Ruf des jungen Mannes hinwegsah und in einer Heirat zwischen ihm und Marga ein Glück für die Freundin erblickte.

Nein, an einem Flirt lag Raymonde gar nichts. Sie hatte das auch nicht nötig. Als Gattin Pièrre Glants wurden ihr ohnehin schon im Rahmen des Erlaubten überall so viel Huldigungen und Ritterdienste zuteil, wie sie sich nur immer wünschen konnte. Das Unglück war, daß Raymonde Glant in Europa erzogen war und immer noch eine heimliche Sehnsucht nach dem „Kulturleben" hatte. Brüssel war das große Ideal ihrer Träume, aber auch Lausanne hätte es getan. Ihre Sehnsucht galt nicht allein einer bestimmten Stadt, sondern allgemein dem Leben in Europa. Theater, glänzende Gesellschaften, Museen und Kunstausstellungen. Sie hatte den geheimen Ehrgeiz, allmählich so viel Einfluß auf ihren Mann zu gewinnen, um ihn eines Tages zu überreden, Afrika zu verlassen und mit ihr nach Brüssel zu ziehen.

Mit diesen stillen Gedanken, die sie vorläufig klug vor Pièrre Glant geheimhielt, hatte sie sich auch gestern, als sie an Bord gekommen war, stark beschäftigt, und dabei hatte sie, zuerst unbewußt, dann immer klarer, Vergleiche gezogen zwischen ihrem Mann und Kapitän Erland. Wie er da oben auf der Brücke stand, jung, stattlich, in selbstverständlicher unaufdringlicher Eleganz, war er ihr mit seinem schmalen, geistvollen Gesicht wie ein Abbild der geliebten Kulturwelt erschienen. Kapitän Erland würde nirgends besser passen als in einem vornehmen europäischen Milieu. Wie aber würde Pièrre Glant dort drüben wirken? Nicht sonderlich gut, mußte Raymonde sich eingestehen.

Hier am Kongo war er ein „Kerl", ein Mann, den man achtete, weil man wußte, was er geleistet hatte. Ein brutaler, grober Herr, aber sein barsches Wesen paßte in das Land, war sogar notwendig im fortwährenden Verkehr mit den Schwarzen. Drüben in Europa aber würde Pièrre Glant eine klägliche Rolle spielen, die Rolle eines ungehobelten, groben Hinterwäldlers.

Raymonde hatte ein wenig geträumt. Sie sah sich in Brüssel, inmitten kultivierter, geistvoller Menschen, und an ihrer Seite stand nicht ihr Mann, sondern ein anderer, der jung, vornehm und elegant war wie Kapitän Erland.

Unglücklicherweise war sie noch erfüllt von diesen Träumen gewesen, als sie gestern abend den Kapitän so einsam an der Reeling stehen sah. Die Entdeckung, daß auch Erland sich einsam fühlte, hatte ihr einen Stoß gegeben. Sie hatte wirklich so etwas wie ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihm empfunden. Seither war etwas ganz Neues in ihr Leben getreten, etwas Großes, Furchtbares, vor dem sie erschrak und das doch seltsam lockte.

Es waren nur wenige Worte gewesen, die sie gestern abend an der Reeling mit Erland gewechselt hatte, aber kommt es auf die Zahl der Worte an? Raymonde war Weib genug, um zu empfinden, wie sie auf Olaf Erland gewirkt hatte. Und heute . . .

Heute hatte sie es noch viel stärker gefühlt. Obwohl er nichts zu ihr gesagt hatte, was nicht auch jeder andere hätte hören dürfen, durchlief es sie wie ein Zittern jedesmal, wenn ihre Augen denen des jungen Kapitäns begegneten. Erland liebte sie.

So sehr er sich auch bemühte, korrekt zu sein, in jedem seiner Blicke stand eine heiße, mühsam verhaltene Leidenschaft, ein Funke, der auf Raymonde übersprang und in ihrem Köpfchen wilde, phantastische Gedanken wirbeln ließ.

Was nun Olaf Erland selbst anbetraf, so muß festgestellt werden, daß er sich vorläufig bedeutend weniger Gedanken über die Zukunft machte als Raymonde Glant.

Erland war seit gestern abend in einem rauschähnlichen Zustand restloser Glückseligkeit. Eine leichte Handberührung, ein Blick, ein warmherziges, verstehendes Wort hatten eine elementare Revolution in seinem Innern hervorgerufen. Zum erstenmal hatte eine Frau sieghaft Macht über ihn gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)



Also — du schreibst!
Aufnahme von H. v. Perckhammer.

So fiel Kiew

Von Kriegsberichter Herbert Rauchhaupt

„Aus dem Führerhauptquartier, 13. Juli 1941
Wie bereits durch Sondermeldung bekanntgegeben, ist die Stalin-Linie in kühnem Ansturm an allen entscheidenden Stellen durchbrochen. ... Aus Galizien verfolgen deutsche, slowakische und ungarische Truppen den fliehenden Feind. Nordostwärts des Dnjestr stehen deutsche Truppen dicht vor Kiew."

Wie alltäglich, so gibt auch an dem Nachmittag dieses 13. Juli der deutsche Rundfunk den Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht bekannt, voller Spannung von Millionen deutscher Hörer erwartet. Denn jeder der letzten Tage brachte im OKW.-Bericht eine neue Sensation, Erfolge über Erfolge unserer Truppen auf den Kriegsschauplätzen an der Tausende von Kilometern langen Front in der Sowjetunion. Und auch heute, am 13. Juli, nachdem die Welt aus dem Staunen über die Zerschlagung der Stalin-Linie noch nicht herausgekommen ist, werden abermals die kühnsten Erwartungen übertroffen: Deutsche Truppen dicht vor Kiew! In großen Schlagzeilen melden es die Nachmittagsblätter, geht es von Mund zu Mund, kein Gespräch, keine Unterhaltung, in der es nicht erwähnt wird: Deutsche Truppen dicht vor Kiew! Welch eine phantastische Leistung, diese rund 500 Kilometer von der Grenze des Generalgouvernements aus in drei Wochen kämpfend zu bezwingen!

Mit jener alles niederkämpfenden Wucht, wie wir sie von den Schnellen Truppen vom Westfeldzug her schon gewohnt waren, hatten Panzer und motorisierte Infanterie-Divisionen sowie ein Verband der Waffen-SS über Luck, Rowno, Zwiahel (das frühere Nowograd-Wolinsky) und Shitomir einen tiefen Keil in die bolschewistische Front getrieben, der etwa 20 Kilometer vor Kiew in eine Spitze ausmündete. Fast 200 Kilometer waren damit die Panzerverbände über die Linie der Fuß-Infanterie-Divisionen hinausgestoßen, die noch in der Gegend von Zwiahel nördlich und südlich der Panzerstraße die Befestigungen der Stalin-Linie niederkämpften. Auf eine Entfernung, die — um eine Parellele zum Westfeldzug zu ziehen — nur mit dem Panzervorstoß auf Abbeville vergleichbar ist, war den Schnellen Truppen der Durchbruch geglückt und den nachfolgenden Infanterie-Divisionen der Weg zum großen Teil freigekämpft.

Selbstverständlich erwähnte der OKW.-Bericht diese Einzelheiten mit keinem Wort, nicht am 13. Juli und nicht an den darauffolgenden Tagen. Nur ein einziges Mal, in der zusammenfassenden Übersicht am 6. August, fiel in der Folgezeit der Name Kiew. Die Begründung für dieses Stillschweigen liegt auf der Hand und ist auch in dem Bericht am 6. August eindeutig dargelegt worden: Einzelheiten konnten nicht bekanntgegeben werden, sollte die Weltöffentlichkeit und damit auch der Gegner nicht Überblicke und Absichten erfahren, deren strengste Geheimhaltung für die operative Planung und weitere erfolgreiche Entwicklung notwendigste Voraussetzung war.

Auch uns Kriegsberichtern hat es oft unter den Fingernägeln gebrannt, interessante Erlebnisberichte aus der Schlacht um Kiew zu Papier zu bringen, aber auch für uns war ja oberstes Gesetz, nichts zu schildern, was dem Gegner Hinweise und Anhaltspunkte über die Absichten und Pläne der deutschen Führung hätte geben können. Heute, nach dem siegreichen Einzug deutscher Truppen in Kiew, bestehen diese Bedenken nicht mehr. Auch die Heimat kann heute erfahren, wie die Soldaten der Armee des Generalfeldmarschalls von Reichenau langsam, aber unerbittlich den eisernen Ring um die heißumkämpfte Stadt gezogen und schließlich endgültig einen Widerstand gebrochen haben, der in der Geschichte dieses Krieges nur wenige Parallelen aufweist. Niemand ahnt, wieviel Kampfesmut und Tapferkeit Tausender deutscher Soldaten von jenem 13. Juli an bis zu dem siegreichen 19. September sich hinter den drei nüchternen Worten des OKW.-Berichtes „... stehen vor Kiew" verborgen hat.

Noch 20 Kilometer ...

Die Spitze des von den Schnellen Truppen vorgetriebenen Keils lag am Irpen, einem kleinen Nebenfluß des Dnjepr, den die große Straße von Shitomir nach Kiew knapp 20 Kilometer vor der Dreiviertelmillionenstadt überquert. Wohlgemerkt: 20 Kilometer vor dem Stadtinnern, denn bis zu den ersten Häusern, dem Villenort Datschi-Swatoschino, sind es vom Irpen aus nur noch acht Kilometer. Gerade als sich die Spitze eines deutschen Schützenregiments dem Fluß näherte, um auf dem jenseitigen Ufer einen Brückenkopf zu bilden, ließen die Sowjets die Holzbrücke über den Irpen in die Luft gehen. Mit dieser Sprengung fand der deutsche Panzervorstoß sein Ende. Damals mochte man vielleicht geneigt sein, dieses jähe Ende des kühnen deutschen Durchbruchs zu bedauern. Heute, nachdem der Name Irpenstellung bei den Truppen von Kiew ein Begriff geworden ist, der im Gedächtnis der Soldaten für immer auf das engste mit der Erinnerung an das erbitterte Ringen um die Stadt verbunden sein wird, ist man anderer Ansicht.

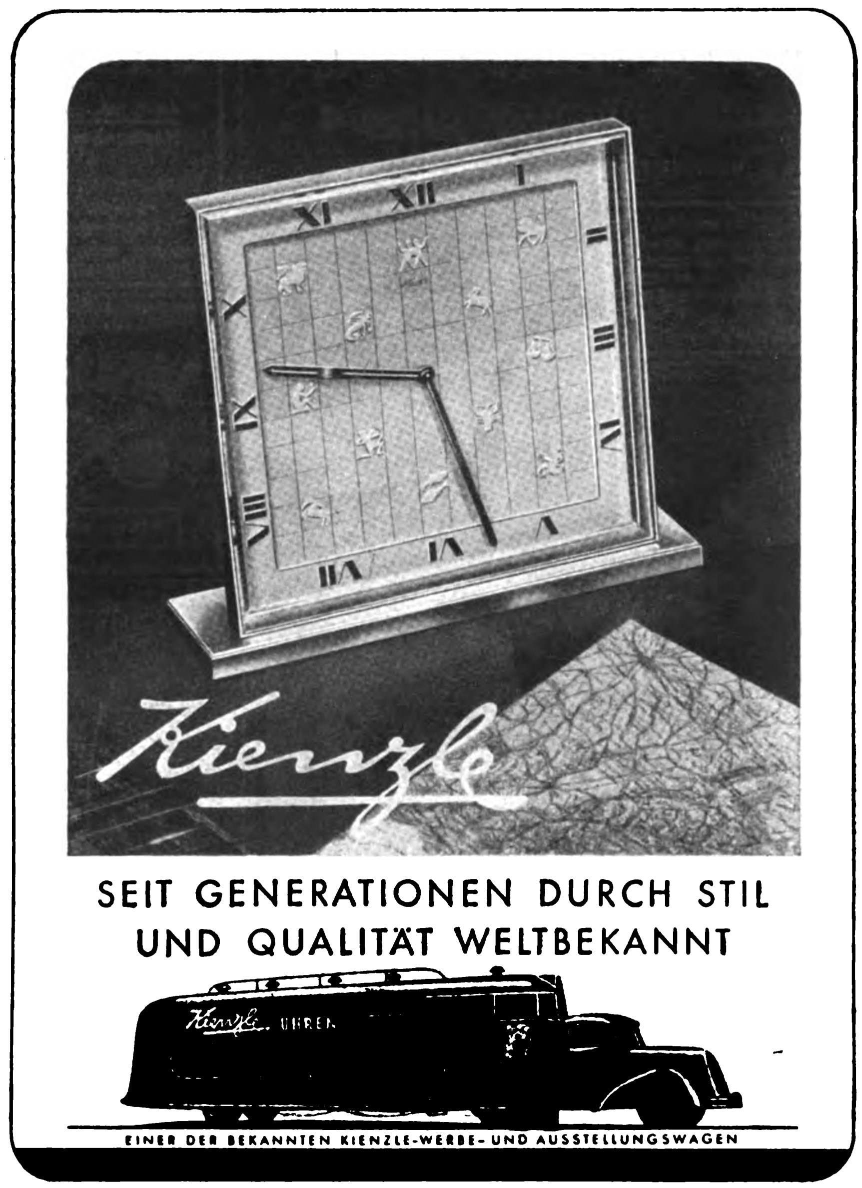
Was nämlich drüben auf dem anderen Ufer des Irpen los war, sollten die vorgestoßenen Verbände bald zu spüren bekommen, nachdem sie an der Brücke kehrtgemacht und sich oberhalb des Flusses auf dem westlichen Talrand zur Verteidigung eingerichtet hatten. Sobald sich in den darauffolgenden Tagen auch nur ein deutscher Soldat vor den verstreut liegenden Häusern diesseits des Irpen auf dem in etwa 1500 Meter Länge zum Fluß abfallenden Hang sehen ließ, wurde er von drüben her mit einem Artilleriesegen bedacht, der nichts zu wünschen übrigließ. Feuerstellungen und Beobachtungsstellungen des Gegners waren nicht ausfindig zu machen, denn die Sowjets hatten uns gegenüber den großen Vorteil, daß der gesamte jenseitige Hang mit dichtem Hochwald bestanden war und sich als ein geradezu ideales Verteidigungsgelände erwies.

In diesen Tagen rollen wir zum erstenmal von Shitomir aus auf der Rollbahn Nord, über die später noch einiges zu sagen sein wird, nach Osten. Heiß brennt die Sommersonne auf die Asphalt-


Haarausfall kann verhindert – schwacher, sich lichtender Haarwuchs kann wieder zu neuem Leben erweckt werden.
AUXOL
rettet
Ihr Haar
Auxol ist ein neuartiges, nach besonderem Verfahren hergestelltes Haartonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. Mit Auxol behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach. Es hat Glanz und Fülle und ist schmiegsam und leicht frisierbar.
RM
1.90 u. 3.–
F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE


ERNTEN 37 BIS 39 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 O/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + HAMBURG-BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4


CINZANO
die Weltmarke
CINZANO
Cinzano im Weinkühler?
Unbedingt erforderlich ist es nicht, aber die geringe Mühe, Cinzano im Kühler, Eisschrank oder unter der Wasserleitung kalt zu stellen, lohnt sich: Cinzano schmeckt gut gekühlt am besten.


Kienzle
SEIT GENERATIONEN DURCH STIL
UND QUALITÄT WELTBEKANNT
Kienzle UHREN
EINER DER BEKANNTEN KIENZLE-WERBE- UND AUSSTELLUNGSWAGEN



An die Leser des „Illustrierten Beobachters"!
Zur Ergänzung unseres Archivbestandes suchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „IB." zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter, einwandfreier Exemplare:
Jahrgang 1939: Nr. 35, 36, 37, 38. **Jahrgang 1940:** Nr. 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24. **Jahrgang 1941:** Nr. 27, 28, 29, 33
Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

straße, an der sich zu beiden Seiten die Spuren des bolschewistischen Rückzuges vielgestaltig abzeichnen: Stehengebliebene Fahrzeuge und Geschütze, zerschossene Panzerwagen, Pferdeleichen im Straßengraben, Dörfer und Kleinstädte, über deren Trümmern noch beißende Rauchschwaden lagern, frische Spuren eines Schlages, den unsere Panzerwaffe mit vernichtender Gewalt geführt hat. Vielfältig die Eindrücke auf der 110 Kilometer langen Fahrt, nur eins vermissen wir: deutsche Truppen. Kaum daß einmal ein Nachschubfahrzeug entgegenkommt — eine fast menschenleere Straße. Nur die zahlreichen Kommandoflaggen, die fast an jeder Abzweigung nach links oder rechts weisen und die von Zeit zu Zeit an Bäumen festgenagelten Pfeile mit der Aufschrift „Rollbahn Nord" lassen erkennen, daß schon deutsche Truppen hier entlang gezogen sind. Wir befinden uns mitten in dem Keil, der in einer Breite von nur wenigen Kilometern in die sowjetischen Stellungen vorgetrieben worden ist. Die vorgestoßenen Verbände sichern nördlich und südlich der Straße die erreichten Stellungen, sichern die Rollbahn Nord, die ihnen jetzt nur noch als Zufahrtstraße dient, gegen alle Durchbruchsversuche der vielfachen bolschewistischen Übermacht und halten sie frei für die sich allmählich von Westen heranschiebenden Infanterie-Divisionen

Dann sind wir vorn, wo die Straße durch eine Schranke versperrt ist: „Für Fahrzeuge gesperrt! Achtung, Feindeinsicht!" 100 Meter weiter hat man schon einen guten Überblick über das gesamte Irpental. Als freie Fläche, nur von zwei kleinen quer verlaufenden Bodenwellen durchzogen, erstreckt sich der diesseitige Hang hinunter zum Fluß, während drüben die Asphaltstraße als schnurgerades Band den Hochwald durchschneidet und hinter dem jenseitigen Talrand verschwindet. Auf dem sanften Hang zum Irpen hinunter ist nicht ein deutscher Soldat zu sehen, kein Gefechtsvorposten, keine Sicherung, nichts. „Bei Tage darf keiner den Kopf aus dem Deckungsloch nehmen, wollen wir nicht einen Artilleriezauber herüberkriegen, der sich gewaschen hat", sagt uns ein Oberleutnant des Schützen-Regimentes, der mit einer Kompanie den Sicherungsauftrag an der östlichsten Spitze des Keiles hat. Die Soldaten liegen in ihren Deckungslöchern und beobachten, lassen bei Tage den Waldrand drüben nicht aus den Augen und lauschen nachts angespannt in die Dunkelheit hinaus, sonst nichts. Zunächst ist die Ruhe wohltuend nach dem stürmischen Vorstoß, aber schon nach zwei, drei Tagen wird sie zur Last, empfindet man die ständige Beobachtungstätigkeit quälend, nervenaufreibend, zermürbend.

Wir sehen die Zitadelle.

Tage hindurch bleiben wir in Milaja, dem kleinen Dorf oberhalb des Irpen, und warten auf die heranrückenden Infanterie-Divisionen. Nichts ereignet sich in diesen Tagen, wenn man von den regelmäßig alle zwei Stunden aufkreuzenden sowjetischen Fliegern absieht, die in zehn bis zwanzig Meter Höhe über die Häuser dahinbrausen, einige 2½-Kilo-Bomben fallen lassen, mit MG.-Garben die Gärten abstreichen und dann wieder in Richtung Osten verschwinden.

Soweit es das Gelände zuläßt, suchen wir jede der deutschen Stellungen auf, die sich im Halbkreis um Milaja hinziehen. Das Schützen-Regiment ist inzwischen von der Leibstandarte Adolf Hitler abgelöst worden, deren Soldaten sich bei der Ausführung dieses reinen Sicherungsauftrages nicht ganz wohl fühlen. Verständlich, wenn man einmal in der Geschichte dieses Krieges nachblättert und jene Kämpfe heraussucht, mit denen der Name der Leibstandarte auf das engste verbunden ist.

Wenige Kilometer westlich liegt hinter einer kleinen Anhöhe, für den Feind unsichtbar, eine Batterie der Leibstandarte in Feuerstellung. Sie hat denselben Sicherungsauftrag wie vorn am Irpen die Infanterie: Nur schießen, wenn der Feind einen Angriff unternehmen sollte, sonst nicht. Denn es wäre etwas gewagt, durch das Feuer die eigene Stellung zu verraten, da die ersten Tage genügt haben, um zu erkennen, daß uns an dieser Stelle die Sowjets artilleristisch um ein Vielfaches überlegen sind. Also schweigen die Rohre, und die Kanoniere haben Zeit genug, bisweilen die wenigen Meter zu der kleinen Anhöhe hinaufzugehen. Von hier aus nämlich sieht man nicht nur das Dorf Milaja, nicht nur den oberen Rand des Waldgürtels auf dem jenseitigen Irpenufer, sondern in blauer Ferne erhebt sich hinter dem Grün der Wälder, das stellenweise von dem satten Goldgelb der fast reifen Getreidefelder unterbrochen wird, der hoch zum Himmel ragende Turm des Lawraklosters auf der Zitadelle von Kiew, der außer den Funktürmen zur Rechten das einzige ist, was man von der Stadt sieht.

Der vorgeschobene Beobachter derselben Batterie liegt am Ostrand von Milaja ganz vorn bei der Infanterie wie immer. Geschickt getarnt hat er sein Scherenfernrohr aufgebaut, das hinüber auf den Wald hinter dem Irpen gerichtet ist. Er sieht nicht die Zitadelle von Kiew, aber er beobachtet Dinge, die für den sich anbahnenden Kampf um die Stadt viel entscheidender sind. Unmittelbar rechts der Straße, dort wo sie von der gesprengten Holzbrücke in den Wald führt, steht der erste Bunker, einige Stunden später entdeckt er kaum hundert Meter weiter rechts den zweiten, den dritten, dann den vierten, er sieht den Pallisadenzaun, hinter dem vermutlich ein Panzergraben ausgehoben wird, er erkennt Feldstellungen, und er sieht, wie auf der schnurgeraden Straße zum Irpen herunter Fahrzeug auf Fahrzeug rollt, alles Lastkraftwagen, die seitlich im Wald verschwinden. Die Bolschewisten schleppen Material über Material in ihre Stellungen, vielleicht auch Munition — wir wissen es nicht. Wir wissen auch noch nicht, daß die Irpenstellung der stärkste Abschnitt der Bunkerlinie ist, die die Sowjets im geschlossenen Halbkreis westlich des Dnjepr um Kiew errichtet haben. Während die Kanoniere in der Feuerstellung Tag für Tag ihre Blicke zur Kathedrale von Kiew hinüberschweifen lassen, entdeckt der vorgeschobene Beobachter derselben Batterie immer mehr Einzelheiten des schweren Befestigungsgürtels, der sich als Hindernis zwischen uns und die Stadt legt. Die einen immer nur das Ziel, die anderen ständig das Hindernis vor Augen, das uns die Erreichung des Zieles noch unmöglich macht — ein merkwürdiger Gegensatz, fast unerträglich für die sieggewohnten Soldaten dieses Krieges, wenn aus den Tagen des Wartens Wochen und Monate werden.

Ereignislos schleichen die Tage dahin, der 18., 19., 20. Juli vergeht, nichts passiert. Nach dem Schützen-Regiment steht eines Nachmittags auch die Leibstandarte Adolf Hitler abmarschbereit. Die motorisierten Verbände werden herausgezogen, können dank ihrer großen Beweglichkeit schon wieder an einem anderen Frontabschnitt zu neuen Aufgaben eingesetzt werden, Durchbruch, Umfassung, je nachdem. „Wohin rollt ihr?" „Nach Süden, mehr wissen wir auch nicht." Wenige Tage später hören wir von dem Beginn der Umfassungsschlacht bei Uman, weit südlich in der Ukraine. Dorthin also sind unsere Panzer und ϟϟ-Männer.

Ablösung vor Kiew

Dann kommt es von Westen auf der Rollbahn Nord heranmarschiert, im Schutze der Nacht, um der sowjetischen Luftwaffe die Bewegungen auf unseren Straßen zu verschleiern. Auf einer nächtlichen Dienstfahrt von Shitomir zurück zu unserem Quartier in Milaja überholen wir auf der 110 Kilometer langen Strecke Infanterie-Division auf Infanterie-Division, während der ganzen Fahrt reißt der Strom nicht ab, der sich über die Rollbahn Nord nach Osten ergießt. Im Morgengrauen trifft die Spitze der vordersten Infanterie-Division in Milaja ein, müde und abgespannt von rastlos vorgetragenen Nachtmärschen. Aber es gibt auch jetzt keine Ruhe für die unermüdlichen Marschierer der Infanterie, denn sofort muß ein Bataillon den Abschnitt der Leibstandarte übernehmen. In dieselben Dekkungslöcher, in denen schon die Soldaten des Schützen-Regiments und der Waffen-ϟϟ gelegen haben, kriechen jetzt die Schützen des Infanterie-Bataillons, der Artilleriebeobachter übernimmt von seinem Vorgänger alle Aufzeichnungen über die erkannten Einzelheiten der sowjetischen Irpenstellung, Panzerjäger der Division sichern mit ihren Geschützen an denselben Dorfausgängen von Milaja wie zuvor die Leibstandarte — Ablösung vor Kiew.

Aber der Feind hat trotz aller Vorsichtsmaßnahmen anscheinend doch Wind von den Vorgängen auf dem diesseitigen Irpenufer bekommen. Jedenfalls verläuft der erste Tag des Infanterie-Bataillons vor Kiew recht stürmisch. Am Nachmittag werden kampfstarke Spähtrupps der Sowjets unten am Irpen festgestellt, die auf Laufstegen den Fluß überqueren. Jetzt kommt dem Gegner der Geländegewinn zugute, denn so kahl und gleichmäßig der diesseitige Hang zum Irpen auch scheint, gelingt es den Sowjetsoldaten doch, sich in kleinen Bodenmulden und Senken unsichtbar zu machen. Auch die feindliche Artillerie, die seit Tagen geschwiegen hat, meldet sich wieder: Einschlag auf Einschlag kracht vor das Dorf, wo unsere Stellungen liegen, und auch mitten zwischen die Häuser.

Auf dem Bataillonsgefechtsstand trifft bei Einbruch der Dämmerung der Befehl des Regiments ein, die feindlichen Spähtrupps im Laufe der Nacht noch über den Irpen zurückzuwerfen. Der Kommandeur setzt selbst die Kompanien zu den einzelnen Unternehmungen an, obwohl er während der letzten zwei Tage kaum drei Stunden geschlafen hat. Bei einer der Kompanien ist soeben die Feldküche eingetroffen, die Soldaten warten schon mit den Kochgeschirren in der Hand. Man merkt es dem Kommandeur an, wie schwer es ihm fällt, gerade jetzt, nachdem sich jeder der Schützen die warme Verpflegung nach einem aufreibenden Tag mehr als verdient hat, die Kompanie zur Durchkämmung eines breiten Geländestreifens hinunter zum Fluß ansetzen zu müssen. Aber es hilft nichts, das diesseitige Ufer muß wieder in unsere Hand kommen.

Inzwischen bricht die Nacht über das umkämpfte ukrainische Land herein, eine kalte, sternenklare Nacht. Tiefe, fast friedliche Stille breitet sich aus, nur hier und da vom Flüstern unserer Posten unterbrochen, die gespannt in die Nacht hinauslauschen. Und doch ist diese Stille unheimlich, wenn man weiß, daß sie in jedem Augenblick von den peitschenden Garben der Maschinengewehre zerrissen werden kann.

Es dauert auch gar nicht lange, da geht unten, etwa 500 Meter vor dem Fluß, die Hölle los. MG., Gewehrschüsse, Handgranaten, dazwischen funkt ein feindlicher Granatwerfer, ein wüstes Durcheinander fast gleichzeitig auf der ganzen Breite des Abschnittes. Längs der Rollbahn, oberhalb der gesprengten Brücke, ist es am heftigsten. Eine halbe Stunde lang etwa dauert der Zauber, die Kompaniemelder treffen am Bataillonsgefechtsstand ein: Allen Kompanien ist es gelungen, die bolschewistischen Späh- und Stoßtrupps auf das jenseitige Ufer zurückzudrängen. Dann wird allmählich Ruhe im Irpental, nur die großen Scheinwerfer, die die Sowjets gut getarnt in den Baumkronen angebracht haben, blitzen auf und suchen unser Gelände ab. Gespensterhaft streichen die riesigen Lichtkegel über die wogenden Getreidefelder, in denen es für unsere Infanteristen ein leichtes ist, Deckung zu nehmen und sich unsichtbar zu machen.

Dann nähern sich Gestalten dem östlichen Dorfrand, fast lautlos kommen sie heran, nur hier und da ein Zweig, der unter ihren Füßen knackt. „Kennwort!" — Es sind die von den Unternehmungen zurückkehrenden Kompanien. Wortlos suchen die Schützen ihre Deckungslöcher auf, bringen die Maschinengewehre wieder in Stellung, genau auf demselben Platz, wo sie vorher gelegen haben. Noch eine Stunde, und ein neuer Tag zieht herauf, der wieder die aufreibende Beobachtungs- und Sicherungstätigkeit bringt, ohne Ablösung, unermüdlich.

Ganz vorn läuft die Front parallel zum Irpen, aber von der Rollbahn aus sind es auch nur etwa zwei Kilometer nach Norden und drei nach Süden bis zu unseren vordersten Stellungen, die schmale Spitze, in die der Keil ausmündet. Das Bataillon sichert einen Abschnitt von acht Kilometer Breite, und man kann sich ohne Schwierigkeiten ausrechnen, wie unverhältnismäßig breit die Sicherungsstreifen für die einzelnen Gruppen sind. Und doch ist dieser dünne Schleier sichernder Maschinengewehre und Panzerkanonen jener eiserne Ring, der Wochen hindurch allen feindlichen Gegenstößen standhält, eine unüberwindliche Front, in deren Schutz weiter westlich ganze Armeekorps und Divisionen verschoben und umdirigiert werden. Im Schutze dieses Gürtels vollzieht sich von Shitomir nach Osten ein Aufmarsch, der nur mit den Truppenbewegungen wenige Tage vor Beginn des Ostfeldzuges vergleichbar ist. Es ist der Aufmarsch vor Kiew, der Hauptstadt des Landes, die sie geblieben ist, auch wenn der Bolschewismus ihr formell den Charakter der Hauptstadt genommen hat.

Die „Panzerstraße nach Berlin".

Die Kolonnen, die sich in diesen Tagen aus der Stadt Shitomir in ostwärtiger Richtung auf die Rollbahn Nord ergießen, reißen nicht ab. Es ist jetzt unmöglich geworden, ausschließlich die Nacht zu den Truppenverschiebungen zu verwenden, da die Panzerstraße tagelang den Verkehr kaum fassen kann, der auf ihr dahinflutet. Es gibt fast kein Divisionserkennungszeichen in der Armee von Reichenau, dem man unter den auf der Panzerstraße dahinrollenden Fahrzeugen nicht begegnet. Zum Teil haben sich die kilometerlangen Schlangen, die die einzelnen Divisionen auf dem Marsch bilden, ineinandergeschoben, so daß man sich kaum noch in den Marschkolonnen auskennt. Infanterie, Regiment auf Regiment, stapft unverdrossen die Straße nach Osten, in Hitze und Staub, in Regen und Schlamm, bei Tag und Nacht, unverwüstliche Kerls, die wieder schier unfaßbare Marschleistungen bewältigen. Pferde ziehen die Geschütze der bespannten Artillerie nach. Im Schneckentempo, aber immer noch schneller als die Fuß- und bespannten Truppen, rollen die motorisierten Kolonnen der Panzerjäger, der Pioniere und der schweren Artillerie nach Osten, dazwischen wieder schieben sich die Verbände der Flak, Riesenlastkraftwagen mit Anhängern voller Munition und Betriebsstoff nehmen die halbe Straße ein. Entgegen kommen in westlicher Richtung die letzten Fahrzeuge der von ihren Sicherungsaufträgen abgelösten Panzer, motorisierten Infanterie-Divisionen und der Leibstandarte. Drei Kolonnen ostwärts, eine westwärts, ein Glück, daß die Straße breit und — gut ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 91 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3

Humor

Mitten in der Nacht ließ der reiche, aber eingebildete Kranke den berühmten Arzt rufen. Der untersuchte den Kranken gründlich. Dann sagte er ernst: „Haben Sie schon Ihr Testament gemacht?"

„Wieso, ist es denn schon so weit?"

„Dann lassen Sie sofort Ihren Anwalt kommen!"

„Herr Professor . . ."

„Ferner lassen Sie Ihre ganze Verwandtschaft rufen!"

„Muß ich denn wirklich schon sterben?"

„Das wohl nicht! Aber ich möchte nicht der einzige Dumme sein, welchen Sie mitten in der Nacht aus dem Bette jagen!"

*

„Ihr Frauen habt eine merkwürdige Eigenschaft: Immer müßt ihr widersprechen, da gibt es einfach keine Ausnahme!"

„Fritz, das ist nicht wahr!"

*

„Ehe du kamst, hatte ich ein Dutzend Bewerber, und alle waren klüger als du."

„Es wäre dumm von mir, das zu bestreiten. Sie haben es ja bewiesen."

*

„Schämen Sie sich", sagte die Mutter zu dem Klavierstimmer, „einfach meine Tochter zu küssen, anstatt das Klavier zu stimmen!"

„Ihre Tochter war doch auch verstimmt!" verteidigte sich der junge Mann.



„Rasieren Sie sich gefälligst erst mal, bevor Sie mit mir anbändeln!"

„Ihr Untermieter bekommt ja furchtbar viel Post! Sind das alles Briefe von jungen Damen?"

„Nein, Frau Nachbarin — Herr Gäbler ist ein ordentlicher Mensch — das sind nur Rechnungen und Mahnzettel!"

*

„Onkel, ich gratuliere dir recht herzlich zu deinem Geburtstag, und Mutti hat gesagt, wenn du mir eine Mark schenkst, soll ich sie nicht verlieren!"

*

„Kläger, Sie behaupten also, der Brummer hätte den Streit vom Zaune gebrochen?"

„Den Streit nicht, aber die Latten!"

*

Der Polizist führt einen Bettler herein. „Ich habe ihn beim Betteln aufgegriffen, Sheriff!"

„Hm . . . das kostet 30 Dollar Strafe!"

„Er hat aber nur 20 Dollar bei sich!"

„So . . . dann lassen Sie ihn nochmals laufen und sich soviel zusammenbetteln, bis er die 30 Dollar voll hat!"

*

„Kannst du nicht ein paar Mausefallen mitbringen?" bat die junge Frau den Gatten.

„Schon wieder? Ich hab' doch erst vorgestern sechs Stück gekauft. Sind die denn alle kaputt?"

„Nein, nein! Aber es sind Mäuse drin!"

A. L. KLEIN:

GUCKEMAL!

Es war eine Familie, nennen wir sie Guckemal, die hatte große Rosinen im Kopf. Daß es um ihre kleine Lederfabrik nicht besonders gut stand und sie Schulden beim Häutehändler hatten, tat dem keinen Abbruch. Da war es doppelt angebracht, sich nach einer guten Partie für Mimichen umzusehen. Kam es da nicht wie von der Vorsehung geschickt, daß der Kölner Häutehändler Habeman schrieb, sein Neffe und Nachfolger sei aus Südamerika zurück und werde demnächst einmal selbst die Kundschaft besuchen? Mimichen bekam, als Ergänzung eigener Prosa, ein Gedicht von einem Kleid. Man ging zum teuersten Friseur.

Da kam statt des Neffen von Herrn Habeman der Krieg. Aber selbst das gab neue Aussichten! Es sollte Einquartierung kommen. Für Guckemals selbstverständlich ein Offizier! Vielleicht ein Leutnant! Mimichen kaufte einen neuen Lippenstift. Kußfest natürlich. Mama Guckemal stand daneben, als Gustel, die Angestellte, das Bett im behaglichen Gästezimmer überzog. Die Heizung wurde bereits angedreht. Es war bitterkalt draußen. Schon klingelte es. Ein Soldat präsentierte seinen Quartierschein.

„Für wen?" fragte Frau Guckemal.

„Für mich."

„Für Sie?" kam es zurück, als splittere ein Eiszapfen.

„Das kann nur ein Irrtum sein. Wir erwarten einen Offizier!"

„Bedaure", sagte der Eindringling, „statt dessen komme ich."

„Hm ja", meinte sie. „Guste, gehen Sie mal 'rauf und machen Sie die Mansarde zurecht. Sie können solange in der Küche warten."

Der Soldat schlug die Hacken zusammen und setzte sich in die warme Küche.

Frau Guckemal sorgt inzwischen dafür, daß Gustel das Bett des ehemaligen Zweitmädchens mit möglichst grobem Bettzeug bezog und Verdunklungspapier vor das mit Eisblumen bedeckte Fensterchen kam.

„Ich gebe Ihnen warmes Waschwasser", sagte später Gustel in der Küche, „und einen heißen Krug ins Bett können Sie auch haben. Es ist zu bitterkalt in dem Bodenstübchen ohne jede Heizung."

Die beiden waren bald gute Freunde. Er durfte sich in der warmen Küche aufhalten und bekam auch täglich dort Kaffee oder Tee. Frau Guckemal duldete es großmütig. Man wollte sich nicht lumpen lassen und schenkte den beiden sogar fünf Mark. Dafür sollten sie sich einen vergnügten Sonntag machen. Der Soldat ging mit einem seltsamen Lächeln darauf ein und nahm die vergnügte Gustel wirklich mit.

Derweil zog Frau Guckemal ihren Pelzmantel an und stieg hinauf zur Mansarde, um mal nach dem Rechten zu sehen.

Auf dem wackligen Tischchen lag eine kleine Saffianmappe. Und Frau Guckemal ließ sich herab, die Mappe zu öffnen, was zur Folge hatte, daß sie auf den einzigen Stuhl sank, den der Raum aufwies. Ein Brief mit des Häutehändlers Habeman Firmenaufdruck und drin ein Brief mit der Unterschrift „Dein dich liebender Onkel Karl Habeman". — — —

Die ärmliche Mansarde beherbergte Mimis erträumten Zukünftigen! Als Frau Guckemal ihre Fassung wiederfand, trug sie die Mappe, den Affen und andere Requisiten eines „gemeinen" Soldaten eigenhändig hinunter in das behagliche Gästezimmer, dessen Türe sie, zuckersüß lächelnd, öffnete, als das ungleiche Paar heimkehrte.

„Bitte", sagte sie, „benutzen Sie bei der Kälte lieber diesen Raum."

Der Soldat verneigte sich dankend.

„Wir würden uns freuen", fuhr sie fort, „wollten Sie mit uns zu Abend essen."

„Oh, danke", kam es zurück, „aber ich bleibe lieber bei Fräulein Gustel in der Küche."

Mimichen weinte vor Wut, Herr Guckemal fluchte und Frau Guckemal nahm ein Schlafpulver.

„Fräulein Gustel", sagte der Soldat in der Küche, „ich bin wahrscheinlich den letzten Abend hier Mein Onkel ist leidend und mußte mich reklamieren. Wenn Sie mal nach Köln kommen, vergessen Sie nicht, daß Sie stets in einem unserer Gästezimmer logieren können. Ich werde meiner Tante von Ihnen erzählen."

„Au, fein!" strahlte Gustel, „mein Schatz ist ja dort in Garnison. Ich komme."

„Und hier sind die fünf Mark, die Sie mir von der Gnädigen gaben und noch etwas mehr als Reisegeld."

Guckemals beschlossen, es sei klüger, nicht zu wissen, welche für sie so wichtige Persönlichkeit sie beherbergten. Als sich ihr Quartiermann verabschiedete, begleiteten sie ihn zwar vollzählig zur Haustüre und überschlugen sich in liebenswürdigen Phrasen.

Er verneigte sich kühl und tadellos und gab dann der im Hintergrund stehenden Gustel herzlich die Hand.

„Laß dich's nicht anfechten, Mama", tröstete Mimi und betupfte ihre unversehrten Locken mit gewölbter Hand. „Es gibt noch andere."

„Habt ihr 'ne Ahnung", stöhnte Herr Guckemal, ging und überrechnete nochmals seine Schulden bei Habeman.

Das durfte nicht kommen

Ein Schriftsteller las vor den Mitgliedern des „Lesekränzchens" einer kleinen Stadt aus eigenen Werken vor. Als er geendet hatte, schüttelte ihm der Vorsitzende herzlich dankend die Hand und wollte ihm diskret einen Zehnmarkschein zustecken. Mit ein paar netten Worten lehnte der in behaglichen Umständen lebende Dichter ab und bat, das Honorar für einen guten Zweck zu verwenden.

„Hätten Sie etwas dagegen", fragte der Vorstand, „wenn wir es unserem Sonderfonds zuführten?"

„Durchaus nicht. Wozu dient denn der Sonderfonds?"

„Zur Programmgestaltung", kam es stolz zurück, „damit wir im nächsten Jahr bessere Kräfte für unsere Abende verpflichten können . . ."



Ein Zufall gibt den Anlaß.
Reichssportfeld, Sonntag am frühen Morgen. Unsere Bildberichterstatterin hat schon eine nette Ausbeute an Kamerastudien beisammen und will gehen, da sieht sie am Sprungturm ein junges Mädchen, das ihr durch einen besonders herrlichen Wuchs auffällt. Das wäre etwas für Sonderaufnahmen. Die Kamera hat die schöne Nereide hier festgehalten, wie sie gerade aus dem Wasser steigt. Unsere Bildberichterstatterin, die im Laufe der Jahre viele Filmatelierberichte, Theaterreportagen und Schauspielerstudien herstellte, hat ein besonders geschultes Auge dafür, ob diese oder jene junge Mädchen und Frauen sich etwa für den Film eignen könnten. Sie läßt sich von der jungen Schwimmerin über ihre bisherige Berufstätigkeit berichten und verabredet mit ihr eine Zusammenkunft im Nachwuchsstudio der Filmgesellschaft. Das junge Mädchen hört erst skeptisch zu, verspricht dann aber zu kommen.



... Und sie kommt wirklich.
Zweiter Hof links: Das Photo-Atelier. Punkt 10 Uhr klingelt Fräulein Zarell. Etwas ängstlich noch. Das Ganze kommt ihr ziemlich geheimnisvoll vor.



Ein Schritt ist getan.
Für den kommenden Dienstag wurden bereits Photoaufnahmen in der Tobis-Filmkunst angesetzt. Auf dem Aufnahmefahrplan steht: 10 bis 16 Uhr: Zarell.

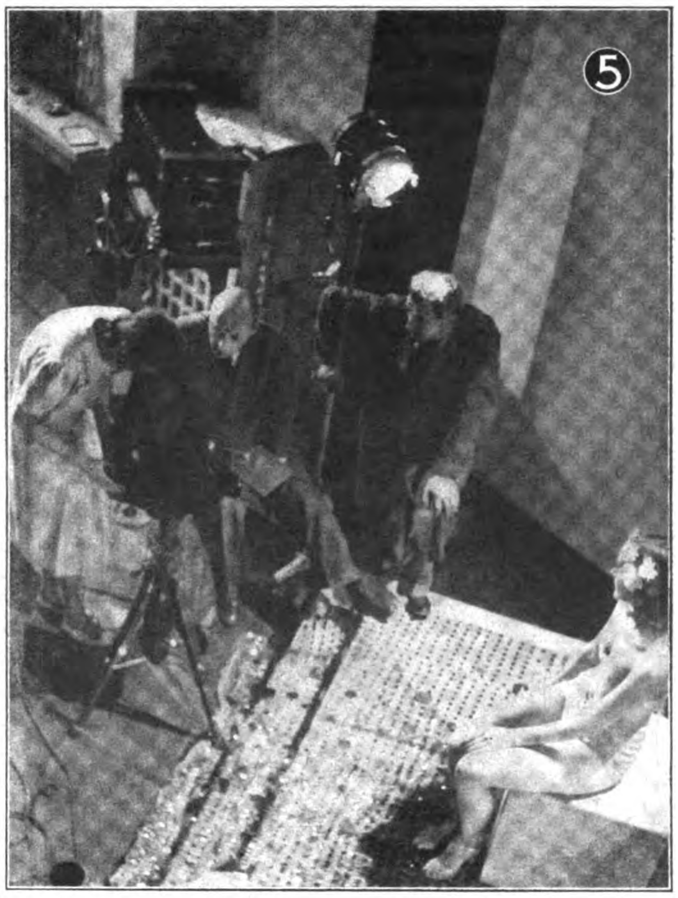


Viola Zarell verändert sich.
Unter den Händen der Maskenbildnerin verwandelt sich ihr hübsches, aber doch unauffälliges Gesicht buchstäblich in eine Filmschönheit.

Ein Gesicht fällt auf

SONDERBILDBERICHT AUS DEM NEUEN PHOTO-STUDIO DER TOBISFILM

Aufnahmen: Krause-v. d. Busche



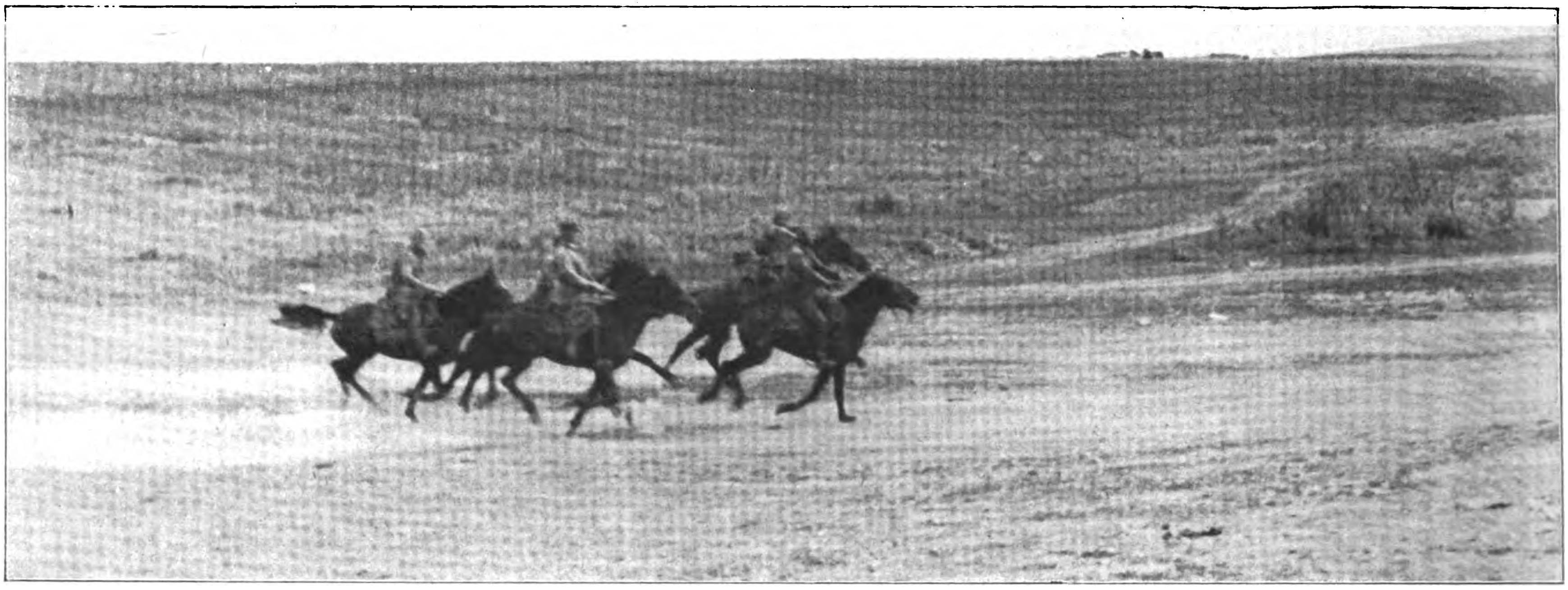
Der Photoregisseur greift ein!
Nach seinen Anweisungen arbeitet die Atelierphotographin. Er bestimmt die Dekorationen, in die das junge Mädchen für die Aufnahmen gestellt wird, probiert Lichtwirkungen aus, ist in jeder Einzelheit für die Aufnahmen im Studio verantwortlich. Und er führt auch, wenn die Aufnahmen gelungen sind, die weiteren Verhandlungen mit dem Produktionsleiter.



Links:
Und das ist eine der Aufnahmen aus dem Photostudio.



Der Produktionschef ist einverstanden.
E. v. Demandowsky, der Produktionschef der Tobis, in einer Besprechung mit dem künstlerischen Leiter des Tobis-Photoateliers, E. Sohler.



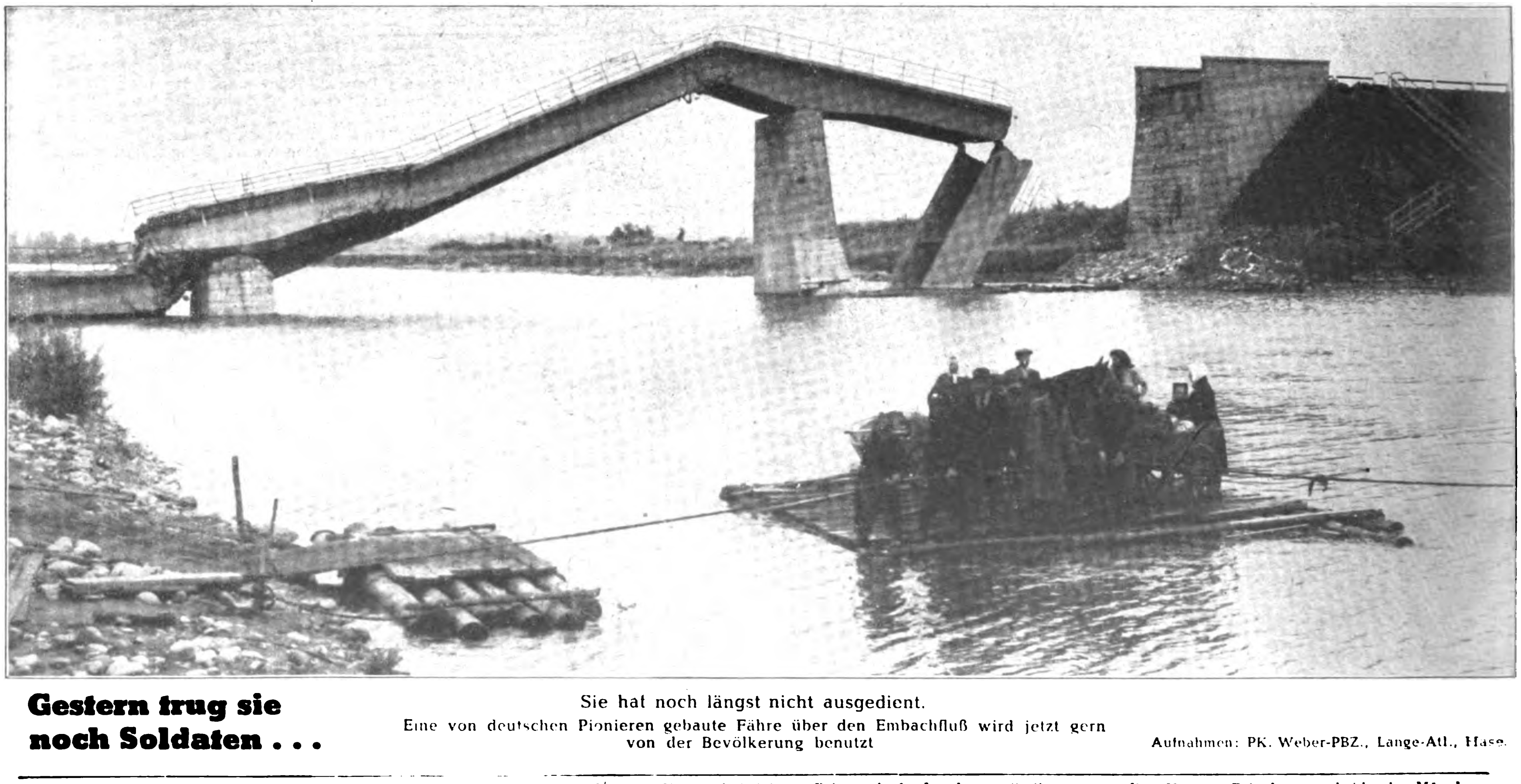
Ein seltener Schnappschuß

Kosaken auf der Flucht.
Mit dem Teleobjektiv gelang es dem PK.-Berichter, einen sowjetischen Reiterspähtrupp aufzunehmen, der vor den Garben deutscher MG.s kehrtmachen mußte.



Moskitonetz ab! Gasmaske auf!

Vorwärts durch schwelende Wälder.
Beißende Rauchschwaden erschweren die Verfolgung der Sowjets, die den Wald angezündet haben. Genützt hat es ihnen nichts. Der Vormarsch geht weiter.



Gestern trug sie noch Soldaten . . .

Sie hat noch längst nicht ausgedient.
Eine von deutschen Pionieren gebaute Fähre über den Embachfluß wird jetzt gern von der Bevölkerung benutzt

Aufnahmen: PK. Weber-PBZ., Lange-Atl., Hase.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 23. OKTOBER 1941
16. JAHRGANG ∴ FOLGE 43

FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
Finnen stürmen Sowjetbunker / Erz-bishop und Erzlumpen / Leningrad ganz nah gesehen u. a. m.



„Jetzt bin ich aber ganz stolz auf dich!"
Der jüngste Bruder muß sich immer wieder ganz genau das Ritterkreuz ansehen, so groß ist seine Freude!
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Wurm, Wb.



Die Vertreter der Stadt haben sich zur Begrüßung des Oberfeldwebels Veeser eingefunden.



Träger des Ritterkreuzes mit Eichenlaub und Schwertern, Geschwaderkommodore Major Oesau während eines Urlaubs daheim.

Ritterkreuzträger kehren heim



Begleitet von der Jugend, geht es zum Marktplatz.



PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Wurm-Wb. (3), Luckel (1).

Oberfeldwebel Veeser im Kreise seiner Eltern und Geschwister.

Finnen stürmen einen Sowjetbunker



Ein finnischer Stoßtrupp hat ein Gewässer in Sturmbooten überquert und geht zum Angriff auf den Feind.



Der finnische Angriff hat die Niederzwingung einer sowjetischen Feldbefestigung zum Ziel.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Viitasalo (2), Kivi (1).



Ein Sowjetbunker wird von den Finnen in kühnem Angriff erstürmt. Einer von den Bolschewisten hat schon genug bekommen und ergibt sich mit erhobenen Händen.



So sollte dieser Kirchenmann sich zeigen!
Die Historiker einer späteren Zeit werden auf den Primas von England, Dr. Cosmo Lang, mal besonders den Finger legen; vielleicht werden sie den Kopf darüber schütteln, daß ein Volk sich von diesem „Hirten" in den Wolfszwinger führen ließ.
Zeichnung: Professor E. Thöny.



Er dirigiert die Internationale.
Der Oberbürgermeister von Neuyork, der Halbjude Laguardia, zählt zu den großen Bewunderern des Erzbischofs von Canterbury.





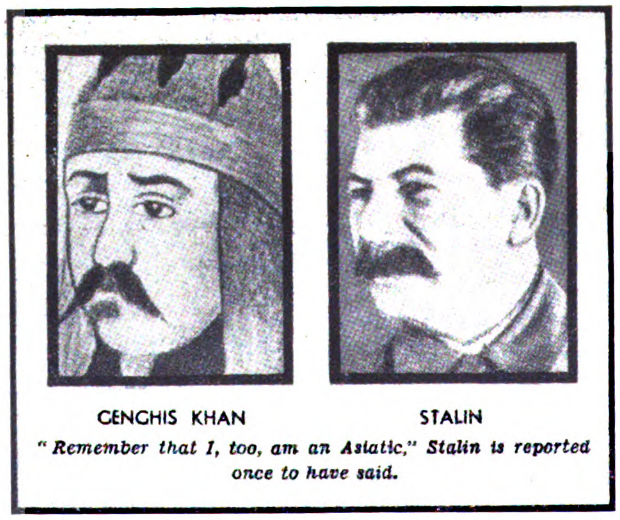
Sie spielen wieder aktiv mit.
Der Anarchist Dimitroff und Litwinow-Finkelstein, die vorübergehend den Mund halten mußten, haben jetzt von Stalin wieder neue Rollen zugewiesen erhalten.
Zeichnungen: Bruns.

Erz-Bishop und Erzlumpen

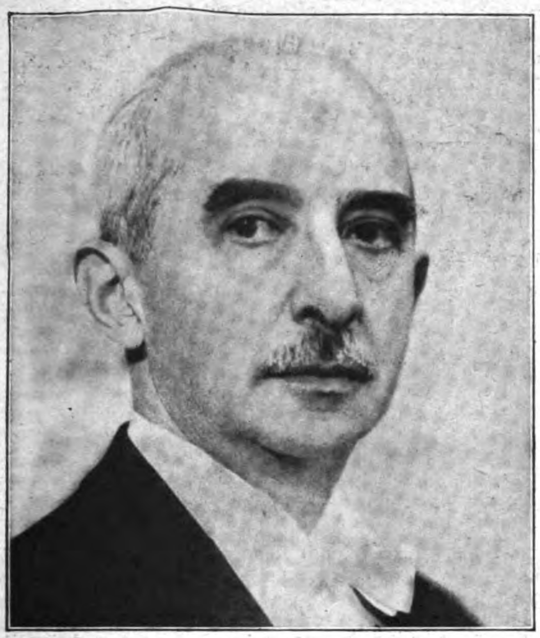
Der Erzbischof von Canterbury, das Haupt der anglikanischen Kirche, ist von wahrhaft alttestamentarischem Haß gegen alles Deutsche beseelt. Dieser Haß geht so weit, daß der Kirchenprimas den Bund zwischen der Plutokratie und dem kirchenfeindlichen Bolschewismus segnet und die englische Nation auffordert, für den Sieg der Moskauer Weltverschwörer zu beten. Besonders bemerkenswert ist seine Rede vor dem Oberhaus am 20. März 1939:

„Die einzige Antwort, die gegeben werden muß, muß in einer Sprache gesprochen werden, die Deutschland versteht. Die Hilfe Frankreichs ist sicher. Hinsichtlich der Sowjetunion bekenne ich, daß es viele gibt, denen eine Zusammenarbeit mit dieser Macht schwer fällt. Doch wenn es um die höchsten Güter geht, dann müssen wir bereit sein, Hilfe anzunehmen, von welcher Seite sie auch kommen mag! ..." Ein Kirchenfürst als Einkreisungsapostel; ein Gottesdiener, der den Zweck segnet, der die Mittel heiligen soll: den Bund selbst mit Priester- und Millionenmassenmördern.

Der finnisch - evangelische Pfarrer A. Rantama hat in einem Offenen Brief an den Erzbischof von Canterbury sich zum Sprecher der „durch die Bolschewiken geschändeten christlichen Kirche", zum Sprecher all der Zehntausende ermordeten Geistlichen in Sowjetrußland, Spanien und Finnland gemacht. Dieser Pfarrer hat ihn der „unmoralischen Verantwortung" geziehen, hat Rache für das von Moskau vergossene Christenblut gefordert und den Canterbury mitsamt den schuldigen „mächtigen Herren" vor das Gericht der Welt und das Angesicht des ewigen Richters gefordert. „Dann wird auch die Frage entschieden werden, ob man die Sache des Bolschewismus im Namen Christi segnen darf!"



Der alte und der neue Dschingis-Chan.
Diesmal ist der furchtbare Sturm nicht bis an die Oder gekommen, obgleich Englands erster Kirchenfürst den Segen des Himmels auf Stalin herabflehte.





Der türkische Staatspräsident Ismet Inönü, der das Erbe Kemal Paschas gegenüber allen britischen Lokkungen mit Beharrlichkeit wahrt.

*

Der Außenminister der Türkei, Saracoglu, der die Unterzeichnung des am 9. 10. 1941 in Ankara abgeschlossenen deutsch-türkischen Wirtschaftsvertrages vornahm.



Hier hätte England gern die Sowjets sitzen

Aufnahmen: A.P.
Zeichnung: Tilsner.

Vom Erpresser Molotow als Stützpunkt gefordert, vom Führer verweigert: die Dardanellen. Die Seestraße zwischen Kleinasien und der Halbinsel Gallipoli, die durch Churchills Abenteuer einer Truppenlandung während des Weltkrieges berühmt geworden ist. Das dem strategischen Kopfe Churchills entsprungene Unternehmen fiel buchstäblich ins Wasser. Die britischen Truppen mußten zurückgenommen werden, und die Dardanellen, die England Rußland damals schon versprochen hatte, sind auch heute noch in türkischem Besitz.

LENINGRAD IM EISERNEN RING



Hier haben die deutschen Kanonen Feierabend geboten. PK.-Aufnahme von Kriegsberichter Freytag-H. H.
Leningrads Schornsteine rauchen nicht mehr. Der Ausfall dieses wichtigen Rüstungszentrums trifft die Sowjets an einer besonders empfindlichen Stelle.







Die Geschichte hat gesprochen. Die Marschälle können abtreten.

Woroschilow. Seine Armee eingeschlossen in Leningrad.

Budjenny. Seine Heere geschlagen und aufgerieben am Asowschen Meer.

Timoschenko. Seine Truppen eingekesselt und vernichtet bei Wjasma und Brjansk.



Der Adjutant: „Genosse Stalin, lach doch nicht so; du beleidigst sonst den Vertreter der Anglikanischen Kirche.
Stalin: Ich kann mich nicht halten; dies ist nämlich der erste Geistliche, den ich lebend sehe.
(Marc Aurelio.)

Italien sieht die Heuchler richtig



In der Kathedrale von Canterbury.
„Die Stola mit Hammer und Sichel ist eine Stiftung unseres Gottlosenverbandes." (Il Travaso.)



„Achtung, Radio Moskau! Am Mikrophon unser heiliger Vater, der über den Glauben an Churchill und über die Hoffnung auf die Barmherzigkeit Roosevelts spricht."

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

4. Fortsetzung.

Der Schluß des Romans in Folge 42:

Heute hatte sie es noch viel stärker gefühlt. Obwohl er nichts zu ihr gesagt hatte, was nicht auch jeder andere hätte hören dürfen, durchlief es sie wie ein Zittern jedesmal, wenn ihre Augen denen des jungen Kapitäns begegneten. Erland liebte sie. So sehr er sich auch bemühte, korrekt zu sein, in jedem seiner Blicke stand eine heiße, mühsam verhaltene Leidenschaft, ein Funke, der auf Raymonde übersprang und in ihrem Köpfchen wilde, phantastische Gedanken wirbeln ließ. Was nun Olaf selbst anbetraf, so muß festgestellt werden, daß er sich vorläufig bedeutend weniger Gedanken über die Zukunft machte als Raymonde Glant. Erland war seit gestern abend in einem rauschähnlichen Zustand restloser Glückseligkeit. Eine leichte Handberührung, ein Blick, ein warmherziges, verstehendes Wort hatten eine elementare Revolution in seinem Innern hervorgerufen. Zum erstenmal hatte eine Frau sieghaft Macht über ihn gewonnen.

Olaf Erland dachte nicht an Pièrre Glant, grübelte nicht darüber nach, was aus dieser jähen Liebe zu einer verheirateten Frau werden sollte. Das Glücksgefühl in ihm galoppierte über alle Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg. Er wußte nur eines: Daß er dies junge, schöne Wesen dort unten liebte und daß er selber Raymonde nicht gleichgültig war. So neu, so großartig war dieses Empfinden in ihm, daß es keine Bedenken gab. Er liebte und wurde wiedergeliebt. Alles andere würde sich finden. Ganz jungenhaft, ganz jugendselig fühlte sich Kapitän Erland heute, wenn er von seiner Brücke hinabsah und Raymondes verträumtem Lächeln begegnete. Um so zorniger wurde er, wenn gerade in einem solchen Augenblick eine Frage oder eine Bemerkung des alten Johnsen ihn aus seinen Himmeln auf die Erde, oder richtiger gesagt, auf die Brücke der „Kassai" zurückriß.

Und das geschah leider sehr oft. Jon Johnsen, dieser taktlose, versoffene Kerl, schien geradezu eine Virtuosität darin zu besitzen, im unpassendsten Augenblick mit einer groben, banalen Bemerkung die Gefühle seines Kapitäns zu verletzen. Oder war es bewußte Bosheit, daß er ausgerechnet jedesmal, wenn Erland, in den Anblick Raymondes versunken, auf Deck hinabstarrte, mit einem dummen Wort den Zauber zerstörte? Erland entschied sich dafür, das letztere zu glauben.

Seine eigene fröhliche Stimmung hatte ihn heute morgen freundlicher zu Jon Johnsen sein lassen, als es bisher der Fall gewesen war. Nun aber wurde seine Stimme wieder scharf und ablehnend. Er beschränkte sich auf die notwendigsten Worte. Innerlich aber kochte er vor Zorn über den Alten. Besonders, weil Jon Johnsen ihm gar keine Gelegenheit gab, mit einigem Recht ausfallend zu werden. Denn was der Alte sagte, bezog sich stets auf das Schiff und den Dienst. Man war sogar genötigt, Antwort zu geben.

Auf Deck war die Annäherung zwischen dem Kapitän und Frau Raymonde nicht unbemerkt geblieben. Als Erland nach dem Mittagessen das Steuerruder Johnsen überließ und bald wieder mit Frau Raymonde in lebhaftem Gespräch das breite Promenadedeck entlang spazierte, gab es unter den Fahrgästen bereits verständnisvolles Augenzwinkern und Geflüster.

Katakata-Glant zwar schenkte der Freundschaft zwischen seiner Frau und dem Kapitän keine sonderliche Beachtung. Es war Pflicht des Kapitäns, sich um die Fahrgäste, besonders um die Damen, zu kümmern, und Pièrre Glant kam in seiner paschahaften Selbstherrlichkeit überhaupt nicht der Gedanke, daß seine Frau sich ernsthaft einem anderen zuneigen könnte.

Auch Dr. Bünger fand nichts Erwähnenswertes in der „Bordfreundschaft" der beiden, und Ferry Stakke übersah als höflicher Kavalier den kleinen Flirt, der sich anscheinend da anbahnte. Um so interessierter aber waren die Geoffreys und Senhor Pinho.

Das Ehepaar Geoffrey erörterte unter sich bereits angeregt das „skandalöse" Verhalten der jungen Frau Glant, und Senhor Pinho machte Stakke gegenüber anzügliche Bemerkungen, die allerdings mit kühler Verwunderung aufgenommen wurden und keinen Widerhall fanden.

Senhor Pinho, der Geoffreys gegenüber bereits von einem Liebesverhältnis des Kapitäns sprach,

schien großen Anteil an diesem „scharmanten Skandal" zu nehmen. Vielleicht hätte er noch bedeutend mehr „Witze" darüber gerissen, wenn er nicht anderweitig stark in Anspruch genommen gewesen wäre.

Da war nämlich noch die Sache mit Senhor Pinho und Marga Bünger. Ob der Portugiese ernstliche Absichten hegte oder ob er nur darauf aus war, sich die langweilige Fahrt durch ein kleines, nettes Abenteuerchen zu verkürzen, ließ sich schwer feststellen. Jedenfalls strengte er all seine Talente an, um Eindruck auf das junge Mädchen zu machen. Überzeugt von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit, war er dauernd hinter Marga her. Ob sie nun bei ihrem Adoptivvater saß und in ihrer stillen Art dem Gespräch der Männer lauschte, oder ob sie an der Reling stand und sinnend zu den Wäldern hinüberblickte, Senhor Pinho war immer in ihrer Nähe, drängte sich auf, raspelte Süßholz, machte in „Geist" und rollte seine dunklen Feueraugen.

Das wäre an sich recht harmlos gewesen, denn dem Senhor Pinho nahm niemand es übel, daß er sich bei der jungen Reisegenossin einzuschmeicheln versuchte, und Marga war viel zu vernünftig, um Gefallen an seinem seichten Geschwätz zu finden. Aber auch diese Sache komplizierte sich allmählich.

So sonderbar es klingt, die zurückhaltende Marga Bünger hatte Freundschaft geschlossen mit dem jungen Deutschen, der als blutiger Neuling und unbekannter Name herumlief, ziemlich unbeachtet zwischen den „Afrikanern".

Um gerecht zu bleiben: Von einer Feindseligkeit gegen Jürgen Schenk war nicht mehr die Rede. Administrator Geoffrey sprach zwar wenig mit ihm, hütete sich aber, seine Verdächtigungen zu wiederholen, seitdem Katakata-Glant ihm den Text gelesen hatte. Eine Kontroverse mit dem alten Glant gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, und auch bei Ferry Stakke konnte Geoffrey keine Zustimmung zu seiner Ansicht über den Deutschen erwarten. Also vermied er es, auf diese Sache zurückzukommen.

Der alte Glant behandelte Jürgen wohlwollend und ließ sich herbei, ihm Ratschläge zu geben und manches zu erklären, was für Jürgen Schenk neu und unbekannt war. Aber da er eben Katakata-Glant war, trugen seine Erklärungen und Ratschläge stets den Charakter polternder Belehrung oder gutmütigen Mitleids.

Jürgen Schenk fühlte sich ihm gegenüber fast wie ein Schuljunge und wagte kaum noch, nach irgend etwas zu fragen, um sich nicht lächerlich zu machen. Um so glücklicher war er, als er in Marga Bünger einen Menschen fand, der seinem Wissensdrang Verständnis entgegenbrachte, ohne ihn zu verletzen.

Marga erklärte ihm alles, jedoch in stiller, freundlicher Ruhe, ohne — wie der alte Glant — lärmend zu lachen oder den Schulmeister zu spielen. Und Marga ihrerseits fand immer mehr Gefallen an dem vernünftigen Gespräch mit dem jungen Deutschen.

So war es gekommen, daß Jürgen und Marga viel miteinander plauderten, meist abseits von den anderen.

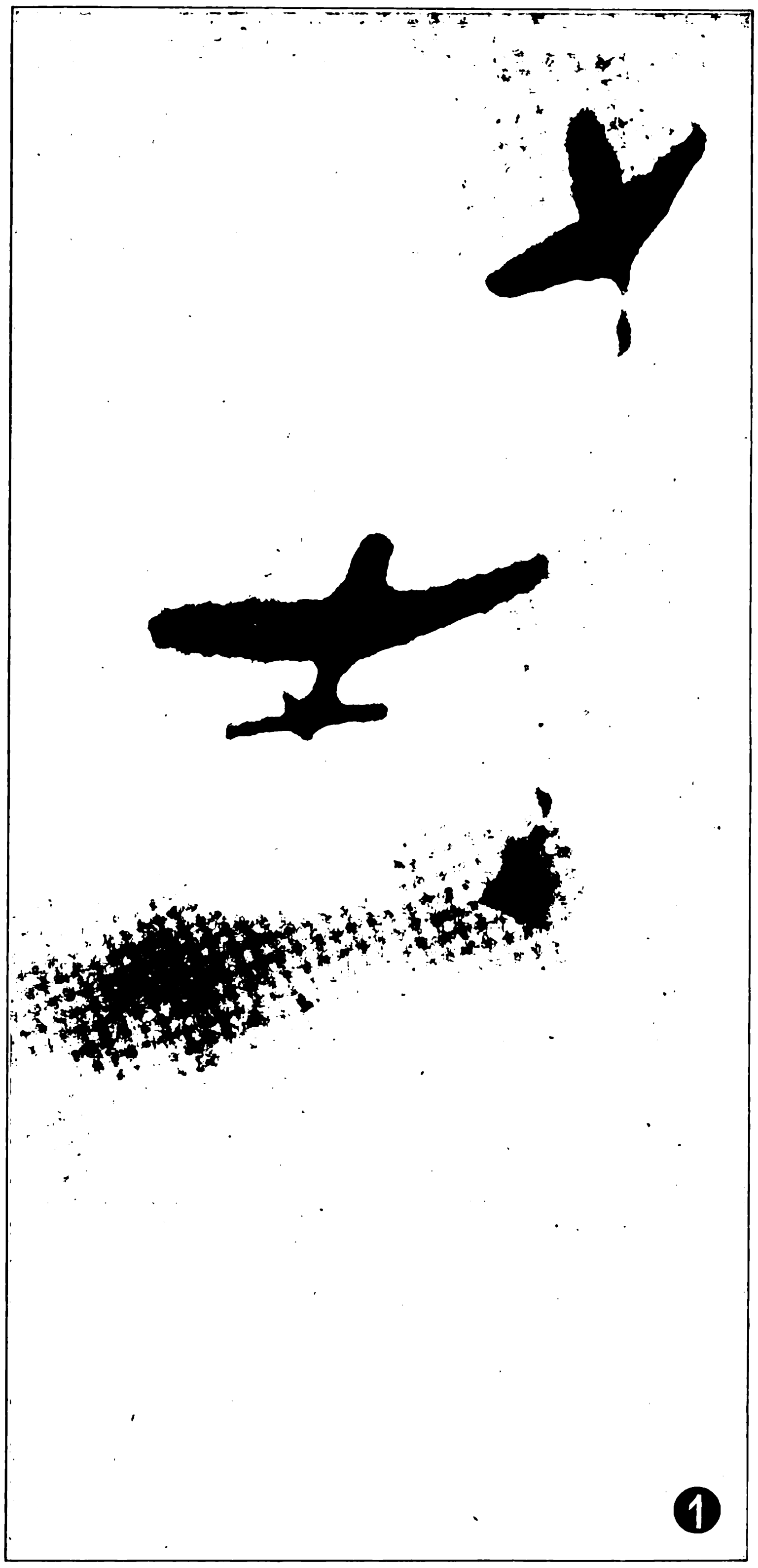
Marga berührte es angenehm, daß Jürgen immer eine fast ehrerbietige Zurückhaltung bewahrte, auch wenn sich dann und wann Situationen ergaben, die fesche junge Herren von flacherem Format zu einer größeren, gewissen Freizügigkeit verlockt hätten.

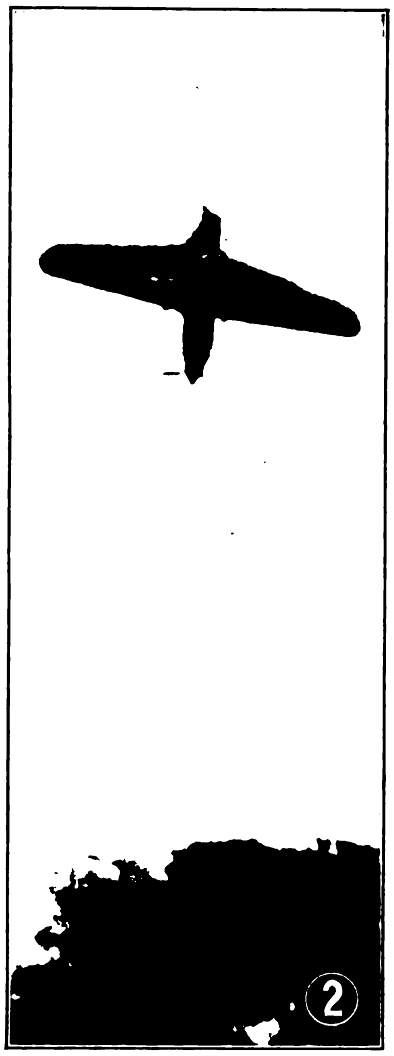
Noch deutlich stand vor Margas geistigem Auge jenes Geschehen, das ihr gestattete, Jürgens charakteristische Verfassung ziemlich sicher abzuschätzen. Soviel hatte sie längst gespürt, daß sie diesem hochgewachsenen Mann mit den klaren, klugen Jungenaugen nicht mehr gleichgültig war, und dieses Empfinden regte in ihr keinen Widerstand, im Gegenteil. Jürgen Schenk hätte in jenem seltsamen Augenblick, den sie nie vergessen möchte, ruhig einmal — kühn, sehr kühn sein dürfen, weil eben die Dynamik der Sekunde — oder war's ein Stück der Ewigkeit — es so erlaubten...

Eine märchenhafte Stille hatte sie beide umfangen. Oder hörten sie nichts von dem lauten Pochen der Herzen —? Alle übrigen Menschen dieses Kongodampfers schienen weit, weit fort, und wie eine gnädige Geste hatte sich Dunkelheit über das einsame Plätzchen an der Reling gesenkt. Ganz dicht stand man beieinander, so dicht, wie man zusammensteht, wenn man nicht sprechen, sondern nur flüstern und lauschen und schweigen will, weil es absurd und grob erschiene, den Schleier dieser wundersamen Rätselhaftigkeit mit lauter Sprache zu zerreißen. Man hörte den Atem des anderen Menschen an seiner Seite gehen, und war vielleicht gerade dazu aufgetan, zu wünschen oder zu sagen, diese Kongofahrt brauchte kein Ende zu nehmen, dieser Abend und diese Stunde brauchten nie zu vergehen — da stieß ein schauerliches, glucksendes Geräusch die Schiffswand empor, so daß das Mädchen schreckerstarrt zusammenzuckte. Eine unwillkürliche Bewegung ließ

Flugzeuge stoßen zusammen

ZWEI SCHNAPPSCHÜSSE VON DEN MANÖVERN DER USA-LUFTFLOTTE





Unfreiwillige Zerreißprobe.
Beim Zusammenprall der beiden Flugzeuge löste sich Höhen- und Seitenruder der einen Maschine (Bild 1) und sie stürzte senkrecht ab (Bild 2).

Aufn.: Assopress (2).
PK.-Aufn.: Kriegsberichter Blaschke-PBZ.

DIE BODENWANNE EINER HE 111 NACH TIEFANGRIFF



Während die Bomben des Kampfflugzeuges in die feindlichen Bunker und Feldstellungen prasselten, hat der Bordschütze der He 111 aus der Bodenwanne heraus die Besatzungen der Feldstellungen mit seinem MG. beharkt. Eine Trommel nach der anderen hat er aus dem Lauf gejagt. Nach dem Kampf liegen Patronenhülsen und Munitionstrommeln in der Bola.

Marga den Kopf hochreißen — ihr fragender Blick erstarb vor der Nähe der glanzschimmernden Mannesaugen über ihr — und für den flüchtigen Bruchteil einer Sekunde hatten sich — ungewollt — ihre Lippen berührt.

Ebenso unwillkürlich hatte Jürgen den Arm um sie gelegt — eine Reflexion des Schützenwollens — und das Zittern ihres Körpers, ihr hämmernder Puls waren eins mit dem Schlagen seines Herzens, bis der Schreckaugenblick überwunden war. Innig sagte er: „Ist ja weiter nichts, Mädelchen —." Erst ein Weilchen später war er sich der „zwangsläufigen" Umarmung bewußt, und mit fast hastiger Bestürzung nahm er die gewohnte Haltung an.

Ein Lächeln blieb zurück, ein traumverlorenes Sinnen ...

Es könnte öfter mal plötzlich glucksen — dachte Jürgen keck. Marga aber schämte sich ihrer beharrlich weiterschwirrenden Gedankengänge.

*

Madame Geoffrey war es, die Senhor Pinho zuerst darauf aufmerksam machte und ihm den Rat gab, dieses junge deutsche Grünhorn bei Marga auszustechen. Eine Aufgabe, die dem selbstbewußten Portugiesen äußerst leicht erschien. Zu seinem Erstaunen mußte er jedoch feststellen, daß die „kühle Blonde" den Unterschied zwischen diesem deutschen Lümmel und einem portugiesischen Kavalier anscheinend nicht zu würdigen wußte.

Je mehr Pinho sich in ihre Nähe drängte, um so eifriger unterhielt sich Marga mit Jürgen Schenk, und zwar in einer Weise, die Senhor Pinho mit aller wünschenswerten Deutlichkeit seine Überflüssigkeit zum Bewußtsein machte. Er mußte schließlich das Feld räumen und zog sich mit einigem Abstand von den beiden zurück.

Bis zum Abend widmete er sich fast ausschließlich den Geoffreys, beklagte sich bitter über den Unverstand der blonden Senhora, die sich anscheinend von diesem unbedeutenden Jüngling beschwatzen lasse, und schwor giftig, er werde den „Alemao" schon aus „seinem Jagdrevier" vertreiben.

Madame Geoffrey war gleich bereit, Senhor Pinho zu diesem Zweck die guten Ratschläge einer erfahrenen Frau zur Verfügung zu stellen, und der Administrator nickte ernste Zustimmung dazu.

Je weiter der Tag vorschritt, um so heftiger sehnte Kapitän Erland sich nach einem ungestörten Plauderstündchen mit Raymonde. Ihm war, als habe er dem holden, jungen Wesen unendlich viel Wichtiges zu sagen, und er gab sich durchaus keine Rechenschaft darüber, daß dem in Wirklichkeit doch gar nicht so war.

Einmal im Laufe des Nachmittags gelang es ihm, Frau Raymonde allein an Deck zu sprechen, so weit von den anderen Fahrgästen entfernt, daß eine Störung nicht zu befürchten war. Als er auf sie zukam, machte sie eine Bewegung, als wolle sie sich zur Flucht wenden, aber dann blieb sie doch, und ihre Verwirrung goß neues Öl in Olaf Erlands Feuer.

Sie stotterten beide ein paar sehr dumme und banale Sätze über Dinge, die ihnen im Augenblick höchst gleichgültig waren; jeder meinte das Herzklopfen des anderen zu spüren. Eben hob Raymonde die leicht verschleierten Augen, eben wollte Erland ein Wort sagen, das Schranken niederriß, da fuhren ihre beiden Köpfe erschrocken in die Höhe Eine Stimme war vom Himmel über sie gefallen.

Es war allerdings kein Erzengel, der von dort oben seinen Ruf erschallen ließ, und aus den Wolken kam die Stimme nun auch nicht grade. Sie kam von der Brücke her, und der verwetterte Kopf des alten Johnsen, der sich da oben über die Schanzverkleidung beugte, sah höchst irdisch aus.

„Elefanten in Sicht, Käppen!" meldete der Steuermann seelenruhig. „Wie wär's, wenn Sie mit Madame 'raufkämen auf die Brücke? Die junge Frau wird sicher auch gern die Sache beaugenscheinigen. Kommt nicht auf jeder Reise vor, daß man Elefanten den Kongo überqueren sieht."

Erland hatte einen Fluch auf den Lippen, aber er zwang sich zu einem Lächeln. „Haben Sie Lust, das Schauspiel von der Brücke aus zu genießen, Madame?" fragte er höflich, ohne den Steuermann eines Blickes zu würdigen. Natürlich hatte Raymonde Lust.

Erland half ihr die kurze, steile Stiege empor und fühlte sein ganzes Innere in Flammen stehen, als er dabei wieder eine Sekunde ihre Hand berührte. Als er jedoch oben mit Raymonde an die Brüstung trat und auf den Strom hinausblickte, stutzte er und griff nach seinem Fernglas.

„Wo sind die Elefanten?" fragte Raymonde arglos.

Jon Johnsen deutete mit dem Kinn nach vorn. „Da, Madame! Mitten im Strom. Sehen Sie nicht die dicken Köppe?"

Erland ließ ärgerlich das Glas sinken. „Mann, was reden Sie denn für Unsinn! Sind Sie blind? Das sind doch Baumstämme da vorne und keine Elefanten!"

„I, da soll doch ... !" Johnsen riß die Augen auf, rieb sie und sah dann wieder scharf voraus. „Weiß der Deubel, Käppen. Sie haben recht! Baumstämme sind das! Aber gucken Sie mal richtig 'hin! Der Satan soll mich kielholen, wenn der erste da nicht genau aussieht wie 'n Elefantenkopp!"

„Lächerlich! Ein Steuermann sollte bessere Augen haben!"

„Sind doch sonst noch ganz gut, meine Lichter", brummte Johnsen kopfschüttelnd. „Sehen mehr, als manchem lieb ist. Aber das kommt wohl davon, daß ich erst vor kurzem, als ich mal so 'n bißchen flußaufwärts bummelte, eine Herde Dickhäuter über den Fluß schwimmen sah. Prächtige Burschen, Madame, das können Sie mir glauben. Jeder einzelne wog seine 40 Zentner. Hatten schwer gegen den Strom anzukämpfen und prusteten heftig, aber geschafft haben sie's doch, die lieben Biester."

„Nächstes Mal sperren Sie gefälligst erst Ihre Augen auf, bevor Sie mir eine Meldung machen!" unterbrach Erland ihn scharf und ärgerlich.

„Aye, Käppen", sagte der Alte gleichmütig und widmete sich seinem Steuerruder. Für ihn war der Fall erledigt.

Erland kochte innerlich vor Wut, und nur der Anblick Raymondes, die ganz dicht neben ihm stand wie ein guter Kamerad, besänftigte ihn einigermaßen.

„Wir müssen uns heute abend sprechen", sagte er hastig und halblaut, damit der Steuermann ihn nicht hörte. „Ich bitte Sie, Raymonde, gewähren Sie mir das!"

„Wenn ich kann ..."

„Eine kleine Promenade am Ufer, wenn wir festmachen!" fuhr Erland dringend fort. „Niemand wird etwas dagegen haben, wenn Sie solch einen kleinen Spaziergang machen und ich Sie begleite. Darf ich hoffen ...?"

Raymonde antwortete nicht, aber ihr Kopf neigte sich langsam ein wenig zum Einverständnis, bevor sie, von Erland höflich bis zur Treppe geleitet, die Brücke verließ

*

Die Sonne war untergegangen. Wieder lag die „Kassai" fest vertaut am Waldrand. Ein paar mächtige Palmen streckten ihre Wedel bis über das Deck hinaus.

Herr und Frau Geoffrey hatten Dr. Bünger mit Beschlag belegt. Hauptsächlich, um Senhor Pino eine Chance zu geben, ungestört mit Marga zu sprechen.

Glant und Stakke unterhielten sich eifrig über die Jagd und stellten ihr Einverständnis fest in bezug auf die ekelhaften Karnickeljäger, die hier am Kongo Flußpferde „jagten", bewaffnet mit großartigen Elefantenbüchsen und mit einer starken elektrischen Lampe am Hut. War eine Gemeinheit und wahrhaftig keine Kunst, aus nächster Nähe auf so einen armen, vom Licht völlig geblendeten Dickhäuter zu schießen.

Senhor Pinho hatte glücklich die blonde Marga allein erwischt und sich an sie herangemacht. Sie konnte seine Unterhaltung nicht gut ablehnen, ohne unhöflich zu sein. Der Portugiese schien entschlossen zu sein, direkt auf sein Ziel loszugehen und die Niederlage von heute mittag wettzumachen.

Als erfahrener Mann wußte er, daß die Abendstimmung, der dunkle, geheimnisvoll lockende Urwald und die schweren Blütendüfte, die die Luft durchschwängerten, gefährliche Kuppler für Frauenherzen waren, und entschloß sich, die erotische Walze aufzulegen.

„Wirklich, Senhora", gierte er, wie unabsichtlich seine aristokratische, ringgeschmückte Hand dicht neben die Hand Margas auf die Reling legend. „Ich könnte mir eine Frau denken, die ohne Rücksicht auf die abgedroschene, landläufige Moral ungehemmt ihren Trieben folgt."

Marga drehte ihm schweigend den Rücken und ging über das Deck den Kajüten zu. Hinter ihrer Kühle verbarg sich die Empörtheit über Pinhos Aufdringlichkeit. Sie hätte Lust gehabt, ihn mit scharfen Worten zurechtzuweisen, aber sie wollte keinen Skandal in dieser engen Gemeinschaft an Bord, die noch Tage währen würde und keine offene Feindschaft vertrug.

Pinho stand einen Augenblick verblüfft und überlegend, dann pfiff er leise durch die Zähne. Wenn Marga jetzt in ihre Kabine ging — war das nicht eine stillschweigende Aufforderung, ihr zu folgen? Wollte sie ihr Entgegenkommen vielleicht nur vor den anderen verbergen?

Pinho setzte sich in Bewegung und betrat den Kabinengang. Er erreichte Marga in dem Augenblick, als sie die Tür zu ihrer Kajüte öffnen wollte. Kurz entschlossen legte er die Hände fest auf ihre Schultern und küßte sie auf den hellschimmernden Nacken.

Mit einem leisen Aufschrei fuhr sie herum und ihre Augen funkelten ihn dunkel vor Zorn an.

„Lassen Sie mich in Ruhe!" fuhr sie ihn an und ballte die Fäuste.

Pinho lachte.

„Warum tun Sie so tugendhaft, Marga?" sagte er leichthin „Man muß verstehen, sein Leben zu genießen."

Zitternd vor Empörung trat sie in ihre Kabine und wollte ihm die Tür vor der Nase zuknallen, aber er hatte schon den Fuß dazwischengeschoben und drängte ihr nach.

Marga wich zurück.

„Gehen Sie!" stieß sie in zitternder Aufregung hervor. „Verlassen Sie sofort meine Kabine!"

Pinho trat noch einen Schritt näher.

„Gehen Sie!" rief sie verzweifelt. „Oder ich schreie um Hilfe!"

Er lachte wieder ein überlegenes widerwärtiges Lachen. „Kein Mensch hört Sie, alles ist an Deck, seien Sie doch vernünftig!"

Er riß sie an sich und vergrub seinen Mund in ihren Hals.

Gellend schrie Marga auf und schlug ihm die geballten Fäuste vor die Brust.

In diesem Augenblick öffnete sich die Kabinentür, und Jürgen Schenk stand auf der Schwelle.

„Was geht hier vor?" fragte er und seine Augen erkannten die Situation.

Pinho hatte von Marga abgelassen und trat dem Deutschen entgegen. „Das geht Sie nichts an, machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

An ihm vorbei flüchtete Marga an die Seite des jungen Deutschen. „Helfen Sie mir, Jürgen!" bat sie. Sie zitterte am ganzen Körper.

Mit einem schnellen, aber unendlich beruhigenden Blick schob Schenk sie beiseite und trat Pinho entgegen.

„Ich glaube, hier hat nur ein einziger zu machen, daß er hinauskommt — und das sind Sie!" sagte er ruhig, aber in seiner Stimme war ein drohender Unterton.

Noch einmal begehrte Pinho auf. „Sie mischen sich da verdammt in meine Privatangelegenheiten — Sie — Sie Grünhorn — Sie."

Jürgen Schenks Augen wurden eiskalt vor Zorn.

„Hinaus!!"

Da packte auch Pinho die Wut so, daß er ausfallend wurde. „Verdammter deutscher Schweinehund!" schrie er.

Im gleichen Augenblick hatte er Jürgens Faust im Gesicht und taumelte gegen das Bett. Der Deutsche hatte nicht haargenau die Kinnspitze getroffen, so daß Pinho nicht bewußtlos zusammenbrach, sondern nur einen Moment schwankte. Ein heimtückisches Leuchten glomm in seinen dunklen Augen auf, und die tadellos weißen Zähne entblößten sich drohend wie bei einem Raubtier.

Aber nichts geschah —.

Ohne ein weiteres Wort verließ der Portugiese die Kabine.

Mit einem leisen Laut der Erschöpfung aus nunmehr gelöster, fast unerträglich erschienener Nervenspannung heraus sank Marga auf einen Stuhl. Tränenloses Weinen schüttelte sie sekundenlang.

Besorgt beugte sich Jürgen über sie und strich ihr in zärtlicher Aufwallung über das leuchtende helle Haar

„Darf ich Ihnen etwas beim Steward bestellen, Marga? Einen Whisky?"

Sie schüttelte den Kopf und griff wie hilfesuchend nach seiner Hand. Wie eine Welle starker und guter Beruhigung strömte es auf sie über.

„Ich danke Ihnen, Jürgen! Es war schrecklich."

„Soll ich Ihren Vater rufen?"

Sie wehrte ab „Nein, nein! Er würde sich unnötig aufregen und beunruhigen. Und ich glaube, daß dieser Pinho nun endgültig genug davon haben wird, mir nachzustellen."

„Ich gehe nicht mehr von Ihrer Seite!" versicherte er in ruhiger Selbstverständlichkeit. Sie sah ihn dankbar an.

Es wurde ihr plötzlich bewußt, daß sie noch immer seine Hand festhielt, und mit einem leisen Erröten ließ sie sie nun los. Ihr wurde klar, daß sein ruhiges und energisches Auftreten in einer kritischen Situation eigentlich so ganz und gar dem entsprach, was sie hinter seinem sonst so bescheidenen Wesen vermutet hatte. Der Aufenthalt in Afrika hatte ihren Blick geschärft und ihre Menschenkenntnis vertieft, sie hatte gelernt, sehr bald wirkliche Werte und echtes Mannestum zu erkennen, und sie wußte nun, daß ihr Instinkt sich nicht geirrt hatte, wenn er sie Jürgens Gesellschaft jeder anderen vorziehen ließ.

„Wir wollen wieder an Deck gehen", sagte sie schließlich und erhob sich.

Niemand der anderen Passagiere hatte etwas von dem Vorfall bemerkt. Pinho war voll unterdrückten Hasses in seine Kabine gegangen und hatte sein mißhandeltes Gesicht im Spiegel betrachtet; aber nur eine leichte Rötung am linken Backenknochen zeugte von der unsanften Behandlung durch den jungen Deutschen. Ein in Eiswasser getauchtes Handtuch ließ auch die letzte Spur verschwinden.

Mit seinem ständigen liebenswürdig-glatten Lächeln schlenderte der Portugiese über Deck. Als Jürgen und Marga auftauchten, heftete er sich in drei Schritt Entfernung an ihre Fersen, um aus


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
24 CIGARETTEN
FEINE QUALITÄT
AUSLESE



ihrem Gespräch zu erlauschen, was sie zu tun beabsichtigten und wie weit die beiden eigentlich miteinander waren. Er zerknirschte einen wilden Fluch zwischen den tadellosen Zähnen und sein Haß stieg ins Ungemessene.

Frau Raymonde, in hohen Moskitostiefeln aus weichem, weißem Leder, kam vom Kabineneingang her und trat zu ihrem Mann.

„Ich möchte mir ein wenig an Land die Füße vertreten, Pièrre. Willst du mitkommen?"

„Ach, weißt du .. Na, ja, wenn du es wünschest." Glant machte ergeben Miene, sich aus seinem bequemen Liegestuhl aufzurichten, aber Raymonde drückte ihn lachend zurück.

„Nein, bleib du nur. Du wirst lieber bei deinem Whisky bleiben wollen." Ihr Lachen klang ein ganz klein wenig zu hoch. „Ich sehe grade, daß auch unser scharmanter Kapitän da am Ufer herumbummelt. Er wird mich sicherlich begleiten, wenn es mir zu einsam werden sollte."

„Na, schön."

Glant warf seiner Frau einen dankbaren Blick zu und nahm das unterbrochene Gespräch mit Ferry Stakke wieder auf. Er sah nicht einmal, daß Kapitän Erland jenseits der Laufplanke Raymonde mit dienstlich höflichem Gruß empfing und zu ihrer Linken langsam das Ufer entlang schritt.

Raymondes Herz klopfte immer heftiger, je weiter sie sich aus dem Lichtbereich des Schiffes entfernten. Noch vor einer Stunde hatte sie sich selber heftige Vorwürfe gemacht und beschlossen, daß sie „bis hierher und nicht weiter" gehen wolle. Zehn Minuten später hatte sie diesen Entschluß dahin abgeändert, daß sie zwar mit Kapitän Erland sprechen wolle, aber nur, um ihm zu sagen, daß er nichts hoffen dürfe und daß sie nie im Leben ihren Mann hintergehen werde.

Eine ganze Weile schritten sie stumm nebeneinander dahin. Der weiche, sumpfige Uferboden verschlang ihre Schritte.

Da wuchtete etwas Dunkles, Breites vor ihnen empor. Einer der Holzstapel. In seinem Schatten blieb Olaf Erland stehen. Hier konnte man sie vom Schiff aus unmöglich beobachten. Selbst wenn Raymondes helles Kleid durch das Dunkel schimmern sollte, der Holzstoß da versperrte jede Aussicht.

„Nun, Monsieur Erland?" fragte Raymonde mit gepreßter Stimme. „Was haben Sie mir zu sagen?"

(Fortsetzung folgt.)

So fiel Kiew

Von Kriegsberichter Herbert Rauchhaupt

1. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 42:

Im Schneckentempo, aber immer noch schneller als die Fuß- und bespannten Truppen, rollen die motorisierten Kolonnen der Panzerjäger, der Pioniere und der schweren Artillerie nach Osten, dazwischen wieder schieben sich die Verbände der Flak, Riesenlastkraftwagen mit Anhängern voller Munition und Betriebsstoff nehmen die halbe Straße ein. Eintgegen kommen in westlicher Richtung die letzten Fahrzeuge der von ihren Sicherungsaufträgen abgelösten Panzer, motorisierten Infanterie-Divisionen und der Leibstandarte. Drei Kolonnen ostwärts, eine westwärts, ein Glück, daß die Straße breit und — gut ist.

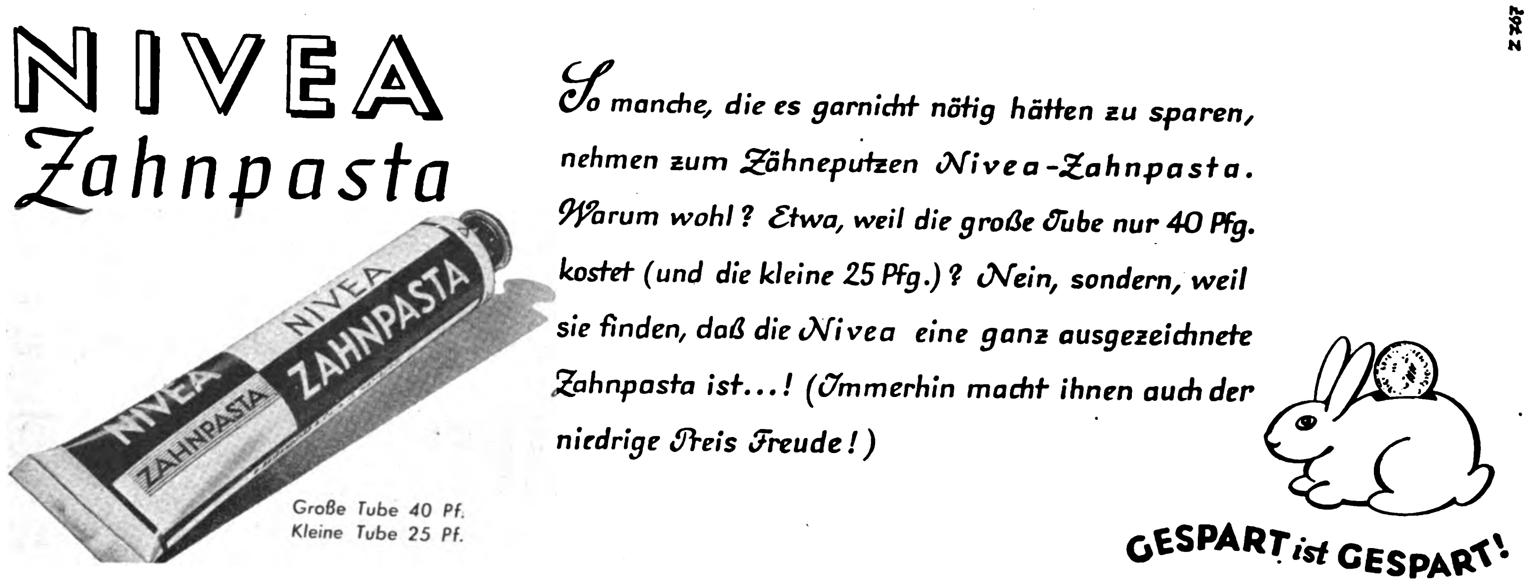
Mit der Beschaffenheit der Straße aber hat es gerade seine Bewandtnis. Schon von Luck an waren wir angenehm überrascht, plötzlich eine Asphaltstraße vorzufinden, die so gar nicht die Eigenschaften der sonst im Sowjetparadies üblichen Straßen aufwies. Wie die meisten Straßen im Osten beschaffen sind, braucht ja hier im einzelnen nicht noch einmal geschildert zu werden, sondern ist wohl bereits hinreichend bekannt. Kurz gesagt: In Deutschland wagt man jedenfalls nicht, einmal jene breiten, grundlosen Sandbänder, die auf sowjetischen Karten zum Teil als Hauptstraßen eingezeichnet sind, wenigstens als Wege zu bezeichnen. Und nun hier auf der ganzen Strecke von Luck über Rowno Zwiahel und Shitomir bis nach Kiew diese wirklich erstklassige Asphaltstraße! In der Sowjetunion pflegen derlei Absonderheiten etwas zu bedeuten.

Die Beweggründe die die Bolschewisten zum Bau dieser guten Asphaltstraße veranlaßt hatten, sollten wir denn auch bald erfahren, und zwar von einem Überläufer der Sowjetarmee. Der Mann stammte aus dem nach dem Weltkrieg an Polen gefallenen Teil Westpreußens und war im Herbst 1939 als polnischer Soldat beim Einmarsch der Bolschewisten nach Ostpolen in sowjetische Gefangenschaft geraten. Hier wurde er als Volksdeutscher nicht etwa in seine Heimat entlassen, sondern mit anderen Kriegsgefangenen zum Straßenbau eingesetzt. Die Straße, die er mit bauen half, war die große Straße von Kiew über Shitomir, Zwiahel, Rowno und Luck nach Brest-Litowsk — unsere Rollbahn Nord! In den Schulungskursen, die die Gefangenen unter der Leitung bolschewistischer Funktionäre über sich ergehen lassen mußten, wurde ihnen immer wieder nur der eine Gedanke eingehämmert: Die Straße muß gut werden, alles Asphalt, und breit muß sie werden, so breit, daß auf ihr vier Panzer nebeneinander fahren können, nach Westen, nach Berlin!

Nun, die Straße ist gut geworden, alles Asphalt, auch breit genug. Sogar eine Panzerstraße ist sie geworden, nur — in umgekehrter Richtung. Heute erleben wir nun noch, wie auch tatsächlich, wenn auch nicht vier Panzer, so doch immerhin vier Kolonnen nebeneinander auf ihr dahinrollen, nur — in umgekehrter Richtung. Wie paradox ist es doch, daß auf derselben Straße, auf der sowjetische Panzer von Kiew in vier Kolonnen nach Berlin marschieren sollten, deutsche Panzer bis vor Kiew vorgestoßen sind und jetzt auch vier Kolonnen nebeneinander nach Osten rollen — eine Tragikomik des Krieges in doppelter Gestalt.

Rollbahn Nord — Basis des Aufmarsches.

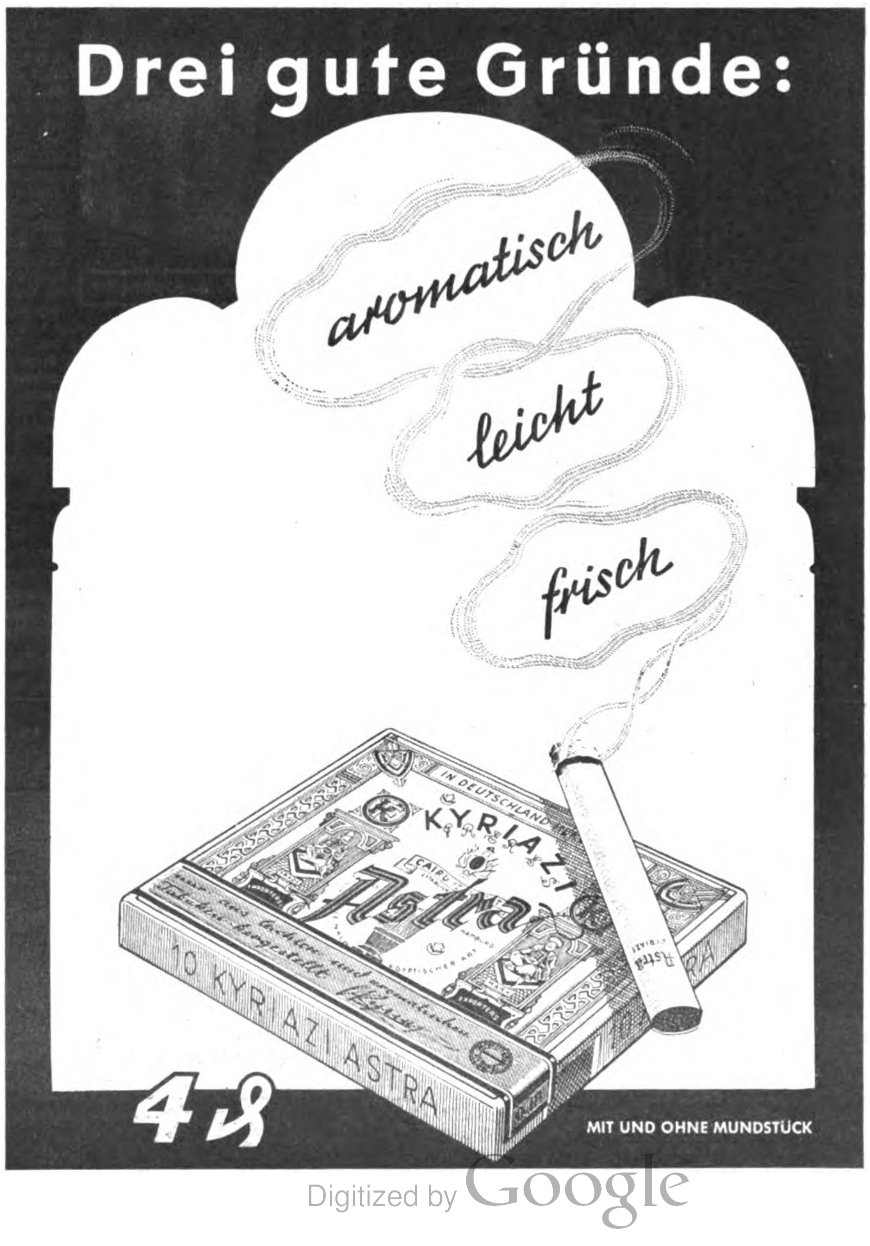
Beobachtet man eine Weile den dahinflutenden Verkehr auf der Rollbahn Nord oder hat man selbst das zweifelhafte Vergnügen, mit einem Einzelfahrzeug in eine der vier Kolonnen hineingeraten zu sein, aus der es kein Heraus mehr gibt, so hat man den Eindruck, man befinde sich in einem völlig wüsten Durcheinander, das sich planlos und ziellos irgendwie nach Osten wälzt. Alles scheint so hoffnungslos durcheinandergeraten, daß man sich fragt, wie wohl in diesen Bienenschwarm wieder System kommen soll. Wie einfach sich jedoch in Wirklichkeit die Neuordnung der Marschbewegungen vollzieht, erkennt man an den Hauptabzweigungen von der Rollbahn, beson-


NIVEA
Zahnpasta
NIVEA ZAHNPASTA
Große Tube 40 Pf.
Kleine Tube 25 Pf.
So manche, die es garnicht nötig hätten zu sparen, nehmen zum Zähneputzen Nivea-Zahnpasta. Warum wohl? Etwa, weil die große Tube nur 40 Pfg. kostet (und die kleine 25 Pfg.)? Nein, sondern, weil sie finden, daß die Nivea eine ganz ausgezeichnete Zahnpasta ist...! (Immerhin macht ihnen auch der niedrige Preis Freude!)
GESPART ist GESPART!


Frau Rundlich
sonst beschwingt und stramm,
ist nicht mehr richtig auf dem Damm
Sie ist verdrießlich, stöhnt und unkt...
„Verdauung" heißt der wunde Punkt.
Frau Flink
stets ein Juwel im Haus,
ist vierzig, - sieht wie zwanzig aus!
Sie lebt vernünftig, fühlt sich wohl.
Ansonsten hält sie's mit
DARMOL
IN APOTH. u. DROG. RM -.69


Agfa
Isopan
Agfa Film nimmt jeder gern


schon 2 Rheila
mehrmals täglich
... und abends vor dem Einschlafen genommen, beseitigen den morgens lästigen Raucherhusten
Inhalt ca. 35 gr
In Apoth. u. Drog. nur Original-Pack. zu RM 0,50 u. 0,90


Drei gute Gründe:
aromatisch
leicht
frisch
KYRIAZI
Astra
10 KYRIAZI ASTRA
4 ₰
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

An die Leser des „Illustrierten Beobachters":

Zur Ergänzung unseres Archivbestandes suchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „IB." zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter, einwandfreier Exemplare:

Jahrgang 1939:
Nr. 35, 36, 37, 38.

Jahrgang 1940:
Nr. 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

Jahrgang 1941:
Nr. 27, 28, 29, 33.

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

ders bei Kotscherowo und südlich Makarow. Hier zerteilt sich ganz von selbst der Strom, der sich, scheinbar unentwirrbar, aus Shitomir nach Osten auf die Rollbahn Nord ergießt. Sobald die Spitze einer Division von der Panzerstraße abzweigt, ist an dieser Stelle auch schon ein auffälliges Richtungsschild mit dem Erkennungszeichen der Division angebracht, das allen nachfolgenden Kolonnen und Fahrzeugen den Weg weist. So findet sich ohne Schwierigkeit alles wieder, was zusammengehört, und je weiter man nach Osten kommt, um so dünner wird der Strom auf der Rollbahn.

Wenn man an einer der beiden Kreuzungen sieht, wie sich die Wege der einzelnen Divisionen gabeln, so scheint das alles so selbstverständlich, fast unwichtig, ob diese oder jene Kolonne nun diesen oder jenen Weg einschlägt. Keiner der Soldaten, die hier marschieren, reiten oder fahren, denkt in diesen Tagen daran, daß seine Truppe nicht zufällig gerade diesen Weg nimmt, denn zu sehr ist jeder mit den nächstliegenden Dingen beschäftigt, mit den Strapazen des Vormarsches, den brennenden Füßen, dem leeren Magen oder der drückenden Julihitze, die erbarmungslos auf den Pelz brennt. Keiner ahnt, daß er ein winziges und dennoch unentbehrliches Glied in einem Operationsplan gewaltigen Ausmaßes ist. Hier wird die große Planung, die unsichtbare Arbeit des Generalstabes, der Armeekorps und Divisionen zunächst nur auf der Karte verschiebt und dirigiert, lebendige Wirklichkeit. Wie diese im einzelnen aussehen wird, weiß noch niemand, die starken Truppenbewegungen von der Rollbahn aus nach Norden und Süden lassen nur ahnen, daß die Straße Shitomir-Kiew nicht die Stoßrichtung, nicht die Achse, sondern die Aufmarschbasis des Angriffs bilden wird. Nachdem sie Rückzugsstraße der Sowjets und Vormarschstraße deutscher Panzer gewesen ist, wandelt sich zum drittenmal in nur wenigen Wochen Krieg der Charakter der Rollbahn Nord: Sie wird die Grundlinie der deutschen Operationen um das Herz der Ukraine, das Rückgrat, von dem die einzelnen Nervenstränge abzweigen — und war doch ursprünglich als Panzerstraße nach Berlin gedacht. Eine Schicksalsstraße dieses Krieges ist die Rollbahn Nord, deren vielfältige Wandlungen und Veränderungen allein ein Buch füllen könnten.

Im Kampf gegen die 5. sowjetische Armee.

Die Divisionen, die bei Kotscherowo und südlich Makarow von der Rollbahn Nord nach Norden und Nordosten abgezweigt sind, sollen sich nicht mehr lange dieses stürmischen kampflosen Vormarsches erfreuen. Denn wie schon mehrfach erwähnt, ist die Bresche, die unsere Panzer in die feindlichen Stellungen getrieben haben, nur ein schmaler Keil, der nördlich der Straße Shitomir-Kiew stellenweise in nur wenigen Kilometer Entfernung parallel zur Rollbahn Nord verläuft. So ist es zum Beispiel in diesen Tagen keine Seltenheit, daß mehrfach plötzlich und unvermutet feindliche Granaten längs der Rollbahn krepieren, einige Stellen liegen tagelang unter dem Beschuß weittragender sowjetischer Geschütze.

Es ist ein erbitterter Gegner, der von Norden her noch immer gegen die Rollbahn drückt, ein Gegner, der der linken Flanke der Armee des Generalfeldmarschalls von Reichenau (gleichzeitig der linken Flanke der Heeresgruppe Süd des Generalfeldmarschalls von Rundstedt) seit den ersten Kriegstagen schwer zu schaffen macht: Die 5. sowjetische Armee, die rechte Flügelarmee des bolschewistischen Marschalls Budjenny. Wo auch das nördlichste Armeekorps der Armee von Reichenau Widerstand zu brechen hatte, ob in den ersten Tagen bei Luboml und Kowel, ob nördlich Luck, nördlich Rowno, nördlich Zwiahel — immer war der Gegner die 5. sowjetische Armee, die man andererseits aber auch nicht weit nach Norden zurückschlagen konnte, wollte man nicht Gefahr laufen, in dem Schlamm, Morast und Wasser der Rokitno-Sümpfe hoffnungslos zu versinken. Der große Schlag gegen die 5. Armee bahnt sich erst jetzt an, als mehrere Armeekorps dafür zur Verfügung stehen, und die Kämpfe nördlich der Rollbahn Nord, die in diesen Julitagen ausgefochten werden, sind der erste Auftakt dazu. Wohlgemerkt, der erste Auftakt! Die Entscheidung nämlich fällt noch lange nicht, sie fällt auch noch nicht, als Wochen später der heißumkämpfte Bahnknotenpunkt Korosten (zwischen Shitomir und den Pripjet-Sümpfen) in deutsche Hand kommt. Eine lächerlich kleine Zahl deutscher Divisionen nimmt in diesen Tagen den Kampf gegen einen noch völlig intakten, zahlenmäßig um ein Vielfaches überlegenen Gegner auf den sie langsam, aber unerbittlich nach Norden und Nordosten abdrängen

Die Gefechte stehen vor allem im Zeichen eines Masseneinsatzes schwerer Waffen, der in keinem Verhältnis steht zu den Objekten, um die der Kampf geht. Gewiß, wir haben auch im Westen oftmals Artillerieeinschläge gewaltigen Ausmaßes erlebt, aber immer nur, wenn entweder Befestigungsanlagen oder immerhin bedeutende Städte genommen werden mußten Hier nördlich der Rollbahn tobt der Kampf um nichts weiter als verwahrloste ukrainische Kolchosdörfer, von denen nach den deutschen Artillerieeinschlägen nur noch Trümmer übrig bleiben. Der Masseneinsatz deutscher Artillerie ist dringend erforderlich, sollen die Angriffe der Infanterie vor den zu kleinen Festungen ausgebauten Dörfern nicht im Granatfeuer der Sowjets liegen bleiben. Die Konzentration der eigenen schweren Waffen muß noch stärker sein als die des Gegners — das ist die Voraussetzung für das Gelingen aller Unternehmungen gegen einen überlegenen Feind.

Angriffsziel Bahnlinie Kiew—Korosten.

Im Morgengrauen des 23. Juli stehen wir nördlich Makarow wenige Kilometer vor dem Dorf Andrejewka, dem ersten Angriffsziel des Tages. In dem welligen Gelände, der feindlichen Sicht entzogen, steht hier Geschütz an Geschütz, Batterie an Batterie, — gleich mehrere Abteilungen sind zur Artillerievorbereitung auf Andrejewka in Stellung gegangen. Im Schutze der Nacht noch sind sie nach vorn gezogen worden und sind jetzt, gleich einer Nebelwerfer-Abteilung, kaum einen Kilometer hinter der vordersten Linie der Infanterie zu dem großen Schlag bereit.

4.30 Uhr — mit einem gewaltigen Donnerschlag beginnt aus 40 Rohren das ohrenbetäubende Dröhnen der Abschüsse. Leichte und schwere Feldhaubitzen, 10-Zentimeter-Kanonen und 18-Zentimeter-Mörser eröffnen das Feuer auf die vorher genau festgelegten Ziele, die jetzt zu Angriffsbeginn bei den ersten schweren feindlichen Feldstellungen am Südrand von Andrejewka liegen. Gleichzeitig jagen die Nebelschleier aus den Rohren der Nebelwerfer, die genau zwischen den sowjetischen Feldstellungen zerplatzen und eine dichte Nebelwand vor das Dorf legen.

Jetzt ist der Gegner geblendet, sieht mitten in den dichten, milchigen Nebelschwaden keine fünf Meter weit — und sieht nicht, wie unsere Infanterie aus ihrem Bereitstellungsraum herausbricht und über freies Feld im raschen Vorgehen auf Andrejewka ist. Alles hat bis auf die letzten Kleinigkeiten übereingestimmt: der gewaltige Feuerschlag, das Schießen der Nebelwand und das rechtzeitige Antreten der Infanterie. Lange hält sich die Nebelwand, mühelos, ohne einen Mann Verlust, dringen die Schützenkompanien bis hart an den Dorfrand vor. Auch mit seinen schweren Waffen kann der Feind nichts ausrichten, denn seine Beobachtungsstellen durchdringen mit ihren Scherenfernrohren die Nebelwand ebenso wenig, wie seine Infanterie in den Feldstellungen etwas sehen kann. Die Einschläge der sowjetischen Artillerie liegen weit im Rücken der Schützenkompanien, etwa dort, wo sie vorhin aus ihren Bereitstellungsräumen aufgebrochen sind.

Nur langsam verzieht sich der Nebel. Die Infanterie benutzt diesen Augenblick, um den durch die Nebelschwaden und den konzentrierten Artilleriebeschuß moralisch bereits angeschlagenen Gegner im Nahkampf zu überwältigen. Mit MG. und Gewehr im Anschlag geht es an die feindlichen Stellungen heran, Handgranaten fliegen in die bolschewistischen Schützenlöcher am Dorfrand. Es hilft dem Gegner auch nichts, daß nach dem Weichen der Nebelwand seine Beobachtungsstellen wieder in Tätigkeit treten und das Feuer für kurze Zeit auf unsere angreifende Infanterie lenken. Denn hier sind unsere vorgeschobenen Artilleriebeobachter, die durch schnellste Nachrichtenübermittlung unsere Batterien verständigen, wo erkannte feindliche B-Stellen sitzen und wo schwere Waffen der Sowjets in Feuerstellung sind. Schon wenig später heult ein weiterer Artillerieschlag heran, dessen Granaten haargenau an den vom Beobachter gemeldeten Stellen liegen. Der Widerstand ebbt ab, die sowjetischen Waffen schweigen. Tapfere deutsche Infanteristen rücken in das Dorf ein, das einer Festung gleicht: Feldstellung an Feldstellung, alle vorzüglich getarnt, alle mit MG. und Granatwerfern gespickt, häufig durch geschickt angelegte Grabensysteme miteinander verbunden, Häuser und Scheunen zur Verteidigung eingerichtet — und dazwischen klaffen kleine und große Trichter von deutschen Granaten aller Kaliber, reihen sich Trümmer an Trümmer, liegen von Granaten zerrissene Bäume, Leichen von Pferden und Sowjetsoldaten, zerschlagene Fahrzeuge und Geschütze. Andrejewka ist unser.

Der Kampf um Andrejewka war wie gesagt, der Auftakt zu den entscheidenden Schlägen gegen die 5. sowjetische Armee. Tagelang, wochenlang toben bald weniger, bald heftiger nördlich der gesamten Rollbahn Shitomir—Kiew die Kämpfe. Mit der größten Erbitterung werden sie um die Eisenbahnlinie Korosten—Kiew geführt, auf der die gegnerische Armee ihren Nachschub erhält. Auch das Gefecht um Andrejewka war ein Kampf um diese Eisenbahnlinie, die nur wenige Kilometer nördlich vorbeiführt. Überall geht es um gleich unbedeutende, verkommene Nester, in denen die bolschewistische Übermacht sitzt. Niemand kennt die Namen dieser Dörfer, aber an der Front vor Kiew werden die Namen Korosten Malin, Bahnhof Teterew und Andrejewka — um nur einige zu nennen — zu Begriffen stillen heldenhaften Soldatentums, von denen die ganze Armee von Reichenau spricht.

Der Südflügel der Armee greift an.

Leichter als die Truppen nördlich der Rollbahn haben es zunächst die Divisionen, die in Kotscherowo von der Straße Shitomir—Kiew nach Südosten abgebogen sind. Zwar haben sie über Brusilow nach dem Eisenbahnknotenpunkt Fastow (rund 60 Kilometer südwestlich Kiew) nicht mehr den Asphalt der Rollbahn unter den Füßen, sondern eine der üblichen Sowjetstraßen, deren tiefe Staubschicht der in den letzten Julitagen einsetzende dreitägige Landregen in einen zähen, grundlosen Schlamm verwandelt. Aber dieser Nachteil wird durch die Tatsache ausgeglichen, daß die Marschbewegungen bis über Fastow hinaus kampflos vonstatten gehen. Auch hier haben bereits die Panzer- und motorisierten Infanterie-Divisionen ganze Arbeit geleistet und den nachfolgenden Fuß-Infanterie-Divisionen den Weg freigekämpft, ähnlich wie längs der Rollbahn Nord.

Aber die Lage ist hier doch erheblich anders als nördlich am Irpen: Hier ist kein Keil, keine Spitze in die feindlichen Stellungen vorgetrieben, sondern hier verläuft eine breite Front, an der jetzt die Infanteriedivisionen die sichernden Teile der Panzer und motorisierten Infanterie ablösen. Auf einer rund 20 Kilometer breiten Linie, die in ihrer allgemeinen Richtung von Westnordwesten nach Ostsüdosten verläuft, beziehen fünf Infanterie-Divisionen ihre neuen Bereitstellungsräume, aus denen heraus auf breiter Front der Angriff gegen Kiew vorgetragen werden soll.

Dörfer als Festungen.

Wie überall, so stellt sich mit zwei Infanterie-Regimentern auch eine Division ostwärts Fastow bereit. Hier liegt der Schwerpunkt des ganzen Abschnittes, denn hier führt die einzige, einigermaßen annehmbare Straße nach Wassilkow, der letzten größeren Stadt vor Kiew. Zu beiden Seiten dieser Straße sind die Bereitstellungsräume der Infanterie-Regimenter, vor ihnen liegen die Dörfer Gelenowka und Marjanowka, die Straße nach Wassilkow flankierend. Alles, was an schweren Waffen verfügbar ist, geht weiter rückwärts gegen die beiden Ortschaften in Stellung. Denn wieder sehen sich deutsche Truppen zwei an sich unbedeutenden Dörfern gegenüber, die die Sowjets zu Festungen ausgebaut haben.

Als am Morgen des 30. Juli an der gesamten, rund 20 Kilometer breiten Front das südliche Armeekorps der Armee von Reichenau zum Angriff gegen den zahlenmäßig stark überlegenen Feind antritt, ist der Feuerhagel unserer Artillerie, der sich über die feindlichen Stellungen ergießt, in Gelenowka und Marjanowka am schwersten. In die Stille des heraufziehenden Morgens erdröhnen Punkt 4 Uhr die Abschüsse aus den deutschen Rohren. Im Schutz dieses Artillerieschlages bezieht die Infanterie ihre Bereitstellungsräume in einem kleinen Talgrund vor Gelenowka. Zum gleichen Zeitpunkt heulen auch die Brocken der sowjetischen Artillerie und Granatwerfer heran, blitzschnell liegen die Schützen in Deckung. Dann wird die kleine sumpfige Talmulde durchschritten, bis über die Knöchel versinken die Infanteristen im Wasser, sie merken es kaum. Langsam arbeiten sie sich den Talhang hinauf, als gegen 5.30 Uhr auf beiden Seiten die Rohre schweigen. Nach dem dröhnenden Donner der Abschüsse und dem berstenden Krachen der Einschläge liegt eine Stille über den Feldern, die unheimlich wirkt.

Da ertönt, zunächst ganz von fern, ein Surren in der Luft, die Soldaten drehen sich um, schauen zum Himmel: Stukas! Acht Stück sind es, die sich in beträchtlicher Höhe von Westen her nähern, geschützt durch einige Jäger. Jetzt sind sie über ihnen, die erste Maschine stößt aus dem Verband heraus, kommt tiefer und tiefer, immer schneller und immer steiler wird ihre Flugbahn — da lösen sich von ihrem Körper die Bomben, stürzen nach unten. Ein wild berstender Einschlag läßt die Luft erzittern, eine riesige Wolke von Rauch und Staub quillt zwischen den Häusern von Gelenowka empor, und während sich die Maschine in etwa 150 Meter abfängt und über dem Dorf wendet, löst schon die zweite ihre Bomben aus, setzt die dritte zum Sturzflug an. Acht Stukas schleudern Tod und Verderben auf die Ortschaft, aus der in der Windstille des Morgens noch lange fast kerzengerade Rauchsäulen zum Himmel ragen, die sich hoch in der Luft zu einer undurchdringlichen, gelbbraunen Wolke zusammenballen.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Humor

„Gnädige Frau sollten das malvenfarbige Kleid wählen!" riet die Verkäuferin. „Es paßt ausgezeichnet zu Ihrem blassen Teint!"

„Ich bin sonst nicht blaß, ich bin jetzt nur über den Preis so erschrocken!"

*

Tiedtke spielte in einer Filmrolle einen Mustergatten mit solcher Lebensechtheit, daß ihn ein Bewunderer unwillkürlich fragte: „Sie haben wohl noch nie im Leben Feuer gefangen?"

„Doch", erwiderte der Schauspieler und lächelte, „aber immer nur an der eigenen Schachtel!"

*

„Dich würde ich nie heiraten, und wenn du der einzigste Mann auf dem ganzen Erdenrund wärest!"

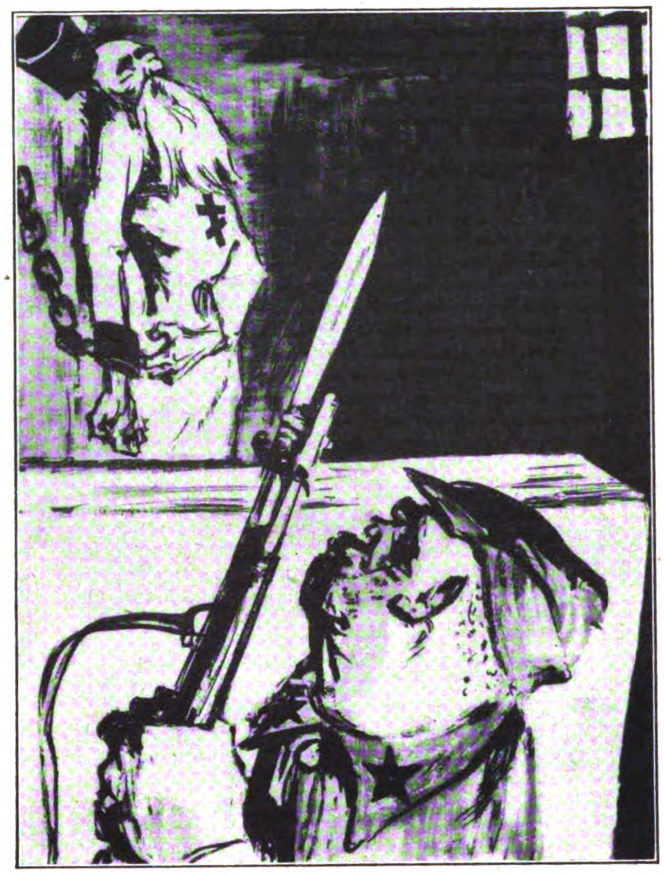
„Kann sein; in dem Gedränge, das um mich entstehen würde, hätten dich die andern sicher schon vorher totgetreten!"

*

„Traurig, so etwas: niemand hat von Ottos großen Vorzügen gewußt und ganz verkannt ist er gestorben."

„Na, und woher weißt du denn von diesen Vorzügen?"

„Ich habe doch seine Witwe geheiratet!"



Religions„freiheit" in der UdSSR.: „Ihr könnt herauskommen, Genosse Pope!"
Bruns/Interpress.

Peter saß mit Hulda auf einer Parkbank. Hulda flüsterte: „Hast du mich wirklich so lieb?"

Worauf Peter wie ein Held sagte: „Willst du meine Fleischkarte für diese Woche haben?"

*

Klein fährt Straßenbahn.

Eine junge Dame fixiert ihn mit Blicken.

Klein wird unruhig.

Dann fragt die Dame:

„Sind Sie nicht der Vater eines meiner Kinder?"

Die Fahrgäste wiehern förmlich vor Lachen.

Klein stammelt verlegen: „Ausgeschlossen!"

Worauf die Frau dann meint:

„Ich bin nämlich Lehrerin!"

*

Der Feldwebel ist ungehalten: „Kotzebichel, können Sie mir sagen, was dieser Rostfleck auf Ihrem Gewehr bedeutet?"

Kotzebichel steht stramm: „Entweder Strafwache oder drei Tage Arrest, Herr Feldwebel!"

*

„Annemarie, warum hast du denn nicht um Hilfe gerufen, als der Flakgefreite dich so unerwartet küßte?"

„Denkst du vielleicht, Mutter, ein Soldat braucht dazu Hilfe?"

RÄTSEL

Rösselsprung

		zen	stre		
	ben	deutsch	fel	tap	
en	her			haft	schef
hei		ernst	im		fer
men	trau	ter	und	von	schau
le		was	en		still
ver	kom			les	will
	ben	stets	da	dann	
		mag	vie		

Silbenkreuz

1—2 dtsch. Stadt im Osten
1—3 Osteuropäer
1—4 Stellung
2—4 Gartengerät
3—4 Weinernte
3—5 Aussatz
5—6 Park in Madrid
6—4 Behältnis

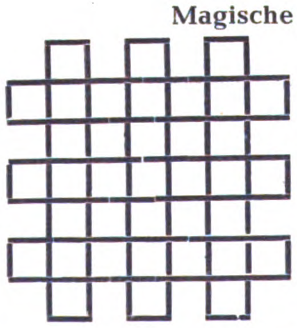
1	2
3	4
5	6

Zahlenrätsel

1 8 9 10 11 6 8 12 Schellfischart
2 8 7 12 13 8 dalmatin. Hafenstadt
3 2 8 4 8 14 3 hinterindischer Strom
4 10 9 10 2 deutscher Komponist
5 9 6 10 1 15 Gegenstand
6 8 16 3 16 8 Stadt im Epirus
2 8 14 11 10 2 Sportsmann
5 17 16 3 9 12 13 Verkehrsmittel
7 2 8 17 17 8 15 3 1 Sprachlehrbuch

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein wichtiges russisches Industriegebiet.

Magische Figur



Die Buchstaben: a a a a a a a a a a e e e e e e g g i i k k l l l l m m m m n n n n n n r sind so in die Felder einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen.

1. Mutter des Herakles, 2. Gebirgslandschaft auf dem Balkan, 3. Quecksilberlegierung, 4. Gestalt aus der Wielandsage, 5. Jahrbücher.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Diamant Isolde Mjölnir Flechte Mehrung Warschau Uhland Geschlecht Menage Mittelsmann Transit Walzer Gesenke Kanne sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a bie bisch chal ci co di dort ech ei et feld fun gi her ke le lei lo mund na nach no o recht ri ri run sa sas sel sex si sme sus ta ta tal tas ter to tus u ut wer sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Shakespeares „König Lear" ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

1. Strom in Südamerika, 2. Stadt auf Madeira, 3. englisches Staatsgefängnis, 4 Stadt in Westfalen, 5. Stadt in Holland, 6. Heilpflanze, 7. böhmischer Komponist, 8. Stadt auf Sardinien, 9. bayerischer Herzog (8. Jahrhundert), 10. Industriestadt in Westfalen, 11. Hahnenfußgewächs, 12. englische Grafschaft, 13. Nibelungengestalt, 14. Teil von Deutsch-Ostafrika, 15. römischer Geschichtsschreiber, 16. Stadt in Luxemburg, 17. oberbayer. Kurort.

Lösungen der Rätsel in Folge 41:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Uman, 4. Kuß, 7. Ma, 8. Iran, 10. Bure, 12. Ruhla, 14. Elite, 16. Teer, 17. Iser, 18. Emir, 20. Ob, 23. Sebu, 27. Affe, 28. Enkel, 30. Beere, 31. Nana, 32. Elle, 33. Ares. Senkrecht: 1. Umber, 2. Maul, 3. Niet, 4. Knute, 5. Sole, 6. Start, 9. Ar, 11. Riem, 13. Hero, 15. Eire, 18. Eifel, 19. Isere, 21. Biene, 22. Rabe, 24. be, 25. Unna, 26. Glas, 29. Kar. ✶ **Zahlenrätsel:** Biber, Opium, Lappland, Sachalin, Cambrai, Hauptmann, Elster, Watte, Indigo, Saragossa, Moewe, Ungarn, Sahara. „Bolschewismus." ✶ **Viereck:** 1. Tenedos, 2. Nikotin, 3. Detroit, 4. Sonntag ✶ **Silbenkreuz:** GO, SE, BE, SEN, LIN, DAU. ✶ **Silbentreppe:** 1. Meru, 2. Rubicon, 3. Constanza, 4. Zamora, 5. Ragusa, 6. Salome, 7. Memel. ✶ **Füllrätsel:** 1. Matsuoka, 2. Amazonas, 3. Damaskus, 4. Kommando, 5. Dänemark, 6. Ehrenmal, 7. Jokohama.

Der Senior und der Junior-Partner

CORDELL HULL

Der Außenminister Roosevelts, Cordell Hull, ist von Hause aus Rechtsanwalt; er kam aber schon in jungen Jahren in das Repräsentantenhaus und war vor seiner Ernennung zum Außenminister Staatssenator für Ten-



Amerikas Außenminister Cordell Hull . .

nessee. Seine intensive Wühlarbeit mit dem Ziele, die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen die Achsenmächte zu führen, wird ohne weiteres aus dem Umstand erklärlich, daß er mit der Tochter des Juden Isaac Witz verheiratet ist. Cordell Hull war es, der das Hilfeversprechen an Jugoslawien verfaßt hat und der später frech erklärte, „Belgrad sei ein Opfer der Barbaren geworden". Von ihm stammt auch der Spruch: „Alle freien Nationen müssen sich vereinen, um zu verhindern, daß die Deutschen ihren Plan der Beherrschung der Meere verwirklichen." Um dieselbe Zeit holte er sich dann aber den dänischen Gesandten Kaufmann heran und vereinbarte mit diesem Mann, der überhaupt nicht dazu legitimiert war, die „Abtretung" Grönlands an die USA. Dieser vertrockneteRechtsverdreher scheint gar nicht zu merken, daß sich die Welt über die hegemoniellen Ziele des Präsidenten Roosevelt längst klar geworden ist; er ist genau wie sein Freund Knox ein Impresario der widerlichsten Heuchelei, die der Welt je vorgeführt worden ist.



. . . und so sieht ihn der Karikaturist.

ANTHONY EDEN

Seit seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit ist die Kette seiner politischen Mißerfolge nicht abgerissen, aber der krankhafte Ehrgeiz der Erfolglosen treibt diesen Dilettanten immer von neuem wieder in das Rampenlicht der Diplomatenbühne.



Als Hauptakteur der Genfer Liga ließ er die Sanktionen gegen Italien anwenden, die dann so kläglich gescheitert sind. Im Spanien-Nichteinmischungsausschuß zeigteEden unverkennbare Sympathien für die Bolschewisten, was man auf seine Freundschaft mit dem Juden Maisky zurückführt. In London wurde einmal über ihn gesagt, er sei als Außenminister schon sechsmal um die Erde gereist, er habe über tausend internationalen Zusammenkünften beigewohnt und doch nichts erreicht. Wir glauben, man tut ihm da Unrecht, denn schließlich hat er doch erreicht, daß, während er in der USA. schwer bezahlte Vorträge hielt, sein Porträt mehr gekauft wurde als das des beliebtesten jugendlichen Liebhabers in Hollywood. Und noch etwas hat er erreicht: Auf der Pariser Weltausstellung stand in der Halle der Damenschneider sein Konterfei in Wachs, eine Siegessäule der Schneiderkunst. Bis zum Panoptikum also nur ein Schritt.



Anthony Eden
als Etonschüler.

Aufnahmen: AP. und Archiv.

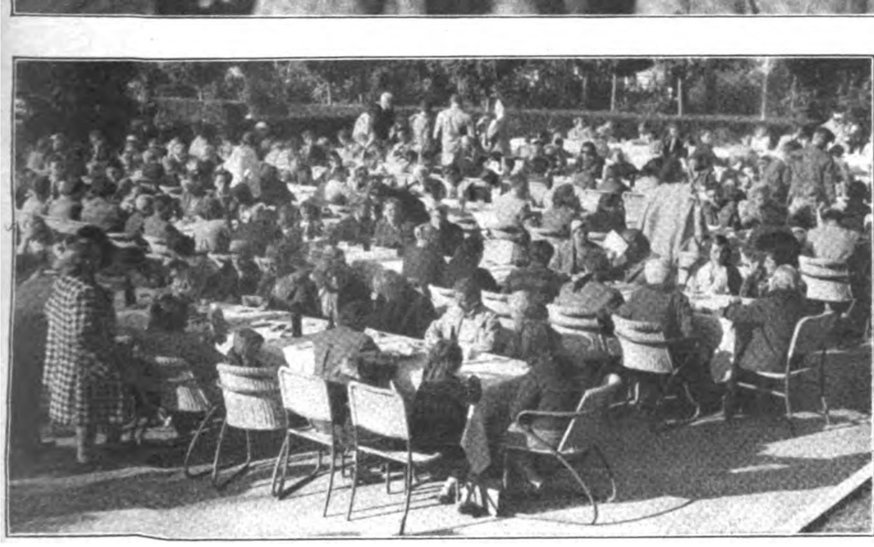


Der Hölle von Iran entronnen

In der Türkei freundlich aufgenommen

Sie können was erzählen!

Nach tagelangem Spießrutenlaufen durch bolschewistische Reihen, bei dem sich die Flintenweiber besonders brutal hervortaten, sind die Frauen und Kinder der Deutschen Kolonie in Iran neu eingekleidet in Ankara angekommen.



Links:
Die erste Mahlzeit unter mitfühlenden Menschen.



Rechts:
Sie ist glücklich, ihr Kind in Sicherheit zu wissen.

Aufnahmen: Assopress (3).

„Euch soll der Teufel holen!"



1 Zwischen zwei schweren Stukabomben hält er einen bombigen Mittagsschlaf.



2 Bald haben ihn die Kameraden entdeckt. Das wird ein Hauptvergnügen! Zunächst zwei Latten quer über die Bomben gelegt . . .

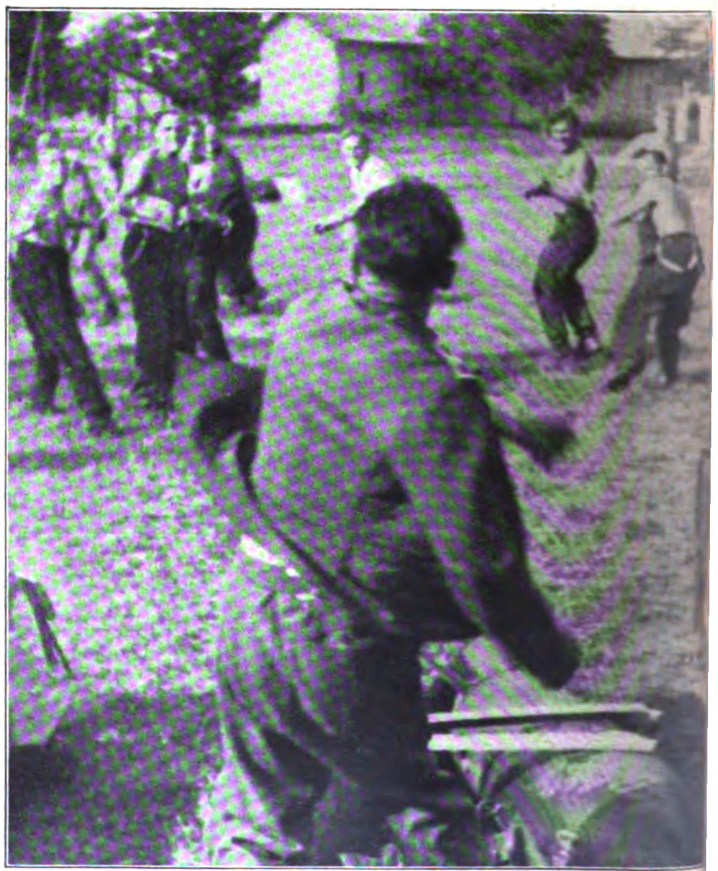




3 . . . dann eine Waschschüssel voll Wasser geholt und auf die Latten gestellt. Und jetzt aus vollem Hals: „Alarm! Alarm!"



4 Schweinerei, solch eine kalte Dusche mitten im Schlaf! Na wartet nur, ihr Brüder!



5 Deftige Fliegerflüche verfolgen die Ausreißer! Paßt auf! Morgen seid ihr dran!

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Bauer, Wb.

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts. Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 30. OKTOBER 1941
16. JAHRGANG • FOLGE 44

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH
MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:
1812 gilt nicht mehr! / Die drei von der Rosinante / Ein PK.-Meisterschuß: Granateinschlag auf Armlänge geschnappt! u. a. m.



Seemannsblut.
Der Kommandant eines Vorpostenbootes und sein Sohn
Aufn.: Rondophot.



Während der Entscheidungsschlachten im Führerhauptquartier.
Der Führer bei einer Besprechung mit dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall v. Brauchitsch. Rechts vom Führer der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, und der Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Halder.
Aufn.: Hr. Hoffmann. PK.-Aufn.: Kriegsberichter Henisch-H. H., Mittelstaedt-PBZ.





Links: Er erledigte 13 Panzer, darunter einen 52-Tonner! Gefreiter Heinz Berger wurde mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

General Antonescu, unter dessen Führung rumänische und deutsche Truppen Odessa eroberten.



Die Londoner Klubsesselstrategen merken auch alles!

Die Engländer klammern sich noch mehr als die Sowjets selbst an das Beispiel des napoleonischen Feldzuges von 1812. Wie der Korse daran scheitern mußte, daß der Troß nicht mitkam und daß für nichts vorgesorgt war, so soll auch jetzt der siegreiche Vormarsch der deutschen Truppen an ähnlichen Unterlassungen scheitern. England verkündet: „Die Deutschen entfernen sich auf ihrem Vormarsch von ihrer Versorgungsbasis; ihre Lage wird also dadurch von Tag zu Tag schlechter. Umgekehrt bei den Russen: Ihr strategischer (!) Rückzug bringt sie ihren Versorgungsdepots näher." —

Zeichnung: Lazarus.

Die Drei von der Rosinante



Eine verschworene Kameradschaft
im Kämpfen, im Arbeiten und ... auch im Essenholen!



Bei der Generalreinigung offenbart sich erst,
was solch eine Maschine alles in sich birgt: Gewehre, Munitionskästen, Bekleidungsstücke, Verpflegung ...
ꜱꜱ PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Roth.



In Ruhestellung:
Vom Krad zum Baum eine Zeltbahn gespannt, und das Dach ist fertig.



Links: Der heiße Zylinder dient als Herd. Eine Konservendose geöffnet und daraufgestellt, und schon ist das Mittagessen fertig.

Sowjets im Finnischen Meerbusen eingeschlossen

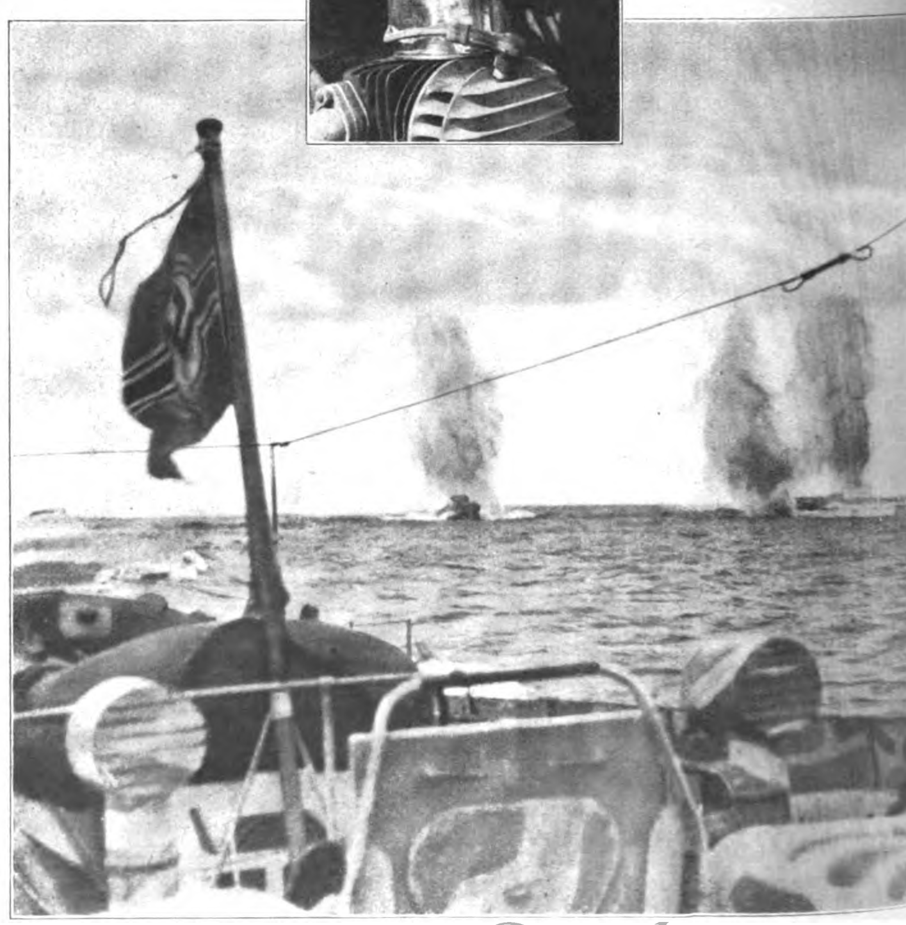


Im Kampf gegen einen zahlenmäßig weitaus überlegenen Feind.
Unsere Kriegsmarine schließt die Sowjetstreitkäfte im Finnischen Meerbusen ein. Mit liebevollem Schwung geht die letzte Mine über Bord.



Links: Während der Fahrt werden die Minen geschärft und klar zum Werfen gemacht.

PK.-Aufnahmen:
Kriegsberichter Ad. Schwarz-PBZ.



Hohe Wassersäulen zeigen den Einschlag der feindlichen Geschosse

Licht mit der Elle gemessen



Zwei Quadratmeter Licht!
Aus irgendeinem Grund ist in einem wichtigen Betrieb das Licht ausgegangen. Ohne ihre Tätigkeit unterbrechen zu müssen, bleibt die junge Dame am Telephon sitzen und erledigt mühelos alle Aufgaben: Von der Wand her strahlt eine zwei Quadratmeter große Fläche ein mildes, grün getöntes Licht in den Raum, und auch das Zifferblatt der Wählerscheibe leuchtet hell genug. Die Leuchtfolie hat so viel Licht gespeichert, daß sie sich durch die Ausstrahlung nicht erschöpft.



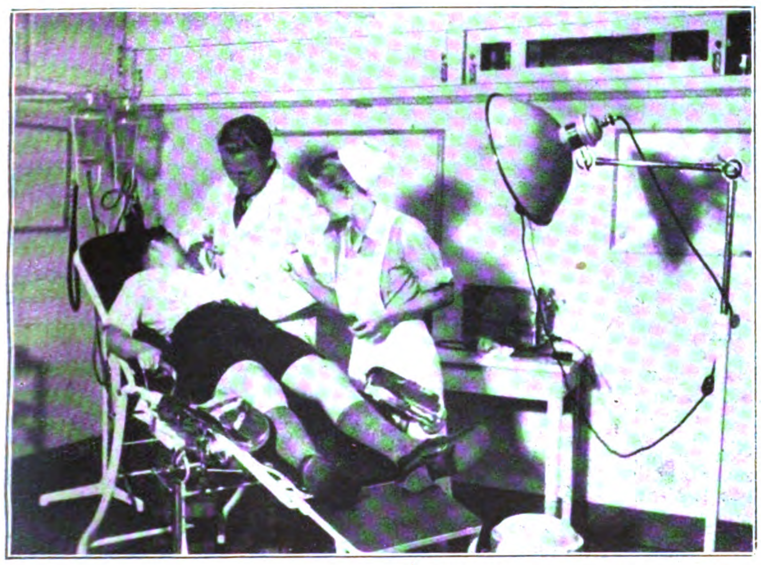
In allen Gängen der Anlage tragen die Türen Aufschriften in der Leuchtmasse, die ein Zurechtfinden beim Versagen aller anderen Lichtquellen gestattet.





Ganz auf seine Arbeit konzentriert, sitzt dieser Ingenieur am Schreibtisch, da geht plötzlich das Licht aus.

Aber er braucht nun nicht seine Arbeit abzubrechen — automatisch leuchtet die Wandfläche über seinem Arbeitstisch auf. Für das Auge ist der Übergang zu dem grünlichen Licht der Leuchtfolie kaum zu spüren. Man erkennt jedes Meßinstrument, jeden Schalter genau. Die Leuchtfolie verbraucht keinen Sauerstoff wie etwa eine Kerze oder sonstige offene Flamme.





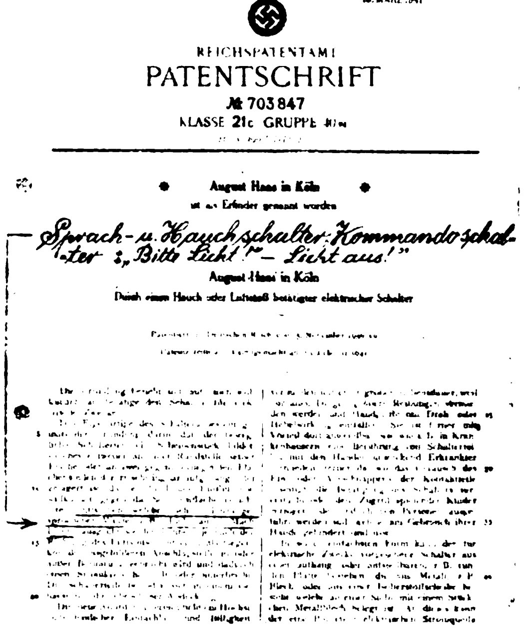
Alarm ohne Panik — es kann weitergearbeitet werden!
Der hohe Wert der interessanten Erfindung tritt besonders kraß in dieser Szene in Erscheinung: Der Arzt kann, wenn das Licht ausgeht, eine begonnene Arbeit zu Ende führen. Die Leuchtfolie bietet die nötige Helligkeit.

Aufnahmen: Münchener Bildbericht.

August wor früher aufgestanden



Erstens: Die Haustüre ohne Schlüssel!
Sehr sehr praktisch! Man sagt einfach „Auf" oder „Zu", nichts weiter, und der ganze Ärger mit dem Hausschlüssel erübrigt sich...



DEUTSCHES REICH

AUSGEGEBEN AM 10. MÄRZ 1941

REICHSPATENTAMT

PATENTSCHRIFT

№ 703 847

KLASSE 21c GRUPPE

August Haas in Köln

ist als Erfinder genannt worden

Sprach- u. Hauchschalter: Kommandoschalter „Bitte Licht!" — „Licht aus!"

August Haas in Köln

Durch einen Hauch oder Luftstoß betätigter elektrischer Schalter

Emmerich Huber, ist, was keiner für möglich hielt, hierbei zu spät gekommen:
Auf seiner lustigen Erfinderseite in „JB."-Folge 39 hat Emmerich Huber Vorschläge zu neuen Konstruktionen gemacht. Weshalb lange nach Schlüssel und Schlüsselloch suchen? — Man sagt einfach „Auf" ... Ein halbes Jahr vorher bestätigte das Reichspatentamt dem Erfinder August Haas in Köln seinen Kommandoschalter „Bitte Licht!" — „Licht aus!"





Zwillingsbrüder mit gleichem Dienstgrad.
Diese beiden Unteroffiziere, Robert und Fritz S., die den gleichen Zivilberuf haben (Telegraphenbaubeamte), sind schon im Weltkrieg Seite an Seite marschiert und besitzen die gleichen Auszeichnungen.
Aufn.: H. G. Titz.



Im Mai 1940 gingen sie zusammen über die Maas nach Belgien. In Brüssel allerdings trennte sich ihr Weg. Hier sieht man sie noch brüderlich vereint, in Gesellschaft eines Schutzmannes, der sich fragen mag, ob er doppelt sieht.

Links: Sekretärinnen in Uniform.
Viele unserer Frauen und Mädel stekken heute in Uniform. Als Eisenbahnschaffnerinnen, Posthelferinnen und schmucke Blitzmädel versehen sie ihren Dienst. Hier eine Rundfunkangestellte in ihrer Dienstkleidung. (Modell des Frankfurter Modeamtes.)

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

5. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 43:

Raymondes Herz klopfte immer heftiger, je weiter sie sich aus dem Lichtbereich des Schiffes entfernten. Noch vor einer Stunde hatte sie sich selber heftige Vorwürfe gemacht und beschlossen, daß sie „bis hierher und nicht weiter" gehen wolle. Zehn Minuten später hatte sie diesen Entschluß dahin abgeändert, daß sie zwar mit Kapitän Erland sprechen wolle, aber nur, um ihm zu sagen, daß er nichts hoffen dürfe und daß sie nie im Leben ihren Mann hintergehen werde. Eine ganze Weile schritten sie stumm nebeneinander dahin. Der weiche, sumpfige Uferboden verschlang ihre Schritte. Da wuchtete etwas Dunkles, Breites vor ihnen empor. Einer der Holzstapel. In seinem Schatten blieb Olaf Erland stehen. Hier konnte man sie vom Schiff aus unmöglich beobachten. Selbst wenn Raymondes helles Kleid durch das Dunkel schimmern sollte, der Holzstoß da versperrte jede Aussicht. „Nun, Monsieur Erland?" fragte Raymonde mit gepreßter Stimme. „Was haben Sie mir zu sagen?"

Ja, was wollte er eigentlich sagen? Erland wußte es nicht mehr. Er sah nur die zierliche Gestalt vor sich, die Augen, die ihm aus dem Dunkel entgegenzufunkeln schienen, spürte den raschen Atem der Frau, das Heben und Senken ihrer Brust. Alles andere war fern, versunken, vergessen.

Olaf Erland war Nordländer und als solcher gewohnt, sich selbst zu beherrschen. Aber die heiße, feuchte Luft, die aus dem Urwald über ihn dahinstrich, wirkte wie ein Fieber und diktierte der Leidenschaft ein anderes Tempo als in kühleren Breiten. In seinen Augen sprang ein Funke auf und tanzte wie ein Irrlicht vor Raymondes zuckendem Gesicht. Seine Arme streckten sich unwillkürlich aus in das Dunkel...

„Raymonde...?"

Da vergaß auch sie alle guten Vorsätze. Jäh, mit einem leisen Aufstöhnen warf sie sich in seinen Arme, fühlte erschauernd seinen bebenden Mund dicht über ihrem...

„Aeh — hem! Tja..."

Sie fuhren beide zusammen.

Raymonde packte der Schrecken so stark, daß sie sich schutzsuchend noch fester an Kapitän Erland schmiegte, der mit glühenden Augen wild vor sich in das Dunkel starrte.

Noch einmal räusperte sich laut und umständlich eine Stimme. Dann sahen sie es beide: Dort im tiefen Schatten des Holzstapels saß ganz gemütlich der alte Jon Johnsen!

„Kein Grund zur Angst, Madameken", kam die tiefe, beruhigende Stimme aus dem Dunkel. „Das bin nämlich bloß ich."

„Kommen Sie gefälligst näher!"

Blanke Mordlust schwang in Kapitän Erlands Stimme. „Warum verstecken Sie sich hier, Steuermann?"

„Aye, Käppen."

Die Gestalt Jon Johnsens wuchs aus dem Dunkel hervor. „Die Nacht versteckt mich, muß man wohl richtiger sagen."

„Was haben Sie hier zu suchen, Steuermann?"

„Tjaaa, das ist nämlich so, Käppen: Sehen Sie sich mal den hübschen Platz da an! Wie geschaffen für 'ne Sitzgelegenheit. Hat sich wohl so 'n fauler Hund von einem Wachtposten zurechtgemacht, um ungestört ein Nickerchen machen zu können."

„Ich frage Sie, was Sie hier zu suchen haben?" Erland hatte die noch immer zitternde Frau losgelassen und stand drohend Auge in Auge mit seinem Steuermann.

Aber der Alte schien das Gefahrsignal im Gesicht seines Kapitäns gar nicht zu bemerken.

„Hähä", lachte er gutmütig. „Hat sich wohl eben so 'n büschen erschrocken, die gnädige Frau? Wie gesagt, kein Grund dazu. Hab' mir das Plätzchen hier ausgesucht und wollt' grade meinen Stummel stopfen, um in Frieden eine Abendpfeife zu rauchen, als Sie kamen. Nichts für ungut, Madame."

Erland hatte sich gefaßt. „Bitte, gehen Sie voraus, Madame", sagte er förmlich, eine Handbewegung in die Richtung des Schiffes machend. „Ich habe mit dem Steuermann dienstlich zu reden."

Erst als Raymonde sich abgewandt hatte und mit eiligen Schritten, wie gehetzt, zur Landungsstelle zurückstrebte, wandte er sich an den Alten, der wirklich eine Tabakpfeife hervorgezogen hatte und sie bedächtig stopfte.

„Ich verbitte mir entschieden, Steuermann, daß Sie mir nachspionieren!"

Johnsen hatte eben ein Streichholz entzündet und in seinem Schein sah Erland ein maßlos ver-

blüfftes Gesicht vor sich. „Versteh' immer ‚nachspionieren', Käppen. Tut mir ja leid, daß ich die Dame so erschreckt hab', daß sie Ihnen um den Hals fiel, aber wie konnt' ich denn wissen, daß Sie hier spazierengehen würden?"

„Ihr Platz ist an Bord!"

„Im Dienst", sagte Jon seelenruhig. „Kalkuliere, ich hab' ebensoviel Recht wie Sie, mir an Land die Beine zu vertreten, wenn wir festgemacht haben. Warum sind Sie bloß so fünsch, Käppen?"

Erland preßte die Lippen aufeinander und überlegte rasch. Wenn der Steuermann wirklich nur zufällig hier hockte, dann war es töricht, ihn zur Rede zu stellen. Natürlich konnte er am Abend an Land gehen, so viel er wollte. Aber war das nun wirklich Zufall? Gehörte der alte Trunkenbold zu den Leuten, die immer zur Unzeit auftauchen und plump dazwischentappen müssen? Oder war es die pure Gemeinheit von dem Kerl?

„Von morgen ab entziehe ich Ihnen bis auf weiteres den Landurlaub, Steuermann", sagte Erland scharf. „Sie können Ihre Pfeife ebensogut an Bord rauchen, verstanden! Ich dulde nicht, daß Sie hier im Dunkel herumstrolchen und unsere Fahrgäste erschrecken!"

„Hm", sagte der Alte nur und sog nachdenklich an seiner Pfeife.

„Ob Sie mich verstanden haben!?"

„Jawoll, Käppen. Die Damen sind so schreckhaft. Die kleine Frau hat mich wohl vorhin für 'n Gorilla angesehen. Tja, dann ist es wohl besser, wenn wir zur ‚Kassai' zurückgehen!"

*

Während Erland und Raymonde an Land waren, hatte sich auch an Bord ein ernstes Gespräch entwickelt. Dr. Bünger hatte sich zu Glant gesetzt, und die Unterhaltung war von der Jagd rasch auf gesundheitliche Fragen übergegangen. Nach einer Weile hatte Ferry Stakke sich dann zu den Geoffreys gesellt, die ihn schon mehrmals gebeten hatten, etwas von seinen Jagderlebnissen zu berichten.

„Nun? Sie gehen nicht auf die Jagd, Herr Stakke?" empfing Madame Geoffrey ihn lächelnd, als er zu dem Ehepaar trat.

„Wie meinen Sie das, Madame?"

„Oh, stellen Sie sich doch nicht so unwissend! Unsere Nimrods sind, scheint mir, in voller Tätigkeit. Jagd auf Edelwild, Herr Stakke. Aber bestimmt ohne Scheinwerfer und Blendlicht! Unser beliebter Kapitän und die kleine Frau Raymonde."

„Gönnen wir ihnen den Abendspaziergang", unterbrach Stakke, peinlich berührt. „Sie sprachen von einer Jagd?"

„Nun ja doch. Aber bitte — seien wir diskret. Lassen wir Frau Raymonde aus dem Spiel. Aber sehen Sie sich Senhor Pinho an! Wie er der kleinen Blonden nachspürt, die da eben von dem geriebenen Deutschen entführt wird!"

„Entführt, ist ganz kraß ausgedrückt", sagte Stakke trocken. „Die beiden spazieren schon eine halbe Stunde lang an Deck auf und ab."

„Und der arme Pinho immer hinterher", lachte Madame Geoffrey. „Aber geben Sie acht, wenn er zum Schuß kommt! Dann ist der Nebenbuhler und das edle Wild sein."

„So so. Sie meinen also . . . ?"

„Aber das sieht doch ein Blinder, lieber Herr Stakke. Übrigens können wir darüber ruhig plaudern, ohne die Diskretion zu verletzen. Senhor Pinho hat mir bereits sein Herz ausgeschüttet; passen Sie auf, wir werden auf dieser Reise eine Verlobung feiern."

„Das wäre nett. Aber zum Verloben gehören bekanntlich zwei."

„Ja, die Kleine sträubt sich noch. Ich begreife nicht, warum", ereiferte sich Madame Geoffrey. „Sie sollte doch dem Himmel dankbar sein, daß ein Kavalier wie Senhor Pinho um sie wirbt. Bedenken Sie, das arme Kind sitzt da mitten unter den Negern, ganz allein mit dem alten Dr. Bünger, sie muß sich doch mit allen Fasern danach sehnen, aus dieser Wildnis herauszukommen. Oder — bitte, sagen Sie doch, Herr Stakke! — sollte wirklich etwas an dem sein, was man in Matadi flüstert?"

„Gewiß, Madame", sagte Stakke mit grimmigem Humor. „Ich weiß schon, worauf Sie anspielen. Dr. Bünger hat sich in das junge Mädchen, das er halbtot vor Erschöpfung im Wald fand und zu sich nahm, leidenschaftlich verliebt. Er hält sie wie eine Haremssklavin in seinem Negerdorf und will sie demnächst regelrecht heiraten."

Seine Worte trieften von Hohn, so daß selbst Madame Geoffrey es bemerkte.

„Ach, gehen Sie, Stakke! Sie glauben ja selbst nicht an das Gerede. Obwohl . . . man kann nie wissen, was für Gedanken ein seniles Gehirn gebärt.

Aber dann versteh' ich die Kleine erst recht nicht. Senhor Pinho ist ein Kavalier ersten Ranges. Ein eleganter, hübscher, wohlhabender Mann, der in Loanda und überall, wo er hinkommt, große Erfolge bei der Damenwelt hat. Er könnte der kleinen Marga eine glänzende Zukunft bieten und

Um ein Haar getroffen

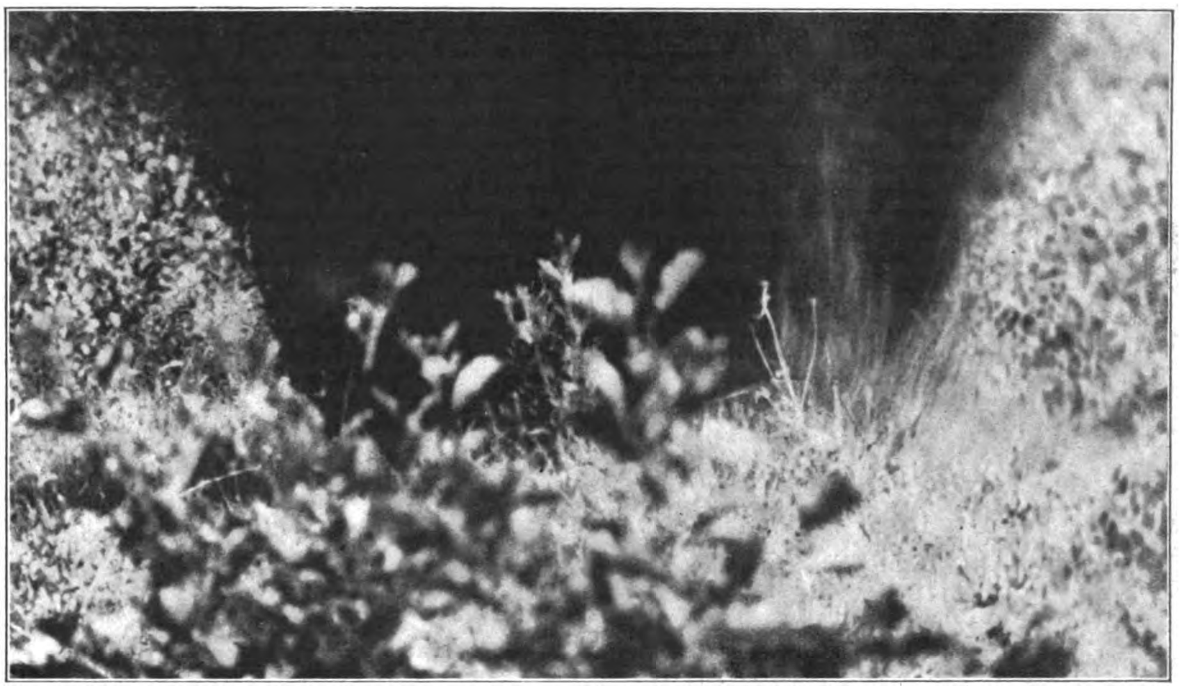
UND DOCH NOCH PHOTOGRAPHIERT



Eine Störung bei der Berichterstattung.
Die Kriegsberichter schauen von der Arbeit auf: Eine Granate heult heran!



Blitzschnell werfen sie sich vor ihrem „Fuchsbau" platt auf die Erde.



Und doch gelingt mit der stets schußbereiten Kamera die einzigartige Aufnahme eines Granateinschlags in allernächster Nähe!

PK.-Aufnahmen: Deutsche Wochenschau (Holzapfel).



Der Augenblick der Explosion: gelbe Blitze schießen aus der Erde, die hoch aufwirbelt. Schwarzer Qualm steigt empor. Die beiden Kriegsberichter sind unverletzt geblieben.

sie von ihrem Einsiedlerleben bei dem alten Doktor erlösen wie der Prinz im Märchenbuch. Aber statt mit beiden Händen zuzugreifen, hängt sie sich an diesen unbedeutenden jungen Menschen da!"

Stakke hörte nur aus Höflichkeit dem Erguß zu. Als Madame Geoffrey notgedrungen eine Pause machte, um Atem zu schöpfen, wandte er sich an den Administrator.

„Unter uns, Herr Geoffrey, ich habe mich ein wenig gewundert, daß gerade Sie als Beamter so freundschaftlich mit Senhor Pinho verkehren. Oder sollten Sie dabei eine bestimmte Absicht verfolgen?"

„Wieso? Ich wüßte nicht."

Geoffreys Stimme klang etwas unsicher. „Was für eine Absicht sollte ich denn hegen?"

„Na, ich dachte, etwa — eine amtliche."

„Mir unverständlich, Herr Stakke. Ich habe das Vergnügen, Senhor Pinho bereits seit einem Jahr zu kennen, und ich muß sagen, ich habe in ihm wirklich einen liebenswürdigen und korrekten Herrn gefunden. Ich hoffe sehr, daß er uns das Vergnügen macht, uns demnächst in Katanga zu besuchen. Übrigens kennt meine Frau ihn auch bereits aus ihrer Mädchenzeit in Loanda."

„Ah! Madame ist eine gebürtige Portugiesin?"

„Nein, ich bin Französin", mischte Frau Geoffrey sich rasch ein, als müsse sie eine Beleidigung widerlegen. „Aber ich habe in meiner Jugend in Loanda gewohnt. Bei einem Onkel, der dort ansässig ist."

Stakke verbeugte sich verbindlich. „Dann kennen Sie ja die dortigen Verhältnisse, Madame, und wissen, daß zwei Drittel der weißen Bevölkerung früher Deportierte waren oder doch von deportierten Verbrechern abstammen."

„Ähnlich wie in Australien", nickte der Administrator. „Ich halte es für sehr unrecht, den Leuten daraus einen Vorwurf zu machen. Im Gegenteil, die Idee der Portugiesen ist doch nicht schlecht, ihre Straffälligen nach Angola zu schicken und ihnen dort nach einiger Zeit die Möglichkeit zu geben, sich eine Existenz zu gründen. Wer sich in diesem Lande durchbeißt, hat bestimmt einen guten Kern. Es gehört Willensstärke und Mut dazu. Was kernfaul ist, geht bald von selbst zugrunde oder wandert als wieder straffällig Gewordener nach der ‚anderen Küste'.

Ich habe selber vor fünf Jahren Angola bereist und muß sagen, daß ich in Loanda viele Leute gefunden habe, die einst Deportierte waren, heute aber gutsituierte, gesetzliebende Bürger sind."

„Zweifellos, Herr Geoffrey. Ich kenne selbst solche Leute. Auch unseren Senhor Pinho habe ich bereits mal in Loanda getroffen. Ich meinerseits lege indessen keinen großen Wert auf die Bekanntschaft, denn was man so über Herrn Pinho hört . . . Ist es Ihnen wirklich nicht bekannt, Herr Administrator, daß Senhor Pinho stark im Verdacht steht, der Mittelsmann zwischen gewissen Aufkäufern und der „groupo secreto" zu sein?"

Geoffrey strich würdevoll seinen gepflegten Spitzbart.

„Ich habe allerdings davon gehört, Herr Stakke. Aber das ist doch völlig unbewiesenes Gerede. Weder meine Frau noch ich haben Grund, an der durchaus ehrenhaften Gesinnung Senhor Pinhos zu zweifeln, und ich halte es für unwürdig, einen Menschen wegen derartiger haltloser Verdächtigungen zu schneiden."

„Ein lobenswerter Grundsatz", pflichtete Stakke höflich bei und dachte im stillen daran, wie bereit der Administrator gestern noch gewesen war, selber den jungen Deutschen zu verdächtigen, und mit welch lüsternem Augenzwinkern Madame Geoffrey erst vorhin von den unsinnigen Gerüchten über Dr. Bünger und seine Adoptivtochter gesprochen hatte.

Er wurde in seinen Gedanken unterbrochen durch einen erstaunten Ausruf Madame Geoffreys:

„Was hat die kleine Frau denn nur? Haben Sie Madame Glant gesehen, die da eben ganz allein von ihrem Spaziergang zurückkehrte und so eilig in ihre Kabine lief? Völlig verstört sah sie ja aus! Es wird doch, um Gotteswillen, nicht unserem Kapitän etwas zugestoßen sein?"

„Da kommt er ja", sagte Stakke, über die Reling schauend, und freute sich diebisch. „Nicht mit Frau Glant, sondern mit dem Steuermann!"

*

Am nächsten Tag glitt die „Kassai" in ruhiger stetiger Fahrt weiter den großen Strom hinauf.

Immer seltener sah man über den Wäldern den kerzengraden, dünnblauen Rauch einer Siedlung zum Himmel steigen. Immer näher schien der Urwald von beiden Seiten her heranzurücken.

Zwischen dichter werdenden Palmengruppen wuchteten die mächtigen, uralten Baobabbäume hervor. Aus Sumpfgelände hoben sich die Mangroven mit ihrem phantastisch verzerrten Wurzelgewirr. Baumriesen reckten ihre gewaltigen Stämme weit in den Fluß hinaus vor, Krallen des Urwaldes, wie ausgestreckt, um alles hineinzuziehen in den Bann der grünen Hölle.

An Bord geschah nichts Besonderes.

Der Tag war ungewöhnlich heiß, so daß die meisten der Fahrgäste schweigsam und abgespannt in ihren Kabinen oder Liegestühlen blieben.

Jürgen Schenk fühlte sich wieder elend und wurde diesmal nicht nur von Dr. Bünger, sondern auch von Marga freundschaftlich betreut.

Kapitän Erland sprach den ganzen Tag über kaum ein Wort mit seinem Steuermann. Als es gegen Abend ging und die „Kassai" wieder näher an das Ufer heransteuerte, bemerkte Jon Johnsen, daß der Kapitän dem schwarzen Steward einen Brief einhändigte und ihm halblaut eindringliche Instruktionen gab.

Johnsen konnte nicht hören, was Kapitän Erland sagte, aber es gehörte ja wohl kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu begreifen, daß dieser Brief für die kleine Frau Raymonde Glant bestimmt war, die den ganzen Tag über kaum ihre Kabine verlassen hatte. Kaum hatte Jon Johnsen diesen Gedanken zu Ende gedacht, als er sich von dem Kapitän angerufen hörte.

„Wir legen da vorne neben dem großen Affenbrotbaum an, Steuermann. Ich erinnere Sie noch einmal daran, daß Sie heute abend k e i n e n Landurlaub haben. Verstanden?"

„Hab' ganz gut verstanden, Käppen."

Niemand von den Fahrgästen hatte heute abend Lust, das Deck mit dem schützenden Moskitonetz zu verlassen. Das Ufer war sumpfig, und Myriaden von kleinen, boshaften Quälgeistern summten und schwirrten in der Luft. Nur Kapitän Erland ging, nachdem alle dienstlichen Obliegenheiten erledigt waren, an Land, schlenderte ein paarmal vor dem Schiffe auf und ab und verschwand dann im Dunkel zwischen den üppig wuchernden Lianen.

Eine Viertelstunde später sah Pièrre Glant, der in seinem Liegestuhl döste, auf einmal den alten Steuermann dicht vor sich stehen.

„Hab' da hinten gelauert, bis der Doktor und Herr Stakke unter Deck gegangen sind", begann Johnsen ohne jede Einleitung. „Ich muß Sie nämlich sprechen, Herr Glant, und zwar ohne überflüssige Zeugen."

Glant richtete sich prustend ein wenig aus seiner liegenden Stellung auf und langte gewohnheitsmäßig nach Glas und Flasche.

„Einen Whisky, Steuermann?"

„Nachher gern, Herr Glant. Wenn Sie dann noch einen mit mir trinken wollen."

Glant streifte den vor ihm Stehenden mit einem kurzen, etwas verwunderten Blick, goß sich selbst ein Glas voll und nahm einen Schluck. „Also? Was haben Sie denn auf dem Herzen?"

„Nur einen guten Rat möcht' ich Ihnen geben. Passen Sie auf Ihre Frau auf."

„Meine Frau?" Glants Augen bekamen einen verwundert glotzenden Blick. „Was ist denn mit Raymonde? Hat sie etwa Fieber?"

„Das mag schon sein, daß man es ein Fieber nennen kann, Herr Glant. So ein Fieber, das manchen hier in den Tropen überfällt. Frau Glant wird wahrscheinlich in ein paar Minuten aus ihrer Kabine kommen und ein wenig an Land gehen. Um da Kapitän Erland zu treffen. Sie sollten das nicht geschehen lassen, Herr Glant."

„Sind Sie verrückt, Mann?"

Katakata-Glant richtete sich unwillkürlich ganz in seinem Stuhl auf und setzte sein Glas hart auf den Tisch.

„Hören Sie mal, Steuermann, was soll das Geschwätz, he? Was geht das S i e an, ob meine Frau an Land mit dem Kapitän spazieren geht oder nicht?"

„Mich geht es wohl im Grunde nichts an, da haben Sie recht", sagte Johnsen trocken. „Aber S i e geht das ein bißchen an, denke."

Glant sah scharf dem Alten ins Gesicht und knurrte nur ein einziges Wort: „Betrunken?"

Statt aller Antwort nahm Johnsen über den Sitzenden weg die Whiskyflasche, goß sich langsam und umständlich ein Glas voll, trank und setzte das leere Glas ebenso ruhig wieder hin.

Seine Hände zitterten nicht im mindesten.

Glant beobachtete ihn scharf, ließ plötzlich die flache Hand auf den Tisch knallen, daß Gläser und Flaschen tanzten.

„Kommen Sie gefälligst 'raus mit der Sprache, Mann! Was wollten Sie eben sagen? Was soll das dämliche Gequatsche von meiner Frau und dem Kapitän?"

„Tja . . . gestern abend hab' ich die beiden Herrschaften am Ufer getroffen. Würde auch heute gern so 'n büschen da rumspaziert sein. Aber der Käppen wurde bannig böse gestern abend und hat mir den Landgang entzogen. Da blieb mir ja nichts mehr anderes übrig, als Ihnen so 'n lütten Wink zu geben, Herr Glant."

„Sind Sie ganz und gar vom Affen gebissen, Steuermann! Wollen Sie mir erzählen, daß Frau Raymonde Glant, m e i n e Frau! . . . und unser Kapitän . . . ?"

„Nichts Schlechtes", beschwichtigte Johnsen den Aufgeregten. „So 'n kleiner Abendspaziergang ist ja nichts Schlechtes, und ich sag' den Herrschaften ja nichts anderes nach. Aber . . . tja. Sie sind länger im Land als ich, Herr Glant. Sie kennen das Tempo, zu dem das verdammte Klima uns oft gegen unseren Willen aufstachelt. Es — hm — es könnte leicht etwas Böses daraus werden."

Das Gesicht des Großhändlers lief knallrot an. Seine Stimme kippte über.

„Scheren Sie sich zum Teufel, verdammte Unke! Ab mit Ihnen! Verschwinden Sie, wenn Sie nicht die Flasche an den Hirnkasten haben wollen! Hat man je so eine Frechheit gehört! Sie hergelaufener Strolch! Sie verunglückter Seeräuber, Sie! Steht der Kerl da seelenruhig vor mir und verdächtigt meine eigene Frau!"

„Würde ein bißchen leiser sprechen, Herr", gab Johnsen ruhig zu bedenken, ohne sich um die hanebüchenen Schimpfworte zu kümmern, während er gleichzeitig eine Kopfbewegung nach dem Mittelschiff machte, wo Stakke und Dr. Bünger eben aufgetaucht waren und verwundert nach Glants Wutausbruch lauschten. „Braucht ja sonst keiner zu hören, was wir uns zu erzählen haben."

„Gar nichts haben wir uns zu erzählen!" schnaubte Glant. „Gehen Sie in die Hölle oder wohin Sie sonst wollen! Ich verbitte mir entschieden Ihre Belästigungen! Werde mich bei der Compagnie beschweren! Feines Personal! Na, was stehen Sie noch da, Mensch? Abhauen, sag' ich! Oder . . ."

„Schön. Wenn Sie's wünschen, geh' ich. Hab's nur gut gemeint mit Ihnen, Herr Glant."

Johnsen zuckte kurz die Achseln und machte Miene, davonzugehen. Er war noch keine zwei Schritte weit gekommen, als Glant ihn zurückrief.

„Halt! Erst noch ein Wort, Steuermann!"

Der Großhändler zähmte seine helle Wut und gab sich Mühe, mit vornehmer Überlegenheit zu sprechen. „Sie haben sich da eben eine Verdächtigung meiner Frau erlaubt, die . . . Also gut! Es ist Ihnen doch wohl klar, daß ich Ihren Kapitän ersuchen muß, Sie deswegen zur Verantwortung zu ziehen? Dürfte Ihrer Karriere hier am Kongo nicht förderlich sein, wie?"

Er hielt inne und starrte in das gleichgültigruhige Gesicht des Steuermanns.

„Menschenskind", platzte er plötzlich heraus, „wie kommen Sie nur dazu? Betrunken sind Sie nicht, das seh' ich. Und trotzdem wagen Sie . . .? Haben Sie Fieber? Sind Sie krank? Oder welcher Teufel reitet Sie eigentlich, he?"

„Tja, Sie wollen mich ja nicht hören, Herr Glant."

„Los! Reden Sie, Mann! Irgend was müssen Sie sich doch dabei gedacht haben. Die Kinderhosen haben Sie längst verschissen und dumm . . . ne dumm sehen Sie auch nicht grade aus. Also 'raus damit! Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung zu sagen?"

„Na, nun nehmen Sie's richtig mit der Ruhe Herr Glant. Es ist schon so, wie ich Ihnen sagte. Zwischen Madame Glant und Kapitän Erland spinnt sich 'ne Kleinigkeit an. Wenn Sie's mir nicht glauben, dann . . . dann gehen Sie in Ihre Kabine und lassen Sie sich mal das Briefchen zeigen, das Käppen Erland an Ihre Frau geschrieben hat."

„Ich schlag' Ihnen die Knochen ein! Was für einen Brief? Der Kapitän schreibt Briefe an meine Frau!?"

„Woll. Und da er sich drüben am Ufer den Moskitos aussetzt, wird's wohl so stimmen, daß er sich wieder mit Madame Glant verabredet hat und auf sie wartet."

„Verdammte Lüge!"

Katakata-Glant sprang mit einer Heftigkeit, die man seinem Alter und Körperumfang kaum zutrauen sollte, aus seinem Stuhl empor. Er fuhr an dem Steuermann vorüber, lief zornbebend auch an Stakke und Dr. Bünger vorbei, ohne ihren verwunderten Zuruf zu beachten, und verschwand wie eine Gewitterwolke in seiner Kabine.

Frau Raymonde saß angekleidet auf dem breiten Doppelbett, als ihr Mann die Tür aufriß. Ein kleiner Schrei entfuhr ihr, als sie unerwartet sein zornheißes Gesicht sah. Im nächsten Augenblick flog ein zerknülltes Stück Papier, das sie in der Hand gehalten hatte, zum Fenster hinaus und wurde sofort von der reißenden Strömung flußabwärts geführt.

„Raymonde!"

„Ja, Pièrre? Was hast du denn? Du hast dich wieder erregt?"

„Bewahre! Ich bin ruhig wie 'n Trappistenkloster! Ich platze beinahe vor Ruhe! Sag mal, Raymonde, was war das für ein Papier, das du eben so fix zum Fenster 'rausgeworfen hast?"

„Ach, nichts, Pièrre . . . ein Zettel nur . . ."

„So, so, so? Ein Zettel, sagst du? Wahrscheinlich die Menukarte? Oder 'ne alte Wäscherechnung? Oder . . ."

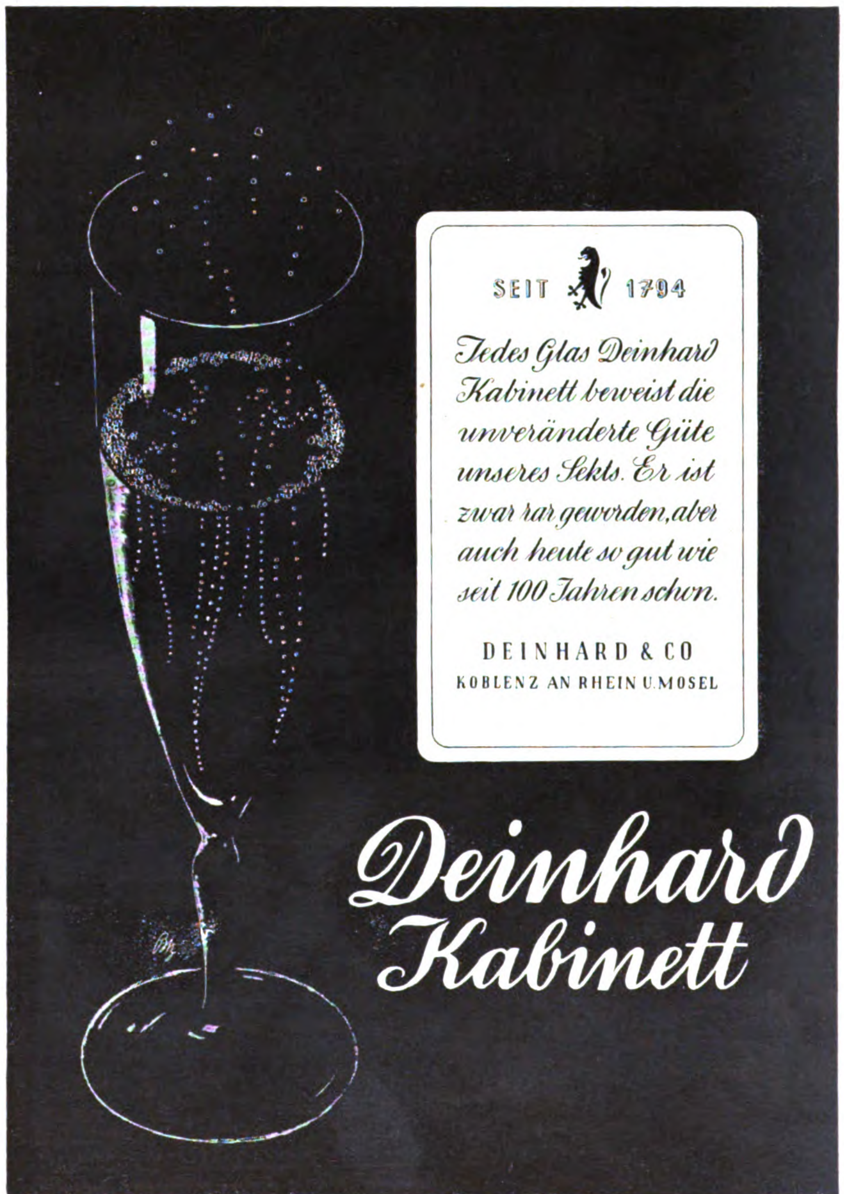
„Nein, Pièrre. Aber was hast du denn nur?"

Glants Augen liefen rasch in der Kabine herum und entdeckten einen Briefumschlag, der neben


Gut rasiert-
gut gelaunt!
ROTBART
KLINGEN
SCHUTZMARKE


ERNTEN 37 BIS 39 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H. F. & PH. F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + HAMBURG-BAHRENFELD
doppelt
fermentiert
4 ₰


Der Raucher
braucht jetzt nicht mehr, wie man es früher so oft sah, häßliche braune Zähne zu haben. Regelmäßige Zahnpflege, morgens und abends, mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta, macht und erhält die Zähne weiß.
Blendax
Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein
Blendax Zahnpasta
25 u. 45 ₰
ROSE


SEIT 1794
Jedes Glas Deinhard Kabinett beweist die unveränderte Güte unseres Sekts. Er ist zwar rar geworden, aber auch heute so gut wie seit 100 Jahren schon.
DEINHARD & CO
KOBLENZ AN RHEIN U. MOSEL
Deinhard
Kabinett

dem Nachttischchen auf dem Teppich lag. Mit der Geschwindigkeit eines mittelmäßigen Wirbelsturmes schoß er darauf zu.

„An Madame Raymonde Glant! Vordruck: S/S Kassai. Compagnie . . ." und so weiter.

„Lüg' mich gefälligst nicht an, Kind! In dem Umschlag da hat der Brief Kapitän Erlands gesteckt! Und das süße Briefchen selbst, das schwimmt jetzt lustig den Kongo runter! Stimmt das nicht, he?"

Frau Raymonde war bleich geworden. Die Stimme gehorchte ihr nur mühsam.

„Pierre, ich bitte dich! Du hast keinen Grund, mich so . . . so anzusehen! Ich will dir ja . . . alles erzählen . . "

„Danke!" brüllte Glant. „B i n schon informiert! Du und ich, wir reden nachher ein Wörtchen zusammen! Aber diesen Lumpen von einem Kapitän, den werd' ich mir jetzt sogleich mal kaufen!"

„Pierre!!"

Frau Raymonde sank mit einem wilden Aufweinen auf das Bett und verbarg das Gesicht in beiden Händen.

Die Kabinentür knallte hinter Glant zu.

Das erste, was er sah, als er wieder das Deck erreichte, war Kapitän Erland, der eben über die Laufplanke vom Ufer kam. Mit einem unartikulierten Wutschrei stürzte Glant auf ihn los.

„Das Warten ist Ihnen wohl über geworden?" donnerte er dem Überraschten ins Gesicht. „Oder wollen Sie am Ende meine Frau aus der Kabine holen?"

Erland bemühte sich vergebens, sein Erschrecken zu verbergen.

„Ich verstehe nicht, Herr Glant. Ich hatte allerdings mit Madame Glant einen kleinen Spaziergang verabredet, aber . . ."

„Wie harmlos! Und dazu müssen Sie heimliche Briefe an meine Frau schreiben, Herr? Ich verlange Antwort! H a b e n Sie an meine Frau geschrieben oder nicht?"

„Nun ja", sagte Erland gefaßt. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Glant. Wenn es Ihnen gefällt, gehen wir in meine Kabine und . . ."

Katakata-Glant verlor jählings die Besinnung. Seine Rechte fuhr in die Hosentasche. Ein wüstes Schimpfwort zischte dem Kapitän ins Gesicht. Ein dunkles, kreisrundes Loch stand eine Sekunde vor seinen entsetzt aufgerissenen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

So fiel Kiew

Von Kriegsberichter Herbert Rauchhaupt

7. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 43:

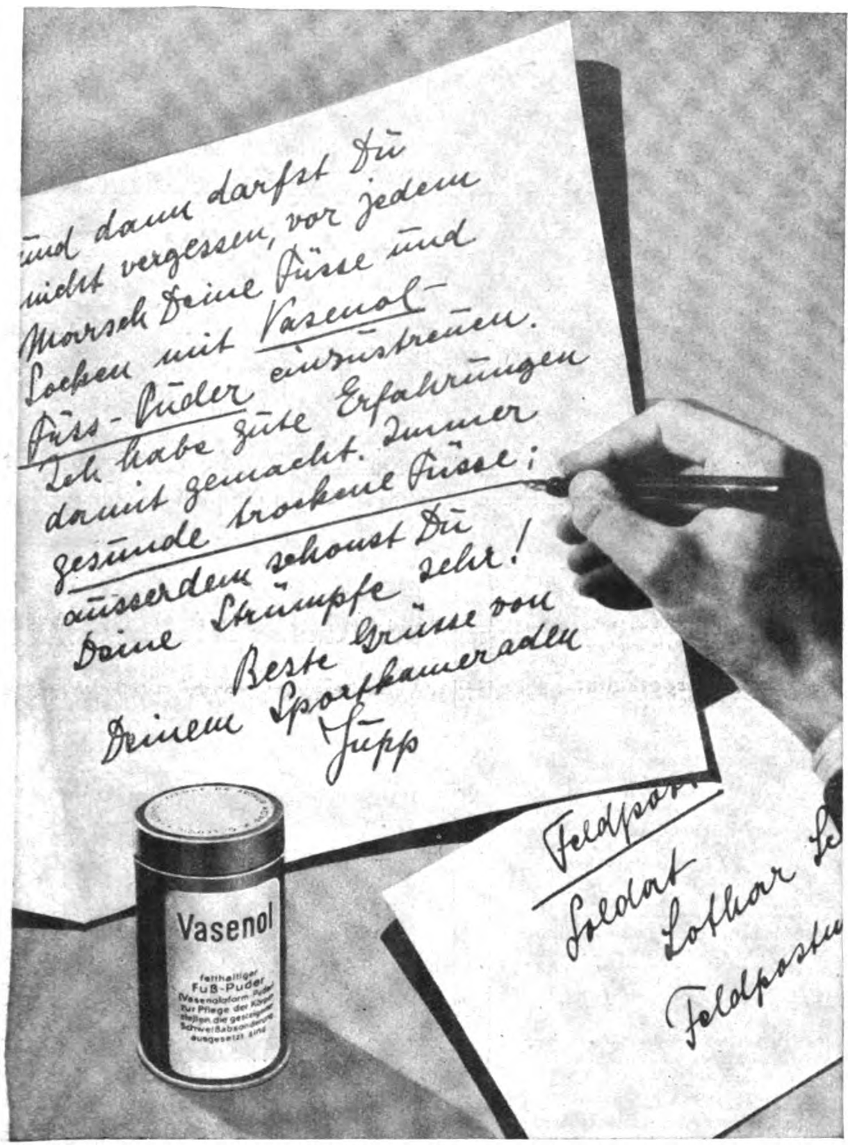
Da ertönt, zunächst ganz von fern, ein Surren in der Luft, die Soldaten drehen sich um, schauen zum Himmel: Stukas! Acht Stück sind es, die sich in beträchtlicher Höhe von Westen her nähern, geschützt durch einige Jäger. Jetzt sind sie über ihnen, die erste Maschine stößt aus dem Verband heraus, kommt tiefer und tiefer, immer schneller und immer steiler wird ihre Flugbahn — da lösen sich von ihrem Körper die Bomben, stürzen nach unten. Ein wild berstender Einschlag läßt die Luft erzittern, eine riesige Wolke von Rauch und Staub quillt zwischen den Häusern von Gelenowka empor, und während sich die Maschine in etwa 150 Meter abfängt und über dem Dorf wendet, löst schon die zweite ihre Bomben aus, setzt die dritte zum Sturzflug an. Acht Stukas schleudern Tod und Verderben auf die Ortschaft, aus der in der Windstille des Morgens noch lange fast kerzengerade Rauchsäulen zum Himmel ragen, die sich hoch in der Luft zu einer undurchdringlichen, gelbbraunen Wolke zusammenballen

Der Schlag auf Gelenowka hat gesessen. Offenbar sind Beobachtungsstellen und Geschütze der Sowjets vernichtet worden, denn die feindlichen Granaten, die jetzt herüberheulen, liegen nicht mehr so dicht wie zuvor. Aber neue Schwierigkeiten tun sich vor der Infanterie auf: Getreidefelder! Noch trennt sie eine breite Fläche reifen, goldgelben Korns von dem Dorfrand, und was das bedeutet, haben sie mehr als einmal in den hinter ihnen liegenden Wochen des Kampfes erfahren. Tief in die fruchtbare, schwarze Erde gegraben, haben die Sowjets auch vor Gelenowka ein System von Feldstellungen geschaffen, aus denen unablässig feindliche Maschinengewehre und Gewehre unserer Infanterie das Vordringen erschweren.

Ein erbittertes Gefecht entbrennt in den hohen Getreidefeldern. Im blutigen Nahkampf, Mann gegen Mann, tobt stundenlang das Ringen um die sowjetischen MG.- und Schützennester, unaufhörlich hämmern die MG. auf beiden Seiten, wild peitschend und knatternd die deutschen, langsamer, mit einem dunkleren Ton die feindlichen. So mancher Infanterist ist in dem hohen Korn geblieben, tot, verwundet, als das Regiment den Dorfrand erreicht, aber ungebrochen ist der Kampfgeist, mit dem die Truppe jetzt in Gelenowka eindringt, um das Dorf von den Bolschewisten zu säubern. Wie stark muß die Ortschaft besetzt gewesen sein, daß nach eineinhalb Stunden konzentrierten Artilleriefeuers und nach dem vernichtenden Bombenhagel unserer Stukas überhaupt noch Sowjetsoldaten übriggeblieben sind und Widerstand leisten! Mit derselben Erbitterung wie zuvor in den Getreidefeldern tobt jetzt der Nahkampf in Gelenowka. Wieder hämmern die MG., wieder fliegen Handgranaten, Häuser gehen in Flammen auf, aber hartnäckig wehrt sich der Feind.

Seit morgens 4 Uhr steht die Infanterie im Kampf, den ganzen glühendheißen Julitag über, und jetzt neigt sich schon im Westen die Sonne dem Horizont zu, aber Gelenowka ist noch immer nicht unser. Da braust es von Westen in das Dorf herein, Motoren rattern, aus dichten Staubwolken werden die Umrisse stählerner Kolosse erkennbar: Sturmgeschütze! Über die vorderste Linie der Infanterie fahren sie hinaus, immer wieder dröhnt es aus ihren Rohren nach allen Seiten, wo sich Widerstand zeigt. Die Schützen folgen dichtauf und zerschlagen den Widerstand, wo ihn die Sturmgeschütze noch nicht gebrochen haben.

Blutrot geht die Sonne unter, als Gelenowka endlich unser ist. Müde von dem heißen Ringen des Tages sitzt unsere Infanterie am Straßenrand zwischen Leichen von Sowjetsoldaten, zerfetzten Pferden, rauchenden Trümmern und verbrannten Fahrzeugen. Die Festung Gelenowka ist eine Stätte des Grauens geworden. Nach Westen bewegt sich langsam ein Strom von Gefangenen. Ihre Aussagen haben ergeben, daß diese kaukasischen Truppen genau zu dem Zeitpunkt des deutschen Vorstoßes ebenfalls zum Angriff antreten sollten. Daher also das schwere feindliche Artilleriefeuer, das genau wie unseres Punkt 4 Uhr morgens begann, daher also die starke Konzentration sowjetischer Kräfte in Gelenowka.



VORBILDLICH

wie die fabrikatorische Leistung sollte auch die **VERPACKUNG** *unserer Zigaretten werden. Denn was nützte dem Raucher die beste Zigarette, wenn sie trocken und ohne Aroma zu ihm gelangte! – Die letzte Verbesserung, die noch vor dem Kriege von uns eingeführt wurde, war*

DIE FUGENDICHTE PACKUNG.

Die Haus Neuerburg-Zigaretten wurden mit stets gleichem Feuchtigkeitsgehalt in metallgeschützte Dosen verpackt und diese durch einen die Fugen verschließenden Streifen gesichert. So strömt dem Raucher beim Öffnen seiner Haus Neuerburg-Schachtel das volle Aroma entgegen, das der edle Orienttabak aus der Sonne Mazedoniens in sich eingesogen hat.

HAUS NEUERBURG

GÜLDENRING 4 PFG. MIT & MUNDSTÜCK — OVERSTOLZ 4 1/6 PFG. OHNE MUNDSTÜCK

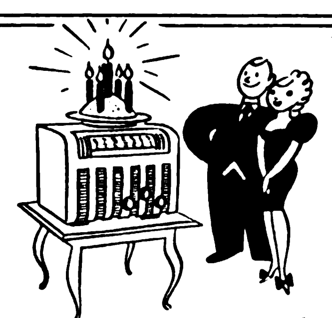
Beide Marken in der fugendichten Frischhalte-Packung.

HADANK

Kavaliere und Frauen

heuchlerische Hofschranzen und Giftmischer, bestechliche Richter und berüchtigte Verbrecher, das war die Welt Ludwigs XIV. Das Liebesleben am Hofe des „Sonnenkönigs" bildet den Kern des neuen, großen histor. Romans „Die glühende Kammer". 623 Seiten 10.50 RM. – Ohne Aufschlag auch gegen Raten von 2.– RM monatlich sofort lieferbar durch die **Buchhandlung Linke & Co., Halle/Saale 139**

DIE POST Erscheint jeden Freitag! Überall für 20 Pfennig!



Blaupunkt Gedanken für Blaupunkt-Freunde

Dein Blaupunkt hat Geburtstag heut?!
Fünf Jahre sieht man ihm wohl an,
doch spielt er noch als wär' er neu;
drum bleib' dem guten Blaupunkt treu.
Und kommen wieder andre Zeiten,
in denen es in Fülle Blaupunkt gibt,
dann schaffst Du einen neuen an.
Genieß' bis dahin mit dem „Alten"
den schönen Blaupunkt-Feierabend.

BLAUPUNKT *Radio*

Bronchien und Luftröhre

zeigen durch Hustenreiz, Verschleimung oder Atembeschwerden an, daß etwas nicht in Ordnung ist. Luftröhrenkatarrh, hartnäckige Bronchitis, chronische Verschleimung, quälender Husten und Asthma werden seit Jahren mit **Dr. Boether-Tabletten,** auch in alten Fällen, erfolgreich bekämpft. Dies bestätigen die vielen vorliegenden, oft geradezu begeisterten Dankschreiben von Verbrauchern. Dr. Boether-Tabletten sind ein unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend und auswurffördernd. Beruhigt und kräftigt das angegriffene Bronchiengewebe. **Zahlreiche schriftliche Anerkennungen dankbarer Patienten und zufriedener Ärzte!** In Apotheken M. 1.31 und 3.24. Interessante Broschüre kostenlos. Schreiben Sie an MEDOPHARM, München 62 / R 74

Das Schwarze Korps Erscheint jeden Donnerstag **15 Pf.**



„HOCKENDE" von Lorenzl
Braunes Steinzeug Höhe 40 cm

HERTWIG & CO., Katzhütte, Porzellan- und Feinsteingutfabrik



Moderne Locken-Frisur

für Damen, Herren und Kinder ohne **Brennschere** durch meine seit vielen Jahren erprobte Haarkräuselessenz. Die Locken sind haltbar, auch bei feuchtem Wetter und Schweiß, die Anwendung ist kinderleicht und haarschonend sowie garantiert unschädlich. Viele Anerkennungen und tägliche Nachbestellungen. Versand durch Nachnahme Flasche 1.25 RM., Doppelflasche 2.00 RM. und Porto. Monate reichend.

Frau G. Diessle / Karlsruhe am Rhein, E 87



An die Leser des „Jllustrierten Beobachters"!

Zur Ergänzung unseres Archivbestandes suchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „JB." zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter, einwandfreier Exemplare:
Jahrgang 1939: Nr. 35, 36, 37, 38. **Jahrgang 1940:** Nr. 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24
Jahrgang 1941: Nr. 27, 28, 29, 33. **Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.**

Ähnlich hart war der Kampf in Marjanowka und in all den anderen Dörfern, die die Angriffsziele dieses ersten Kampftages waren. Überall ist die befohlene Linie erreicht worden, die erste Schutzstellung vor Kiew ist in deutscher Hand.

Wassilkow, die letzte Stadt vor Kiew.

Die Sowjets haben sich nach dem Verlust ihres vordersten Befestigungsgürtels südlich Kiew zurückgezogen. Nach wenigen Stunden Schlaf unter freiem Himmel ist die Infanterie wieder angetreten. Sie darf sich keine Ruhe gönnen, will sie den Erfolg des vergangenen Tages ausnutzen.

Erbarmungslos brennt auch am 31. Juli die Sonne auf das ukrainische Land herab. Ein Flimmern liegt über den Getreidefeldern, die sich die sanften Anhöhen hinaufziehen soweit das Auge reicht. Scheinbar regungslos liegt die Landschaft vor uns, erst bei längerem Hinsehen nimmt man das Leben wahr, das sich zwischen dem hohen Getreide regt. Überall schieben sich als graue Flecke in dem gelben Meer wogenden Korns die Stahlhelme deutscher Soldaten durch die reifen Ähren. In breiter Linie dringen unsere Infanteristen weiter nach Nordosten vor, jedes Feld durchkämmend, jeden Augenblick bereit, feindlichen Widerstand zu brechen, der sich, wie am Vortage, im Schutze des Getreidefeldes verborgen halten kann.

Bergauf und bergab sind die Felder durchstreift, oft hat der Weg durch querverlaufende, schluchtenartige Täler geführt, beim Erklimmen der Steilhänge treibt die Mittagssonne den Infanteristen den Schweiß aus den Poren. Dicke Tropfen stehen ihnen auf der Stirn und hinterlassen beim Herablaufen eine helle Spur auf den verstaubten Gesichtern. Jetzt stehen sie wieder auf einer Höhe und vor ihnen bietet sich ein unerwartetes, in der ukrainischen Landschaft ungewohntes Bild: Zu ihren Füßen liegt tief im Tal des Stugnabaches die Stadt Wassilkow, die letzte Stadt vor Kiew. Eng schmiegen sich die Häuser über mehrere Kilometer an die Talhänge, dazwischen leuchtet das satte Grün der Laubbäume, und darüber thront auf der gegenüberliegenden Höhe eine Kirche mit den charakteristischen Zwiebeltürmen. Dort ist das Angriffsziel des Regiments. Sollten die Sowjets das ideale Verteidigungsgelände kampflos preisgeben?

Plötzlich pfeift es auch schon heran. Wir sind erkannt, sowjetische Granaten liegen als Sperrfeuer kurz vor unseren vordersten Linien. Zwei leichte Feldhaubitzen und ein schweres Infanteriegeschütz, die kurz hinter der vorgehenden Infanterie nachgefolgt sind, protzen ab, gehen in Stellung. Im direkten Beschuß jagen sie ihre Granaten aus den Rohren, im Tal und am jenseitigen Hang kämpfen sie feindliche Ziele nieder. Die Mauern einer Fabrikanlage stürzen in sich zusammen, Flammen steigen empor. Zur gleichen Zeit hören wir links von der Straße her Gefechtslärm: Eine Vorausabteilung hat aus der Stadt Feuer erhalten und kämpft mit Panzerjägerkanonen und schweren Maschinengewehren den Widerstand nieder. Zwischen den zurückflutenden Sowjets liegen jetzt die Einschläge unsere Geschütze und stören den feindlichen Rückzug.

Während sich die Kompanien durch ein Seitental an die Stugna heranarbeiten, dröhnt der dumpfe Donner einer Sprengung zu uns herüber. Die Sowjets haben die Stugnabrücke in die Luft gehen lassen. Fast gleichzeitig treffen die Vorausabteilung und die vorderste Infanteriekompanie an den Trümmern der Brücke ein. Die Sprengung ist alles andere als ein Meisterwerk der Zerstörungskunst. Der Stoßtrupp, der angesetzt wird mit dem Auftrag, die Höhe mit der Kirche zu nehmen, gelangt mühelos auf den stehengebliebenen Brückenresten auf das andere Ufer.

An den Häusern und Gärten entlang geht es in Reihe in die Stadt, MG. und Gewehr im Anschlag. Wie ausgestorben scheinen die Straßen, kein Feind, kein Einwohner, nichts. Mitten auf dem Weg zur Kirche liegt ein zertrümmertes sowjetisches Fahrzeug, davor vier Pferde, von Granatsplittern gräßlich zerfetzt. Die Kirche ist erreicht, nach weiteren 200 Meter wird die letzte zurückgelassene bolschewistische Sicherung überwältigt. Schon eine Stunde später zieht Kompanie hinter Kompanie die Straße herauf, während sich die bespannten und motorisierten Einheiten vor der gesprengten Brücke stauen, wo unsere Pioniere am Werk sind, einen Übergang zu schaffen. Im Schein der Abendsonne gräbt sich vorn die Infanterie ein und sichert, schützt all das betriebsame Leben in der Stadt, das die ganze Nacht hindurch nicht erstirbt.

Im Verfolgungstempo bleibt am Vormittag des 1. August die Vorausabteilung der Division dem Feind dicht auf den Fersen. Der Weg führt durch einige Dörfer und durch unwegsame Schluchten, dennoch geht es schnell voran. Allmählich bemächtigt sich der Soldaten eine Spannung: noch 20 Kilometer bis an die ersten Häuser von Kiew, noch 18, noch 16, noch 14! Hinter dem Dorf Jankowitschi erhält die Vorausabteilung Feuer, der Widerstand verstärkt sich, die Infanterie schließt auf. Ehe die schweren Waffen nachgezogen werden können, wird es Abend. Der Angriff wird nicht weiter vorgetragen.

Den ganzen Nachmittag über hat die feindliche Artillerie geschwiegen. In Jankowitschi treffen die Feldküchen der Infanterie ein, die Truppe ruht sich aus von den Anstrengungen des Tages. Da krachen bei Einbruch der Abenddämmerung plötzlich Einschläge feindlicher Granatwerfer ins Dorf, mitten zwischen die ruhende Truppe, gleich der erste Einschlag bringt mehrere Verwundete. So geht es während des ganzen Abends weiter. Erst gegen 11 Uhr tritt allmählich Ruhe ein, und unsere Infanteristen kommen zu ihrem wohlverdienten Schlaf. Sechs Stunden nur sind ihnen vergönnt, denn gegen 5 Uhr morgens werden sie schon wieder von den Einschlägen feindlicher Artillerie und Granatwerfer geweckt. Den ganzen 2. und 3. August über reißt das Granatfeuer auf Jankowitschi nicht ab. Wieviel Einschläge mögen während dieser zwei Tage in dem Dorf gelegen haben! — Wir wissen es nicht. Wir wissen nur noch, daß wir einmal in einer einzigen Stunde bis 87 gezählt haben ... Vor uns nämlich erstreckt sich genau wie nördlich an der Rollbahn die starke, halbkreisförmige Bunkerlinie vor Kiew, die ebenso wie die Irpenstellung nach dem vor ihr fließenden Bach benannte Wetastellung.

Sturm auf die Wetabunker.

Von den Höhen nördlich Jankowitschi, auf denen unsere Gefechtsvorposten liegen ist es im Morgengrauen des 3. August einem jungen Leutnant gelungen, mit seinem Zuge durch eine vom Feind nicht einzusehende Schlucht bis in das Tal hinunterzukommen und jenseits der Weta noch hinter dem Drahthindernis und dem Panzergraben eine feindliche Sicherung zu überrumpeln, — eine tollkühne Tat, denn nur etwa 40, 50 Meter entfernt befand sich ein waffenstarrender schwerer Bunker. Jetzt hält der Zug an der Weta einen Brückenkopf. Auf die Beobachtungen des Leutnants stützt sich der Angriffsplan für das gesamte Bataillon.

Am Abend des 3. August ist der Artillerieaufmarsch vor der Wetastellung beendet. In die Tiefe gestaffelt stehen Batterien über Batterien, angefangen von leichten Feldhaubitzen bis zu den fast schwersten Mörsern, über die das deutsche Heer verfügt. Sie schießen sich auf die von den vorgeschobenen Artilleriebeobachtern einwandfrei erkannten Stellungen ein. Der Brückenkopf muß zurückgenommen werden, da die Splitterwirkung der Granaten so gewaltig ist, daß sie den über den Bach vorgeschobenen Zug gefährden.

4. August, 4 Uhr morgens: Auf die Minute eröffnet unsere Artillerie den Feuerschlag gegen das feindliche Befestigungssystem verwandelt den Wald hinter der Weta binnen weniger Minuten in einen einzigen Hexenkessel. Von dem Bereitstellungsraum der Infanterie erkennen wir, wie die drei im Bataillonsabschnitt liegenden Bunker die ersten Volltreffer erhalten. Drei viertel Stunden hindurch reißt drüben das Bersten der Granaten nicht ab, dann eine kurze Feuerpause, und Punkt 4.50 Uhr folgt noch einmal das zusammengefaßte Feuer aus allen Rohren, alles Vorausgegangene in den Schatten stellend.

Jetzt treten die Nebelwerfer in Tätigkeit. Vor und zwischen den feindlichen Bunkern zerplatzen die Granaten und legen eine undurchdringliche Nebelwand mitten in das Tal. — für die Infanterie das Zeichen zum Angriff! „Erstes Bataillon — auf!" Der Kommandeur springt über die Deckung, die Kompanien ihm nach, dieselben Soldaten, die in der Maginotlinie das berühmte Panzerwerk 505 bei Montmédy gestürmt haben. Jetzt überstürzen sich die Ereignisse: Über der Nebelwand quellen die Rauch- und Staubwolken der Artillerieeinschläge empor, während wir den Hang hinabstürzen, sehen wir eine Pak-Leuchtspurgranate in der Schießscharte eines Bunkers verschwinden, hämmernd jagen die schweren Maschinengewehre ihre Garben in die feindlichen Baumkronen.

Schon sind wir unten am Bach, der Kommandeur und sein Stab noch vor den Kompanien. Jetzt durch die Weta, bis an die Knie im Wasser, keiner beachtet es, weiter! Über die 60 Meter freies Gelände bis zum Drahthindernis. Verflucht, wo war die Gasse, die der Zug am Brückenkopf geschnitten hatte! Dort links, durch, einen Sprung in den Panzergraben! Gott sei Dank, der Bunker, der genau Schußrichtung in den Graben hatte, ist außer Gefecht, zerschlagen von unseren Mörsern.

Raus aus dem Graben, weiter! Rechts kommt die Schützenkompanie an das Drahthindernis heran, Pioniere an der Spitze. Schon ist eine weitere Gasse durch den Draht geschnitten, die Pioniere sind in geschlossenem Sprung an dem rechten Bunker. Volle Deckung im toten Winkel! — Wumm, geht die geballte Ladung hoch! Wumm, noch eine! Der Bunker ist gesprengt! Jetzt noch mit Flammenwerfern in die Schießscharten, der Feuerstrahl spritzt hinein, eine riesige schwarze Rauchwolke nimmt für Augenblicke die Sicht.

Weiter in den Wald hinein! Wir stoßen überall auf verlassene Feldstellungen, tief in die Erde gegraben. Aber zu gewaltig war der Feuerschlag der Artillerie, zu vernichtend die moralische Wirkung des Nebels, als daß Sowjets darin noch Widerstand leisteten. Der Wald ist stellenweise ein einziges Durcheinander von Riesentrichtern umgeknickten Bäumen und abgerissenen Zweigen. Die Luft ist noch voller Staub, vermischt mit dem Sprenggeruch krepierter Granaten. Vor uns, von den vorgeschobenen Beobachtern geleitet, rast noch immer die Feuerwalze unserer Artillerie durch den Wald, oft so nahe daß wir noch den Luftdruck der Einschläge spüren. Nur wenige hundert Meter vor dem jenseitigen Waldrand, nach etwa zwei Kilometer, wird der Feind aus den letzten Stellungen geworfen.

Der südliche Teil des Bunkergürtels um die Festung Kiew ist genommen, nicht nur hier, nördlich Jankowitschi, sondern auf der Front des ganzen Armeekorps ist die Wetastellung durchstoßen. Hinter den stärksten Panzerwerken der vordersten Linie befindet sich ein in die Tiefe gestaffeltes Befestigungssystem, das in den nächsten Tagen zerschlagen wird. Der Geländegewinn beträgt nur rund einen Kilometer pro Tag, oft nur wenige hundert Meter, aber unerbittlich schiebt sich der Südflügel der Armee des Generalfeldmarschalls von Reichenau an Kiew heran.

Die Straße Wassilkow—Kiew — Achse des Angriffs.

Der Angriff auf die Wetastellung ist längs und parallel der großen Pflasterstraße von Wassilkow nach Norden vorgetragen worden, und auch hinter der Befestigungslinie ist die nach Nordosten einbiegende, auf das Herz der Festung Kiew führende Straße die Achse des Angriffs geblieben. Tausendfältig ist der Betrieb, der in diesen ersten Augusttagen auf ihr dahinpulst. Fährt man von Wassilkow in Richtung Kiew, so begegnet man all jenen vielgestaltigen Bildern, die das Leben unmittelbar hinter der Front kennzeichnen. Aber diese Eindrücke verdichten sich hier in so großer Anzahl, wie wir es vorher an anderen Stellen auch nicht entfernt erlebt haben. In dem pausenlosen Verkehr der Kraftfahrzeuge, der bespannten Kolonnen und der Marschsäulen der Infanterie spiegelt sich die Entscheidung wider, die vor den Toren der Festung Kiew heranreift.

In Wassilkow befindet sich der Gefechtsstand des Generalkommandos. Unaufhörlich kommen Kraftfahrzeuge an, Verbindungsoffiziere zu den Divisionen überbringen Meldungen, nehmen Befehle entgegen, Soldaten der Nachrichtentruppe ziehen von der Korpsvermittlung aus Fernsprechleitungen, Kraftfahrer brausen als Melder davon. Wassilkow selbst ist eine Soldatenstadt geworden. Kein Haus, in dem nicht Truppen Quartier bezogen haben, kein Garten, in dem nicht Zelte aufgeschlagen sind. An der Hauptkreuzung ist ein Telephonmast von unten bis in zwei Meter Höhe mit den verschiedenartigsten Schildern und Richtungspfeilen bespickt, die den Weg zu Stäben und Truppenteilen weisen. An dieser Kreuzung steht die Kilometermarke 38: Noch 38 Kilometer bis Kiew!

Zu beiden Seiten der Straße ziehen sich ärmliche Häuser entlang, einer Stadt von 30 000 Einwohnern unwürdig. Dann geht es an den ehemaligen Kasernen der Sowjetarmee vorbei, an denen heute große Rote-Kreuz-Fahnen wehen. Binnen weniger Stunden sind sie in Feldlazarette umgewandelt worden, und wo noch Platz geblieben ist, dienen sie Stäben und Truppenteilen als Quartier, deren Stunde vorn noch nicht gekommen ist. An manchem Kasernentor sind es 15, 20 Kommandoflaggen, die den Kolonnen auf der Straße die Gefechtsstände anzeigen.

Wassilkow liegt hinter uns, weit dehnen sich zu beiden Seiten der Straße die Stoppelfelder, über die seit zwei Tagen ein kalter, nasser Wind hinwegfegt, der schon das nicht mehr ferne Ende des Sommers ahnen läßt. Links und rechts der Pflasterstraße münden Wege ein, die vor wenigen Tagen noch staubige Sandbänder waren und heute wieder zähe schwarze Masse sind. Auf ihnen streben immer neue Kolonnen der Hauptstraße zu, fast meint man, sie könne den Verkehr nicht mehr fassen, und doch geht alles zwar langsam, aber reibungslos vonstatten.

Dann geht es durch Kiefernwald. An jedem abzweigenden Weg, an jeder Schneise Kommandoflaggen. Noch 25 Kilometer bis Kiew! Von hier aus erfolgte am 4. August der Angriff auf die Wetastellung, und noch heute liegt feindliches Artilleriefeuer auf dem diesseitigen Hang zur Weta. Der Feind versucht, weit drüben von Nordwesten her, so weit, daß wir die Abschüsse nicht hören können, die Straße zu treffen und unser Vordringen auf Kiew zu stören. Aber nur wenige Volltreffer landen auf der Fahrbahn, und dann stehen auch schon die Soldaten eines Straßenbaubataillons bereit, die entstandenen Schäden auszubessern.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Humor

Schrammel trifft Schrommel. Sagt Schrammel: „Menschenskind, Sie haben ja ein paar wüste Kratzer im Gesicht!"

Meint Schrommel: „Ach, wissen Sie, beim letzten Fliegerangriff streifte meine Wangen so ein verflixter Bombensplitter!" Nickt Schrammel tiefsinnig: „Im Vertrauen gefragt, Schrommel, wie lange sind Sie schon mit diesem Bombensplitter verheiratet?"

*

„Woran ist er eigentlich gestorben?"

„An Liebe und Alkohol!"

„Ach, was Sie sagen — an Liebe auch —, wen hat er denn so sehr geliebt?"

„Den Alkohol!"

*

„Der Friseur Emmer scheint ja jetzt mächtig obenauf zu sein."

„Ja. Der hat ein neues Haarwasser erfunden, das nach Benzin riecht."

„Nach Benzin? Na, ich danke!"

„Oh, Sie kennen die Damen nicht! Die reißen sich darum. Sie wollen alle nach Automobil riechen."

*

„Der Anblick dieser wunderschönen Gegend, lieber Mann, macht mich einfach stumm!"

„Das freut mich; hier werden wir Daueraufenthalt nehmen."



„Warum werden Sie nicht Spaßmacher? Sie können doch so gut Gesichter schneiden!"
Zeichnung: Kossatz.

Sie saßen in einer verschwiegenen Ecke des Cafés und hielten sich zärtlich an den Händen. „Ich will alles über dich wissen, Axel", sagte sie verliebt, „rauchst du?"

„Nein, mein Kind!"

„Trinkst du?"

„Niemals, meine Teure!"

„Hast du Erlebnisse mit anderen Mädchen gehabt?"

„Noch nie, Geliebte!"

„Dann hast du also überhaupt kein Laster?"

„Doch, mein Liebling, eins!"

„Und welches?"

„Ich lüge!"

*

„Sind wir denn noch nicht bald oben?"

„Müßten wir eigentlich schon sein, Mylord; vor dem Kriege war der Gipfel 1343 Meter hoch, aber inzwischen ist er, wie so vieles, wohl auch in die Höhe geschnellt!"

*

„Bei mir scheint sich eine kleine Gedächtnisspaltung zu bilden: Heute nacht habe ich mich vier Stunden auf etwas besonnen, was ich mir fest vorgenommen hatte, zu tun."

„Und hast du es hinterher 'rausgekriegt?"

„Als es zu spät war: Ich wollte mindestens neun Stunden schlafen."

RÄTSEL

Silbentreppe

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Die Silben: ber da fart go go hof hof kar kar ki la la men o o ril tha to to sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Stadt in Französisch-Westafrika, 2. phöniz. Kolonie, 3. Affe, 4. Wehklage, 5. Stadt in Japan, 6. thüringischer Luftkurort, 7. Hochmut.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — ban — ber — burg — cha — den — der — di — drid — du — e — ei — ei — en — er — eu — fel — gat — ge — ge — gens — gi — i — kat — kind — kir — knecht — korb — lau — lin — ma — mün — na — na — ne — nie — nus — pen — phi — phro — ra — re — re — red — rew — sa — sche — see — ster — ta — tank — te — te — te — ten — toll — tro — u — u — we — wei — wi — zi — zui sind 23 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Freidank ergeben.

1. Spinne, 2. ungar. Weinort, 3. Stadt in Bayern, 4. Südfrucht, 5. Sachsenherzog, 6. Tierprodukt, 7. griech. Sagengestalt, 8. Behälter, 9. Stadt am Hohen Venn, 10. weiblicher Vorname, 11. nordeurop. Meeresteil, 12. westdeutsches Gebirge, 13. niederländ. Gewässer, 14. Planet, 15. Insel bei Sibirien, 16. griech. Göttin, 17. europ. Hauptstadt, 18. Stadt in Westfalen, 19. Stockwerk, 20. Nebenfluß des Bug, 21. Giftpflanze, 22. Nebenfluß des Kongo, 23. Führer im 1. Kreuzzug.

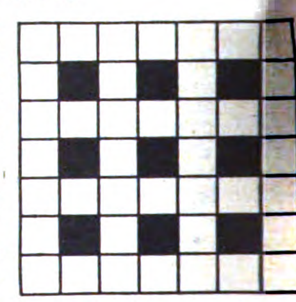
1 .... 13 ....
2 .... 14 ....
3 .... 15 ....
4 .... 16 ....
5 .... 17 ....
6 .... 18 ....
7 .... 19 ....
8 .... 20 ....
9 .... 21 ....
10 .... 22 ....
11 .... 23 ....
12 ....

Rösselsprung

		be				
		bun	treue	schirmt		
	die	det	das	den	nicht	lie
	ge	und		die	kein	
was	bin	was	das	schirmt	be	
		schlecht	nicht	eid		
				ist		

Viereck

Die Buchstaben: a a c c e e e e e e e e g g h i i i i i i i l l l l n n n n p p r r s u u z z werden so in die Figur gesetzt, daß sich waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter ergeben: 1. deutsche Stadt, 2. Heilmittel, 3. zeitgenöss. Komponist, 4. militärischer Rang.



Zahlenrätsel

1 5 6 2 8 9 10 4 2	afrik. Raubtier
2 8 9 8 2 11 9 12 13	Schweizer Kanton
3 7 14 10 7 15 1 8 2	europ. Küstenlandschaft
4 16 16 8 12 15 8	Vertragsantrag
5 7 14 7 1 17	franz. Hafenstadt
6 7 1 16 7	Hafenstadt in Palästina
1 17 14 7 2 3	Nordmeerinsel
2 7 12 11 8	Wundrest
7 10 7 14 16 1	südital. Hafenstadt

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen eine franz. Kolonie.

Lösungen der Rätsel in Folge 43:

Rösselsprung: Ernsthaft streben, heiter leben, vieles schauen, stets vertrauen, deutsch im Herzen, tapfer und still, dann mag kommen, was da will. Von Scheffel. ✱ **Kryptogramm:** Diamant, Isolde, Mjölnir, Flechte, Mehrung, Warschau, Uhland, Geschlecht, Menage, Mittelsmann, Transit, Walzer, Gesenke, Kanne. „Man soll nicht mehr schlachten, als man salzen kann." ✱ **Silbenkreuz:** 1. PO, 2. SEN, 3. LE, 4. SE, 5. PRA, 6. DO. ✱ **Zahlenrätsel:** Kabeljau, Ragusa, Irawadi, Weber, Objekt, Janina, Radler, Omnibus, Grammatik. „Kriwoj-Rog." ✱ **Magische Figur:** 1. Alkmene, 2. Krain, 3. Amalgam, 4. Eigel, 5. Annalen. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Orinoco, 2. Funchal, 3. Tower, 4. Bielefeld, 5. Utrecht, 6. Eibisch, 7. Smetana, 8. Sassari, 9. Tassilo, 10. Dortmund, 11. Akelei, 12. Sussex, 13. Giselher, 14. Urundi, 15. Tacitus, 16. Echternach, 17. Ettal. „Oft buesst das Gute ein, wer Bessres sucht."

Zwei Kriegstrompeter, der eine so, der andre so:

LORD HALIFAX

Engländer, die ihn besser kennen, nennen ihn Lord „Holyfox", den „heiligen Fuchs". Das besagt alles. Als Chamberlain von München mit seinem heuchlerischen Versprechen vom ewigen Frieden zurückkehrte, wirbelte der fromme Lord sein Hütchen in die Luft aus Freude über den Zeitgewinn zur britischen Kriegsvorbereitung. Seine „Vereinigung mit (seinem) Gott" suchte er dann ab März 1939 in engster Verbindung mit den Sowjets. Er war es, der mit Chamberlain schon im Februar 1939 zum ersten Male bei Maiski zu Gast war. „Maiski ist", so schrieb News Review (4. 4. 1940) „eine Art persönlichen Lieblings des frommen Edward Wood, des dritten Lord Halifax, der seine lächelnden, weichen asiatischen Manieren liebt..." Fromm wie keiner, ist der scheinheilige Fuchs immer für die Ausweitung des Krieges gewesen. Die Beschießung von Dakar geht zum Teil auf sein Konto, wie wieder auch er es war, der im Juli 1940 Baku und Batum bombardieren lassen wollte, um die Öllieferungen an Deutschland zu verhindern, bombardieren über türkisches Gebiet hinweg. Churchill schickte Halifax im Januar 1941 als eines der „besten Produkte der britischen Herrenrasse" als Botschafter nach den USA.



Lord Halifax,
der schon als Vizekönig von Indien zusammen mit Ghandi um die politische Erleuchtung betete; sie ist bis heute ausgeblieben.



J. Donovan,
Roosevelts politischer Commis voyageur, dem jetzt drei Rundfunkgesellschaften unterstehen, mit deren Hilfe das amerikanische Volk für den Krieg reifgemacht werden soll.

WILLIAM J. DONOVAN

Wilson hatte seinen intriganten Europahorcher Oberst House. Diese Rolle spielte für Roosevelt im Herbst 1940 zweimal der Colonel Donovan. Roosevelts Londoner Botschafter Kennedy hatte ihm berichtet: Die Demokratie sei mit dem Kriege in England hoffnungslos erledigt. Und Kennedy hatte angemerkt: Wenn Amerika am Kriege teilnehmen würde, dann sei das auch der Tod der Demokratie in USA. Diesen Pessimismus sollte Donovan korrigieren, und er handelte auftragsgemäß, wie er schon ganz nach Washingtons Wunsch von seinem ersten Europaflug einen dickleibigen Bericht über die Tätigkeit und die Gefahren der „Fünften Kolonne" mitgebracht hatte. Im Winter 1940/41 legte Donovan dann in Athen und Belgrad auf Roosevelts Geheiß die Lunten, verschob „Amerikas Grenzen an die Donau" und gab verbindliche Zusagen auf Hilfe. In Ankara sagte Donovan im Mai 1941 dem französischen Botschafter, der sich für amerikanische Lebensmittellieferungen ins unbesetzte Frankreich einsetzte, glatt ins Gesicht: „Das amerikanische Volk ist bereit, jeden Franzosen verhungern zu lassen, wenn das zur Niederlage Hitlers notwendig ist!" Jetzt hat Roosevelt diesen Mann seines Geheimdienstes zum Leiter der Propagandamaschinerie gemacht, die mit Dollars und Schlichen aller Art Südamerika für den Krieg bereit machen soll.



Halifax
in englischer Karikatur.



Judenpeitsche über Amerika.
Eine unveröffentlichte Aufnahme vom Arbeiterumzug am Labour day in Detroit vom 29. Aug. 1938, die wir erst heute erhalten: eine Gruppe der Firma Löwenstein & Söhne: Die Männer haben sich Sträflingskleider angezogen; der hinter dem Wagen gehende Mann ist mit Ketten angeschlossen. Auf dem Wagen ist eine Auspeitschungsszene dargestellt. Auf dem oberen Schild liest man: „Wir waren unter diesen Verhältnissen bei Löwenstein & Söhne versklavt. Kauft kein räudiges Fleisch!"

Aufn.: Dr. Voltz.

In der Schweiz ist man wegen Brennstoffmangels dazu übergegangen, statt der Wohnräume die Kleidung zu heizen. Ähnlich wie bei elektrischen Heizkissen erwärmt man nun Kleidungsstücke. Versuche in anderer Richtung bescherten den Eidgenossen auch schon elektrisch geheizte Sessel. Zur Erwärmung einer Person soll man nur 13 v. H. des Stromes verbrauchen, der für Beheizung eines ganzen Raumes nötig wäre.

Heiße Hosen und ähnliche Dinge . . .



BILDERBOGEN VON EMMERICH HUBER



Heiße Hosen und ähnliche Dinge.
„Du hast dir ja schon wieder die Schuhe überheizt, Richard! Natürlich hast du —, widersprich mir nicht, ich seh' doch deutlich, wie dir die Socken qualmen . . .!"



„Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Fräulein Loni, es tut mir so leid, daß Ihnen kalt ist, weil Ihr elektrisch geheizter Büstenhalter versagt — aber Sie wissen ja, ich bin Elektrotechniker — darf ich nicht mal nachseh'n, woran es liegt?"



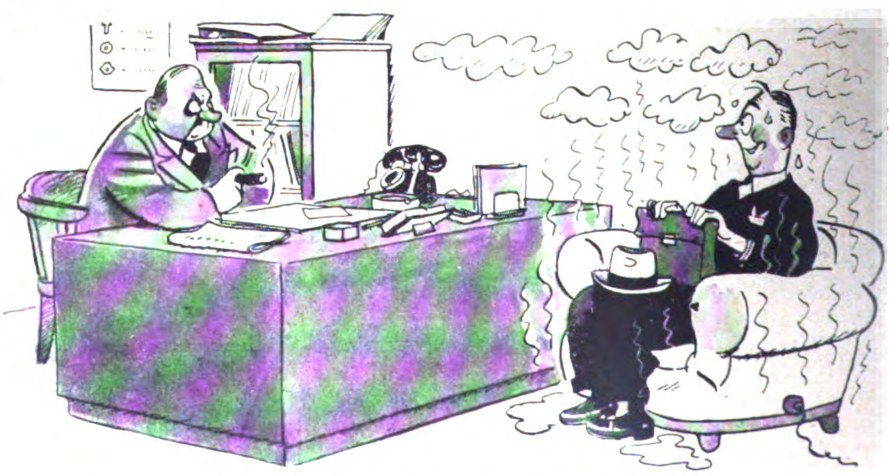
Kalte Tage in Zürich.
„Lächerlich! Statt daß sich das Mannsvolk nun freut, daß man durch die elektrische Garderobenbeheizung Kleider spart, hört man den ganzen lieben Tag Vorträge über sittsame Bekleidung . . ."



„Selbstverständlich führen wir auch elektrisch heizbare Schlipse, mein Herr, aber darf ich Ihnen zuerst unsere letzte Neuheit zeigen? Kragen und Chemisett aus Majolika-Kacheln mit aufgeformtem Selbstbinder, alles in einem Stück, mit Heißwasserbeheizung — unverwüstlich, abwaschbar, elegant . . ."



„Da haben mir die verdammten Lümmels von meiner Schwester doch gestern meinen Hut so beheizt, daß ich lauter Brandblasen auf der Platte und den Rest meiner Locken verloren habe! Bande!!!"



„Lieber Direktor Sprüngli, mir können Sie doch nichts erzählen! Ich weiß, daß Ihnen mein Besuch unbequem ist, und daß Sie mich deshalb in diesen infernalisch hochgeheizten Sessel gesetzt haben — doch, doch, lassen Sie man — aber ich vertrage Hitze ausgezeichnet — jawoll, und nun woll'n wir mal vom Geschäft reden . . .!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
[A B C D E F G 16] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire. Schweiz 40 Rappen. Spanien Ptas. 1.25. Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö .32 Belgien 2 bfrs. Holland 20 Cts. Kroatien 4 Kuna. Serbien 4 Dinar. Bulgarien 8 Lewa. Rumänien 14 Lei

JB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 6. NOVEMBER 1941
16. JAHRGANG FOLGE 45

AUS DEM INHALT:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Besuch der Kroaten im Führerhauptquartier.
Weitere Bilder im Innern des Blattes.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

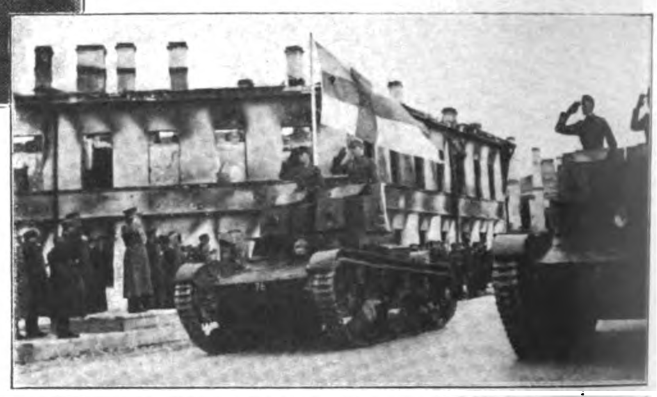




Mädel der finnischen Luftabwehr.
Die Helferinnen der finnischen Luftabwehr haben eine besonders sorgfältige Ausbildung erhalten; durch ihr Zusammenwirken mit der Luftabwehrmannschaft ist schon manches Sowjetflugzeug heruntergeholt worden.

Das neue japanische Kabinett.
In der Mitte der unteren Reihe: Ministerpräsident General Tojo (Uniform); rechts daneben: Außenminister Togo; hinter ihm (in Uniform): Marineminister Admiral Shimada.
Funkbild für den „JB." von Japan Photo.

Bilder aus diesen Wochen

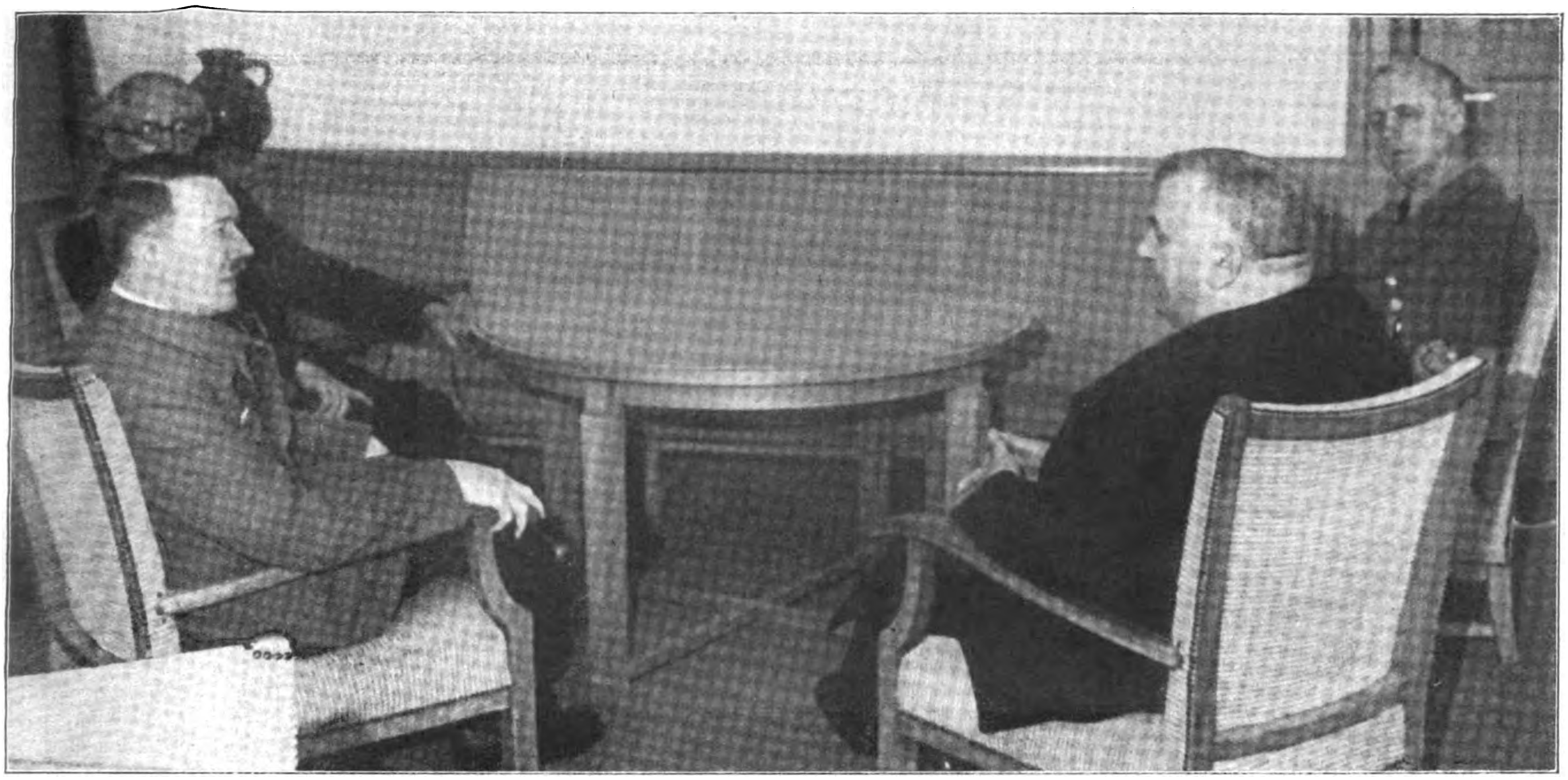


Rechts: Nach der Eroberung von Äänislinna.
Der finnische General Heinrichs nimmt in Äänislinna (Petroskoi), der Hauptstadt von Ostkarelien, die Parade der siegreichen Truppen ab.
Aufnahmen: AP. (2).



Marschall Antonescu in Südbessarabien.
Der rumänische Regierungschef läßt sich von der Bevölkerung über den Terror berichten, den die Sowjets unter der Führung von Juden über dies Land gebracht haben. Er konnte so dem Juden Fliedermann, der bei ihm eine freche Beschwerde über die Behandlung von Juden in Rumänien anzubringen versuchte, die richtige Abfuhr erteilen.

Aufn. Sch



Besprechungen im Geiste herzlicher Waffenbrüderschaft. Aufn. Heinrich Hoffmann.
Der Führer empfing in seinem Hauptquartier den slowakischen Staatspräsidenten Dr. Tiso (rechts) und den slowakischen Ministerpräsidenten Dr Tuka (links). Ganz rechts: Reichsaußenminister von Ribbentrop.



Der Reichsmarschall in Unterhaltung mit dem Berliner slowakischen Gesandten Exzellenz Cernak. Aufn. Eitel Lange.
Gelegentlich des Besuches der slowakischen Staatsmänner im Führerhauptquartier waren unsere slowakischen Freunde auch Gäste des Oberbefehlshabers der Luftwaffe.

Nach dem der



So fängt der galiziendeutsche Umsiedler an. Er erhält neben dem notwendigen Inventar je Siedlerfamilie Landbesitz in Größe von 10—20 und mehr Hektar zugewiesen, wozu später noch Gemeinschaftswald kommt. Angesiedelt wurden bis jetzt Galiziendeutsche und Buchenlanddeutsche auf sogenannten Herdstellen und außerdem Umsiedler in gewerblichen Betrieben. Der Anfang ist nicht leicht, denn hier herrschte überall „polnische Wirtschaft".



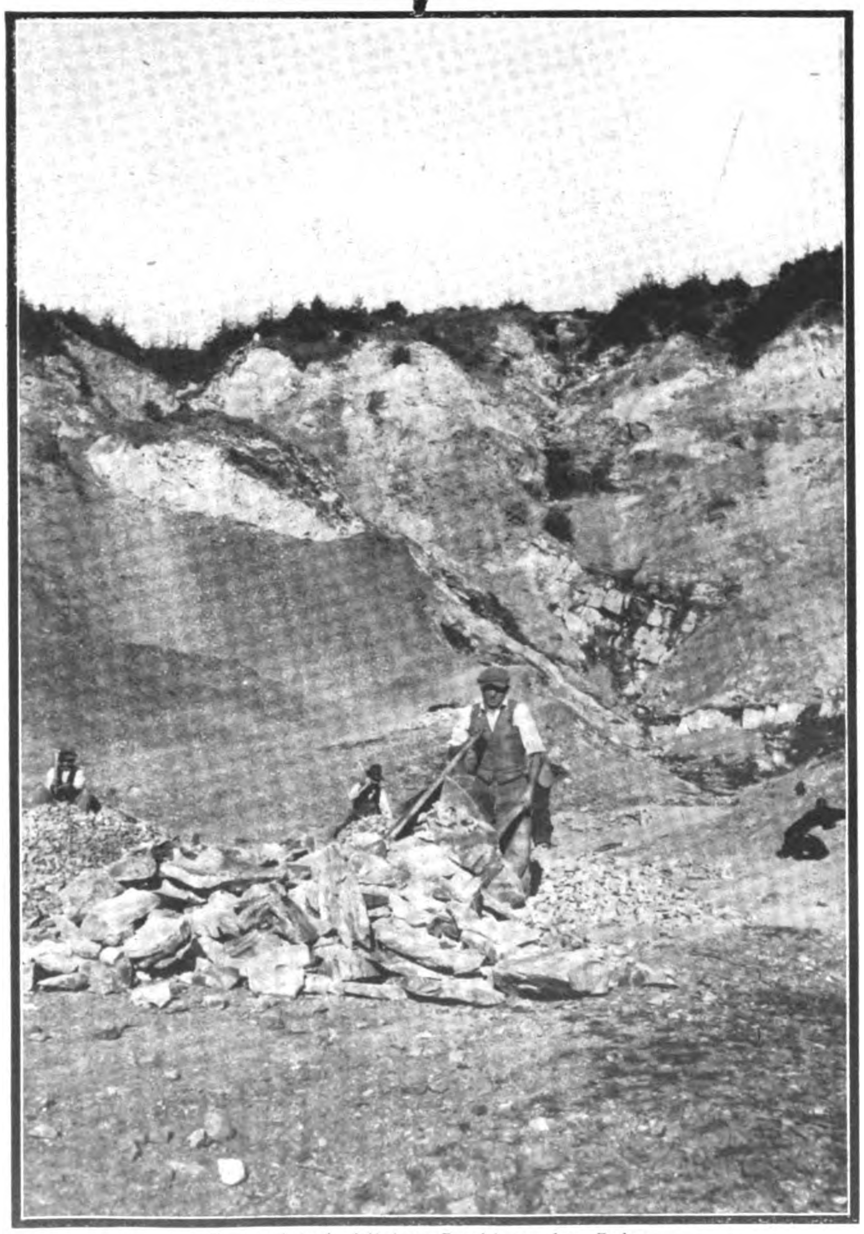
Hier liegt der Kreis, von dem unser Bericht erzählt.



Das ist polnisch. Diese Kleinstbesitzungen waren so sehr zersplittert, daß sich z. B. bei einem polnischen Betrieb in Cisiec der Grundbesitz von 2 ha Fläche aus 140 verschiedenen Feldern zusammensetzte . . .



Rechts: Polenbunker inmitten des deutschen Aufbaus.



Forstwirtschaftlicher Raubbau der Polen hat im Beskidenkreis Saybusch vielfach zur Verkarstung der Hänge geführt. Der Boden kann das überschüssige Regenwasser nicht mehr verarbeiten, es spült an den Hängen die Erde ab und vermehrt in den Tälern die Hochwassergefahr. 20 000 ha Flächen werden von der deutschen Verwaltung aufgeforstet.



Rationelle Erntearbeit. Während die Polen ihre Felder nicht einmal mit dem Pflug, sondern nur mit der Hacke bewirtschafteten, die Halme mit der Sichel schnitten und die Ernte im Rucksack heimtrugen, sind seit 1941 im Kreis Saybusch 15 Dreschsätze zum Gemeinschaftsdrusch aufgestellt.



Rechts: Neugeschaffene Werte zu beschützen, ist der Zweck der in allen Siedlerdörfern ins Leben gerufenen Freiwilligen Feuerwehren.

Schwert: Pflug!



Bildbericht für den „JB." von Inge Mantler.



Gauleiter und Landdienstmädel als Helfer der Umsiedler.
Dem Gauleiter von Oberschlesien, Bracht, ist das erste Jahr der Festigung deutschen Volkstums im Grenzkreis Saybusch zu danken. Hier wurden Umsiedler aus Ostgalizien und dem Buchenland seßhaft gemacht. Die HJ.-Landdienstmädel sind ihnen dabei aufopferungsvolle Helfer.

Die NSV. hat besondere Aufgaben.
17 teils noch in der Einrichtung begriffene Kindergärten, 5 Erntekrippen, 8 Gemeindepflegestationen, 10 Mütterberatungsstellen deuten den Wirkungsbereich der NSV. im Kreis Saybusch an. 1200 Siedlerfamilien wurden mit Inventar versorgt.



Alle Hände regen sich!
Bei der Festigung des deutschen Volktsums wollen auch die Landjahrmädel nicht beiseitestehen. Dort, wo einst der polnische Marschall Pilsudski seinen Sommerurlaub verbrachte, ist jetzt ein Lager für 60 Mädel eingerichtet.



Das ist was für den RAD.:
Wildbäche regulieren, Straßen ausbauen, Fluren entwässern und bei den Aufforstungsarbeiten helfen. Sechs Unterkünfte für den RAD. sind bis heute im Kreis Saybusch eingerichtet worden.



70 neue Holzhäuser für die Waldarbeiter
entstehen im Kreis Saybusch vor allem dort, wo buchenländische Waldarbeiter für Forstarbeiten angesetzt sind. Ihr Wert mit Inneneinrichtung beläuft sich auf etwa 12 000 RM. pro Haus.



In einer Hexen-Giftküche in Neuyork.
Zwei durch fanatische Besessenheit eng verwandte Seelen, der Halbjude Laguardia und die „First Lady", Frau Roosevelt, beim Aushecken eines Planes, der die Bürger der USA. dem Krieg der Juden gegen das neue Europa näherbringen soll.



Sein Fall: Non-stop-Offensiven durch Messen und Klubs.
Churchill der jetzt häufig ins Volk hinabsteigt, um sich beliebt zu machen, verläßt hier die Messe eines Luftgeschwaders, das ihn ehrenhalber zum Kommodore erkürt hat.
Aufnahmen: Associated Press.



Die Null Sikorski und eine Handvoll Toren.
„General" Sikorski, der sich früher als Kaffeehausstratege in Paris so oft blamierte, fand jetzt in England hungernde Landsleute, die er zu einer Fallschirmabteilung formierte. Bei Churchill muß jeder Emigrant für das Handgeld etwas tun!

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

6. Fortsetzung.

Der Schluß des Romans in Folge 44:

„Wie harmlos! Und dazu müssen Sie heimliche Briefe an meine Frau schreiben, Herr? Ich verlange Antwort! Haben Sie an meine Frau geschrieben oder nicht?"

„Nun ja", sagte Erland gefaßt. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Glant. Wenn es Ihnen gefällt, gehen wir in meine Kabine und . . ."

Katakata-Glant verlor jählings die Besinnung. Seine Rechte fuhr in die Hosentasche. Ein wüstes Schimpfwort zischte dem Kapitän ins Gesicht. Ein dunkles, kreisrundes Loch stand eine Sekunde vor seinen entsetzt aufgerissenen Augen.

Glants wutbebende Finger berührten schon den Abzug des Revolvers, als sich plötzlich eine schwere dunkle Masse vor das Ziel schob und den Kapitän verdeckte. Eine Faust packte den bewehrten Arm und drückte ihn abwärts, bis die Mündung der Pistole gegen die Planken zeigte.

„Wollen Sie m i c h erschießen?" sagte die ruhige Stimme Jon Johnsens.

Im nächsten Augenblick waren Stakke und Dr. Bünger da, die aus einiger Entfernung erschrocken gesehen hatten, was sich da in Sekundenschnelle abspielte. Sie umklammerten von rechts und links Glants Arme und zogen ihn zurück. Stimmen schlugen an sein Ohr.

„Haltung, Glant!"

„Um Gottes willen, seien Sie vernünftig!"

Der jähe Rasereianfall war vorüber. Glant fühlte den roten Schleier vor seinen Augen zerreißen und schämte sich vor sich selber.

„Laßt doch los, ihr Affen!" knurrte er ärgerlich, befreite seine Rechte und schob die Waffe beschämt wieder in seine Tasche. „Bin ich ein altes Weib, das Zustände kriegt?"

„Na, hören Sie, Glant", entrüstete sich Stakke, „wenn der Steuermann nicht eben dazwischengesprungen wäre, hätten Sie den Kapitän glatt über 'n Haufen geschossen! Das ist doch . . ."

„Was ich mit dem Kapitän abzumachen habe, geht Sie einen Schmutz an, Stakke!"

Erland hatte sich an seinem Steuermann vorbeigedrängt und verbeugte sich, blaß, aber in tadelloser Haltung. „Ich stehe Herrn Glant zur Verfügung."

„Nein", sagte der besonnene Dr. Bünger. „Was immer Sie mit dem Kapitän zu verhandeln haben, Glant, Sie werden jetzt n i c h t weiter mit ihm sprechen. Morgen früh können die Herren ihre Meinungen austauschen."

„Jawohl", stimmte Stakke bei. „Machen Sie jetzt keine Geschichten, Glant, sondern kommen Sie! Trinken Sie ein Glas!"

Während Glant sich brummend und noch halb widerstrebend von Stakke und Dr. Bünger zum Achterdeck schleifen ließ, fiel Erlands Blick auf den alten Johnsen, der noch immer neben ihm stand und nachdenklich seine Pfeife stopfte.

Olaf Erland atmete tief auf und strich sich über die Stirn, als sei eben ein böser Traum an ihm vorübergebraust.

„Ich danke Ihnen, Johnsen", sagte er ernst. „Es war schön von Ihnen, daß Sie sich so mutig vor mich stellten." Er wollte noch ein gutes, warmes Wort hinzufügen, aber der Alte schüttelte energisch den Kopf.

„Kein Grund, zu danken, Käppen. War nur meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit."

„Nun, trotzdem möchte ich Ihnen sagen . . ."

„Jawoll, Pflicht!" unterbrach ihn Jon Johnsen grob. „Ohne mich wär' der alte Glant nicht so wild geworden und hätt' zur Kanone gegriffen. Hab' ihm nämlich gesagt, daß Sie sich mit der kleinen Frau verabredet hatten."

Unwillkürlich trat Erland einen Schritt zurück. „Sie!? Das hatten S i e getan?"

„Jawoll, Käppen. Ich, Jon Johnsen."

Erland antwortete nicht. Er ließ den Alten stehen und ging rasch seiner Kabine zu. In seinem Kopf war eine Leere, ein Hohlraum, in den alle Wasser des Kongo hineinzubrausen schienen.

IV.

Bis spät in die Nacht hinein wurde in den Kabinen der „Kassai" mehr oder minder lebhaft der Fall Glant-Kapitän Erland erörtert.

Madame Geoffrey und Senhor Pinho vermochten schlecht ihr Entzücken zu verhehlen über

diesen Skandal, der so hübsch die Langeweile der Reise unterbrach.

Der Administrator nahm die Sache von der „korrekten" Seite und suchte Kapitän Erland auf, um sich ihm als „Zeuge" zur Verfügung zu stellen. Er erbot sich auch selbstlos, über alles Nötige mit Herrn Glant zu verhandeln. Eine Austragung des Ehrenhandels hier an Bord kam natürlich nicht in Frage. Man mußte eben warten, bis man in Stanleyville war. Inzwischen aber war es wohl unumgänglich notwendig, die Präliminarien zu klären und einen Modus vivendi zu finden. Denn solche Szenen wie die vorgefallene durften unter keinen Umständen sich wiederholen. Schon im Interesse des Ansehens der weißen Rasse gegenüber den farbigen Fahrgästen mußte derartiges unterbleiben. Also sprach würdevoll der Administrator Geoffrey.

In dem letzteren Punkte stimmte er überein mit Stakke und Dr. Bünger, die sich in Stakkes Kabine zusammengefunden hatten, um die Angelegenheit zu besprechen. Zwischendurch aber lauschten sie unruhig nach der dicht nebenan belegenen Kabine der Glants. Es war nicht ausgeschlossen, daß Katakata-Glant sich bei seinem Jähzorn dazu hinreißen ließ, seine junge Frau zu mißhandeln.

Stakke und Bünger erhielten indessen zu ihrer Beruhigung keinen Anlaß zum Einschreiten. Wohl hörte man aus der Glantschen Kabine zuerst die polternde Stimme des Großhändlers und das leise Weinen seiner Frau, dann aber wurde die Stimme Glants verhältnismäßig sanft und auch Frau Raymonde sprach ruhig. Später blieb alles ganz still und friedlich.

Raymonde hatte sich wiedergefunden, lange bevor es zu einem Zusammenstoß zwischen Glant und dem Kapitän kam. Bereits gestern abend hatte die unerwartete Begegnung mit dem Steuermann ihr einen heftigen Schock gegeben

Es war ihr unendlich peinlich, daß sie in Erlands Armen überrascht worden war, und ihre Vorwürfe richteten sich in erster Linie gegen Erland selbst. Er hätte wissen müssen, daß die Gefahr einer Entdeckung, die Möglichkeit einer unliebsamen Begegnung so nahe beim Schiff vorhanden war. Er hätte sich überhaupt besser beherrschen müssen. Die Frau, die man liebt, setzt man doch nicht der Gefahr aus, kompromittiert zu werden. Daß sie selber gestern abend alle Vorsicht vergessen hatte und daß Erlands Betragen im Grunde nur dem entsprach, was sie sich von diesem zweisamen Uferspaziergang erwartet hatte, darüber machte Frau Raymonde einen großen, kühnen Sprung.

Die Hauptsache blieb: Die Begegnung mit Jon Johnsen hatte ihr einen heilsamen Schrecken eingejagt. In die aufkeimende blinde Leidenschaft hatte sich da ein kalter Wasserguß gemengt. Sie war noch einmal hoch aufgezischt, die Leidenschaft, und dann — erloschen.

Bereits heute morgen war Raymonde entschlossen gewesen, vernünftig zu sein und das gefährliche Spiel mit Erland abzubrechen. Dann war Erlands Brief gekommen, ein werbender, zärtlicher Brief, der sie beschwor, ihn am Abend noch einmal am Ufer zu treffen. Raymonde hatte ihn mit einiger Bewegung gelesen, ein halbes Dutzend mal sogar, aber die heiße, alle Schranken durchbrechende Sehnsucht, die aus ihm sprach, weckte keinen richtigen Widerhall in ihrem Herzen. Höchstens eine gewisse Wehmut. Ach ja, es war ein schöner Traum gewesen, an der Seite eines Mannes wie Olaf Erland in Paris oder Brüssel zu leben! Aber was half der Traum. Man mußte den Tatsachen ins Auge sehen.

Wer war Olaf Erland? Ein hübscher, kultivierter Mensch, aber ein simpler Schiffskapitän, der sicherlich keine Reichtümer hatte sammeln können. Es fragte sich noch, ob er überhaupt imstande war, seinen Dienst zu quittieren und nach Europa zu reisen. Sie aber, sie war nun einmal Frau Raymonde Glant und hatte ihre Pflichten als solche zu erfüllen.

Je länger Raymonde darüber nachgedacht hatte, um so stärker empfand sie in sich den Einfluß ihres Mannes. Pièrre war eine Herrennatur. Er hatte nicht gegirrt und schön getan, als er um sie anhielt. Auch später, in der Ehe, war er kein schmachtender Pantoffelheld gewesen. Vielleicht war er ein wenig zu selbstbewußt, nahm seine junge Frau allzusehr als etwas Selbstverständliches, Alltägliches hin. Andererseits aber war Pièrre immer ein guter Freund und Ehemann gewesen, das ließ sich nicht leugnen. Er war gesund, abgehärtet, hatte ein einfaches, arbeitsames Leben hinter sich. Um seine körperliche Kraft und Rüstigkeit konnte ihn mancher Jüngling beneiden. Und immer war er aufmerksam, ritterlich zu ihr gewesen, hatte ihr jeden vernünftigen Wunsch erfüllt.

Raymonde hatte sich nachgerade ein wenig geschämt und Gewissensbisse ihrem Mann gegenüber empfunden. Jedenfalls war sie fest entschlossen gewesen, den Wunsch Erlands nach einem neuen Stelldichein nicht zu erfüllen.

Als es Abend wurde und die „Kassai" am Liege-



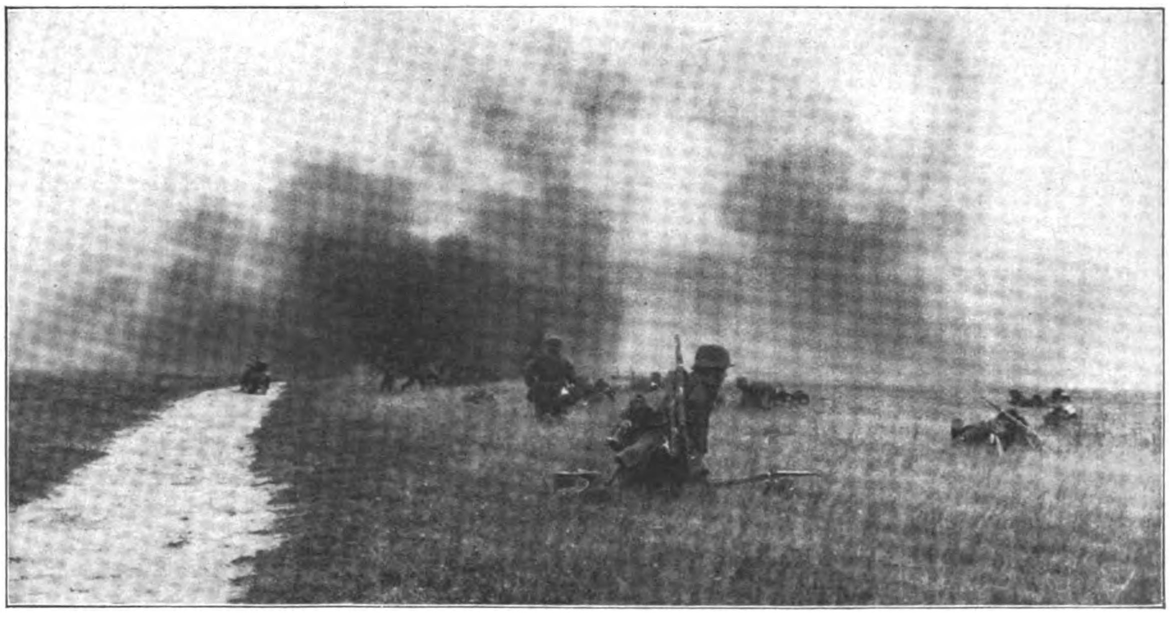
Sein letzter Bericht für die Heimat

Dieser Bildstreifen ist das letzte Vermächtnis des Bildberichters Duckert: In den frühen Morgenstunden des 2. Oktober kämpft sich die Infanterie, ...



... unterstützt von Sturmgeschützen, im schweren feindlichen Abwehrfeuer ...

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Duckert (PBZ.).



... an die hart verteidigten Befestigungen der Stalinlinie heran. Der Kriegsberichter, der den Angriff in vorderster Linie kämpfend mitmachte und dabei noch diese Aufnahmen mit kühnem Einsatz seines Lebens herstellte, erlitt gleich darauf den Heldentod.

platz festgemacht hatte, war Raymonde in ihrer Kabine geblieben und hatte sich richtig als Heldin gefühlt, als eine brave Frau, die sich durchgerungen und ihrer Pflicht ein Opfer gebracht hatte. Über Erland machte sie sich keine Sorge. Wenn sie nicht kam, so mußte er ja wissen, daß sie das Spiel abzubrechen wünschte. Er war Kavalier genug, um diesen Wunsch zu respektieren. Ganz friedlich und selbstzufrieden hatte Frau Raymonde den Brief Erlands hervorgeholt, um ihn noch einmal, gleichsam zum Abschied, zu lesen und dann zu vernichten. Da war der „zornige Achilles" in ihre Kabine gestürmt.

Es war ein Glück für Raymonde, daß Katakata-Glant sich fürchterlich über sich selber ärgerte. Sonst hätte die Auseinandersetzung in der Kabine tatsächlich leicht einen stürmischen Verlauf nehmen können.

Aber Glant war maßlos unzufrieden mit sich selbst. Diese Drohung mit dem Revolver, richtig wie ein Bandit oder ein betrunkener Halfcast, — pfui Deubel noch mal! Wie konnte man sich nur so von der Wut übermannen lassen. Und wahrhaftig, wenn sich der Steuermann nicht dazwischengestellt hätte, so wäre noch Schlimmeres geschehen. Er, Pièrre Glant, hätte dann bei der Rückkehr nach Matadi als Totschläger vor Gericht erscheinen können. Katakata-Glant auf der Anklagebank! Ein herrliches Schauspiel! Ein gefundenes Fressen für die Klatschmäuler in Matadi! Und seine ganze schmutzige Wäsche hätte man vor der Öffentlichkeit waschen müssen!

Glant hatte Schweißtropfen auf der Stirn allein bei dem Gedanken. Er belegte sich im stillen selbst mit einer Auswahl wenig schmeichelhafter Namen. Eine verdammt böse Geschichte wäre das geworden, wenn nicht der Steuermann...

Ja, das war ein Kerl! Prächtiger Bursche! Hatte Gerechtigkeitsgefühl, der Mann! So sehr, daß er es für seine Pflicht hielt, ihm, Pièrre Glant, ein Licht anzustecken, bevor er zum Hahnrei wurde. Hatte Verstand und Courage genug, um sich einfach vor die Pistole zu stellen und seinen Kapitän zu decken — ach was, ihn, Pièrre Glant, an der größten Dummheit seines Lebens zu verhindern!

Glant nahm sich vor, dem Steuermann Johnsen morgen seinen Privat-Cognac-Age inconnu! — den er im Koffer mitführte — als Zeichen seiner Dankbarkeit zu schenken.

So kam es, daß Katakata-Glant sich beschämt und unsicher fühlte, als er in seine Kabine trat, und daher erheblich weniger polterte, als anzunehmen gewesen wäre.

Frau Raymonde, die sich auf einen Vulkanausbruch gefaßt gemacht hatte, gewann durch die leidliche Ruhe ihres Mannes Mut, und allmählich kam eine ganz ruhige, vernünftige Aussprache zustande.

Einen Augenblick hatte Raymonde daran gedacht, stolz und aufrecht die Wahrheit zu bekennen und ihren Mann um Verzeihung zu bitten. Aber ihre Vernunft hielt sie davon ab. Was war denn so Furchtbares geschehen? Ein paar gefährliche, wilde Gedanken, eine kurze, hastige Umarmung im Dunkel der Nacht, davon starb Pièrre nicht. Der Brief war das einzige Korpus delikti, das schwer wiegen konnte. Aber dieser Brief trieb im Kongo. Niemand außer ihr und Erland kannte seinen Inhalt. Und Erland würde gewiß darüber schweigen.

Raymonde versuchte vorsichtig, ihren Mann auszuhorchen und jubelte innerlich, als sie die Gewißheit hatte, daß er weder den Inhalt des Briefes kannte, noch sonst etwas Nennenswertes wußte. Entschlossen begann sie mit leiser Stimme auf den finster zuhörenden Gatten einzureden.

Zuerst gab sie mit möglichst zerknirschter Miene zu, daß sie aus Langeweile ein wenig mit Kapitän Erland geflirtet habe. Das sei gewiß nicht recht von ihr gewesen, aber so schrecklich sei es doch auch wieder nicht. Dann sei allerdings gestern abend etwas Peinliches geschehen, aber das sei ein Mißverständnis gewesen. Sie sei mit dem Kapitän spazierengegangen, und urplötzlich habe im Dunkel eine Gestalt vor ihnen gehockt. Sie sei furchtbar erschrocken, und in diesem Augenblick habe sie sich in den Schutz ihres Begleiters geflüchtet. Ihre hastige Bewegung sei ja wohl als eine Art Umarmung ausgelegt worden. Sehr zu Unrecht, denn der Steuermann Johnsen müsse doch wohl selbst zugeben, daß er ganz unvermutet aus dem Dunkel aufgetaucht sei und sowohl Erland wie sie erschreckt habe.

Und der Brief? Nun ja, Erland habe ihr einen Brief geschickt, in dem er die Hoffnung aussprach, daß man heute abend wieder einen Spaziergang machen werde. Sie habe es vorgezogen, ihn einfach ins Wasser zu werfen, statt ihren Mann unnütz aufzuregen.

„Es mag sein, daß Kapitän Erland ein wenig in mich verliebt ist", schloß Raymonde, ihren Mann halb betrübt, halb vorwurfsvoll anblickend. „Ich will auch gern zugeben, daß er mir gut gefällt: Aber zur Eifersucht hast du keinen Grund, Pièrre. Ich bin deine Frau, und daß ich heute nicht an Land gegangen bin, zeigt doch wohl, daß ich keineswegs die Absicht habe, Kapitän Erland zu ermuntern."

Glant hatte ruhig zugehört und empfand, als Raymonde geendet hatte, eine tüchtige Erleichterung. So ganz unschuldig war Raymonde ja wohl nicht. Sie hatte sicher dem Kapitän heiß gemacht und lebhafter mit ihm kokettiert, als sie zugestehen wollte. Aber daß sie nicht zu dem blöden Stelldichein gegangen war, das stimmte immerhin. Und die Hauptsache war, daß da gestern abend ein Mißverständnis obgewaltet hatte. Jawohl, so mußte die Geschichte zusammenhängen. Raymonde hatte sich in ihrem Schreck an den Kapitän geklammert, und der alte Johnsen hatte das als eine Umarmung gedeutet. Hatte daraufhin sich bewogen gefühlt, dem Ehemann einen Wink zu geben.

Also im Grunde nur ein Mißverständnis! Und deswegen hätte er beinahe den Kapitän über den Haufen geschossen!

Pièrre Glant begann plötzlich halblaut zu lachen, so groß war seine Erleichterung. Er strich seiner jungen Frau, die ihn bang und erwartungsvoll ansah, über das gelöste Haar und nickte ihr ganz freundlich zu.

„Na, leg' dich nur schlafen, Kind. Ich werde die Sache mit dem Kapitän morgen in Ordnung bringen."

*

Glant brachte sie in Ordnung. Den Administrator Geoffrey, der mit Grabesmiene bei ihm erschien und um „seine Instruktionen" bat, nannte er einen Esel ließ ihn stehen und ging auf das Achterdeck, wo Stakke und Dr. Bünger saßen. Beide wollten darauf bestehen daß sie bei der Unterredung mit dem Kapitän zugegen wären, aber Glant winkte mit einem Knurren ab.

„So was besprechen Männer unter vier Augen. Wir werden uns nicht fressen. Mein Schießeisen könnt Ihr gerne hierbehalten, wenn es Euch Spaß macht. Und noch eines, Herrschaften: Ich hab' mich gestern abend wie'n Opernheld benommen. Lege keinen besonderen Wert darauf, daß das überall am Kongo bekannt wird."

Da drückten sie ihm beide herzlich die Hand. — Erland empfing den Großhändler in seiner Kabine, straff und aufrecht neben dem Schreibtisch stehend. Noch bevor Glant etwas sagen konnte, nahm Erland selber das Wort.

„Bevor wir die Sache selbst erörtern, habe ich Ihnen eine Erklärung zu geben, Herr Glant. Ihre Frau Gemahlin trifft selbstverständlich keine Schuld an den — Ereignissen. Ich bin es, an den Sie sich zu halten haben. Ich habe Ihrer Frau Gemahlin meine Huldigung deutlicher gezeigt, als es sich geziemte. Ich habe ferner einen Brief an Madame geschrieben, in dem ich ihr sagte, daß ich glücklich sein würde, wenn sie mir erlauben wollte, sie bei ihrem Abendspaziergang zu begleiten. Dies zu sagen, hielt ich für notwendig. Das Weitere steht bei Ihnen Herr Glant."

„Hm. Haben Sie sie auch geküßt?"

Erland starrte eine Sekunde sprachlos den Mann an, der sich ganz gemütlich auf einen Stuhl gesetzt hatte, wie ein beliebiger Besuch.

„Nein", stotterte er verwirrt. „Das... das habe ich natürlich nicht. Ich gebe Ihnen mein Wort."

„Also ist die Sache nicht so schlimm, was? Raymonde hat natürlich höllisch mit Ihnen kokettiert?"

„Herr Glant", sagte Erland mit Haltung, „ich muß Sie bitten! In meiner Gegenwart wird Frau Raymonde nicht beleidigt!"

„Schau, schau", nickte Glant. „Sie sprechen, als ob Sie meine Frau liebten, Kapitän Erland."

„Und wenn es so wäre?"

„So hab' ich's gern. Ein offenes Wort unter Männern", sagte Glant, sich erhebend. „Wenn Sie Raymonde lieben, so ist das Ihre Sache. Kann ich Ihnen nicht verbieten. Aber Raymonde ist nun mal meine Frau. Ich möchte Sie bitten, ihr keine Briefe mehr zu schreiben."

Erland, der sich den Verlauf der Unterredung wesentlich anders gedacht hatte, bekam einen roten Kopf.

„Ich bitte Sie deswegen um Verzeihung, Herr Glant."

„So verstehen wir uns. Wissen Sie was, Kapitän, wir wollen als Männer ehrlich fifty-fifty machen. Sie haben mich um Verzeihung gebeten wegen des Briefes. Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß meine Frau mit Ihnen kokettiert hat. Und wenn Sie mir außerdem noch die verdammte, tätliche Bedrohung nachsehen wollen..."

„Ich verstand Ihr Gefühl nur zu gut, Herr Glant."

„Dann ist alles in schönster Ordnung. Kommen Sie, wir pokern an der Bar ein Gläschen aus. Stakke und der Doktor bibbern sowieso schon, ob wir uns hier nicht gegenseitig die Hälse gebrochen haben."

*

So war diese unangenehme Geschichte abgetan. Äußerlich war an Bord der „Kassai" der Friede hergestellt. Aber eine gewisse Spannung blieb, und unter der Asche glommen die Funken weiter. Die allgemeine, gute Stimmung des ersten Reisetages wollte nicht wiederkehren.

Frau Raymonde erschien wieder an Deck, mied nach Möglichkeit jedes Zusammensein mit dem Kapitän und suchte sich wieder an Marga anzuschließen. Da aber Marga jetzt fast immer mit dem jungen Schenk zusammen war, blieb Raymonde meist allein. Sie ging mit niedergeschlagenen Augen umher und litt nicht wenig unter dem Getuschel zwischen Madame Geoffrey und Senhor Pinho, das sich bestimmt auf sie bezog. Auch Pièrre Glant mußte sich immer wieder ärgern. Wenn Raymonde sich zu ihm setzte, hatten gewisse Leute an Bord so ein ekelhaft wissendes Grinsen um Augen- und Mundwinkel, daß er sie am liebsten am Kragen gepackt und außenbords gehievt hätte. Die Bande verzieh es ihm nie, daß er sie um die Sensation eines tödlichen Zwistes mit dem Kapitän und um eine pikante Ehescheidungsgeschichte gebracht hatte.

Administrator Geoffrey hatte Dr. Bünger gegenüber die Äußerung gebraucht, daß Herr Glant sich nicht wie ein Ehrenmann benommen habe und höhnisch gemeint, Glant habe wohl die Konsequenzen gefürchtet. Dr. Bünger hatte dem korrekten Beamten daraufhin deutlich seine Meinung gesagt, und seither bestand auch zwischen diesen beiden Herren eine starke Spannung.

Kapitän Erland kam seinen Höflichkeitspflichten nach und widmete sich in seiner Freizeit den Fahrgästen. Aber seine Liebenswürdigkeit hatte etwas Gezwungenes, seine Augen suchten manchmal vorwurfsvoll Raymonde Glant, und als der Großhändler am Abend den Steuermann Johnsen an den Tisch rief, um ein Glas mit dem „prächtigen Kerl" zu trinken, verließ Kapitän Erland brüsk die Gesellschaft.

Es herrschte Friede, aber es war nicht gemütlich auf der „Kassai".

Nur zwei ließen sich nicht von der allgemeinen Stimmung anstecken: Marga und Jürgen.

Seit jenem Zwischenfall mit Pinho, den sie beide wie in geheimem Einverständnis den anderen verschwiegen, um den Portugiesen in großherziger Weise nicht lächerlich zu machen, hatten sie sich enger und enger zusammengeschlossen.

Marga erlebte die Wunder der Kongofahrt noch einmal wie zum erstenmal durch die stille Andacht, die Jürgen den Schönheiten des fremden, wilden Landes entgegenbrachte. Sie war froh, viele seiner Fragen nach diesem und jenem beantworten zu können und verlor trotz ihres Wissens nie das Gefühl seiner selbstverständlichen Überlegenheit, die sich in ruhigen, klaren Ansichten über das Leben ausprägte.

Er sprach oft von der Zukunft, die er sich mit Hilfe eines Berufes in Afrika aufbauen wollte, und Marga nahm wärmeren Anteil an diesen Plänen, als sie sich eingestehen wollte.

Spät am Abend standen sie ganz am Stern des Dampfers und lauschten dem Gebrüll der Cuwus, der Flußpferde, die hier in der Nähe standen.

Der geheimnisvoll dunkle Schleier der Nacht hüllte sie ein und kein Wehren war in Marga, als Jürgen mit ruhiger Gebärde den Arm um ihre Schultern legte. Es war nur wie eine Erfüllung einer Bestimmung, und mit einem Gefühl unendlichen Vertrauens ließ das Mädchen den Kopf an seine Schulter sinken.

Keine aufflammende Leidenschaft hatte sie erfaßt; in ihnen beiden lebte etwas Tieferes und Wertvolleres: die Selbstverständlichkeit einer schicksalhaften Liebe, einer aufopfernden Kameradschaft.

Aber als das nächtliche Lied des Urwaldes mit seinen vielerlei Tönen nun wie von einem unsichtbaren Taktstock geleitet anschwoll und wieder zu heimlichem Flüstern herabsank, da lief es doch wie ein Schauer durch Jürgens Brust.

Fester zog er das Mädchen an sich und seine Lippen ergriffen Besitz von ihrem wundervollen hellen Haar, von den durch bebende Lider verschlossenen Augen, von dem zitternden Mund, der keusch und schön wie eine Blume unter seinen Küssen erblühte.

Wie ein wildes Fieber hatte es Jürgen gepackt, aber ein einziger bittender Blick aus ihren großen Augen ließ ihn zur Besinnung kommen.

In unendliche Zärtlichkeit schlug die Glut um, und mit zarter Liebe strich er seinem Mädchen das verwirrte Haar aus der Stirn.

Noch war kein Wort gefallen, aber als Jürgen jetzt sprach, war es das einzige, was zu sagen übrig blieb: „Wir wollen zu deinem Vater gehen, Marga!" —

Auch Ferry Stakke lauschte einsam an Deck den Flußpferden und freute sich immer wieder über die vertrauten Laute: Das Zusammenklappen der großen Rachen, das wie das Aneinanderschlagen zweier Bretter klang, das fordernde, werbende Brüllen der Bullen, das Brummen der weiblichen Tiere. Dann wurde es ganz still. Herr Cuwu hatte seine Frau Cuwu gefunden.

Statt dessen hörte Ferry Stakke etwas anderes plötzlich. Hinter dem ausgespannten Segeltuch,



ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
FEINE QUALITÄT
24 CIGARETTEN
AUSLESE
ATIKAH-AUSLESE
Lieber weniger -
aber gut!
ATIKAH 5 Pf



Erven Lucas
BOLS
Emmerich
STAMMHAUS GEGR. 1575
IN AMSTERDAM



W 12024
KALODERMA
Kosmetik
GESICHTS WASSER

das das Deck von seinem Beobachtungsplatz schied, hatten Dr. Bünger und seine Adoptivtochter auf einer Bank Platz genommen, anscheinend ohne die Nähe Stakkes zu ahnen. Die Rolle des Lauschers lag Stakke nicht. Schon wollte er sich bemerkbar machen, als ein paar aufgefangene Worte ihm klarmachten, daß er in diesem Augenblick als arger Störenfried erscheinen würde. So blieb er stehen und hörte das ganze Gespräch zwischen Marga und dem Doktor. Als es beendet war und die beiden fortgingen, lächelte Ferry Stakke vergnügt vor sich hin.

„Da schaust!" dachte er. „Diskretion ist eine schöne Sache, aber in diesem Fall glaub' ich schon, man setzte sich besser drüber weg. Ist eh eine ungemütliche Spannung hier an Bord. Wer mer halt dafür sorgen, daß a bisserl aufgemischt wird."

Am nächsten Morgen entfaltete Ferry Stakke eine eifrige und geheimnisvolle Tätigkeit. Er hatte lange mit dem Steward und dem Koch zu konferieren. Auch mit Kapitän Erland, den er auf der Brücke aufsuchte, hatte er eine dringliche Unterredung. Dann unterzog er, mit Glant als Sachverständigem, die Vorräte der Bar einer eingehenden Untersuchung und endlich schloß er sich mit einem kleinen Päckchen Karten, die ihm der Steward überlassen hatte, in seine Kabine ein.

Als der Gong zum Lunch rief, gab es ein allgemeines verwundertes Fragen und Staunen. Unter dem Sonnensegel war eine lange Tafel gedeckt. In den Eiskühlern harrten dickbäuchige Flaschen, und sogar ein richtiger Blumenstrauß hatte sich als Tafelschmuck eingefunden.

Statt der üblichen bunten Menükarten lagen an jedem Platz weiße Kartons, die eine außergewöhnlich reichhaltige und üppige Speisenfolge aufwiesen und in der rechten Ecke sauber gemalte Täubchen und einen Ölzweig trugen.

Man bewunderte das hübsche Arrangement und fragte eifrig nach dem Grund. Kapitän Erland, der in seiner besten Uniform erschienen war, zuckte geheimnisvoll lächelnd die Schultern, aber Glant glaubte das Rätsel bereits gelöst zu haben.

„Das hatte Stakke angerichtet. Lassen wir uns mal seinen Paß zeigen, wenn er kommt. Wette, daß er heute Geburtstag hat!"

Glant nahm sich den Steward beiseite und bestellte auf seine Kappe noch drei Flaschen von Stakkes Lieblingsgetränk. (Fortsetzung folgt.)

So fiel Kiew

Von Kriegsberichter Herbert Rauchhaupt

3. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 44:

Dann geht es durch Kiefernwald. An jedem abzweigenden Weg, an jeder Schneise Kommandoflaggen. Noch 25 Kilometer bis Kiew! Von hier aus erfolgte am 4. August der Angriff auf die Wetastellung, und noch heute liegt feindliches Artilleriefeuer auf dem diesseitigen Hang zur Weta. Der Feind versucht, weit drüben von Nordwesten her, so weit, daß wir die Abschüsse nicht hören können, die Straße zu treffen und unser Vordringen auf Kiew zu stören. Aber nur wenige Volltreffer landen auf der Fahrbahn, und dann stehen auch schon die Soldaten eines Straßenbaubataillons bereit, die entstandenen Schäden auszubessern.

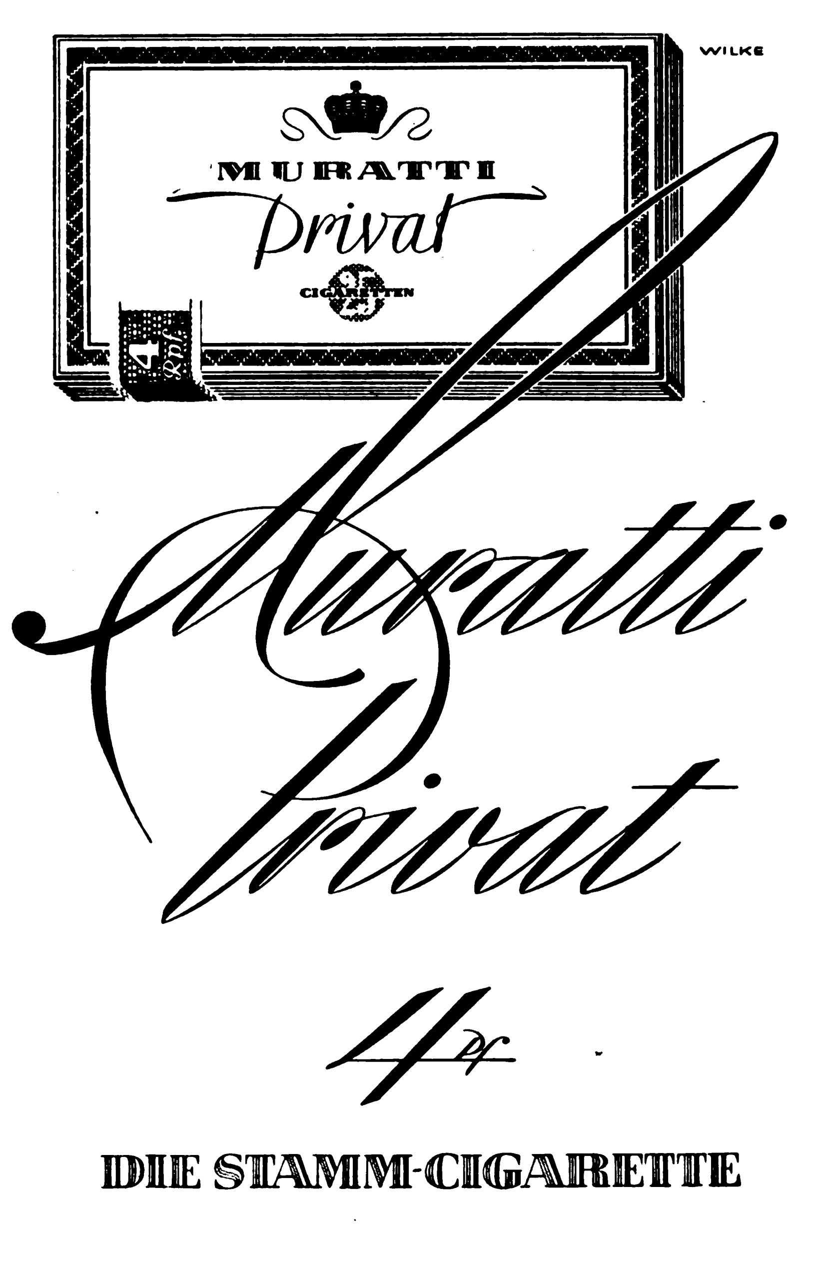
Wir sind unten im Tal, in dem Ort Potschtowaja-Weta. Der Name ist für die Soldaten vor Kiew ein Begriff geworden, denn hier verläuft die gestürmte Bunkerlinie unmittelbar am Nordrand des Dorfes vorbei, und hier ist die Brücke über die Weta, die die Sowjets vor dem deutschen Ansturm in die Luft gehen ließen. Von Potschtowaja-Weta selbst stehen nur noch einige Ruinen und verkohlte Balken. Mit allen Mitteln versuchten die Sowjets, an dieser entscheidenden Stelle längs der großen Straße den deutschen Angriff abzuwehren, und legten Sperrfeuer über Sperrfeuer in das Dorf.

Inzwischen haben Pioniere einen neuen Übergang über die Weta geschaffen. Ist die große Straße die Hauptader des Vormarsches auf Kiew, so kann man die Brücke von Potschtowaja-Weta nur als den Angelpunkt des Angriffs bezeichnen. Denn auch heute, nachdem der Durchbruch durch die Bunkerlinie geglückt ist, steht und fällt mit dieser Brücke unser gesamter Aufmarsch. Ein Volltreffer der sowjetischen Artillerie, eine feindliche Fliegerbombe genügt, um die Trosse, den Nachschub und die nach vorn marschierenden Truppenteile empfindlich aufzuhalten.

Auch der Feind hat die taktische Bedeutung dieser Brücke erkannt. Wir sind gewiß nicht nur einmal über diesen Übergang gefahren, aber jedesmal ist irgend etwas los: Bald liegen Artillerieeinschläge in bedrohlicher Nähe, bald kreisen Sowjetbomber gefährlich nahe und tief über der Brücke. Jeden Tag sieht man neue Granat- und Bombentrichter in unmittelbarer Nähe, neue Soldatenkreuze am Wegesrand, selbst die Häuserruinen werden noch vollends wegrasiert, nur die Brücke selbst, die Schwabenbrücke, wie die württembergischen Pioniere sie genannt haben, bleibt unversehrt. Unerschütterlich, als ob es keine feindlichen Bomben und Granaten gäbe, ziehen unsere Kolonnen auf das nördliche Wetaufer. Heute ist es die vierte Division, die über den Übergang nach vor geworfen wird — und die Schwabenbrücke hält!

Ausgangs des Dorfes gabelt sich der Verkehr in mehrere Abzweigungen. Von hier an ist für alle Fahrzeuge der Verkehr gesperrt. Denn von noch nicht erkannten Beobachtungsstellen aus leitet der Feind pausenlos sein Artilleriefeuer auf die Straße. Nur Sanitätsfahrzeuge kommen mit Verwundeten von vorn oder fahren leer zur Front. Fast regelmäßig rollen sie langsam vorbei, sehr, sehr oft — ein Spiegelbild des erbitterten Ringens, das vor den Toren von Kiew tobt.

In der Deckung des Grabens gehen wir weiter. Die Straße steigt leicht an und führt dann auf einer Höhe entlang. Und von hier aus sehen wir wieder, wie schon vor drei Wochen am Irpen, den hohen Turm des Lawraklosters auf der Zitadelle der Festung Kiew in den grau verhangenen Himmel ragen. Zwischen einer verstreut liegenden Häusergruppe sind leichte Feldhaubitzen gut getarnt in Stellung gegangen. Die Rohre sind nach Westen gerichtet, dorthin, wo das feindliche Artilleriefeuer herkommt. Noch 18 Kilometer bis Kiew.





Hansaplast

wirkt „hochbakterizid"

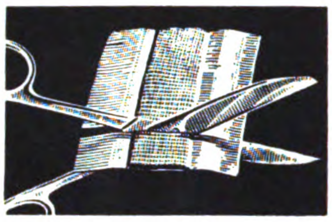


Was bedeutet das?

Das Mullkissen beim Hansaplast ist mit einem neuartigen Antiseptikum getränkt, das in besonders hohem Maße keimtötend wirkt. Diese Eigenschaft nennt der Wissenschaftler „hochbakterizid". Bei kleinen Verletzungen werden Krankheitskeime und Entzündungserreger durch dieses hochbakterizid wirksame Mullkissen abgetötet. Dadurch kann die Wunde rasch und ungestört heilen.

5 Gründe sprechen außerdem für Hansaplast:

- Hansaplast sitzt unverrückbar fest,
- es schließt die Wunde staubdicht,
- läßt aber die heilungfördernde Luft heran,
- stillt das Blut und
- schützt die Wunde vor schmerzhafter Berührung!



H 1063

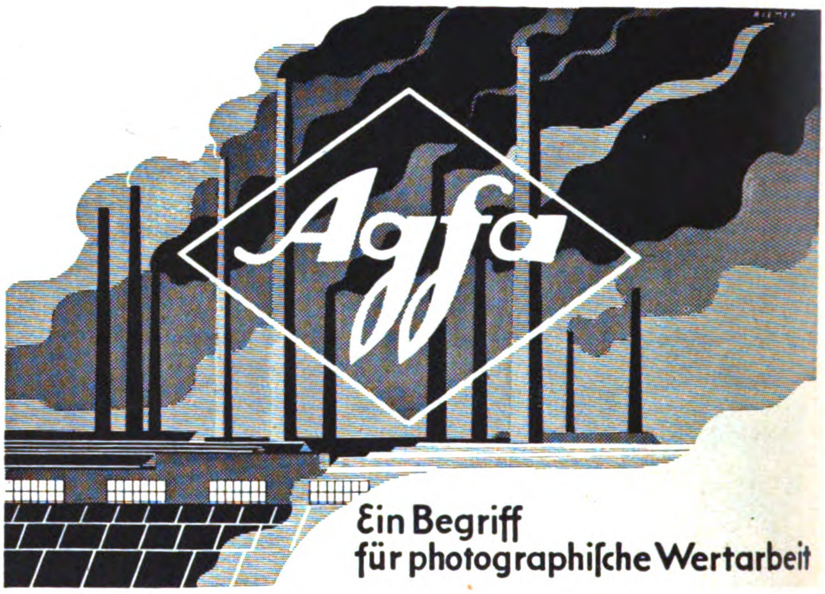
KHASANA

Khasana Dr. K Kosmetik

TAG- UND NACHTCREME
GESICHTSPUDER
LIPPENSTIFT ★ WANGENROT
NAGELLACK ★ AUGENKOSMETIK

Dr. Korthaus

DR·KORTHAUS ★ FRANKFURT A.M



NEUHEIT!

Sofort Nichtraucher

MUNDUS - WIEN 75, Leibnizstr. 3-4

Bücher-Freunde erhalten kostenlos ausführliche Kataloge über mehrere hundert wertvolle Gelegenheitskäufe aus allen Gebieten zu einem Bruchteil des früheren Preises. Auch alle anderen Werke gegen Zahlungserleichterung.

Stern-Verlag Buchhandlg. u. Antiquariat Düsseldorf 52 B

Beinverkürzungen

Lähmungen, Bein- und Fußmißbildungen werden durch unsere technisch-orthopädischen Neuerungen weitgehendst behoben. Gang elastisch, bequem und leicht. Kein Korkstiefel, jeder Ladenschuh und Halbschuh verwendbar. Eigene Patente. Gegründet 1903. • Zu allen Kassen zugelassen.

Fordern Sie Gratisbroschüre Nr. 26

EXTENSION Frankfurt am Main-Eschersheim

HERSTELLER · FEINER · SPEZIALZIGARETTEN

KOSMOS KHEDIVE EXQUISIT



Ägyptischen 4 Pf. Original-Zigaretten überlegen

KOSMOS GMBH DRESDEN A

Für Augen über 45

Sie sehen wieder alles netzhautscharf

N.G.-Busch

TELESIN Zweistärkengläser

Wenn Sie über 40—45 sind und eine Brille brauchen, dann nehmen Sie kein reines Leseglas, sondern N.G.-Busch Telesin. Zum Nahsehen, zum Lesen und Arbeiten braucht das Auge nur ein kleines Teil des Glases, etwa 2 qcm. Auf dieses kleine Stück ist bei Telesin das Nah-Teil (die Nah-Schärfe) konzentriert, — durch eine optische Meisterleistung. Das ganze übrige Glas ist auf die weitere Entfernung eingestellt. Sie sehen gleich gut und mühelos nach vorn, zur Seite, nach oben und unten. Ohne Absetzen oder Wechseln der Brille sehen Sie in die Nähe wie in die Ferne immer netzhautscharf. Als ob Ihr Auge wie in jüngeren Jahren akkommodieren könnte!



Blick durch das Nah-Teil



Blick durch das Fern-Teil

Bitte sprechen Sie über Telesin mit Ihrem Augenarzt und Ihrem Optiker.

EMIL BUSCH A.-G. OPTISCHE INDUSTRIE RATHENOW.

Gegr. 1800

An die Leser des „Illustrierten Beobachters"!

Zur Ergänzung unseres Archivbestandes suchen wir dringend Exemplare der nachstehenden Ausgaben des „JB" zurückzukaufen und bitten um Angebot unbeschädigter, einwandfreier Exemplare:

Jahrgang 1939: Nr. 35, 36, 37, 38

Jahrgang 1940: Nr. 17, 18, 19, 20, Nr. 21, 22, 23, 24

Jahrgang 1941: Nr. 27, 28, 29, 33

Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

● Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter" ●

Kaliklora - die angenehm schäumende Zahnpasta



Endlich sind wir vorn bei der Infanterie. Tief eingegraben zum Schutz gegen die Splitter der feindlichen Granaten, liegen die Schützen zu beiden Seiten der Straße und halten die erreichten Stellungen. Über ihre Deckungslöcher haben sie sich Zeltbahnen gespannt, um den Regen abzuwehren, so gut es geht, und wenigstens unter sich eine kleine trockene Fläche zu haben. Denn rings um sie ist dicker Dreck und Schlamm, in dem die Stiefel bis an die Knöchel versinken. Seit Tagen haben sich die Soldaten nicht gewaschen, nicht rasiert, halb kalt ist die Mittagsverpflegung, die von der kilometerweit hinten in Deckung stehenden Feldküche nach vorn getragen wird. Aber sie halten aus, allen feindlichen Gegenangriffen zum Trotz, sie rechnen mit zwei, drei Tagen bis zu dem ersehnten Ziel. Denn auch sie sehen ja schon den Turm der Zitadelle. Noch acht Kilometer bis Kiew ...

Fünf Wochen später: In den alten Stellungen ·

Mit sonnigen und warmen Tagen ist die zweite Augusthälfte über die Ukraine dahingegangen. Längst ist die reiche Ernte des so unendlich fruchtbaren Landes dank des Eingreifens der deutschen Wehrmachtdienststellen zu einem großen Teil geborgen. Aber die Sonnentage sind schon der Abschied des Sommers gewesen. Stürmisch und kalt hat sich in der ersten Septemberwoche der Herbst angekündigt. Regen und nochmals Regen, im Osten für einen Bewegungskrieg das unangenehmste Übel, hat der Wind tagelang über die Stoppelfelder gepeitscht. Straßen und Wege sind in einer Verfassung, wie wir sie selbst während der Gewitterperiode Ende Juni nicht kennengelernt haben. Trostlos grau wölbt sich der Himmel über der endlos eintönigen Landschaft. September — Regenmonat in der Ukraine.

In diesen Tagen kommen wir wieder nach Wassilkow. Schon äußerlich bietet die Stadt einen anderen Anblick als damals am 31. Juli. Die Trümmer sind beiseitegeräumt. Ein großer Teil der Zivilbevölkerung ist zurückgekehrt, wenn auch nach wie vor das Feldgrau der Soldaten das Straßenbild beherrscht. Sogar eine Lederfabrik, von einem technischen Bataillon instandgesetzt, hat den Betrieb wieder aufgenommen. Eine Rauchfahne aus dem hohen Schornstein zieht sich durch das Tal, in den Fabrikräumen laufen die Maschinen, arbeiten für die deutsche Wehrmacht. Im Rahmen der Truppenbetreuung hat ein Soldatenkino seine Pforten geöffnet. Täglich zwei Vorstellungen „Kora Terry". Zu Hunderten zwängen sich die Soldaten in den viel zu kleinen Raum und erleben zwei Stunden Freude und Entspannung. Längs der großen Bahnlinie sind deutsche Eisenbahner und Arbeiter am Werk, die russische Spurweite auf deutsche zu verlegen, knapp 30 Kilometer hinter der Front.

Denn die Front ist die alte geblieben. Genau wie vor fünf Wochen spürt man auch heute die Frontnähe in der Stadt. Das Generalkommando liegt an dem alten Platz, in den Fahrzeugwerkstätten herrscht Hochbetrieb, ununterbrochen rollen schwere Lastkraftwagen die Straße entlang, besonders den Weg zum Bahnhof, wo ganze Berge von Munition lagern, die von Tag zu Tag abnehmen. Nur auf der Straße von Wassilkow nach Kiew, die damals die Achse des Angriffs bildete, hat sich vieles geändert. Etwa 15 Kilometer pulst heute der rege Verkehr dahin, dann biegen die Fahrzeuge in die Nebenwege ab. Fast menschenleer ist die Straße der Front.

Als ein Dorf des Todes liegt Potschtowaja-Weta im Talgrund. Niemand hat die Pferdeleichen vergraben, völlig verwest liegen sie seit Anfang August im Straßengraben, nur noch Skelett und eingesunkene Haut. Von den Häusern des Dorfes stehen noch zehn, zwölf Ruinen, alle anderen sind dem Erdboden gleichgemacht. Drei Menschen begegnet man in der einstigen Ortschaft: dem deutschen Doppelposten an der Wetabrücke und einer alten Frau, die, halb irrsinnig, zwischen den Ruinen haust. Aber noch immer zerbersten sowjetische Granaten in dem toten Dorf. Noch immer sucht die feindliche Artillerie den Wetaübergang, doch damals wie heute: Die Schwabenbrücke hält.

An den alten Stellen liegen weiter vorn die Infanteristen eingegraben, nur viel, viel tiefer. Aus den Deckungslöchern sind Unterstände geworden, in denen es sich die Schützen so bequem machen, wie es irgend geht. Das heißt: Sie haben sich aus Stroh Schlafstellen hergerichtet, Tische und Schemel gezimmert, damit aber ist es auch mit der Behaglichkeit zu Ende. Denn nur nach etwa zehn, zwölf Tagen werden sie abgelöst, ebenso lange haben sie kein Wasser, müssen die Abende bei dem armseligen Schein einer Kerze verbringen, sind sie rettungslos den Mückenschwärmen ausgesetzt, die vor der Kühle des Herbsttages in die warmen Unterstände flüchten. Ungeziefer hat sich in Mengen breitgemacht, und die freien Stunden verbringen die Soldaten mit einer unaufhörlichen und dennoch aussichtslosen Jagd nach Tierchen verschiedenster Art. Ein Glück, daß in dieser Lage der Humor des deutschen Soldaten nicht versiegt und überall wenigstens einer mit seiner unverwüstlichen guten Laune über die trostlosen Tage hinweghilft.

Draußen liegen die Posten in Deckung am MG. und beobachten unablässig zum Feind hinüber, Tag für Tag, Woche für Woche. Solange es hell ist, darf keiner sein Deckungsloch verlassen, denn jede Bewegung bei uns verfolgen die Sowjets mit dem Feuer ihrer Granatwerfer und Maschinengewehre. Nicht weniger angenehm sind die Nachtstunden, denn mit dem Einbruch der Dunkelheit beginnt das Lauschen in die Nacht hinaus, in der die angespannten Nerven in jedem belanglosen Knacken eines Zweiges heranschleichenden Feind vermuten lassen. Die jungen Soldaten fragen sich voller Bewunderung, wie das deutsche Heer des Weltkrieges Monate und Jahre hindurch dieses Leben hat ertragen können. Denn hier im Süden ist Stellungskrieg vor Kiew, unerträglich für die deutschen Soldaten von heute, die nur den stürmischen Bewegungskrieg kennen, und doppelt unerträglich, wenn man Wochen hindurch das Ziel, den Turm der Zitadelle von Kiew, vor Augen hat.

Die Truppen, die hier die Stellungen halten, hören auch von den Kämpfen an den anderen Frontabschnitten der Armee. Es spricht sich herum, daß südostwärts die von den Sowjets hart verteidigten Brückenköpfe Tripolje, Rschischew und Kanew genommen worden sind und damit der gesamte Unterlauf des Dnjepr auf dem Westufer in deutschem Besitz ist. Sie erfahren, daß Korosten, weit im Norden, und damit die umkämpfte Bahnlinie nach Kiew, endgültig in deutsche Hand gefallen ist. Sie beneiden die Divisionen, die am Nordflügel der Armee nach Nordosten vordringen, den Feind von Gornostaipol aus über den Dnjepr zurückwerfen, und einer oder der andere erkennt auch den Plan, nach dem sich die Operationen um die Festung Kiew vollziehen.

Was sich nämlich während der Südflügel der Armee von Reichenau die Stadt belagert, weit nördlich der Rollbahn Nord abspielt, ist die Fortsetzung jener Operationen, die damals in den letzten Julitagen ihren Anfang nahmen und zu denen u. a. auch das Gefecht um Andrejewka den ersten Auftakt bildete: die Zurückwerfung der 5. sowjetischen Armee über den Dnjepr und die Desna. Links angelehnt an die Armee des Generalfeldmarschalls von Reichenau war die Armee des Generalobersten von Weichs nachgefolgt und hatte damit ein Ausweichen des Feindes in die Pripjetsümpfe verhindert. Nach der Erzwingung der Übergänge über den Dnjepr bei Gornostaipol und die Desna bei Oster und nach der Eroberung der drei Brückenköpfe südlich war der Halbkreis um Kiew auf dem linken Dnjeprufer geschlossen.

Während sich in diesen Tagen in heftigen Kämpfen die Truppen des Nordflügels über Koselez nach Südwesten auf Browary und Kiew bewegen, beginnt sich das Schicksal der großen Stadt am Dnjepr zu erfüllen und rückt auch für die Soldaten südlich Kiew die große Stunde heran. Ein Tagesbefehl des Oberbefehlshabers der Armee, Generalfeldmarschalls von Reichenau, verkündet, daß die Zeit des Wartens ihrem Ende entgegengeht. Wann, fragen die Soldaten, wird es so weit sein? Morgen, Übermorgen? ...

Der Endkampf beginnt!

Am äußersten Ostflügel des südlichen Armeeabschnittes, bei der rechten Flankendivision, verbringen wir die Nacht zum 16. September, eine kalte, mit tiefliegenden Wolken verhangene Nacht. Nichts ereignet sich, während auf der steil zum Dnjeprtal abfallenden bewaldeten Höhe die Nachtstunden dahinschleichen, abgesehen von den paar Leuchtkugeln, die ab und zu aus der vordersten Linie aufsteigen und die Wolkendecke für kurze Zeit gespenstisch erhellen. Aber das ist nichts Besonderes, hat sich in den fast sechs Wochen, die die Truppe hier in ihren Unterständen und Deckungslöchern verbracht hat, ungezählte Male ereignet.

Zur Infanterie, die sich im Schutze der Dunkelheit bereitstellt, sind es nur ein paar hundert Meter. Ganz dicht hinter der vordersten Linie also liegen hier auf der Höhe die Beobachtungsstellen der Artillerie und der Nebelwerfer, eine an der anderen. Unten im Tal hat in einer ehemaligen Fabrik die Division ihren Gefechtsstand aufgeschlagen, und nicht einmal einen Kilometer weiter zurück sind schon die Feuerstellungen schwerster Mörser. Alles ist so dicht nach vorn aufgeschlossen, wie es nur irgend möglich ist.

Allmählich graut der Morgen. Dünne Nebelschleier hängen über dem Dnjeprtal und den angrenzenden Höhen, ein Vorteil, da sie dem Feind die Sicht nehmen, ein Nachteil, weil sie die eigene Beobachtung erschweren. Langsam nur weicht die Dunkelheit, 5.30 Uhr, 6 Uhr, 6.30 Uhr. Der Nebel steigt, gibt den Blick auf den Strom, die Uferwälder und die Höhen vor uns frei.

6.50 Uhr. Wieder erleben wir, wie damals vor Wochen schon vor Gelenowka und vor der Weta, einen gewaltigen Feuerschlag unserer Artillerie. Nebelwerfer hüllen die feindlichen Höhen und das Dnjeprufer in dichte Schleier. Erneut bricht mit vernichtender Gewalt der Granathagel über die Sowjets herein, die sich in dem Dorf Pirogowo zur Verteidigung eingerichtet haben. Die Ortschaft war schon einmal in deutscher Hand, damals nach dem Sturm über die Weta, wurde aber geräumt, als für die Divisionen südlich Kiew die lange Zeit des Wartens begann.

Während sich im Schutze des deutschen Feuerschlages die Infanterie Pirogowo nähert, während schon das Hämmern der Maschinengewehre auf die Höhe heraufdringt, lichtet sich die dunstige Schicht über der Landschaft immer mehr. Schon sehen wir die beiden südlichen Dnjeprbrücken von Kiew, und schließlich taucht auch der Turm der Zitadelle auf. Als undeutliche Silhouette ist das Wahrzeichen Kiews zu erkennen, dessen Anblick die deutschen Truppen rings um die Stadt über neun Wochen hindurch nicht losgelassen hat.

Inzwischen dringt die Infanterie in Pirogowo ein, das die Bolschewisten auch diesmal wieder stark befestigt haben. Ein unendlich schwerer Nahkampf entbrennt um die Häuser und Ruinen, nur langsam weicht der Feind. Ähnlich hart ist der Kampf um die Schluchten, die die Höhen westlich des Dnjeprtales tief zerklüften. Hier hat auch das Steilfeuer unserer Mörser kaum gewirkt, da die Sowjets in die Steilhänge noch Feldstellungen gegraben haben, die die Infanterie eine nach der anderen mit Granatwerfern und Handgranaten ausräuchern muß.

Auf dem Südrand von Pirogowo liegt jetzt feindliches Granatwerferfeuer, die ersten Lücken in die Reihen der Infanterie reißend. Jede kleine Deckung wird ausgenutzt, dicht pressen die Schützen den Körper an die Erde, um den Splittern zu entgehen. Die vorgeschobenen Artilleriebeobachter fordern das Feuer ihrer Batterien auf die feindlichen Feuerstellungen an, das Granatwerferfeuer läßt nach. Aber wenig später heult es laut drohend durch die Luft, ein gräßlich pfeifendes Geräusch. In der Nähe der Ziegelei zerbersten die Granaten, hundertfach Verderben um sich schleudernd: Die Fernostbatterie, schwere Eisenbahngeschütze, deren Wirkung die Soldaten hier am Ostflügel schon von den vergangenen Wochen her kennen, legte von weit jenseits des Dnjepr ihr Flankenfeuer auf Pirogowo, streut die Straße im Dnjeprtal ab und versucht, unsere Beobachtungsstellen auf den Höhen auszuschalten. Das Dorf ist eine einzige Hölle, einen ganzen Tag hindurch von Schrecken und Grauen durchrast.

Erst als schon die Dämmerung des Abends sinkt, wird der letzte Bunker in Pirogowo geknackt. Die Abendsonne beleuchtet mit matten Strahlen das von Trichtern zerwühlte Dorf. Zu den alten Trümmern, die schon seit Wochen daliegen, haben sich neue getürmt, dazwischen finden wir noch Leichen von Sowjetsoldaten, die bei dem ersten Angriff im August gefallen sind. Die Bolschewisten haben sie inzwischen nicht begraben. Wie sie gestorben sind, so liegen sie heute noch da, völlig kahle Gerippe in Mantel, Stahlhelm und Stiefeln.

Noch immer dröhnen die Abschüsse unserer Artillerie, keine Minute ist an dem Tag vergangen, in der einmal Stille eingetreten wäre, pausenlos von früh bis spät am Abend. Immer neue Ziele werden erkannt und niedergekämpft, während sich die Infanterie zur Sicherung der genommenen Linien eingräbt. Der erste Kampftag hat dem Regiment viele Verluste gekostet. Knapp drei Kilometer beträgt der Geländegewinn. Schwer, unendlich schwer ist dieser Endkampf um Kiew.

Ähnlich langsam, wenn auch nicht so verlustreich, ist der nächste Tag. Das Infanterieregiment schiebt sich längs der Straße im Dnjeprtal und auf den Höhen westlich davon an Myschelowka heran, das letzte Dorf vor Kiew. Aber angegriffen wird die Ortschaft nicht mehr, denn quer durch das Dorf zieht sich abermals eine Linie von Schartenstellungen, der letzte Befestigungsgürtel, der zu nehmen ist. Noch in der Nacht beginnen die schweren Waffen mit dem Stellungswechsel. Dann sind die Feuerstellungen so weit vorn, daß sämtliche Kaliber mühelos bis zur Zitadelle von Kiew wirken können.

Zur Mittagstunde des 18. September ergießt sich der Granathagel über Myschelowka genau wie zwei Tage zuvor über Pirogowo. Kein Dorf rings um Kiew, auch westlich und nördlich und auf dem östlichen Dnjeprufer, ist davor verschont geblieben, überall Trichter, Trümmer und Ruinen — weil es der Bolschewist nicht anders gewollt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

Humor

Der Antrag des Verkäufers: „Glauben Sie mir, Charlotte, meine Liebe zu Ihnen übertrifft an Qualität, Ausdauer und Eleganz alles, was Ihnen in diesem Artikel bisher geboten wurde."

✱

Emil kommt betrunken nach Hause. Sehr spät bei Nacht und Nebel. Magda, sein Weib, empfängt ihn leise gereizt: „Wo du nur wieder die ganze Nacht warst?!"

Emil tobt: „Honny soit qui mal y pense!"

„Ach Gott", jammerte sie aufgebracht, „wenn du nichts mehr zu reden weißt fängste zu fluchen an."

✱

„Wenn ich mal eine gute Hilfe habe, dann treibst du sie mir aus dem Haus; jetzt hat die Anna auch gekündigt!"

„Ja, aber dafür kann ich doch nicht!"

„Doch, du hättest ihr am Telephon Grobheiten gesagt und das ließe sie sich nicht gefallen!"

„Ich konnte doch nicht wissen, daß ausgerechnet das Mädchen am Telephon war; gewöhnlich meldest du dich doch immer!"

✱

„Wie heißt eigentlich der Teufel mit Vornamen?"

„Wahrscheinlich Pfui!"



„Das sind die stärksten künstlichen Wimpern, die ich habe, meine Dame. Wenn Ihnen die nicht genügen, kann ich Ihnen vielleicht zu diesen Bürstchen raten!"

Zeichnung: Kossatz.

„Lieber Onkel!" begann der Neffe seinen Brief. „Leider kann ich morgen nicht zum Bahnhof kommen, um dich abzuholen, aber dafür wird meine Frau am Zuge sein. Da ihr euch noch nicht kennt, wäre es ganz gut, wenn du sicherheitshalber eine Gans als Erkennungszeichen unter dem Arm tragen könntest, nicht wahr?"

✱

„Ich hörte, wenn Eheleute längere Zeit miteinander verheiratet sind, haben sie häufig die gleichen Gedanken. Stimmt das?"

„Ja. Jetzt, zum Beispiel, denkt meine Frau, was sie wohl sagen wird, wenn ich bei Morgengrauen nach Hause komme; und ich denke dasselbe."

✱

Zigeunerin (aus der Hand lesend): „Lassen Sie sich warnen! Es wird jemand Ihren Weg kreuzen!"

Automobilist: „Wäre es nicht besser, Sie warnten den anderen?"

✱

„Du, Männe, ich bin beim Graphologen gewesen und habe mir meine Handschrift deuten lassen."

„Und was sagte er?"

„Er hat festgestellt, daß ich alt werde."

„Na, ein besonders höflicher Mann scheint das nicht zu sein."

RÄTSEL

Rössel-sprung

			einst	blitz			
	viel	zu	sein	hin	zu	den	
	nietz	sich	den	kün	ke	ein	
wer	zün	den	lan	schweigt	hat	ver	einst
		sche	in	wol	wer		
		ge	hat	muß	viel		

Silbenrätsel

Aus den Silben: a bel bre cke ei eib erm ga gen grim horn i i kas land lin lin lo lu lung ma men men mus ne neb o ro sar se see so son thel tum vo zo sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen wahren Spruch ergeben. (ck = ein Buchstabe.)

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

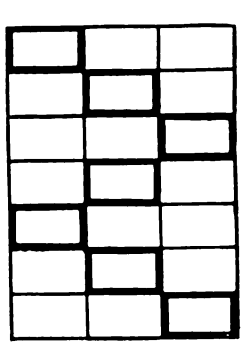
1. ostpreuß. Landschaft, 2. schneidender Spott, 3. Bestandteil des Erdöls, 4 Wohlgeruch, 5. Hansestadt, 6. Berg im Allgäu, 7. Fluß in Oberitalien, 8. Besitz, 9. bayerischer See, 10. Wolf in Tiersage, 11. November, 12. Rauminhalt, 13. Shakespearesche Dramengestalt, 14. Operettenkomponist.

Zahlenrätsel

1 7 9 4 2 10	norwegischer Dichter
2 1 11 7 10 12	schwäbischer Dichter
3 11 2 10 5 13	zeitgenöss. deutscher Dichter
4 14 15 6 9	norddeutscher Dichter
5 7 6 15 4 4 7	zeitgenöss. deutscher Dichter
1 7 11 3 8	zeitgenöss. deutscher Dichter
6 7 7 3 8	niedersächsischer Dichter
7 6 10 12 14	Freiheitsdichter
2 10 12 4 8 14	norwegische Schriftstellerin
3 2 4 5 1	humorist. Dichter u. Zeichner
8 5 13 7 6 14	völkischer Dichter
6 8 2 14 8 6	plattdeutscher Dichter

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen Flugzeugtyp.

Füllrätsel

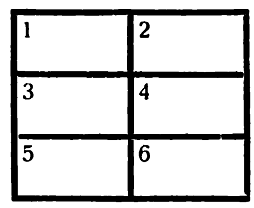


Die Silben: be bre gun ki li mal men ne nen ni o sa se sel werden in die Felder verteilt. Die stark umrandeten Felder haben alle eine gleichlautende Silbe und so entstehen waagrecht folgende Wörter: 1. Stadt in Japan, 2. kelt. Volksgruppe, 3. Stadt in Spanien, 4. Malzzucker, 5. ital. Komponist, 6. Kurort a. d. frz. Riviera, 7. Mussolinis Vorname.

Kryptogramm

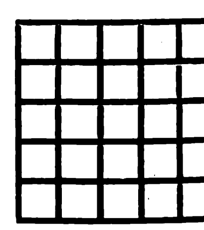
Aus den Wörtern: Indien, Aschanti, Flachs, Wachtel, Weinbeere, Bestimmung, Himmel, Uganda, Hausschlüssel, Geschick, Banksafe, Geldern, Förster, Saat, Wien sind je drei, aus dem letzten Wort nur zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Friedrich dem Großen ergeben.

Silbenkreuz



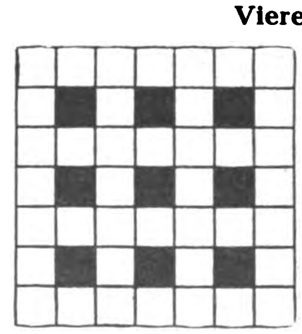
1—2 Tau
1—3 altrömischer Zensor
1—6 Häuslerwohnung
2—4 belg. Münzeinheit
3—2 Schlucht
3—4 altröm. Obergewand
3—5 Land in Afrika
4—2 Eßgerät
5—6 Ostgermane

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a d e e e e i i l l l l n n r r t t t t u w sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Stadt in Litauen, 2. Vorbild, 3. Osteuropäer, 4. Wesen, Art, 5. munter, frisch.

Viereck



Die Buchstaben: a a a a d d e e e e e e g h h h h i i i i i o o o o p p r r r r r t t u u ü ü werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Strom in Vorderasien, 2. scherzhafte Nachahmung, 3. Gestalt aus dem Nibelungenlied, 4. Lehre.

Lösungen der Rätsel in Folge 44:

Silbentreppe: 1. Dakar, 2. Karthago, 3. Gorilla, 4. Lamento, 5. Tokio, 6. Oberhof, 7. Hoffart. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Weberknecht, 2. Erlau, 3. Regensburg, 4. Zitrone, 5. Widukind, 6. Entenei, 7. Iphigenie, 8. Weidenkorb, 9. Eupen, 10. Renate, 11. Kattegat, 12. Eifel, 13. Zuidersee, 14. Uranus, 15. Sachalin, 16. Aphrodite, 17. Madrid, 18. Münster, 19. Etage, 20. Narew, 21. Tollkirsche, 22. Ubangi, 23. Tankred. „Wer zwei Werke zusammen tut, die werden selten beide gut." ✱ **Rösselsprung:** Was die Liebe nicht bindet, / das ist schlecht gebunden, / und was die Treue nicht schirmt, / das beschirmt kein Eid. E. M. Arndt. ✱ **Viereck:** 1. Leipzig, 2. Insulin, 3. Zilcher, 4. General. ✱ **Zahlenrätsel:** Ichneumon, Neuenburg, Dalmatien, Offerte, Calais, Haifa, Island, Narbe, Amalfi. „Indochina."

Zwei Kriegsminister



Henry David Margesson.

HENRY L. STIMSON

Der heute 74 Jahre alte Kriegsminister der USA., Stimson, ist wie sein Ministerkollege Hull von Beruf Rechtsanwalt. Als rechter Kriegsminister will er auch seinen Krieg haben, zumal er im Weltkrieg als Minister nicht mehr dazu gekommen ist. Stimson war nämlich schon einmal (1911—1913) Kriegsminister. Es ist offenes Geheimnis drüben, daß er in den folgenden Jahren finanziell vom Bankhaus Morgan abhängig war und demgemäß als Wanderredner zum Krieg hetzte. Nach dem Kriege Staatssekretär unter Präsident Hoover, sorgte er für die wirtschaftliche Knechtung Deutschlands. Nach seiner ganzen Vergangenheit gehört Stimson zu den Veteranen der Kriegshetzer und Feinde einer neuen europäischen Ordnung. Vor dem Repräsentantenhaus erklärte er am 17. Juni 1941: „Bereiten Sie sich auf die Perspektive eines langen Krieges vor. Es besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß der Krieg lange genug dauert, damit die Vereinigten Staaten aus dieser Lage ihre Vorteile ziehen können!" Skrupelloser läßt sich wohl kaum sagen, was Stimson, was Roosevelt, was die Judenclique in den USA. wollen: das eiskalte Geschäft mit dem Blute Europas — und nicht zuletzt mit dem Blute der Amerikaner.

HENRY DAVID MARGESSON

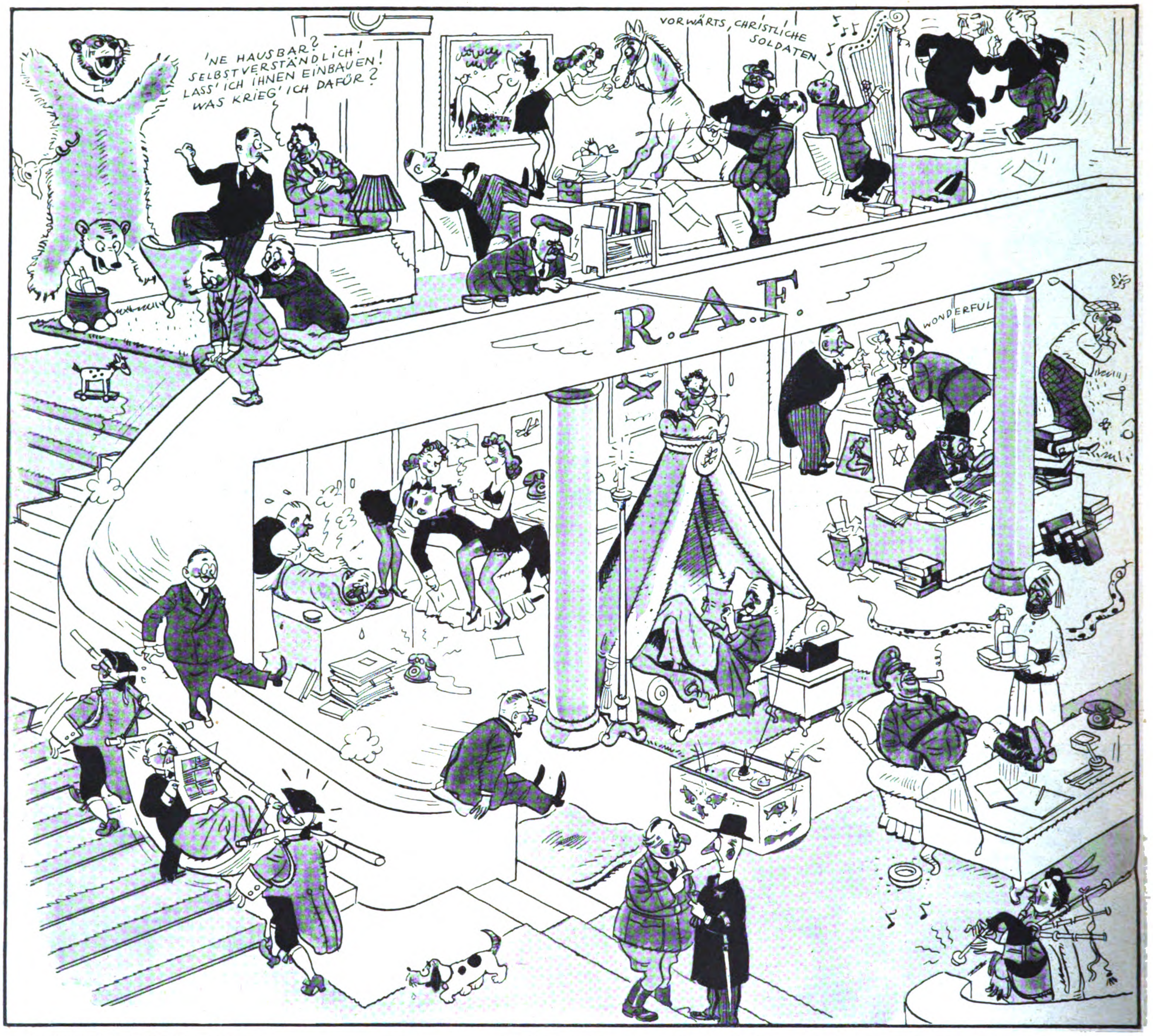
Der Blitzableiter Churchills heißt Margesson und ist seinem Rang nach Kriegsminister. Wenn also irgend etwas schief geht (und was ist in England nicht alles schon schief gegangen!), dann muß Margesson das auf seine Kappe nehmen. Als dieser Kriegsminister in einer vorübergehenden Anwandlung von Ehrlichkeit kürzlich erklärte: „Wenn das mit den Sowjets so weiter bergab geht, dann ist der Tag nicht mehr fern ..." da wurde er von seinem Chef gerüffelt, weil er ein bißchen zu weit gegangen war. Von Margesson stammt ein klassischer Ausspruch aus diesen Tagen: „Auch die britische Armee", so sagte er, „trägt jedenfalls ihr Scherflein zum Siege bei, unter anderm durch die Erntehilfe!" Das war selbst für die ganz sturen Engländer ein starker Tobak, und man erzählt sich schmunzelnd, Stalin habe Churchill auf diese Äußerung seines Kriegsministers hin den halben Sowjetorden, nämlich die Sichel, überreichen lassen, damit die englischen Soldaten es bei der Ernte leichter haben.



Henry L. Stimson.
Aufnahmen: Scherl.



Wieder einmal englische Bomben auf die Schweiz. Aufnahme: Associated Press.
Blick auf die Trümmerstätte des Weilers Buhwil bei Sulgen; zwei Frauen und ein Knabe wurden durch die englischen Bomben getötet.

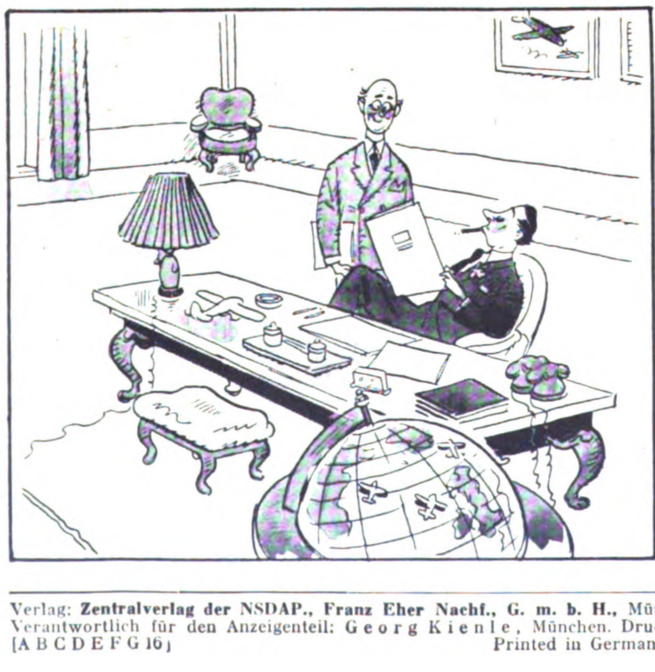


Im britischen Unterhaus war neulich großer Krach. Dem Luftfahrtministerium wurden „schlechte Verwaltung, Nachlässigkeit im Amt sowie verschwenderische Extravaganzen" vorgeworfen. Es wurde erzählt, daß Summen bis zu 20 Millionen Pfund Sterling für wertlose Dinge verschwendet worden seien!

„Ja, unser Prinzip ist es, alle Mitarbeiter so arbeiten zu lassen, wie es ihnen am leichtesten fällt! Unsere großen Erfolge geben dieser Methode recht, mein Herr . . .!!"

Weitermachen!

BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER



„. . . und wozu sollen diese 84 000 Pfund hier sein?"
„Das ist der Betrag für den Ankauf der neuen Spucknäpfe auf Rollen mit Innenbeleuchtung, Sir!!"
„Gut, in Ordnung!"



„Hörnsiemal, Sie arbeiten wohl an den unerledigten Akten, wie?! Sowas gibt's hier aber nicht — unerledigte Akten werden bei uns verbrannt, verstanden?! Dort im Kamin — und ohne viel Fragerei . . .!!"



Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16] Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

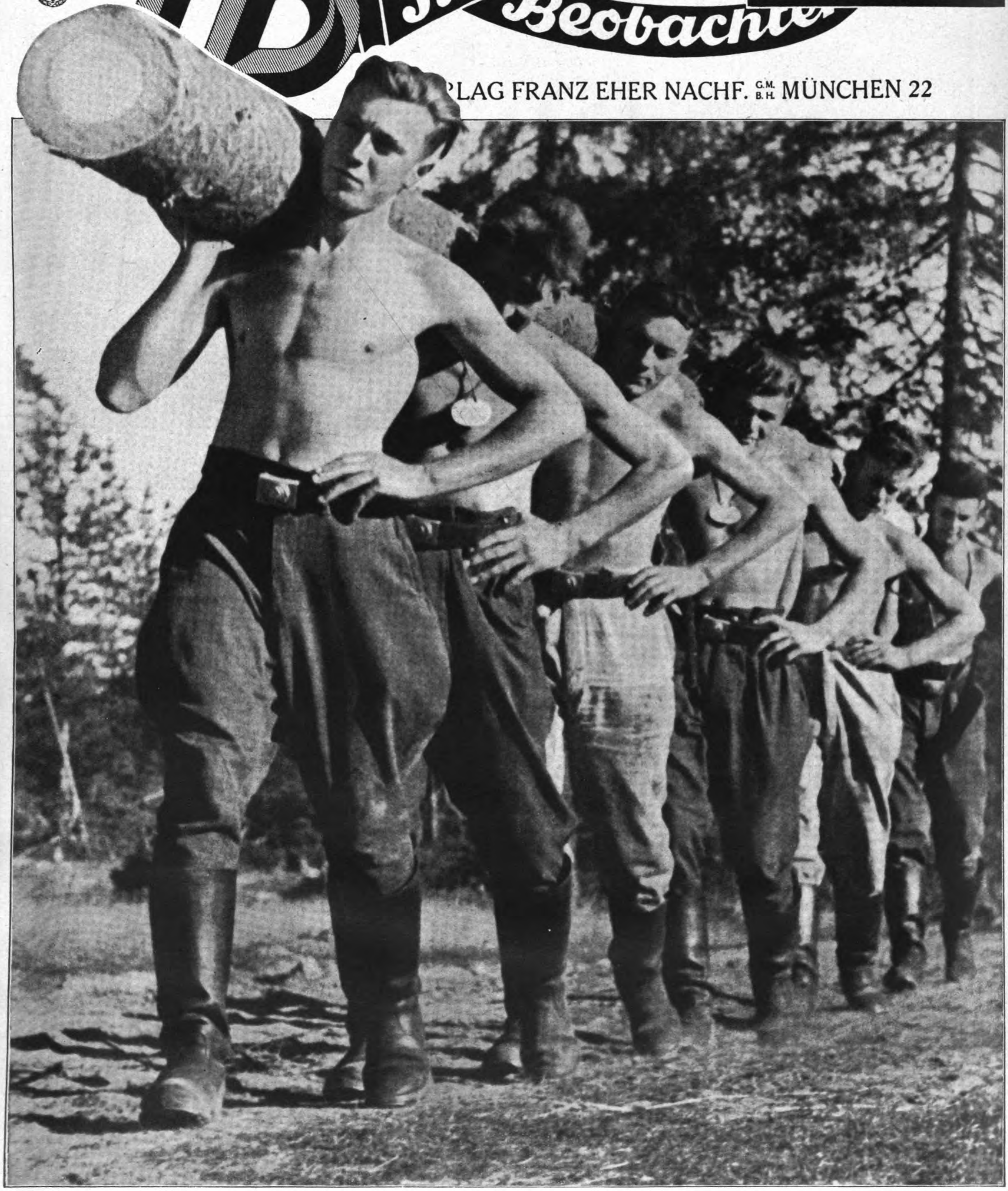
Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.– Esc., Ungarn Pengö –.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 13. NOVEMBER 1941
16. JAHRGANG :·: FOLGE 46

AUS DEM INHALT:
Bomben auf das Tor der Krim und andere aktuelle Bilder von den Kriegsschauplätzen

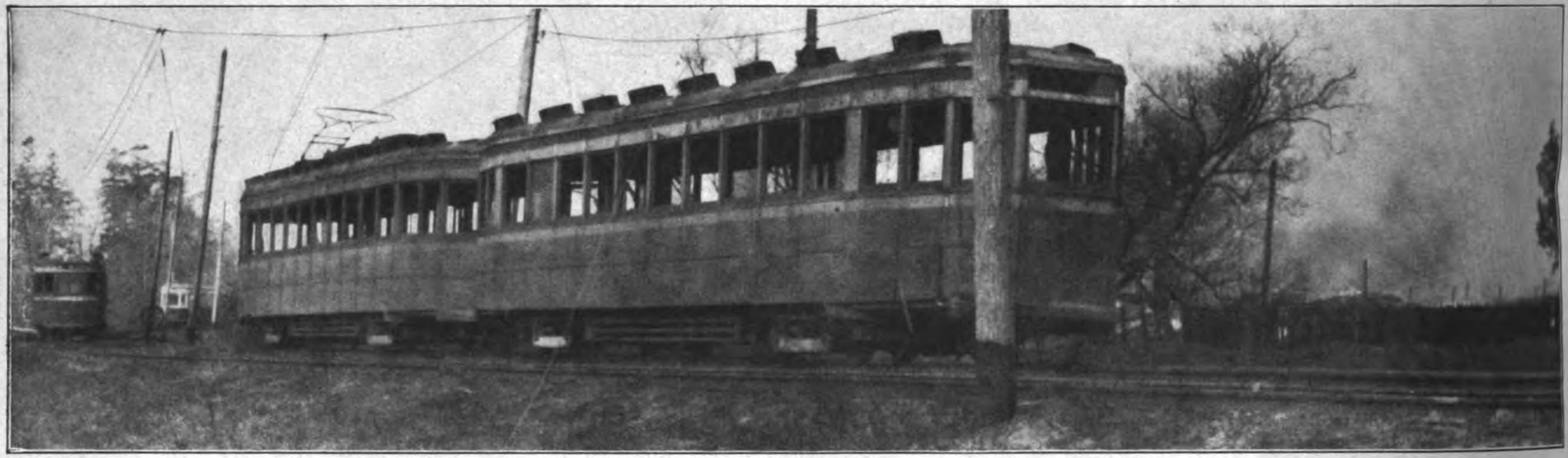
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22



Sie packen überall zu!
Männer des Reichsarbeitsdienstes beim Bau von Fernsprechleitungen im Osten.
Aufn.: RAD.-Kriegsberichter Arnold (Atl.)



Die täglichen Kämpfe an der Front bei Tobruk.
Ein italienischer Spähtrupp ist gegen die britischen Stellungen vorgegangen, hat seine schwierige Aufgabe erfüllt und bringt britische Gefangene ein.



Der Ring um Leningrad wird immer enger.
Diese Straßenbahnen in einem Vorort von Leningrad haben jetzt ihren Verkehr einstellen müssen.

Aufnahmen: Associated Press (2).



Links: „Diplomatengepäck."
Ein Sortiment von Sprengstoffen und Höllenmaschinen, das unsere Soldaten in der britischen Gesandtschaft einer eroberten Stadt fanden.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Schürer (Scherl), Kriegsberichter Erich Bauer (PBZ.).



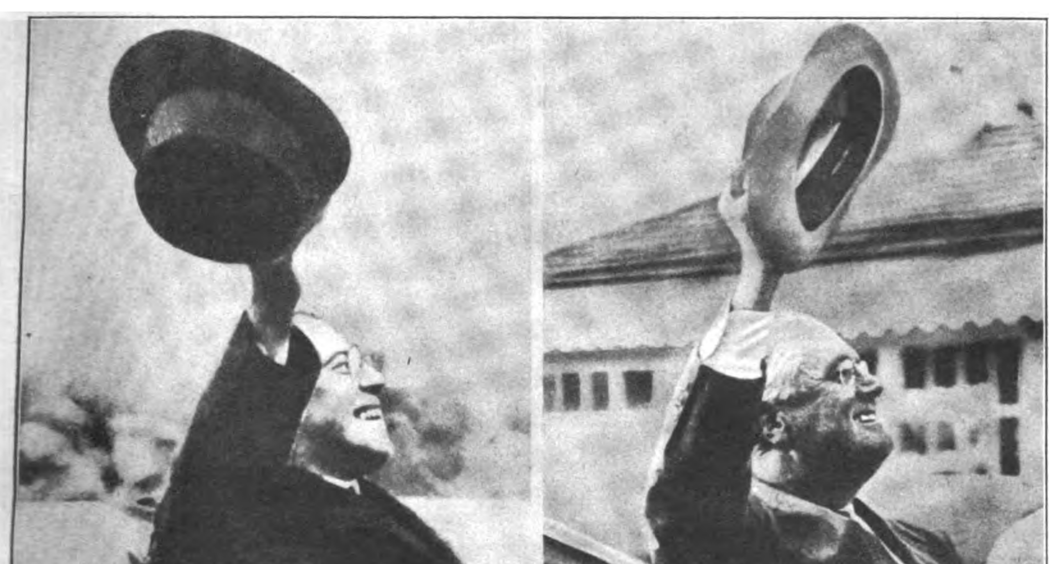
Rechts: Das nennt man Glück haben.
Der Granatsplitter hat den Spaten getroffen und den Mann verschont.





Tartüff Roosevelt und sein südamerikanischer Zuhälter.
Das linke Bild zeigt den Aufreizer Roosevelts für Südamerika, Taborda. Dieser saubere Herr wurde wegen Zuhälterei aus Brasilien ausgewiesen. Er besorgt für Roosevelt die deutschfeindliche Propaganda in Südamerika. Taborda ist der Schwiegersohn des Besitzers der argentinischen Zeitung „Critica", die als erste die von Roosevelt erwähnte gefälschte Karte über eine angebliche Aufteilung Südamerikas veröffentlichte. Diese Zeitung zeigte die Karte so schnell nach der Washingtoner Rede Roosevelts, daß für diese Promptheit nur eine Möglichkeit besteht: der freche Schwindel ist auf Tag und Stunde zwischen Roosevelt und Taborda vorher abgesprochen worden.

HINTER IHNEN LACHT DER JUDE



Ein gelehriger Poseur, der seinen Meister längst überholt hat.
Woodrow Wilson, der Vierzehn-Punkte-Präsident, und sein früherer Staatssekretär, der jetzige Präsident Roosevelt, wie sie sich der Menge zeigen: „Keep smiling" („Immer lustik").

Aufnahmen: Associated Press.



Rechts: Der Geburtstagskuchen für die Jüdinnen.
Roosevelts Frau tut den ersten Schnitt in einen Geburtstagskuchen zur Feier des Gründungstages der internationalen jüdischen Frauen-Hilfsorganisation im jüdischen Weltorden B'nai Brith. Links im Bild: Henry Monsky, der Präsident des Ordens B'nai Brith.

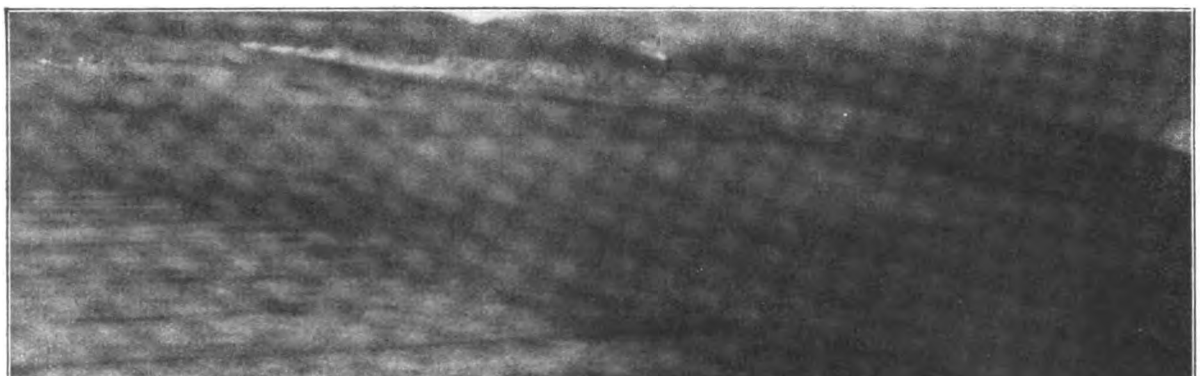




BOMBEN AUF DAS TOR ZUR KRIM

Meldung an den Chef der Luftflotte.
Das Oberkommando der Wehrmacht gab am 29. Oktober bekannt: Infanteriedivisionen haben im Zusammenwirken mit Verbänden der Luftwaffe in hartnäckigen Kämpfen den Zugang zur Halbinsel Krim erzwungen. — Hier erstattet der Gruppenkommandeur nach der Rückkehr vom Feindflug dem Chef der Luftflotte, Generaloberst L ö h r, der auf dem Gefechtsstand eingetroffen ist, Meldung.
Rechts im Bild: Generaloberst Löhr

Auf dem Weg zur Maschine.
Der Funker eines Stukas mit den vollen MG.-Trommeln. Seine Aufgabe ist es, die Maschine rückwärts gegen Jägerangriffe zu sichern und feindliche Stellungen unter Feuer zu nehmen.



Die Stukastaffel startet zum Feindflug.
Jeder Start wirbelt auf dem von der Sonne ausgedörrten Flugfeld riesige Staubwolken hoch.

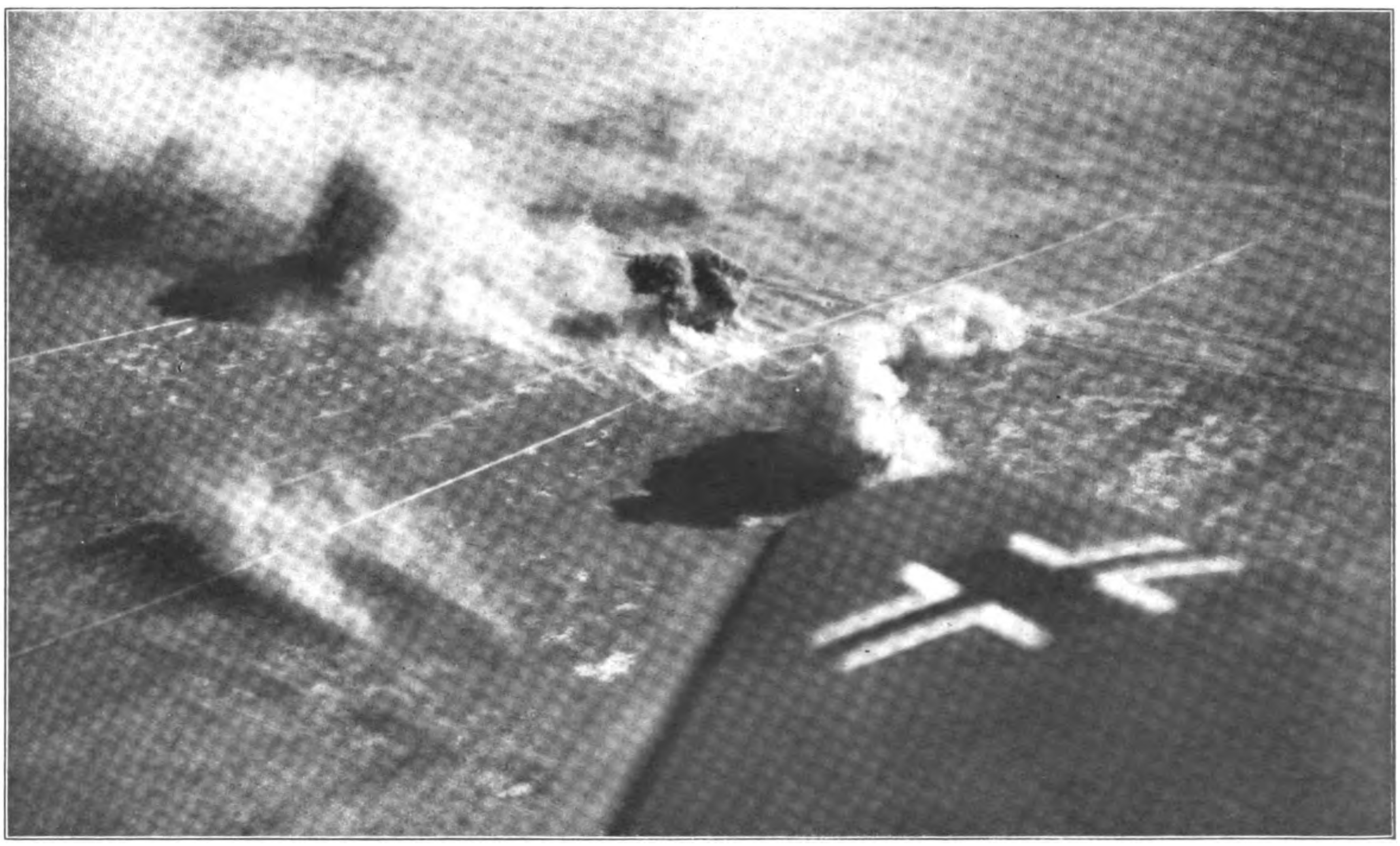


Bombenangriff auf einen Sowjetbahnhof.
Man sieht Volltreffer auf Gebäuden und Lagerschuppen und etwa sechs ausbrennende Eisenbahnwaggons.



Volltreffer eines deutschen Kampfflugzeugs auf kriegswichtige Anlagen auf der Halbinsel Krim.
Die gewaltige Rauchentwicklung der getroffenen Gebäudeanlagen läßt erkennen, daß ein wichtiges militärisches Zentrum des Feindes nach dem anderen unter den wuchtigen Schlägen unserer Luftwaffe in Trümmer sinkt.

Aufn.: Luftwaffe (2), PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Grosse (Atl.) 4.



Das Luftschwert schlägt zu.
Die Stukas haben im Kampfgebiet Geschützstellungen der Sowjets ausgemacht. Haargenau im Ziel sitzen die deutschen Bomben.

Bewährte Offiziere der finnischen Wehrmacht



General V. P. Nenonen
ist Inspekteur der finnischen Artillerie und Mitglied des finnischen Verteidigungsrates. Die Leistungen der finnischen Artillerie sind weltbekannt.



General
A. E. Heinrichs
Nach seiner Teilnahme am Weltkrieg und am finnischen Freiheitskrieg 1918 diente H. im Generalstab, wurde Chef der Kriegshochschule und schließlich Chef des Generalstabes.



Generalleutnant
J. F. Lundqvist
Weltkriegs- und Freiheitskriegsteilnehmer, wurde L. 1932 Chef der finnischen Luftstreitkräfte, die er auf einen hohen Stand der Leistung gebracht hat.



Generalmajor
E. N. Mäkinen
war leitender Ausbilder für Taktik an der finnischen Militärakademie. Während des Winterfeldzuges gegen die Sowjetunion arbeitete er — wie auch heute wieder — im finnischen Generalstab.



Generalmajor
E. R. Lagus
An der Spitze der leichten finnischen Streitkräfte hat L. den starken Widerstand der Sowjets in Ladoga- und Ost-Karelien gebrochen.



Generalmajor
A. E. Martola
hat sich als Stabschef der Heimattruppen durch Energie und klare Entschlossenheit sehr verdient gemacht.



Generalmajor
A. O. Pajari
befehligte — wie auch schon im Winterkrieg — seine Truppen bei den Kämpfen auf der Karelischen Landenge mit Tapferkeit und großem Erfolg.



Generalmajor
A. L. Blick
führte im Winterkrieg den Befehl über einen heiß umkämpften Abschnitt auf der Karelischen Landenge. Auch in diesem Krieg hat er sich dort wieder hoch bewährt.



Die finnischen „Lottas" sind auf dem Posten.
Ratas sind gesichtet. Sofort geht die Meldung durch Fernsprecher an die nächste militärische Dienststelle weiter.



Der Großmufti von Jerusalem ist in Sicherheit.
Nach einer abenteuerlichen Flucht aus Iran ist es dem Großmufti Amin el Husseini gelungen, sich über Albanien nach Italien in Sicherheit zu bringen. Die Engländer hatten eine hohe Belohnung auf den Kopf dieses arabischen Freiheitskämpfers ausgesetzt, und man sagt, der „Wüstenblitz" General Wavell habe es sich zur persönlichen Aufgabe gemacht gehabt, den Großmufti zu fangen. Amin el Husseini ist Präsident des Muselmanischen Exekutivausschusses und wohl die hervorragendste Persönlichkeit des Islams.

PK.-Aufn. Kriegsberichter Max Ehlert-Atl

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

7. Fortsetzung.

Der Schluß des Romans in Folge 45:

Man bewunderte das hübsche Arrangement und fragte eifrig nach dem Grund. Kapitän Erland, der in seiner besten Uniform erschienen war, zuckte geheimnisvoll lächelnd die Schultern, aber Glant glaubte das Rätsel bereits gelöst zu haben.

„Das hatte Stakke angerichtet. Lassen wir uns mal seinen Paß zeigen, wenn er kommt. Wette, daß er heute Geburtstag hat!"

Glant nahm sich den Steward beiseite und bestellte auf seine Kappe noch drei Flaschen von Stakkes Lieblingsgetränk.

Endlich erschien Ferry Stakke. Er trug heute keine Shorts, sondern hatte sich in Gala geworfen. Als man Platz genommen hatte und ihn erwartungsvoll ansah, ließ er den Steward sämtliche Gläser füllen und erhob sich dann mit verbindlichem Lächeln zu einer kleinen Rede.

„Meine Damen und Herren, man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Der Tag ist wunderschön, der Himmel blau und die Hitze erträglich. Wir Kongofahrer hier an Bord der „Kassai" haben in den letzten beiden Tagen unter einer begreiflichen, aber betrüblichen Verstimmung gelitten. Nichts scheint mir geeigneter, derartige Bordgespenster zu vertreiben, als ein fröhliches Fest. So lassen Sie uns denn diesen schönen Tag zu einem Freuden- und Versöhnungsfest gestalten. Und um ihm die richtige Weihe zu geben ..."

„Stoßen wir alle auf den Geburtstag an!" rief Senhor Pinho vorlaut dazwischen.

Glant pochte verweisend auf den Tisch. „Ruhe! Lassen Sie sich nicht aus dem Konzept bringen, Stakke. ‚Weihe zu geben' hatten Sie gesagt."

„Ja, alsdann ... Um diesem Fest seine Weihe zu geben, lade ich mit vollem Bewußtsein den Makel der Indiskretion auf mein ohnehin sündiges Haupt und erlaube mir, Ihnen allen die Verlobung unseres Reisegenossen Jürgen Schenk mit Fräulein Marga Bünger bekanntzugeben!"

Ein Schrei der Überraschung unterbrach ihn. Marga saß blutrot da und starrte den Redner wie gelähmt an. Jürgen Schenk blickte erschrocken und verlegen auf seinen Teller. Dr. Bünger wiegte halb belustigt, halb fragend den Kopf.

„Machen Sie keine Witze, Stakke!" rief Glant in das allgemeine Fragen und Murmeln. „Tatsächlich?"

„Jawohl, Herrschaften, ich habe Eideshelfer!" fuhr Stakke mit erhöhter Stimme fort. „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans Licht der afrikanischen Sonnen! Ein gesegneter Zufall ließ mich Zeuge werden, wie Fräulein Marga ihrem verehrten Vater den schönen Willen kund tat, liebend unseren Freund Schenk glücklich zu machen, und ich vernahm auch, wie unser allverehrter Dr. Bünger väterlich seine Einwilligung zu dem jungen Glück gab. Und darum bitte ich Sie, meine Herrschaften: Das Brautpaar der „Kassai", Marga Bünger und Jürgen Schenk, sie leben — hoch!"

„Nicht böse sein, Fräulein Bünger", sagte Stakke, als er in der allgemeinen lachenden Beglückwünschung um den Tisch gekommen war, um mit den Verlobten anzustoßen. „Ich weiß eh, es ist hundsgemein, Ihr Herzensgeheimnis zu publizieren. Aber schauen Sie sich mal die vergnügte Runde an. So was hat uns gerade in diesen Tagen gefehlt!"

„Es sollte eigentlich vorläufig noch nicht ..." begann Dr. Bünger kopfschüttelnd, aber Marga nahm ihm das Wort aus dem Munde.

„Nein, Vater! Herr Stakke hat recht. Wir brauchen nichts zu verheimlichen. Und wenn dadurch die gute Stimmung wieder hergestellt werden kann, so ist es auch Jürgen und mir recht so!"

Es wurde wirklich ein frohes Fest.

Stakke hatte das Richtige getroffen. Selbst der Administrator taute auf, und als man an diesem Abend wieder festgemacht hatte und an Bord die Lichter aufflammten, wurde auf allgemeinen Wunsch die Feier fortgesetzt und an Deck ein Tänzchen improvisiert.

Dr. Bünger saß in seinem Stuhl und sah zu, während die anderen tanzten. Den ganzen Nachmittag über hatte er den Reisegefährten Rede und Antwort stehen, ihre Glückwünsche über sich ergehen, Bescheid tun müssen. Es war ihm sehr recht, daß er jetzt ein wenig allein blieb.

Mancherlei Gedanken zogen ihm durch den Sinn. Dumme Gedanken. Da tanzte Marga mit

Ferry Stakke, aber ihr Blick glitt eilig zur Seite hinüber, wo Jürgen Schenk Frau Geoffrey herumschwenkte, die es sich nicht hatte nehmen lassen, sich umzuziehen und in großer Abendtoilette zu erscheinen. Und Jürgen Schenk erwiderte mit strahlendem Lächeln den Blick seiner Verlobten.

Ja, die kleine Marga! Wie schnell so was kam! Dr. Bünger hatte das Mädchen, das Zufall oder Vorsehung ihm in den Weg geführt, liebgewonnen. Seine ganzen, unerlöst in ihm ruhenden Vatergefühle hatte er auf Marga übertragen. Und nun kam so ein junger Mensch und machte ihn wieder einsam.

„Wir bleiben zusammen, Vater", hatte Marga vorhin gesagt. „Jürgen will in Afrika bleiben!"

Dr. Bünger lächelte wehmütig, als er an die Worte dachte. Er wußte es besser. Früher oder später würde der junge Schenk zurückkehren in sein Vaterland, und Marga würde ihm folgen. Er aber, Wilhelm Bünger, würde hier bleiben, einsam wie in all den früheren Jahren. Nein, und wenn sie noch so drängten, die jungen Leute, er mochte nicht fort aus seiner Wildnis. Ein bißchen weh tat es, daß Marga so schnell ... Was willst du, alter Quacksalber? Wolltest du dieses junge, hoffnungsvolle Leben an dein Dasein im Urwald fesseln? Wolltest du, daß Marga die schönste Zeit ihres Lebens unter Negern hausen sollte, zusammen mit einem alten, menschenscheu gewordenen Sonderling? Oder war es deine Absicht, diesem lieben jungen Kind die Wege zum Glück zu ebnen, es froh und glücklich zu machen? Das letztere natürlich — beantwortete Dr. Bünger sich selbst die Frage — das letztere. Auf Margas Glück allein kam es an. Und sie hatte klug und richtig gewählt, die kleine Marga.

Jürgen Schenk gefiel dem Alten sehr. Ein gerade gewachsener junger Mensch, wie er sein sollte, gesund, heiter, bescheiden und doch entschlußfreudig und tatkräftig. Es war schon richtig so. Marga und Jürgen Schenk. Jugend, die zu Jugend drängt. Das ist nun mal der Lauf der Welt.

Ferry Stakke hatte Marga dem Senhor Pinho überlassen müssen, der sich nun bemühte, seinen Ruf als vorzüglicher Tänzer zu bewähren. Stakke war unterdessen an Kapitän Erland herangetreten, der gleichfalls im Augenblick keine Tänzerin hatte.

„Unserem Senhor Pinho bitte ich allerhand ab", sagte Stakke befriedigt, mit den Augen den Vorübertanzenden folgend. „Ich hab' schon geschwitzt, der könnte uns den netten Abend verderben in seiner Eifersucht."

„Sie meinen, daß Herr Pinho ...?"

„'s wurmt ihn im Innersten" lachte Stakke. „Mir macht er eh nix vor mit seiner lächelnden Visage, der Hallodri der. Aber alles was recht ist, er beherrscht sich besser, als ich gedacht hatte ... Wär' fatal geworden, wenn einer in unserem Kreis heute abend die gekränkte Leberwurst gespielt hätte."

Erland hörte kaum hin. Er blickte verstohlen hinüber zum Kopfende des jetzt halb leeren Festtisches. Dort saßen Pièrre Glant und seine Frau.

Raymonde hatte den Arm auf die Lehne des Korbsessels gestützt und sprach mit leisem Lächeln auf ihren Mann ein. Ausnahmsweise hörte Glant einmal ruhig zu, ohne seiner Gewohnheit gemäß dazwischenzupoltern. Jetzt hob er ein wenig den Kopf und sah seiner Frau in die Augen. Ein kleines, sehr zufriedenes Lächeln flog um seinen Mund. Dann ... ja, dann streckte er den linken Arm seitwärts aus und Frau Raymonde schmiegte sich vergnügt hinein.

Eine Versöhnung! — stellte Erland mit stillem Ingrimm fest. Das glückliche junge Paar schien ansteckend zu wirken. Verflucht und zugenäht! Konnte das Ehepaar Glant seine Intimitäten nicht anderswo treiben als gerade hier!

Olaf Erland hatte sich Mühe gegeben, heiter zu sein unter den Fröhlichen. Schon um nicht die gute Absicht Stakkes zu stören. Er hatte im Namen seiner Reederei eine offizielle Festrede gehalten und dem Brautpaar als Angebinde eine hübsche Großaufnahme der „Kassai" überreicht. Er hatte mit Pièrre Glant angestoßen und vorhin sogar einmal mit Frau Raymonde getanzt, wie es sich gehörte. Aber es war ein stummer Tanz gewesen, und sie hatten beide verlegen aneinander vorübergeblickt.

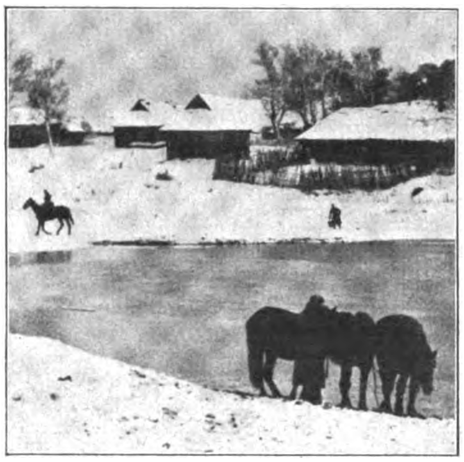
Jetzt, beim Anblick der versöhnten Ehegatten, stieg der ganze Unmut in Olaf Erlands Brust wieder empor. Die Leidenschaft in ihm war etwas abgekühlt, ganz erloschen war sie noch nicht. Frau Raymonde stand zu hoch in seinen Gedanken, als daß er ihr einen Vorwurf hätte machen können. Sie hatte ihn fallen lassen, war mit keinem Wort, keinem Blick auf das Gewesene zurückgekommen — nun gut, das war ihr Recht. Was Raymonde tat, war wohlgetan, wie sehr es auch schmerzen mochte.

Dem alten Glant konnte er gerechterweise noch viel weniger einen Vorwurf machen. Erlands ganzer, mühsam verhaltener Zorn sammelte sich um den Steuermann Jon Johnsen. Ah, wenn er dem heimzahlen könnte, die boshafte, tückische Denunziation! Nun wußte man wenigstens, daß die Be-



Vorwärts trotz Morast und Schnee. Im Schneetreiben geht es über die durch den tagelangen Herbstregen aufgeweichten Landstraßen vorwärts.

Trotzdem vorwärts



Ein Dorfteich an der Vormarschstraße.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Menzendorf-Atl.



Unsere Truppen bleiben dem Feind auf den Fersen.



Tadellose Organisation

Der Generalstabschef: Väterchen, ich stelle dir das Sowjetheer in seiner neuen Winterausrüstung vor.

(Aus Marc Aurelio.)

gegnung vorgestern abend kein Zufall gewesen war! Aufgelauert hatte der alte Whiskybruder ihnen, von vornherein entschlossen, seinem Kapitän einen gemeinen Streich zu spielen! Und das Schlimmste war: Man konnte den Kerl nicht einmal zur Rechenschaft ziehen! Wenn man ihm ans Fell ging, dann war Johnsen imstande, den ganzen Streitfall vor die Reederei zu bringen und die Folgen würden dann verdammt unangenehm werden. Herr Glant würde den Steuermann in Schutz nehmen und bezeugen, daß er nur seine moralische Pflicht getan habe.

Erland selber jedoch — Oh, die Compagnie Maritime du Congo verlangte von ihren Beamten unter allen Umständen ein korrektes Verhalten gegenüber den Fahrgästen. Kam es zutage, daß er, Kapitän Erland, es der Gattin eines angesehenen Fahrgastes gegenüber an Zurückhaltung hatte fehlen lassen, dann war er erledigt. Man würde vielleicht den Steuermann kurzerhand entlassen, aber auch der Kapitän Erland mußte gehen.

Die Ohnmacht, dem alten Johnsen seinen Streich nicht heimzahlen zu können, trieb Erland fast bis zur Raserei. Den ganzen Tag über schon hatte er dunkle Pläne geschmiedet, wie er im Rahmen des Dienstes dem Steuermann das Leben an Bord sauer machen könnte. Viel länger als nötig war er noch gegen Abend auf der Brücke geblieben, förmlich dürstend nach einem Wort Johnsens, das ihm Anlaß zu einem Streit geben könnte. Umsonst.

Jon Johnsen hatte mit keinem Wort an das Vergangene gerührt. Ruhig und schweigsam tat er seinen Dienst und hatte nicht einmal auf die kleinen Schikanen und bissigen Bemerkungen seines Kapitäns reagiert.

Erland mußte sich eingestehen: So leicht war dem alten Johnsen nicht beizukommen, wenn man sich nicht grob ins Unrecht setzen wollte. Der einzige Balsam für die zornwunde Seele war, sich auszumalen, mit welch verächtlicher Gebärde man nach Beendigung der Reise dem Kerl seine Papiere und seine Heuer hinwerfen würde. Das tat Kapitän Erland, und es beruhigte ihn wenigstens so weit, daß er mit liebenswürdigem Lächeln Madame Geoffrey um den nächsten Tanz bitten konnte.

So aufrichtig sich alle an Bord der „Kassai" bemühten, das unerwartete Verlobungsfest zu einer harmonischen, frohen Feier zu gestalten, so sollte Ferry Stakkes löbliche Absicht doch zuschanden werden. Es war gegen elf Uhr abends, als Dr. Bünger, der sich bereits in seine Kabine zurückgezogen hatte, noch einmal an Deck erschien und Kapitän Erland beiseite winkte.

„Es tut mir leid, Kapitän Erland", sagte Dr. Bünger ruhig. „Am liebsten hätte ich mit meiner Mitteilung gewartet bis morgen früh. Aber die anderen Herrschaften brauchen ja nichts zu hören, nicht wahr, und ich halte es für meine Pflicht, Sie sofort zu unterrichten. Um es kurz zu machen: In meiner Kabine ist ein kleiner Einbruch verübt worden."

„Was sagen Sie da?!" Erland warf unwillkürlich einen ängstlichen Blick nach den Tanzenden und dämpfte die Stimme. „Sie scherzen doch hoffentlich, Doktor!"

„Leider nicht. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Herr Erland. Ich habe keine Veranlassung, das unliebsame Vorkommnis auszuposaunen. Wie gesagt, niemand sonst braucht etwas davon zu erfahren. Nur Ihnen, als dem Kapitän, muß ich ..."

„Ja, gewiß ... natürlich. Ich bin Ihnen dankbar dafür, Doktor. Ein — Einbruch, sagen Sie?"

„Ja. Sie können sich selbst überzeugen, wenn Sie das Schloß der Kabinentür betrachten. Jemand hat es mit einem Dietrich oder einem ähnlichen Werkzeug geöffnet. Mein schwarzer Jaro berichtete mir gleich, als ich hinunterkam, daß die Tür offen sei und sich nicht mehr richtig schließen lasse."

„Und — Ihre Wertsachen? Ihr Gepäck?"

„Ich habe gleich alles nachgesehen", sagte Dr. Bünger mit einer beruhigenden Handbewegung. „So weit ich feststellen kann, fehlt nichts. Wahrscheinlich ist der Eindringling rechtzeitig durch irgendein Geräusch verscheucht worden. Aber meine Koffer hat er durchwühlt und ... na ja, zwei Flaschen Whisky, die ich zu Stärkungszwecken in meinem Medizinkoffer aufbewahrte, hat er mitgehen heißen."

„Branntwein! Also ein Schwarzer?"

„Nein", sagte Dr. Bünger ernst. „Das ist eben das Merkwürdige. Sonst hätte ich überhaupt geschwiegen. Aber von den Negern kann's keiner gewesen sein. Mein Jaro hat den ganzen Nachmittag und Abend auf der Treppe gesessen, die das Deck vom Vorschiff trennt und hat dort mit einem Stammesgenossen geplaudert. Keiner der Neger hätte an ihm vorüberkommen können, ohne daß er es bemerkt haben müßte. Und Jaro schwört, daß niemand von den Schwarzen das Vorschiff verlassen hat.

Ich möchte noch hinzufügen: Mein Jaro selbst trinkt keinen Branntwein. Außerdem hat er abergläubische Scheu vor meinen Koffern mit den ‚Zaubereien'. Ich glaube, er würde eher sterben als sie unbefugt berühren."

„Ja, aber wer soll denn ..? Sonst, sagen Sie, ist nichts verschwunden?"

„Nein. Besondere Wertsachen führe ich allerdings auch nicht mit. Mein Scheckbuch und mein Geld trage ich hier in der Rocktasche. Aber einige kleine Schmuckstücke aus Gold befinden sich immerhin in meinen Koffern, und die sind alle noch vorhanden. Meiner Meinung nach muß also der Dieb gestört worden sein, bevor er seine böse Absicht durchführen konnte Denn daß jemand von uns Weißen — ein Schwarzer kommt, wie gesagt, nicht in Frage — in eine Kabine einbricht, nur um ein paar Flaschen Whisky zu stehlen, das ist doch absurd."

„Doch nicht so ganz! Whisky!?"

Kapitän Erland fuhr plötzlich herum und rief laut, um die Musik zu übertönen. „Herr Stakke! Bitte, stellen Sie doch mal das Grammophon ab! Eine interesante ... eine höchst interessante Neuigkeit!"

„Was wollen Sie tun?" sagte Dr. Bünger befremdet. „Wollen Sie wirklich den anderen ...?" Erland war bereits an den Tisch getreten, um den die Fahrgäste neugierig zusammengeströmt waren. Seine Augen funkelten vor Zorn, aber auch in unterdrücktem Triumph!

„Steward! Holen Sie mal den Steuermann her! — Einen Augenblick Geduld, meine verehrten Herrschaften. Dr. Bünger mag Ihnen inzwischen die liebliche Neuigkeit mitteilen."

Rufe der Überraschung und der Empörung wurden laut, als Dr. Bünger widerstrebend dem Wunsch des Kapitäns nachkam und seine Entdeckung berichtete. Er war eben damit zu Ende gekommen, als Jon Johnsen heranschlürfte und kurz salutierte.

„Sie haben gerufen, Käppen?"

„Es ist ein Diebstahl an Bord vorgekommen, Steuermann", sagte Erland unnatürlich ruhig. „Ein gemeiner Diebstahl. Jemand hat die Kabine Dr. Büngers erbrochen und aus einem Koffer zwei Flaschen gestohlen."

„I, da soll doch ...! So'n Schweinekerl!"

„Ganz Ihrer Ansicht, Steuermann", sagte Erland scharf. „Ein Schweinekerl! Wissen Sie etwas über die Sache?"

„Nö, Käppen. War bereits zur Koje gegangen."

„Sie haben seit vier Stunden Freiwache, Steuermann. Wo sind Sie inzwischen gewesen?"

„Ich? In meiner Kabine."

„Allein? Oder war jemand bei Ihnen?"

„Allein natürlich. Ich ..."

Jon Johnsen stutzte plötzlich und seine knochigen, zerfurchten Züge überlief ein fahler Schein. „Hören Sie, Käppen, das sind verdammt merkwürdige Fragen. Wär' Ihnen dankbar, wenn Sie sich 'n bißchen deutlicher ausdrücken wollten."

„Gut, Steuermann. Ich werde deutlich sein. Also in Dr. Büngers Kabine sind zwei Flaschen gestohlen worden. Whisky, Steuermann Johnsen! Es ist festgestellt, daß ein Schwarzer unmöglich in Betracht kommen kann. Ich frage Sie — und alle Herrschaften hier — welchem weißen Mann hier an Bord kann man es zutrauen, daß er — Whisky stiehlt?"

Einen Augenblick schwieg Jon Johnsen, dann hatte er verstanden. Ein unterdrückter Zorneslaut entrang sich ihm. Seine schwere Faust hob sich, zielte mitten in das Gesicht des Kapitäns ... Aber im nächsten Augenblick sank der erhobene Arm wieder herab Stakke und Jürgen Schenk, die hinzugesprungen waren, brauchten nicht einzugreifen.

„Den Gefallen tu ich Ihnen nicht, Käppen", sagte Johnsen, immer noch bleich, aber mit ruhig gebändigter Stimme. „Sie wollen mich ja nur aufhetzen, Sie zu schlagen. Oder ist hier wirklich jemand, der glaubt, daß Jon Johnsen Kabinendiebstähle begeht?"

Die Stimme hatte sich zum Schluß erhoben. Drohend liefen die Augen des Alten durch den Kreis.

„Herr Kapitän", suchte Dr. Bünger ärgerlich zu vermitteln, „wollen wir nicht lieber die Geschichte ruhen lassen?"

„Wär' ja noch schöner", kolkte Katakata-Glant. „So 'n schmieriger Spitzbube darf nicht leer ausgehen! Glubschen Sie mich nicht so an, Johnsen. Von Ihnen red't doch kein Mensch! Ich verbitte mir entschieden, daß Sie mich für dumm halten! Wie? Oder ist das vielleicht nicht 'n saudummer Kerl, der etwa annimmt, der Steuermann würde in eine Kabine einbrechen, um Whisky zu mausen! Ja aber ... gottverdammich! Wer ist denn der Schweinehund unter uns? Ich bin's nicht!"

Kapitän Erland hielt den Steuermann fest im Auge. Haß, glühender Haß stand in seinem Blick. „Ich kenne nur *einen* Menschen hier, der auf Alkohol so erpicht ist, daß er sich selbst vergessen könnte. Kennen Sie den Mann auch, Johnsen?"

Wieder zuckte es in den Fäusten des Alten. Sein Gesicht sah wild verzerrt aus. Ein paarmal stöhnte er auf wie ein gemartertes Tier, dann sagte er heiser:

„Sie halten mich also für 'nen Spitzbuben, Käppen. Ist Ihre Sache. Zeigen Sie mich bei der Polizei an. Oder durchsuchen Sie meine Kabine!"

„Da Sie selbst drauf dringen, dürfte dort nichts zu finden sein. Warum auch? Leere Flaschen kann man ins Wasser werfen."

„Mensch, ich ...!"

Einige der Fahrgäste schrien auf, Erland griff rasch in die Tasche. Aber schon hatte Johnsen sich wieder überwunden. „Ich tu dir nix, min Sohn", versicherte er grob. „Und von mir aus kannst dine eigene Dummheit fressen. Von mir kriegst keine Antwort mehr als — Moas!!"

Damit drehte er sich um und ging ruhig in seine Kabine zurück.

„Das war Deutsch!" rief Jürgen Schenk, unwillkürlich auflachend. „Der Mann ist bestimmt aus Hamburg oder dicht dabei!"

„Nein, er ist gebürtiger Däne", verbesserte Erland ärgerlich. „Aber wir wollen bei der Sache bleiben, meine Herrschaften. Für mich steht es außer Frage, daß nur der Steuermann der Täter sein kann."

Widerspruch erhob sich.

„Nicht so verteufelt fix, Kapitän", polterte Glant. „Warum soll der Steuermann so was tun? Zu 'nem Whisky langt doch wohl seine Heuer. Oder zahlt die Compagnie Maritime ihre Leute so schlecht? Und wenn er wirklich kein Geld hätte, steht doch wohl außer Frage, daß er von uns jederzeit einen Drink bekommen könnte, wenn er Durst hat!"

„Und vergessen Sie nicht", fiel Stakke ein, „der Mann, den Sie des Diebstahls bezichtigten, hat Ihnen erst gestern einen ... sagen wir mal, einen gewichtigen Dienst erwiesen!"

„Ich habe ihn nicht darum gebeten", rief Erland haßerfüllt. „Es handelt sich auch hier nur um den Diebstahl. Einer muß es gewesen sein! Wollen Sie behaupten, daß außer dem als Trinker bekannten Steuermann hier jemand überhaupt in Frage kommt? Etwa ich selbst, wie? Oder Herr Geoffrey? Oder Herr Pinho?"

„Ich werde mich bei der Reederei beschweren!" begehrte der Portugiese auf. „Ich verbitte mir, daß Sie meinen Namen ..."

„Quatsch!" schnitt Glant den Entrüsteten ab. „Von uns mopst natürlich keiner 'ne Pulle Whisky. Aber kann's nicht der Steward gewesen sein? Oder sonst jemand von der Besatzung?"

„Ausgeschlossen, Herr Glant. Ich kenne die Leute alle seit Jahren und lege für jeden meine Hand ins Feuer. Wenn's noch Geld oder sonst ein Wertobjekt gewesen wäre, das einen armen Teufel in Versuchung führen könnte! Aber Whisky!"

„Meine Herren", sagte Dr. Bünger, peinlich berührt. „Wollen wir nicht lieber die ganze Sache auf sich beruhen lassen? Ich hätte dem Herrn Kapitän überhaupt nichts gesagt, wenn ich geahnt hätte, daß er die Sache gleich an die große Glocke hängen würde. Ich bedaure das sehr. Wegen der armseligen Flaschen ..."

Dr. Bünger schüttelte seufzend den Kopf und setzte hinzu: „Weiß der Himmel, ich hätte sie dem Betreffenden gern geschenkt, wenn ich's geahnt hätte. Also lassen wir's doch."

„Nein", sagte Erland hartnäckig. „Es ist meine Pflicht als Kapitän des Schiffes, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich gebe Ihnen allen mein Wort: Ich werde nicht ruhen, bis ich den Dieb der Gerechtigkeit überliefert habe. Sobald wir in Stanleyville ankommen, werde ich Anzeige erstatten und die Verhaftung des Steuermanns Johnsen beantragen. Oder kann jemand einen anderen stichhaltigen Verdacht bezüglich des Täters vorbringen?"

„Das dürfte schwerfallen", meinte Stakke bedächtig.

„Aber wenn Sie auch wirklich recht behalten sollten, Kapitän Erland, wäre es nicht angebracht, in diesem Falle Gnade walten zu lassen? Entlassen Sie den Mann in Stanleyville, aber übergeben Sie ihn nicht als Dieb der Polizei. Der Steuermann hat, das betone ich nochmals, gestern abend als ein braver Bursche gehandelt."

„Erlauben Sie, ich bin nicht Ihrer Ansicht", nahm Administrator Geoffrey das Wort. „Unser verehrter Kapitän hat ganz recht. Solchem Gelichter gegenüber ist keine Nachsicht am Platze. Der Kapitän ist verpflichtet, Anzeige zu machen. Andernfalls würde es meine Pflicht als Beamter sein, dies zu tun. Man könnte, wenn es sich um einen einfachen Diebstahl handelte, auf mildernde Umstände plaidieren. Aber ein Einbruch in eine Kabine, noch dazu ausgeführt von einem Schiffsoffizier ..."

„Nu fängt der an, den Staatsanwalt zu mimen", brummte Glant ärgerlich. „Drehen Sie mal den Wimmerkasten an, Stakke! Das Fest geht weiter!"

Die Musikkonservendose schnurrte und schrie auf. Aber niemand hatte Lust, noch zu tanzen.

Die Damen zogen sich in ihre Kabinen zurück.

Die Herren setzten sich mißmutig zu ihren Getränken, bemühten sich, auf ein anderes Thema zu kommen und kehrten doch immer wieder auf den sonderbaren Diebstahl zurück.

Das Verlobungsfest Margas und Jürgen Schenkes schloß mit einem schrillen Mißklang.

V.

Am nächsten Morgen herrschte schwüle, gedrückte Stimmung an Bord der „Kassai".

Auf der Brücke stand Jon Johnsen mit verbissenem, finsterem Gesicht



Männer offenbaren sich beim Rasieren

und zeigen sich in ihren kleinen Schwächen vor dem Rasierspiegel. Es ist noch nichts erfunden worden, um die tägliche Rasur zu einem solchen Genuß zu machen, daß man sich aus reiner Freude rasiert. Rasieren ist und bleibt eine Pflicht, deren Erfüllung man sich aber so bequem wie möglich machen sollte. Eine wesentliche Erleichterung bietet der

PERI-VIERTAKT der Rasur:

1. **PERI**-*Rasier-Creme, weil sie so wunderbar schäumt und den Bart schnell und gründlich bis zur Wurzel erweicht.*
2. **PERI**-*Rasier-Klinge, weil sie extra dünn und extra scharf ist*
3. **PERI**-*Balsam, weil er nach dem Rasieren die Gesichtshaut vor Rötungen und Entzündungen bewahrt*
4. **PERI**-*Hamamelis-Creme, weil sie der Gesichtshaut Geschmeidigkeit und Elastizität verleiht.*

Einige PERI-Erzeugnisse können heute nicht mehr in jeder gewünschten Menge hergestellt werden. Bleiben Sie trotzdem Perianer – und halten Sie einer alten Freundschaft die Treue.

DR • KORTHAUS FRANKFURT A • M

Viert. 1/41





Umfang 108 cm
Durchm. 34 cm



Die Welt in der Wohnstube

Der schönste Zimmerschmuck

Fast jeden Morgen und Abend lesen Sie Ihre Zeitung und ziehen dadurch in Ihre trauliche Wohnstube die große Welt. **Deutschland kämpft um seine Existenz!** — Sein Gegner ist **England!** — Kennen Sie die Ausdehnung des politischen Dreiecks **Berlin-Rom-Tokio? Wissen Sie, wie groß Rußland ist?** In Ihre Wohnstube gehört der Columbus-Globus, er ist die Welt im kleinen. Er zeigt Ihnen das Antlitz der Erde, ihre Kontinente und Ozeane. Die Kolonien tragen die Farben der Mutterländer, so daß die Machtbereiche der Großstaaten gut zu erkennen sind.

Neues Modell 1941

Günstiges Angebot für alle Leser

Wir liefern diesen **Columbus-Erdglobus, d. soeb. neu revidiert,** mit **Buchbeigabe und Kompaß** zum Preise von 36.— RM.

Ohne Preiserhöhung gegen Monatsraten von nur **3.60 RM**

1. Rate a. 1.12.41

Nach Kriegsende wird der Globus auf Wunsch geg. Unkostenbetrag v. RM. 6.- mit den neuen Grenzen versehen.

Columbus-Erdglobus

mit Buchbeigabe

Beschreibung: Das neue Modell des Columbus-Erdglobus zeigt die letzten Grenzveränderungen (auch Ostraum) sowie Forschungsergebnisse. Der Meridian ist **graviert und hochfein poliert.** Der Fuß niedrig, für den Schreibtisch, zeigt eine moderne Form, in den Fuß ist ein mit Facette versehener Kompaß eingelassen. Die beklebte Kugel wird mit einem besonderen, wasserhellen, spiegelblanken Hartlack überzogen und ist abwaschbar. ✱ Das Erdbild wird in **über 22 verschiedenen Farbabstufungen wiedergegeben,** in Rand und Flächenkolorit. Der Globus zeigt neben den politischen und geographischen Verhältnissen **die wichtigsten Daten der Rohstoffwirtschaft der Erde.**

Die Buchbeigabe

„Wir und die Erde" von **Dr. Hans Nevermann.**
170 Seiten, oktav, flexibel geb. Schutzumschl.

Unsere Garantie: Der Globus wird auf Wunsch gegen Unkostenerstattung **RM. 6.-** nach Friedensschluß mit den neuen Grenzen versehen.

DREI-KEGEL-VERLAG
DR. PETER OESTERGAARD K.G.
Abtlg. Versandbuchhandlung
Berlin-Lichterfelde
Karwendelstr. 35
Postscheck-Konto: Berlin 154 096

Bestellschein

Unterzeichneter bestellt bei dem **Drei-Kegel-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Karwendelstr. 35,** unt. Bezugn. „Jllustriert. Beobachter" .... Exp. **Columbus-Erdglobus Modell 1941.** Preis RM. 36 -. Wirtschaftspolitische Ausgabe. Nebst Buchbeig. Mit Kompaß. — gegen bar - gegen Monatszahlung v. RM. 3.60 - Der ganze Betrag die 1. Rate — folgt gleichz. ist nachzunehm. Erfüllungsort für beide Teile Berlin-Lichterfelde. Postscheckkonto Berlin 154 096. Eigentumsvorbehalt bis zur völligen Bezahlung wird anerkannt.

Nichtgewünschtes streichen.

Ort u. Dat. ....

Name u. Stand ....

Adr. ....

Kapitän Erland kam nur ab und zu auf die Brücke, gab kurze Befehle und sah kalt an seinem Steuermann vorbei.

Die Fahrgäste, die sich am Frühstückstisch versammelten, erörterten noch einmal mißmutig den Diebstahl und den Verdacht des Kapitäns.

„Dumme Geschichte", faßte Glant noch einmal seine Eindrücke zusammen. „Wenn da nicht bald Klarheit geschaffen wird, können wir auf dieser Reise noch was erleben. Die Luft ist wie geladen. Man könnte meinen, die ‚Kassai' habe Dynamit an Bord. Übrigens, wo steckt denn unser junger Bräutigam? Hat ihn die Verlobung so arg mitgenommen, daß er noch nicht aufgewacht ist, he?"

Dr. Bünger, an den die Frage gerichtet war, schaute von seinem Morgenkaffee auf. „Schenk ist krank, Marga ist unten bei ihm geblieben, bis ich selbst wiederkomme."

„Fieber? Na ja, an unser Kongoklima muß man sich erst gewöhnen. Warum machen Sie denn so 'n belämmertes Gesicht, Doktor?"

„Weil mir der Zustand des jungen Schenk nicht gefallen will, Herr Glant. Seine Fieberkurve ist seit heute früh stark emporgeschnellt, und auch sonst ... Nun, wir werden ihn schon wieder auf die Beine kriegen. Ich will jetzt gleich noch mal nachsehen."

Dr. Bünger beendete rasch sein Frühstück und verschwand.

Von den übrigen machte sich zunächst niemand sonderliche Gedanken über die Krankheit Jürgen Schenks. Der war ja bei Dr. Bünger in den besten Händen, und daß ein Neuling unter diesem Himmel das Fieber bekam, war alltäglich und natürlich. Eine Stunde später aber schlich ein sonderbares, unheimliches Gerücht durch die „Kassai".

Niemand wußte, wie es aufgekommen war. Niemand ahnte, worauf es sich gründete. Aber es war da.

Es kroch unsichtbar, ungreifbar über die Decke, drang durch die Ritzen der Kabinentüren, schlich gespensterhaft in Mannschaftslogis und Kombüse und träufelte dort sein Gift in erschrocken auflauschende Ohren.

Die Mannschaft, die an Deck ihren Dienst tat, hatte auf einmal verängstigte Gesichter.

Selbst der alte Obersteward vermochte nur mit Mühe seine würdige, gleichmütige Haltung zu bewahren. An die Fahrgäste war das Gerücht noch nicht herangekrochen, aber jedermann fühlte: Es war etwas Unheimliches an Bord.

Unwillkürlich flogen die Blicke hinauf zur Brücke. Nein, dort oben schien alles in Ordnung zu sein. John Johnsen stand an seinem gewohnten Platz, und Kapitän Erland ging langsam, schweigsam auf und ab. Zwischen den beiden war anscheinend seit gestern abend nichts weiteres vorgefallen.

Schließlich nahm Glant sich den Obersteward beiseite und fragte ihn geradezu, was eigentlich los sei. Der Mann versuchte zu lächeln und abzuwehren. Gar nichts sei los, wenigstens nichts von Bedeutung. Monsieur müsse sich irren. Aber ein verzerrtes Lächeln strafte ihn Lügen, und endlich, als Glant ihm scharf zusetzte, rückte er mit der Wahrheit heraus.

Zwei Minuten später stand Pierre Glant neben Dr. Bünger, der eben aus der Kabine gekommen war und an der Reeling rasch eine Zigarette rauchte.

„Ganz im Vertrauen, Doktor", sagte Glant halblaut. „Was ist das mit dem Schenk?"

Dr. Bünger nahm die Zigarette aus dem Mund.

„Ja, ich weiß noch nicht recht. Der Verlauf der Krankheit gibt mir Rätsel auf. Das Fieber ist auf Vierzig geklettert und ... nun ja, das Aussehen des Patienten beunruhigt mich einigermaßen."

Glant sah ihn scharf an. „Hören Sie Doktor, ich bin kein Waschweib. Ist es wahr?"

„Was soll wahr sein, Herr Glant?"

„Daß Schenk — das Gelbe Fieber hat?"

Dr. Bünger fuhr auf. Seine Stirnhaut zog sich unwillig zusammen. „Was ist das für ein Geschwätz? Wie kommen Sie darauf, Herr Glant?"

„Fragen Sie lieber, wie die anderen darauf kommen. Fragen Sie mal unseren tüchtigen Steward. Seit ein paar Stunden schon läuft hier an Bord das verdammte Gerücht herum Schenk läge am Gelben Fieber darnieder."

„Dr. Bünger schüttelte den Kopf.

„Sonderbar" sagte er. „Ich will Ihnen offen gestehen, lieber Glant, als ich Schenk heute morgen sah, hatte ich selber einen ähnlichen Verdacht. Aber ich begreife nicht, wieso das Gerücht aufkommen konnte. Ich selber habe natürlich zu niemand davon gesprochen. Nicht einmal Marga habe ich etwas gesagt."

„Hm. Es stimmt also."

„Nein, eben nicht! Sie können sich denken, daß ich den Patienten daraufhin eingehend untersucht habe. Auch ein paar Experimente hab' ich angestellt. Vom Gelben Fieber kann keine Rede sein."

„Gott sei Dank. Mir wurde 'n bißchen mulmig zu Mute, als ich vorhin vom Steward die Sache hörte. Sie sind sicher, Doktor, daß das Gerücht falsch ist?"

„Ganz sicher. Aber ich bitte Sie sehr, Glant, reden Sie den Leuten das törichte Gerücht aus. Das Gelbe Fieber! Sie wissen, was so etwas zu bedeuten hat!"

„Und ob ich das weiß! Keine Sorge, Doktor, ich werde dem Steward meine Meinung sagen und es ihm austreiben, derartig gefährliche Gerüchte weiterzutragen."

Glant nahm die Angelegenheit sofort mit gewohnter Energie in die Hand. Er stellte den Steward noch einmal und machte ihm unter vier Augen gründlich Vorwürfe. Dann forderte er ihn eindringlich auf, dem dummen Gerücht unter der Mannschaft entgegenzutreten. Im Kreise der Reisegenossen erwähnte er nur beruhigend, daß der junge Schenk starkes Fieber habe, aber Dr. Bünger halte den Zustand des Kranken für ungefährlich.

Ein paar Stunden lang verkroch sich das Gerücht. Aber um die Mittagszeit schlich es abermals durch alle Räume der „Kassai".

Es wisperte und flüsterte in den Winkeln.

Es stand in den angstverzerrten Gesichtern der Mannschaft.

Es fand sogar den Weg hinunter zum Vorschiff und verbreitete Entsetzen und Schrecken unter den dort zusammengepferchten Schwarzen.

Und auf einmal stand es grinsend mitten unter den Fahrgästen auf dem Achterdeck.

Als Dr. Bünger von seinem Krankendienst kam, um das Mittagessen einzunehmen, fand er verstörte, aufgeregte Gesichter. Eine Flut banger Fragen schwoll ihm entgegen.

„Es ist barer Unsinn", sagte Dr. Bünger ärgerlich, die überstürzten Fragen der Reisegefährten abwehrend. „Man sollte den Kerl in Eisen legen, der dieses Gerücht aufgebracht hat."

„Aber es muß doch etwas dran sein", erhitzte sich der Administrator Geoffrey. „Es ist Ihre Pflicht, Doktor, uns die Wahrheit zu sagen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Vogel mit nur einem Bein

Von Stry zu Eulenburg

Es sei vorweggenommen: Einen Vogel, dem nur ein einziges Bein wächst, wird man wohl in der ganzen Tierwelt vergeblich suchen. Trotzdem bleibt es nicht ausgeschlossen, daß ein Vogel durch einen Unfall (es gibt auch in der Tierwelt Unfälle) eines seiner beiden Beine einbüßt; und somit wäre dann der, von dem die Rede ist, Wirklichkeit. Freilich eine sehr schmale Wirklichkeit, denn es stünde weiterhin die Frage auf, ob ein Vogel mit nur einem Bein in der Lage wäre, sich zu ernähren, gegen seine Feinde zu schützen, und daraus, inwieweit ein solcher Vogel überhaupt lebensfähig ist? Doch nicht um dies soll es gehen; begnügen wir uns damit, und wäre es nur für Minuten seines Lebens, in Gedanken jenen seines zweiten Beines beraubten Vogel vor uns zu sehen. Folgen wir ihm in seinem Flug und versuchen wir dann, uns vorzustellen, auf welche Weise, mit welchen Bewegungen es diesem Vogel gelingen könnte, auf die Erde niederzugehen, ohne Schaden zu nehmen. Vielleicht glückt es Ihrer Phantasie, sich ein Bild auszumalen, das Sie zufriedenstellt; ich selbst bemühe mich sogar jetzt noch vergeblich darum, und deshalb will ich auch gleich weitererzählen von einem anderen Vogel . . .

Dieser andere Vogel — ich berufe mich damit nur auf ein Sinnbild, das allgemein gebräuchlich ist — war ein Flugzeug, eine der neuesten, äußerst schnellen, in ihrer Form sehr schnittigen und im Innern mit allem Komfort ausgestatteten Verkehrsmaschinen, die den regelmäßigen Passagierflugdienst zwischen den Städten M. und B. auszuführen hatten. Es war gerade mittags 1 Uhr, ein ausnehmend sonniger und fast windstiller Tag mit nicht einer einzigen Wolke unter und über dem Flugzeug, und es war den Fluggästen soeben verkündet worden, daß die Landung in dem Zielflughafen B. in knapp sechs Minuten erfolgen würde. Noch befand sich das Flugzeug in großer Höhe über einer fast endlosen weiten Fläche grünen Landes, aber wie allmählich aus diesem umfassenderen Bild in klarer Abgrenzung voneinander helle Wiesen, dunkler getönte Felder, ein baumbestandener Hügel und silberblinkende Wasserläufe hervorwuchsen, war dies auch für die Beschauer hinter den Fenstern der Kabine das Zeichen für ein stetiges Näherrücken der Erde. Insgesamt neun Fluggäste befanden sich in der Kabine, jeder von ihnen hatte seine eigene, bestimmte Art, in der sich sein Wissen vom Kommenden kundtat, und doch war ihnen allen gerade darinnen eines gemeinsam: Eine gewisse Unruhe der Erwartung, die sich noch steigerte, als nun bereits die riesige Stadt in ihrer verwirrenden Unzahl gradliniger, neben- und ineinanderfließender Häuserzeilen auftauchte, und die ihren Höhepunkt erreichte — die Passagiere hielten schon ihr geringes Gepäck in der Hand, waren bereit, sich jeden Augenblick von ihren Plätzen zu erheben — als das weite Flugfeld mit den flachen Dächern seiner großen Hallen sichtbar wurde.

Und dann geschah dies: Das Flugzeug landete nicht. Behielt seine Höhe bei, zog zuerst eine enge, dann eine weitere Schleife, stieg darauf sogar wieder höher, um schließlich in einer stetig gleichbleibenden, geringen Geschwindigkeit über dem Flugfeld zu kreisen, so, wie ein Raubvogel, der auf der Erde ein Opfer erspäht hat, es lange Zeit unermüdlich und lauernd umfliegt, bevor er überraschend jäh darauf niederstößt. Die Fluggäste, zuerst noch unwissend neugierig, dann ratlos, versuchten zunächst mit Scherzesworten über das Ungewisse ihrer Lage hinwegzukommen, als aber dann der Steward auf ihre Fragen nach dem Grund ihres stetigen Kreisens über dem Ziel keine befriedigende Antwort geben konnte, wurden sehr bald schon Stimmen der Unzufriedenheit, des Unwillens und sogar der Angst laut. Vollkommen unverständlich aber blieb es den Fluggästen, warum der Steward, nachdem er in der Führerkabine gewesen war, ohne jede ergangene Aufforderung von seiten der Gäste plötzlich für alle Sekt zu servieren begann.

Gerade zu diesem Zeitpunkt aber wurde in der Führerkabine der Entschluß gefaßt, von dessen glücklicher Ausführung allein das Leben aller Insassen des Flugzeuges abhing Schon seit 15 Minuten bemühte sich nun der Bordmonteur ohne Erfolg, das zweite Rad des Flugzeuges aus seiner Verklemmung zu lösen, in die es geraten war, als das einziehbare Fahrgestell zur Landung wieder freigemacht werden sollte. Der Funker, der in Verbindung mit dem Flugplatz stand, meldete den Rat, den man der Besatzung als einzige mögliche Hilfe geben konnte: Immer wieder zu versuchen, das zweite Rad freizubekommen. „Aussichtslos!" stellte der Monteur finster fest. „Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als so zu landen!", sagte Holm, der Pilot, gefaßt. „Auf nur einem Rad?" klang ungläubig erschrocken die Frage auf.

Holm nickte stumm. Und ohne auch nur einen einzigen Augenblick zu zögern, machte er sich daran, das einmal beschlossene Schwere durchzuführen. Das Flugzeug schraubte sich immer tiefer, schwebte nur noch wenige Meter über der Erde, und dann kam die entscheidende Sekunde: Nicht ein einziger Zug in Holms Gesicht verriet Unruhe. Gelassen und mit sicherer Entschlossenheit führte der Pilot das Steuer, wissend, daß in diesem Augenblick das Leben vieler Menschen noch viel enger mit jeder seiner geringsten Handbewegungen verknüpft war als jemals zuvor, und daß er gerade deshalb ohne jede leiseste Erregung handeln mußte. Und nur so konnte dann dieses Wagnis gelingen, das wohl niemals versucht worden wäre, wenn nicht die harte Wirklichkeit dazu gezwungen hätte.

Das Flugzeug setzte auf einem Rad auf, rollte auf einem Rad weiter, und erst als es beinahe schon zum Stillstand gekommen war, verlor es sein Gleichgewicht und berührte, ohne dadurch großen Schaden zu nehmen, mit einem Tragflächenende die Erde. Sogleich kamen die am Flugplatz Anwesenden herbeigestürmt und beglückwünschten aufatmend den Piloten zu seiner meisterhaft durchgeführten, äußerst ungewöhnlichen Landung. Und auch die Fluggäste, als sie einmal aus der Kabine waren und erkannten, in welch gefahrvoller Lage sie geschwebt hatten, überschütteten Holm förmlich mit Dankes- und Lobesworten für seine bewundernswerte Leistung. Und in der Tat — niemand zwar sprach es aus — hatte der Pilot in diesem Falle etwas vollbracht, was festgehalten zu werden verdient im Hinblick auf einen ewig alten Wunschtraum der Menschheit: Fliegen zu können! — Ist diese Sehnsucht heute schon erfüllt? Oder wird das Ziel erst erreicht sein, wenn wir uns so leicht und so frei, ohne fremde Hilfe so einfach wie die Vögel erheben und in der Luft uns bewegen können?

In diesem Augenblick sei es erlaubt, noch einmal an jenen Vogel mit nur einem Bein zu erinnern — hat der Mensch, jener Pilot, der nur auf einem Rad landete, nicht bewiesen, daß er auf seine Art fliegen kann? Wirklich — fliegen kann!

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.

So fiel Kiew

Von Kriegsberichter Herbert Rauchhaupt

Der Schluß in Folge 45:

Zur Mittagsstunde des 18. September ergießt sich der Granathagel über Myschelowka genau wie zwei Tage zuvor über Pirogowo. Kein Dorf rings um Kiew, auch westlich und nördlich und auf dem östlichen Dnjeprufer, ist davor verschont geblieben, überall Trichter, Trümmer und Ruinen — weil es der Bolschewist nicht anders gewollt hat.

4. Fortsetzung und Schluß.

Die Infanterie tritt an, während die Einschläge deutscher Granaten die feindlichen Waffen niederhalten. Schon sind die ersten Schützen durch das Drahthindernis wenige Meter vor den bolschewistischen Stellungen. Wieder Nahkampf, wieder Handgranaten in die Scharten, wieder Deckung nehmen vor feindlichen Splittern. Fast geschieht das alles schon ohne Überlegung, ist mechanische Gewohnheit geworden. Garben unserer schweren Maschinengewehre werfen flüchtende Sowjetsoldaten zu Boden, Gefangene über Gefangene werden aus den Schartenständen hervorgeholt, alle bleich und verstört, das Grauen in den Gesichtern.

Das letzte Dorf vor Kiew ist in deutscher Hand. Auf der Höhe sehen wir die Lysa Gora vor uns, eine befestigte Höhe südlich der Stadt, und dahinter erhebt sich der Turm auf der Zitadelle, größer und schöner als je zuvor, in greifbare Nähe gerückt. Sehnsüchtig schweifen die Blicke der Soldaten hinüber, bis ihre Aufmerksamkeit auf ein Surren in der Luft hinter ihrem Rücken gelenkt wird. Die Augen gehen zum Himmel, dann fliegt es von Mund zu Mund: „Stukas". Einige Jäger umkreisen die Ketten der Bomber, geschickt weichen die Maschinen dem Flakfeuer von dem jenseitigen Dnjeprufer aus. Jetzt sind sie über uns, wir zählen — 27 Stück! Die erste Maschine löst sich aus dem Verband, setzt zum Sturzflug an, heult herunter, die Bomben, jede einzelne zu erkennen, fallen, immer rasender wird ihre Geschwindigkeit — da zerkrachen sie auch schon mitten auf der Lysa Gora. Eine Maschine nach der anderen schleudert ihre verderbenbringende Last zu Boden. Zwergenhaft wirken die Einschläge schwerster Artillerie, die kurz zuvor noch auf dem Bergmassiv lagen, gegenüber diesen Riesenfontänen von Staub und Qualm, die drüben emporspritzen. Zeitig schon bricht der Herbstabend herein, ein riesiger Feuerschein von der in Brand geworfenen Bahnanlage hinter der Lysa Gora umrahmt den Berg.

Das zweite Bataillon, das zu Mittag noch mit sieben Offizieren angetreten war, hat jetzt noch fünf. Der Kommandeur wurde gleich zu Angriffsbeginn verwundet, ein Leutnant der MG.-Kompanie fiel am oberen Dorfrand, zwei Tage nach seiner Beförderung. Jetzt führt ein Leutnant das Bataillon.

Infanterie besetzt die Zitadelle.

In der Frühe des 19. September umgeht das Regiment westlich die Lysa Gora, nähert sich der Bahnlinie im Tal. Noch einmal stemmt sich der Widerstand der Sowjets entgegen, den das zweite Bataillon nach kurzem, hartem Kampf bricht. Der Adjutant bleibt verwundet zurück, mit vier Offizieren geht es die steile Höhe zur ersten Vorstadt hinauf. Der Feind leistet nicht mehr die Gegenwehr, wie sie die Soldaten von den vergangenen Wochen her gewöhnt sind. Unter dem Druck des Ringes, den die Armee des Generalfeldmarschalls von Reichenau von allen Seiten um die Festung Kiew gezogen hat, haben sich die Bolschewisten im Dunkel der Nacht über die Brücken auf das Ostufer des Dnjepr zurückgezogen. Drüben suchen sie die Rettung, denn sie wissen vermutlich nicht, daß sie in den großen Kessel ostwärts Kiew, in dem schon die große Vernichtungsschlacht ihren Anfang nimmt, hineingelaufen sind — ins eigene Verderben . . .

In endlosen Reihen schiebt sich jetzt das Regiment an die Südvorstadt heran, Kompanie hinter Kompanie. Auch auf den anderen Straßen links und rechts marschiert die Infanterie sternförmig in Richtung auf die Zitadelle. Hart und dröhnend bricht sich an den Häuserreihen der sogenannten Militärvorstadt der schwere Marschtritt der deutschen Soldaten. Menschenleer sind die Straßen, nur vereinzelt schauen verängstigte Frauen aus den Fenstern. Aber dann werden es mehr und mehr, aus den Seitenstraßen quillt es hin zu der einmarschierenden Infanterie, staunend zunächst betrachten sie die Truppen, die so lange Zeit hindurch vor den Toren ihrer Stadt gelegen haben.

Immer näher ist auf dem Marsch durch die Vorstadt der Turm des tausendjährigen Lawraklosters auf der Zitadelle herangerückt. Die vorderste Kompanie zweigt rechts ab, in weitem Bogen geht es noch einmal leicht bergan. Endlich sind wir oben auf dem Plateau. Es ist 11 Uhr 10 Minuten, als das Infanterieregiment, an der Spitze der Divisionskommandeur Generalleutnant Sixt von Armin und der Regimentskommandeur Pour-le-mérite-Träger Oberst Runge, den Hof der Zitadelle betreten. Majestätisch reckt sich vor uns der Turm des Lawraklosters empor, derselbe Turm, den wir fast zehn Wochen hindurch so greifbar nahe und doch so unerreichbar fern vor Augen gehabt haben — ein erhebender Augenblick, unvergeßlich all denen, die ihn erleben.

Während Sicherungen zum steil abfallenden Dnjeprtal und in den Straßen ausgestellt werden, strömen die Menschen scharenweise zum Lawrakloster. Die Spitze einer von Nordwesten in Kiew eingedrungenen Divison trifft wenige Minuten später auf der Zitadelle ein. Voller Andacht schauen Tausende deutscher Soldaten und zahllose vom Druck der letzten Wochen befreite Ukrainer an dem stolzen Turm empor, auf dem jetzt die Reichskriegsflagge gehißt wird. Von den Strahlen der Sonne beschienen, flattert das rote Tuch weithin leuchtend im Herbstwind. Dann erklingt auch die Glocke des Lawraklosters, tief und feierlich, läutet zum erstenmal nach zwei Jahrzehnten auf der Zitadelle des eroberten Kiew. Die Klänge der Glocke pflanzen sich fort, ertönen in allen Stadtteilen und tief unten im Dnjeprtal, dringen auch hinaus über die Tore der Stadt und melden auch jenen Kameraden, die heute die schwarze ukrainische Erde deckt, den heiß erkämpften Sieg. Mit dieser Meldung an die gefallenen Kiewkämpfer wird das Glockengeläut des Lawraklosters der Ausklang des gewaltigen Heldenliedes, das nach zehn langen Wochen erbitterten Ringens um das Herz der Ukraine eingeht in die Geschichte dieses Krieges. ENDE

Humor

Mark Twain hatte sich einmal abfällig über die Engländer geäußert. Man fragte ihn, was ihm denn am englischen Wesen nicht gefalle. Worauf Mark Twain antwortete: „Daß sie brutal sind, ohne ehrlich zu sein!"

✱

Der Lehrer bekommt eine Entschuldigung: „Sehr geehrter Herr Lehrer! Mein Sohn Fritz kann heute leider nicht am Unterricht teilnehmen, da er Ungeheuer gebrochen hat."

✱

„Seit drei Stunden liege ich wach und warte darauf, daß du nach Hause kommst!"

„Und ich bin extra drei Stunden länger weggeblieben, damit du einschlafen solltest."

✱

„Sehen Sie sich dieses Blatt an! Eine technische Idee von mir. Ich habe die starke Wirkung durch Radieren erreicht."

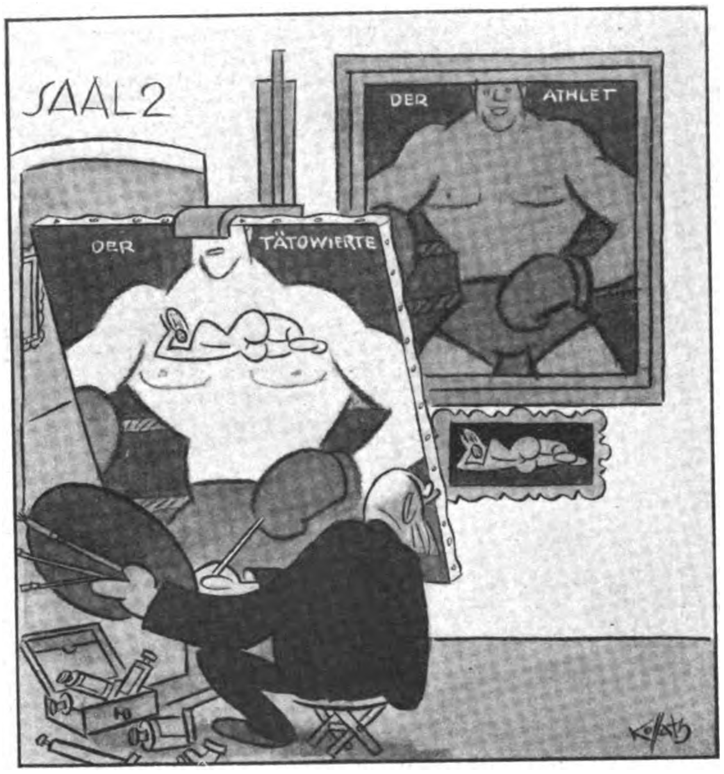
„Schade, daß Sie nicht weiter radiert haben."

✱

„Wenn ich Ihrer Unterhaltung zuhöre, muß ich immer an Champagner denken."

„Sehr schmeichelhaft! Ist sie so prickelnd?"

„Nein. Extra trocken."



Der Kopist spart Leinwand.

Zeichnung: Kossatz.

Die kleine Tochter war zum ersten Male mit in einem Konzert, in dem ihre Mutter mitwirkte. Als sie nach Hause kamen, fragte der Vater: „Nun, Klärchen, wie war es, hat Mutti schön gesungen?"

„Gar nicht, Papa", antwortete die Kleine, „als Mutti fertig war, fingen alle Leute an zu schreien und zu klatschen, und sie mußte es noch mal singen!"

✱

Der kleine Fritz sieht, wie seine Mutter gerade einen schönen Pudding in das Krankenzimmer seiner Schwester bringt.

„Mutti", fragt er schnell, „wenn Elsa die Masern nicht mehr braucht, kann ich sie dann kriegen?"

✱

„Ich habe mich entschlossen, meine Bilder für den Fall meines Todes einem öffentlichen Institut zu vermachen. Zu welchem rätst du mir?"

„Vermache sie dem Blindeninstitut!"

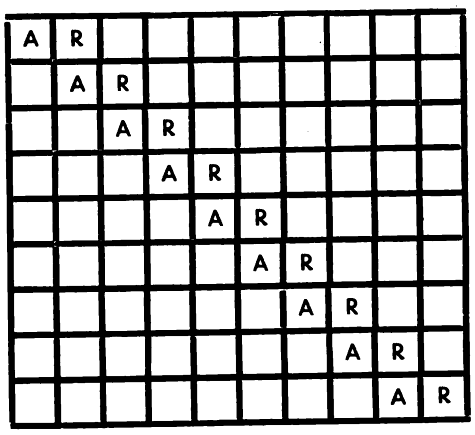
✱

Zu Wilhelm Kuhnert, dem Tiermaler, meinte einmal ein geschwätziger Bekannter: „Wird es Ihnen nicht langweilig, immer nur Tiere als Modell zu haben?"

„Wieso", sagte Kuhnert bissig, „Tiere stellen doch wenigstens keine dummen Fragen!"

RÄTSEL

Füllrätsel.



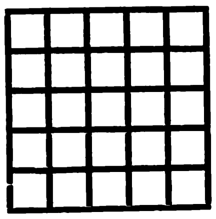
Die Buchstaben: a a a a b c d d d e e e e e e e e e e e e f g g g g h i i i i i k k k l l l l m m n n n n n n o o o p r r r r s s s s t t t t u w x x werden so in die leeren Felder gesetzt, daß folgende Wörter entstehen. 1. Name persisch. Könige, 2. fränk. Fürstengeschlecht, 3. Holzblasinstrument, 4. Geraniengewächs, 5. Fischkonserve, 6. Stadt in Württemberg, 7. maltechn. Begriff, 8. Währungseinheit, 9. Insel im Indischen Ozean.

Zahlenrätsel.

1 8 9 5 3 10 2	Kurort im Pustertal
2 11 9 12 4 7 11 6	westschott. Inseln
3 13 10 2 11 6 9 3 2 6	Laufbahn
4 1 3 5 4 11 6	europ. Staat
5 11 14 4 1 4 15 3 1 4 8 6	Ausweis
3 10 2 3 1	Halbedelstein
6 11 14 11 12	Menschenrasse
7 3 15 3 13 1	Gewebe

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein asiatisches Reich.

Magisches Quadrat.



Die Buchstaben: a d d e e e e e e g g g i i i i l l l l s s s s sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen: 1. Speisenwürze, 2. Stoffart, 3. stenograph. Abkürzungszeichen, 4. Vorbild, 5. Kahn.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — berg — bo — chim — den — dri — go — hid — hoer — les — na — ne — ra — ras — san — see — sel — so — tar — tro — un — ze — zi sind sieben Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1 .... 5 ....

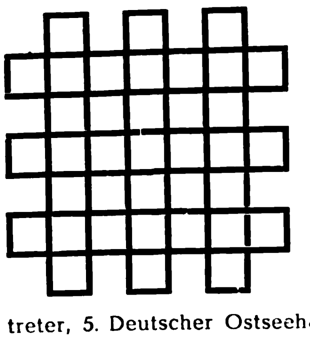
2 .... 6 ....

3 .... 7 ....

4 ....

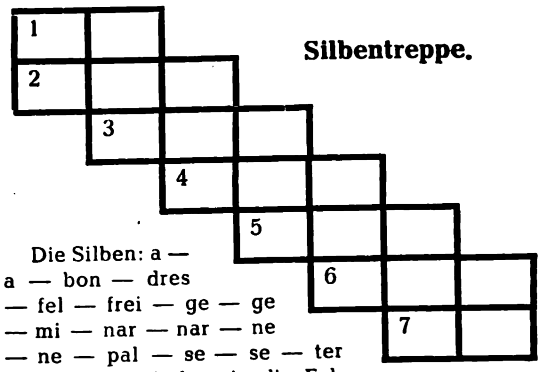
1. Südfrucht, 2. Gewicht, 3. Berg in Südamerika, 4. Sagenberg in Thüringen, 5. Stadt in Spanien, 6. Pommersche Insel, 7. Industriestadt in Oberitalien.

Magische Figur.



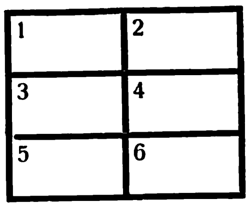
Die Buchstaben: a a a a e e e e e e e f f g g i l m m n n n o r r s s t t t t t t t t u u sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. musikalisches Haltezeichen, 2. Schminke, 3. Zauberschutzmittel, 4. Vertreter, 5. Deutscher Ostseehafen.

Silbentreppe.



Die Silben: a — a — bon — dres — fel — frei — ge — ge — mi — nar — nar — ne — ne — pal — se — se — ter — ter — ti sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Radkranz, 2. milit. Dienstgrad, 3. Schulklasse, 4. Anschrift, 5. Lehranstalt, 6. Stadt in Frankreich, 7. asiat. Fürstentum.

Silbenkreuz.



1—2 deutsche Stadt
1—3 Metallgeld
3—2 Bergwerke
3—4 afrikan. Rind
3—5 griech. Buchstabe
4—2 Laubbaum, Mehrzahl
5—4 unverletzlich
5—6 Pyrenäenstrom
6—2 männl. Vorname

Lösungen der Rätsel in Folge 45:

Rösselsprung: Wer viel einst zu verkünden hat / Schweigt viel in sich hinein. / Wer einst den Blitz zu zünden hat / Muß lange Wolke sein. Nietzsche. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Ermland, 2. Sarkasmus, 3. Gasolin, 4. Aroma, 5. Bremen, 6. Nebelhorn, 7. Isonzo, 8. Eigentum, 9. Eibsee, 10. Isegrim, 11. Neblung, 12. Volumen, 13. Othello, 14. Lincke. „Es gab nie ein vollkommenes Glück." ✱ **Zahlenrätsel:** Hamsun, Uhland, Blunck, Storm, Carossa, Halbe, Raabe, Arndt, Undset, Busch, Eckart, Reuter. „Hubschrauber." ✱ **Füllrätsel:** 1. Tokio, 2. Bretonen, 3. Sagunto, 4. Maltose, 5. Toselli, 6. Mentone, 7. Benito. ✱ **Kryptogramm:** Indien Aschanti Flachs Wachtel Weinbeere Bestimmung Himmel Uganda Hausschlüssel Geschick Banksafe Geldern Förster Saat Wien. „Die Schlachten bestimmen das Schicksal der Staaten." ✱ **Silbenkreuz:** KA BEL, TO GA, GO TE. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Wilna, 2. Ideal, 3. Lette, 4. Natur, 5. alert. ✱ **Viereck:** 1. Euphrat, 2. Parodie, 3. Rüdiger, 4. Theorie.



Ein Feldkabel geht vor Anker.
Erste Arbeit: Zu Telephonmasten passende Bäume werden ausgesucht und mit der Motorsäge gefällt.



Die Männer vom RAD. sind ÜBERALL!





Mit dem Schäleisen entbastet der Arbeitsmann den oberen Teil des Stammes, der später um der größeren Haltbarkeit willen mit Imprägniermasse gestrichen wird. In diesen Oberteil der Masten werden die Eisenhalter der Telegraphenglocken eingeschraubt.

Bevor die Telegraphenmasten aufgerichtet werden, müssen die Telegraphenglocken (Isolatoren) angebracht werden.

*



Steigeisen anlegen! Mit diesen scharf gezähnten Eisenbügeln wird das Erklettern der Stämme erleichtert.

Vor der Vollendung.
Der Arbeitsmann hat, Steigeisen an den Füßen, den Mast erstiegen und befestigt die Leitungsdrähte an den Isolatoren. Er achtet auf genügendes Durchhängen, damit der Draht, der sich in der Kälte zusammenzieht, nicht reißt.



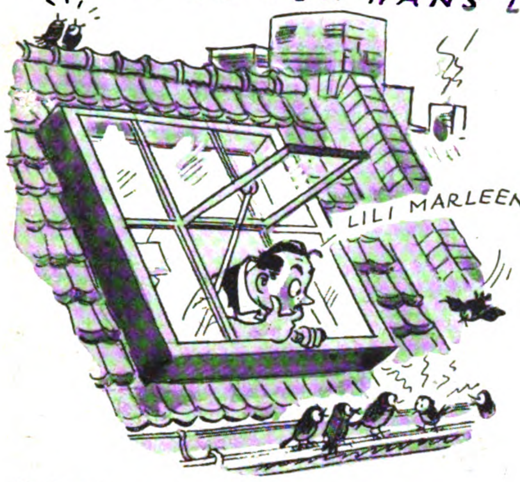
Aufnahmen: RAD.-Kriegsberichter Arnold (Atl.)

Geschafft! Die fertige Leitung wird geprüft.

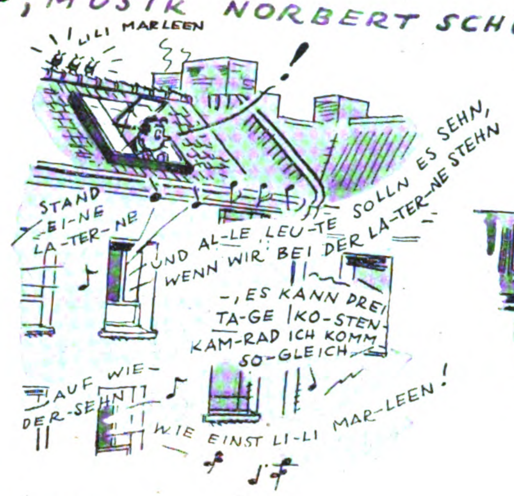
EMMERICH HUBER ZEICHNET:

. . . wie einst Lili Marleen!

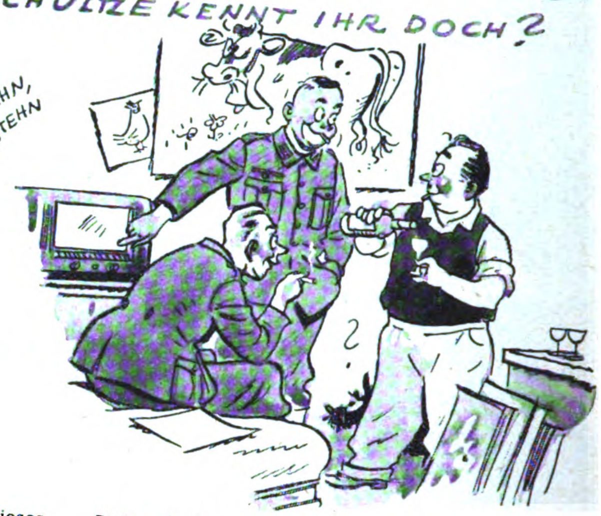
DAS LIED VON HANS LEIP, MUSIK NORBERT SCHULTZE KENNT IHR DOCH?



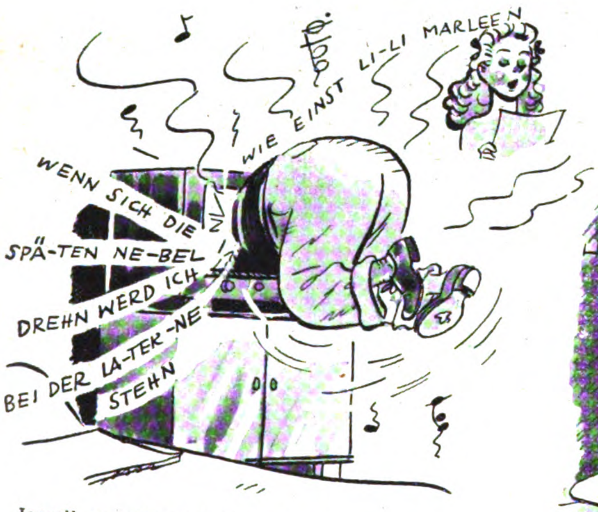
So fing es an: An einem Sommertag belauschte ich vor dem Atelierfenster folgendes Dachspatzen-Streitgespräch: „Na, Piepel, dir is wohl die Holzwolle aus'm Kopp jefall'n, wat? Kommt der hier mit'm Florentiner Marsch!! Det is doch 'n janz altes Projramm! Weißte denn nich, wat 'n anständiger Spatz jetzt vom Dach pfeift? Na, Lili Marleen natürlich!!"



Die lawinenartig anwachsende Beliebtheit dieses schönen neuen Liedes wurde mir von Tag zu Tag deutlicher — jetzt wackelten auch mir schon die Ohrwascheln vor Begeisterung . . . wie einst Lili Marleen!

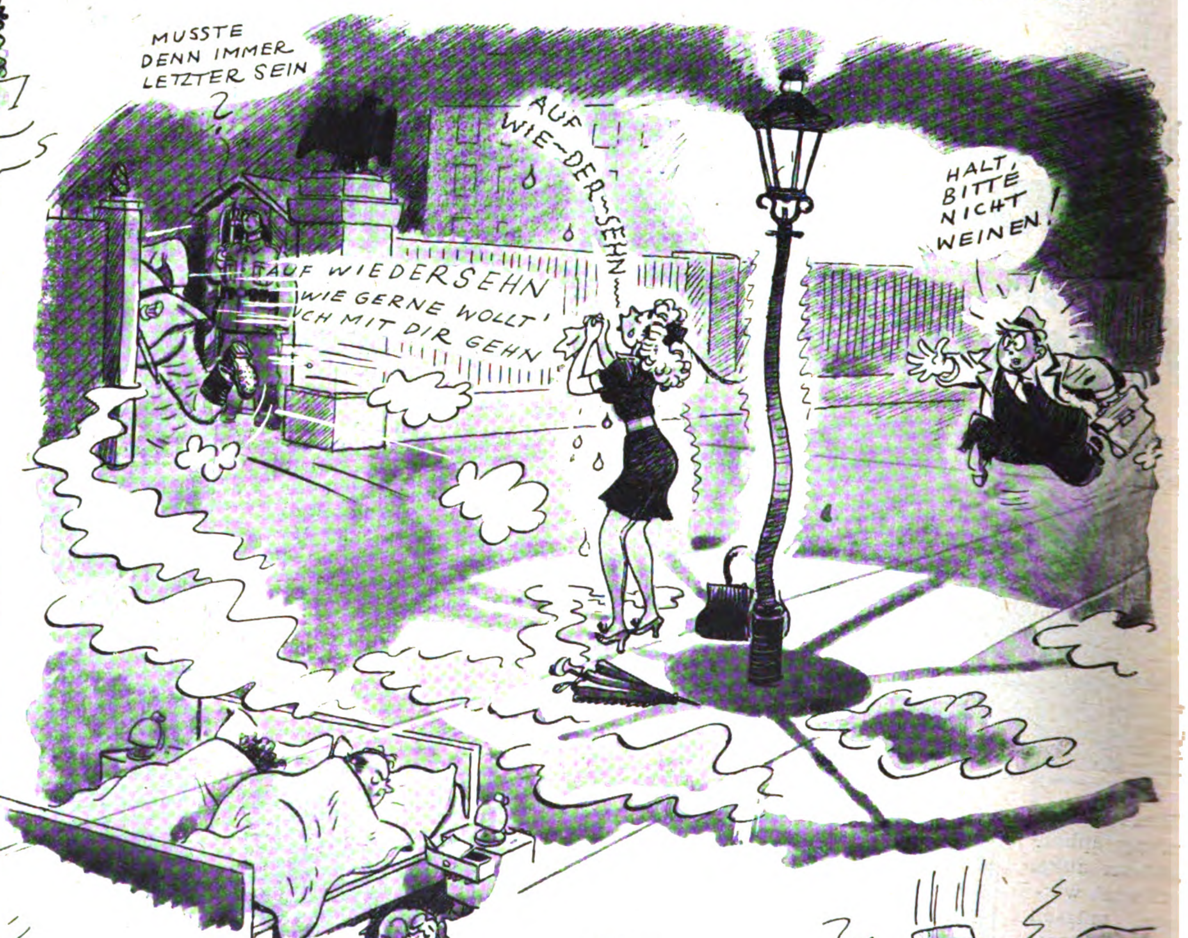


Daß es bei unseren Soldaten schon lange ungeheuer beliebt war, erzählten mir dann Urlauber: „Lili Marleen? Mensch, das kanntest du nicht?! Das spielt doch jeden Abend um 10 Uhr der Sender Belgrad für die Wehrmacht! Soo 'ne Sache! Da zittert dir der Knorpel vor Jefühl, mein Lieber!!"



Jawoll, es stimmte! Von da ab kannte auch meine Begeisterung für das Mädchen unter der Laterne vor dem Kasernentor keine Grenzen mehr — und tatsächlich, wenn Lale Andersen, das Mädchen mit der Stimme wie gesponnenes Altgold mit kleinen blauen Sternchen drauf, im fünften Vers von den späten Nebeln sang, dann war ich weg . . .

Tagsüber ging mir das Lied nicht mehr aus dem Kopf, und nachts erlebte ich immer wieder im Traum die rührende Abschiedsszene des Schützen XY von Lili Marleen. Meistens hatte ich dann das Glück, gerade dazuzukommen und trösten zu dürfen — platonisch nur natürlich, das ist ja klar wie Lungenhaschee (Beuschel mit Knödel, sagt der Ostmärker).





Überall und immer sang ich nun das Lied von der Laterne, bis drei Großberliner Knaben neulich diesen Bann brachen: „Leute, det Lied is doch antik! Wo brennt 'n heute abends vor 'ner Kaserne noch 'ne Laterne??! Wo wird denn da nich mehr vadunkelt?!"



Und als ich Montag zum Markt ging (nachsehen, ob wir mit Fisch dran sind) und hörte, wie unsere Fischdame zur Nachbarin sagte: „Otto nennt mir jetzt imma Lili Marleen . . ." Da war's dann aus — —



Den Rest allerdings gab mir dann ein Mann auf der Schriftleitung, dem ich von Lili Marleen erzählte, der daraufhin mit den Augenbrauen schlackerte und sagte: „Lili Marleen? Nie jehört!! Gibt's das auf Karten? Oder ist das der neue Film mit Zarah Leander?!" Aus . . .

Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.,** München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München 22. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 20. NOVEMBER 1941
16. JAHRGANG :·. FOLGE 47

AUS DEM INHALT:
USA. in Inseraten / Tartüff Roosevelt und Gestalten seiner Clique / Mussolini und italienische U-Boot-Männer
u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH MÜNCHEN



Reichsleiter Max Amann
der Frontkamerad des Führers und erste Geschäftsführer der NSDAP., wird am 24. November fünfzig Jahre alt.
Aufnahme: H. Hoffmann.



Kriegskameraden aus dem Weltkrieg.
Der Führer und der Reichsleiter Max Amann (ganz links) unterhalten sich mit ihrem gemeinsamen Kriegskameraden Westenkirchner, der mit seiner Familie auf Veranlassung des Führers Weihnachten 1933 aus Amerika in das neue Deutschland zurückgeholt wurde. Das Bild wurde kurz nach der Heimkehr Westenkirchners aufgenommen.
Aufnahmen: Hr. Hoffmann.

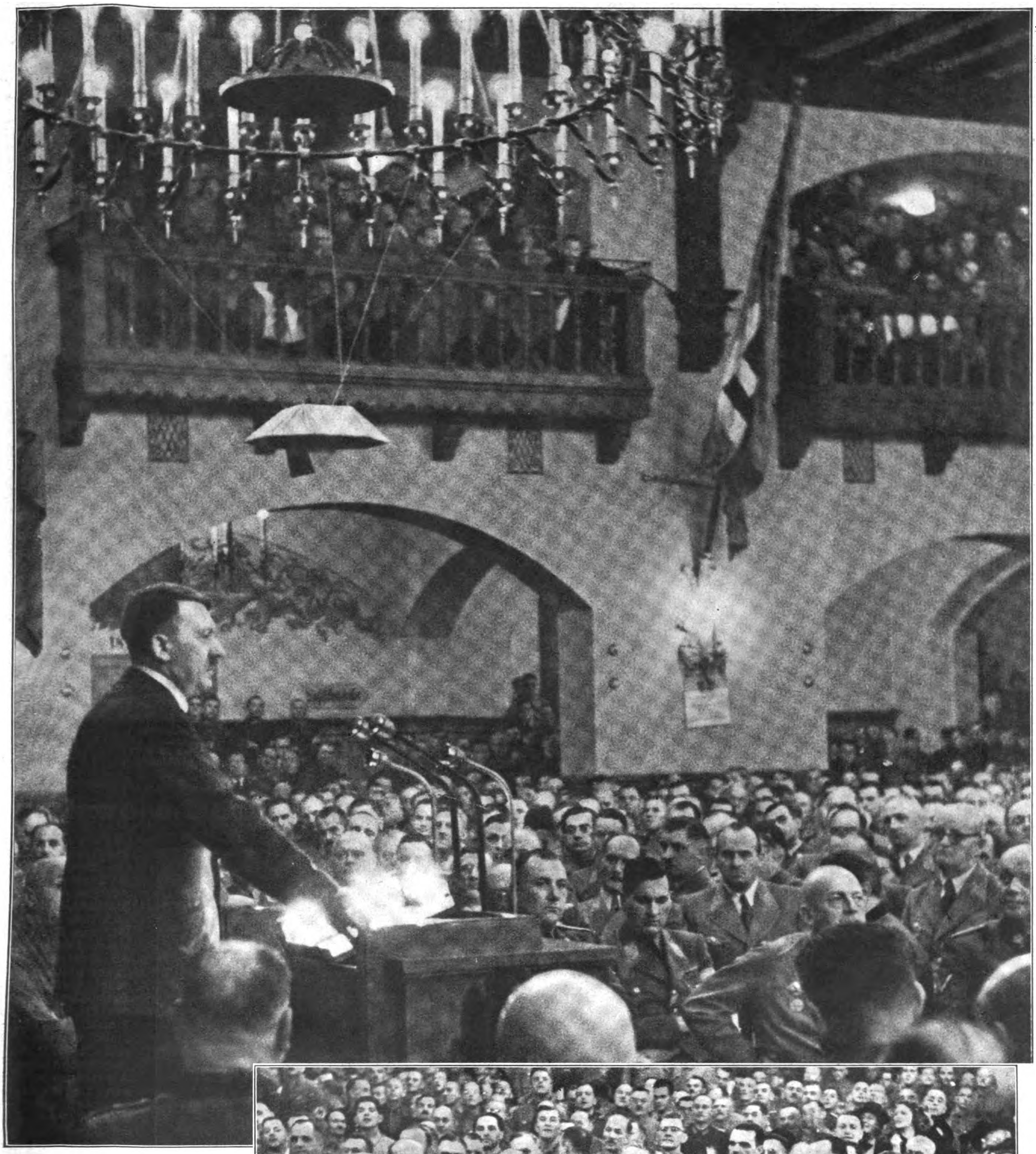
REICHSLEITER MAX AMANN 50 JAHRE ALT



Reichsparteitag der Ehre.
Der Führer dankt dem Reichsleiter der Presse, Max Amann, der ihm gemeldet hat, daß der Punkt 23 des Parteiprogramms erfüllt ist.



Max Amann
im Gespräch mit Alfred Rosenberg am 9. November 1937.
Zwischen beiden Reichsminister Dr. Frick.



Der Führer spricht.

„. . . Wir dürfen keinen Zweifel darüber haben, daß in dieser Zeit jetzt das Schicksal Europas für die nächsten 1000 Jahre entschieden wird."

DER 8. NOVEMBER IN MÜNCHEN



Wie in jedem Jahr.

Der Führer inmitten seiner ältesten Kampfgenossen.

Aufnahmen: Hr. Hoffmann.



So wird der Heckenschützenkrieg staatlich organisiert.
Mit Heldentum hat dieser von Stalin befohlene Widerstand der sowjetischen Städtebevölkerung nicht das geringste zu tun. Wie so etwas endet, das sollte die Regierung der Sowjets, die vorläufig etwas weiter vom Schuß sitzt, ja wohl inzwischen aus dem bisherigen Ablauf des deutschen Siegeszuges erfahren haben.



Harriman erstattet Bericht
Die Unterredung, die Roosevelts Vertrauter nach seinem Moskauer Besuch im Weißen Haus hatte, dauerte mehrere Stunden. Das Bild zeigt ihn bei der Ankunft.

Salomon Abramowitsch Losowski

Stalins Propagandachef zu sein, ist schon in ruhigen Zeiten eine schwierige Aufgabe und, wie jeder gehobene Posten in Moskau, ein Spiel mit dem Köpfchen gewesen. Als ganz wendiger, mit allen Wassern des Jordans und vom Libanon gewaschener Jude des eigentlichen Namens Dridso hat der heute 63jährige Losowski selbst alle Wechselfälle und Launen des Kremlgewaltigen überstanden. Als Sohn eines jüdischen Lehrers und Talmudkünders in Jekaterinburg, wo später die Zarenfamilie ermordet wurde, geboren, brachte es Dridso jr. beruflich nicht über die Anfangsgründe eines Fleischerlehrlings hinaus. Der kleine Salomon war pfiffig genug, das Handwerk an den Nagel zu hängen und in einer jüdischen Verschwörerbande sich lieber aus weltjüdischen Kanälen unterhalten zu lassen, die, bis nach USA, zum Bankhaus Warburg laufend, den Umsturz in Rußland finanzierten und dazu schon 1905 den russisch-japanischen Konflikt benutzen wollten.



Stalins Propagandachef Losowski.
Der Jude Salomon Abramowitsch Losowski hat die Aufgabe, aus der Zerschlagung der Roten Armee Siege zu fabrizieren. Sein Appell an die Dummheit der Welt übertrifft alles bisher Dagewesene.

Aufnahmen: Associated Press.

Losowski gehörte nach dem Umsturz 1917 zum Kreis um Trotzki. Er war einer der wenigen, denen es gelang, sich ohne Gefährdung ihres Kopfes von den Bindungen an Trotzki zu lösen. Stalin machte ihn zum Chef der Auslandspropaganda. Als solchem ist ihm nun die Aufgabe zugefallen, das pyramidale Versagen der Sowjet-Kriegswalze und das Laufband der sowjetrussischen Niederlagen und Rückzüge in das Gegenteil umzulügen. Darin hat dieser Generalstabschef der Lügenpropaganda selbst die Briten überboten, und das will schon etwas heißen. Seinen Schwindelmeister allerdings hat er in Stalin selber gefunden, der kürzlich aus über 3,5 Millionen gefangener sowjetischer Soldaten den zehnten Teil machte.



Anerkennung der guten Leistung.
Am Jahrestage des Marsches auf Rom überreicht Mussolini einem Siedler von Littoria eine Urkunde für hervorragende Leistung.

MUSSOLINI: „Wir kämpfen bis zum Endsieg!"



Der Duce spricht zu den Siedlern.
Von einer mit einem großen Pflug geschmückten Rednertribüne aus spricht Mussolini in Littorio zu dreitausend Siedlern der ehemaligen Pontinischen Sümpfe.



Italienische U-Boote aus Afrika zurück

Im Hafen eines Stützpunktes begrüßt der italienische Admiral die Männer einer U-Boot-Flottille, die sich durch ganz besondere Leistung hervorgetan haben.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Andres (Atl.).



Voller Spannung lauschen die Offiziere den lebendigen Ausführungen eines der U-Boot-Kommandanten.

*

Rechts: Ein U-Boot-Kommandant erzählt von seinen abenteuerlichen Fahrten.



STUKAS AN DER ARBEIT



Bomben auf die britischen Stellungen bei Tobruk. Aufnahme: Associated Press.
Die Kämpfe bei Tobruk werden mit äußerster Erbitterung geführt. Die Luftwaffe der Achsenmächte hat in diesem Gelände besondere Aufgaben zu erfüllen. Hier wird gezeigt, wie Stukas eine britische Wasserverteilungsstelle erfolgreich bombardieren.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

8. Fortsetzung.

Der Schluß des Romans in Folge 46:

Als Dr. Bünger von seinem Krankendienst kam, um sein Mittagessen einzunehmen, fand er verstörte, aufgeregte Gesichter. Eine Flut banger Fragen schwoll ihm entgegen. „Es ist barer Unsinn", sagte Dr. Bünger ärgerlich, die überstürzten Fragen der Reisegefährten abwehrend. „Man sollte den Kerl in Eisen legen, der dieses Gerücht aufgebracht hat." — „Aber es muß doch etwas dran sein", erhitzte sich der Administrator Geoffrey. „Es ist Ihre Pflicht, Doktor, uns die Wahrheit zu sagen!"

„Die Wahrheit ist, daß ich selber noch keine sichere Diagnose zu stellen vermag. Aber das wenigstens kann ich Ihnen versichern: Das Gelbe Fieber hat Schenk nicht!"

„Was fehlt ihm denn?"

„Er hat hohes Fieber. Den eigentlichen Krankheitsvirus habe ich noch nicht feststellen können. Aber, wie gesagt, das Gerücht vom Gelben Fieber ist dummes, gemeingefährliches Geschwätz."

Einen Augenblick atmeten sie alle auf. Dr. Bünger war eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Tropenkrankheiten. Dazu ein pflichtbewußter Mann. Läge Gefahr vor, daß die „Kassai" den unheimlichen Gast an Bord hätte, so würde er längst dem Kapitän Meldung gemacht und alle erforderlichen Vorsichtsmaßnahmen angeordnet haben.

Man wollte sich schon beruhigen, aber auf einmal heulte Senhor Pinho, dessen Gesicht fast weiß war vor Angst, förmlich auf:

„Nicht das Gelbe Fieber? So gehen Sie doch hinunter, Herrschaften! Geht in die Kabine und seht euch den Deutschen an! Gelbe Hautfarbe! Erbrechen! Nasenbluten! Kopf- und Gliederschmerzen! Wir sind keine dummen Jungen, Herr Doktor Bünger! Uns können Sie nichts vormachen!"

„Woher wissen Sie denn, Herr Pinho, wie der Patient aussieht?"

„Die ganze Besatzung weiß das! Fragen Sie, wen Sie wollen!"

„Schreien Sie nicht so, Herr!" verwies Stakke den Aufgeregten. „Wenn Dr. Bünger uns versichert, daß der Kranke kein Gelbes Fieber hat, liegt kein Grund zur Unruhe vor. Dr. Bünger versteht wohl ein wenig mehr von der Medizin als Sie, Herr Pinho."

„Herr Doktor!"

Der alte Steward stand plötzlich vor Dr. Bünger. Seine Zähne klapperten förmlich aufeinander. „Wenn Sie mal zum Vorschiff kommen wollten. Zwei — drei Neger sind erkrankt. Die anderen sagen ... die anderen sagen ... es ist ... das Gelbe Fieber!"

„Da hört ihr's!" heulte Pinho abermals auf, während Dr. Bünger eilig mit dem Steward davonging. „Wir haben den Tod an Bord! Der gemeine Deutsche hat uns den Tod mitgebracht! Jawohl, Senhores! Ich behaupte, dieser Schenk war bereits krank, als er in Kinshassa an Bord kam! Er hat es verschwiegen! Hat sich eingeschlichen! Und Dr. Bünger will das Gräßliche uns nur verheimlichen, weil der Alemao sein zukünftiger Schwiegersohn ist! Ein herrlicher Schwiegersohn das!"

„Ruhe!" sagte Glant herrisch. „Wenn Sie schon die Hosen voll haben, Pinho, brauchen Sie darum noch kein Affengebrüll zu machen! Und wenn Sie über Dr. Bünger noch ein einziges Wort sagen, schmeiß ich Sie über Bord! Verstanden?"

„Herr Glant", rief der Administrator empört. „Das ist eine Drohung, die ..."

„Ach was! Bleiben Sie mir mit Ihren juristischen Kommentaren vom Leibe! Wir haben jetzt anderes zu tun, als uns zu streiten. Da kommt der Kapitän von der Brücke! Dem müssen wir die Sache ... Hallo, Kapitän Erland! Einen Augenblick bitte!"

Es dauerte eine Weile, bis Erland aus dem Chaos der auf ihn eindringenden Stimmen begriffen hatte, worum es sich handelte. Dann wurde auch sein Gesicht um einen Schein bleicher. Das Gelbe Fieber an Bord? Das wäre — furchtbar!

„Ich kann nicht glauben, daß Dr. Bünger irrt", sagte er mit angestrengter Ruhe. „Und noch weniger, daß er unverantwortlich genug sein sollte, mir nicht sofort einen solchen Fall zu melden. Aber natürlich müssen wir die Sachlage klarlegen, meine Herrschaften. Seien Sie versichert, den Mann, der dieses Gerücht aufgebracht hat, wird die strengste Strafe treffen!"

„Weil er die Wahrheit gesagt hat!“ schrie Pinho wütend. „Sehen Sie sich den Kranken an! Und unter den Schwarzen im Vorschiff grassiert die Seuche auch schon!“

Wie zur Bestätigung erhob sich in diesem Augenblick unten im Vorschiff ein vielstimmiges Jammern und Brüllen. Kapitän Erlands Gesicht wurde noch fahler, aber äußerlich bewahrte er Ruhe und Besonnenheit.

„Hierher, Steward! Lassen Sie die Freiwache herauspurren! Der Verbindungsweg zwischen Vorschiff und Deck wird abgesperrt! Zwei Mann als Wache an die Stiege! Wer vom Vorschiff aus versucht, an Deck zu klettern, wird rücksichtslos niedergeschlagen! Sie, meine Herrschaften, bitte ich, vorläufig hier an Deck zu bleiben und die Ruhe zu bewahren. Herr Stakke, Sie werden so liebenswürdig sein, mich zu dem Kranken zu begleiten.“

Eine Stunde später waren alle männlichen weißen Fahrgäste auf dem Achterdeck um Kapitän Erland versammelt.

Das Schreien und Brüllen im Vorschiff hatte aufgehört. Aber die Gesichter der Weißen waren von schwerem Ernst überschattet. Selbst Senhor Pinho verbarg seine kribbelige Nervosität unter einer gewissen Haltung.

„Meine Herren“, begann Kapitän Erland: „Ich habe Sie zusammengerufen, um gemeinsam mit Ihnen die Frage zu besprechen, die uns alle in gleichem Maße angeht. Zunächst darf ich bitten, Herr Dr. Bünger! Wollen Sie uns einen kurzen Lagebericht geben!“

Dr. Bünger stieß verächtlich die Luft durch die Nase.

„Zu viel Wesen um ein dummes Gerücht, Kapitän Erland. Bei den Schwarzen im Vorschiff ist keine Spur einer Infektionskrankheit zu finden. Ein paar Burschen hockten da mit verdrehten Augen in einem Winkel und behaupteten, sterben zu müssen. Hypochondrie, weiter nichts. Hervorgerufen durch das unverantwortliche dumme Gerücht. Ich habe die Leute untersucht, ihnen Chinin und Antifebrin verschrieben, und dann jedem ein paar gesunde Ohrfeigen verabreicht. Jetzt sind die Brüder wieder ganz gesund.“

„Wirklich keine gefährlichen Anzeichen?“

„Ach wo! Nicht mal Fieber haben die Kerle! Überzeugen Sie sich selbst, Kapitän Erland. Sie palavern schon wieder ganz munter und futtern ihr Manioka.“

„Also ist die Seuche noch nicht im Vorschiff!“

Dr. Bünger bekam einen roten Kopf.

„Herr Kapitän, ich verbitte mir entschieden, daß hier überhaupt von einer Seuche geredet wird! Ich, als Arzt, erkläre Ihnen, daß wir, dem Himmel sei Dank, das Gelbe Fieber nicht an Bord haben!“

„Ohne Ihre Worte anzweifeln zu wollen, Dr. Bünger — aber eine gewisse Vorsicht scheint doch am Platze zu sein. Ich habe in Gegenwart des Herrn Stakke vorhin den Kranken besucht. Bitte, Herr Stakke, wollen Sie dem Doktor Ihren Eindruck schildern!“

„Die Symptome scheinen mir vorhanden“, sagte Stakke langsam. „Ich bin kein Mediziner, aber ich glaube, Dr. Bünger wird mir eine gewisse Erfahrung in Tropenkrankheiten nicht absprechen.“

„Gewiß nicht, lieber Herr Stakke. Sie haben lange genug in Afrika gelebt, um ein Urteil zu besitzen.“

„Verbindlichsten Dank, Doktor. Ja, also ... Ich kann nicht umhin, etwas besorgt zu sein in bezug auf den Kranken. Er hat Nasenbluten, hohes Fieber, das sich in stürmischer Kurve entwickelt hat. Seine Hautfarbe ist schmutziggelb. Lauter Anzeichen, die sonst doch nur bei Gelbem Fieber aufzutreten pflegen.“

„Auch meine Ansicht“, stimmte Erland ernst bei. „Wie erklären Sie sich das, Dr. Bünger?“

„Ein Fall von febris flava liegt nicht vor. Das Krankheitsbild ist noch nicht klar genug, um eine entscheidende Diagnose zu stellen. Aber ich habe zwei Blutproben entnommen und untersucht. Eine Auflösung der roten Blutkörperchen in Gallenfarbstoff hat nicht stattgefunden.“

„Woher meinen Sie dann, daß die gelbe Hautfarbe des Kranken herrührt?“

„Ja, das ist mir selber noch ein Rätsel.“

Dr. Bünger schob ärgerlich die Schultern hoch.

„Fieber, Nasenbluten und alles andere lassen sich auf die übliche, bei Neulingen auftretende Tropenkrankheit zurückführen“, erklärte er. „Nur die gelbe Hautfarbe will nicht dazu stimmen. Aber andererseits: Gelbes Fieber hat der Kranke auf keinen Fall. Spirochäten sind absolut nicht vorhanden.“

„Gibt es eine andere Krankheit, bei der gelbliche Hautfarbe aufzutreten pflegt?“

„Bei Gallen- und Leberkrankheiten natürlich. Aber das kommt hier auch nicht in Betracht. Der Organismus Schenks ist sonst ganz gesund. So gesund sogar, daß man den jungen Mann darum beneiden könnte.“

„Und sonst?“

„Nein“, sagte Dr. Bünger nach einigem Nachdenken. „Sonst wüßte ich keine Krankheit, die

ZWEI WISSENDE VERRATEN DIE ZIELE

WALTER LIPPMANN

Der führende Journalist in den USA., Walter Lippmann, ist Jude. Er ist einer der glühendsten Verteidiger der Methoden Roosevelts. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn Lippmann war schon im Jahr des Kriegseintritts Amerikas (1917) unter Wilson stellvertretender Kriegsstaatssekretär. Außerdem war er enger Mitarbeiter des berüchtigten Oberst House, des bösen Geistes im Weißen Hause Wilsons. Unter House war Lippmann Sekretär einer „Organisation zur Vorbereitung der Friedensunterlagen“. Somit müßte er eigentlich über den amerikanischen Großbetrug am Weltfrieden durch Wilson und damit über die Notwendigkeit der Revision von Versailles besonders gut im Bilde sein. Das hindert ihn aber nicht daran, journalistischer Trabant Roosevelts zu sein, der alle Schleichwege mitgeht. Das besorgt er geregelt als Kommentator der deutschhetzerischen „New York Herald Tribune“ und der „Washington Post“. Daß er dabei immer Englands Partei ergriffen hat, und zwar bei allen europäischen Vormachtsansprüchen der Briten wie auch in der Kolonialfrage, erklärte sich ein-

(Fortsetzung auf der letzten Textseite.)



Today And Tomorrow

By Walter Lippmann

The Road To American Security

THE REAL REASON for adopting a policy of nonparticipation in the European war is not a pharisaical indifference to the issues of the war, nor unconcern as to the outcome, nor panicky fear and weakness. The real reason is that to participate in this war as we did in 1917 would jeopardize profoundly the security of the United States and of the whole Western Hemisphere.

Those who talk so much about American participation, either because they dread it or because they desire it have not, I submit, realized the underlying and controlling strategical position in which this country finds itself. Once they realize the actual position, the people who are frightened that we shall be seduced by our emotions into participating will understand why we cannot participate, and those who are inspired by their sympathies will understand why we must not participate.

In unserem Text wird erläutert, was Lippmann hier schreibt.



Walter Lippmann.

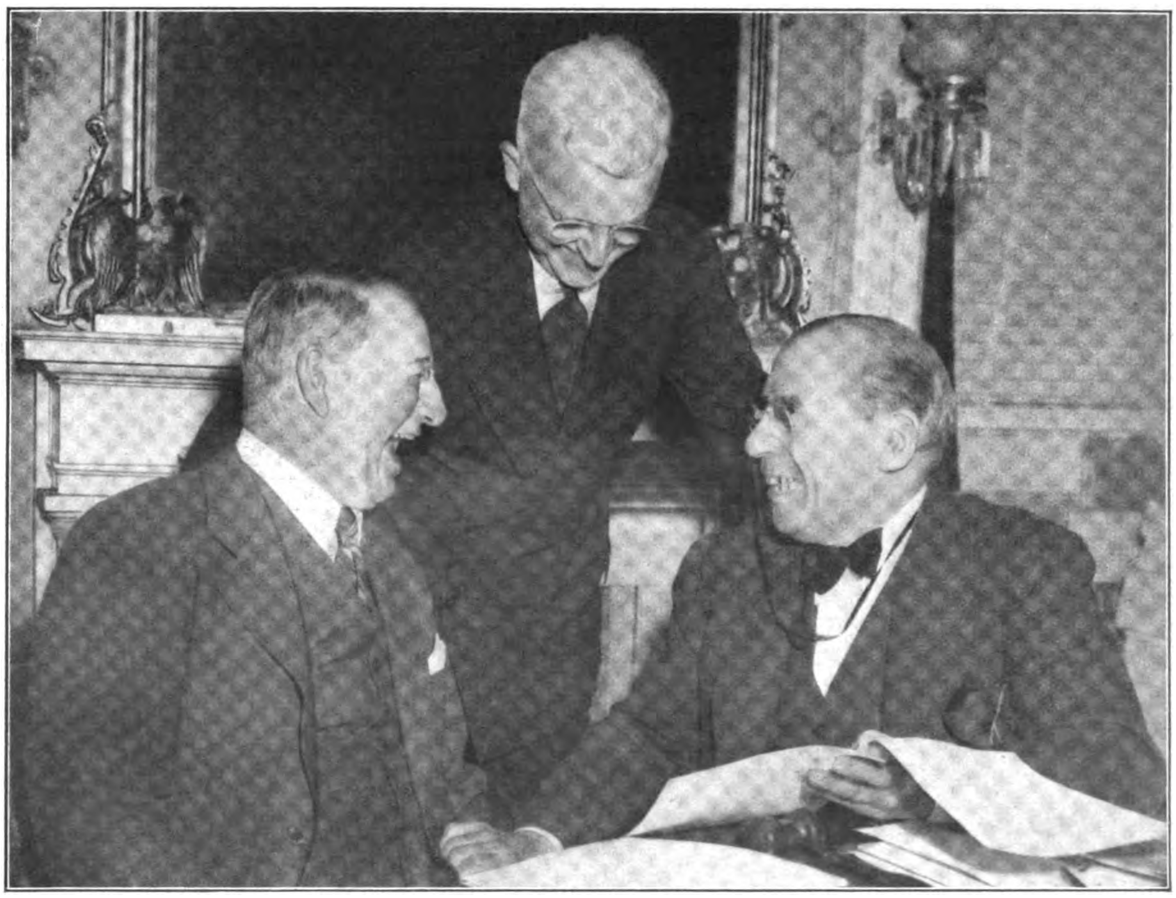


Moore Brabazon.

Moore Brabazon

Der englische Minister für Flugzeugproduktion, Moore Brabazon, hat vor kurzem öffentlich etwas ausgesprochen, was die meisten Engländer wünschen: er sagte, der letzte und größte Verbündete Englands auf dem Kontinent möge sich doch bitte bis zur Ermattung schlagen; die Hoffnungen Englands gingen dahin, daß die deutschen — und die Sowjetarmeen sich gegenseitig abnützen möchten. Diese seltene Offenheit eines Regierungsmitgliedes brachte die englischen Gewerkschaften in Harnisch; der redefreudige Minister mußte schriftlich sein Bedauern über diese Äußerung ausdrücken, wurde im übrigen aber von Churchill gehalten. Moore Brabazon sitzt seit 1918 auf den Bänken der Konservativen und war von 1924 bis 1927 Parlamentssekretär des Ministers für

(Forts. auf der letzten Textseite.)



Saul ist dabei

Auch er wird sich wundern!

Aufn.: Associated Press.

Der Jude Saul Blum (rechts), der sich als Vorsitzender des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten mit dem USA.-Marineminister Knox über einen Kulissenwitz unterhält. In der Mitte Admiral Harold Stark.

dieses Symptom aufweist. Das ist es ja gerade, was mich so stark beschäftigt."

„Kann nicht doch . . .? Sie sagen selbst, Doktor, daß es Ihnen noch unmöglich war, eine genaue Diagnose zu stellen . . ."

„Jedenfalls kann ich feststellen, daß der Kranke kein Gelbes Fieber hat", fuhr Dr. Bünger ärgerlich auf. „Was stellen Sie sich denn eigentlich vor? Glauben Sie, ich würde mich hinter einer Ausflucht verstecken, wenn ich davon nicht vollkommen überzeugt wäre? Glauben Sie, ich würde meine Marga einen Menschen pflegen lassen, der vom Gelben Fieber befallen ist? Das Kind einer tödlichen Ansteckung aussetzen? Ihre Aufregung ist geradezu lächerlich, meine Herren!

Ich wiederhole Ihnen noch einmal: Das Gerücht entbehrt jeder Grundlage. Und nun entschuldigen Sie mich gefälligst. Ich halte es für vernünftiger, mich dem Kranken zu widmen, als hier ein unnützes Palaver zu führen!"

Dr. Bünger verschwand im Kabineneingang. Die übrigen blieben in gedrückter Stimmung beisammen.

Senhor Pinho, der sich in Gegenwart des Arztes zurückgehalten hatte, riß wieder das Wort an sich. Seine Ausführungen trieften von Gehässigkeit und schlecht verhehlter Angst. Man wolle sich gefälligst erinnern: Der Deutsche sei doch bereits krank gewesen, als er an Bord kam. Gleich am ersten Tage nach der Abfahrt von Kinshassa sei sein miserables Aussehen sogar Dr. Bünger aufgefallen. Auch später habe Schenk mehrmals Fieber gehabt. Und — darüber konnte kein Zweifel bestehen — Kinshassa sei gerade am Tage der Abfahrt vom Gelben Fieber heimgesucht worden! Was sei klarer, als daß Schenk bereits dort von der Krankheit befallen sei!

Er, Bernardo Pinho, wolle nicht ungerecht sein. Schenk sei ein blutiges Grünhorn. Es sei möglich, daß er sich selber nicht über seine Krankheit im klaren gewesen sei, als er an Bord kam. Wenigstens müsse man das zu seinen Gunsten annehmen. Aber sonst sei die Beweiskette unwiderlegbar. Was den Dr. Bünger anbelange, so sei er sicherlich ein tüchtiger Arzt. Aber eben deshalb erscheine es unglaubhaft, daß er die wahre Art der Krankheit nicht erkennen könne. Auch ein Arzt sei schließlich ein Mensch mit menschlichen Schwächen. Dr. Bünger wisse genau, welche Folgen es notwendigerweise für seinen Schwiegersohn haben müsse, wenn man bei ihm die todbringende, ansteckende Krankheit konstatiere, und — es sei eben sein Schwiegersohn!

So äußerte sich Senhor Pinho, und Administrator Geoffrey, dem selber die helle Angst im Gesicht geschrieben stand, pflichtete ihm bedächtig bei.

„Alles Blech", ließ Katakata-Glant sich vernehmen. „Dr. Bünger ist fest davon überzeugt, daß wir kein Gelbes Fieber an Bord haben. Sonst würde er als Arzt anders handeln. Dr. Bünger versteht auch mehr von seinem Fach als wir alle zusammen. Wir könnten uns mit seiner Erklärung zufrieden geben, wenn . . . tja, wenn Dr. Bünger selber eine Erklärung für das Aussehen des Kranken hätte. Aber da liegt der Hund begraben! Dr. Bünger glaubt nicht an Gelbes Fieber, aber er steht der Krankheit wie einem Rätsel gegenüber."

„Ja", fiel Erland ein. „Und meine Leute sind allesamt davon überzeugt, daß wir das Gespenst an Bord haben! Vom Küchenchef bis zum letzten Kuli schlottern sie förmlich vor Angst, und im Vorschiff geht das Geraune weiter.

Wenn nichts geschieht, müssen wir mit zwei Dingen rechnen: daß im Vorschiff Panik ausbricht und daß die Besatzung mir einfach davonläuft, sobald wir am Ufer festgemacht haben."

„Der Deubel hol' die Schwätzer! Eine Erklärung Dr. Büngers wiegt mir das Getratsche der Mannschaft hundertfach auf", knurrte Glant. „Aber was wir selbst gesehen haben, läßt sich nicht so leicht wegdisputieren. Schenk sieht genau so aus, als ob er das Gelbe Fieber habe, und es gibt keine andere Krankheit, bei der die gleichen Symptome auftreten. Das gibt ja auch Dr. Bünger zu. Oder was meinen Sie, Stakke?"

Ferry Stakke schwieg bedenklich. Er hatte schon viele Menschen gesehen, die dem Gelben Fieber verfallen waren. Sie sahen genau so aus wie jetzt der arme Jürgen Schenk. Dr. Büngers ärztliche Autorität in Ehren, aber auch der beste Arzt konnte sich einmal irren . . .

„Die Symptome sind nicht wegzuleugnen", sagte er langsam. „In Matadi oder sonst einer Stadt würde man den Kranken daraufhin sofort in die Isolierbaracke bringen und die Quarantäne über das Stadtgebiet verhängen. Trotz der gegenteiligen Meinung Dr. Büngers."

„Erschießen sollte man den Menschen!" brach Senhor Pinho aus. „Wahrscheinlich täte man ihm selber noch einen Gefallen damit!"

„Und Ihnen ganz besonders, he?" fauchte Glant. „Halten Sie doch den Mund, wenn Sie nichts Gescheites zu sagen wissen!

Hören Sie mir mal zu, meine Herren! Wir sind alle Afrikaner und haben das zweifelhafte Vergnügen, uns auszukennen mit dem Gelben Fieber. Die gelbliche Hautfarbe des Befallenen nimmt im Laufe der ersten zwölf Stunden stark zu, während das Fieber manchmal zeitweilig zurückgeht. Oder weiß es einer anders?"

„Nein, das ist der normale Verlauf der Krankheit."

„Dann schlage ich vor, den Abend abzuwarten. Ist die verdammte Farbe des Kranken bis dahin zurückgegangen, dann hat Dr. Bünger recht und wir alle können uns beglückwünschen. Verstärkt sie sich, dann . . ."

Glant beendete den Satz nicht, und niemand nahm den Faden auf. Ernste Gesichter nickten vor sich hin. Ja, dann war ein Zweifel kaum noch erlaubt. Dann mußte man damit rechnen, daß auf der „Kassai" der Geist umging, der alles bedrohte.

„Herr Kapitän", sagte Administrator Geoffrey heiser und faßte sich an die Kehle, als spüre er schon den Würgegriff des gelben Gespenstes. „Wenn das der Fall ist, dann . . . dann ist es Ihre Pflicht, alles zu tun, um uns vor der Gefahr zu retten. Ohne jede falsche Rücksicht!"

Kapitän Erland nickte kurz und sagte: „Ich kenne meine Pflicht, Herr Administrator. So sehr ich hoffe, daß Dr. Bünger recht behält, stimme ich doch Herrn Glant unbedingt bei. Die Seuche in Kinshassa, die Symptome des Kranken, die Überzeugung der Mannschaft — nein, es wäre unverantwortlich, diese Dinge zu mißachten. Zeigt sich bis zum Abend keine Besserung im Befinden des Kranken, keine sichtliche Abnahme der verhängnisvollen Symptome, dann wäre ich gezwungen, die Anordnungen zu treffen, die für einen solchen Fall vorgesehen sind und in Bezug auf die Sicherheit und den Schutz von Passagieren und Mannschaft sehr weitgehend und einschneidend sind. Seien Sie fest überzeugt, daß die ‚Kassai' Stanleyville nicht mit der gelben Flagge anlaufen wird, ebensowenig wie irgendeine Zwischenstation. Es ist Ihnen infolge der peinlichen Vorkommnisse des gestrigen Tages nicht unbekannt geblieben, unter welchen Widerwärtigkeiten für einen Seemann ich mich entschlossen habe, mit klaren Attesten aus Kinshassa in allerletzter Minute auszulaufen, um Ihnen eine unmittelbar drohende Quarantäne zu ersparen. Sie kennen das Land lange genug, um genau zu wissen, was eine mehrwöchige Quarantäne unter den dortigen Umständen bedeutet, ich brauche Ihnen die Auswirkungen also nicht zu schildern. Bedenken Sie aber gleichzeitig, daß ich es dem geachteten Ruf, dem weit verbreiteten hohen Ansehen Dr. Büngers schuldig bin, die Wartezeit bis zum Abend zu verlängern und daß die Bereitwilligkeit Dr. Büngers, den verunglückten Schiffsarzt zu vertreten, uns überhaupt erst die Möglichkeit gab, rechtzeitig auszulaufen. Wenn ich als einzig Verantwortlicher für die Folgen heute abend die entscheidende Frage an ihn stellen werde, so wird er diese als Schiffsarzt beantworten, darüber hinaus zweifelt in diesem Land niemand daran, daß Dr. Bünger im Ernstfall als Arzt, und zwar nur als Arzt sprechen wird. Aus der Schiffsapotheke werden sofort die für Fieberverdacht vorgeschriebenen Medikamente sowohl für die Fahrgäste als auch für die Mannschaft herausgegeben, bezüglich des Trinkwassers wird das Nötige veranlaßt. Ich ersuche Sie nunmehr allen Ernstes, Ruhe zu bewahren."

Kapitän Erland sprach diese wenigen Sätze in einem ruhigen, aber äußerst bestimmten Ton, den man sonst nicht von ihm zu hören gewohnt war und der schon deshalb die von ihm erwartete Wirkung hatte.

„Trinkwasser, womöglich Salzzusatz, höherer Blödsinn", erklärte Glant, der zuerst die Sprache wiedergefunden hatte, als der Kapitän nach knappem Gruß gegangen war.

*

Das Gespenst ging um. Knisterte und flüsterte es nicht höhnisch in allen Ecken, während die „Kassai" unentwegt stromaufwärts dampfte? Schwankte nicht ein hohläugiges Scheusal lautlos durch die schmalen Gänge unter Deck? War es wirklich nur die heiße Sonne, die die Gesichter wie im Fieber erglühen ließ?

Was bedeutete noch die lächerliche Diebstahlsgeschichte? Wer dachte noch an Frau Raymonde, an den Streit zwischen Herrn Glant und dem Kapitän? Jetzt ging es um Schwereres, Ernsteres: War das Gelbe Fieber an Bord, so konnte es jede Stunde hervorbrechen und sein Opfer niederwerfen.

Die Fahrgäste auf der „Kassai" wußten es. Sie winselten und jammerten nicht. Jeder einzelne war bemüht, eine ruhige, würdige Haltung zu bewahren. Aber die Gespräche, mühsam hervorgebracht, versickerten immer wieder rasch. Man schaute stumm in sein Glas, und manchmal sah einer verstohlen auf die Uhr. Wie unendlich lange es heute dauerte, bis der Abend kam!

Das Gespenst ging um. Stewards und Mannschaft taten ihren Dienst mit blassen Lippen und angstvollen Augen.

Auf der Brücke standen Jon Johnsen und der Kapitän. Der erstere ruhig, mit einem Gesicht, das grau und unbeweglich geworden war wie ein Fels. Kapitän Erland unruhig, gedankenvoll auf den Strom starrend.

Im Vorschiff hockten die Neger dicht gedrängt beieinander; viel ruhiger und schweigsamer, als sonst üblich war. Wer bis an die Stiege ging und einen Blick hinunterwarf auf die schwarze, krausköpfige Masse, der merkte es an den angstvoll glotzenden Augen, den sich leise bewegenden Lippen, daß es die Ruhe vor dem Sturm war. Nur eine Kleinigkeit war nötig, ein neuer Krankheitsfall, ein einziger Schreckausruf nur, und die Panik würde losbrechen.

Kapitän Erland wiederholte sich auf der Brücke zum fünfzigsten Male alle Beweise, die für oder wider das Gelbe Fieber sprachen. Die Erklärung Dr. Büngers wog schwer, aber — würde er dabei bleiben können? Und selbst wenn er es tat, sprach nicht all das andere gegen ihn?

Es war richtig, die angebliche Erkrankung der Neger im Vorschiff hatte sich als blinder Alarm erwiesen. Die Maulschellen Dr. Büngers hatten Wunder getan. Ah, wenn er doch den Kranken in Kabine 5 ebenso kurieren könnte: Aber da sah es ernster aus. Fast an den Fingern zählte sich Erland alle Anzeichen her, die auf das Schlimmste deuteten. Immer wieder wiederholte er sich: In Kinshassa war das Gelbe Fieber. Schenk war bereits krank am ersten Reisetage. Die Zeit stimmte bedenklich genau, fünf Tage Inkubationszeit, wenn auch in seltenen Fällen eine solche von zwei bis fünfzehn Tagen vorgekommen war, ja sogar von fünfundzwanzig Tagen, aber man durfte schon beinahe hundertprozentig mit fünf Tagen sicher gehen, und dieser fünfte Tag stand nun mindestens vor der Türe. Eine harte, entschlossene Maßnahme und man konnte mit gutem Gewissen um die gelbe Flagge herumkommen und konnte planmäßig in wenigen Tagen Coquilhatville anlaufen und ohne Störung wieder von dort auslaufen. Von dort bis hinauf zu den Fällen drohte von dieser Seite kaum mehr eine Gefahr. Die „Kassai" lief ja auf dieser Fahrt die unteren Stationen diesmal überhaupt nicht an, da wenige Tage vorher ein kleineres Schwesterschiff und ein Franzose von der Äquator-Afrika-Linie die Passagiere, in der Hauptsache Schwarze, nach diesen Häfen mitgenommen hatte. Somit fiel die Sorge um eine Verseuchung unterwegs am unteren Kongo aus; den Kranken aber in dem nächsten dieser Plätze ausschiffen, nein, da kannte Kapitän Erland diese sogenannten Hafenbehörden zu gut, die würden sich schönstens bedanken, weil sie sonst den Saustall am eigenen Herd hätten. Das würde erst recht die gelbe Flagge bedeuten, in der Hinsicht arbeiteten die Behörden ausnahmsweise mit geradezu militärischer Pünktlichkeit. Vierundzwanzig Stunden später würde die „Kassai" von Banana bis zu den Fällen Gesprächsstoff sein und die „Compagnie Belge Maritime du Congo" würde einen dicken Bericht weiterzuleiten haben nach Einvernahme aller Beteiligten und aller Begleitumstände. Gar nicht auszudenken, was da alles zur Sprache kommen würde. Die Geschichte mit den Glants, die private und die berufliche Schwierigkeit mit Dr. Bünger und die nunmehr ganz unmöglich gewordene Affäre mit diesem fürchterlichen Menschen, diesem Steuermann, einem heruntergekommenen Alten, dem ausgerechnet am Kongo wegen notorischer Trunkenheit das Lotsenpatent entzogen war. Das genügte der Gesellschaft: einen soliden Hinauswurf des Kapitäns, auch ihres bei den Passagieren allgemein beliebten Kapitäns, mehr als zu rechtfertigen. Kam da noch die finanzielle Schädigung der Gesellschaft hinzu, und die war dann freilich schwer und unvermeidlich, dann war für ein vorläufiges Ende der Karriere gründlichst gesorgt und man konnte nach Beendigung der schleppenden Verhandlungen zusehen, wie man eine Heuer auf einem drittrangigen Frachter bekam. Was sich da nun auf einer Fahrt alles zusammengebraut hatte in den wenigen Tagen, und dazu diese seltene Auswahl schwieriger, einflußreicher Fahrgäste! Der Becher war voll bis zum Rande, vertrug keinen Tropfen, keine Erschütterung mehr! Die Lage vertrug keine Einmischung, keine Erörterung irgendwelcher Art von anderer Seite, keine Schwäche seinerseits. Dreingefahren, dreingeschlagen, wenn's sein muß, das war hier das einzige, der einzige Ausweg, eisern mußte den Schwierigkeiten begegnet werden, die heute Abend an ihn herantreten würden.

Jon Johnson stand noch immer ruhig und fast bewegungslos auf seinem Posten, nur ein wiederholter Seitenblick auf den Kapitän veränderte sekundenlang sein graues, starres Gesicht, als ob er hineinhorchen könnte in die zunehmende Unruhe des Kapitäns, der seit einigen Minuten von einem Ende der Brücke zum anderen immer rascher hin- und herschritt. Nach einer kurzen Zeit äußerster Spannung und Explosionsgefahr wurde Erland plötzlich ruhiger, als hätte sich die Ruhe seines Steuermanns auf ihn übertragen und ihm die Fähigkeit gegeben, alle Punkte sachlich erwägend, leidenschaftslos prüfend die Lage zu meistern. Er hatte zu den Fahrgästen von den

vorgesehenen Maßnahmen in sehr bestimmtem Ton gesprochen, und die Wirkung seiner Worte war ihm nicht verborgen geblieben, aber je mehr er über diese Maßnahmen bereits nachgedacht hatte, um so mehr war er in eine Sackgasse geraten. Die von entsprechenden Vorbereitungen und Einrichtungen abhängigen klaren Vorschriften auf den Dampfern im Karaibischen Meer oder an der Küste Südamerikas oder den Antillen waren nur sehr spärlich und unzulänglich in einigen Gewässern der afrikanischen Küste in Gebrauch. In den Gegenden um Sierra Leone wußte man allerdings gründlich Bescheid und hatte Erfahrung genug von früher her, aber was wußten schon die Kongoleute heute davon; Gelbfieber war glücklicherweise eine sehr seltene Plage bei ihnen, ereignete sich ein Fall, dann war es sicherlich eingeschleppt von einem nördlicher gelegenen Hafen, und blieb unten in Banana hängen, verursachte wohl Scherereien und Reiseverzögerungen. Dort war man daran gewöhnt, darauf eingerichtet, aber selbst da kam immer weniger davon zum Vorschein. Unter diesen Umständen war der „Compagnie Belge Maritime du Congo" wohl kein Strick zu drehen wegen diesbezüglicher „Fehlanzeigen". Um so schlimmer für Olaf Erland, der sich im klaren darüber war, daß die Herren der Gesellschaft von ihren Kapitänen den „reibungslosen" Betrieb und die Beliebtheit bei den maßgebenden Fahrgästen höher in Rechnung stellten als die eigene Verantwortung und Erwägungen außergewöhnlicher Vorkommnisse. „Reibungslos" war ja nun dieser Fall keineswegs geworden, und die Beliebtheit vertrug bei dem äußerst gespannten Zustand der Fahrgäste entschieden keine weitere Belastung. Es ging da schon um die Existenzfrage so oder so. Es mußte schon einigermaßen im Einklang mit den wirklich maßgebenden und unruhigen Anwesenden gehandelt werden, über deren Einstellung zur Lage er sich ziemlich klar war und erwartete, daß ihre dringenden Forderungen heute abend sowieso bis an die Grenze verängstigter Unnachgiebigkeit gehen würden. Immerhin blieb dann noch die ausstehende definitive Antwort Dr. Büngers, amtlich sogar, denn jetzt mußte dieser als mitverantwortlicher Schiffsarzt sprechen. Und trotzdem, was könnte sich überhaupt noch ändern?

1. Bünger vermag sich die Art der Krankheit nicht zu erklären. 2. Alle anderen — erfahrene, alte Afrikaner — sind sich einig darin, daß der Kranke alle Symptome des Gelben Fiebers zeigt. 3. Hatte es ihm selber nicht einen Stoß gegeben, hatte er nicht ein Würgen im Hals empfunden, als er vor dem Krankenbett stand und das gelbliche Gesicht sah! War er selber nicht innerlich überzeugt davon, daß der furchtbare Gast in der Kabine 5 hockte!

Den Kranken in der Kabine isolieren, die dem Schiffslazarett für „Sonderfälle" angeschlossen war, damit war weder der zu erwartenden Panik noch dem, was doch kommen mußte, vorgebeugt, ganz abgesehen von der Pflege, die dann vorschriftsmäßig von einem zur Not ausgebildeten, normalerweise dem Schiffsarzt im Bedarfsfall zustehenden Steward übernommen werden mußte und selbstverständlich zu einer weiteren Isolierung führte. Nicht nur Dr. Bünger, sondern auch der Kapitän durfte eine Fortführung der Pflege von seiten Margas dulden, obschon dies in diesem Falle das einzige Vernünftige wäre, nachdem sie schon zwei Tage bei dem Kranken zugebracht hatte, die hierzu nötige Erfahrung besaß, tropenfester und widerstandsfähiger war als der sonst in Betracht kommende Steward. Auch die Tatsache, daß Frauen überhaupt bedeutend weniger empfänglich für diese Krankheit sind, konnte daran nichts ändern, daß Marga schließlich im Gegensatz zu ihrem Vater nur Fahrgast war und damit als Pflegerin unter keinen Umständen mehr in Betracht käme. Nein, nur eine Lösung sah Erland vor sich, aber dieser einzige Ausweg erschien ihm zunächst so hart, so erbarmungslos, daß er vor diesem Gedanken selbst zurückschreckte, ihn verwarf, um ihn dann immer wieder aufzunehmen. Immer fester wurde sein Entschluß, ihn durchzuführen, kein anderer brauchbarer Weg! Mußte Dr. Bünger gegen Abend zugeben, daß die Symptome einer Erkrankung am gelben Fieber vorhanden waren, dann mußte Jürgen Schenk heute abend noch am Anlegeplatz das Schiff verlassen und dort in einem Zelt, mit allem Nötigen versehenen, untergebracht werden. Die Symptome mußten vorhanden sein, ja, aber dann mußte schnell gehandelt werden; einen einwandfrei nachgewiesenen Fall konnte man nicht brauchen, dann wäre es zu spät. Die Generalagentur in Stanleyville würde er am nächsten Morgen funkentelegraphisch benachrichtigen, und die würde ihrerseits das veranlassen, was sie ihrem und dem Namen der Compagnie Belge Maritime du Congo schuldig zu sein glaubte. Die Möglichkeit, flußabwärts von Coquilhatville oder einer Station des südwestlichen Teiles des Bangala-Distrikts in zwei bis drei Tagen Hilfe in einem kleinen Fahrzeug an Ort und Stelle zu haben, war für die Generalagentur keine schwierige Aufgabe und würde zweifellos ohne Aufschub erledigt werden; man konnte die Nachricht schon so abfassen, daß der nötige Dampf dahinter gemacht werden würde. So, und nur so ging das, Kapitän Erland kannte seine Leute dort oben, sie mußten vor vollendete Tatsachen gestellt werden, dann funktionierte es schon. Die Gesellschaft würde bei der kommenden Berichterstattung seine Handlungsweise billigen, schon in Anbetracht der dadurch vermiedenen Quarantäne und dem Fortfall einer Verzögerung der weiteren Reisenden der „Kassai". Kapitän Erland hatte nun seinen Entschluß gefaßt und wußte, daß er ihn durchführen würde.

Ekelhafter Gedanke für einen Kapitän, einen Menschen, einen Kranken an Land zu setzen, hier mitten in der Urwaldwildnis! Aber das half nun nichts. Es war Pflicht, harte, erbarmungslose Pflicht, sobald sich der Verdacht als begründet erwies. Er, Kapitän Erland, hatte einzustehen für sein Schiff. Er konnte und durfte seine Fahrgäste nicht der Ansteckungsgefahr aussetzen, um menschlich gegen einen einzelnen zu sein.

Selbst wenn er es tun wollte. Die Fahrgäste, die Besatzung würde sich gegen ihn empören, den Seucheverdächtigen selbst mit Gewalt von Bord bringen. Armer, junger Mensch! Jürgen Schenk . . . aus Deutschland.

Pfui, was war das für ein häßlicher Gedanke? Ein Deutscher nur? Ein Landsmann dessen, der Ragnhild Erland verführt, der Dr. Erland in den Tod getrieben hatte?

Olaf Erland lauschte erregt in sich hinein und atmete dann befreit auf. Nein, da war nichts von Haß, nicht einmal Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des jungen Menschen. Er bemitleidete ihn. Er hätte ihm helfen mögen. Nichts war da, als das Bewußtsein einer harten, schweren Pflicht. Heute abend also . . . wenn nicht Dr. Bünger doch noch recht behielt, der Zustand des Kranken sich änderte.

(Fortsetzung folgt.)



Roosevelts politischer Minenleger.
Außenminister Hull (links) fordert in einer Sitzung des Auswärtigen Ausschusses die sofortige Aufhebung des Neutralitätsgesetzes.
Aufn.: Associated Press

Zwei Wissende verraten die Ziele

WALTER LIPPMANN

(Schluß.)

mal aus seiner rassischen Vorbelastung, zum anderen aus seinen besonderen Vorstellungen über Freiheit. Als Vorbeter Roosevelts versicherte er noch 1939: Eine amerikanische militärische Expedition in Europa sei unmöglich. Damals war Lippmann noch überströmender Anwalt der inzwischen preisgegebenen Neutralitätsgesetzgebung. Damals schrieb Lippmann („Washington Post": 3 10. 41):

„*Der zwingende Grund (für die Zurückziehung der USA.-Schiffe aus den Kriegszonen) liegt darin, daß in der Welt, wie sie zur Zeit ist (!), die Vereinigten Staaten es sich nicht erlauben können, Teilnehmer am europäischen Kriege zu werden . . . Der wirkliche Grund zur Aufnahme einer Politik der Nichtteilnahme am europäischen Kriege liegt nicht in einer pharisäischen Indifferenz über den Ausgang des Krieges, noch in einer Gleichgültigkeit an seinem Ausgang, noch auch in einer panikartigen Furcht oder Schwäche. Der wirkliche Grund liegt vielmehr darin, daß eine Teilnahme an diesem Kriege wie in 1917 die Sicherheit der Vereinigten Staaten wie die der gesamten westlichen Hemisphäre äußerst gefährden würde. Diejenigen, die so viel von einer amerikanischen Kriegsteilnahme sprechen, entweder weil sie sie fürchten oder weil sie sie wünschen, haben, so behaupte ich, die zugrunde liegende und beherrschende strategische Stellung nicht begriffen, in der das Land sich befindet. Wenn die Menschen, die befürchten, daß unsere Gemütsbewegungen uns zur Teilnahme verleiten könnten, unsere Lage erst einmal begreifen, dann werden sie verstehen, warum wir nicht teilnehmen können, und jene, die von ihren Sympathien sich leiten lassen, werden verstehen, warum wir nicht teilnehmen dürfen . . .*" Lippmann machte somit gar kein Hehl daraus, daß lediglich die strategische Lage (mit deutlicher Darstellung des pazifischen Problems) die Haltung einer Nichtteilnahme aufzwang. Das Neutralitätsgesetz könne geradezu, wiederholt er eine offizielle Verlautbarung, bezeichnet werden als „*ein Gesetz, die Amerikaner dem Kriege 3000 Meilen und den Krieg Amerika 3000 Meilen entfernt zu halten*". Auch Lippmann bestätigte dabei nachdrücklich, daß „*die Mehrheit des Volkes außerhalb des Krieges zu bleiben wünsche*".

Hinterher hat Lippmann alle Halb- und völligen Kehrtschwenkungen Roosevelts mitgemacht, von den Proklamationen der „westlichen Hemisphäre" über die erlogene Verteidigungsnotwendigkeit bis zum Schießbefehl und damit offenen Angriff. Derselbe Lippmann, der noch im Herbst 1939 das Neutralitätsgesetz als Schutzwall gegen die Kriegsverstrickung gefeiert hatte, verlangte bereits am 17. Mai 1940, zur Stunde des deutschen Durchbruchs im Westen, den „*Kriegseintritt Amerikas, um die europäische Wirtschaft und Kultur zu retten!*"

Aber es geht Washington und Lippmann ja gar nicht um so selbstlose Ziele. Denn der gleiche Lippmann entkleidete in der „Washington Post" vom 8. 2. 41 das Roosevelt-Ziel bis zur Nacktheit: Die amerikanische Hilfe habe den Zweck, England so lange zu halten; bis es alle Wünsche der amerikanischen Kapitalisten und Machthaber erfüllt habe, d. h. „*bis die USA.-Flotte die in der Welt zerstreuten Teile der englischen Luftflotte und die britischen Stützpunkte habe übernehmen können*". Das also ist der Kern der Washingtoner Diplomatie: Universal-Erbe des englischen Empire. Es sind Verbündete, die wirklich einander wert sind: London verspricht in Moskau alle erdenkliche Hilfe, und sein Kriegsminister Moore-Brabazon verrät das britische Wunschziel, daß Moskau sich im Kampf aufreibe. Ebenso: Roosevelt verheißt England alle Hilfe, und Lippmann verrät das Endziel: die Ablösung der britischen Weltherrschaft durch die Weltdiktatur Roosevelts!

Roosevelt peitscht seine Pressekreaturen täglich weiter. So verlangte Lippmann im Auftrag seines Meisters vom Stuhl schon im März 1941 „*die Besetzung der Azoren, um Deutschland zuvorzukommen*".

Dann aber kommt im April 1941 mit einem Male eine erkenntnisreiche Kritik an dem Präsidenten, der „*das amerikanische Volk unterschätze, es falsch unterrichte (!) und sich Aufgaben aufbürde, denen er nicht gewachsen sei*"! Ob wohl der Reptilienfonds Roosevelts einmal versagt hatte? Denn neuerdings geht Lippmann mit dem Lügenakrobaten und Meineidspräsidenten Roosevelt wieder durch alle Dschungeln seiner provokatorischen Politik Das Atlantiktreffen Roosevelt-Churchill verhimmelte er sogar als „die Anpassung der Monroe-Doktrin an die ganze Welt"! Da die Monroe-Doktrin „Amerika den Amerikanern" vorbehielt, würde nach Lippmann die atlantische Verwässerung jener Doktrin bedeuten: „Die ganze Welt den Amerikanern." Damit hat einer der Vertrauten Roosevelts seine Weltdiktaturgelüste deutlich gemacht.

Diese Leuchte amerikanischer Journalistik ist so aufgefallen, daß sie in diesen Tagen des zehnten Ehrendoktorats für würdig befunden wurde.

MOORE BRABAZON

(Schluß.)

das Transportwesen. Im Oktober 1940 machte ihn Churchill zum Träger dieses Ministeramtes und später zum Minister für die Flugzeugproduktion. Er soll den Vorsprung Deutschlands auf diesem Gebiet einholen vielleicht hält man ihn deshalb besonders dafür geeignet, weil er in jüngeren Jahren mal ein Autorennen gewonnen hat. Von diesem Minister, der, wie schon gesagt, gern redet, hat man auch erfahren, daß die Flugzeuglieferungen der Amerikaner in England nicht sehr entzückt haben: es seien wohl Bomber geliefert worden, aber die wären erst nach langwierigem Umbauen brauchbar; es seien auch Flugzeuge darunter gewesen, die ursprünglich an Frankreich geliefert werden sollten. Kennt dieser Mann die amerikanischen Großverdiener schlecht! Wie sagte doch Roosevelts Freund und Sonderbotschafter für Moskau, Harriman: „Wir meinen Krieg — als Geschäft." Klarer kann man so etwas doch wohl nicht sagen

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3

Humor

Hauswirt: „Das einzige, wozu ich mich verstehen könnte, ist, daß ich die alten Tapeten mit neuen überkleben lasse Vom Abkratzen der Wände aber kann gar keine Rede sein."

Mieter: „Ausgeschlossen, daß ich mich damit zufrieden gebe. Das Zimmer ist uns so schon zu klein."

*

„Vati, weshalb sind denn die Fische stumm?"

„Rede du mal, dummer Junge, wenn du den Mund voll Wasser hast."

*

„Wie hast du das nur fertig gekriegt, deine geizige alte Tante um hundert Mark anzupumpen?"

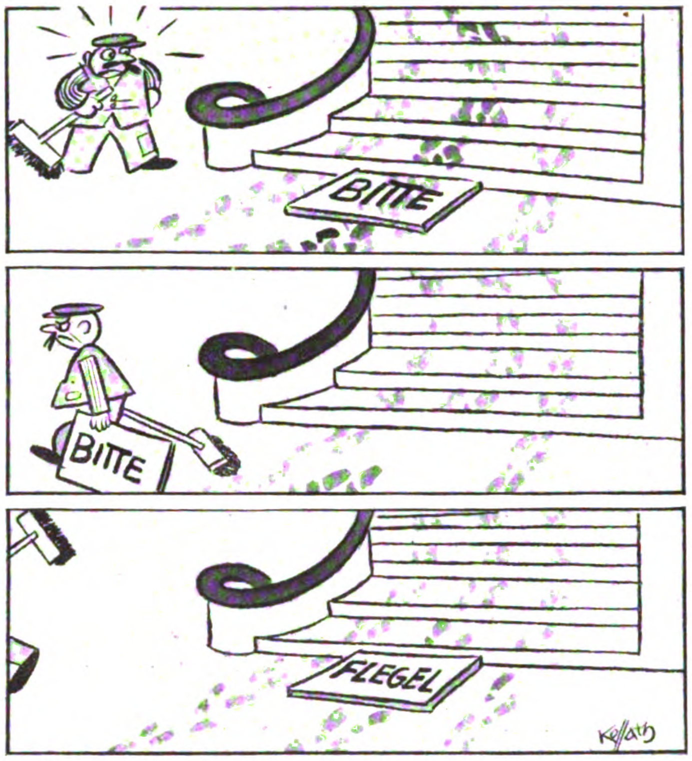
„Ich sah sie aus einem Verschönerungsinstitut kommen und tat dann so, als ob ich sie nicht erkannt hätte."

*

„Nun habe ich schon die fünfte Flasche von Ihrem Haarwasser gehabt, und das Haar denkt noch immer nicht daran, zu wachsen."

„Mir unverständlich! Überall habe ich sonst überraschende Erfolge damit."

„Nun, es soll mir nicht darauf ankommen, ich werde auch noch die sechste Flasche austrinken. Dann ist aber Schluß."



Verzweiflungstat eines Hauswartes bei Schmutzwetter.

Zeichnung: Kossatz.

„Nun, Herr Professor, sagen Sie mir mal aufrichtig, was halten Sie von dem musikalischen Talent unseres kleinen Fritz; wird er mal ein guter Pianist werden?"

„Das kann man noch nicht so sagen; jedenfalls aber hat er eine sehr reizende Art, den Klavierdeckel zu schließen."

*

„Herr Professor, wodurch unterscheidet sich eine Autographie von einer Biographie?"

„Die Erklärung ist ganz einfach. Die Biographie zeigt ihn so, wie er wirklich ist, die Autographie dagegen, wie er es sich einbildet!"

*

„Bitte entschuldigen Sie, meine Damen", sagte der Chef, „daß es mit der Bedienung heute etwas langsam geht — aber Sie müssen wissen, daß meine rechte Hand mit einem verstauchten Fuß im Bett liegt!"

*

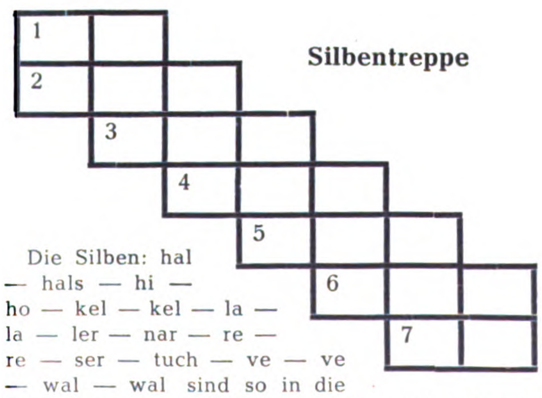
Der kleine Hartmann hat viel zum Geburtstag geschenkt bekommen. Vor Freude schlingt er abwechselnd seine Ärmchen um den Hals des Vaters und den der Mutter. Als er darin eine Pause macht, meint er: „Furchtbar nette Eltern habe ich erwischt, sagt mal, wie seid ihr nun gerade auf mich gekommen?"

RÄTSEL

Rösselsprung

eig	re	acht	mi	ein	heit
bet	schen	er	weis	lei	ten
eu	nis	wie	ord	zu	tritt
ihr	ge	das	se	kar	nen
da	macht	wa	get	schen	schan
gen	mö	zwi	den	und	die

Silbentreppe



Die Silben: hal — hals — hi — ho — kel — kel — la — la — ler — nar — re — re — ser — tuch — ve — ve — wal — wal sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen.

1. Delphin der nördl. Meere, 2. Ruhmeshalle bei Regensburg, 3. Stadt in Brit.-Indien, 4. Zurückhaltung, 5. schlechter Wagen, 6. Pflanze, 7. Schal.

Zahlenrätsel

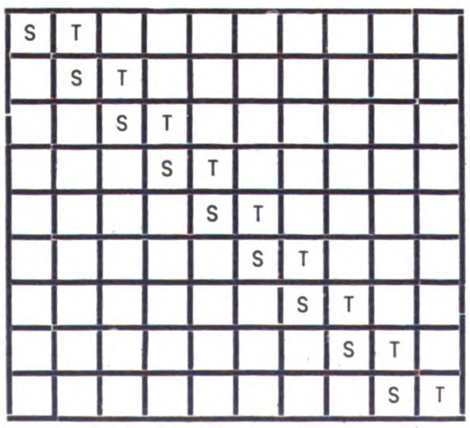
1 9 6 2 5	afrikan. Landschaft
2 5 10 11 1 7 12 1 11 1	Keimtötung
3 11 13 9 8 11 7 5	Landschaft in Oberitalien
2 3 12 7 5	europ. Gebirge
4 2 3 2 8 11 2	Wechselfieber
2 5 2 8 14 15 11 7	Gesetzlosigkeit
5 2 14 15 10 11 13 2 3 3	Singvogel
6 11 2 4 2 5 10	Edelstein
7 5 7 8 13 11 7	Willensstärke
8 2 10 15 2 9 1	Verwaltungsgebäude

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen ein kleines Amphibium.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Hederich Lamento Kaschmir Musselin Fürst Greinz Heide Seebad Riegel Twist Wertheim Poseidon Rheinwein Banner Kreta Wasser Mangrove Hessen Moslem Frist Badenweiler Schiller sind je drei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Gneisenau ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

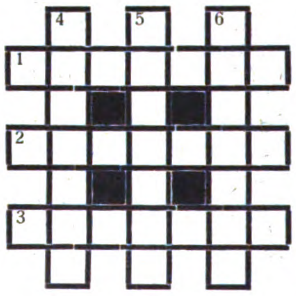
Füllrätsel



Die Buchstaben: a a a b b b ch d e e e e e e e e e e e e e e e e f f f f h h i i i i i i i i i k k l l l l m n n n n n o o o o p r r r r r r r r r s s t t u u u sind so in die Felder zu setzen, daß folgende Wörter entstehen.

1. oberbayer. Gewässer, 2. Sternkunde, 3. Geschichtsforscher, 4. Entzündung durch Kälte, 5. nordwestl. Kap Spaniens, 6. Planet, 7. Infektionskrankheit, 8. Tarif, 9. Textbuchverfasser.

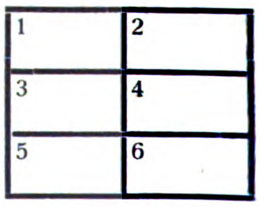
Gitterrätsel



Die Buchstaben: a a a a a b ch e e e e f i i i k k k l l l l l m m m n r r r s s t werden so in die Felder gesetzt, daß folgende Wörter erscheinen: 1. kalter NW-Wind, 2. Wunder, 3. Nibelungengestalt, 4. Zweigniederlassung, 5. Stadtteil von Berlin, 6. Zierpflanze.

Silbenkreuz

1—2 offene Hauslaube
1—3 Gebirge in Bulgarien
1—6 Europäer
2—4 Geschäftszimmer
2—5 Strom in Afrika
3—4 Leiter der Kirchenmusik
3—6 Ecke, Rand
4—6 Kuchen
5—6 Ostgermane



Lösungen der Rätsel in Folge 46:

Füllrätsel: 1. Artaxerxes, 2. Karolinger, 3. Klarinette, 4. Pelargonie, 5. Oelsardine, 6. Weingarten, 7. Grundfarbe, 8. Reichsmark, 9. Madagaskar. ✶ **Zahlenrätsel:** Toblach, Hebriden, Aschenbahn, Italien, Legitimation, Achat, Neger, Damast. „Thailand." ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Essig, 2. Seide, 3. Sigel, 4. Ideal, 5. Gelle. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Zitrone, 2. Unze, 3. Chimborasso, 4. Hoerselberg, 5. Tarragona, 6. Hiddensee, 7. Alessandria. „Zucht hat Zierde." ✶ **Magische Figur:** Fermate, Rouge, Amulett, Agent, Stettin. ✶ **Silbentreppe:** 1. Felge, 2. Gefreiter, 3. Tertia, 4. Adresse, 5. Seminar, 6. Narbonne, 7. Nepal. ✶ **Silbenkreuz:** 1. MUN, 2. CHEN, 3. ZE, 4. BU, 5. TA, 6. JO.



Künstlerisch gestaltete Gruppenbewegung. Richtige Bewegungen müssen immer das Merkmal des Natürlichen, Kraftvollen, Lebendigen und Ausdrucksvollen haben.

30 Jahre Bode-Schule

Aufnahmen: Inge Mantler (2), Brigitte Wex (2).



Die Grundelemente der Bode-Schule führen zur gestaltenden freien Bewegung, die den Weg zum volkstümlichen Tanz vorbereitet.

In diesen Tagen feiert die Bode-Schule ihr dreißigjähriges Bestehen. Seit Dr. Rudolf Bode, der Begründer der organischen Bewegungslehre, in den Reichsnährstand berufen wurde, steht die Schule unter Leitung von Frau Elly Bode in München. Die Erziehungsidee ist, die körperliche Ertüchtigung organisch zu erneuern und die uralten Zusammenhänge von Musik und Bewegung als Einheit wiederherzustellen.





Anmut und Echtheit, die heute für unsere Mädel erstrebt wird, zeigt sich überall in der Leibeserziehung der Bode-Schule, so auch hier in diesem einfachen Springen.

Links: Einer Bewegungserziehung, die über eine nur technische Abrichtung hinausgreift, erwachsen auch Aufgaben auf dem Gebiet musikalischer und rhythmischer Begleitungslehre.

EMMERICH HUBER ZEICHNET:

Höchste Zeit!

FÜR DAS WEIHNACHTSFOTO AN IHREN SOLDATEN NÄMLICH!



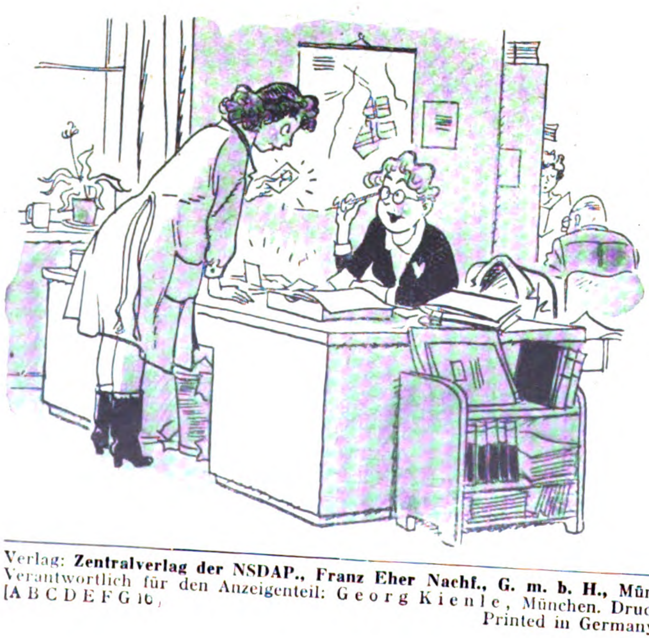
„Sooo soll ich dich für deinen Herrn Bräutigam knipsen? Na, hör mal, ob das das Richtige ist . . .?!"
„Doch, doch, er schreibt, sie hätten sich einen ganz ordentlichen russischen Ofen organisiert, aber zusätzlich könnte er noch etwas Warmes brauchen. Na, und ich kenn' doch meinen Fritz — wovon dem am schnellsten warm wird, weiß ich . . .!"



„Was denn? Diesen aufgeklappten Werkzeugschrank wollen Sie mit auf dem Bild haben? Hör'n Se mal, das stört aber den künstlerischen Gesamteindruck des Fotos kolossal, liebe Dame . . .!"
„Das verstehen Sie nicht! Einem Bastler ist sein Werkzeugkasten heilig, und mein Mann draußen ist immer in Sorge, daß unsere Jungens ihm ein Stück davon verbummeln . . ."



„Daß man auf dem Farbfoto, das du von uns für Vati machen lassen willst, deutlich seh'n kann, ob ich 'n schwarzen Hals habe, is ja sicher nich wahr! Ihr wollt mich bloß wieder zu der ollen Halswascherei zwingen . . .!"



„Nanu, zwölf Fotos wollen Sie zu Weihnachten gleich ins Feld schicken, Fräulein Schmidt? Was soll denn ein Soldat mit einem Dutzend Bilder von Ihnen?"
„Quatsch! Doch nicht ein Soldat! — Zwölf verschiedene natürlich, Sie Schaf!"



„Wir schicken Vati zu Weihnacht'n Foto, wo wa alle drauf sind!"
„Mensch, ick hab' für meinen Vata wat viel Feineres — ick säge die janze Familie aus Laubsägeholz zum Aufstellen . . .!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
[A B C D E F G 10]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

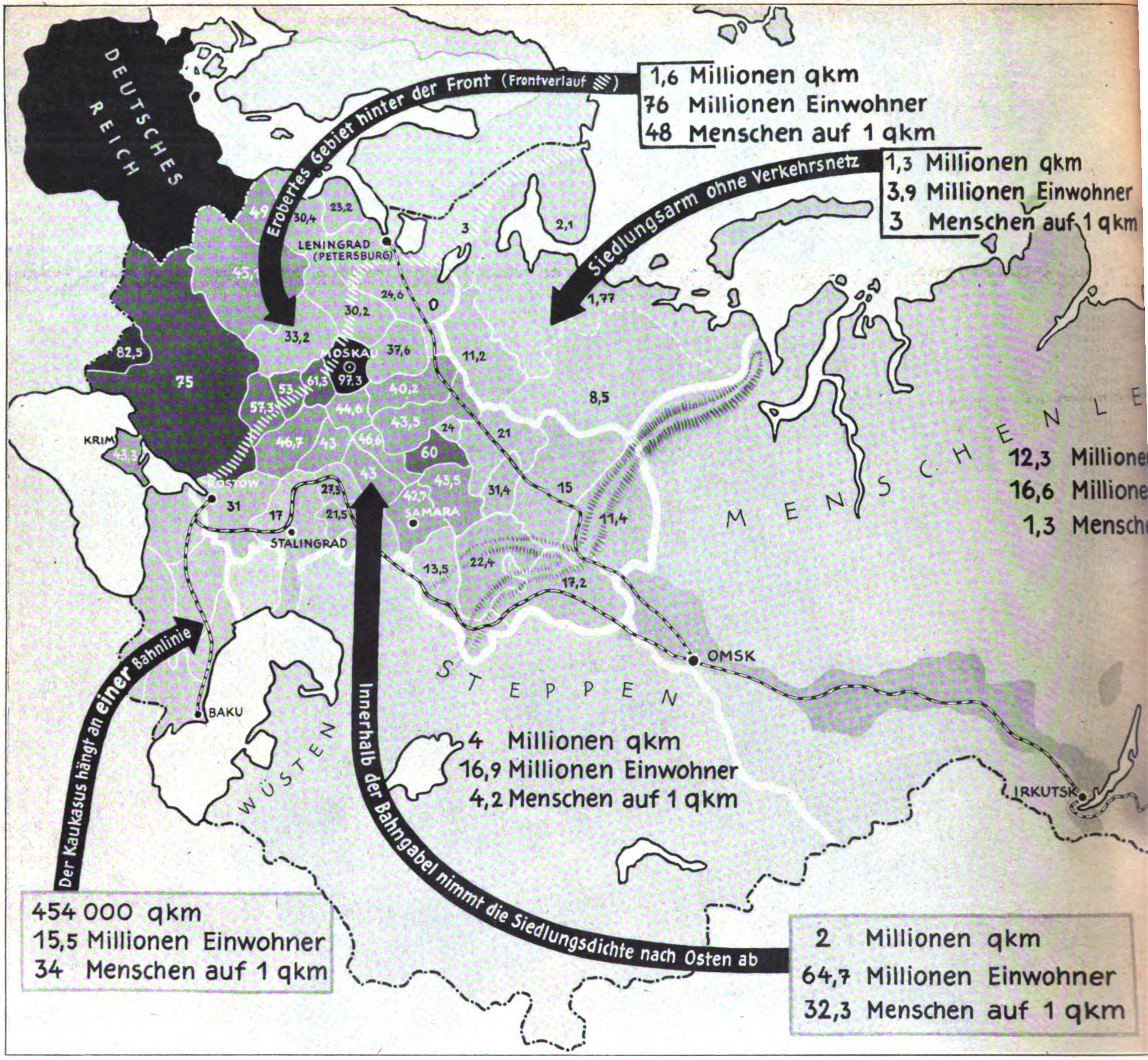
IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 27. NOVEMBER 1941
16. JAHRGANG FOLGE 48

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

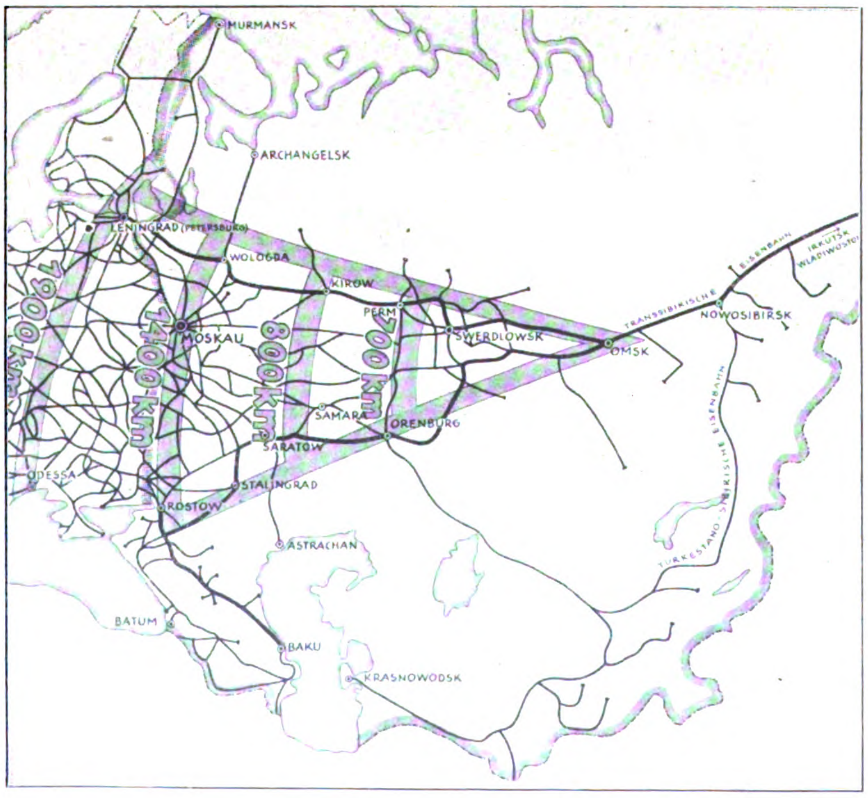


Der Generalluftzeugmeister Generaloberst Ernst Udet
fand bei Erprobung einer neuen Waffe den Fliegertod.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



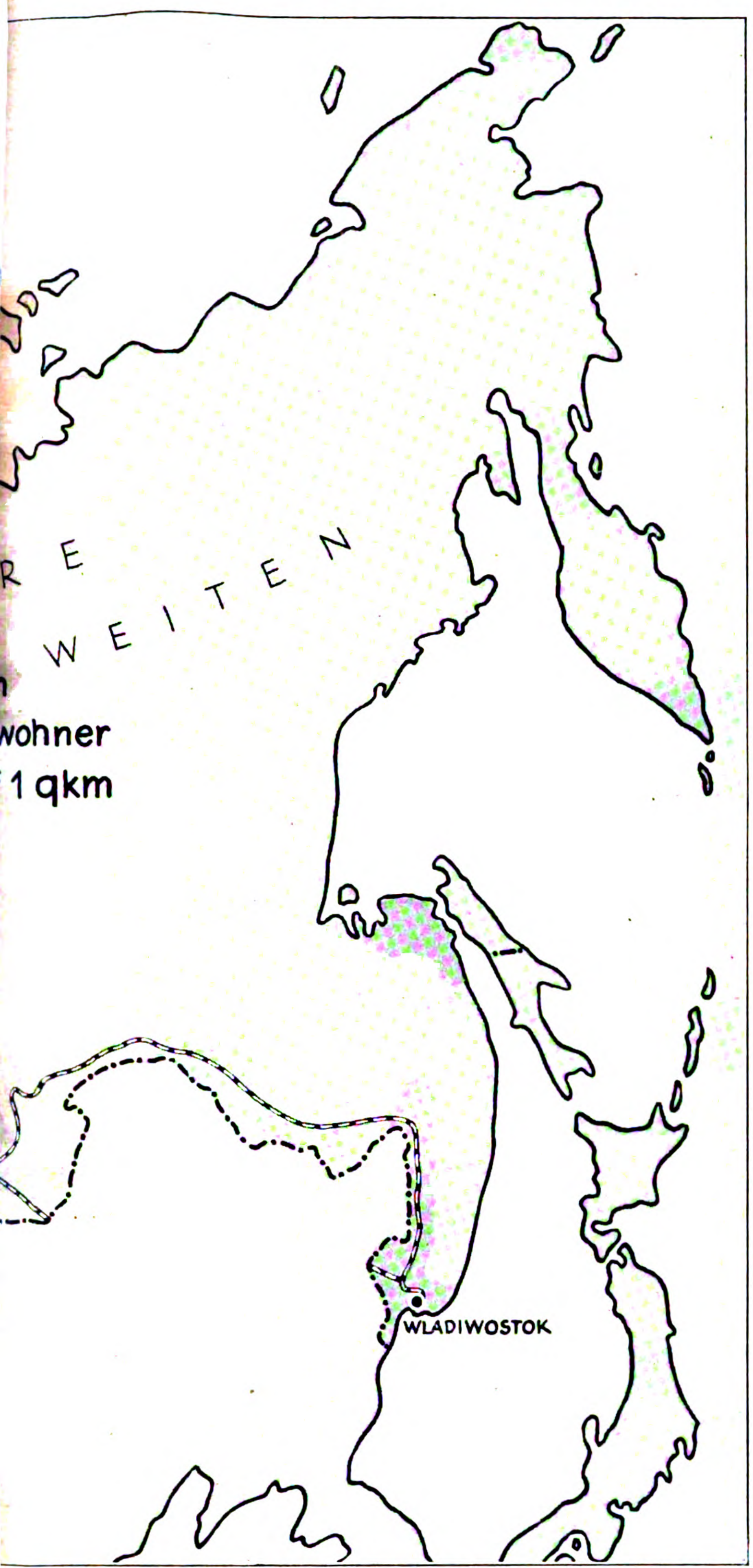
Der Riesenraum der Sowjetrepubliken.
Rund neuntausend Kilometer mißt die Sowjetunion in der Längenausdehnung, viertausend Kilometer auf der größten Breite, also ein Riesenraum. Bei näherem Betrachten jedoch verlieren die erdteilgroßen Weiten an Unnahbarkeit, denn in menschenleeren, von der Verkehrstechnik unerschlossenen Gegenden fallen keine Kriegsentscheidungen. Die Zahlen innerhalb der Provinzen bezeichnen die Einwohnerzahl je Quadratkilometer.

Karten: Illustrierter Beobachter



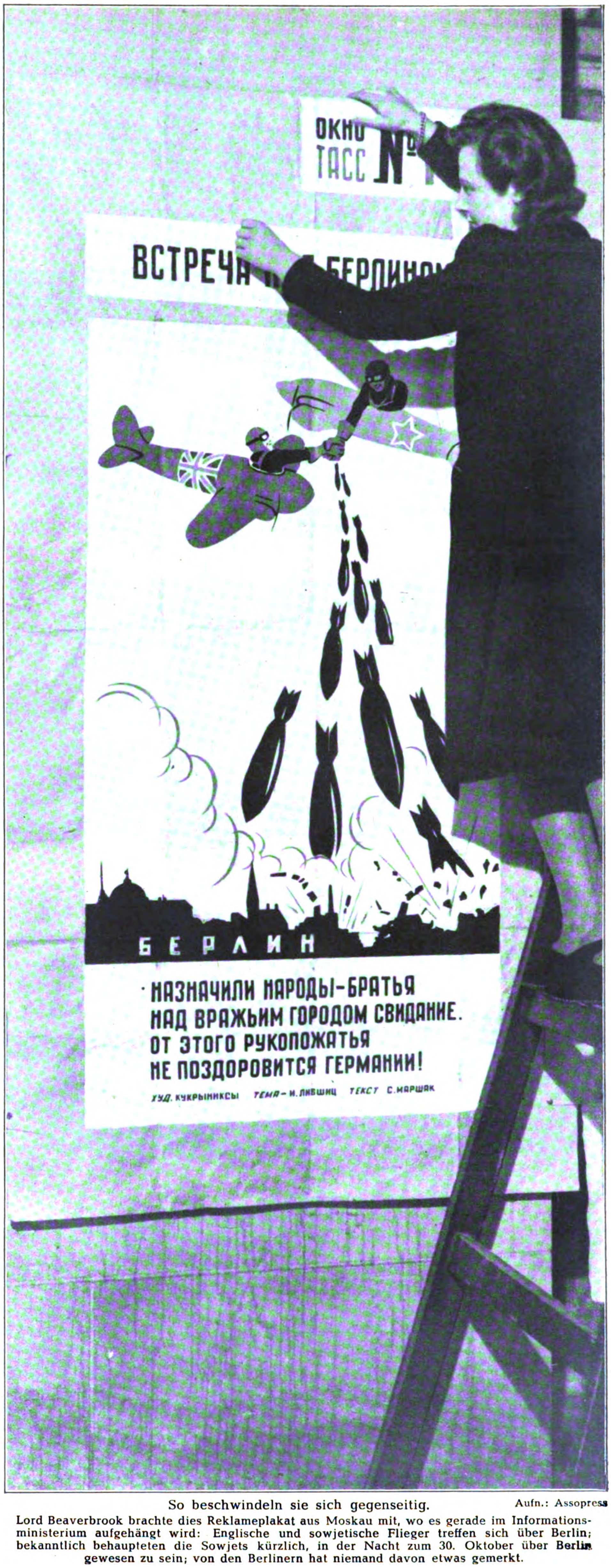
Links:
Das sowjetische Eisenbahnnetz läuft nach Sibirien hin in nur einen Faden aus.
In der Ost-West-Richtung läuft der nördlichste durchgehende Schienenweg von Omsk über Perm nach Leningrad, der südlichste von Omsk über Orenburg—Saratow nach Rostow. Dazwischen ziehen sich Quer- und Längsverbindungen, ostwärts Moskau aber wird das Spinnennetz immer dunner, und der Operationsraum der Sowjets enger.

„General Raum" in der Klemme

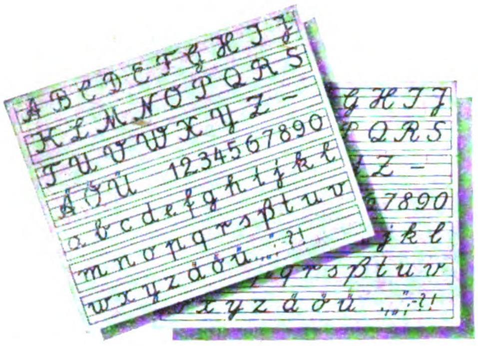


Von ihm erwarteten unsere Feinde Wunder.
Unsere Führung, die nur auf Vernichtung des Gegners abzielt, hält bereits den bevölkerten, fruchtbarsten und industriell wichtigsten Raum der Sowjetunion fest in der Hand. Bald hinter Moskau nehmen die Provinzen an Bevölkerungsdichte ab, um schließlich dreieckmäßig in die schütter besiedelten, schmalen sibirischen Zonen auszulaufen.

Die Kremlmachthaber hatten im Westen der Sowjetunion zum Aufmarsch gegen Europa geeignete Landgebiete an sich gerissen. Hier gab es Eisenbahnen und Straßen, von hier aus setzten sie zu ihrem Sprung auf die europäische Kultur an. In letzter Stunde kam ihnen der Führer zuvor. In unvergleichlichem Siegeszuge stießen die deutschen und verbündeten Armeen in die jedem von uns schier unermeßlichen Räume der Sowjetunion vor. Gewaltige Kesselschlachten vernichteten die Kampfkraft des Feindes; die Sowjets verloren acht bis zehn Millionen Mann ihrer Kerntruppen, über 15 000 Flugzeuge, 22 000 Panzer, 27 000 Geschütze. Wo blieb der „General Raum", auf den sich Stalin, Churchill und Genossen als unbezwinglichen Gefährten allzuviel zugute taten? Von unseren Soldaten wurden bisher, wie der Führer am 8. November verkündete, 1 670 000 Quadratkilometer erobert. Ein Blick auf die Karte läßt erkennen, was dieser Verlust für die Sowjetunion bedeutet. Wo befinden sich die Raumreserven der Sowjets, mit denen die Feindpropaganda so großzügig umgeht? Hinter dem Ural erstreckt sich ein bis zur Hälfte unerforschtes Gebiet, von den 21,6 Millionen Quadratkilometer der Sowjetunion sind 10 Millionen Quadratkilometer ständig vereist, weiter sind 2,2 Millionen Quadratkilometer fast unbewohnte Wüsten. Der größte Teil der Anbaugebiete breitet sich hinter der deutschen Front aus. Was den Bolschewisten an Agrar- und Industrieraum zur Zeit verblieben ist, macht nur einen Bruchteil der vermeintlichen Riesenzonen aus, die nur auf dem Atlas Wert haben.



So beschwindeln sie sich gegenseitig. Aufn.: Assopress
Lord Beaverbrook brachte dies Reklameplakat aus Moskau mit, wo es gerade im Informationsministerium aufgehängt wird: Englische und sowjetische Flieger treffen sich über Berlin; bekanntlich behaupteten die Sowjets kürzlich, in der Nacht zum 30. Oktober über Berlin gewesen zu sein; von den Berlinern hat niemand davon etwas gemerkt.



Die neue Normalschrift

EIN PSYCHOGRAPHISCHES EXPERIMENT: 3 SCHÜLER EINER 5. KLASSE BEIM ZEICHENUNTERRICHT UND AM GLEICHEN THEMA

Auf allen deutschen Volksschulen ist seit Beginn des neuen Schuljahres die neue „Normalschrift" in Gebrauch. Schon die bisherige „Sütterlinschrift" sah eine wesentliche Vereinfachung des Schriftbildes vor.

Inzwischen gaben lange praktische Versuche das Bild der nunmehr eingeführten Normalschrift, zu deren Einführung mannigfaltige Erwägungen entscheidend waren: Mögen auch die Anhänger der Frakturschrift den Verzicht auf die „arteigene", seit der Gotik entwickelte deutsche Schrift bedauern, so ist doch nicht von der Hand zu weisen, daß ihre sture Beibehaltung eine beträchtliche Komplizierung des gesamten internationalen Schriftverkehrs in Brief, Buch, Zeitung usw. bedeutet. In der Geburtsstunde des neuen Europas kann eben auf die Durchführung eines einheitlichen europäischen Schrift-

Ein etwas ängstlicher Schüler, mit offensichtlich wenig Selbstvertrauen



1 Etwas unglücklich sitzt er vor seiner Aufgabe . . .



2 . . . ständig grübelnd und hilflos überlegend . . .



3 Ein hilfeflehender Blick zum Lehrer . . .



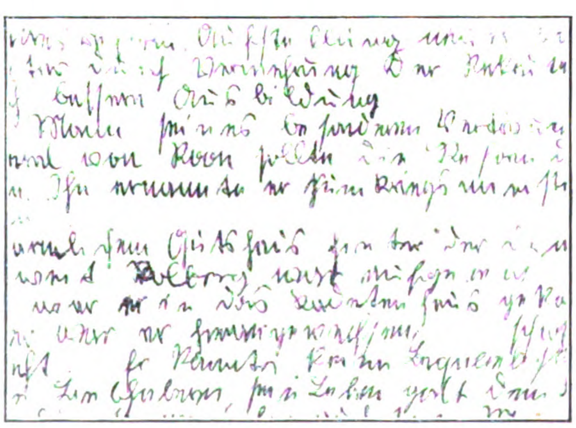
4 . . . der auch sofort einspringt . . . Das Gesicht freilich drückt immer noch Zweifel aus.



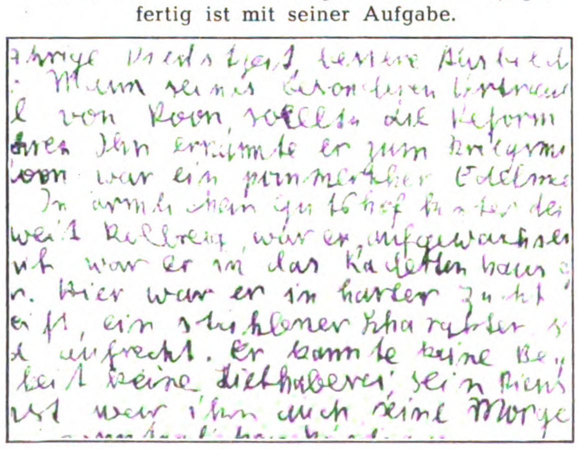
5 . . . hoffnungslos zum Nachbarn zur Linken . .



6 . . . und ein wenig neidvoll zum rechten Nachbarn, der — zweifellos glücklicher — längst fertig ist mit seiner Aufgabe.



7 Und nun die Schrift: Die deutsche Schrift zeigt ein wirres Durcheinander. Zu beachten die vielen Lücken: Der Junge ist mit dem Diktat nicht mitgekommen und hat ganze Satzteile einfach fortgelassen.



8 Die lateinische Schrift ist bestimmt nicht schöner, aber sie zeigt mehr Ordnung und Übersichtlichkeit, wobei zu bemerken ist, daß die Jungen dieser Klasse die lateinische Schrift überhaupt nicht gewohnt sind!

Ganz anders sein Nachbar: Ein frischer, dreister, unruhiger Geist



1 Immer in lässiger Haltung . . .



2 ununterbrochen in Bewegung, jetzt überlegen zum Nachbarn zur Rechten . . .



3 dann plaudernd zur Linken . . .



4 ständig die leichte, lässige Haltung wechselnd

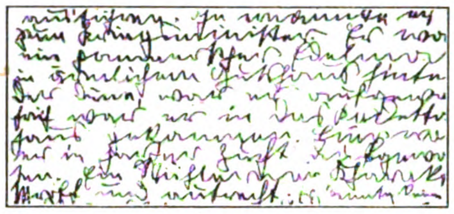


5 Nur nicht still sitzen . . .

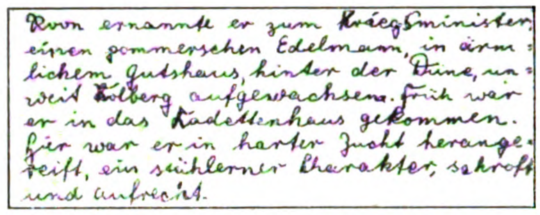


6 ein wenig Mitleid mit den Schwierigkeiten seines Nachbarn

bildes unter keinen Umständen verzichtet werden. Neben diesen rein politischen Gründen waren aber vor allem auch jahrelange Erfahrungen und gewisse Beobachtungen psychologischer Art maßgebend. Es hatte sich gezeigt, daß die (im Gegensatz zu der leichten flüssigen lat. Schrift) weitaus kompliziertere deutsche Schrift in der Hand gerade des ängstlichen, nervösen, unsicheren Schülers ein recht zweifelhaftes Instrument ist, und es ist interessant zu beobachten, daß z. B. die Schüler höherer Lehranstalten (offenbar infolge des Umgangs mit fremden Sprachen) von sich aus die lateinische



7 Die ‚deutsche' Schrift muß bei diesem Temperament leiden, sie wird einfach vergewaltigt! Denn daß derselbe Junge auch anders kann, wenn man ihm nur ein gehorsameres Werkzeug in die Hand gibt, zeigt der gleiche Schriftausschnitt in der . . .



8 . . . lateinischen Schrift! Merkwürdigerweise zeigt sie gerade das, was dem Jungen offenbar noch fehlt: Disziplin.

Und hier ein fester, besonnener Mensch



1 Korrekt und ausgeglichen ist der dritte . . .



2 durch nichts läßt er sich ablenken



3 von seiner Arbeit sieht er kaum auf.



4 Unter 20 Aufnahmen zeigen 14 die gleiche Haltung.



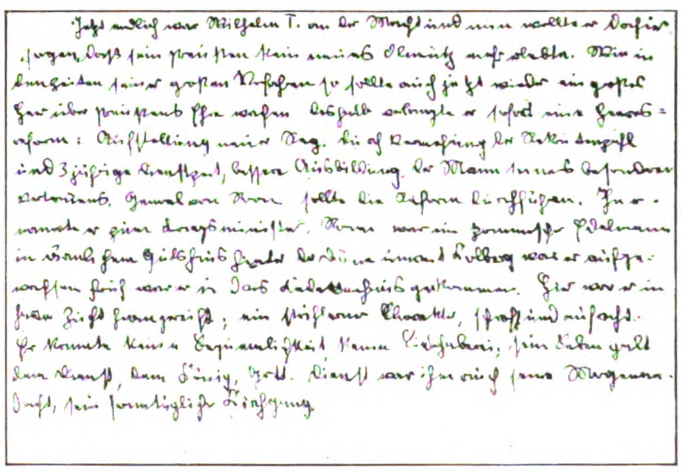
5 Zweifellos ein fester, sicherer junger Mensch.

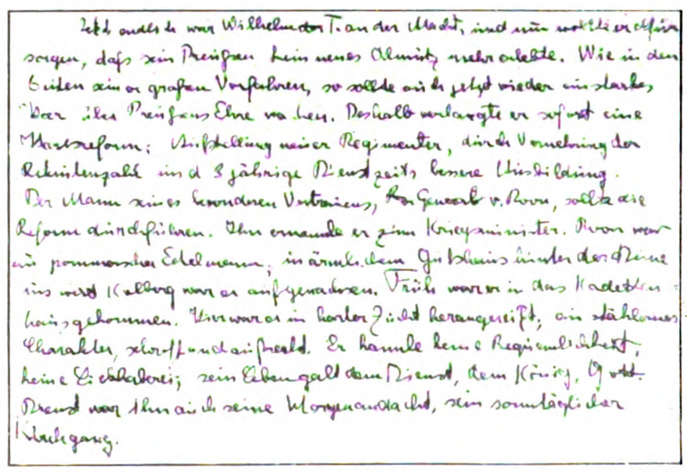


6 Zum Schluß freilich scheint er neidisch zu begreifen, daß seine Arbeit . . . vielleicht . . . etwas langweiliger ist als die seines lebendigen, sprudelnden Nachbarn.

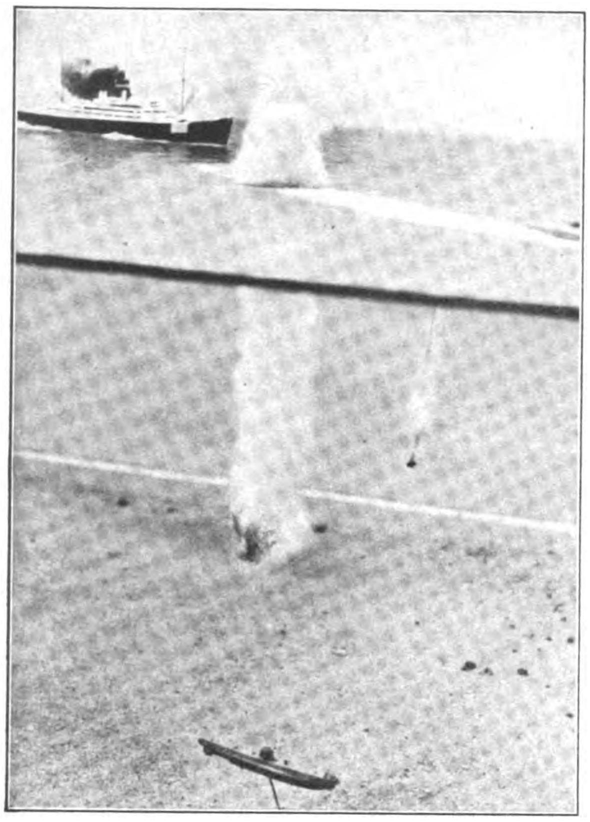
Schrift bevorzugten. Wie es so oft bei ministeriellen Erlässen und Verfügungen der Fall ist, hatte ein Teil des Publikums also schon im gleichen Sinne vorher entschieden!

Unser Bildbericht zeigt einige Versuche in dieser Richtung, die in verschiedenen Unterrichtsfächern durchgeführt wurden. Von den Schülern, die während eines beliebigen Unterrichts beobachtet wurden, bringen wir Schriftproben in deutscher und lateinischer Schrift und lassen den Leser entscheiden.

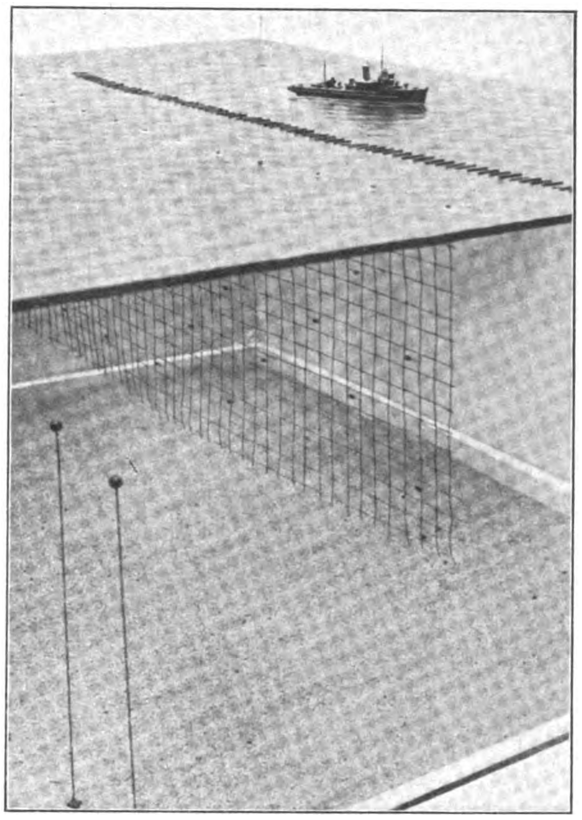




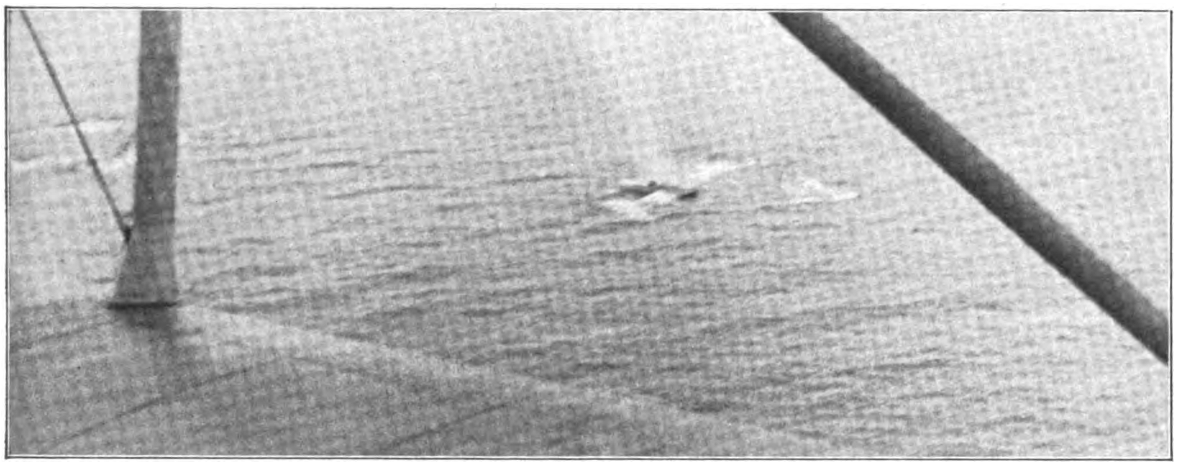
7 Die Schrift kann bei diesem Temperament nicht überraschen, hier ist alles gleichmäßig. Eine korrekte, einheitliche Arbeit. **8**



Der getarnte Hilfskreuzer ist torpediert worden.
Der schwarze Rauch zeigt die Wirkung des Treffers. Ein herbeigerufener feindlicher Zerstörer (im Bild ganz rechts oben) belegt das getauchte U-Boot mit Wasserbomben.

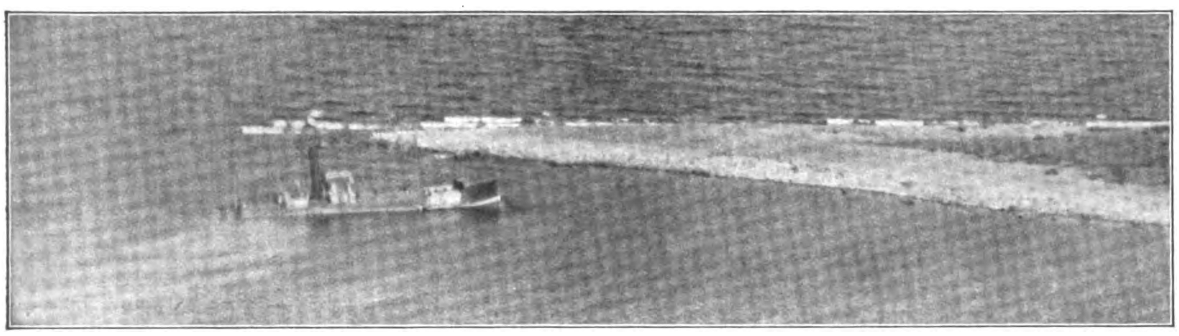


So sieht eine Seesperre aus.
In der Ausstellung „Großdeutschland und die See", wo die beiden Aufnahmen entstanden sind, wird von den Anfängen der Schiffahrt bis zu den modernsten Minensperren alles gezeigt, was die Seefahrt betrifft.

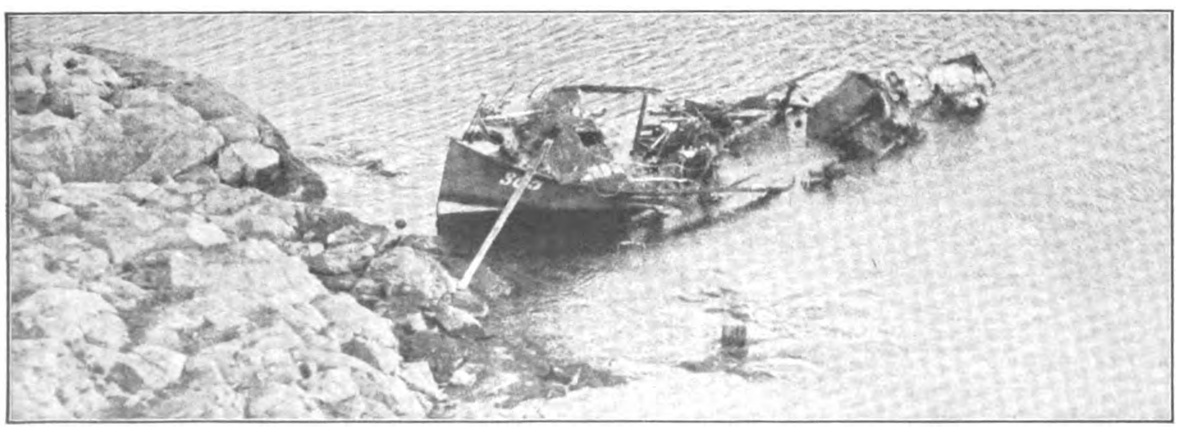


Schlag auf Schlag gegen die Sowjetflotte

Sowjetische Schnellboote werden abgewiesen.
Das feindliche Boot ist getroffen; das Feuer greift weiter um sich.



Ein Dünkirchen in neuerer Auflage.
So trafen unsere Flieger sowjetische Transportschiffe; die Sowjets setzten einige Transporter selbst auf Strand.



Die Sowjets sind mit ihrem Angriff nicht weit gekommen.
Die Aufnahme zeigt das Wrack eines getroffenen feindlichen Schnellbootes.
Aufn.: Engel-Scheifhacken (2), PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Wimmers-Sch. (3).

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

9. Fortsetzung.

Der Schluß des Romans in Folge 47:

Die Fahrgäste, die Besatzung würde sich gegen ihn empören, den Seuchenverdächtigen selbst mit Gewalt von Bord bringen. Armer, junger Mensch! Jürgen Schenk ... aus Deutschland! Pfui, was war das für ein häßlicher Gedanke? Ein Deutscher nur? Ein Landsmann dessen, der Ragnhild Erland verführt, der Dr. Erland in den Tod getrieben hatte? Olaf Erland lauschte erregt in sich hinein und atmete dann befreit auf. Nein, da war nichts von Haß, nicht einmal Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des jungen Menschen. Er bemitleidete ihn. Er hätte ihm helfen mögen. Nichts war da, als das Bewußtsein einer harten, schweren Pflicht. Heute abend also ... wenn nicht Dr. Bünger doch noch recht behielt, der Zustand des Kranken sich änderte.

Für Kapitän Erland handelte es sich jetzt noch darum, die nötigen Vorbereitungen zu veranlassen und vor allem in möglichst kurzer und bestimmter Form Dr. Bünger, Glant und Stakke Kenntnis von seinem Entschluß zu geben, ohne sich auf weitere Für und Wider einzulassen, da ja alles vom Zustand des Kranken abhängen würde. Alle drei waren Zeugen gewesen der Aufregung, man konnte schon beinahe sagen der Anfänge der Meuterei gewesen, die vor wenigen Stunden an Bord herrschte und bei welcher sowohl Senhor Pino, wie der Administrator wiederholt die Forderung, den Kranken an Land zu setzen, stürmisch vorbrachten. Glant hatte sie in seiner gereizten Art zurechtgewiesen und schließlich einfach überschrien. Aber gehört hatte es jeder doch recht gut, und es schien auch anderen als das Richtige einzuleuchten. Die weitere Erörterung war dann allerdings durch die kurze Ansprache Erlands verstummt, selbstverständlich hatten aber die beiden Überschrienen nicht gezögert, mit entsprechendem Nachdruck ihre Auffassung zu verbreiten. Die Stimmung war dafür mehr als günstig, die Aufnahme entsprechend.

Dr. Bünger hörte kaum zu, als ihm Erland berichtete. Er schien ganz vertieft zu sein in einer Untersuchung, versprach aber, den Kranken rechtzeitig auf das Unumgängliche vorzubereiten. Fast schien es Erland, als sei Dr. Bünger etwas zuversichtlicher, vielleicht waren erste Anzeichen einer Änderung da, vielleicht geschah ein Wunder!

Kapitän Erland traf Glant und Stakke allein in der Bar, stark verschanzt hinter Flaschen und Gläsern und sprach zu ihnen von seinem Besuch bei Dr. Bünger und welchen Eindruck er mitgenommen habe, aber es schien nicht als ob die beiden zu sehr geneigt waren, ein Wunder zu erwarten. Die Mitteilung des Entschlusses des Kapitäns nahmen beide stumm aber mit Kopfschütteln entgegen. „Noch ist es nicht so weit", brummte Glant, während Stakke meinte, er würde sich die Möglichkeiten in dieser Gegend und wie man am besten wieder 'rauskommt, durch den Kopf gehen lassen. Kapitän Erland bat beide Herren, in seinem Auftrag den Kranken gegen Abend aufzusuchen, um ihm ihrerseits Bericht zu erstatten über ihren persönlichen Eindruck und Befund. Er tauschte mit beiden einen Händedruck, als ob er sie verpflichten wollte für das Kommende, und verschwand.

„Hat mir beinahe imponiert, große Verantwortung, klare Voraussicht, schwerer Entschluß", sagte Grant langsam und nachdenklich.

„Stimmt, wird ihm nicht leicht gefallen sein", pflichtete Stakke ihm bei.

Es geschah kein Wunder. Als die „Kassai" am Abend festgemacht hatte und Kapitän Erland zu den Fahrgästen trat, las er bereits auf den noch ernster gewordenen Gesichtern, wie es um Jürgen Schenk stand. Glant und Stakke brachten den Bericht aus der Kabine 5.

„Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen, Kapitän. Seit Stunden ist das Fieber des Kranken zurückgegangen. Er befindet sich äußerlich sogar erstaunlich wohl. So wohl, daß er ohne Hilfe aufstehen und herumgehen kann. Aber er klagt noch immer über rasende Kopf- und Gliederschmerzen und hat auch weiterhin Anfälle mit heftigem Erbrechen. Und die Hautfarbe ... ja, die Hautfarbe ist noch gelber geworden."

„Ich bleibe bei meiner Behauptung, Herr!" wütete etwas abseits die Stimme Dr. Büngers gegen den Administrator. „Halten Sie mich für einen Scharlatan? Für einen Ignoranten, Herr? Der Patient

mag aussehen wie er will. Das Gelbe Fieber hat er nicht!"

Erland bat den Doktor zu sich.

„Es tut mir leid, lieber Herr Dr. Bünger. Können Sie mir sagen, an welcher Krankheit der Patient leidet?"

„Nein, das kann ich nicht. Meiner Ansicht nach hat die gelbliche Hautfarbe gar nichts mit dem Fieber und den sonstigen Krankheitssymptomen zu tun."

„Sie kennen sowohl Herrn Glant wie Herrn Stakke, Doktor. Beide sind erfahrene, gewissenhafte Menschen. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß die beiden Herren davon überzeugt sind, daß der Kranke vom Gelben Fieber befallen ist. Halten Sie es für möglich, daß die beiden Herren leichtfertig ein ... Urteil sprechen über einen Menschen? Oder daß sie Angst haben?"

„Lächerlich! Glant und Stakke haben keine Angst. Aber sie sind doch keine Ärzte, Schwerenotnochmal! Ich bin Arzt!

Der Patient hatte heute mittag 40,2 Grad Fieber! Jetzt hat er nur noch 38,7 Grad! Jawohl, bei Gelbem Fieber kommt es vor, daß die Temperatur zeitweilig zurückgeht. Aber niemals so stark. Ich sage Ihnen, es ist ausgeschlossen, daß ein Mensch mit Gelbem Fieber sich nach einem halben Tag wieder so aufrappelt, daß er das Bett verlassen kann! Leuchtet Ihnen das nicht ein?"

Senhor Pinho drängte heran. Seine Zähne fletschten förmlich gegen den alten Arzt.

„Gar nichts leuchtet uns ein, Sie Leuchte der Wissenschaft! Sie wissen ja selbst nicht, was dem Mann fehlt! Wie können Sie da ein Urteil fällen! Ein Rätsel, sagen Sie! Können es sich nicht erklären! Nun, wir wissen, wie das ‚Rätsel' zu lösen ist! Das Gelbe Fieber hat der Mann! Das ist es!"

Frau Geoffrey, die sich an ihren Mann geklammert hatte, bekam einen Schreikrampf.

Ihr Heulen und Pinhos unbeherrschte, keifende Stimme fanden im Vorschiff Widerhall. Plötzlich heulte und schrie es auch dort. Einige Matrosen der Besatzung schoben sich mit wutverzerrten Gesichtern näher.

Selbst in den Augen der Stewards stand offene Meuterei.

„Herr Kapitän", keuchte der Administrator, seine sich in Krämpfen windende Gattin auf eine Bank gleiten lassend, „ich verlange, daß Sie Ihre Pflicht tun!"

Erland warf einen fragenden Blick auf Glant und Stakke. Beide zuckten stumm und ernst die Achseln. Dr. Büngers Blick war inzwischen auf einen Haufen Gepäck gefallen, den der Steward heranschleppte. Die Koffer Schenks! Ein zusammenlegbares Zelt! Moskitonetz! Proviant!

Dr. Bünger bekam einen jähen Wutanfall.

„Sind Sie wahnsinnig, Kapitän! Sie wollen den Kranken aussetzen! Hier? An dieser Stelle? Kennen Sie den Kongo so wenig? Wissen Sie nicht, daß von hier über sechzig Kilometer bis zum nächsten Negerdorf sind? Daß der Pfad durch die schlimmsten Sümpfe geht? Wenn der Kranke sich hier selbst überlassen wird, bekommt er noch wirklich das Gelbe Fieber!"

„Er hat's ja schon!" höhnte Pinho, zitternd vor Wut. „Da verschlagt's ihm nichts!"

„Gehen Sie doch selber von Bord, wenn Sie Angst haben, Feigling!" brüllte der Doktor zurück. „Mag aussteigen, wer sich vor dem eingebildeten Phantom fürchtet. Wir fahren weiter und schreiben von Stanleyville euch eine Ansichtskarte!"

„Dann fahren Sie wohl allein mit Ihrem Herrn Schwiegersohn?" zeterte der Portugiese. „Ganz allein! Die Schiffsbesatzung bedankt sich dafür, auf einem Fieberkasten ..."

„Halt!" rief Erland unwillig. „Ich verbitte mir, daß Sie die Mannschaft aufreizen, Herr Pinho! Hier bestimme ich!

Dr. Bünger, ich frage Sie noch einmal: Können Sie bestreiten, daß der Kranke die Symptome des Gelben Fiebers zeigt?"

Das Gesicht des alten Arztes wurde blaß. Seine Gestalt sackte förmlich zusammen. Die Stimme, die eben noch so streitlustig geschmettert hatte, wurde müde und still.

„Nein", sagte er so leise, daß nur die Zunächststehenden ihn hören konnten. „Die Symptome sind da. Aber es sind auch andere da, die dagegen sprechen. Ich sagte schon: Die überraschende Besserung ... das rapide Nachlassen der Temperatur ..."

Seine Stimme brach ab. Auf Margas Arm gestützt, kam Jürgen Schenk mit unsicheren Schritten über das Deck. Unwillkürlich traten alle ein wenig zurück.

Madame Geoffrey stieß einen neuen, schrillen Schrei aus und rannte wie gehetzt davon.

Raymonde Glant, die abseits an einem Tischchen saß, weinte heftig.

„Ich bin bereit, Herr Kapitän", sagte Jürgen Schenk matt, seine fahlgelbe Hand von Margas Arm lösend.

„Ich weiß, wie es steht. Ich ... ich habe das ... Gelbe Fieber."

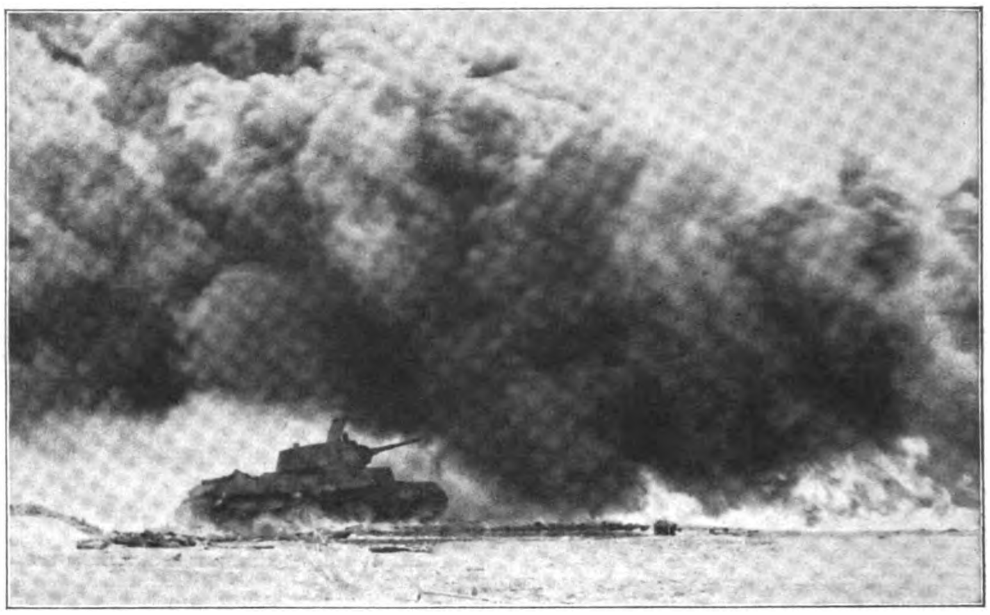
Eine Sekunde war es ganz still. Wie ein Todes-

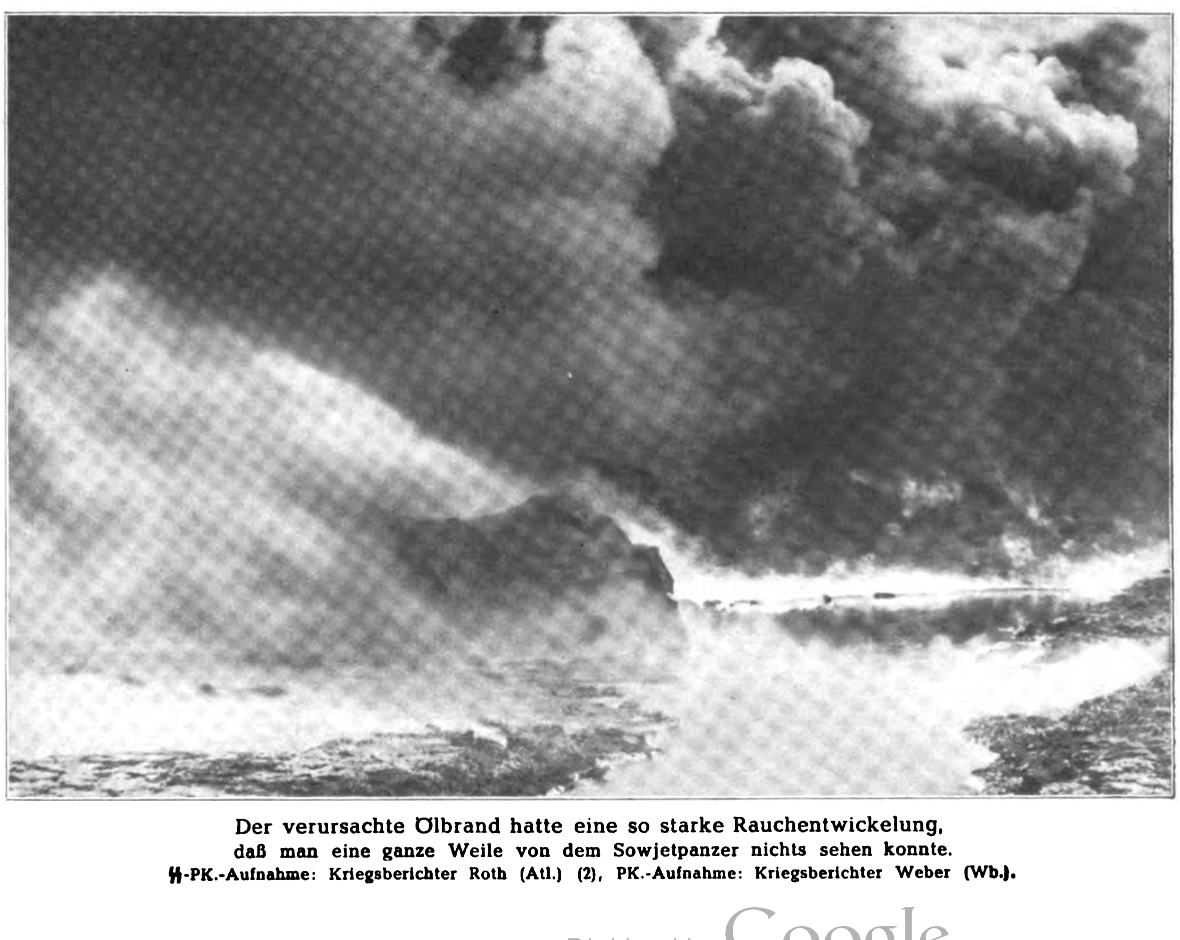


Flammenwerfer greifen in den Nahkampf ein.
Wenn der verbissen kämpfende Gegner aus den stark befestigten Stellungen nicht weichen will, werden Flammenwerfer eingesetzt.

Sowjetpanzer besorgt sich selbst Sperrfeuer

Dieser Sowjetpanzer wollte eine Ölpfütze überqueren, wobei der Auspuff das Öl in Brand setzte.





Der verursachte Ölbrand hatte eine so starke Rauchentwickelung, daß man eine ganze Weile von dem Sowjetpanzer nichts sehen konnte.
SS-PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Roth (Atl.) (2), PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Weber (Wb.).

engel rauschte es über allen dahin Jürgen Schenk ... er wußte es also selbst ... sagte es selbst ...

„Sie haben Fieber, Jürgen, aber kein Gelbes", sagte Dr. Bünger traurig, nach dem Puls seines Patienten haschend.

„Lassen Sie sich doch nicht von der Massensuggestion anstecken! Wenn Sie mir nur sagen könnten, woher Sie diese ... diese gelbe Hautfarbe herbekommen haben. Gehen Sie, Jürgen legen Sie sich wieder hin ..."

„Er hat eingestanden", donnerte die Staatsanwaltsstimme des Administrators. „Als Regierungsbeamter verlange ich daß der Kranke das Schiff sofort verläßt. Anderenfalls müßte ich zu energischen Maßnahmen schreiten."

„Haben Sie sich nicht, Mann", polterte Glant ärgerlich über den hohen Ton. „In Ihrem Distrikt können Sie Maßnahmen treffen. Hier haben Sie gar nichts zu melden. Die Entscheidung trifft hier allein der Kapitän."

„Nein Ich!"

Noch einmal richtete sich Dr. Bünger auf, schob die verzweifelt auf Erland einredende Marga zur Seite und hob eine Hand.

„Ich verbiete als Arzt, daß der Kranke in diesem Zustand gezwungen wird, das Schiff zu verlassen!"

Kapitän Erland zögerte.

Um ihn war ein Wirrwarr von Stimmen und Gebärden. Marga Büngers gefaltete Hände hoben sich ihm flehend entgegen.

Geoffreys aufgeregte, gespreizte Finger fuchtelten vor seinem Gesicht herum.

Pinho fluchte und schimpfte

Glant und Stakke redeten auf Dr. Bünger ein. Von der Reling her klang Frau Raymondes Weinen dazwischen, und ringsum murrten laut die Matrosen und Heizer.

„Danke ... Vater", sagte auf einmal Jürgen Schenk und löste sich mit einem schmerzhaften Lächeln von Dr. Büngers Rechte. „Sie meinen es gut, aber ich sehe schon, was ich tun muß. Herr Kapitän, es ist selbstverständlich, daß ich das Schiff und meine Reisegefährten nicht gefährden will. Ich ... gehe an Land ... freiwillig."

Dr. Bünger ließ wie zerschlagen die Arme sinken.

Margas Bitten verstummten Ihre Augen hingen mit einem unbeschreibbaren Ausdruck an Jürgen Schenks Gesicht. Katakata-Glant aber vergaß seine Vorsicht und schlug dem „Verseuchten" ermunternd auf die Schulter.

„Hochachtung, junger Mann! Tut mir jetzt doppelt leid, daß es gerade Sie treffen mußte. Aber passen Sie auf, die Geschichte ist gar nicht so schlimm, wie sie aussieht. Sie kriegen eine gediegene Ausrüstung mit, nicht wahr, Kapitän?"

„Versteht sich. Es ist alles vorbereitet."

„Na also. Legen Sie sich ein Depot an, Schenk, und nehmen Sie nur das Nötigste mit auf den Marsch. Wenn Sie nicht weiter können, schlagen Sie ein Lager auf und ruhen. Aber marschieren Sie, so lange es geht! Je näher Sie an das Dorf herankommen, um so größer ist Ihre Chance, auf Schwarze zu stoßen, die Ihnen helfen können. Fühlen Sie sich denn so wohl daß Sie gehen können?"

„Ja", sagte Schenk und biß die Zähne zusammen. „Es muß eben gehen."

„Richtig, mein Junge! Nur nicht aufgeben! Wenn Sie einigermaßen Schwein haben, beißen Sie sich durch und wir trinken doch noch mal eine anständige Flasche zusammen; Kapitän, beschreiben Sie ihm jetzt mal den Weg, den er einzuschlagen hat. Aber genau!"

Kapitän Erland erkannte, daß nun der Augenblick gekommen war, das Heft wieder in die Hand zu nehmen, wie er dies heute schon einmal vor Fahrgästen und Mannschaft getan hatte. „Mein lieber Herr Schenk", begann er mit verbindlicher Stimme, laut genug, um gut verstanden zu werden, „die aufopfernde Rücksichtnahme Passagieren und Mannschaft der ‚Kassai' gegenüber, die Sie mit Ihrem freiwilligen Entschluß an Land zu gehen bekunden, würde schon ein ganz besonderer Grund sein, meinerseits alles zu tun, Ihre Lage zu erleichtern, wäre dies nicht schon geschehen. Sie dürfen innerhalb von drei Tagen die Ankunft eines kleinen Stationsschiffes der Gesellschaft erwarten, das von der Generalagentur auf funkentelegraphischem Weg flußabwärts an die von mir angegebene Landestelle gesandt wird. Wir hoffen alle, daß Sie bei Ankunft des Bootes soweit sind, daß Sie die Fahrt bis zum nächsten regulären Anlegeplatz der Gesellschaft ohne Schaden zurücklegen können; von dort wird Sie der nächste Dampfer nach Stanleyville zu den Ihren wohlbehalten bringen. Dies legt Ihnen jedoch keinerlei Verpflichtung auf, das Boot zu erwarten, sollten Sie sich morgen schon frisch und gesund genug befinden, den Weg zu dem von Herrn Stakke erwähnten Dorf anzutreten. Ich darf Sie bitten, hier diese Skizze über den Pfad gut anzusehen."

Ausführlich gab Erland dem Scheidenden die Anweisungen, orientierte ihn an Hand des Kompasses über die Richtung, wies auf einzelne leicht erkennbare Merkmale des Weges hin, gab gute Ratschläge für den Marsch wie für das Tragen des leichten Gepäcks und das Lagerschlagen, und Stakke und Glant ergänzten eifrig die Ratschläge aus dem Schatz ihrer Erfahrungen.

Der schwarze Jaro, Büngers Diener, und Steuermann Johnsen waren bereits an Land gegangen, hatten etwa hundert Meter vom Schiff einen guten Platz ausgesucht und das Zelt aufgeschlagen.

Erst bei Tagesanbruch konnte Schenk den Marsch antreten. Auch das Gepäck wurde an Land gebracht und beim Zelt verstaut Seine Koffer bat Jürgen mit müdem Lächeln an Bord zurücklassen zu dürfen.

Es ging bereits auf 11 Uhr, als Jürgen Schenk, von Johnsen und dem schwarzen Jaro gestützt, das Schiff verließ. Erland, Stakke und Glant hatten ihm zum Abschied kräftig die Hand gedrückt. Aber vergebens sah er sich nach den Menschen um, die ihm die Liebsten geworden waren.

Dr. Bünger fühlte, daß er in den letzten Stunden ein alter Mann geworden war müde, zerschlagen, vergrämt. Er, der so viel gekämpft hatte, um den Menschen Hilfe zu bringen und so oft auf Gleichgültigkeit und Trägheit gestoßen war die er überwinden mußte, um weiterwirken zu können, empfand nun einen solchen Ekel vor den Widerwärtigkeiten und der Feigheit seiner Umgebung, daß er keinen Menschen sehen konnte Hätte er nicht die Verpflichtung der Vertretung des Schiffsarztes übernommen, er wäre, weiß Gott, mit Jürgen an Land gegangen. Aber das konnte und durfte selbst ein Dr. Bünger nicht tun, und jetzt bei dem Verdacht schon gar nicht. Dann war ja auch Marga da! Marga, die keinen Augenblick vom Krankenlager Jürgens gewichen war, nein, die kannte er, die wäre, ohne ein Wort zu verlieren, ohne mit der Wimper zu zucken, mit ihnen beiden mitgekommen. Armes, tapferes Mädel, in wenigen Stunden ein großes Glück zerstört — wie das wohl mit ihr werden würde — da mochte er jetzt noch gar nicht daran denken — das war zu grausam, er wußte ja wie so etwas war wenn einer von zweien ging und der andere zurückblieb — da fiel ein dunkler Vorhang — da mußte etwas zerbrechen. Schwer sank sein Haupt auf den Tisch, ein leises Zittern ging durch seinen Körper.

Und wo war Marga? Jürgen Schenks Augen suchten die Geliebte vergebens. Ein wehes, verstehendes Lächeln zuckte um seinen Mund. Das Gelbe Fieber! Also auch Marga hatte das Grauen gepackt vor ihm, dem der gelbe Tod im Gesicht stand! Es war wohl auch besser so.

Plötzlich sprang ihn eine jähe Angst an. Wenn Marga nun doch noch auftauchte im letzten Augenblick! Wenn sie sich ihm etwa weinend in die Arme warf! Und morgen dalag, fiebernd, gelblich — — wie er selbst! Vielleicht war sie bereits angesteckt!

Unwillkürlich beschleunigte Jürgen seine Schritte, obwohl ihm das Fieber in den Schläfen klopfte und alle Glieder unerträglich schmerzten. Erst als er bei seinem Zelt war und stöhnend auf das Lager sank, wurde er ruhiger.

*

Niemand an Bord hatte richtig geschlafen in dieser Nacht.

Erland, Stakke und Glant waren fast bis zum Tagesanbruch ruhelos auf Deck herumgestrichen, hatten immer wieder in den Wald hineingelauscht.

Klang nicht ein Hilferuf?

Ein Stöhnen?

Schlich nicht ein müder, todkranker junger Mensch zurück zum Schiff und flehte doch noch um Mitnahme?

Einmal war es Stakke, als hätten seine Jägeraugen einen Schatten entdeckt, der am Ufer entlanghuschte, aber es war wohl eine Sinnestäuschung gewesen ...

Raymonde Glant hatte sich in ihrer Kabine in den Schlaf geweint. Der Administrator hatte seine Frau gepflegt, die jammernd in ihrem Bett lag und behauptete, sterben zu müssen. Und Dr. Bünger hatte schlaflos auf seiner Koje gelegen und mit müden, zergrübelten Augen in den großen, unbegreiflichen Unsinn des Lebens gestarrt.

Es soll auch nicht verschwiegen bleiben, daß Senhor Pinho sich in dieser Nacht von einer etwas sympathischeren Seite gezeigt hatte als bisher. Marga Bünger war erst wieder an Deck erschienen, als Jürgen Schenk längst drüben im Urwald verschwunden war. Lange hatte sie stumm an der Reling gestanden, seltsam gefaßt und tränenlos. Man hatte sie in Ruhe gelassen. Um die Wahrheit zu gestehen: niemand hatte große Lust gehabt, sich unnötig ihr zu nähern, da sie ja den Kranken gestern den ganzen Tag gepflegt hatte und ihm so nahe gewesen war. Das Gelbe Fieber war ein schneller Gast. Wer konnte wissen ob nicht auch Marga bereits verseucht war!

Frau Raymonde hatte sich nicht getraut, der Freundin nahezukommen. Selbst Glant und Stakke hatten sich ferngehalten und diese Vorsicht damit entschuldigt, daß man das arme Mädchen am besten allein lassen müsse.

Senhor Pinho dagegen stand mutig eine halbe Stunde lang dicht neben Marga an der Reling, sprach ihr Trost zu und streichelte sogar, ohne Rücksicht auf die große Gefahr teilnehmend ihre Hände. Marga ließ es willenlos geschehen. Plötzlich schrak sie auf, sagte ein paar unverständliche Worte und zog sich in ihre Kabine zurück.

„Der Deubel kenn' sich aus in den Menschen", sagte Glant mit einem fragenden Blick auf den langsam dahinschlendernden Portugiesen. „Dem Pinho hätt' ich am wenigsten diese Courage zugetraut."

Stakke nickte nur, aber sein Gruß, den er dem eben vorübergehenden Portugiesen bot, klang freundlicher als sonst.

*

Stunde um Stunde verrann Eintönig rauschten die Wasser des Kongostromes um den breiten Bug der „Kassai", schaufelte das große Rad und bebten leise die Planken. Unendlich langsam schien der Dampfer gegen den Strom zu kriechen.

Stille, lastende, drückende Stille herrschte heute an Bord. Die Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt.

Ob auf dem Deck, in den Kabineneingängen oder in den Mannschaftsräumen wo immer sich zwei Menschen begegneten, spähte jeder unwillkürlich im Gesicht des anderen nach dem gelben Schreckgespenst. Unablässig war dieses Belauern, dies heimliche, angstvolle Fragen in den Augen: Ist es so weit? Hat es dich gepackt? Bist du der nächste?

Man vermied es, von den Ereignissen des gestrigen Abends zu sprechen, aber die Gedanken ließen sich nicht kommandieren Man sah Dr. Bünger wortkarg und mit abweisender Miene umhergehen und Anordnungen treffen. Vorbeugungsmaßnahmen!

Man sah ihn dem Trinkwasser, den Töpfen und Kasserollen der Stewards Proben entnehmen und sie untersuchen, man sah ihn im Vorschiff zwischen den Schwarzen umhergehen, scharf die Gesichter mustern und hier und da einen Mann, der sich unwohl fühlte, untersuchen

Niemand hatte den Mut, Dr Bünger anzusprechen. Sein Gesicht war verschlossen und traurig, seine Gestalt vornübergebeugt wie unter einer Last. Kapitän Erland wandte sich einige Male mit einer Frage über die Vorbeugungsmaßnahmen an den Arzt und man hörte, wie ihm Dr. Bünger kurz und sachlich Antwort gab. Als er jedoch auf dem Achterdeck an dem Ehepaar Glant und Stakke vorbeischritt, hob er bei dem ihm unsicher zugerufenen Morgengruß nur erstaunt den Kopf. Dankte mit einem stummen Nicken, fremd, abwehrend, und ging vorüber.

Um die Mittagsstunde ging etwas wie ein leises Aufatmen durch das Schiff. Bis jetzt war noch kein neuer Krankheitsfall gemeldet worden. Marga Bünger blieb unsichtbar. Krank, fieberhaft konnte sie nicht sein, denn Dr. Bünger suchte die Kabine seines Adoptivtöchterchens nicht auf. Was er doch bestimmt getan hätte, wenn sie krank wäre Das arme Ding lag wohl verzweifelt oder in stummer Apathie da unten und rang mit dem Schicksal, das ihr junges, kaum gefundenes Glück zerstört hatte. Es war entschieden das beste, so zu tun, wie Dr. Bünger: Das arme Mädchen sich selbst zu überlassen. Trostworte und Teilnahme halfen hier doch nichts.

Auch Senhor Pinho, der sich gestern nacht zu aller Erstaunen so mutig benommen und Marga Bünger Trost zugesprochen hatte, ohne sich um die Ansteckungsgefahr zu kümmern, war verschont geblieben.

Er war, von heimlichen, fragenden Blicken belauert, kurz vor dem zweiten Frühstück an Deck erschienen und hatte mit gesundem Appetit gegessen und getrunken. Seine Gesichtsfarbe war blühend zu nennen. Senhor Pinho war sogar der einzige an Bord der Optimismus zeigte und offen die Ansicht aussprach, daß die Gefahr nun als überwunden gelten konnte.

*

Niemand ahnte, daß sich Marga Bünger nicht mehr auf dem Schiffe befand! Für sie hatte es beim Absetzen ihres Geliebten keinen Augenblick den leisesten Zweifel gegeben, daß sie ihm folgen würde, auf Gedeih und Verderb. Lange hatte sie den Plan ihrer Flucht überdacht, als sie an der Reling stand, denn einer Flucht kam ihr Vorhaben gleich Mit Gewalt hätte man sie bei Bekanntwerden ihres Planes an Bord zurückgehalten.

Alle waren überzeugt, daß Jürgen das Gelbe Fieber hatte —, nur der erfahrene Tropenarzt Dr. Bünger nicht! Gab es doch noch eine Rettung?

In Margas Hirn kreiste die Erinnerung an die geglückte Flucht, aber zugleich zermarterte sie sich mit der bangen Frage, ob sie Jürgen noch finden würde. Die Gefahren dieses fieberschwangeren Kongogebietes beeindruckten sie jetzt überhaupt nicht, alles Hangen und Bangen galt Jürgen! Der Gedanke an ihn hatte ihr die Kraft gegeben, das Allernötigste für den langen Marsch durch den Urwald unauffällig zu sich zu stecken und sich in einem günstigen Augenblick davonzustehlen.

(Fortsetzung folgt.)

KAPITÄNLEUTNANT KADEN:

Auf U-Boot-Jagd gegen England

Einleitung

Vom April 1917 bis November 1918, also bis zur Revolution, habe ich den Weltkrieg mitgemacht. Später habe ich dann wohl fast alle Bücher über den Weltkrieg gelesen. Aber erst jetzt nach dem Erleben dieses Krieges kann ich mich so ganz in das Empfinden des Weltkriegssoldaten hineinversetzen, der vier und ein halbes Jahr lang im Schlamm und Dreck des Schützengrabens, umgeben von Ratten und Läusen, unzulänglich ausgerüstet, mit zu knapper Munition einer Welt von Feinden standhielt, um die Heimat zu schützen. Vier lange Jahre hindurch standen damals die Vorpostenboote, die Minensuchboote, kurz alle die Kleinbootsverbände ununterbrochen draußen in See und hielten Wacht vor der deutschen Küste. Erst jetzt weiß ich so richtig, was das heißt!

Damals mit meinen siebzehn Jahren, da wußte ich ja gar nicht, was leben und was sterben heißt. Heute aber mit meinen 41 Jahren, da weiß ich es als ein Mann, der eine Frau und zwei kleine Söhne zu Hause läßt und ein Werk, das er aufbaut.

Nun erst kann ich euch ganz begreifen, ihr blauen und grauen Helden des Weltkrieges, die ihr über vier Jahre lang mit euren Leibern einen Schutzwall um die Heimat zogt. Einen Schutzwall, den — so dünn er auch manchmal gewesen sein mag — kein Feind zu durchstoßen vermochte, obwohl dieser Munition und Waffen im Überfluß hatte, während ihr jeden einzelnen Schuß zählen mußtet!

Euch gilt darum auch mein allererster Gruß!

Kein Wort kann meiner Ehrfurcht vor euch besser Ausdruck geben als das Wort des Führers:

„Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht weichend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren."

Euch nachzustreben ist unsere Pflicht! Euch ähnlich zu werden unser heißester Wunsch!

*

Tiefschwarze Nacht. Draußen brüllt und tobt Sturm, peitscht Regen — mit salziger Gischt und Schnee untermischt — über das Schiff weg.

Ich sitze achtern in der kleinen Offiziersmesse und versuche — bei dem wie toll rollenden Schiff ein richtiges Kunststück — mein Abendbrot in den Mund zu bekommen. Da gellt die Alarmhupe durch die Decks. Mütze auf, Mantel, Fernglas um, und hinaus! Draußen tiefste Finsternis! Kein Lichtschimmer dringt aus dem vollkommen abgeblendeten Schiff an Oberdeck. Das Schiff hat ja nicht nur mit dem Sturm zu kämpfen, irgendwo da draußen im Dunkeln lauert der Feind, dem es sich nicht verraten darf.

Aus der hellen Messe kommend, kann ich einen Augenblick an Deck nichts sehen. Ich taste mich voran zur Brücke hin. Da holt das Schiff stark über, ein gewaltiger Brecher schlägt über das Boot weg. Ich verliere den Halt unter den Füßen, werde fortgerissen. Krachend haut mich die See gegen etwas Hartes. Wahnsinniger Schmerz im linken Knie! Irgendwo suchen und finden meine Hände Halt. Ein wilder Fluch! Zähne zusammengebissen! Schon bin ich auf der Brücke und lasse mir vom wachhabenden Offizier Meldung erstatten.

Noch einmal steigt dies Ereignis in meiner Erinnerung auf, die Ursache, warum ich jetzt im Lazarett liegen muß.

Durch das große Schiebefenster, das bis auf den Fußboden meiner Lazarettstube herunterreicht, sehe ich über verschneite Wiesen und Äcker, über verschneite Häuser hinweg nach den weißen Hügeln, die irgendwo am Horizont verblassen.

Ich schließe die Augen.

Ich bin wieder draußen bei meiner Flottille, bei meinem Unterseebootjäger. Sehe mich Abschied nehmen von meinen Männern. Zuerst halte ich vor der an Oberdeck angetretenen Besatzung eine kleine Ansprache. Dann gebe ich jedem einzelnen die Hand, sage jedem ein paar Worte. Aber schon bei dem 5. Mann verschlägt's mir die Stimme, nur stumm noch kann ich meinen anderen Kameraden die Hand zum Abschied drücken. Wenn ich auch das Gesicht abwende, wenn ich mich auch ärgere über die Tränen, die meine Augen verdunkeln, ich schäme mich ihrer nicht: Nehme ich doch Abschied von Kameraden, die mit mir durch dick und dünn gegangen sind, die gemeinsam mit mir manch schweren Sturm durchstanden, manche Kriegsgefahr überwunden haben, auf die ich mich verlassen kann in jeder Lage, die zusammen mit mir den Teufel aus der Hölle holen würden, wenn es verlangt würde, Kameraden, die durch die gemeinsamen Kriegserlebnisse mir an's Herz gewachsen sind. Wie sehr, das merke ich erst jetzt in dieser Abschiedsstunde!

Dann legt das Boot von der Pier ab. Hinaus fährt es aus dem Hafen, neuen Aufgaben entgegen. Das erstemal ohne mich! Mein 1. Wachoffizier hat jetzt an meiner Stelle das Kommando!

Ich stehe weit draußen an der Nock der Pier. Ein dreifaches Hurra auf den scheidenden Kommandanten klingt vom Boot herüber. Ich lege die Hand an die Mütze, will noch ein letztes Abschiedswort hinüberrufen, aber ich bringe kein Wort heraus. Dann ist das Boot vorbei.

(Fortsetzung auf der Rätselseite.)

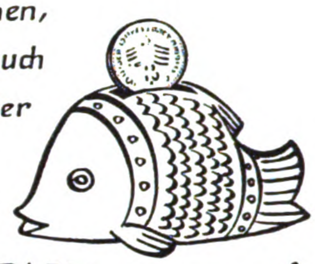
NIVEA Zahnpasta



Große Tube 40 Pf.
Kleine Tube 25 Pf.

Wir muten Ihnen gewiß nicht zu, Nivea-Zahnpasta deshalb zu kaufen, weil die große Tube nur 40 Pfg. kostet (und die kleine 25 Pfg.). Nein, das wäre kein ausreichender Grund. Wenn wir Ihnen vorschlagen, mit Nivea-Zahnpasta einen Versuch zu machen, dann: weil sie nicht nur so preiswert sondern auch so gut ist! (Immerhin wird Ihnen auch der niedrige Preis gefallen!)

Nivea ist knapp, darum verwende es sparsam!



GESPART ist GESPART!

Kinder und Jugendliche

haben infolge raschen Wachstums und besonderer Beanspruchung durch Sport oder Studium erhöhten Verbrauch an Aufbaustoffen. Heumanns „Rovase" ist in der Lage, mit seinen vielseitigen Wirkstoffen und Kraftwerten auch einen Sonderbedarf des Körpers zu decken. Das gilt auch für **werdende und stillende Mütter**, für **Nervöse** und **körperlich Abgearbeitete**, für **alternde Leute**, für **Kranke** und **Genesende**. — Sie erhalten „Rovase", die aufbaustarke Kraftkost, für **RM. 3.60** in den Apotheken. Die Packung reicht mehrere Wochen.

Heumanns Rovase

Schenkt Bücher sie bereiten jedem Freude; uns in der Heimat und den Soldaten an der Front!

1726

Melde

Schutzmarke und Name kennzeichnen

Marken-Erzeugnisse

KNIEPF-MELDE-COTTBUS
VEREINIGTE KORNBRENNEREIEN · GEGR. 1726

Nach Herzenslust essen!

Denn für die schnelle Beseitigung von Magenbeschwerden sorgen

Thylial-Pillen

frei von Natron und Magnesia

Die raschen Dauererfolge beruhen auf Normalisierung des Säuregehaltes, Bekämpfung der Gärungssäuren, Verhütung von Ätzungen der Magen-Schleimhaut. — Schachtel RM. 1.52 in Apotheken, Aufklärungsschrift T/683 gratis durch **Fa. C. Bühler, Konstanz.**

Hygienische und kosmetische Artikel.

Preisliste kostenlos (genau angeben, was gewünscht wird).

E. Lambrecht & Co., Frankfurt a. Main
Fach 244/H

REGIE

MEMPHIS

Die Standardzigarette der Österreichischen Tabakregie



4 Pf.

Austria Zigaretten sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. III. SORTE 5 Pf. NIL 6 Pf.



UHU

Füllhalter-Tinte

in allen Fachgeschäften ab RM. o.35

Hersteller des bekannten Spezial-Klebstoffes: **UHU-Der Alleskleber**

Altersbeschwerden

hoher Blutdruck, Arterienverkalkung mit ihren quälenden Begleiterscheinungen, wie Herzunruhe, Schwindelgefühl, Nervosität, Ohrensausen, Zirkulationsstörungen, allgemeiner körperlicher und geistiger Leistungsrückgang werden durch **Antisklerosin** wirksam bekämpft. Antisklerosin enthält heilkräftige Kräuterdrogen, Pflanzenextrakt, ein wirksames Blutsalzgemisch und Kreislaufhormone. Antisklerosin greift die Beschwerden gleichzeitig von verschiedenen Richtungen her an. Packung mit 60 Tabletten RM. 1.85 in Apotheken. Interessante Druckschrift kostenlos durch **Medopharm, München 62 / M 74**.



Trilysin ohne oder mit Fett, Flasche RM 1.82, 3.04 · Trilysin-Haarol, Flasche RM —.90 · Trilypon für Haarwäsche, seifen- und alkalifrei, Flasche RM —.50, 1.20

Ihren Händler trifft keine Schuld, *wenn Sie Trilysin seltener erhalten. Wir müssen wichtige Rohstoffe sparen helfen, die heute größeren Aufgaben dienen*

Drei Silben gehen um die Welt!

Trilysin

In welches Kulturland Sie auch kommen, überall kennt man Trilysin. 16 Patente wurden ihm in der Welt erteilt. Die drei Silben Tri-ly-sin sind zum Inbegriff der biologischen Haarpflege geworden.
Lassen Sie sich den »Leitfaden der Trilysin-Haarpflege« sofort kommen. Sie erhalten ihn unentgeltlich und finden darin wichtige Grundregeln der Haarpflege, die auf jahrzehntelanger wissenschaftlicher Erfahrung beruhen.

Werk Kosmetik Promonta G.m.b.H., Hamburg 26

Bitte senden Sie mir kostenlos den Leitfaden der Trilysin-Haarpflege

Name: *Stadt:*

Straße und Nummer:

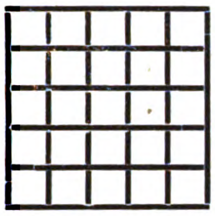
J.B. 32

RÄTSEL

Rösselsprung.

	tor	de	der	sieht	
sieht's	schrit	klüg	ziel	mit	wei
ein	en	ein	se	nur	das
sten	rer	te	te	beim	der
am		er	in		und

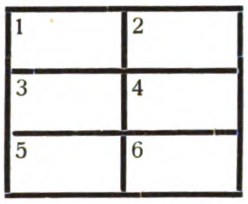
Magisches Quadrat.



Die Buchstaben: d e e e e e e e e h h i i i i i m m m m n n r t w werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Raubvogel, 2. deutscher Heerführer im Weltkrieg, 3. vertraut, 4. unbebautes Land, 5. Weizenart.

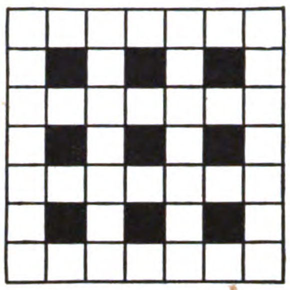
Silbenkreuz.

1—2 Nebenfluß der Seine
1—3 kleine Spielkugel
2—3 Naturerscheinung
3—4 belg. Münzeinheit
3—5 Kurzform v. Isabella
4—6 Geschenk
5—6 Erquickung



Viereck.

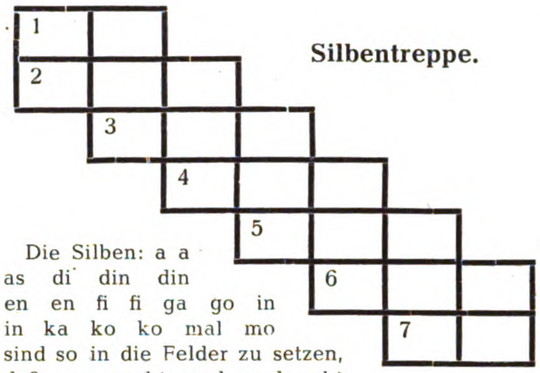
Die Buchstaben: a a a a a d d e e e e e e e g g i i i i k k l l l l m m m m n n r r r . r r r u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Gebirgsprimel, 2. Schiffsrand, 3. Lammfell, 4. deutscher Sprachforscher † 1891.



Kryptogramm.

Aus den Wörtern: Meiningen Abglanz Enzian Lende Verzierung Balkan Kennmarke Banane Sommerzeit Zisterne Entree Neffe Mensch sind je drei, aus dem letzten zwei Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat aus Shakespeares „Romeo und Julia" ergeben.

Silbentreppe.



Die Silben: a a as di din din en en fi fi ga go in in ka ko ko mal mo sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Ausgestorbener Riesenvogel, 2. unteritalienische Hafenstadt, 3. Mißerfolg, 4. Rauschgift, 5. Land in Asien, 6. Alpental, 7. australischer Windhund.

Füllrätsel.

E	R								
	E	R							
		E	R						
			E	R					
				E	R				
					E	R			
						E	R		
							E	R	
								E	R

Die Buchstaben: a a a b b b b b c d d e e e e e e e e e e e e e e f g g g h i i i k k k k m n n n n o r r r r r r r r r s s s s s s t t t t t u u w w w w x z z z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. deutsches Grenzgebirge, 2. Sauerdorn, 3. Observatorium, 4. Berg bei Salzburg, 5. Hunderasse, 6. Gewerbetreibender, 7. Motorteil, 8. Wasserversorgungsbetrieb, 9. Gestalt aus Wagners Meistersinger.

Lösungen der Rätsel in Folge 47:

Rösselsprung: Wie ihr möget die Karten mischen / Ordnen und wagen, gebet acht! / Leise tritt ein Ereignis dazwischen / Das eure Weisheit zuschanden macht. Rückert. ✶ **Silbentreppe:** 1. Narwal, 2. Walhalla, 3. Lahore, 4. Reserve, 5. Vehikel, 6. Kellerhals, 7. Halstuch. ✶ **Zahlenrätsel:** Sudan, Antisepsis, Ligurien, Alpen, Malaria, Anarchie, Nachtigall, Diamant, Energie, Rathaus. „Salamander." ✶ **Kryptogramm:** Hederich Lamento Kaschmir Musselin Fürst Greinz Heide Seebad Riegel Twist Wertheim Poseidon Rheinwein Banner Kreta Wasser Mangrove Hessen Moslem Frist Badenweiler Schiller. „Der Mensch muß für eine Idee begeistert sein, wenn er etwas Großes leisten will." ✶ **Füllrätsel:** 1. Staffelsee, 2. Astronomie, 3. Historiker, 4. Frostbeule, 5 Finisterre, 6. Abendstern, 7. Keuchhusten, 8. Preisliste, 9. Librettist. ✶ **Gitterrätsel:** 1. Mistral, 2. Mirakel, 3. Alberich, 4. Filiale, 5. Staaken, 6. Kamelie. ✶ **Silbenkreuz:** 1. BAL, 2. KON, 3. KAN, 4. TOR, 5. GO, 6. TE.

Jetzt ist es schon weit draußen in See. Da gehen rote, weiße, grüne Signalsterne hoch. Zuletzt steigt noch eine Achsenstabsignalrakete hoch in den Himmel hinauf, zerplatzt ganz oben. Lauter rote Sterne sinken langsam herab. Das ist der letzte, allerletzte Gruß! Ich wende mich zurück zum Hafen. Ein paar hundert Meter weg steht der Flottillenchef, drückt mir nochmals kurz die Hand. Abschied hatten wir schon am Abend vorher gefeiert. Dann besteige ich das Auto.

Ich öffne wieder meine Augen.

Langentbehrte Blumen blühen in meiner Lazarettstube. Hoch ist diese und weit. Ein angenehmer Gegensatz zu meiner kleinen Kommandantenkammer, die mir über meinem Kopf nur noch 20 cm Raum ließ, in der es nicht möglich war, beide Arme seitwärts auszustrecken. Freundliche Krankenschwestern umsorgen mich. Diese Ruhe! Diese Entspannung! Irgendwie gewinne ich Abstand zum Krieg und zu meinen Kriegserlebnissen. Aber es sind nicht einzelne Erlebnisse, die mich am nachhaltigsten ergriffen, die am stärksten in mir gewirkt haben. Das spüre ich ganz deutlich. Es ist das gesamte Erleben der Umwelt da draußen, das mich erfaßt, mich gewandelt und geändert hat.

Immer haben wir ja die Weite des Meeres um uns. Stündlich, täglich durch Wochen und Monate hindurch wirkt sie unablässig, unmerklich auf uns ein. Am Tag und in der Nacht, im Sommer und Winter, in Sturm und Sonnenschein immer wiegt uns diese grenzenlose Weite der See. In dieser großen weiten Umwelt haben wir einen ständigen Begleiter, der wiederum stündlich, täglich durch Wochen und Monate hindurch um uns ist. Ob wir oben auf der Brücke Wache halten oder während der kurzen Stunden des Schlafes in der Koje liegen, immer ist er da: der Tod

Meer und Tod, unsere alltäglichste Umwelt!

Meer und Tod, zwei große Prüfer allen menschlichen Lebens!

Vor den Augen des Meeres und des Todes vergeht alles, was falsch ist, was klein, unecht, unwahr ist; da werden alle leeren Phrasen, alle tönenden Worte ausgelöscht; da versinkt jede menschliche Begehrlichkeit.

Angesichts des Meeres und des Todes hat nur das Einfache, Schlichte, Wahre Bestand; gilt — letzten Endes — nur die Tat!

Aus dieser gewaltigen, erhabenen Umwelt kommend sitze ich nun hier in meiner Lazarettstube, greife zur Feder, um festzuhalten, was ich da draußen erlebt habe. Das Ernste sowohl wie das Lustige, die schweren Stunden wie die heiteren.

Aber hinter allen Einzelerlebnissen leuchtet und rauscht das Meer, leuchtet und rauscht der Tod.

Wetterleuchten.

Aus einem tiefblauen Himmel leuchtet die Septembersonne über die grünen Wälder des Vogtlandes. Mitten in diesen Wäldern, 700 m hoch, züchte ich Sumpfbiber und ernte das dafür notwendige Futter in einer kleinen dazu gepachteten Landwirtschaft. Fernab von der Großstadt, fern vom Gehetze und Getriebe der Menschen lebe ich hier zusammen mit meiner Frau, meinen beiden Buben, mit Teufel, dem großen Neufundländer, den viele zunächst für einen Bären halten, und Räuber, dem frechen Drahthaarfox.



Kapitänleutnant Kaden,
der Verfasser des Tatsachenberichtes
„Auf U-Boot-Jagd gegen England."
Aufn.: Hase-Koehler.

Hier spürte ich denn auch gegen Ende des Sommers 1938 die ersten Anzeichen eines am politischen Himmel heranziehenden Wetters.

„Was wird mit der Tschechoslowakei?" Diese Frage bewegte bald alle Gemüter. Wie ein Dorn stach dieses von den Engländern und Franzosen bewußt als Aufmarschglacis gegen Deutschland geschaffene Land in den deutschen Volkskörper hinein, ein dauernder Herd der Beunruhigung. Dieser Dorn mußte herausgezogen, die tschechische Frage mußte irgendwie gelöst werden. Und zwar bald! Wird es zum Krieg kommen oder wird es möglich sein, auch diese Frage noch friedlich zu lösen? Ich war der festen Überzeugung, daß unserem Führer die friedliche Lösung gelingen würde.

An diesem leuchtenden Septembertag war ich gerade bei meinen Bibern beschäftigt, als ich an das Telephon gerufen wurde. Das Wehrbezirkskommando teilte mir mit, daß ich mich in sechs Tagen in Flensburg zu einer Übung einzufinden hätte.

Hier muß ich zur Aufklärung beifügen, daß ich im Frühjahr 1917 aus dem Dresdner Kadettenkorps kommend endlich nach vielen vergeblichen Drängen und Gesuchen mit 17 Jahren als Seekadett in die Marine eintreten durfte. Mohr, Hegemann und ich, wir drei Korpskadetten, hatten damals die größte Angst, den Krieg zu verpassen. Bis Ende 1918 haben wir den Weltkrieg bei der Marine mitgemacht, ich zuletzt auf Unterseebootsschule. Dann aber nahmen wir drei unseren Abschied und sahen uns erst 15 Jahre später — als Seeoffiziere — wieder. Inzwischen ist nun Mohr, mein alter Kamerad und bester Freund, als Flottillenchef einer Unterseeboot-Jagdflottille im September 1940 mit seinem Unterseeboot-Jäger auf eine Mine gelaufen und gefallen.

Seit 1933 wurde ich jedes Jahr als Leutnant zur See der Reserve zu einer Übung eingezogen. Meist mußte ich mich in Swinemünde melden und hatte immer das Glück, auf Torpedobooten üben zu können. Zuletzt unter dem Kommando des Kapitänleutnants Hartmann, des später berühmten Unterseeboots-Kommandanten.

Zum ersten Male sollte ich mich nun in Flensburg melden. Das war sonderbar! Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel: „Lieber Gott, jedes Kommando, nur keinen Fischdampfer!" Von diesen

Humor

„Würden Sie von einem anonymen Brief, in dem man Ihre Frau der Untreue bezichtigt, Notiz nehmen?"

„Keinesfalls! Ich würde ihn nicht einmal öffnen."

*

„Fritz, wieviele Artikel gibt es?"

„Zwei, Herr Lehrer!"

„Wieso zwei?"

„Mein Vater hat schon öfters gesagt: Es gibt Artikel, die gehen und Artikel, die nicht gehen!"

*

Schausteller: „Heh, Jupp, bring' das Zebra in die Bude; es fängt an zu regnen!"

*

Der Sprecher eines amerikanischen Rundfunks rief in den Äther: Verehrte Zuhörer! Die fünf Minuten Stille waren nicht etwa ein technischer Fehler, sondern die Vorführung von Wooly's geräuschloser Schreibmaschine. Nun wird das Programm fortgesetzt..."

*

„Daß die Gelehrten immer so genau wissen, daß eine Mond- oder eine Sonnenfinsternis an einem bestimmten Tag stattfindet?"

„Kunststück, das steht doch in den meisten Kalendern!"



Symbole der Sowjetunion: Hammer und Sichel. „Der Hammer."
Zeichnung: Balkie.

Ein alter Mann, der eben seine Frau beerdigt hatte, erhielt den Besuch des Pfarrers, der gekommen war, um ihm in seinem herben Leid Trost zuzusprechen. Als er ins Zimmer trat, sah er den Alten vor einer halbgeleerten Flasche Korn sitzen, ein Anblick, der dem Pfarrer die strengen Worte entlockte: „Ist das Ihr einziges Tröstungsmittel?"

„Nein", antwortete der Witwer, „ich habe noch drei Flaschen dort im Schrank stehen."

*

„Nimm dir mal ein Beispiel an Herrn Schmeicher, der hängt alles, was er verdient, an seine Frau!"

„Na, die Frau habe ich vorige Woche im Kino gesehen; ihr Mann scheint sehr wenig zu verdienen."

*

„Finden Sie nicht auch, daß der Schriftsteller Braun ein ganz vorzüglicher Naturschilderer ist?"

„Gewiß. Es müßten ihm nur nicht so oft kleine Versehen unterlaufen. Neulich schrieb er bei der Schilderung einer früheren Seeschlacht, dreihundert portugiesische Matrosen hätten dabei ins Gras beißen müssen."

Fahrzeugen hatte ich nämlich schon dunkel munkeln gehört: Sie sollten unter aller Sau manövrieren!

In Flensburg angekommen, meldete ich mich sofort beim Admiral. „Na, Kaden, haben Sie schon einmal einen Fischdampfer gefahren?" „Nein, Herr Admiral!" „Nun, dann wünsche ich Ihnen recht viel Glück! Da werden Sie noch Ihr blaues Wunder erleben!" Und das habe ich dann ja auch zur Genüge erlebt.

Also ausgerechnet einen Fischdampfer! Es tröstete mich wenig, daß ich nicht mehr als Wachoffizier, sondern als Kommandant fahren sollte. Ich konnte mich auch dann noch nicht damit abfinden, als ich erfuhr, daß mit diesen acht Fischdampfern, die inzwischen auf der Flensburger Werft für ihre neuen Zwecke umgebaut wurden, die 1. Unterseeboot-Jagdflottille der deutschen Flotte in Dienst gestellt werden sollte; ich also als Kommandant eines der ersten deutschen Unterseeboot-Jäger maßgeblich beteiligt sein sollte an der Aufstellung und Erprobung einer ganz neuen Waffe.

Zur Orientierung des Lesers muß ich hier einmal etwas näher auf die Unterseeboote eingehen, die ja im Weltkriege zum ersten Male eingesetzt worden waren und Erfolge erzielt hatten, die vorher niemand in dem Ausmaße von ihnen erwartet hatte. In dem Maße wie ihre Erfolge wuchsen, wurden im Weltkrieg dann auch die Waffen entwickelt, die zur Bekämpfung der Boote dienen sollten. Führend ging hier naturgemäß das von dieser Waffe am meisten betroffene Land England voran. Tiefstehende Minensperren, Netzsperren, Schleppnetze usw. wurden mit Erfolg verwandt.

Außerdem rüsteten die Engländer Unterseebootsfallen aus. Sie bestückten gewöhnliche, dafür besonders geeignete Handelsschiffe mit Kanonen, die vollständig getarnt eingebaut waren. Die militärische Besatzung lief in Zivilkleidern herum. Das ganze Schiff mußte — obwohl es ein Kriegsschiff war — ganz den Eindruck eines gewöhnlichen Frachters machen. Es fuhr unter neutraler Flagge.

Das nichtsahnende deutsche Boot, das dieses neutrale Schiff zwecks Untersuchung auf Banngut anhielt, wurde dann unversehens aus allernächster Nähe von Geschützen, deren Tarnung vorher durch Druck auf einen elektrischen Knopf versenkt worden war, mit Schnellfeuer überschüttet und vernichtet.

Jedem Deutschen ist ja die englische Unterseebootsfalle „Baralong" bekannt, deren Besatzung nach Vernichtung des deutschen Bootes „U 27" auf Befehl ihres Kommandanten so lange mit Gewehren eine regelrechte Jagd auf die im Wasser umherschwimmenden Deutschen veranstaltete, bis keiner der Deutschen mehr am Leben war.

Die gleiche Falle vernichtete später — allerdings unter anderem Namen, aber wiederum unter der damals noch neutralen amerikanischen Flagge — auf gleiche Weise das deutsche Boot „U 41".

Später, als die deutschen Unterseeboote gewitzigter geworden waren, mußten die englischen Unterseebootsfallen — um Erfolg zu haben — sogar dazu übergehen, sich torpedieren zu lassen. Der größte Teil der Besatzung verließ nach erfolgter Torpedierung das Schiff unter Vortäuschung einer Panik. Der Kommandant und die notwendigste Geschützbedienung blieb aber heimlich an Bord. Tauchte nun das Unterseeboot in der Nähe auf, um entweder dem vermeintlichen Handelsschiff durch Kanonenschüsse den Rest zu geben oder um sich die Schiffspapiere von den Booten zu holen, dann wurde es von dem angeblich verlassenen Frachter plötzlich beschossen.

Auf diese Weise hat der spätere englische Admiral Campbell im Laufe des Weltkrieges drei deutsche Unterseeboote vernichten können. Nach der Vernichtung des zweiten Unterseebootes erhielt er den höchsten englischen Tapferkeitsorden, das Viktoriakreuz, das nach der Vernichtung des dritten deutschen Bootes sogar dem gesamten Schiff verliehen wurde.

Wenn auch diese Unterseebootsfallen für solche Zwecke entsprechend umgebaut worden waren — sie hatten vermehrte Schotteinteilung erhalten und meist Holz geladen — so muß man den Mut dieser Besatzungen, sich freiwillig der erwarteten und sogar erwünschten Torpedierung auszusetzen, doch hoch anerkennen.

England rüstete im Laufe des Weltkrieges über 200 solche Unterseebootsfallen aus. Sie haben im ganzen zwar nur 11 deutsche U-Boote vernichtet, aber sicherlich eine größere Anzahl beschädigt und damit wenigstens vorübergehend gefechtsunfähig gemacht.

Heute können derartige Fallen unseren Unterseebooten nicht mehr gefährlich werden, da in dem von Deutschland als Blockadewarngebiet rings um England herum erklärten Seegebiet jedes Schiff ohne vorhergehende Untersuchung als Blockadebrecher torpediert werden darf.

Im Weltkrieg wurden bereits Geräte entwickelt, die ein unter Wasser fahrendes Boot feststellen sollten. Nach dem Weltkrieg wurden diese Apparate vervollkommnet und immer weiter ausgebaut.

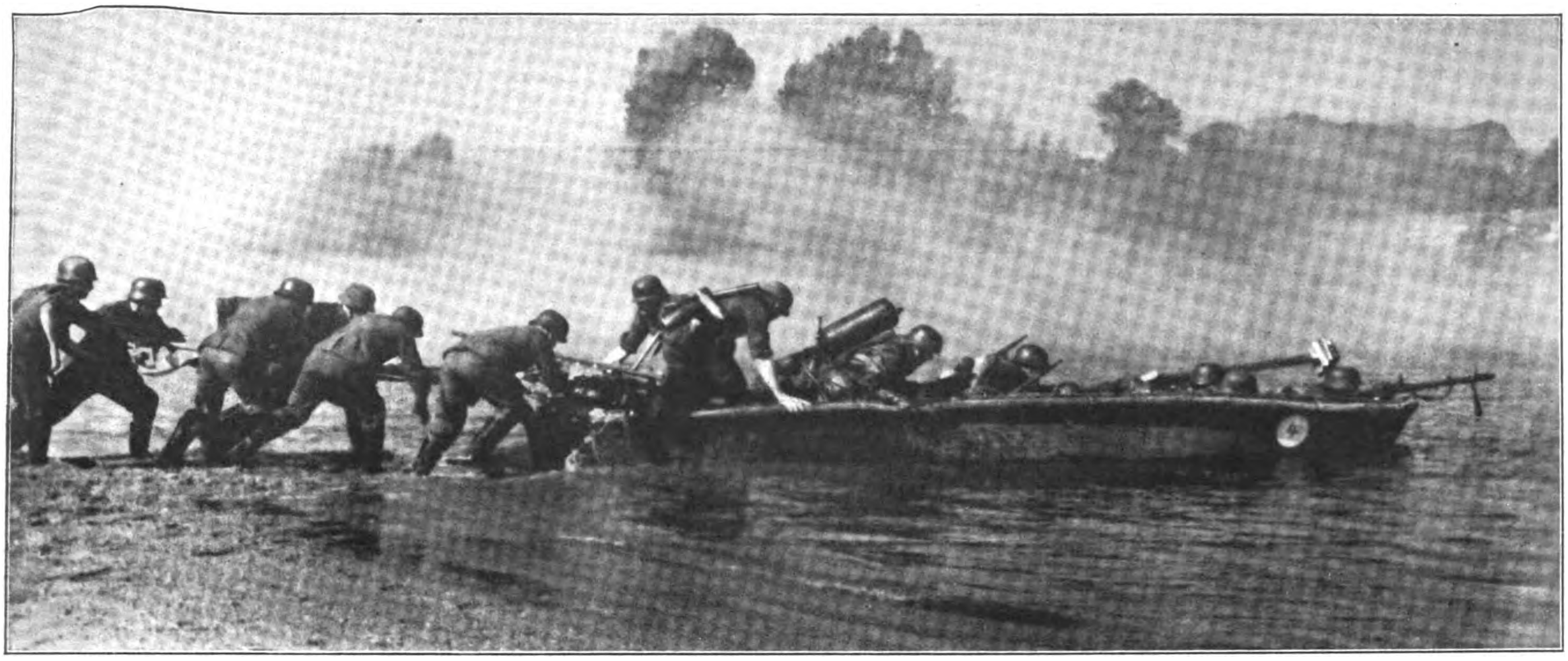
Mit derartigen sehr komplizierten Geräten waren auch die acht Unterseebootjäger ausgerüstet, die wir in Dienst stellen sollten. Sofort nach meiner Meldung beim Admiral begab ich mich nach der Flensburger Werft, um mir mein stolzes Schiff anzusehen.

Das auf jeder Werft übliche Gedröhne und Gehämmer empfing mich dort. Da lagen auch die acht Fischdampfer, auf denen noch die letzten Umbauten durchgeführt wurden. Der Umbauleiter begrüßte mich. Es war ein alter Bekannter aus der Leipziger Marine-SA. Meine erste Frage galt natürlich der Manövrierfähigkeit der einzelnen Schiffe. Sechs davon sind gut, sagte er, zwei dagegen haben eine sogenannte Kortdüse, einen großen Stahlring um die Schraube. Dadurch können sie zwar besser Fischnetze schleppen, aber ihre Manövrierfähigkeit wird beeinträchtigt. Von diesen beiden Düsenschiffen sei außerdem das eine noch weniger wendig als das andere, weil es ein sehr kleines Ruderblatt (Steuer) besäße. Ich solle mal sehen, daß ich eins der sechs düsenfreien Boote bekäme.

Abends Meldung beim Flottillenchef, in der Marineverkürzung „Flochef" genannt. Alle acht Kommandanten waren zur Stelle. Alle acht waren ebenso wie der Flottillenchef Reserveoffiziere. Da war Möller, der längste und älteste Kommandant. Im Zivilberuf war er Direktor einer landwirtschaftlichen Schule in Schleswig. Dann der schneidige Schulz, Inhaber einer Konservenfabrik bei Flensburg. Zwei Rechtsanwälte waren vertreten: der dicke und immer lustige Mau aus Bolkenhain bei Breslau und der elegante, schlanke Tiedemann aus Dresden. Aus Berlin Töpter, einer der charmantesten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, und Groepner, der gern gute Sachen aß. Beide saßen sonst als Beamte im Oberkommando der Kriegsmarine, in der Kartenabteilung. Der Flottillenbootskommandant war Wurle, sonst Diplomingenieur in einem großen Kunstseiden- und Zellwollekonzern.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3



1 Im Nebelschutz werden die Sturmboote zu Wasser gebracht. Noch ein kräftiger Stoß, und das Boot ist frei. Dann jagt es, von einem kräftigen Außenbordmotor getrieben, ans feindliche Ufer.

Infanterie bildet einen Brückenkopf

Eine Übung in elf Bildern

Diese Bilder haben den Zweck, den Verlauf der Kampfhandlung deutlich zu machen. Der Ernstfall ließ bisher die Registrierung durch die Kamera nicht in allen Phasen zu.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Dieck-Sch.



2 In kühnem Sturm geht es durch die vom Granatwerfer zerfetzte Drahtsperre.



3 Der Feind wird in Schach gehalten. In kurzen Sprüngen geht die Infanterie vor.



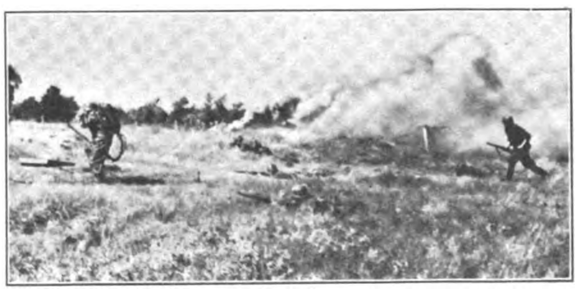
4 Am Waldrand hat sich der Feind festgesetzt. Handgranaten zwingen ihn, die Position aufzugeben.



5 Nun ist der Gegner gefaßt. MG.-Garben halten ihn nieder.



6 Von Deckung zu Deckung im Sperrfeuer.



7 Mit Flammenwerfern gehen Sturmpioniere gegen den Bunker vor.



8 Der Flammenwerfer hat den Bunker gefaßt.



9 Ein Sturmpionier stürmt mit einer Sprengladung vor, die er durch die Schießscharten in den Bunker wirft.



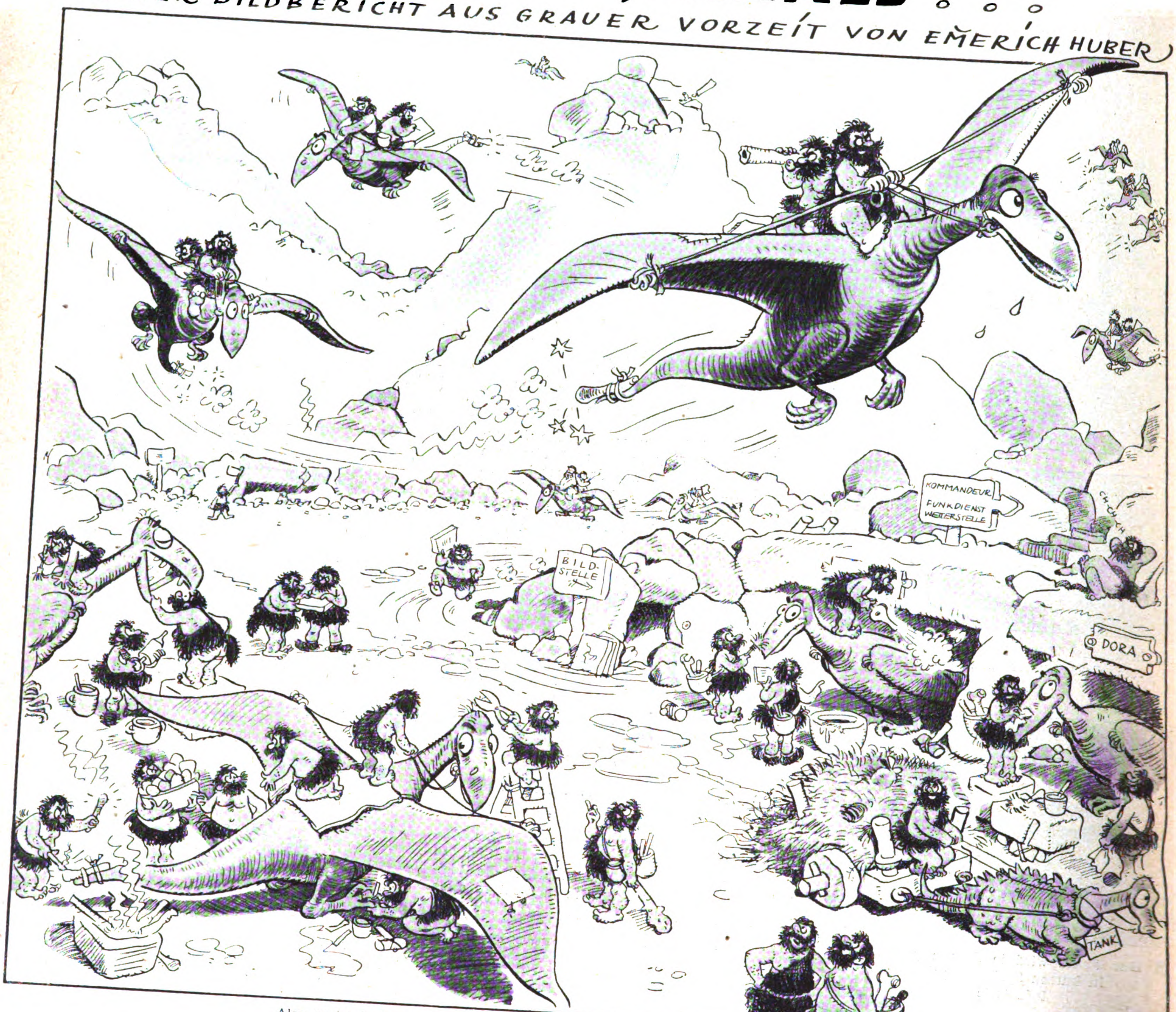
10 Die Sprengladung hat gezündet. Der Bunker ist in die Luft geflogen.



11 Nur noch ein Trümmerhaufen ist von dem Bunker übriggeblieben.

FELDFLUGHAFEN, DAMALS ...

DRITTER BILDBERICHT AUS GRAUER VORZEIT VON EMERICH HUBER



„Also, es ist doch nicht möglich, die Biester dazu zu bringen, nach dem Start das Fahrgestell einzuziehen!! Die Ohren könnte man sich vor Wut grün lackieren ..."



„Seine Erfindung! ‚Horchgerät' nennt er das Ding! Damit hört er schon auf 20 Fuß Entfernung, ob es ein PTERANODON, ein DIMORPHODON oder ein ARCHAEOPTERYX ist, der hier einfliegt — sagt er ..."



„Zum Deibel noch mal! Wer hat euch denn erlaubt, die ‚CÄSAR-OTTO' zu braten? Was? Wenn man hier nicht aufpaßt wie 'n Schießhund, dann frißt mir die Bande in zwo Tagen alle Maschinen der Staffel!!"



„Mei—ne Herren, jetzt kriegt die alte Mühle doch wieder dieses dämliche Nervenreißen in der rechten Tragfläche ..."

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.
[A B C D E F G 10]

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

DONNERSTAG, 4. DEZEMBER 1941
16. JAHRGANG :. FOLGE 49

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22

AUS DEM INHALT:



Siegesparade in Bukarest.

Staatsführer Marschall Antonescu und Generalfeldmarschall Keitel nehmen unter stürmischem Jubel der Bevölkerung die Parade der Sieger von Odessa ab.

Aufn. Assopreß.



Ihre Namen werden in der deutschen Geschichte immer fortleben.
Eine Aufnahme, die während eines Besuches des Generalluftzeugmeisters bei seinen Kameraden an der Front gemacht wurde: Generaloberst Udet und Oberst Mölders.
PK.-Aufn. Kriegsberichter Spieth (Atl.).



Die Aufbahrung Ernst Udets im Luftfahrtministerium zu Berlin, der Stätte seines schöpferischen Wirkens.
Aufn. Hahn.

DEUTSCHLAND TRAUERT UM ZWEI HELDEN



Der Führer nimmt Abschied von Generalluftzeugmeister Udet.
Als Ehrenwache zu beiden Seiten des Katafalks Oberstleutnant Galland und Major Lützow (im Stahlhelm).
Aufn. Heinrich Hoffmann



Der Reichsmarschall im Trauerzuge.
Die sterblichen Überreste Ernst Udets wurden auf dem Invalidenfriedhof in Berlin, nahe der Ruhestätte seines Weltkriegskameraden Manfred von Richthofen, beigesetzt.

Aufn. Hahn.



DER STAATSAKT IN DER REICHSKANZLEI

Nach fünfjähriger Bewährung wird am 25. November 1941 der Antikominternpakt bis 1946 verlängert; sieben neue Staaten treten bei.
Von links: Serrano Suñer-Spanien; Graf Bardossy-Ungarn; Graf Ciano-Italien; Reichsaußenminister v. Ribbentrop und der japanische Botschafter Oshima.

Aufn. Hahn.

Rotmord IN KISCHINEW



Eine Sowjet-Hochschule des Mordens.
In diese Universität von Kischinew lockten die Sowjets ihre Opfer, die zunächst in die Kellergewölbe gesperrt wurden.



Leidensstation der unschuldigen Opfer.
Wie Tiere wurden die Gefangenen erst wochenlang in diesen Löchern gefangengehalten und jeden Tag grauenhaft gefoltert.



Der Blutkeller von Kischinew.
Kugeleinschläge an der Wand und eingetrocknete Blutlachen sind die Spuren von Massenerschießungen.



Im Gebäude des früheren italienischen Konsulats neben der Universität hatten die Bolschewisten vom Garten aus...

*

... einen Graben zum Keller der Universität ausgehoben, durch den man die Erschossenen in den Garten schaffte.

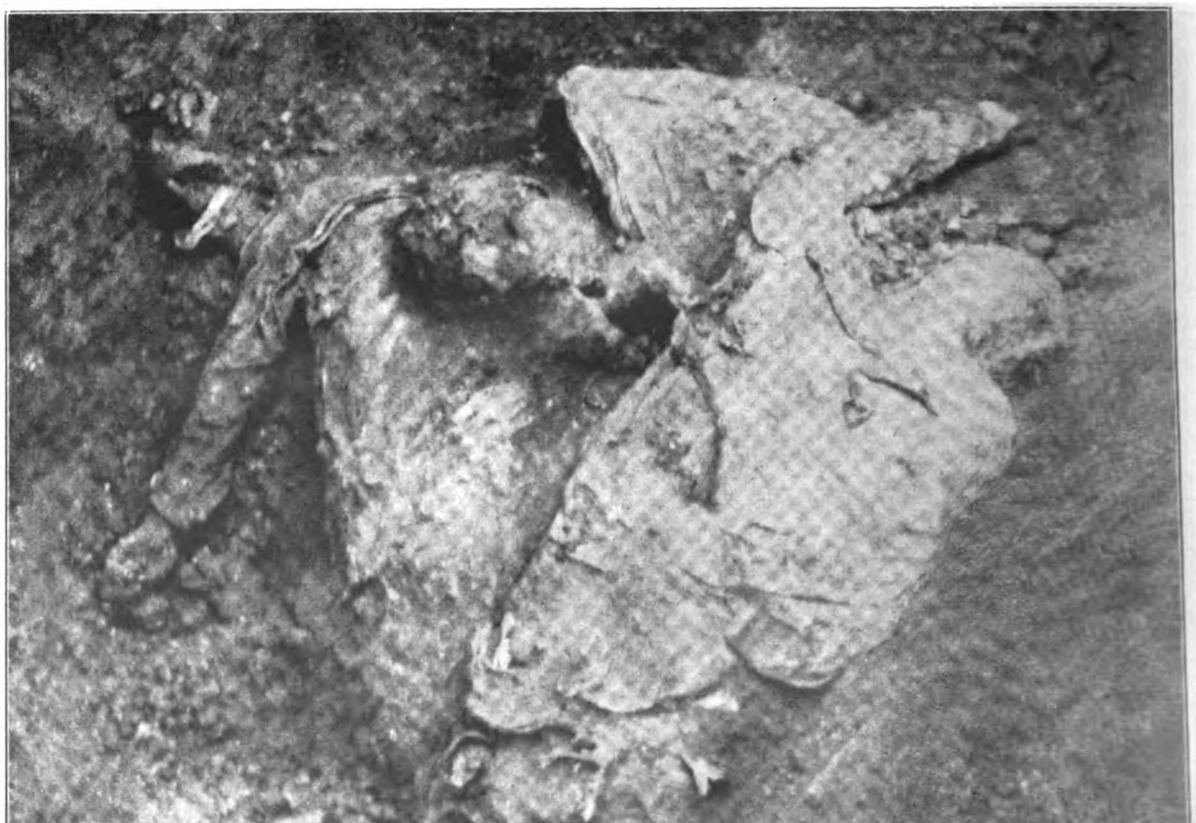




Hinter dieser Bretterumzäunung
fand man in tiefen Gruben bisher 160 Leichen, die förmlich in die Erde hineingestampft waren.



Es waren durchweg kleine Leute,
wie aus den Kopfbedeckungen zu schließen ist, die meistens von Arbeitern getragen werden.



Zu solchen Bestialitäten sind nur die Sowjets fähig.
Unter den zu formlosen Massen eingestampften Leichen konnte man sogar ermordete Kinder feststellen.



Hier sieht man die Auswirkungen des bolschewistischen Systems in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit.
Wer vor diesen Leichenbergen gestanden hat, für den ist es unfaßbar, daß es unter zivilisierten Völkern Staatsmänner und hohe kirchliche Würdenträger gibt, die den Sieg des Bolschewismus herbeisehnen.
Aufnahmen: Leif Geiges.

Ganoven im Frack

MAXIM LITWINOW

Man nennt ihn den „letzten Mohikaner der Leningarde", jenen Maxim Litwinow, dessen Fingerabdrücke als Bankräuber



Der Weltbrandstifter zieht unter der Tarnung „Kollektive Sicherheit" in Genf ein. Eine Karikatur Litwinows aus der Genfer Zeit.

sich im Verbrecheralbum von Paris, Jahrgang 1905, befinden und der nun auf lackierten, leichten Mokassins sich zum Großen Roten Bruder ins Weiße Haus begibt. Dieser Sproß eines koscheren Schächtjuden aus dem Ghetto von Bialystok, der 1876 unter dem Namen Henoch Wallach beschnitten wurde, ist der letzte Jude aus dem Judenkreis um Lenin-Uljanow und einer der wenigen, die um den Genickschuß herumgekommen sind. Wie alle Juden ein geborener Verschwörer, war Wallach-Litwinow schon früh mit unterirdischen Umsturzorganisationen in Verbindung getreten. Nach Sibirien verbannt, ermöglichte ihm die Amnestie von 1903 die Rückkehr nach Bialystok. Kassengaunereien kosten ihn 13 Monate Gefängnis. Auf Grund dieser Vorstudien wird er 1905 in der Pariser Emigration Schatzmeister der Terrorbande Lenins. Mit den aus Judentresoren (Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. in Neuyork) geflossenen Mitteln betreibt er dann von England aus den Waffenschmuggel an die Terrororganisation in Rußland, wo einer seiner Komplizen Dschugaschwili-Stalin ist. Beide sind dann 1907 die Haupttäter bei dem großen Bankraub in Tiflis. Diese Banditenfreundschaft ist bisher unerschüttert geblieben. Jetzt geht Litwinow-Wallach-Finkelstein, der aus Tarnungsgründen etwas über zwei Jahre lang hinter den Kulissen spielen mußte, als Freund und Botschafter Stalins nach der jüdischen Hochburg Neuyork.

IWAN MAISKI

Seit Stalins „Soldaten Christi" trotz der gotteslästerlichen Beschwörung aller Himmel durch die Roosevelt und Churchill unaufhaltsam rückwärts müssen, hat die St.-Pauls-Kathedrale in London einen frommen Dauergast: den Ehrengottlosen Iwan Maiski, den Botschafter Sowjet-Judäas. Welch ein Triumph plutokratisch-bolschewistischer, anglikanisch-gottloser Selbstverleugnung auf beiden Seiten, als der Propst von St. Paul im Juli 1941 den feisten Juden Maiski bei seinem ersten offiziellen Einzug in die Kathedrale bewillkommnete. Es sind erst knapp 5 Jahre her, da war die Londoner Weltpresse ein heulender Chor, der es eben diesem Maiski wegen seiner kriegstreiberischen Haltung im spanischen Nichteinmischungsausschuß tagtäglich ins Gesicht hineinschrie: Moskau ist immer und überall der Angreifer, Maiski hetzt zum europäischen Krieg. Und heute ist — Maiski Säulenheiliger von St. Paul und als Apostel in den Demokratenzirkel der „Friedliebenden" aufgenommen. So sitzt denn auch dieser Erzrevolutionär, der schon 1899 als Fünfzehnjähriger ins Lager der Weltrevolutionäre ging, seit kurzem in dem hochfeudalen Londoner St.-James-Klub als besonderer Freund Anthony Edens.



„Litwinow sieht aus wie ein Gentleman" sagte man damals in Genf. Der alte Bankräuber im Frack schlürft auf ein solches Kompliment.



Zwei Galgenvögel. Litwinow und Maiski, beide auf Hochglanz gebürstet.



Hirnverletzte lernen.
In den Sonderlazaretten für Hirnverletzte werden durch besonders ausgebildete Lehrer Soldaten, die durch eine Kopfverletzung geschädigt wurden, wieder zu ihrer alten Leistungsfähigkeit zurückgeführt.

Aufnahmen: Dr. Weskamp.

In der Obhut der Nation!



Rechts: Ohnhänder beim Pferdespringen.
Ein Soldat, der das Unglück hatte, beide Hände zu verlieren, hat es mit Hilfe des Heeres-Sanitätsdienstes trotzdem verstanden, sich wieder in allen Lebensverrichtungen selbst zurechtzufinden. Er ist sogar ein ausgezeichneter Reiter geworden.



Kriegsblinde beim Sport.
Für die glücklicherweise kleine Zahl Kriegsblinder wird ganz besonders gesorgt. Die Blinden eines Sonderlazaretts trainieren hier für das Sportabzeichen!

Kein Sieg kann ohne Opfer errungen werden. Auch der beispiellose Siegeszug des deutschen Volkes in diesem Kriege kann nicht ohne Opfer geblieben sein, das weiß jeder von uns. Wir wissen aber gleichzeitig, daß diese Verluste, so schmerzlich sie im einzelnen sind, dennoch zu den erreichten geschichtlich einmaligen Erfolgen in gar keinem Verhältnis standen. Die Toten starben für Deutschland. Die Verwundeten nahm der Sanitätsdienst des Heeres, der Kriegsmarine oder der Luftwaffe in seine Obhut, und einer vorbildlichen Organisation und bestem fachlichem Können unserer Sanitätsoffiziere und Sanitätsmannschaften und Schwestern ist es gelungen, den weitaus größten Teil auch der Schwerverletzten völlig wiederherzustellen

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

Der Schluß des Romans in Folge 48:

Alle waren überzeugt, daß Jürgen das Gelbe Fieber hatte—, nur der erfahrene Tropenarzt Dr. Bünger nicht! Gab es doch noch eine Rettung?

In Margas Hirn kreiste die Erinnerung an die geglückte Flucht, aber zugleich zermarterte sie sich mit der bangen Frage, ob sie Jürgen noch finden würde. Die Gefahren dieses fieberschwangeren Kongogebietes beeindruckten sie jetzt überhaupt nicht, alles Hangen und Bangen galt Jürgen! Der Gedanke an ihn hatte ihr die Kraft gegeben, das Allernötigste für den langen Marsch durch den Urwald unauffällig zu sich zu stecken und sich in einem günstigen Augenblick davonzustehlen.

10. Fortsetzung

Ein Mann von der Wache, der ihr bei der Flucht im Wege stand, hatte sich von ihr täuschen lassen. „Mir kommt es so vor, als ob es da unten im Kabinengang so komisch riecht, aber vielleicht irre ich mich auch, wir sind ja jetzt alle reichlich nervös“, hatte sie ihm in etwas gleichmütigem Tone erzählt. Daraufhin verschwand der Mann nach unten, und für sie war der Weg frei.

Sie hatte sich an Baumgruppenbildern und anderen Zeichen die Ausgangsstelle Jürgens genau eingeschärft und war, so schnell die Beine sie trugen, dem Blickfeld der „Kassai“-Fahrer entronnen.

Schon wenige Minuten nach ihrem Verlassen des Schiffes warf die „Kassai“ die Taue los und dampfte in den Strom hinaus.

Schwer aufatmend hatte Marga das Ablegen des Schiffes wahrgenommen. Die Knie zitterten ihr.

Allein ...

Allein im Urwald, auf der Flucht vor lieben, in der Ferne dahindampfenden Menschen, nur beseelt von dem einen heißen Wunsche, den fieberkranken Jürgen Schenk nicht zu verfehlen.

Mutig riß sich das Mädchen zusammen.

Jetzt nicht denken, jetzt nur handeln! Laufen was die Beine nur herzugeben vermochten, und rufen, aus Leibeskräften rufen, bis der Kranke gefunden ist.

Die Wegebeschreibung war Marga klar. Sie stürmte über eine Lichtung dahin, stolperte über Wurzelwerk und kämpfte sich zäh weiter.

Vor ihr tat sich ein Sumpfgebiet auf. Man konnte es zu beiden Seiten gut umgehen, konnte aber auch einen schmalen, gefährlichen, streckenweise überwucherten Pfad mitten hindurch wählen. Mitten durch die Fieberhölle!

Jürgen — welchen Weg bist du gegangen?

Marga irrte einige Male zweifelnd hin und her. „Jürgen! Jürgen!“ rief sie ein über das andere Mal. Ob er wohl irgendwo zusammengebrochen ist? Ob er schon tot ist?

Marga empfand eine entsetzliche Enge in ihrem Halse. Ein lähmendes Gefühl drohte sie zu überkommen. Sie verbiß die aufkommenden Tränen und schritt tapfer — mit dumpf schmerzendem Kopf — weiter ...

*

Keiner hatte es sich eingestanden, aber jeder erwartete von Minute zu Minute in geheimer Spannung das Unheil, die gefürchtete Kunde von einem neuen Krankheitsfall an Bord!

Das Gefürchtete war nicht eingetreten. Die starren Gesichter der Stewards und Matrosen begannen sich zu beleben.

Hier und da versuchte sogar einer der dienstbaren Geister ein kleines Lächeln.

Auf der Brücke ließ Kapitän Erland von seinem ruhelosen Hin- und Hergehen ab.

An Deck rief Pierre Glant mit lauterer und kräftigerer Stimme als bisher nach seinem Whisky.

Vom Vorschiff her klangen die Stimmen der Neger in gleichmäßigem Schwatzen. Unter den Schwarzen war jede Spur von Angst und Panikstimmung gewichen, seitdem Dr. Bünger mitten zwischen ihnen herumspazierte, Pulse fühlte, Augen untersuchte und ein paar Nachlässige oder Furchtsame mit groben Worten anfuhr. Baturi Bünger war bei ihnen! Der große, gute Zauberer war mächtiger als der Todesgeist des Gelben Fiebers!

„Glückliche Menschen“, brummte Glant dem fast heiteren Stimmgewirr im Vorschiff lauschend. „Wer auch so sorglos und vertrauend sein könnte wie diese schwarzen Burschen!“

Drei Uhr nachmittags.

Die „Kassai" machte stramme Fahrt gegen den Strom.

Noch immer kein Krankheitsfall, kein Gefahrensignal!

Dr. Bünger hatte sich schweigend in seine Kabine zurückgezogen und sich in seine wissenschaftliche Arbeit gestürzt, wie immer, wenn er etwas zu überwinden, zu betäuben hatte.

An Deck atmete man immer freier, immer hoffnungsvoller. Aber die Spannung, die gewaltsam unterdrückte Todesfurcht, war zu groß gewesen. Sie sprengte die Ventile und machte sich auf einmal in einer gereizten Stimmung aller gegen alle Luft. Vielleicht war auch so etwas wie Beschämung und Gewissensbisse dabei.

Die meisten der Reisegenossen fühlten ehrliches Mitleid mit Jürgen Schenk und seiner Braut Marga Bünger. Aber solange man in der Furcht vor dem Gelben Fieber schwebte, hatte jeder die Ausbootung des Kranken als eine harte, jedoch notwendige Maßnahme empfunden. Glant hatte gestern nacht, als Schenk im Urwald verschwunden war, diesem Gefühl am klarsten Ausdruck gegeben.

Ferry Stakke war es gewesen, der, dem Ausgesetzten nachschauend, leise die Bemerkung fallen ließ:

„Und wenn nun das alles umsonst ist? Wenn das Fieber bereits in unserem Blut herumschleicht und in ein paar Stunden ausbricht?"

Da hatte Glant kräftig über die Reling gespuckt. „Dann holt uns alle zusammen der Teufel, und es ist ganz gleichgültig, ob Schenk mit uns hier an Bord krepiert oder sonstwo!"

Ja, das war gestern gewesen. Aber die Seuche hatte sich nicht ausgebreitet. Uneingestanden, heimlich, begannen neue Fragen die Sinne zu quälen. Wenn nun gar nicht . . .?

Dr. Bünger, der erfahrene Arzt, hatte bis zuletzt daran festgehalten, daß Schenk kein Gelbes Fieber habe! Wenn er . . . großer Gott . . . wenn er recht gehabt hätte!

War man nicht doch zu voreilig gewesen?

Hatte man, als man den armen jungen Menschen in den Urwald schickte, nicht allzusehr unter der Angstpsychose gestanden? Hätte man nicht noch einen Tag abwarten können?

Nichts, gar nichts war heute an Bord der „Kassai" geschehen. Weder Marga, die den Kranken gepflegt hatte, noch sonst jemand war von der Seuche befallen worden. War das nicht eine Antwort des Schicksals? Würde man heute noch den Kranken von Bord geschickt haben?

Quälende, beschämende Gedanken. Dinge, die niemand auszusprechen wagte und die doch unablässig und immer wieder alle Hirne beschäftigten. Vergebens sagte man sich, daß man vollkommen richtig und korrekt gehandelt habe, daß man unstreitig das Recht gehabt hatte, den des Gelben Fiebers Verdächtigen vom Schiff zu entfernen und daß diese Entfernung eben im Lebensinteresse aller anderen notwendig gewesen sei. Tief im Innern blieben die höhnischen, quälenden Stimmen: Feige seid ihr gewesen! Von der Todesangst habt ihr euch packen lassen, statt Vertrauen zu haben zu einem Manne wie Dr. Bünger! Seht euch die schwarzen Kinder des Urwaldes an, ihr starken Herren der Welt! Hört mal, wie heiter sie schwatzen da vorne! Die h a b e n Vertrauen! Und ihr . . .?!

Je weiter der Tag vorschritt, je stärker die Gewißheit ward, daß man dem furchtbaren gelben Gespenst entronnen sei, um so verkniffener wurden die Gesichter, um so gereizter die Worte, die man sich gegenseitig hinwarf. Als Stakke, in dem Bestreben, die Gedanken auf andere Dinge zu lenken, von einem Jagdabenteuer in Gabun zu erzählen begann, unterbrach Glant die Erzählung mit einem verächtlichen Knurren und Nasenrümpfen. Pah, was war das schon, mit einer guten Büchse einen Gorilla zur Strecke zu bringen! Gestern abend, da hättest du wirklichen Mut zeigen können, Herr Großwildjäger! Warum hast du da den Kampf nicht aufgenommen mit dem gefährlicheren Gegner, dessen Fratze uns aus dem gelben Gesicht Jürgen Schenks entgegengrinste! Aber da warst du feige! Genau so feige, wie — pfui Deibel noch mal! — wie ich, Pierre Glant!

Stakke las die Gedanken deutlich im Gesicht des Alten und schwieg verdrossen und beschämt.

Zehn Minuten später kam es auf dem Achterdeck zum ersten, jähen Ausbruch der gereizten Stimmung. Administrator Geoffrey fühlte sich bemüßigt, den Mut des Senhor Pinho hervorzuheben, der „mit dem Anstand eines wahren Mannes der Gefahr ins Auge geblickt habe" und der schneller als jeder andere die Depression überwunden habe.

Dagegen war nichts Stichhaltiges zu sagen. Jedermann sah es, daß Pinho, der dort drüben mit Madame Geoffrey auf- und abspazierte, tatsächlich nichts mehr von Furcht wußte. Auch Stakke empfand das und suchte gereizt nach einer anderen Erwiderung.

„Ich habe Ihnen schon mal davon gesprochen, Herr Geoffrey", begann er giftig, „und ich wiederhole es jetzt: Es gibt mir zu denken, daß ein Regierungsbeamter wie Sie zu einem — ja, zu

(Romanfortsetzung auf der nächsten Seite.)



Ein Oberschenkelamputierter fährt Auto.

In dem besonders konstruierten Kraftwagen der Heeres-Sanitätsinspektion kann der Amputierte mühelos seine beruflichen Fahrten ausführen, aber auch in seiner Freizeit auf Fahrten in die herrliche Natur Freude und Erholung finden.

und ihnen ihre frühere Gesundheit und Leistungsfähigkeit wiederzugeben.

Die Kriegsversehrten des nationalsozialistischen Deutschlands, die Ehrenbürger unserer Nation, sollen den alten Lebensmut und die alte Lebensfreude wiedergewinnen

Dr. W.



Rechts: Die künstlichen Glieder genügen allen Ansprüchen.

Der Feldwebel, dem nach einem Unglücksfall bei der Panzertruppe beide Oberschenkel amputiert werden mußten, zeigt dem Sanitätsoffizier die ihm vom Heeres-Sanitätsdienst gelieferten Kunstbeine, die seine schwere Versehrtheit äußerlich fast völlig unbemerkbar machen



Die Stärkung wird Ihnen gut tun!

Auf einem Flugplatz an der Ostfront halten Schwestern vom DRK. Erfrischungen bereit, die für Verwundete bestimmt sind, welche mit der Ju 52 in die Heimat befördert werden sollen.

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Stenzel

einem notorischen Diamantenschmuggler so freundschaftliche Beziehungen unterhält."

Puterrot fuhr der Administrator auf. „Herr Stakke! Das ist eine Verdächtigung, die . . .!"

„Ich werde sie zu vertreten wissen, Herr Administrator. Daß Pinho seit Jahren Diamanten schmuggelt, ist allgemein bekannt. Wenn man den Burschen auch bisher nicht fassen konnte, ich weiß genau, wie die Behörden in Angola über ihn denken. Und Sie wissen das auch, Herr — Administrator!"

„Ich verbitte mir das! Mir ist amtlich nichts Unvorteilhaftes über Herrn Pinho bekannt!"

„Amtlich!" höhnte Stakke. „Natürlich, Sie sind ja auch Verwaltungsbeamter und nicht Beamter der Polizei! Verlangt ja auch kein Mensch, daß Sie Pinho verhaften oder sein Gepäck durchsuchen sollen. Aber ein Mann in Ihrer Stellung sollte auch den Anschein vermeiden, mit so einem Herrn persönlich befreundet zu sein!"

„Sie werden diesen Angriff auf meine Beamtenehre verantworten müssen!" schrie Geoffrey zornbebend. „Ich werde Sie wegen böswilliger Verleumdung verklagen, Herr Stakke! Und Herr Pinho wird das gleiche tun!"

„Immerzu. Den Wahrheitsbeweis werde ich nicht schuldig bleiben. Ich meinerseits werde ja wohl später in Boma Gelegenheit haben, das Gouvernement auf Ihre schönen Beziehungen zu Herrn Pinho aufmerksam zu machen! Herrlich, Herr Administrator! Mit diesem Schmuggler sind Sie ami et cochon! Laden ihn sogar in Ihr Haus ein! Stellen ihn uns anderen als Muster eines Kavaliers und Helden hin! Aber wie war es mit dem armen Jürgen Schenk? Den konnten Sie verdächtigen! Über den konnten Sie herfallen!"

In Geoffreys Augen war ein unsicheres, furchtsames Blinzeln. Die Aussicht, daß seine Beziehungen zu Pinho dem Gouvernement zu Ohren kommen könnten, schien ihm wirklich nicht angenehm zu sein.

„Ich bin vielleicht etwas zu weit gegangen", suchte er versöhnlich einzulenken. „Sie werfen mir meine Haltung Schenk gegenüber vor, Herr Stakke. Es mag sein, daß sie nicht ganz einwandfrei war. Aber handeln Sie jetzt nicht genau so? Verdächtigen Sie nicht ein Mitglied unserer Bordgesellschaft schwer, ohne sichere Beweise für Ihre Behauptungen zu haben? Und vor allem, ohne zwingenden Grund! Denn Sie können nicht behaupten, daß Herr Pinho hier an Bord etwas Unrechtes getan oder jemand von uns beleidigt hat."

Stakka wollte heftig erwidern, aber Pièrre Glant stieß ihn mit dem Ellbogen an.

„Geoffrey hat darin recht, Stakke. Wir wollen auf die Sache nicht weiter eingehen. Übrigens haben wir uns alle in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht gerade mit Ruhm bekleckert, meine ich."

Der Administrator war froh, dem Wortgefecht entronnen zu sein. Würdevoll, mit der Miene eines gekränkten Ehrenmannes, erhob er sich und ging zu seiner Frau und Pinho hinüber.

Glant und Stakke blieben stumm und gedankenvoll vor ihren Gläsern sitzen.

„Verdammt", sagte Glant nach einer Weile aus seinen Gedanken heraus.

„Verdammt", wiederholte Stakke.

Sie dachten beide nicht mehr an den Administrator und seinen zweifelhaften Freund, sondern an Jürgen Schenk.

Eine Stunde später gab es einen neuen Ausbruch der allgemeinen gereizten Stimmung. Diesmal zwischen Glant und Kapitän Erland.

Erland kam mit dem Steuermann über das Deck, hielt einen Augenblick an und erkundigte sich bei Glant höflich nach dem Befinden seiner Gattin, unglücklicherweise gerade in einem Moment, wo Glant sich wieder stumm mit allerlei quälenden Gedanken herumgeschlagen hatte.

„Ich halte es für besser, Kapitän, wenn Sie sich nicht um meine Frau kümmern", fauchte er übelgelaunt. „Taktvoller wäre es jedenfalls."

Erland straffte sich. „Wir mißverstehen uns anscheinend immer noch, Herr Glant. Meine Frage entsprang lediglich der Teilnahme und dem Respekt, den ich Ihrer Frau Gemahlin entgegenbringe. Wenn Sie es wünschen, können Sie auch ‚Freundschaft' sagen."

„Na ja", knurrte Glant ärgerlich über sich selbst. „Daß es sich da nur um eine Bordfreundschaft handelt, weiß ich. Hat mir Raymonde schon auseinandergesetzt. Hab' auch nichts dagegen einzuwenden, Herr Erland. Aber trotzdem wäre es mir entschieden lieber . . . Sie wissen ja, wie hier an Bord schon geklatscht wurde und welche unliebsamen Folgen das für uns beide hatte."

Steuermann Johnsen sah die Gereiztheit im Gesicht Pièrre Glants und glaubte, einem neuen Streit zuvorkommen zu müssen durch ein paar freundlich beruhigende Worte. Aber da kam er schlecht an. Kaum hatte er den Mund geöffnet, als Katakata-Glant mit zornigem Gepolter auf ihn losfuhr:

„Was mischen Sie sich denn nun wieder drein, Mann? Was wollen Sie schon wieder, Sie . . . Sie verdammter Zuträger! Ihnen hab' ich's zu verdanken, daß mir neulich der Hut hoch ging und ich mich dem Kapitän gegenüber wie ein Wildschwein benahm. Mensch, wenn Sie bloß den Rand gehalten hätten! Wenn ihr alle nicht so viel blödsinniges Zeug quasseln wolltet! Kümmert euch nur um eure eigenen Angelegenheiten, zum Satan! Ich schere mich auch nicht um euer Wohlergehen!"

Auch in Kapitän Erland stieg bei diesem Gepolsten der Zorn hoch. Es hätte sicherlich einen ernsten Streit gegeben, wenn nicht in diesem Augenblick Dr. Bünger an Deck erschienen wäre und dem Kapitän mit einem ernsten Blick zugewinkt hätte.

„Gehen Sie auf die Brücke, Steuermann", sagte Erland kurz, das unangenehme Gespräch mit Glant abbrechend. „Sie wünschen mich zu sprechen, Doktor?"

Ein halbes Dutzend Augenpaare folgte gespannt dem Arzt, der mit Erland zur Seite trat. War das Unheil noch da? Meldete Dr. Bünger jetzt den Eintritt des gefürchteten neuen Krankheitsfalles?

Auch Erland selber sah mit banger Frage in das Gesicht des Arztes, aber die ersten Worte Dr. Büngers beruhigten ihn wenigstens in dieser Beziehung.

„Bedaure, Herr Kapitän", sagte Dr. Bünger gemessen. „Ich sehe mich gezwungen, den Diebstahl in meiner Kabine noch einmal zur Sprache zu bringen. Die Whiskyflaschen sind nicht das einzige, was gestohlen wurde. Bei der Durchsicht meiner Apotheke habe ich soeben festgestellt, daß eine Ampulle Febro-Gallocin fehlt!"

„Ach! Sind Sie sicher, Dr. Bünger, daß nicht ein Irrtum vorliegt?"

„In bezug auf meine Medikamente irre ich mich nie", sagte Dr. Bünger schroff „Ich habe das Präparat in Matadi beim Gesundheitsamt erhalten und es selber meiner Apotheke einverleibt. Kann Ihnen genau die Stelle in meinem Apothekerkasten zeigen, wo es sich befunden hat. Jetzt fehlt es."

Erland machte ein nachdenkliches betretenes Gesicht.

„Das ist . . . merkwürdig. Demnach scheint also doch ein Schwarzer als Dieb in Frage zu kommen. Von einem Neger kann man annehmen, daß er eine Medizin stiehlt, in der er einen „Zauber" vermutet. Daß hingegen der Steuermann einen solchen Gegenstand entwenden sollte . . . hm . . . das erscheint etwas unwahrscheinlich."

„Die Täterschaft eines Negers ist ebenso unwahrscheinlich, Herr Kapitän. Warum sollte ein Schwarzer aus meinem „Zauberkasten" gerade dieses Präparat stehlen?"

„Hm. Handelt es sich um ein Gift?"

„Ein Antitoxin. Febro-Gallocin ist eine Verbindung von Gallogen und Kalzium, ein Präparat, das von dem deutschen Arzt Dr. Wermuth auf der Missionsstation St. Anna in Angola zuerst zusammengesetzt wurde und mit dem Dr. Wermuth ausgezeichnete Erfolge erreicht hat. Ich selber wende es seit Jahren mit Erfolg an bei Leberleiden und Erkrankungen der Gallenblasen. Es ist ein in Alkohol leicht lösliches, gelbes, geruch- und geschmackloses Pulver. In starker Dosis verabreicht wirkt es als Gegengift, indem es die Temperatur stark erhöht. Außerdem bewirkt es vorübergehend . . ."

Dr. Bünger hielt in seiner Ausführung inne und starrte fast eine volle Minute vor sich hin, als sei seine Zunge plötzlich gelähmt. Erland bemerkte es verwundert.

„Was haben Sie, Doktor?"

„Ja!" sagte Dr. Bünger plötzlich mit einem schweren Atemzug. „So ist es! Daß ich Esel nicht früher darauf gekommen bin! Febro-Gallocin bewirkt infolge der darin enthaltenen Gallensäure eine vorübergehende, schwach-gelbe Färbung der Haut! Man kann diese Färbung entsprechend verstärken, indem man die Dosis vergrößert . . .

„Herr!!" schrie Dr. Bünger plötzlich wild auf. „Ein gemeines, schamloses Verbrechen ist hier begangen worden!! Der Lump, der in meine Kabine einbrach, hat dem armen Schenk das Medikament verabreicht, um ihm das Aussehen eines Menschen zu geben, der vom Gelben Fieber befallen ist! Und Sie, Herr Erland, haben den Mord vollendet, als Sie den armen Jungen trotz meines Einwands in die Fiebersümpfe jagten!"

Totenbleich taumelte Erland einen Schritt zurück, versuchte zu beschwichtigen, hob zitternd, abwehrend die Hand.

Aber Dr. Büngers brüllende Stimme hatte bereits die anderen aufmerksam gemacht. Stakke, Glant und der Administrator eilten herzu.

„Das Gelbe Fieber, Doktor?"

Dr. Bünger bekam einen neuen Wutanfall. Sein Gesicht sah besorgniserregend aus, als könne ihn jede Sekunde ein Schlag treffen. .

„Hier ist kein Gelbes Fieber an Bord!" brüllte er so laut, daß nun auch Raymonde erschrocken sich zu den anderen gesellte. „Kein Mensch hat hier das Gelbe Fieber gehabt! Auch Schenk nicht! Wie ich gesagt habe! Eine Schufterei ohnegleichen ist verübt worden!"

Erland hatte sich gefaßt.

„Ihre Beschuldigung ist so ungeheuerlich, Dr. Bünger, daß wir sie in Ruhe erörtern müssen. Bitte, meine Herren, gehen wir achteraus. Im Interesse der Disziplin ist es besser, wenn die Besatzung uns nicht hört."

Immer noch zitternd vor Empörung gab Dr. Bünger den ihn stumm umstehenden Herren einen Bericht über seine Entdeckung und die fürchterliche Vermutung, die daraus folgte.

„Es stimmt alles", schloß er bitter auflachend. „Das rasende Steigen der Temperatur und das ebenso unerwartet rasche Zurückgehen. Die gelbliche Färbung der Haut, die uns allen den blinden Schrecken einjagte. Auch die Mattigkeitserscheinungen, das Nasenbluten und die heftigen Brechanfälle. Die mußten notwendig eintreten, da der Lump dem armen Schenk eine überstarke Dosis des Präparats eingegeben hatte. Febro-Gallocin! Darum konnte ich mir auch absolut nicht erklären, was eigentlich dem Patienten fehlte. Wer dachte denn auch an eine solche Schurkerei! Aber ich wußte es, meine Herren, ich wußte es genau: Es war kein Gelbes Fieber! Hätten Sie auf mich gehört! Ich mache Sie verantwortlich, Kapitän Erland! Für Schenk und für alles, was noch aus dieser Sache folgen kann!"

Erland bewegte die Lippen, ohne daß man einen Laut hörte. Alle anderen sahen sich erschrocken, ratlos an. Dr. Bünger sprach mit einer solchen Überzeugung, und seine Darstellung war so zwingend, daß niemand an der Richtigkeit zu zweifeln vermochte. Pièrre Glant fand zuerst ein Wort.

„Der Kapitän hat nur das getan wozu wir ihn sozusagen gezwungen haben, Dr. Bünger. Wir alle sind mitschuldig an der verdammten Sache. Oder will hier jemand behaupten, daß er dagegen war, als Schenk an Land gesetzt wurde? Außer Dr. Bünger natürlich."

Geoffrey wagte einen Einwand „Herr Dr. Bünger ist begreiflicherweise sehr erregt. Wir müssen untersuchen, ob nicht doch ein Irrtum . . ."

„Schweigen Sie, Herr Administrator!" donnerte Bünger. „Sie waren es, der gestern zuerst mein ärztliches Urteil anzweifelte und auf der Entfernung Schenks bestand. Wir beide, Herr Administrator, sprechen uns noch in dieser Sache beim Generalgouverneur in Boma!"

„Selbstverständlich hat Dr. Bünger recht", nahm Stakke das Wort, als der Administrator still kleinlaut duckte. „Und weil wir alle mitschuldig sind in gewissem Sinne, haben wir die Pflicht, gutzumachen, was noch gutgemacht werden kann." „Vor allem müssen wir feststellen, wer der Schuft ist!"

„Das eben meine ich, Glant. Keine Übereilung aber auch kein Vertuschen. Zunächst einmal: Wie konnte das Medikament Schenk beigebracht werden?"

„Ganz einfach", erklärte Bünger. „In jedem beliebigen alkoholischen Getränk. Der Täter braucht dabei nicht mal in der Kabine Schenks gewesen zu sein. Er kann beobachtet haben, wie Schenk, der ein wenig Fieber hatte, bei dem Steward irgend etwas bestellte und sich bringen ließ. Er kann das Pulver in einem günstigen Augenblick dem Getränk beigemischt haben, sogar ohne daß der Steward etwas davon merkte."

„Wird sich alles noch herausstellen", sagte Glant ungeduldig. „Die Hauptsache bleibt für uns: Wer ist der Lumpenhund?"

Stakke sah den Kapitän an. „Sie haben den Steuermann im Verdacht gehabt, den Diebstahl in Dr. Büngers Kabine begangen zu haben. Wegen der verschwundenen Flaschen. Glauben Sie auch, daß Steuermann Johnsen ein Interesse daran haben konnte, Herrn Schenk aus dem Wege zu räumen?"

„Nein. Ich wüßte wirklich nicht, warum er das tun sollte. Der Steuermann hat, soviel ich weiß, überhaupt nicht mit Herrn Schenk gesprochen."

„Wer also sonst? Wer hat ein Interesse daran gehabt, daß Jürgen Schenk von Bord verschwand?"

„Ich weiß wirklich nicht . . ."

„Aber ich, Herr Erland!"

„Ich auch!" echote Glant wie ein grollendes Ungewitter. „Der Senhor Pinho kann's nur sein. Wissen ja alle, daß er hinter dem kleinen Fräulein her war und daß ihn die Verlobung giftig genug wurmte."

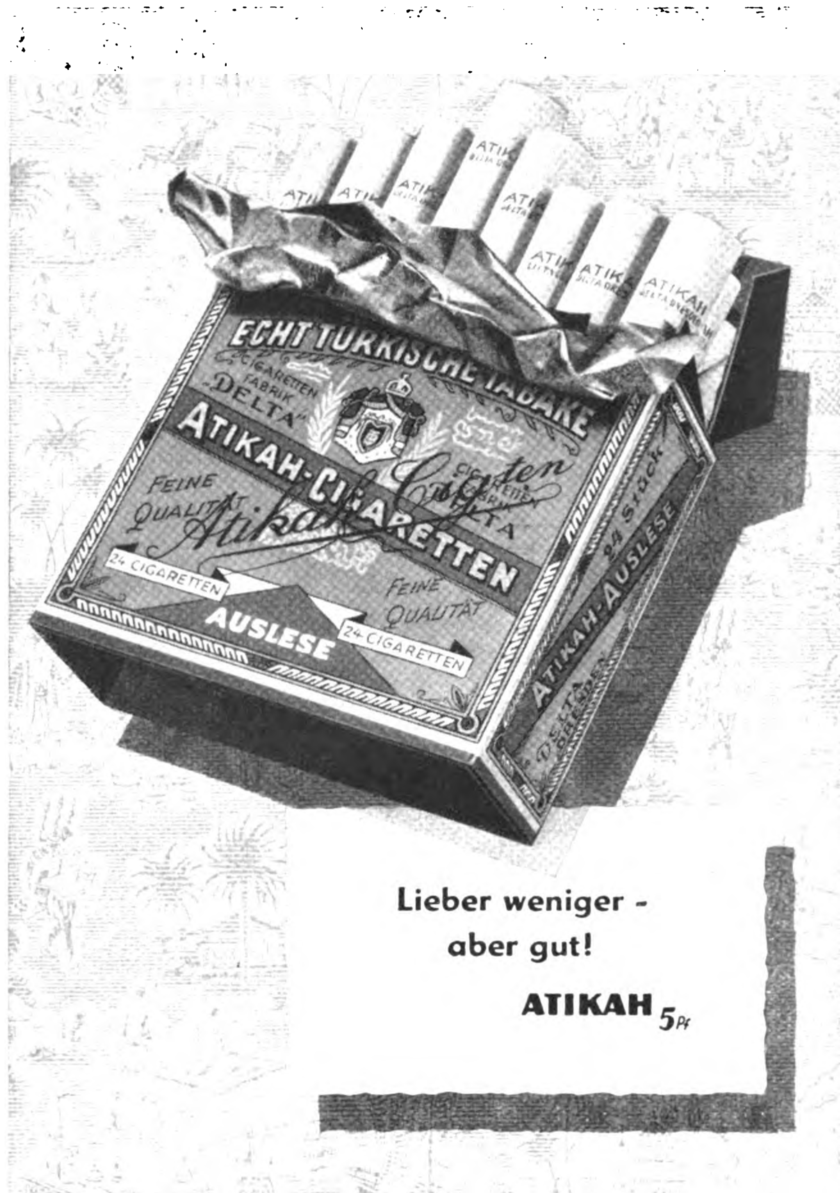
Geoffrey wollte wieder eine Einwendung machen, aber Stakke schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab. „Ich habe selber gehört, wie Herr Pinho kurz vor der Verlobungsfeier gehässig zu Frau Geoffrey sagte, dem Deutschen werde er es schon eintränken. Jeder von uns weiß, daß Pinho sich um Fräulein Marga bemühte und daß sie verständigerweise Schenk vorzog.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.



»4711« Qualitäts-Erzeugnisse können zur Zeit nur noch in beschränkter Menge hergestellt und geliefert werden.









KAPITÄNLEUTNANT KADEN:

Auf U-Boot-Jagd gegen England

1. Fortsetzung.

Der Schluß in Folge 48:

Abends Meldung beim Flottillenchef, in der Marineverkürzung „Flochef" genannt Alle acht Kommandanten waren zur Stelle. Alle acht waren ebenso wie der Flottillenchef Reserveoffiziere. Da war Möller, der längste und älteste Kommandant. Im Zivilberuf war er Direktor einer landwirtschaftlichen Schule in Schleswig. Dann der schneidige Schulz, Inhaber einer Konservenfabrik bei Flensburg. Zwei Rechtsanwälte waren vertreten: der dicke und immer lustige Mau aus Bolkenhain bei Breslau und der elegante, schlanke Tiedemann aus Dresden. Aus Berlin Töpter, einer der charmantesten Menschen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe, und Groepner, der gern gute Sachen aß. Beide saßen sonst als Beamte im Oberkommando der Kriegsmarine, in der Kartenabteilung. Der Flottillenbootskommandant war Wurle. sonst Diplomingenieur in einem großen Kunstseiden- und Zellwollekonzern.

Der Flochef selbst kam aus Breslau, wo er für gewöhnlich verhagelten Landwirten dicke Däuser als Ausgleich für den versicherten Schaden zuerkannte. Auf einem Fischdampfer war noch keiner von uns gefahren. Das war ein gewisser Trost. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz und hier sogar nur ein achtel!

Kurze Begrüßung durch den Flochef. Dann Verteilung der einzelnen Kommandanten auf die Boote. Die Verteilung war bereits höheren Orts vorgenommen worden und wurde nur bekanntgegeben. Ausgerechnet ich erhielt das Düsenboot mit dem kleinen Ruder. Zum Kotzen!!!

Schimpfen ist — vor allem beim Militär — sehr nützlich, gewissermaßen als Ventil zum Abblasen überschüssigen Dampfes. Freilich kann es nie etwas an der Tatsache ändern. Befehl bleibt Befehl! So wurde ich denn Kommandant von U-Jäger „S".

Von der Indienststellung selbst will ich hier nicht viel erzählen. Als Kommandant mußte ich mich um alles und jedes kümmern. Von der Kanone bis zum Lokuspapier. Zum mindesten mußte ich dafür geradestehen!

Es waren nur wenige Tage, die uns für diese Arbeiten zur Verfügung standen. Der Tag kam, an dem die Boote in Dienst gestellt werden sollten. Die Seeklarbesichtigung war bereits am Tag vorher vorgenommen und zur Zufriedenheit verlaufen.

Antreten der Besatzungen auf der Pier. Ansprache des Flottenchefs. Dann das Kommando: „Heiß Flagge und Wimpel!"

Zum erstenmal wehte über Unterseebootjägern die deutsche Kriegsflagge. Die erste Unterseeboot-Jagdflottille der deutschen Kriegsmarine war damit in Dienst gestellt. Zum erstenmal aber stieg auch mein Kommandantenwimpel am Mast meines Schiffes empor. Jedes von einem Seeoffizier befehligte deutsche Kriegsschiff trägt einen solchen schmalen weißen *Wimpel* im Topp.

Um 14 Uhr war seeklar befohlen. Ein langer Pfiff: „Klar zum Manöver!"

„An Steuerbord!" Jeder Mann stand an der ihm durch die vorher von mir ausgearbeiteten Manöverrolle zugewiesenen Station.

„Vorleinen los!"

„Achterleinen los!"

„Maschine Achtung!"

„Backbord los!"

„Kleine Fahrt voraus!"

Langsam legten die Boote nacheinander von der Pier ab.

Sehr schnell aber mußte ich schon merken, daß ich nicht mehr auf der Brücke eines Torpedobootes stand, das mit seinen beiden Schrauben rasch und sicher jede befohlene Wendung ausführt. Bei einem Torpedoboot hatte ich gewissermaßen ein feinnerviges Rennpferd unter mir, während ich jetzt auf einem schwerfälligen und lahmen Ackergaul saß. Als ich mit Hart Backbordruder gegen den Wind aus dem Hafen herausdrehen wollte, wie es vor mir die anderen Boote schon getan hatten, machte mein Zossen einfach nicht mit. Er kam viel zu langsam gegen den Wind herum, hatte einen ganz wesentlich größeren Drehkreis als die anderen Boote, so daß ich rückwärtsgehen mußte, um nicht das gegenüberliegende Hafenufer zu rammen. Also:

„Maschine äußerste Kraft zurück!"

„Hart Steuerbord!"

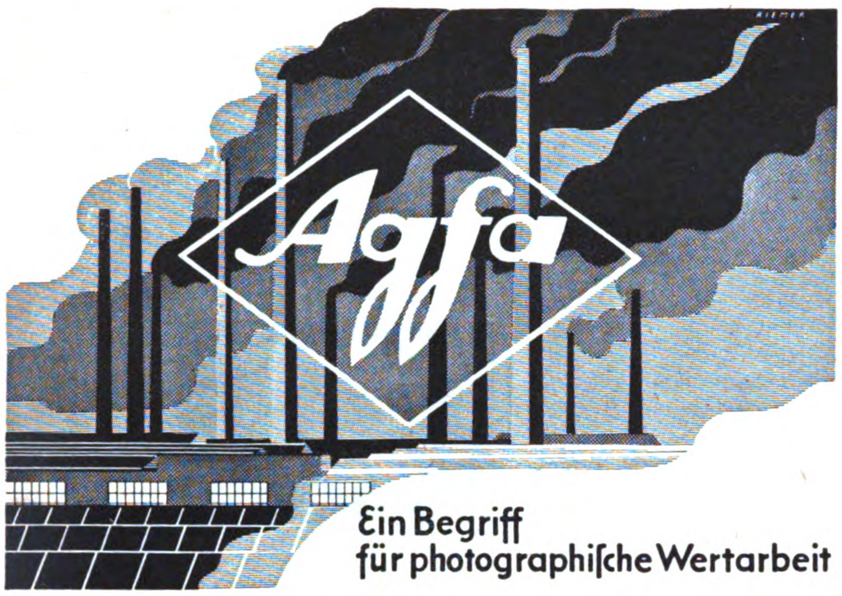
Theoretisch hätte jetzt mein Untersatz sein Heck weiter nach Steuerbord und seine Nase damit der Hafenausfahrt zudrehen müssen. Er dachte gar nicht daran, sondern machte genau das Gegenteil. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen — während der ich durch den Wind immer weiter in den Hafen hineingetrieben wurde — blieb mir nichts weiter übrig, als den Anker fallen zu lassen und um diesen herum zu drehen.

Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich hierbei nun nicht mit überlegener Ruhe auf der Brücke gestanden habe. Ich habe auf diesen müden Untersatz geflucht mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung standen. Und diese Mittel sind nicht gerade klein, wie jeder meiner Männer freudig bestätigen wird Aber meinen Untersatz hat das nicht im geringsten gestört. Mit der Zeit habe ich dann einsehen müssen, daß er den weitaus dickeren Schädel hatte und ich besser fahren würde, mich seinen Eigenheiten anzupassen. Das habe ich dann ja auch allmählich — wenn auch nur unter großen Schwierigkeiten — gelernt. Geflucht habe ich freilich noch oft auf meinen lahmen Zossen. Aber schließlich sind diese Fischdampfer gebaut, um im Eismeer und in den Gewässern um Island herum Kabeljau und Schellfisch zu fangen, und nicht, um kriegsschiffmäßige Manöver zu fahren. Ich habe ihn also sicher zu Unrecht beschimpft, aber wir beide hatten halt zu verschiedene Temperamente!

Jedenfalls hat diese außerordentlich schlechte Manövrierfähigkeit meines Bootes mir auch im späteren Krieg dauernd zu schaffen gemacht und viel Nervenkraft verbraucht!

Es folgten nun zunächst Einzelübungen der Boote. Die gesamte Besatzung bestand ja ausschließlich aus Reservisten, die meist seit fünfzehn Jahren nicht mehr zur See gefahren waren. Alle mußten erst wieder neu angelernt werden. Dazu hatte ich nicht einen einzigen Offizier an Bord.

Dann folgten Übungen im Verband der Flottille. Immer wieder wurde evolutioniert, d. h. also der Flochef exerzierte mit seinen acht Booten etwa


Agfa
Ein Begriff
für photographische Wertarbeit


schon 2 Rheila
mehrmals täglich
... und abends vor dem
Einschlafen genommen,
beseitigen den morgens
lästigen Raucherhusten
Inhalt ca. 35 gr
In Apoth. u. Drog. nur Original-Pack. zu RM 0,50 u. 0,90

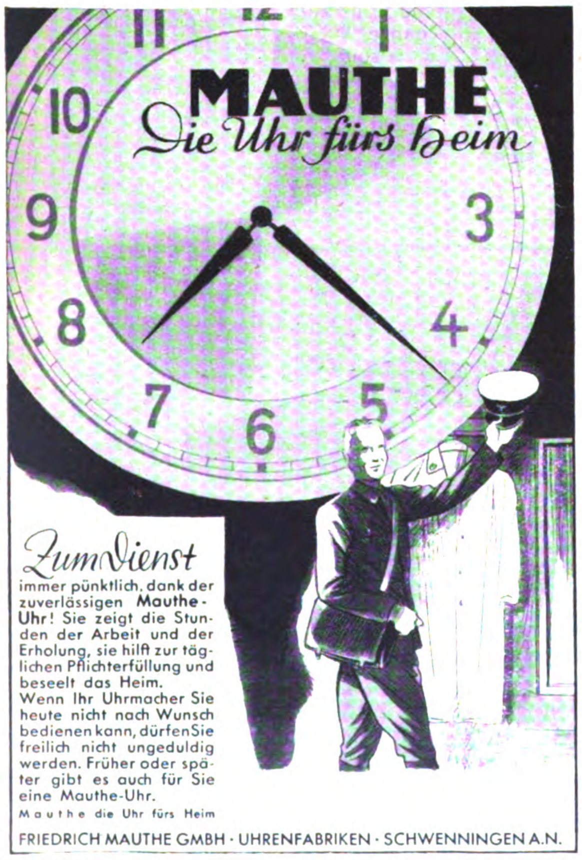

Efasit
TINKTUR
Hühneraugen,
Hornhaut,
Schwielen!
Weg damit! Zur Beseitigung ist die hochwirksame Efasit-Hühneraugen-Tinktur richtig. Preis 75 Pfg.
Für müde und überanstrengte Füße Efasit-Fußbad, Efasit-Creme und Efasit-Puder.
In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältl.


Gepflegter Teint – trotz knapper Zeit?
Ja! Waschen Sie sich mit der seit mehr als 3 Jahrzehnten bewährten Aok-Seesand-Mandelkleie. Sie vereinigt die hautpflegenden Eigenschaften erlesener Mandelkleie mit der lind massierenden Wirkung feinsten Ostseesandes, bedeutet Teintpflege und Waschen zugleich. Tägliches Waschen mit Aok-Seesand-Mandelkleie ist belebende Gesichtsmassage und milde Pflege der Haut, die Seife schlecht verträgt.
Aok-Seesand-Mandelkleie
– für Empfindliche Aok-Mandelkleie ohne Seesand –
Ohne Bezugschein
Drucksachen kostenfrei
Exterikultur Ostseebad Kolberg 21 N


Werkzeuge
für Holz- und Metallbearbeitung, Industrie und Werkstattbedarf
Westfalia
Werkzeugco. / Hagen 338 i. Westf


Musikinstrumente bes. Harmonikas
anerkannt gut
u. doch so billig
Großversand an Private
Meinel & Herold, Klingenthal 323


Gut
geschlafen – gut gelaunt
So sollten Sie erwachen, mit Frohsinn und mit Lachen! Sorgen Sie nur für ungestörten Schlaf durch OHROPAX-Geräuschschützer Weiche, formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 6 Paar RM. 1.60
Apotheker Max Negwer / Potsdam 29


MAUTHE
Die Uhr fürs Heim
Zum Dienst
immer pünktlich, dank der zuverlässigen Mauthe-Uhr! Sie zeigt die Stunden der Arbeit und der Erholung, sie hilft zur täglichen Pflichterfüllung und beseelt das Heim.
Wenn Ihr Uhrmacher Sie heute nicht nach Wunsch bedienen kann, dürfen Sie freilich nicht ungeduldig werden. Früher oder später gibt es auch für Sie eine Mauthe-Uhr.
Mauthe die Uhr fürs Heim
FRIEDRICH MAUTHE GMBH · UHRENFABRIKEN · SCHWENNINGEN A.N.


Ungepflegt!
So weit dürfen Sie es mit Ihrem Haar nicht kommen lassen. Gewiß – es gibt „Sebalds Haartinktur" vorübergehend nicht so reichlich wie früher und man muß sparsam damit umgehen. Aber wir haben von jeher gesagt: Wenige Tropfen genügen! – und dieser Rat gilt heute mehr denn je.
SEBALDS HAARTINKTUR

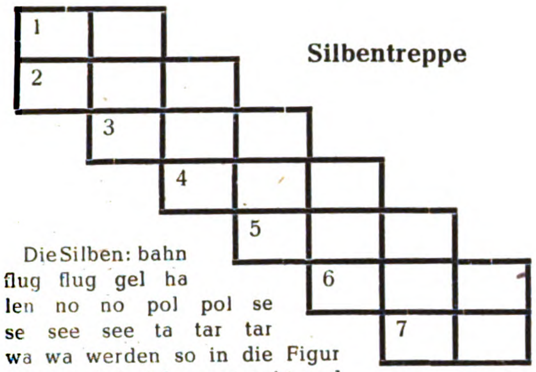

HERSTELLER · FEINER · SPEZIALZIGARETTEN
KOSMOS
KHEDIVE
EXQUISIT
Ägyptischen Original-Zigaretten überlegen
4 Pf
KOSMOS GMBH DRESDEN A

RÄTSEL

Rösselsprung

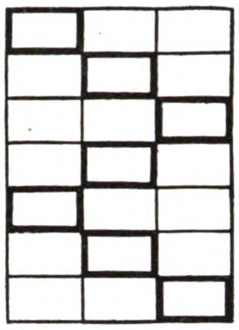
	ich	ta	selbst	sitz	
ten	stirbst	be	weiß	ten	du
das	eins	lebt	pen	da	stirbt
	to	wie	ruhm	ben	
sie	ewig	ster	des	sip	ed

Silbentreppe



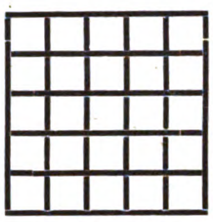
Die Silben: bahn flug flug gel ha len no no pol pol se se see see ta tar tar wa wa werden so in die Figur gesetzt, daß sich waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter ergeben. 1. Beamter, 2. Stadt in Ostgalizien, 3. Stadt in der Ukraine, 4. Schweizer See, 5. Küstenfisch, 6. motorloser Flug, 7. Geschoßweg.

Füllrätsel



Die Silben: baum be bert cla da dan fan la lei lin man mon ril vi werden in die Felder verteilt. Die stark umrandeten Felder haben alle eine gleichlautende Silbe, und so entstehen waagrecht folgende Wörter: 1. Wandteppich, 2. Hochland in Nordchina, 3. spanischer Tanz, 4. tropische Pflanze, 5. Affe, 6. männl. Vorname, 7. Drama von Goethe.

Magisches Quadrat



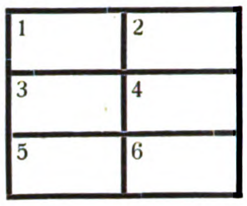
Die Buchstaben: a a a a ch d d e e e e g l l l o o r r r s t t t t sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Restbetrag 2. munter, 3. Vermächtnis 4. Fabeltier, 5. Schlange

Kryptogramm

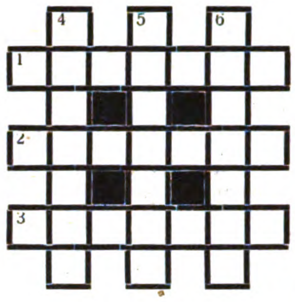
Aus den Wörtern: Baumgang Eros Seele Norfolk Galgen Zuerich Karren Michel Rosenmund Fessel Sportwagen Wasgenwald Wagnis Rotwein Ardennen sind je drei, aus dem letzten vier Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht einen Ausspruch von Moltke ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Silbenkreuz

1—2 Industrieort in Thür.
1—3 dt. Dichter (19. Jahrh.)
1—4 Musikinstrument
2—3 Insekt
3—4 rote Rübe, Mangold
3—5 griech. Buchstabe
5—6 unverletzlich
6—3 Spielkarte



Gitterrätsel



Die Buchstaben: a a a a b b c c g g h i i k k l l m m n n n n n o o o o o r r r t werden so in die Felder gesetzt, daß folgende Wörter erscheinen: 1. Geschichtswerk, 2. Turnkünstler, 3. Landwirt, 4. Weltstadt in USA., 5. Selbstgespräch, 6. Gebirge in Syrien.

Lösungen der Rätsel in Folge 48:

Rösselsprung: Am Ende sieht's ein Tor / ein Klüg'rer in der Mitte / und nur ein Weiser sieht / das Ziel beim ersten Schritte. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Weihe, 2. Einem, 3. intim, 4. Heide, 5. Emmer. ✱ **Silbenkreuz:** 1. MAR, 2. NE, 3. BEL, 4. GA, 5. LA, 6. BE. ✱ **Viereck:** 1. Aurikel, 2. Reeling, 3. Krimmer, 4. Lagarde. ✱ **Kryptogramm:** Meiningen Abglanz Enzian Lende Verzierung Balkan Kennmarke Banane Sommerzeit Zisterne Entree Neffe Mensch. „Ein glaenzend Ziel kann man am ersten treffen." ✱ **Silbentreppe:** 1. Moa, 2. Amalfi, 3. Fiasko, 4. Kokain, 5. Indien, 6. Engadin, 7. Dingo. ✱ **Füllrätsel:** 1. Erzgebirge, 2. Berberitze, 3. Sternwarte, 4. Untersberg, 5. Foxterrier, 6. Handwerker, 7. Zuendkerze, 8. Wasserwerk, 9. Beckmesser

---

so wie ein Kompaniechef mit seiner Kompanie. Was der eine auf dem Exerzierplatz macht, das tut der andere auf dem Wasser. Das Signal: „M schwarz" = Manöver schlecht! ging damals oft genug auf dem Führerboot hoch. Es war eine harte Zeit der Ausbildung für alle an Bord.

Daneben ging die Ausbildung an der Kanone, am Maschinengewehr, Kutterpullen, Boote ein- und aussetzen usw. usw. Das alles wollte geübt und immer wieder geübt sein. Dabei kurvten wir in diesen Übungswochen wie die fliegenden Holländer draußen herum.

Da wir uns damals um jede Stunde Schlaf rissen, kamen wir zum Zeitungslesen oder Radiohören natürlich nicht. Ziemlich unerwartet kam daher eines Nachts plötzlich: „Alarm!" Wir übernahmen scharfe Munition, Wasser, Proviant und liefen zu unserem Einsatzhafen aus.

Die Tschechenkrise stand auf ihrem Höhepunkt. Dann kam der Herr mit dem Regenschirm und das Dala-Tier nach München. Die tschechische Frage wurde friedlich gelöst. Nicht, weil England und Frankreich den Frieden wollten, sondern weil sie noch nicht fertig gerüstet waren.

Das Wetterleuchten am politischen Horizont verblaßte. Die drohenden Gewitterwolken verzogen sich, ohne daß es zur Entladung kam.

Nach fast zwei Monaten sollte ich nun meinen Jäger wieder außer Dienst stellen. Aber vorher folgte noch — eine Besichtigung!

Vor sieben Wochen hatten wir unsere Jäger erstmalig in Dienst gestellt. Vorher war noch keiner von uns auf einem Fischdampfer zur See gefahren. Alle waren wir Reservisten! Die meisten von uns hatten seit zwölf Jahren keine militärische oder seemännische Übung mehr gemacht! In diesen sieben Wochen mußten wir uns mit diesem uns gänzlich fremden Schiff einfahren, mußten uns an den uns teils ganz neuen Waffen ausbilden ohne fachmännischen Lehrer, ohne einen Spezialkursus. In dieser kurzen Zeit mußte das Fahren im Verband der Flottille geübt werden, fuhren wir ein Manöver in einem größeren Flottenverband mit, kutschten dabei durch die ganze Ostsee, mußten ausgerechnet in die flachsten und engsten Häfen hineinkriechen mit unseren schwer manövrierenden Äppelkähnen! Kurz, wir hatten in diesen sieben Wochen einen ungeheueren Stoff zu verarbeiten! Dabei auf jedem Boot nur ein Offizier, der für alles verantwortlich war!

Nun also: Besichtigung!

Ich rufe vorher meine Leute zusammen: „Kinder, nun dreht nicht durch! wenn etwa — was Gott verhüten möge — der Admiral gerade zu uns an Bord kommt! Das soll ja keine Besichtigung im üblichen Sinn sein. Der Befehlshaber will sich nur überzeugen, wie weit unter den gegebenen Verhältnissen und in der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit die Ausbildung vorwärts getrieben werden konnte. Ihr habt eure Sache bisher ordentlich gemacht, also werdet ihr sie auch bei der Besichtigung ordentlich machen. Es liegt nicht der geringste Grund vor, irgendwie aufgeregt zu sein!"

Im übrigen glaube ich gar nicht, daß der Admiral Einzelbesichtigungen durchführen wird. Ich denke, er wird sich das Fahren im Verband der Flottille ansehen wollen.

Als der Besichtigungstag kommt — wir waren am Tag vorher erst aus See todmüde eingelaufen —, ist frühzeitig schon auf allen Booten großes „Reinschiff". Wassermassen ergießen sich über die Decks. Überall wird geschruppt und gefegt. Für jede Hausfrau eine reine Freude! Nach Beendigung des „Reinschiffs": „Alle Mann umziehen. Anzug blaues Zeug. Exerzierkragen!" Nun stehen in den Wohndecks die Männer vor ihren Spinden. Mühsam zieht dort Hein Seemann vor dem Spiegel mit Hilfe von viel Spucke eine gerade Läuseallee durch seine Haare. Gegenseitig bürsten sie sich aus. Schuhe werden noch gewichst. Ich gehe durch mein Boot. Schon jetzt stelle ich allgemein eine gewisse Erregung fest. Das läßt sich anscheinend nicht vermeiden. Die Leute stecken sich gegenseitig damit an.

„Bootsweise antreten auf der Pier!"

Meldung an den ältesten Kommandanten. Dieser meldet die Flottille dem Flottillenchef, der eben mit seinem Adjutanten die Pier betritt. Jetzt kommt oben der Admiralswagen vorgefahren.

Das Kommando „Stillgestanden" läßt die lange blaue Front erstarren. „Richt euch!" Viele hundert Köpfe zucken nach rechts. „Augen gerade aus!" Wieder ein einziger Ruck der Köpfe. „Zur Meldung an Befehlshaber: Die Augen links!" Alle Augen fliegen dem Admiral entgegen, der jetzt, gefolgt von seinem Adjutanten und zwei Herren seines Stabes, die Front abschreitet.

„Heil, Kameraden!" — „Heil, Herr Admiral!"

„Bootsweise wegtreten! Auf den Booten klarhalten zur Besichtigung!" Also doch Einzelbesichtigung? Na, mir soll es recht sein! Aber nach einer halben Stunde kommt ein Läufer: „Befehl vom Flottillenchef: Sofort Ablegen!"

Wenige Minuten später legen bereits die ersten Boote von der Pier ab. Der Admiral fährt auf dem Führerboot mit hinaus. Ich habe schon recht gedacht, er will sich das Evolutionieren ansehen Das haben wir zur Genüge gebimst. Das klappt

Draußen in See kommt es aber anders. Das Führerschiff scheert aus, läßt die anderen Boote an sich vorbei und weiter fahren. Das Führerboot muß irgendwelche Einzelmanöver durchführen. Es dauert eine ganze Weile. Der Herr Admiral scheint gründlich zu sein. Ich beneide Wurle, den Führerbootskommandanten, nicht gerade! Jetzt scheint die Besichtigung drüben fertig zu sein Ein Flaggensignal geht hoch! „U-Jäger S: Herkommen!"

Mahlzeit! Das hat mir gerade noch gefehlt! Na, denn los und mit Höchstfahrt hin. Da legt auch schon die Admiralsbarkasse vom Führerboot ab und kommt in Braßfahrt auf mich zu. Schnell wird das Seefallreep angebracht. Rasch teile ich noch die einem Admiral zustehenden Fallreepsgäste ab, an die ich vorher natürlich nicht gedacht hatte. Es wird „Front" gepfiffen. Ich melde mich beim Admiral. Er begrüßt mich sehr leutselig und fragt mich: „Was können Sie mir zeigen, Kaden?" — „Alles, was Herr Admiral befehlen!" — „Schön, gehen wir erst mal auf die Brücke." Also auf die Brücke hinauf steigen der Herr Admiral, seine beiden Stabsoffiziere, der Flottillenchef, der Adjutant des Admirals, der Adjutant des Flottillenchefs und meine Wenigkeit! Die an sich schon nicht große Brücke eines Fischdampfers, auf der auch noch dazu das schwere MG. aufgestellt ist, ist nunmehr restlos voll. Bescheiden stehe ich etwas seitlich hinter dem Befehlshaber. „Geben Sie mal Fliegeralarm, Kaden!" — „Zu Befehl, Herr Admiral!"

„Fliegeralarm!" Die Signalhupe tönt durch das ganze Schiff. Meine Männer stürzen aus den Decks an die Flugzeugabwehrwaffen. Vor allem an das schwere MG. auf der Brücke. Die hohen Herren werden alle ein wenig zur Seite gedrückt.

„Flugzeug von rechts Richtung 80 Grad!"

„Feuererlaubnis!"

Rums, die ersten Schüsse knallen heraus.

Der Flottillenchef hatte nämlich befohlen, bei der Besichtigung mit Platzpatronen zu schießen, nicht mit Exerzierpatronen Wahrscheinlich soll das mehr Eindruck schinden.

Aber schon nach dem vierten Schuß ein Versager. Das Gewehr schießt nicht mehr, es klemmt. Bei Platzpatronen kommen derartige Versager immer vor. Aber anstatt, daß nun der Gewehrführer „Halt! Versager!" ausruft und den Grund des Versagers nennt sieht er ganz verdattert mit halb-

Humor

Es ist der Erste des Monats. Die Hausfrau erinnert ihren Mann, der Geschichtsprofessor ist, an das Wirtschaftsgeld und sagt zu ihm: „Wilhelm, der Erste!"

„1871 bis 1888!" bekommt sie daraufhin prompt zur Antwort

*

John Small, der emsige Kaufmann, der nur seinem Geschäft lebte, hatte in Schweden zu tun. Er wollte dabei möglichst auch etwas von der Landschaft genießen. Im Hotel fragte er den Kellner: „Sagen Sie, ist es von hier aus weit nach dem berühmten Strindberg?"

*

„Gerda, was machst du denn noch unten?"

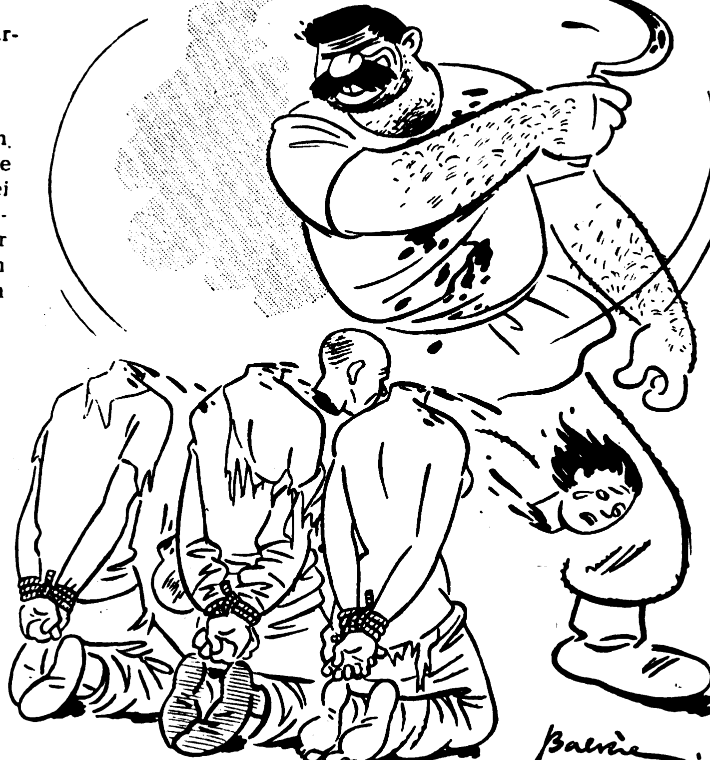
„Ich stehe hier und bewundere den Mond!"

„So — dann sage doch dem Mond, er soll sein Fahrrad nehmen und nach Hause fahren, und du komm herauf und geh ins Bett!"

*

„Herr Ping, haben Sie schon mein Buch über die Französische Revolution gelesen?"

„Nein, Herr Professor! Was, das ist nur ein Buch? Und ich hatte immer geglaubt das wäre wirklich passiert!"



Symbole der Sowjetunion: Hammer und Sichel. „Die Sichel."

Zeichnung: Balkie.

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, was Sie an meinem neuen Buche auszusetzen haben."

„Offen gestanden, ich finde, die beiden Einbanddeckel müßten viel näher beieinander sein."

*

Vor der Trauung sinkt die Braut ihrem Erwählten an die Brust und flüstert: „Liebster, ich muß dir ein Geständnis machen — ich wandele im Schlaf ..."

„Aber, Kindchen, das macht nichts, ich bin nämlich auch Schlafwandler."

„Wirklich? Dann können wir ja das Schlafzimmer wieder verkaufen und uns dafür einen schönen Salon einrichten."

*

Hohlkopf verspürt gähnende Leere im Gehirn.

Er sucht einen Arzt auf.

„Essen Sie Fisch mein Lieber!"

„Jawohl, Herr Doktor!"

„Immer wieder Fisch! Denn das ist die beste Nährsubstanz fürs Gehirn."

„Was für Fische würden Sie am besten empfehlen?"

„Einstweilen würden wohl drei Walfische genügen!"

---

offenem Mund den Admiral an. Tausendmal hat es bisher immer geklappt. Jetzt steht ein Admiral vor dem Gewehrführer, und ihm bleibt die Sprache weg.

Da kann man halt nix machen! Das ist typisch! Ich selbst greife nun überhaupt nicht ein, sonst hätten meine Männer nur noch mehr gefitzt. Ich sehe mir die Sache ganz ruhig mit an. Jetzt springen die Stabsoffiziere ein. Erklärungen werden gegeben. Der Versager wird in Ordnung gebracht.

„So, jetzt werde ich mal durch das Schiff gehen. Bleiben Sie ruhig auf der Brücke", sagt der Admiral zu mir. Seine Stimme klingt schon lange nicht mehr so freundlich wie bei der Begrüßung. Der Admiral begibt sich also mit seinem Gefolge, wozu auch Flottillenchef und Adjutant gehören, von der Brücke hinunter und verschwindet im Inneren des Bootes.

Zunächst ist nun erst mal Ruhe auf der Brücke. Es vergeht eine ganze Zeit. Da kommt der Befehlshaber wieder herauf. Schon ertönt von achtern her der Ruf: „Boje über Bord!"

Die vorgeschriebenen Signale werden gegeben. Alle Männer laufen an ihre dafür vorgesehene Station. Ich gehe mit dem Boot auf äußerste Kraft voraus, denn bei meinem Düsenboot kann ich eine Boje unmöglich mit Rückwärtsgang fischen. Da fährt mein Pott ja dahin, wo er Lust hat, und nicht, wo ich hin will. Und es ist immerhin fraglich, ob er gerade Lust hat, zur Boje zu fahren. Also muß ich sie im Vorausgang fischen und dabei natürlich mit meinem Schiff auf Gegenkurs gehen, also kehrtmachen. Tausendmal schon haben wir dieses Manöver in den letzten Wochen geübt, wir haben die Boje meist sogar in einer beachtlich kurzen Zeit gefischt! Es ist gar kein Kunststück. Nur darf man die Boje, die ja nichts anderes ist als ein rotangestrichener Rettungsring, nicht aus dem Auge verlieren, weil man sie sonst nur sehr schwer wiederfindet. Ausgerechnet muß ich die Boje gegen die Sonne anlaufen. Das ist sehr unangenehm wegen der Blendung. Außerdem glitzert und glänzt das Wasser in der Sonne so stark, daß man in diesem blitzenden Wasser die Boje noch wesentlich schwerer sieht. Also nur die Boje nicht aus dem Glas lassen. Keinesfalls darf ich mein Fernglas vom Auge absetzen. Da tippt mich der Admiral auf die Schulter, will irgend etwas erklärt haben. Notgedrungen setze ich das Glas ab, lege die Hand an die Mütze und stehe Rede und Antwort. Als ich dann wieder das Glas ansetze und die Boje suche, kann ich sie nicht wiederfinden. Einfach nicht möglich! Zum Überfluß haben auch meine Männer nicht aufgepaßt, haben nur Auge für den Admiral. Keiner kann die Boje entdecken. Und neben einer Boje, die man nicht sieht, das Schiff zum Stehen zu bringen und sie zu fischen, das ist ein Kunststück, das keiner fertigbringt. Also, auch das ist verpatzt. Später habe ich mir dann die Frage vorgelegt, ob mich der Admiral wohl absichtlich auf die Schulter getippt hat. Das Richtige wäre natürlich gewesen, gar nicht darauf zu reagieren, mindestens keinesfalls das Glas abzusetzen!

Dem Admiral bleibt schließlich nichts anderes übrig, als seiner Barkaß den Auftrag zu geben, die Boje zu suchen und an Bord zu bringen.

„So, Kaden, jetzt setzen Sie mal Ihren Backbordkutter aus!" Aus der Stimme ist jede Freundlichkeit ausgelöscht! „Zu Befehl, Herr Admiral!" — „Klar bei Backbordkutter!"

Inzwischen sind meine Männer durch die beiden Versager in keiner Weise ruhiger geworden. Durch verdoppelten Eifer versuchen sie die beiden Schnitzer auszugleichen. Sie fliegen beinah übereinander, so schnell sausen sie zum Kutter. Aber gerade durch diesen Eifer vermasseln sie auch dies Manöver: der Kutter wird vollkommen schief ausgeschwungen. Die Davits verkanten sich und stehen zunächst mal fest. Aber schon sagt der Befehlshaber: „Es ist gut, Kaden. Lassen Sie den Kutter nicht weiter ausschwingen. Ist denn diese Verkantung der Davits immer so?" — „Zu Befehl, Herr Admiral!" Gott sei Dank, er gibt sich damit zufrieden. Er hat nämlich was ganz anderes im Sinn. „Kaden, nun sehen Sie sich den Kutter mal an! Er ist in keiner Weise aufgeklart!" Da muß ich ihm allerdings recht geben. Die Riemen usw. liegen im Kutter vollkommen durcheinander. Das war ein Schnitzer! Der Kutter war gestern abend noch benutzt und erst im Dunkeln eingesetzt worden. Heute früh war nun in der Aufregung über die bevorstehende Besichtigung das Aufklaren dieses Kutters vergessen worden. War natürlich auch ein Fehler von mir. Ich hätte nachsehen müssen. Der Steuerbordkutter dagegen ist tadellos in Ordnung. Deshalb also der Gang des Admirals durch das Schiff.

„Jetzt lassen Sie mal nebeln, Kaden!"

„Zu Befehl, Herr Admiral!"

„Nebelapparate klarmachen!" — „Warum sind die noch nicht klar? Das gehört doch zu einer Besichtigung, Kaden!" In der Stimme des Admirals schwingt ausgesprochene Mißbilligung. „Zu Befehl, Herr Admiral!" Dabei ist mir absolut unklar, wieso ich denn das so selbstverständlich wissen müsse. Keiner hat mir das vorher gesagt. Schließlich bin ich erst seit 7 Wochen Kommandant. Das ist doch meine allererste Besichtigung als solcher! Aber das kann ich ihm ja nicht gut sagen. Das Nebeln selbst klappt dann. Nur drehen meine Leute auch dabei durch, indem sie alles zu rasch machen wollen. Beinah wäre die ätzende Nebelsäure deshalb meinem leitenden Maschinisten ins Gesicht gespritzt.

Na, endlich scheint der Admiral genug zu haben. Wahrscheinlich sagt er sich, daß ja doch nichts klappt. Mit ziemlich grollendem Gesichtsausdruck besteigt er seine Barkaß und braust davon. Ich mache drei Kreuze hinterher! Es tut mir für den Flottillenchef leid, daß es so gar nicht geklappt hat, denn dieser hat darin wesentlich mehr Ehrgeiz als ich.

Ich darf mir denn — als wir im Hafen wieder festgemacht haben — auch eine „Zigarre" bei ihm abholen. Vor allem kann er absolut nicht verstehen, warum ich bei diesen Versagern so ruhig geblieben sei und überhaupt nicht eingegriffen habe. Der Wahrheit gemäß hätte ich antworten müssen: „Um die Dreherei nicht noch zu vergrößern." Aber das geht nicht gut. Also lege ich nur stumm die Hand an die Mütze.

Am Nachmittag tritt wiederum die ganze Flottille an. Große Admiralitätskritik!

Daß dabei mein Boot nicht gerade gut wegkommt, wird sich der Leser wohl denken können.

Abends im Offizierskasino Abschiedsabend. Der Befehlshaber mit seinem ganzen Stab, alle Offiziere der Flottille.

Gegen Mitternacht kommt der Flochef an meinen Tisch. „Kaden, Kaden, daß das heute so wenig hingehauen hat! Na, Prosit!" — „Herr Kapitän, ich bin halt das schwarze Schaf der Flottille!" Widerspruch erfolgt nicht.

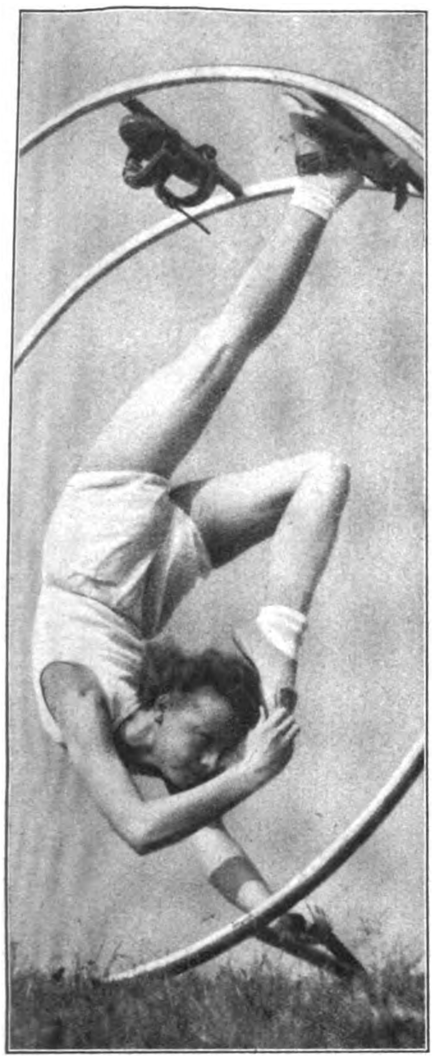
Am nächsten Morgen läuft die Flottille nach Flensburg, um dort außer Dienst zu stellen.

Das Gewitter bricht los.

Dann kam der nächste Herbst, und mit ihm am 1. September 1939 der Krieg mit Polen.

Ich erkundigte mich gleich beim Wehrbezirkskommando, ob ich sofort losfahren sollte. Nein, hieß es, die Marine hat überhaupt noch nicht mobilisiert. Sie müssen warten, bis Sie von uns Bescheid bekommen. Das war ein ungeduldiges Warten! Wie ein Raubtier im Käfig, so ging ich in meinem Arbeitszimmer hin und her, behauptete meine Frau.

(Fortsetzung folgt.)

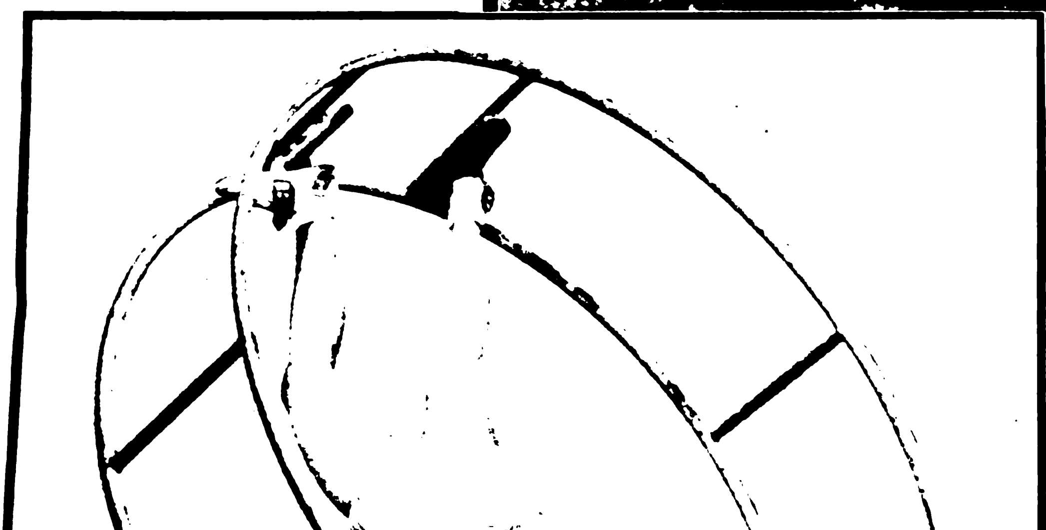


Akrobatik im Rhönrad.

Lebendige Speichen

Rechts: Schnellere Fortbewegung durch die täglich geübte Kunst, im rechten Augenblick den Schwerpunkt zu verlagern.







Links: Eine Meisterin des Rhönrads. Durch ständiges Training wurde diese hohe Geschicklichkeit erreicht.

Jetzt geht es in den Dienst, und morgen wird weiter trainiert.

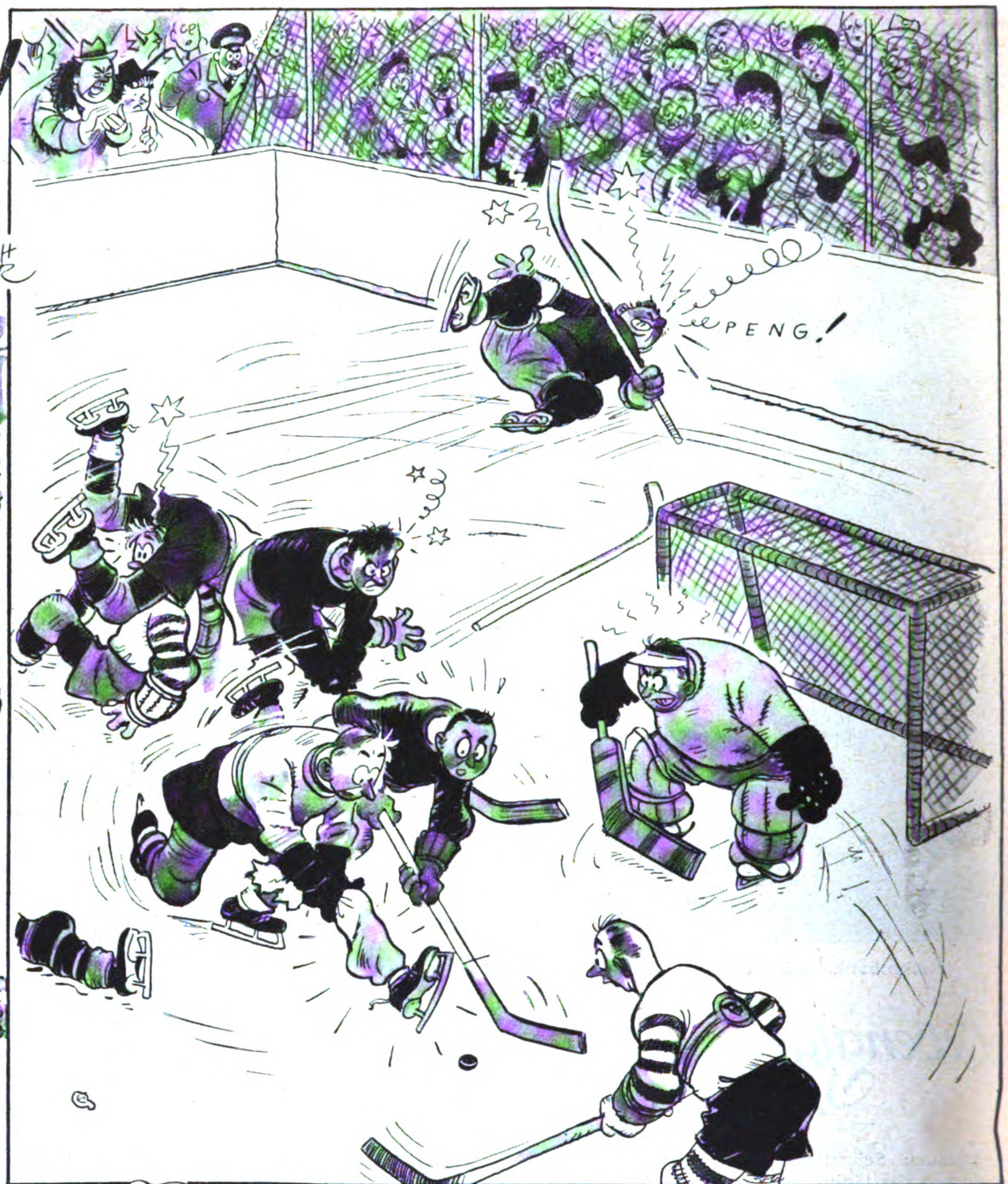
Aufnahmen: W. Schmidt (Münchener Bildbericht).

SCHUSS-TOR!!

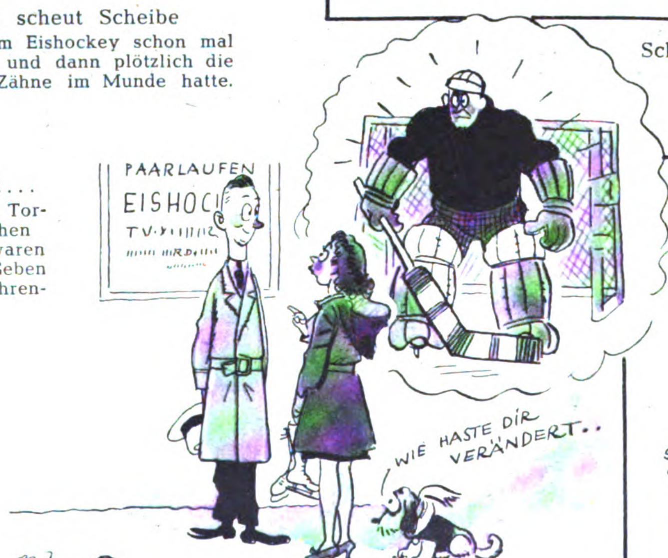
ALLERHAND EISHOCKEY VON EMERICH HUBER



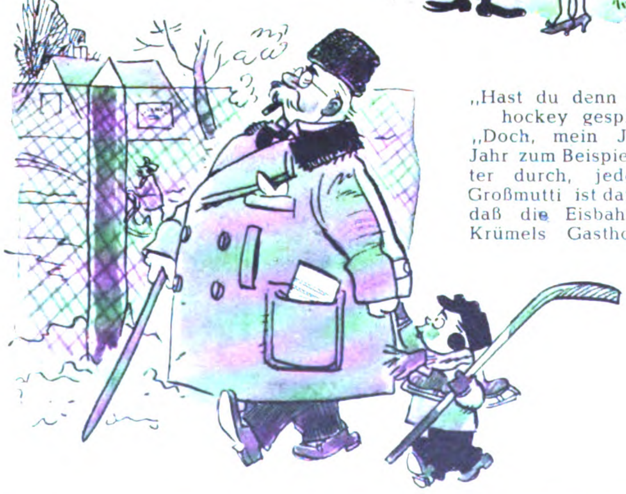
Gebranntes Kind scheut Scheibe
oder der Mann, der beim Eishockey schon mal in der ersten Reihe saß und dann plötzlich die Scheibe und drei lose Zähne im Munde hatte.



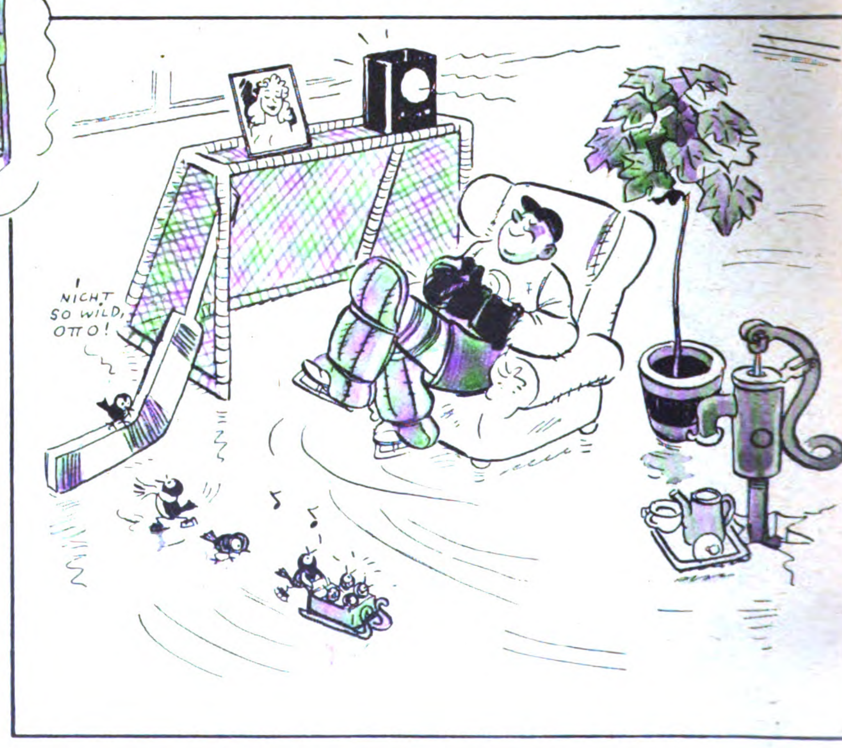
Schrecklicher Traum Onkel Rieselfelds in der Nacht nach seinem ersten Besuch beim harten Männerspiel:
Ach du liebe Güte, jetzt haben sie dem Schiedsrichter ein Bein ausgerissen und merken es gar nicht . . .



Zauber der Kluft . . .
„Und der fabelhafte Tormann der siegreichen Mannschaft — das waren Sie??? Wirklich?! Geben Sie mir mal Ihr Ehrenwort!"



„Hast du denn eigentlich nie Eishockey gespielt, Großvati?"
„Doch, mein Junge, im vorigen Jahr zum Beispiel, den ganzen Winter durch, jeden Abend! Aber Großmutti ist dann draufgekommen, daß die Eisbahn zu dicht neben Krümels Gasthof lag. Daß wir alle gar nicht Schlittschuh laufen konnten, hat sie dann auch noch 'rausgekriegt . . ."



Das Lieblingslied des Tormannes Rudi Knorke bildlich dargestellt: Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum, in seinem Schatten träumt ich so manchen schö—ö—nen Traum . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts. Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

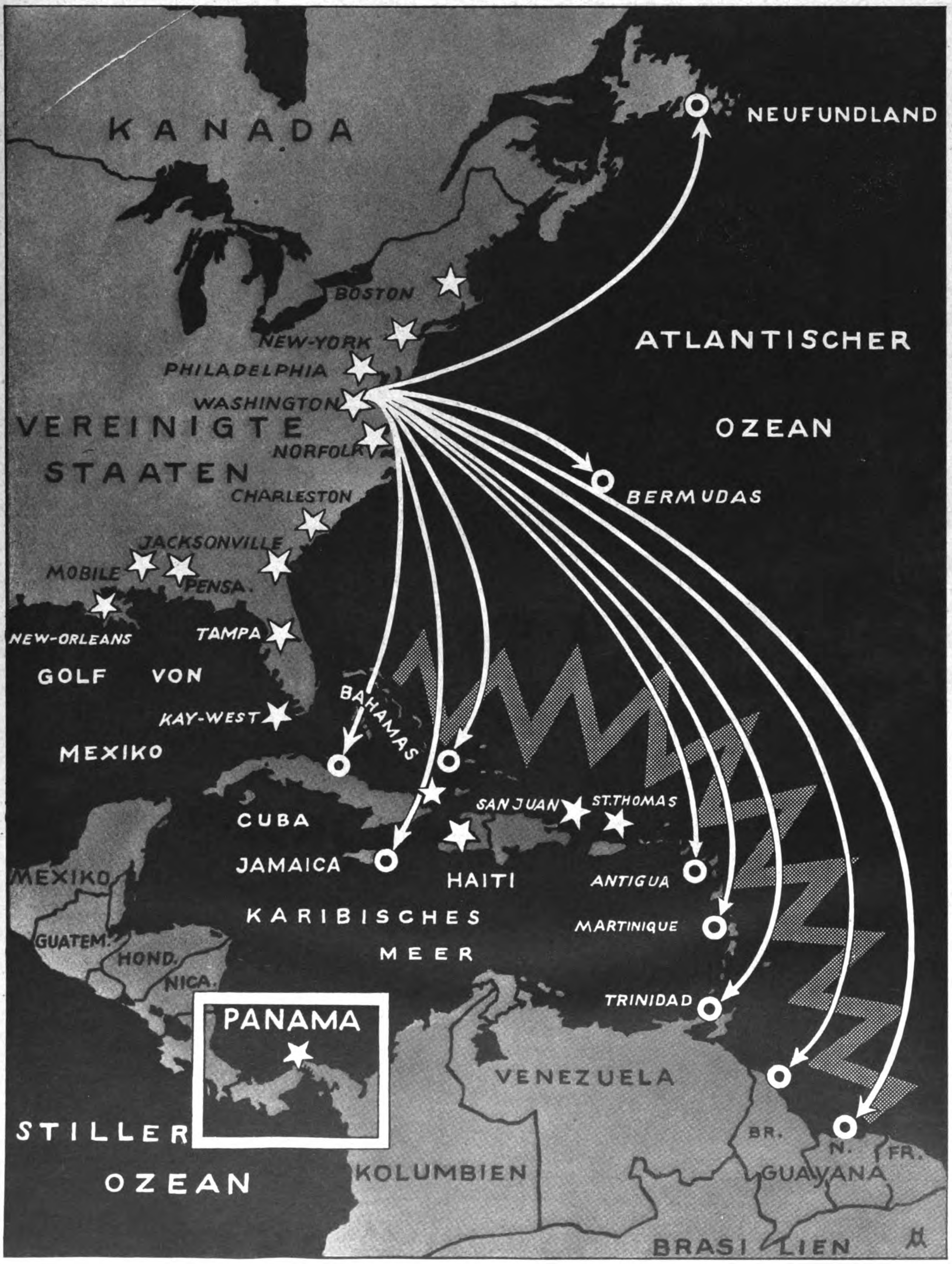
DONNERSTAG, 11. DEZEMBER 1941
16. JAHRGANG :·. FOLGE 50

VERLAG FRANZ EHER NACHF. GMBH MÜNCHEN 22



Warmes Essen für die Vorposten.
Mit den gefüllten Kochgeschirren in der einen Hand, das schußbereite Gewehr in der anderen, geht der Essenträger den Laufgraben entlang zum vordersten Feldposten.
PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Muck-Atl.

DER LASSOWURF NACH SÜDAMERIKA

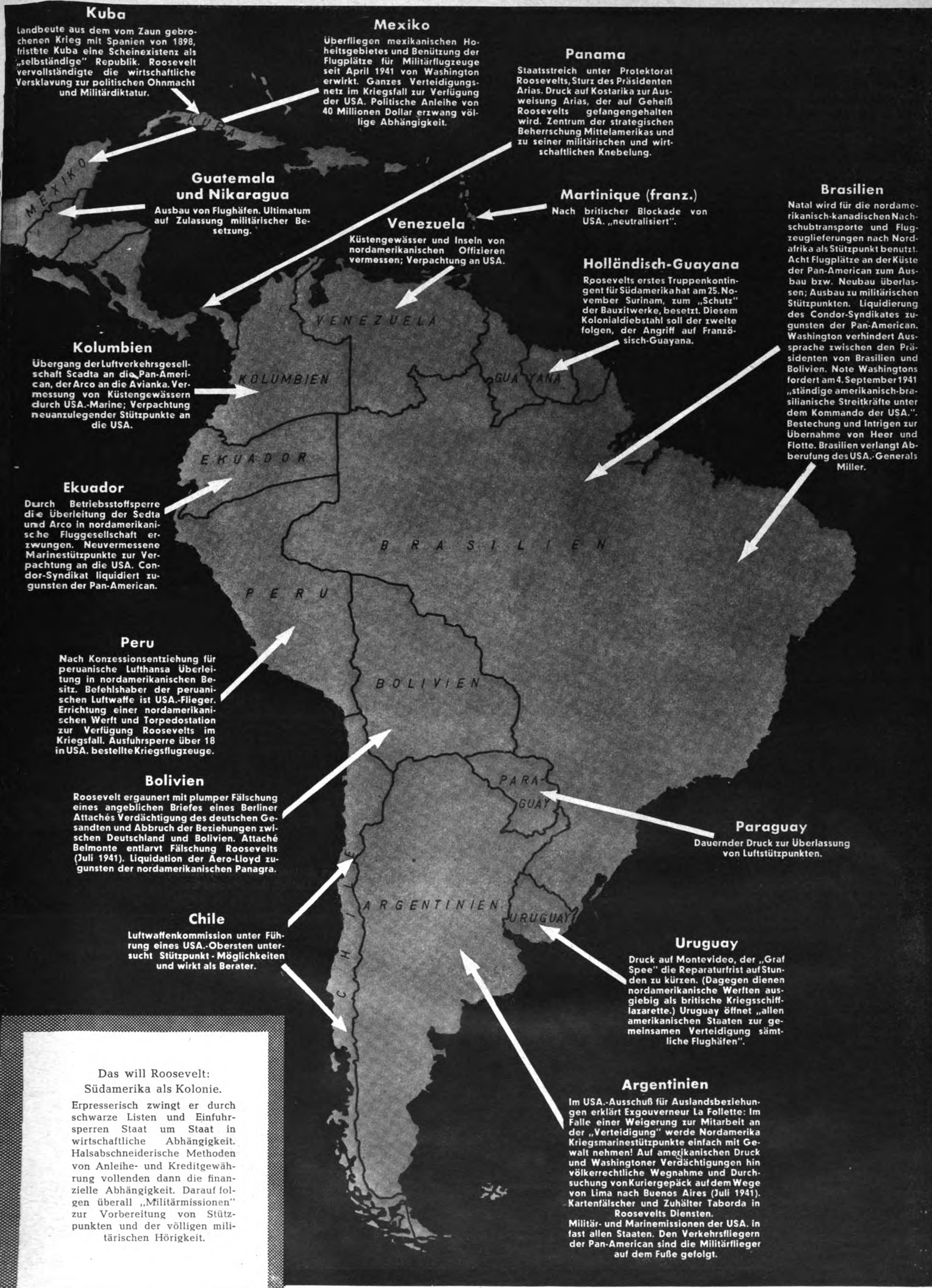


In Panama setzten sie sich zuerst fest; dann legten sie einen Drahtverhau um Mittelamerika und haben jetzt begonnen, im Norden Südamerikas eine Plattform zu schaffen für weitere Aggressionen.

Die in der Karte mit einem Stern bezeichneten Wasserfesten im Raume Mittelamerikas sind ältere amerikanische Besitzungen; die durch einen Kreis gekennzeichneten Punkte neue, teils von England abgetretene, teils von den USA. in Besitz genommene oder unter Druck gesetzte Stützpunkte (wie Martinique).

Hinter der Demokratenmaske: Der Imperialist Roosevelt

Mit der militärischen Besetzung von Holländisch-Guayana hat Roosevelt erwartungsgemäß den ersten Schritt zur Festsetzung der USA. in Südamerika getan, nachdem ihm die Briten durch das schäbige Zerstörer-Stützpunktgeschäft vor einem Jahre, vor allem durch die Auslieferung von Trinidad und Britisch-Guayana, diesen Trumpf in die Hand gespielt hatten. Dieser unverschleierte Landraub, für den wiederum eine „Bedrohung" vorgeschoben wird, hat einen wirtschaftlichen und einen strategischen Anlaß; einmal geht es um den Bauxit von Surinam, zum andern aber um die Schaffung eines Sprungbrettes für weitere Raubzüge in Südamerika wie auch gleichzeitig gegen Afrika. Guayana liegt an der günstigsten Absprungstelle zum afrikanischen Kontinent. Mit dieser Vergewaltigung fremden Besitzes, für die auch nicht ein Scheingrund von Legalität beigebracht werden kann, hat Roosevelt die schon reichlich gelüftete Maske des überdemokratischen Biedermannes gänzlich fallen lassen; diese Gangster- und Wildwestmanieren entlarven ihn als den letzten brutalen Imperialisten einer untergehenden Welt der skrupellosen Gewaltherrscher. Es ist lächerlich, von Bedrohung zu sprechen; das glaubt dem Präsidenten nicht mal ein südamerikanischer Pferdehirt. Die Geschichte der Stützpunkte Roosevelts, die mit politischer Leichenfledderei an England begann, um mit Drohung und Boykott, Aushungerung und Erpressung fortgesetzt zu werden, ist nun beim offenen Land- und Kolonialdiebstahl angelangt. Das wird nicht das letzte Kapitel Rooseveltschen Gangstertums bleiben.



Das will Roosevelt: Südamerika als Kolonie.

Erpresserisch zwingt er durch schwarze Listen und Einfuhrsperren Staat um Staat in wirtschaftliche Abhängigkeit. Halsabschneiderische Methoden von Anleihe- und Kreditgewährung vollenden dann die finanzielle Abhängigkeit. Darauf folgen überall „Militärmissionen" zur Vorbereitung von Stützpunkten und der völligen militärischen Hörigkeit.



Mit Flammenwerfern im Gegenangriff vorwärts.
Eine vorgeschobene Wüstenstellung der Engländer südöstlich Tobruk wird in schneidigem Sturm der Italiener genommen. Neben dem vorstürmenden Flammenwerfer ein gefallener Soldat der Empiretruppen.



Marmarica

Links: Eine italienische Artilleriestellung im Gebiet der Marmarica.



Die Drahtverhaue nützen nichts.
Geballte Ladungen bahnen den Weg durch die starken Hindernisse einer englischen Feldstellung.



Aufnahmen: Luce-AP.

Leichte MG.s gehen vor.
Die Infanterie hat es besonders schwer, weil ihr Angriff in freiem Gelände vorgetragen werden muß



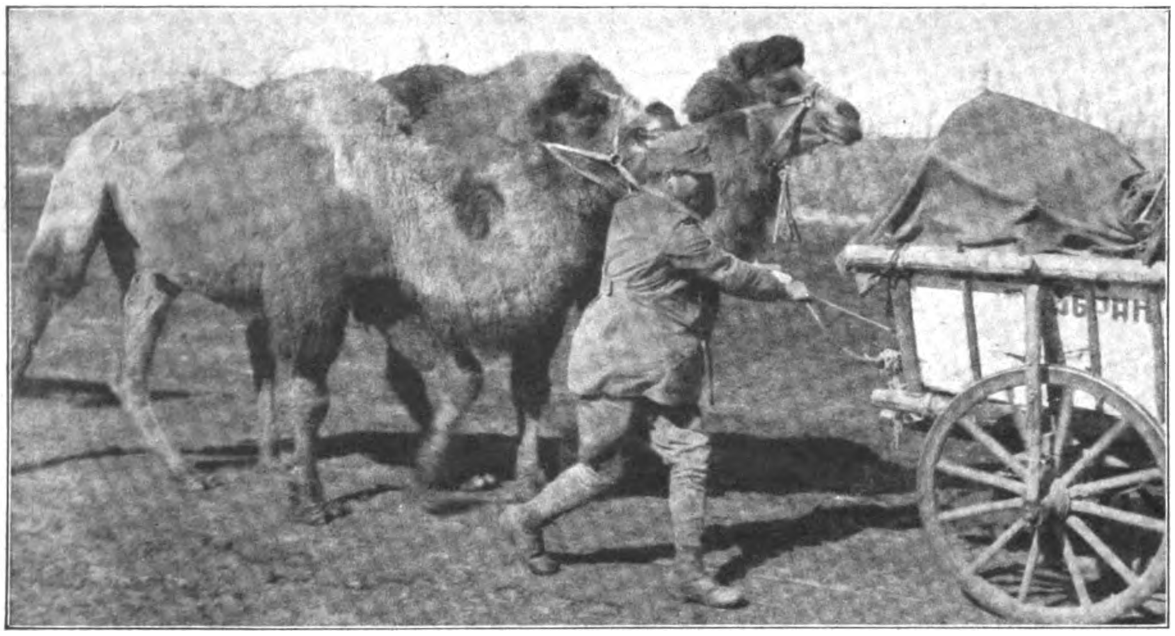
Ein Flammenwerfer in Aktion.
Die Leistungen dieser Spezialwaffe in der sengenden Glut Afrikas verdienen besonders hervorgehoben zu werden.



Links: Einer von achthundert.
Die Luftwaffe der Achsenmächte unterstützte wirksam die Gegenangriffe der verbündeten Truppen



Das hatten sich die Soldaten des Generals Auchinleck nicht vorgestellt.
Schon nach den ersten zehn Tagen einer Offensive, die mit 750 000 Empiresoldaten vorgetragen wurde und von der Churchill sagte, sie würde den Krieg entscheiden, wurden von den Achsenmächten über 800 Panzerwagen vernichtet und über 9000 Gefangene eingebracht.



Seltene Beute der Gebirgsjäger.
Kamele, die der Sowjetarmee bei einer Einkreisung abgejagt wurden.
PK.-Aufn. Kriegsberichter Kempter.



Auch bei Frost startbereit — PK.-Aufn. Kriegsberichter Luber

Während der Liegezeit der Maschine ist der Motor zum Schutz gegen Kälte mit einer Haube verkleidet. Durch Zufuhr von Heißluft erhält der Motor die für raschen Start nötige Temperatur

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

Der Schluß des Romans in Folge 49:

Geoffrey wollte wieder eine Einwendung machen, aber Stakke schnitt ihm mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab. „Ich habe selber gehört, wie Herr Pinho kurz vor der Verlobungsfeier gehässig zu Frau Geoffrey sagte, dem Deutschen werde er es schon eintränken. Jeder von uns weiß, daß Pinho sich um Fräulein Marga bemühte und daß sie verständigerweise Schenk vorzog.

Irgendein anderer hier an Bord konnte kein Interesse daran haben, den armen Schenk beiseitezuschaffen. Wir haben auch alle gesehen und gehört, wie gerade Pinho zuerst den Verdacht aussprach, Schenk sei vom Gelben Fieber befallen. Er war es der zuerst das halbe Schiff rebellisch machte mit seinem Angstgeheul. Er war es auch, der am ungestümsten darauf bestand den Krankheitsverdächtigen auszusetzen."

„Und vergessen Sie nicht", knirschte Glant, „wie sich der Kerl nachher verhalten hat. Pinho hat zuerst den Schrecken überwunden. Wir waren doch alle baff über seinen Mut und über die Sicherheit, mit der er sich heute hier an Bord bewegte Kunststück! Der Kerl wußte ja ganz genau, daß überhaupt kein Fall von Gelbem Fieber vorlag!"

Kapitän Erland schüttelte den Kopf.

„Das sind vorläufig alles nur Vermutungen, meine Herren. Wir haben gar keine Beweise gegen Herrn Pinho", erklärte er.

„Noch nicht, Herr Erland", sagte Stakke ruhig „Aber Pinho ist der einzige dem Schenks Verschwinden gelegen kam. Und wem hier an Bord kann man überhaupt so eine Schmutzigkeit zutrauen? Pinho! Nur dem Senhor Pinho!"

„Ich protestiere" sagte Geoffrey erregt. „Ich für meinen Teil kann unmöglich Herrn Pinho ein solches Verbrechen zutrauen."

„Gut."

Stakke maß den Administrator mit einem verächtlichen Blick.

„Wir werden auch die Beweise schaffen. Ich bitte Sie, Herr Kapitän, zwei von uns zu ermächtigen, die Kabine des Herrn Pinho zu durchsuchen. Oder vielleicht wollen Sie selbst?"

Erlands Augen hatten eben den Portugiesen erfaßt, der mitschiffs im Kabineneingang aufgetaucht war und sich langsam ahnungslos der Gruppe näherte.

„Nein, ich möchte erst mal Herrn Pinho selbst vernehmen. Herr Glant . . . und Sie, Herr Stakke . Sie werden inzwischen die Durchsuchung die allerdings geboten erscheint, vornehmen."

Während Pinho verwundert den beiden Herren nachschaute die grußlos an ihm vorüber zum Kabineneingang schritten, redete Dr. Bünger halblaut auf den Kapitän ein.

„Ich sehe, wir halten schon auf das Ufer zu", bemerkte Pinho, die Hände in den Jackettaschen, heranschlendernd. „Hoffentlich gibt's heute abend einen netten Landungsplatz ohne allzu viel Moskitos, wie?"

„Ich habe einige Fragen an Sie zu richten, Herr Pinho."

„So feierlich?" sagte lächelnd der Portugiese. „Liegt denn schon wieder etwas Ernstes hier an Bord vor?"

„Etwas sehr Ernstes, Herr Pinho. Haben Sie — vor kurzem oder früher mal — eine Krankheit gehabt?"

Pinho starrte verdutzt den Kapitän an und brach plötzlich in ein schallendes Gelächter aus „Krank?! Nein, Herr Kapitän! Ich habe bestimmt kein Gelbes Fieber! Machen Sie sich darüber keine Sorgen!"

„Um das Gelbe Fieber handelt es sich nicht. Haben Sie irgendeine andere Krankheit durchgemacht?"

„Auch nicht Wenigstens nichts Nennenswertes."

„Überlegen Sie es sich, Herr Pinho. Dr Bünger wird Sie in meinem Auftrag einer eingehenden Untersuchung unterziehen"

„Wieso? Wie komm ich dazu, mich von Herrn Bünger untersuchen zu lassen? Ich fühle mich durchaus wohl

„Ich ordne als Kapitän diese Untersuchung dienstlich an Über die Gründe werde ich Ihnen später Rechenschaft geben"

Pinho zuckte die Achseln. „Nun . . . ich habe gelegentlich die üblichen Fieberanfälle gehabt . . . natürlich. Aber von irgendeiner ansteckenden Krankheit kann keine Rede sein."

„Und sonst?"

„Sonst war ich stets gesund. Höchstens... nun ja, vor zwei Jahren hab' ich mal eine Gallenblasenentzündung gehabt und wurde operiert."

„Wer hat Sie denn behandelt?"

„Dr. Wermuth, ein deutscher Arzt in Angola. Aber ich begreife nicht, Kapitän, was Sie mit diesen sonderbaren Fragen bezwecken."

„Dr. Wermuth also hat Sie behandelt", rief Bünger dazwischen, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Daher also kannten Sie das Febro-Gallocin! Und seine Wirkungen! Das eben wollten wir feststellen!"

Ein unsicheres Flackern war in Pinhos Augen, das Erland nicht entging. Er zwang sich mit Gewalt, ruhig zu bleiben und hielt den vor Erregung fliegenden Dr. Bünger zurück.

„Es ist die Anklage gegen Sie erhoben worden, Herr Pinho, daß Sie durch ein aus der Kabine Dr. Büngers entwendetes Arzneimittel absichtlich die Symptome bei Herrn Schenk hervorgerufen haben, die den Verdacht des Gelben Fiebers entstehen ließen. Was haben Sie dazu zu sagen?"

Pinho war augenscheinlich überrascht. Aber er faßte sich bewundernswert rasch und schlug ein geringschätziges Lachen an.

„Sie verlangen doch nicht, mein Herr, daß ich diese lächerliche Beschuldigung ernst nehme?"

„Sie bestreiten es also?"

„Ich lehne es überhaupt ab, mich zu dieser absurden Frage zu äußern", sagte Pinho hochfahrend und warf dem Arzt einen haßerfüllten Blick zu. „Sie, Herr Kapitän, ersuche ich, mich gegen derartige Machenschaften eines irrsinnigen und rachgierigen Menschen gebührend in Schutz zu nehmen."

Er wollte noch einige ähnliche Phrasen hinzufügen, verstummte aber plötzlich und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf Glant und Stakke, die neben ihm aufgetaucht waren und dem Kapitän ein kleines, längliches Leinwandpäckchen überreichten.

„In Senhor Pinhos Koffer gefunden", meldete Stakke lakonisch. „Eingeschmuggelte Rohdiamanten aus Angola."

„Was erdreisten Sie sich!" kreischte Pinho wutverzerrt auf. „Wie kommen Sie dazu, meine Koffer zu öffnen, Sie Bandit!"

„Halts Maul, Lump!" sagte Glant, gegen seine Gewohnheit sehr ruhig, aber mit einem so drohenden Ernst, daß Pinho unwillkürlich verstummte. „Außerdem haben wir das hier gefunden. Schauen Sie es sich mal an, ob es einen Anhaltspunkt gibt, Dr. Bünger."

Der Arzt betrachtete gründlich das von Glant hereingereichte winzige, halb zusammengerollte Zettelchen, auf dem verwaschene, unleserliche Schriftzüge sichtbar waren. Seine Augen funkelten vor innerer Befriedigung.

„Wo haben Sie das gefunden, Herr Glant?"

„Lag in einer Ecke der Kabine. Können Sie was daraus machen, Doktor?"

„Es ist mehr als ein Anhaltspunkt. Es ist ein klarer Beweis", sagte Bünger fest. „Es ist nämlich das von mir selbst beschriebene Etikett, das an der verschwundenen Ampulle klebte."

„Lüge!" schrie Pinho rasend und wollte eine ganze Serie wilder Flüche hinterdrein senden. Aber sein Zetern erstarb in einem Gurgeln. Eine Faust sauste ihm ins Gesicht. Taumelnd fühlte er Blut seinen Mund füllen... er streckte abwehrend den Arm vor... da traf ihn schon der zweite Fausthieb, daß er bewußtlos zusammensank.

Kapitän Erland hatte völlig die Beherrschung verloren. Knirschend, schäumend vor Zorn, stand er vor dem Zusammengesunkenen, die geballte Faust noch vorgestreckt.

„Hund du, ich schlage dich tot."

Stakke und Glant hatten unwillkürlich den Arm des vor Wut halb sinnlosen Kapitäns ergriffen und suchten ihn zurückzuhalten. Es war nicht schwer, denn Erland zitterte vor Erregung und war dem Weinen nahe.

Plötzlich aber stand der Steuermann Johnsen da, grade vor dem Portugiesen, der das Bewußtsein wieder erlangt hatte und sich mühsam aufzurichten versuchte. Der alte Johnsen packte Pinho mit festem Griff am Kragen und stellte den Taumelnden auf die Beine. Aber nur, um im nächsten Moment auszuholen und ihn mit einem furchtbaren Fausthieb wieder auf die Planken zu schmettern.

„So", sagte Jon Johnsen befriedigt. „Das war für die zwei Whiskypullen, die ich gestohlen haben soll und die du Schwein ausgesoffen hast! Ich habe das Palaver von der Brücke aus mit angehört. Was gedenken Sie zu tun, Käppen Erland?"

Der Administrator Geoffrey, der tief erschrocken die rasche Entwicklung der Sache mit angesehen hatte, bekam plötzlich einen hysterischen Anfall.

„Ich weiß nichts davon", schrie er jammernd und hob flehend die Hände, als schwebe das Henkerbeil über ihm. „Ich gebe mein Ehrenwort, Herr

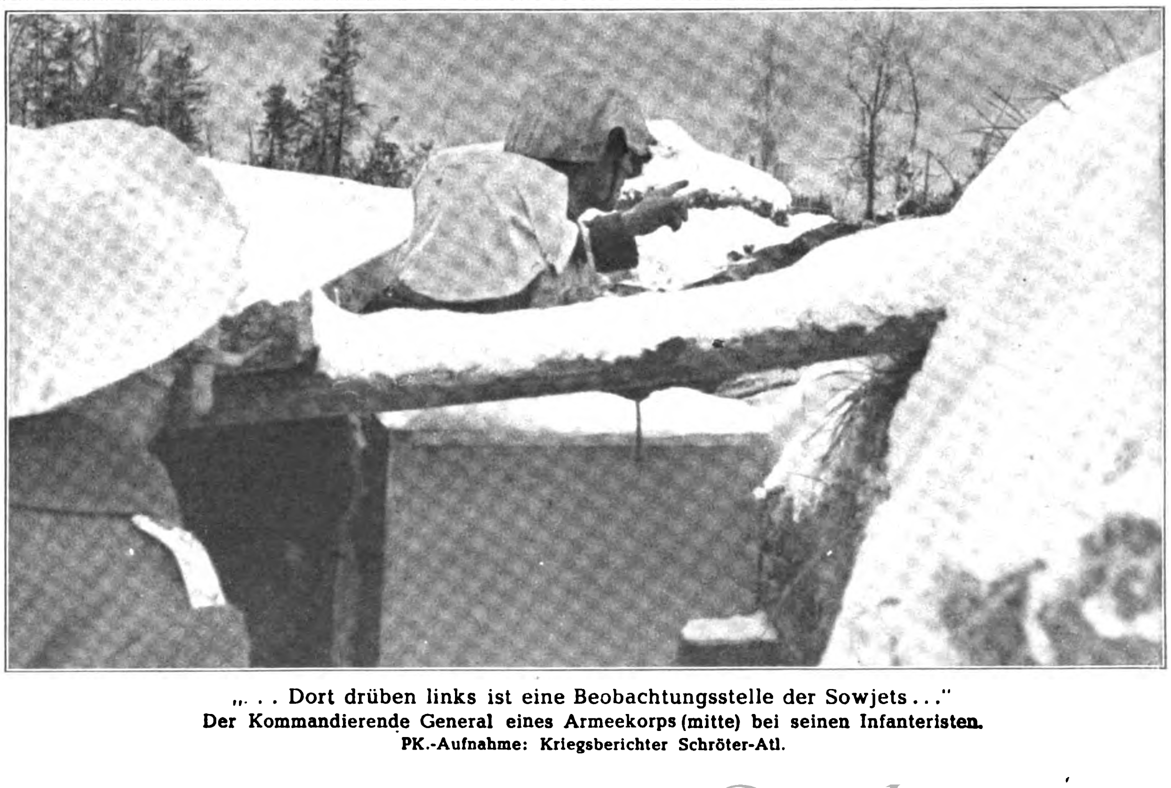




Im Kampf um die Krim
In unaufhaltsamem Vordringen stößt eine Vorausabteilung weiter gegen den um Sewastopol verschanzten Feind.
PK.-Aufn. Kriegsberichter Kirsche-Atl.

✱

Das warme Essen muß nach vorn.
Durch Eis und Schneewasser stapfen die Essenträger, um den Vorposten mit warmer Mahlzeit zu versorgen.
PK.-Aufn. Muck-Atl.



„. . . Dort drüben links ist eine Beobachtungsstelle der Sowjets . . ."
Der Kommandierende General eines Armeekorps (mitte) bei seinen Infanteristen.
PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Schröter-Atl.

Kapitän! Ich schwöre Ihnen, meine Herren! Ich habe nichts davon geahnt."

„Behauptet ja auch kein Mensch", sagte Glant verächtlich. „Lassen Sie doch das blödsinnige Schreien, Mann! Jetzt sehen Sie wohl ein, was für ein sauberer Vogel Ihr Freund Pinho ist, he?"

„Er ist nicht mein Freund", stöhnte der Administrator. „Bitte, glauben Sie mir doch, Herr Glant! Ich ... ich will Ihnen alles erklären. Ohne Rücksicht auf mich selbst. Von diesem .. diesem Verbrechen habe ich nichts gewußt. Aber ich mußte mich mit Pinho freundschaftlich stellen. Er hat nämlich ... es ist nämlich ... Elvira ... meine Frau ... war früher ..."

„Beruhigen Sie sich, Herr Geoffrey", sagte Stakke gelassen. „Daß Ihre Gattin früher mal in Loanda Tänzerin war, das ist auch mir bekannt. Aber ich habe keinen Grund gesehen, zu jemand davon zu sprechen."

„Aber Pinho ..."

„Ja, ich verstehe schon. Der edle Herr Pinho hat das auch gewußt, und Sie hatten Angst, daß er seine Weisheit ausposaunen und Ihre Gattin bloßstellen könnte. Na, nun sehen Sie, Herr Administrator, was dabei herauskommt, wenn man mit einem Lumpen paktiert."

Stakke drehte dem völlig aufgelösten Beamten den Rücken und sah Kapitän Erland an, der sich mühsam beruhigt hatte.

„Ich denke, die Sache ist jetzt klar, Herr Kapitän. Pinho sann auf Vernichtung seines Nebenbuhlers. Der harmlose Fieberanfall Schenks kam ihm zur Hilfe und ebenso die Tatsache, daß bei unserer Abreise in Kinshassa das Gelbe Fieber drohte. Der Caballero drang heimlich in die Kabine Dr. Büngers, durchsuchte den Arzneikasten und fand, was er hoffte: Das ihm aus seiner eigenen Krankheit bekannte Präparat, das neben anderen Einwirkungen eine verdächtige gelbe Hautfarbe erzeugt."

„Jawohl", fiel Glant grimmig ein. „Und um den Verdacht des Diebstahls auf den Steuermann zu lenken, nahm er auch die zwei Flaschen Whisky mit."

„Das weitere ist Sache des Kriminalgerichts in Stanleyville", sagte Erland hart und warf einen kalten Blick auf den noch immer bewußtlos am Boden Liegenden. „Wir müssen Herrn Schenk jetzt helfen ... irgendwie!"

„Hallo, Doktor!" unterbrach Glant, Bünger leicht auf die Schulter tippend. „Ihr Boy will was von Ihnen. Steht schon einige Minuten dahinten und macht Ihnen Zeichen. He, komm 'ran, Jaro! Was ist los? Was ist das für ein Brief, den du in den Pfoten hältst?"

„Fräulein .. fort!" stieß der Schwarze, der sich zögernd genähert hatte, hervor und blickte seinen Herrn mit verdrehten Augen an.

Wie ein Ruck ging es durch die Männer. Dr. Bünger beugte den Kopf vor und sah verständnislos seinen Diener an. „Was soll das heißen, Jaro? Wo ist Marga?"

Der schwarze Jaro verdrehte ängstlich die Augen. „Mich nicht wissen, Baturi. Jaro nicht dafür können."

„So rede doch! Was ist denn geschehen? Was ist mit Marga?"

„Jaro aufpassen", radebrechte der Schwarze. „Immer vor Fräuleins Tür gelegen, ganzen Tag heute. Jaro nicht weggehen. Gut aufgepaßt, Baturi. Vorhin Senhor Pinho gekommen. Er hat Jaro beiseite gestoßen wie Hund. An Kabinentür geklopft. Fräulein nicht geantwortet. Tür ganz fest verschlossen. Senhor wieder fortgegangen."

„Weiter, Jaro! Rascher! Du sagst, Marga sei fort?"

„Jaro sehr viel Angst gehabt, Baturi. Alles still hinter Tür. Fräulein ganzen Tag nicht bewegt. Muß doch essen. Muß doch trinken. Alles ganz still. Jaro wieder Angst. Ihm Schulter gegen Tür stimmen ... so! Tür auf. Drinnen ... leer! Niemand da! Fräulein fort! Nur das da ... lag auf Tisch!"

„Marga!" schrie Raymonde auf und klammerte sich an ihren Mann. „Die Ärmste hat sich etwas angetan in ihrer Verzweiflung!"

Dr. Bünger hatte mit zitternden Fingern den Briefumschlag aufgerissen.

„Lieber Vater Bünger! Das glaubst du doch selber nicht, daß ich Jürgen im Stich lasse. Ich bleibe bei ihm, und wir werden gemeinsam das nächste Dorf erreichen. Gott wird uns helfen."

„Sie ist an Land gegangen", sagte Bünger erschüttert, den Brief sinken lassend. „Während wir alle Marga in ihrer Kabine glaubten, hat sie heimlich die ‚Kassai' verlassen und ist Jürgen Schenk gefolgt. Jetzt sind sie also beide ... dort ... im Sumpfland ... dem Höllenklima ausgesetzt!"

Die Stimme versagte ihm.

Glant, Stakke, Geoffrey, Raymonde — alle sprachen wirr, in heißer Erregung durcheinander.

Kapitän Erland war so fertig, daß er am liebsten laut Dr. Bünger um Verzeihung gefleht hätte. Unwillkürlich suchten seine Augen Hilfe heischend den alten Johnsen, der inzwischen in aller Ruhe den immer noch bewußtlosen Portugiesen hochgehoben hatte und in die auf jedem Dampfer befindliche Arrestzelle gelegt hatte. Erland wußte selbst nicht warum, aber es war ihm zumute, als müsse ihm von diesem alten, groben Seemann, den er nicht ausstehen konnte, und dem er doch so bitter Unrecht getan hatte, Hilfe kommen.

„Steuermann", stammelte er. „Haben Sie ... gehört?"

„Ja, Kaptain", sagte Johnsen, sich aufrichtend. „Was befehlen Sie?"

„Wir müssen natürlich wenden und umkehren. Gleich morgen früh!"

„Und inzwischen irren die beiden herum und fallen am Ende noch wirklich dem Gelben Fieber zur Beute! Warum nicht gleich zurückfahren, Käppen?"

„Jetzt! In einer Stunde ist es dunkel!"

„Trotzdem!"

„Wahnsinn! In der Nacht?"

Hochaufgerichtet stand der alte Jon Johnsen da. Sein Gesicht war häßlich zerfurcht, aber in seinen blauen, alten Augen brannte ein starkes, mitreißendes Licht.

„Der Deubel hol' die Nacht! Lassen Sie **mich** navigieren, Käppen."

VII.

Stromabwärts dampfte die „Kassai" durch die Nacht. Es war nicht möglich, im Dunkel Volldampf zu geben, aber die reißende Strömung trug das Schiff und machte die fehlende Dampfkraft wett. Dauert doch die Fahrt kongoabwärts von Stanleyville bis Kinshassa durchschnittlich nur vier bis fünf Tage, während die Fahrt in umgekehrter Richtung zwölf bis vierzehn Tage beansprucht.

Nur wenige schliefen in dieser Nacht an Bord der „Kassai". Die Mannschaft lauschte, soweit sie nicht im Dienst war, dem Rauschen des Stromes und besprach im Logis in scheuer Bewunderung das große Ereignis. Zum ersten Male fuhr man in der dunklen Nacht auf dem großen Strom. Die Fahrgäste hielt der innere Anteil an den Geschehnissen wach.

Im Laufe der Nacht wurde durch sorgsame Ermittlungen Stakkes und Glantes die ganze Schuld des in festem Gewahrsam sitzenden Senhors Pinho klargestellt. Einige Leute der Besatzung mußten auf eindringliches Befragen zugeben, daß es Pinho war, der zuerst das Gerücht vom Gelben Fieber aufgebracht hatte. Erst durch Andeutungen, die Pinho den Leuten gegenüber gemacht hatte, war das Gerücht im Mannschaftslogis in Umlauf gekommen.

Ferner erklärte einer der Stewards auf Befragen, Herr Schenk habe vorgestern in seiner Kabine geklingelt und einen doppelten Kognak bestellt. Als der Steward das Getränk bringen wollte, habe ihn im Kabinenflur Senhor Pinho angehalten und ihm befohlen, sofort die Chininkapsel aus Pinhos Kabine zu holen. Da Pinho vorgab, von einem heftigen Unwohlsein befallen zu sein, setzte der Steward das Tablett mit dem für Schenk bestimmten Kognak auf ein im Kabinenflur stehendes Tischchen und eilte hinüber zu Pinhos Kabine, um zuerst dort das gewünschte Arzneimittel zu holen. Pinho blieb im Flur zurück und hatte also Zeit, ungestört das Pulver in Schenks Kognak zu mischen. Glant und Stakke nahmen gewissenhaft die Aussagen zu Protokoll, um sie in Stanleyville dem Gericht übergeben zu können.

Auf der Brücke der „Kassai" standen die ganze Nacht hindurch Kapitän Erland und Steuermann Johnsen, zum erstenmal in voller Einträchtigkeit.

Der alte Johnsen erwies sich als guter Kenner des Kongo und als hervorragender Seemann. Fest und sicher steuerte er das Schiff durch das unheimliche Dunkel der Tropennacht. Jedes schwimmende, gefährliche Hindernis witterte er förmlich auf Hunderte von Meter voraus. Jede Biegung des Stromes, jede vorspringende Landzunge sagte er mit ruhiger Stimme an, lange bevor sie aus dem Dunkel auftauchte.

Aber auch Olaf Erland bewies in dieser Nacht seine seemännische Tüchtigkeit. Alles Unruhige, Fahrige war aus seinem Wesen gewichen. Fest und sicher klangen seine halblauten Befehle, und mehr als einmal entlockten seine navigatorischen Anordnungen dem Alten am Steuerruder ein anerkennendes, zufriedenes Grunzen.

Olaf Erland selbst wurde die Brust immer freier. Er dachte kaum noch an Pinho oder Schenk, dachte nur noch an die Fahrt. Herrgott nochmal, das war endlich mal etwas anderes, diese nächtliche, scharfe Fahrt stromabwärts, als die immer gleichbleibenden Reisen der letzten Jahre!

Gewiß, auch sonst verlangte die Schiffsführung Aufmerksamkeit und gründliche Kenntnis des Fahrwassers. Aber im Grunde gehörte nicht mehr dazu, als die Kenntnisse und Fähigkeiten, die jeder Kongo-Kapitän haben mußte. Routine! Handwerk! Die Anerkennung, die man im allgemeinen dem Kapitän Erland zollte, galt viel weniger seiner Seemannschaft, als seinem liebenswürdigen Geschick im Verkehr mit den Fahrgästen und den Bequemlichkeiten, die man auf der „Kassai" fand. Endlich, endlich konnte man heute wieder mal beweisen, daß man Seemann war!

Und so traurig der Anlaß auch war, es blieb ein seltsam stolzes und erhebendes Gefühl, in dieser Nacht auf der Brücke zu stehen, die „Kassai" um alle Untiefen, Stromtücken und schwimmende Gefahren herumzulenken, ein Seemannsstück zu vollbringen, von dem man noch lange am Kongo sprechen würde! Und schön war auch das Bewußtsein, neben sich einen Mann zu haben, der Blut war vom eigenen Blut einen Seemann, der seinen Kram verstand und der sich den Teufel um Gefahren scherte, wenn es notwendig war, sie zu überwinden.

Erland hatte angeordnet, daß beim Passieren besonders schwieriger Stromabschnitte in kurzen Zwischenräumen Raketen und Leuchtfeuer im Vorschiff abgebrannt werden sollten, deren Schein wenigstens für Augenblicke notdürftig das dunkle Fahrwasser erhellten. Beim Aufflammen eines solchen Lichtes sah Erland die Augen des alten Johnsen auf sich ruhen, mit einem seltsamen, fast zärtlichen Ausdruck. Aber die Fahrt erforderte angespannte Aufmerksamkeit und ließ keine Zeit zum Nachdenken.

Je näher man der Stelle kam, wo gestern abend Schenk das Schiff verlassen hatte, um so unheimlicher wurde die Fahrt.

Die „Kassai" mußte näher an das Ufer herangehen, damit man ungefähr feststellen konnte, wo man sich befand. Damit verdreifachte sich die Gefahr, durch Baumstämme ein Leck zu erhalten oder auf irgendeine Untiefe aufzufahren.

Die Fahrt mußte verlangsamt werden.

Beide Wachen waren an Deck beordert worden. In langer Reihe standen die Leute an der dem Ufer zugewandten Reling, um mit langen Stangen und Bootshaken die im Strom kreiselnden riesigen Baumstämme vom Schiffsleib abzustoßen. Jeden Augenblick konnte ein schwerer, knorriger Ast in das Rad eindringen und die Schaufeln brechen. Ein paarmal knirschte und scheuerte der flache Schiffsboden auf Kies und Sand, aber immer gelang es durch eine rasche, geschickte Ruderlegung, die „Kassai" von der Untiefe abzubringen und vor dem Festfahren zu bewahren.

Trotz aller Aufmerksamkeit fuhr man im Dunkel an der Landungsstelle vorbei. Kapitän Erland war es, der durch einen riesigen Baobabbaum am Ufer zuerst darauf aufmerksam wurde. Auch Johnsen stimmte ihm nach kurzem Nachdenken bei; jawohl, der Baumriese dort drüben, den hatte man gestern passiert, bevor die „Kassai" anlegte. Etwa zwei Kilometer stromaufwärts von hier mußte man die Landungsstelle suchen.

Noch einmal steuerte die „Kassai" in den Strom hinaus und vollführte das schwierige Manöver des Wendens in den reißend dahinschießenden dunklen Fluten. Dann ging es langsam, endlos langsam wieder gegen den Strom, immer näher an das dunkle Ufer heran.

Endlich entdeckten Johnsens scharfe Augen den Holzstapel drüben am Ufer. Da war der Landungsplatz! Noch einmal galt es, alle Kraft und Geschicklichkeit anzuspannen, um das Schiff ungefährdet dicht ans Ufer zu bringen.

Jeder stand auf seinem Posten. Auch die Neger im Vorschiff waren wach und beteiligten sich unter großem Geschrei an der Arbeit, die schwimmenden Stämme von der Bordwand fernzuhalten.

Alle Lichter an Bord strahlten, und ein Feuerwerk von Raketen und Leuchtfeuern ergoß sich über das schwarze Ufer.

Die Uhr Kapitän Erlands zeigte zehn Minuten nach drei, als von den an Land gesprungenen Matrosen die Taue um die Baumriesen geschlungen wurden und die „Kassai" ruhig und sicher am Ufer lag.

„Glückwunsch, Kapitän!" sagte Pierre Glant und schüttelte dem von der Brücke Herabgestiegenen kräftig die Hand. „Das war 'ne Fahrt!" Und zu seiner Frau gewendet fügte er leise hinzu: „Erland ist doch ein Kerl. Brauchst dich nicht zu schämen, daß du 'n bißchen mit ihm poussiert hast!"

„Marga", seufzte Raymonde bedrückt. „Wenn wir nur erst Marga gefunden hätten."

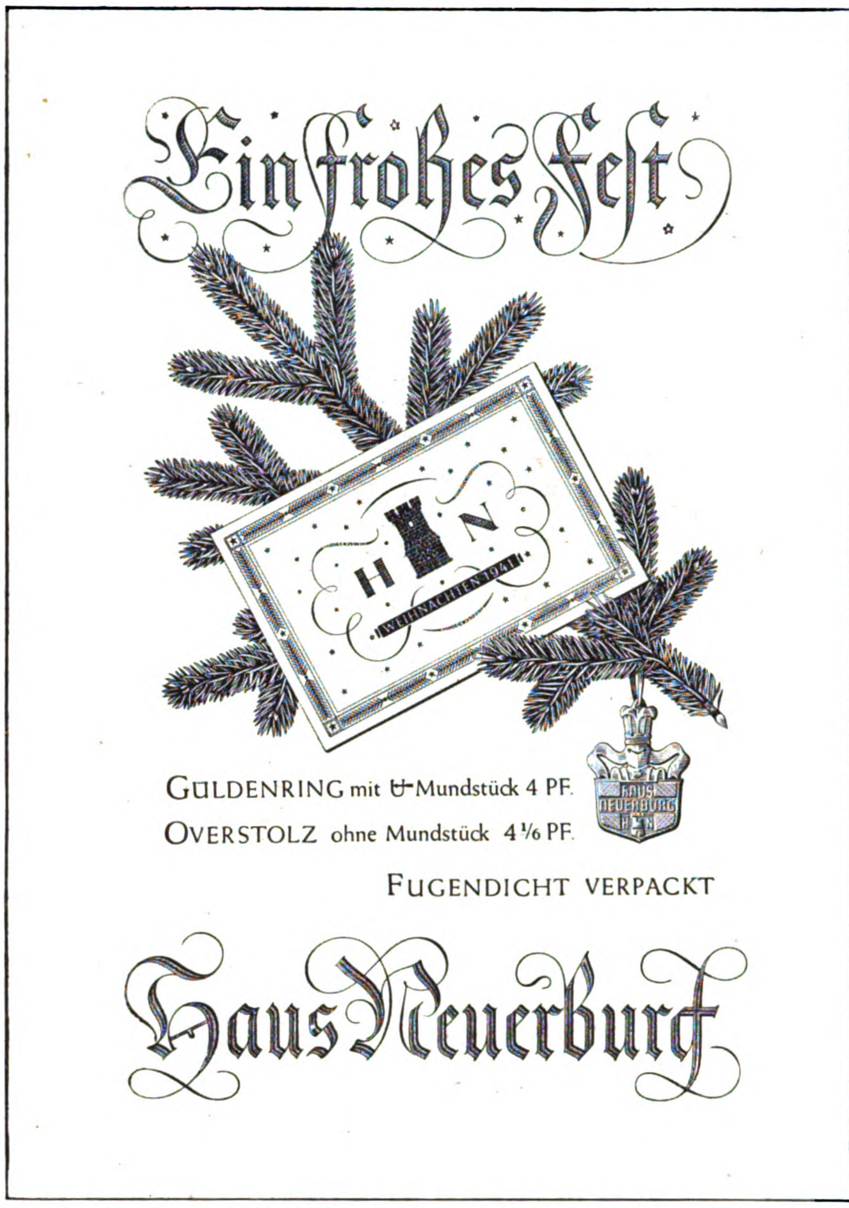
„Ja, das ist jetzt die Aufgabe", sagte Glant und rief seine Reisekameraden zur Beratung zusammen. Nach kurzer Überlegung wurden Stakke, Johnsen und zwei Mann der Besatzung an Land geschickt, um sich zunächst einmal zu vergewissern, daß man auch wirklich an der richtigen Stelle gelandet war.

Mit Hilfe starker Taschenlampen und Fackeln drangen sie in die schwarze Wand des Urwaldes ein und kehrten schon nach einer halben Stunde wieder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3


Gut rasiert-
gut gelaunt!
ROTBART
KLINGEN
ROTBART
ROTBART
SCHUTZMARKE


Ein frohes Fest
H N
WEIHNACHTEN 1941
GÜLDENRING mit Ġ-Mundstück 4 PF.
OVERSTOLZ ohne Mundstück 4 1/6 PF.
FUGENDICHT VERPACKT
Haus Neuerburg


DER LÖWENZAHN (TARAXACUM OFFICINALE)
ist eine der seit Jahrhunderten bekannten Heilpflanzen.
Auch die Minze (mentha piperita) gehört in den bunten Strauß der Heilkräuter, die uns die reifende Kraft des Sommers für alle Tage des Jahres schenkt.
Das natürlich reine Öl der Minze, das schon den Pfefferminztee zum altbewährten Hausmittel macht, ist der bei weitem wichtigste Bestandteil unseres Dr. HILLERS PFEFFERMINZ, EXTRA STARK, das wir nach wie vor in seiner alten Güte liefern.
Regelmäßig
Dr. HILLERS PFEFFERMINZ
EXTRA STARK
eine gute Gewohnheit


EIN NEUER WEG ZU NEUER SCHÖNHEIT
W 12024
KALODERMA
Kosmetik
GESICHTS WASSER
F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

KAPITÄNLEUTNANT KADEN:

Auf U-Boot-Jagd gegen England

(2. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 49:

Dann kam der nächste Herbst, und mit ihm am 1. September 1939 der Krieg mit Polen. Ich erkundigte mich gleich beim Wehrbezirkskommando, ob ich sofort losfahren sollte. Nein, hieß es, die Marine hat überhaupt noch nicht mobilisiert. Sie müssen warten, bis Sie von uns Bescheid bekommen. Das war ein ungeduldiges Warten! Wie ein Raubtier im Käfig, so ging ich in meinem Arbeitszimmer hin und her, behauptete meine Frau.

Meine Koffer standen bereits fix und fertig gepackt auf dem Korridor, als durch Radio am 3. September die Nachricht kam, daß England uns den Krieg erklärt habe. Keine zehn Minuten später klingelte das Telephon. „Hier Wehrbezirkskommando. Sie müssen mit dem nächsten Zug nach Flensburg!" Endlich ist es so weit.

In Flensburg angekommen, erhielt ich wiederum U-Jäger „S" als Kommandant. Dieses Mal bekam ich aber — Gott sei Dank — einen Wachoffizier, Leutnant zur See der Reserve Grosser, seines Zeichens Landwirt. Später stieg sogar noch Rolf Hermann, ein Freund von mir aus Leipzig, als 2. Wachoffizier ein. Zu meiner großen Freude traf ich fast alle alten Leute von 1938 wieder. Das war ein Wiedersehen!

Im ganzen kamen insgesamt etwa 50 Mann aus den verschiedensten Berufen, aus den verschiedensten Gegenden, in ganz verschiedenem Alter, um bei mir an Bord ihrer Pflicht gegenüber ihrem Volke nachzukommen. Alle aber waren sie mit solchem Eifer dabei, daß es nur weniger Wochen bedurfte, um aus dem Schiff und seiner so verschiedenartig zusammengesetzten Besatzung ein einheitliches Ganzes zu schaffen, beseelt von einem Geist, durchdrungen von einem einzigen Willen: 'ran an den Feind und ihn vernichten, wo immer er sich blicken läßt.

Wir nennen uns „Haiflottille".

„Unterseebootsüberwachung und Handelskrieg im Kattegatt" war eine unserer ersten Aufgaben im Oktober 1939. Um die neutrale Schiffahrt nicht vorzeitig auf unser Kommen aufmerksam zu machen, lief die Flottille abgeblendet des Nachts durch den Großen Belt und stand am nächsten Tag im befohlenen Operationsgebiet. Leider mußten wir sehr bald die Feststellung machen, daß fast alle Handelsschiffe im schwedischen Hoheitsgebiet, also innerhalb eines 3 km breiten Streifens von der Küste an gerechnet, nach Norden fuhren. Innerhalb dieses Hoheitsgewässers durften wir sie nicht anhalten und untersuchen. Sobald so ein Dämpferling uns als Kriegsschiffe ausmachen konnte, versuchte er sofort mit Höchstgeschwindigkeit in das neutrale Hoheitsgebiet zu entkommen. Der erste Tag verging so ohne irgendein Ergebnis. Wir aber hatten gelernt, daß wir unbedingt in Gruppen zu mehreren Booten zusammenarbeiten mußten. Während ein Boot den Dampfer anhielt, mußten die anderen Boote an der Hoheitsgrenze entlangfahren und ihm die Flucht in das neutrale Gewässer abschneiden. Wir arbeiteten so mit Gruppen von je drei Booten zusammen. Auf diese Weise hatten wir am zweiten Tag schon einen Erfolg. Gegen 14 Uhr meldete plötzlich mein Ausguck: „Rauchwolke voraus!" Ich bekam vom Gruppenführer, Kapitänleutnant Möller, den Befehl, mir diese Rauchwolke näher anzusehen, die sich beim Herankommen als ein großer Handelsdampfer entpuppte. Während die beiden anderen Boote dem Frachter den Weg zur Küste verlegten, hielt ich also mit äußerster Kraft auf ihn zu.

Jetzt heiße ich das internationale Flaggensignal: „Stoppen Sie sofort! Benutzen Sie keine F.T." Statt diesem Befehl nachzukommen, sehe ich plötzlich, wie die Rauchwolken, die aus seinem Schornstein qualmen, dicker werden, und er Kurs auf die Küste zu nimmt. Sofort schieße ich ihm einen Warnungsschuß vor den Bug. Mein erster Schuß in diesem Krieg! Der Kerl scheint blind und taub zu sein. Ruhig setzt er seine Fahrt fort. Jetzt setze ich ihm einen Schuß direkt vor die Nase. Das wirkt! Durchs Glas sehe ich, wie ein Mann aufgeregt auf die Brücke rennt. Das Schiff stoppt, bläst Dampf ab. Endlich hat der Kapitän drüben begriffen! Wahrscheinlich ist ihm eine solche Behandlung ja auch zum ersten Male in seinem Leben passiert. Deutlich ist jetzt die finnische Flagge an seinem Heck zu erkennen. Vorn und an seinen beiden Seiten sind groß die finnischen Farben aufgemalt.

Inzwischen ist bei mir der Steuerbordkutter klargepfiffen worden. Freilich die See geht draußen hoch. Ich habe eigentlich Bedenken, ob es der Kutter schaffen wird, aber untersucht muß der Kerl werden. Also: Kutter zu Wasser! Das Untersuchungskommando springt hinein: Leutnant Hermann, Blum als Signalgast und Spiecker, der als Steward auf einer deutsch-dänischen Fähre etwas von den nordischen Sprachen versteht. Alle mit umgeschnallter Pistole. Der Kutter legt ab. Von der nächsten See schon wird er wie eine Nußschale hochgeworfen, um dann für längere Zeit im Wellental gänzlich zu verschwinden. Mit Bangen im Herzen verfolge ich mit dem Glas seinen Kampf mit den Wogen. Daß nur den Männern im Kutter nichts passiert! Erleichtert atme ich auf, als endlich — endlich der Kutter in Lee des Dampfers festgemacht hat und das Untersuchungskommando an der Jakobsleiter emporklettert. Ich sehe, wie Hermann mit dem Kapitän verhandelt, wie Spiecker verdolmetscht. Blum hat als Signalgast auf der Brücke Posten gefaßt. Jetzt geht Hermann mit dem Kapitän unter Deck, um die Ladung nachzuprüfen. Das dauert eine ganze Weile. Dann kommt Hermann wieder hoch und läßt mir durch Winkspruch melden: „Finnischer Dampfer Cisil von Finnland nach Nordamerika unterwegs. Ladung: Butter, Speck, Arzneimittel."

Also Banngut! Allerdings neutraler Bestimmungsort. Aber eine Ladung, die England stark interessiert, und deren Weg dicht an Englands Küste vorbeigeht. Warum nimmt der Dampfer nicht den viel kürzeren Weg durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal, wie Deutschland es den neutralen Staaten anempfohlen? Das ist sehr verdächtig. Eine diesbezügliche Frage ergibt keine Klarheit. Vielleicht ist der amerikanische Bestimmungshafen nur vorgeschützt, und sein geheimes Ziel ist England. Der Dampfer muß genau untersucht werden, hier muß der Prisenhof entscheiden. Ich rufe meinen Kutter zurück, lasse aber das Untersuchungskommando an Bord. Der Dampfer er-

REGIE

NIL

Die Meisterzigarette der Österreichischen Tabakregie



6 Pf.

Austria Zigaretten sind gut und ein besonderer Genuß von A-Z

MILDE SORTE 4 Pf. MEMPHIS 4 Pf. III. SORTE 5 Pf.

. . . . aber vorher die Haut mit

Palliativ-Cream

einreiben!

So erzielen Sie alle Vorteile einer Ultraviolettbestrahlung unter Vermeidung des sog. Lichterythems, einer mit starker Rötung verbundenen Überreizung der Haut. An seine Stelle tritt eine gleichmäßige Bräunung



In Dosen zu RM 1.10, 0.55 und 0.30

„PALLIATIV" Fabrik hygienischer Produkte, Köln-Nippes

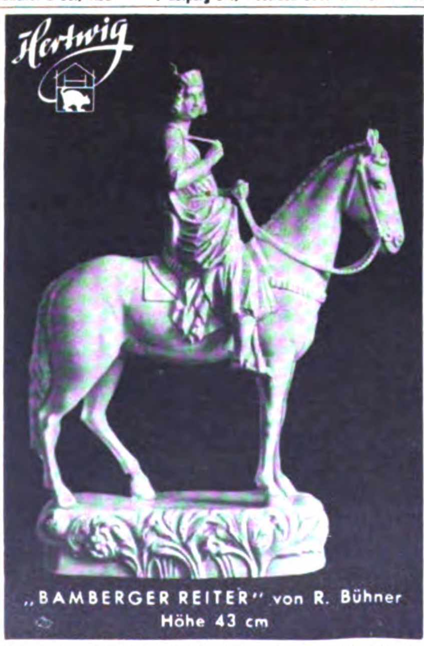
Mönche vor Gericht!

Der große Tatsachenbericht über die Koblenzer Unzuchtsprozesse nach den Akten. Mit Bildern / „Papstherrschaft", eine Warnung für unser artbewußtes Volk / „Volksverrat der Feldlogen", entschleierte Geheimnisse / „Jesuitenorden", die Stellvertreter Gottes / „Inquisition", die Methode priesterlichen Machtdünkels / Die berühmten „Briefe von Dunkelmännern". Jllustr. / Alle 6 Kampfbücher gegen die Dunkelmänner kosten nur 3 RM monatlich (Gesamtpreis: 33 RM, Erf.-Ort Halle). Pestalozzibuchhandlung Linke & Co., Halle/S. 139

An alle Damen und Herren

die an lästigen Gesichts- und Körperhaaren leiden. Es ist jetzt endlich gelungen, ein wirklich geruchloses, rasch wirkendes sulfidfreies Enthaarungsmittel zu schaffen, das für alle Damen und Herren, die für Sport- oder Berufszwecke Enthaarungsmittel benutzen müssen, eine wirkliche Wohltat ist, denn es gibt keine Geruchsbelästigung mehr. **Trixales** wirkt in wenigen Minuten und entfernt jeden Körperhaarwuchs restlos und gründlich. Kann **unbedenklich** in Badewannen oder Metallbehältern benutzt werden, überall anwendbar. Versuchen Sie **Trixales**, das sulfidfreie und geruchlose Enthaarungsmittel, und Sie werden nichts anderes mehr nehmen. Packung zu 5.45 RM, Doppelpackung 7.45 RM franko Nachnahme. Kostenlose Broschüre mit Bildern über die Wirkung der Trixales-Creme sendet **Dr. E. Günther & Co., Abt. 22, Leipzig C 1, Postfach 596. Inh. C. H. Wollschläger**

Hertwig



HERTWIG & CO., Katzhütte, Porzellan- und Feinsteingutfabrik

TÜCKMAR
WELTRUF
SOLINGEN

Velhagen & Klasings beliebter GROSSER **Volksatlas**

Erweiterte Ausgabe, mit neuesten Grenzen. Z. T. Achtfarbendruck! Die ganze Welt auf 132 Kartenseiten; Namensverzeichnis mit über 100000 Namen. Preis **18** RM. Monatsraten von **3** RM. an. 1. Rate bei Lieferung. Erf.-Ort Leipzig. Liefg. d. Buchhandlung **Carl Heinz Finking, Leipzig C 1/36** Reudnitzer Straße 1—7

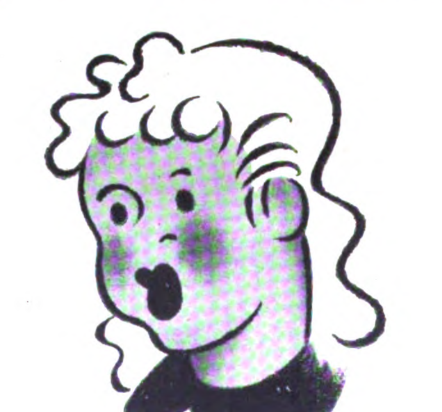
Bevorzugt bei Einkäufen unsere Inserenten



Das ist der Lederpflege Sinn: „Nimm ständig Pilo, aber dünn!" Der Glanz wird schöner und dazu bleibt weich und schmiegsam jeder Schuh.

Pilo

die zeitgemäße Schuhpflege



HEIN

Traurig?

– weil es „Sebalds Haartinktur" vorübergehend nicht so reichlich gibt und weil Sie sparsam damit umgehen müssen? Seien Sie ehrlich: Sind Sie früher nicht oft etwas verschwenderisch damit gewesen? Wir haben von jeher gesagt: Wenige Tropfen genügen! – dieser Rat gilt heute mehr denn je.

SEBALDS HAARTINKTUR

Das Schwarze Korps

Die volkstümliche politische Wochenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Preis 15 Pf.



Achte auf Dein Herz!

Bei nervösen Störungen, wie Herzklopfen, Herzdruck, Herzschmerzen, Herzstechen, kann Toledol dem Herzen neue Kräfte zuführen u. so einer Verschlimmerung vorbeugen. Flasche RM 2.10 in Apoth.

Toledol für das Herz!

HASSEMER LIKÖRE

HALBTROCKEN FEINHERB

Befreit

durch die weitbekannte **Helwakakur von lästigen Haaren.** Sehr bewährt, von Ärzten und Fachpersonen erprobt. Gold. Medaille, Großer Preis Brüssel 1932. Dankerfüllte Zuschriften, z. T. über **Dauererfolge** (kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern, schützt Sie vor Enttäuschungen. Kleinkur 2.75, stark 3.25 für größere Flächen 5.50 und 6.50 RM. Nachnahme.

patentamtl. Warenzeichen 468 509

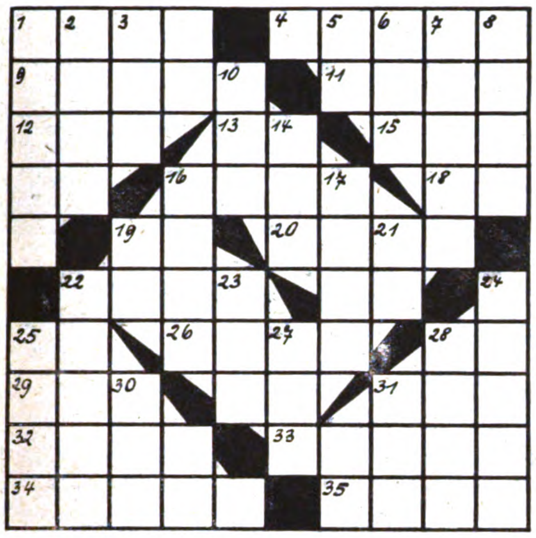
Helwaka GmbH., Köln 39

Bronchien und Luftröhre

zeigen durch Hustenreiz, Verschleimung oder Atembeschwerden an, daß etwas nicht in Ordnung ist. Luftröhrenkatarrh hartnäckige Bronchitis, chronische Verschleimung, quälender Husten und Asthma werden seit Jahren mit **Dr. Boether-Tabletten,** auch in alten Fällen, erfolgreich bekämpft. Dies bestätigen die vielen vorliegenden, oft geradezu begeisterten Dankschreiben von Verbrauchern. Dr. Boether-Tabletten sind ein unschädliches, kräuterhaltiges Spezialmittel. Enthält 7 erprobte Wirkstoffe. Stark schleimlösend und auswurffördernd. Beruhigt und kräftigt das angegriffene Bronchiengewebe. **Zahlreiche schriftliche Anerkennungen dankbarer Patienten!** In Apotheken RM. 1.31 und RM. 3.24. Interessante Broschüre kostenlos. Schreiben Sie an **MEDOPHARM, München 62 / R 74**

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



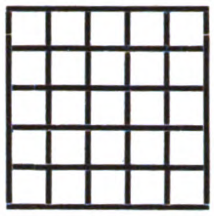
Waagrecht: 1 europ Hauptstadt, 4. Insel im Mittelland Meer 9 Singvogel 11. Liebesgott 12 Schwur, 13 Flächenmaß, 15. männl. Vorname, 16 Zahlungsmittel 18. persönl. Fürwort, 20. Lebewesen, 22. Stadt am Rhein, 26. träge, 29 Staatenbund 31. Gebirge in Kleinasien, 32. Entgelt, 33. Religion, 34. indisches Kaiserreich, 35 italienische Münze. — Senkrecht: 1. griech. Buchstabe, 2. Tau, 3 Teil des Auges, 5. ägypt. Sonnengott, 6. Straußvogel, 7 Burg in London, 8. Kriegsgott, 10. Bund, 14 Singstimme, 16. Stadt in der Schweiz, 17. Gewürzkraut, 19. italien. Strom 21. Tierprodukt, 22. Büffel, 23. Donauzufluß, 24. Bühnendichtung, 25. Stadt im Moskauer Gebiet, 27. Schweizer Kanton 28 deutsche Schmuckstadt, 30. Vorfahr, 31. asiat Strom.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ad — bai — bee — ben — bod — dan — dat — der — di — do — e — e — ech — ein — eis — fel — fen — grad — ka — ker — le — le — li — lo — mar — me — nach — nacht — ne — neis — neu — nin — pest — re ri — se — se — sku — ta — tel — ter — vent — ze sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Ferdinand Walter ergeben. 1. Südfrucht, 2. giftige Pflanze, 3. Stadt in Albanien, 4. Stadt in Thüringen, 5. venez. Geschlecht, 6. sowjetische Stadt, 7. türk. Titel 8 Winterhafen von Budapest, 9. Markomannenkönig 10. Bucht auf Spitzbergen, 11. gelbblühende Staude, 12. Nebenfluß der Elbe, 13. Stadt in Luxemburg, 14. Erfinder des Steindrucks, 15. Zierpflanze (st = ein Buchstabe.)

1. .... 9. ....
2. .... 10. ....
3. .... 11. ....
4. .... 12. ....
5. .... 13. ....
6. .... 14. ....
7. .... 15. ....
8. ....

Magisches Quadrat



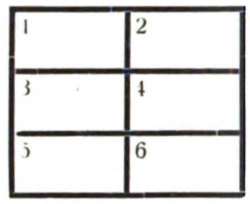
Die Buchstaben: a a b b d d e e e e e h h i i n n n n o o r t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Land in Asien 2. Staat der USA., 3. Deutsches Land. 4. eisern. 5 Faß

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Nofretete Fischhaut, Keitel, Frist, Midas, Ostalpen, Brentano, Sonderburg, Vernunft, Haeher, Reigen sind je drei, aus dem letzten Wort vier Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Spruch ergeben.

Silbenkreuz

1—2 Rüge
1—3 Strom der Pyrenäenhalbinsel
1—5 ostindische Pflanze
3—4 männl. Vorname
5—2 Sportgerät
5—4 Knorpelfisch
5—6 Hugenottenführer
6—2 Kaufgeschäft



Lösungen der Rätsel in Folge 49:

Rösselsprung: Besitz stirbt / Sippen sterben / Du selbst stirbst wie sie / Eins weiß ich / Das ewig lebt / Des Toten Tatenruhm. Edda ✱ **Silbentreppe:** 1. Notar, 2. Tarnopol, 3. Poltawa, 4. Walensee, 5. Seehase, 6. Segelflug, 7. Flugbahn. ✱ **Füllrätsel:** 1. Gobelin, 2. Mongolei, 3. Fandango, 4. Mangobaum, 5. Gorilla. 6. Dagobert, 7. Clavigo. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Saldo, 2. alert, 3. Legat, 4. Drache, 5. Otter. ✱ **Kryptogramm:** Baumgang, Eros, Seele, Norfolk, Galgen, Zuerich, Karren, Michel, Rosenmund, Fessel, Sportwagen, Wasgenwald, Wagnis, Rotwein, Ardennen. „Um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden." Moltke. ✱ **Silbenkreuz:** 1. LAU, 2 SCHA, 3. BE, 4. TE, 5. TA, 6. BU. ✱ **Gitterrätsel:** 1. Chronik, 2 Akrobat, 3. Agronom, 4. Chikago, 5. Monolog, 6 Libanon

---

hält Befehl, in meinem Kielwasser zu folgen. Ich bringe ihn zu dem von der Flottille befohlenen Sammelplatz.

Am nächsten Morgen kamen dorthin auch alle anderen Boote zusammen. Sie hatten zwar auch Dampfer untersucht, aber keinerlei Banngut feststellen können. Ich bekam vom Flochef den Befehl, die Prise nach Kiel zur eingehenden Untersuchung einzubringen.

In Kiel angekommen, sitzt Hermann bald wieder in unserer kleinen Messe und erzählt uns von seinen Erlebnissen auf dem Finnen. Mit Hilfe von Spiecker habe er sich ganz gut mit dem Kapitän verständigen können, der unter anderem geäußert habe, wir hätten ihn ja richtig wie ein Rudel Haie umstellt gehabt. Von da an datiert unsere „Haiflottille", seitdem tragen die Boote der Haiflottille vorn am Bug an beiden Seiten einen großen Haifisch aufgemalt, der gerade ein Unterseeboot verspeist.

Wie wir auf eine Mine liefen.

Ende November 1939. Kommandantensitzung auf dem Führerboot. „Meine Herren", führt der Flochef aus, „Flottille hat Befehl, für die nächsten zehn Tage Sperre bei . . . . zu überwachen. Ich habe Ihnen hier auf der Karte die Positionen der einzelnen Boote eingezeichnet. Sie wissen ja, wo die Minensperren liegen."

Da klopft es. Der Läufer bringt dem Flochef einen Funkspruch. „Meine Herren", fährt der Flottillenchef fort, und seine Stimme klingt ernster als vorher, „eben erhalte ich die Nachricht, daß heute mittag eines unserer Vorpostenboote bei dieser Sperre, deren Bewachung wir morgen übernehmen, auf eine Mine gelaufen und gesunken ist. Fahren Sie dort also sehr vorsichtig! Navigieren Sie genau! Sie wissen, die Strömung dort ist unberechenbar!"

Dann legen die Boote im Dreierpäckchen, d. h immer drei Boote auf einmal — noch gegenseitig mit den Leinen verbunden — von der Pier ab und schieben sich langsam mit dem Strom aus dem Hafen. Die ganze Nacht hindurch marschiert die Flottille — abgeblendet — in Kiellinie, ein Boot dicht hinter dem anderen. Als der Morgen graut, sind wir an der Sperre. Jedes Boot nimmt seine befohlene Position ein und steht nun hier mit ausgebrachtem Gerät auf und ab. Gott sei Dank haben wir schönes Wetter. Unten im Horchraum sitzen die Männer an ihrem Gerät und passen auf, daß kein feindliches Unterseeboot unter Wasser die Sperrlücke durchbricht. Oben auf der Brücke suchen unentwegt scharfe Gläser den Horizont nach dem Feind ab. Drei Tage und drei Nächte vergehen so in gespanntester Aufmerksamkeit. Aber es ereignet sich nichts.

Am vierten Tag ist es leider mit dem schönen Wetter aus. Es plurrt mächtig von Westen her auf. Da läuft auch schon der Funkspruch ein: „An alle Schiffe: Sturmwarnung aus Südwest mit Böen bis zu Windstärke 12!"

Mahlzeit! Das kann ja lieblich werden!

Alles wird an Oberdeck nochmals festgezurrt. Strecktaue werden gezogen, das sind Taue, an denen man sich festhalten kann, um nicht über Deck gespült zu werden.

Vorläufig haben wir noch Windstärke 4. Aber da und dort auf dem graugrünen Wasser sind schon einzelne Schaumkronen zu sehen. Immer mehr brist es aus Südwesten auf. Jetzt fängt der Wind oben in den Masten an zu singen. Das typische Zeichen für den Seemann: Jetzt geht es gleich los!

Aus dem Singen wird allmählich ein Pfeifen, ein Stöhnen und Ächzen. Das ganze Meer ist jetzt mit weißen Schaumköpfen überzogen. Dann kommt der Sturm. Dunkle Regenwolken treibt er vor sich her. Binnen kurzem sind wir oben auf der Brücke trotz des Ölzeuges, das wir über unserem Lederpäckchen (Lederanzug) tragen, bis auf die Haut durchnäßt.

Mit zorniger Hand wühlt der Südwest das Meer auf, daß es wütend hochspringt und über das Schiff herfällt, das dem Tosen der Elemente Trotz zu bieten wagt. Gewaltige Brecher fegen über das ganze Boot weg, alles fortreißend, was nicht niet- und nagelfest gezurrt ist. Wasserbomben werden losgeschlagen, drohen auf dem wie toll hin und her schlingernden Schiff die Reling einzustoßen. Meine Männer müssen hinunter. Bis zur Brust in diesen kalten Brechern stehend, müssen sie die schweren Bomben wieder festzurren. Ein verdammt hartes Stück Arbeit. Dabei rollt und stampft das Schiff einem beinah die Seele aus dem Leibe! Hoch — steil in den Himmel hinein ragt der Bug — tief liegt achtern das Heck im Wasser. Dann schlägt der Bug krachend hinunter, in die nächste See hinein. Hochauf schäumt an beiden Seiten das Wasser. Hohnlachend peitscht der Sturm die Gischt hoch über die Brücke hinweg. Längst bedeckt eine feine Salzschicht unsere Gesichter. Man kann sie sich so richtig mit dem Fingernagel abkratzen.

Dann wird es Nacht. — Die Augen brennen. Starren hinaus in das Dunkle.

Nichts, nichts ist zu sehen: nur das weiße Schäumen der Wogen.

Nichts, nichts ist zu hören, nur das unheimliche Heulen des Sturmes.

Dabei aber weiß ich in meiner unmittelbaren Nähe die Sperre. Irgendwo da im Dunkeln dieser Sturmnacht lauern unter Wasser unsere eigenen Minen. Werden wir von dem Sturm daraufgetrieben, sind wir verloren. Eine ungeheuere Explosion durchdringt vielleicht für einen Augenblick das Heulen des Sturmes. Eine hohe Rauch- und Wassersäule, im nächsten Moment schon vom Sturm verweht. Keine zwei Minuten später ist dort, wo eben noch das Schiff mit den Wogen kämpfte, nichts mehr zu sehen. Vielleicht schlägt da und dort noch kurze Zeit verzweifelt ein Menschenarm das Wasser, aber schon gehen die Wogen über ihn weg, schon ist er versunken in der eisigen Flut.

Nein, auf die Sperre dürfen wir nicht getrieben werden! Aber der Strom ist in dieser Gegend schon bei ruhigem Wetter nicht zu berechnen geschweige denn jetzt bei diesem Sturm. Nur das Gefühl kann mir hier Wegweiser sein. Mit halber Fahrt dampfe ich gegen den Sturm, gegen die See an. Wird diese Fahrtstufe ausreichen? Halte ich mich damit wenigstens auf der Stelle? Oder ist die Fahrtstufe noch zu klein, werde ich trotzdem vom Strom und vom Sturm langsam zurück auf die Minensperre getrieben? Solche Überlegungen lassen mich Kälte und Nässe vergessen. Von meiner Position darf ich ohne Befehl nicht zu weit ablaufen. Aber keinesfalls darf ich auf die Sperre treiben. Unten schläft die Freiwache trotz Sturm und Geschlinger in ihren Kojen im festen Vertrauen auf ihren Kommandanten, der oben auf der Brücke das Schiff schon sicher durch diese Sturmnacht bringen wird. Das Schiff und fast fünfzig Männer sind mir anvertraut, fast fünfzig deutsche Familien. Im Kampf mit dem Feind, da darf, da soll ich sie einsetzen. Aber im Kampf mit den Elementen, nein!

Noch nie in meinem Leben habe ich sehnsüchtiger das Licht des Tages erwartet.

Endlich — endlich tagt es im Osten.

In der gleichen Sturmnacht war weiter östlich von mir bei einer anderen Sperre ein Vorpostenboot auf ein Felsenriff geworfen worden und gescheitert.

Jetzt erhalte ich den Befehl: „Unter Landschutz gehen!"

Eine weitere Bewachung der Sperre bei diesem Wetter ist überflüssig. Da kann weder über noch unter Wasser ein feindliches Schiff die schmalen Sperrlücken passieren. So schön und majestätisch das tobende Meer am Tage ist so drohend und

Humor

Der berühmte Maler erzählte einst bei einer Sitzung der Akademie der Künste, ihm hätte einmal ein Bild Tränen entlockt. Alles lauschte den Worten des Meisters, neugierig, wessen Kunst solche Macht ausgeübt hatte. Einer fragte: „War es ein modernes Bild?"

„Ja!"

„Ein realistisches Bild?"

„O nein. Ich glaube, es war ein Stilleben. Aber es war zwei Meter groß, und ich saß gerade unter ihm, als es von der Wand herunterfiel!"

*

„In allem, was Betty erzählt, übertreibt sie mehr als erlaubt!"

„Hm — frage sie einmal nach ihrem Alter!"

*

„Ich bin schon zwanzig Jahre mit meinem Mann verheiratet und noch immer verliebt bis über beide Ohren", erzählte eine Frau Ludwig Thoma. Der Dichter sah der Frau in die Augen und fragte dann:

„Wie heißt der junge Mann?"

*

Als Herr Mais die erste Nacht in der neuen Sommerfrische zubrachte, weckte ihn aus dem besten Schlaf der Ruf eines Mannes auf der Straße: „Feuer, Feuer!"

„Feine Manieren haben sie hier!" brummte Mais, öffnete sein Fenster und warf eine Schachtel Streichhölzer hinunter.



Tauben sprechen über Kunst.

„Kunst ist Temperamentsache. Während dieser da seine Farbe dünn aufträgt, lieben wir Tauben mehr den pastosen Auftrag!"

Zeichnung: Kossatz.

„Nun, hat sich euer großer Wissenschaftler über die dicke Festschrift, die ihr ihm zum Geburtstag überreichtet, auch gefreut?"

„Das weiß man bei diesem Skeptiker nie; er meinte nur, Kinder, das dauert mindestens ein Vierteljahr, ehe ich das alles widerlegt habe."

*

„Dieses Knäblein", meinte die unfehlbare Wahrsagerin, „wird mal ein großer Philosoph werden."

„Schade", antwortete der stolze Vater, „daß es ein Mädchen ist."

*

Max muß zu einer Beerdigung. Bevor er sich auf den Weg macht, hängt er an seine Wohnungstür ein Schild: „Bin auf dem Friedhof!" Als er zurückkommt, steht darunter geschrieben: „Ruhe sanft!"

*

„Meinst du, soll ich dem Piesecke das Geld borgen?"

„Unbedingt!"

„Was heißt unbedingt?"

„Weil er sonst zu mir kommt!"

*

„Willi, hör doch endlich auf, den Vater so viel zu fragen! Du siehst doch, daß er schon ärgerlich wird!"

„Aber, Mutter, doch nicht über meine Fragen!"

„Vorüber denn sonst?"

„Über die Antworten, die er nicht geben kann!"

---

unheimlich ist es nachts. Schon bei friedlicher Seefahrt ist das so. Und hier kommt noch der Krieg dazu: Gelöschte Feuer, Untiefen vor der Küste, Minen, verankert und treibend. Das kann trotz Heinz Rühmann einen Seemann doch erschüttern!

Gegen Mittag heben und senken sich alle acht Boote dicht unter der Küste gleichmäßig in der hier wesentlich geringeren Dünung vor ihren Ankern. Direkt neben mir liegt U-Jäger „R", mit dessen Kommandanten, Kapitänleutnant Mau, mich eine herzliche Freundschaft verbindet. Manch lustiger Winkspruch wird an diesem Sonntagnachmittag, es ist der 3. Dezember, der 1. Advent, zwischen unseren beiden Booten gewechselt. In einem herrlichen Abendrot geht die Sonne hinter der Küste unter. Schwarz stehen die Silhouetten der Gehöfte, der Bäume und Hügel vor dem blutroten Himmel.

Der nächste Morgen schon sieht die Boote wieder auf ihrer Position. Ich habe eine Sonderaufgabe durchzuführen und befinde mich etwa 20 Seemeilen, also etwa 38 Kilometer von der Sperre entfernt, als mir kurz nach 16 Uhr der Funkgast einen Funkspruch bringt:

„U-Jäger ‚S' bei . . . . auf eine Mine gelaufen und gesunken!"

Ernst sieht mich der Funkgast an. Klar, daß hier nur eine Verwechslung vorliegen kann, denn mein Boot, der U-Jäger „S", ist keinesfalls gesunken. Wen aber mag es getroffen haben?

Gleich darauf geht der Funkbefehl ein: „Sofort zur Unfallstelle kommen!" Ich halte mit Höchstfahrt darauf zu. Ich unterrichte meine Männer. Alle Gesichter werden ernst, greift der Tod doch hier zum ersten Male in unsere eigenen Reihen.

Jetzt kommt der Läufer mit einem weiteren Funkspruch: „Nicht U-Jäger ‚S', sondern U-Jäger ‚R' gesunken." Ich beiße die Zähne zusammen. Mau, guter Kamerad!

Es ist inzwischen dunkel geworden. Ich lasse die Scheinwerfer klarmachen, Rettungsbojen bereitlegen, treffe alle Vorbereitungen zur Rettung von Überlebenden.

Als ich mich der Unfallstelle nähere, sehe ich schon von weitem Scheinwerfer das Wasser absuchen.

„Alle Mann an Deck! Ausschau halten!"

Auch meine Scheinwerfer tasten das Wasser ab. Da treiben Wrackstücke im Scheinwerferlicht. Ich halte drauf zu. Nichts, kein Überlebender dabei. Da glaubt einer voraus schwache Hilferufe zu hören. Der Scheinwerfer leuchtet in diese Richtung. Nichts, nur Wasser. Stunden um Stunden suchen wir so. Immer vergebens.

Wie ich durch Morsespruch vom Führerboot erfahre, konnten gleich zuerst noch einige wenige Überlebende aus dem eisigen Wasser geborgen werden, noch bevor es ganz dunkel geworden war. Nach ihrer Aussage war der U-Jäger „R" innerhalb zwei bis drei Minuten nach erfolgter Minendetonation gesunken. Mit dem größten Teil der Besatzung gingen der Kommandant, der Wachoffizier und der Flottillenarzt mit dem Boot in die Tiefe.

Noch vor Mitternacht stehen wir wieder auf Position.

Jedesmal aber, als ich später an dieser Stelle vorbeifuhr, ließ ich Front pfeifen. Die Kriegsflagge senkte sich. Wir gedachten unserer toten Kameraden.

Oft aber wurde ich späterhin in Kiel oder Wilhelmshaven von Kameraden angerufen: „Mensch, Kaden, ich denke, Sie sind auf eine Mine gelaufen?" Auf meine entsprechende Erklärung hin kam dann immer prompt die Antwort: „Haben Sie Dusel, da kann Ihnen ja nun nichts mehr passieren!" So dachten auch meine Männer an Bord, und ich ließ sie gern bei diesem Glauben.

Die Unterseebootjagd.

Die Unterseebootjagd, also die Jagd auf feindliche Unterseeboote, erfordert viel Zähigkeit und Ausdauer, denn dies gefährliche Wild ist selten und außerordentlich scheu.

Unsere Jagdkollegen oben in der Luft, die deutschen Jagdflieger, die Messerschmittmaschinen, die sehen ihre Gegner und können auch ihre Abschüsse mit eigenen Augen sehen. Unsere Jagdkollegen unter Wasser, die deutschen Unterseeboote, sehen ebenfalls ihr Wild, die feindlichen Kriegs- und Handelsschiffe, und können auch ihre Abschüsse durch das Sehrohr einwandfrei beobachten. Ganz anders und in dieser Hinsicht wesentlich schwieriger liegen die Verhältnisse bei der Unterseebootjagd bei uns Unterseebootjägern.

Auch das feindliche Unterseeboot — also unser Wild — fährt für gewöhnlich natürlich über Wasser. Schon um seine Batterie zu schonen, seinen elektrischen Strom zu sparen, den es ja dringend benötigt, wenn es unter Wasser gedrückt wird. Außerdem wollen die Unterseebootsmänner natürlich so lange wie möglich frische Luft haben. Aber auch das aufgetaucht fahrende Boot ragt nur so wenig über die Wasseroberfläche hinaus, daß es den Jäger mit seinen hohen Aufbauten, dem Schornstein, der Rauchfahne, den Masten immer zuerst gesehen haben und schon längst weggetaucht sein wird, ehe der Jäger überhaupt die Möglichkeit hatte, das Boot zu sichten. Also: für uns Unterseebootjäger ist unser Wild unsichtbar. Wir sehen es nicht!

Wir sind allein auf die Unterlagen angewiesen die uns unsere Horchgeräte erbringen. Das sind gewissermaßen Mikrophone, die unten am Kiel des Schiffes sitzen und mit denen man das Wasser nach allen Richtungen hin nach Unterwassergeräuschen abhören, ablauschen kann. Das Gerät gibt einem die Richtung, aus der das Geräusch kommt. Aus der Art des Geräusches — Kolbenmaschinengeräusch, Motorengeräusch, Maschinengeräusch — kann man auf die Geräuschquelle — also Dampfschiff, Unterseeboot usw. — schließen. Aus der Stärke des Geräusches kann man wiederum einen Schluß auf die Entfernung der Geräuschquelle machen. Das sind die Unterlagen, auf denen sich eine Unterseebootjagd aufbauen muß. So ganz einfach ist die Sache also nicht!

Gewiß, hat der Jäger ein ganz unverschämtes Schwein, kann auch er vielleicht einmal sein Wild mit eigenen Augen sehen. Dann nämlich wenn das feindliche U-Boot den Geleitzug, den der Jäger sichert, oder den Jäger selbst angreift. Ein angreifendes Unterseeboot muß ja immermal seinen Spargel, sein Sehrohr aus dem Wasser stecken, um die günstigste Angriffsposition einnehmen zu können. Sieht der Jäger so einen Spargel, gibt es für ihn natürlich nichts wie 'ran und versuchen, das Unterseeboot zu rammen.

Es gibt noch eine zweite Möglichkeit für den Unterseebootjäger, durch sein Auge die Anwesenheit eines Unterseebootes festzustellen: Auf der Wasseroberfläche ist überhaupt nichts zu sehen und plötzlich kommt die Blasenbahn eines Torpedos auf ihn zu. Dann weiß er auch, daß in Richtung dieser Blasenbahn sein Wild unter Wasser stehen muß. Freilich wird es dann für den Jäger auch allerhöchste Zeit, mit äußerster Kraft und Hartruder dieser Blasenbahn auszuweichen. Sonst kann er sich oben in der Luft seine Knochen einzeln zusammensuchen, sonst ist aus dem Jäger plötzlich der Gejagte geworden. Das hat schließlich keinen Zweck!

Im Anfang des Orlogs, als der Krieg bei allen Stellen noch eine etwas ungewohnte Angelegenheit war, als überall noch eine gewisse Erregung herrschte, da sind wir Unterseebootjäger noch und noch gejagt worden. Da hatte irgendwo ein Flugzeug oder ein Vorpostenboot oder ein dickes Schiff U-Boot-Alarm gegeben. (Fortsetzung folgt.)





... „Wer will guten Kuchen backen, der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz, Zucker und Salz, Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gehl."

„Ich will auch für den Pappi backen!"
Sabinchen versucht es genau so zu machen wie ihre tüchtige Mutti:
allerdings mit kleinerem Nudelholz.

Aufnahmen: Annelise Schulze.

An alle Soldatenpappis

Dieser Bildbericht ist besonders den Vätern im Felde gewidmet, die auch ein solches Sabinchen, Heidi oder Peterle zu Haus haben. Sabinchen, das wir hier zeigen, ist erst 16 Monate alt, will aber unbedingt seinem Pappi selbst die Plätzchen backen und fortschicken. Überall in Deutschland hat es in diesen Tagen vor dem Fest lauter kleine Sabinchen gegeben, die mit ihren Patschhändchen geholfen haben, dem Vater Liebes zu tun.



Alle Soldatenpappis sollen wissen, mit wieviel Liebe und Sorgfalt jedes Päckchen für sie gepackt wird. So, wie es hier Sabinchen macht, waren überall liebevolle Hände am Werk.



Das wird den Pappi besonders freuen.
Einen ganz langen Brief hat Sabinchen mit Muttis Hilfe selbst geschrieben.
Nun ist sie stolz, daß sie es geschafft hat.



„Schnell, Herr Pischke, helfen Sie mir mal den Stubben nach oben bringen, ehe meine Frau vom Markt kommt!" „Wat wolln' Se damit, Herr Doktor?" „Ach, ich will doch meiner Frau zu Weihnachten ein Salatbesteck schnitzen; aber nichts verraten, nicht wahr?!"

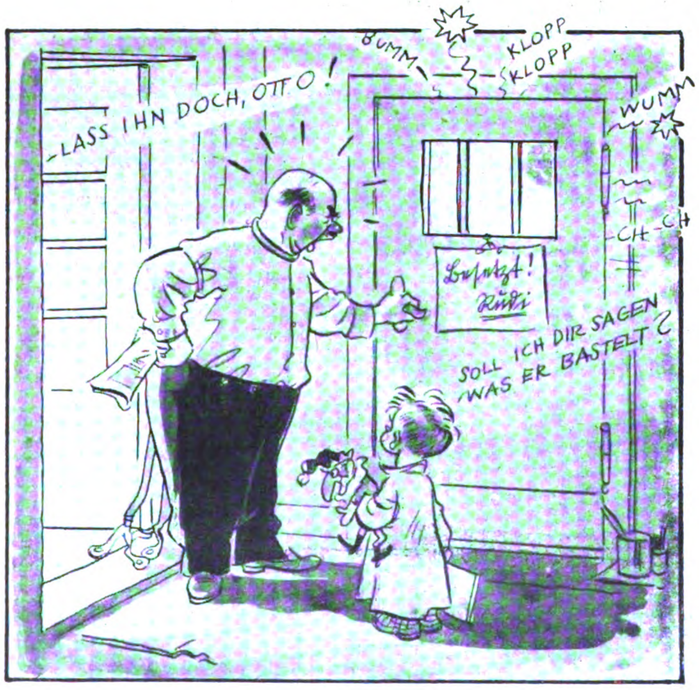


Geschenke, SELBSTGEMACHT!

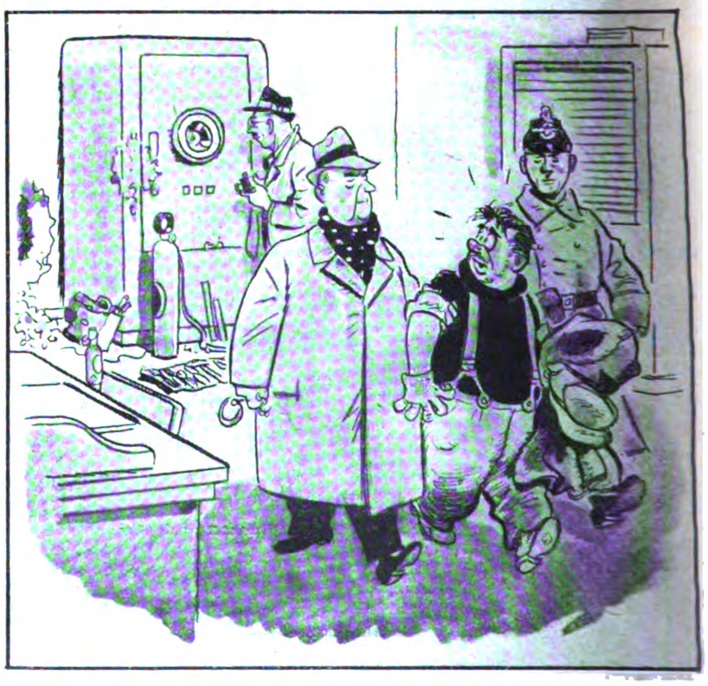


WEIHNACHTSBASTLER BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Tante Anna hatte zu Onkel Hermann gesagt: Frau Seidel von nebenan bat mich heute, dich zu fragen, ob du nicht vielleicht die Puppenküche von ihrer Kleinen 'n bißchen modernisieren könntest, als Weihnachtsüberraschung . . . weil du doch so gerne bastelst . . .



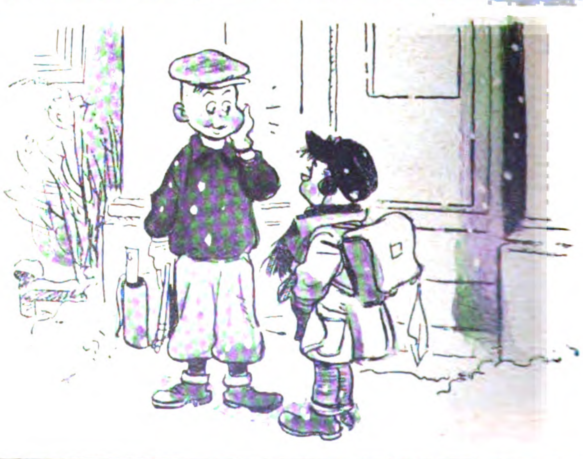
„Vielleicht suchste dir mal 'n anderes Plätzchen für deine dämliche Weihnachtsbastelei, du Lümmel! Oder denkst du vielleicht, den anderen Familienmitgliedern macht's Spaß, immer wenn man das Örtchen benutzen will, nebenan bei der ollen Müllern klingeln zu müssen!?"



„Aba, Herr Kommissar! Ick wollt' mir doch man bloß die Maße abschreiben — ick will doch meine Braut zu Weihnachten so'n Schränkchen basteln . . .!"



„Oh, was haben Sie da für eine hübsche Weihnachtsarbeit vor, Frau Knievogel?" „Ja, entzückend, nich wahr?! Sie dürfen aber meinem Schwiegersohn nichts verraten! Ich bemale ihm nämlich ein halbes Dutzend seiner Papierkragen mit niedlichen Blumenmotiven."



„Nanu, Mann, hast ja 'ne dicke Backe, wat is 'n los?" „Och, wir ham zu Hause über Weihnachtsarbeiten jesprochen und da hab' ick mein'n zukünftijen Schwager jefracht, ob ick für meine Schwester 'n Bebikorb basteln soll . . .!"

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
[A B C D E F G 16]
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen,
Spanien Ptas. 1.25, Portugal
2.— Esc., Ungarn Pengö —,32
Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts.,
Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar,
Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

IB Illustrierter Beobachter

DONNERSTAG, 18. DEZEMBER 1941
16. JAHRGANG FOLGE 51

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22



Kriegsweihnacht 1941.

Aufn.: Leßmann.









Wie das neue Europa marschiert, so marschiert unter Führung Japans auch die Neuordnung in Ostasien.
Die Aufnahmen zeigen den Kampf Japans gegen die Streitkräfte der Tschungking-Regierung. Von links nach rechts: Japanische Truppen erwarten den Angriffsbefehl; die Soldaten haben Tarnschutz angelegt. Japanische leichte Tanks überqueren einen Fluß auf einem von Pionieren erbauten Wellenbrecher. Japanische Infanterie bereitet sich im Schutze einer künstlichen Nebelwand auf einen Angriff vor. Die Truppen durchschreiten einen Fluß in Zentral-China.

Aufnahme: Associated Press.

ROOSEVELT BEREITET SEINEN KRIEG VOR





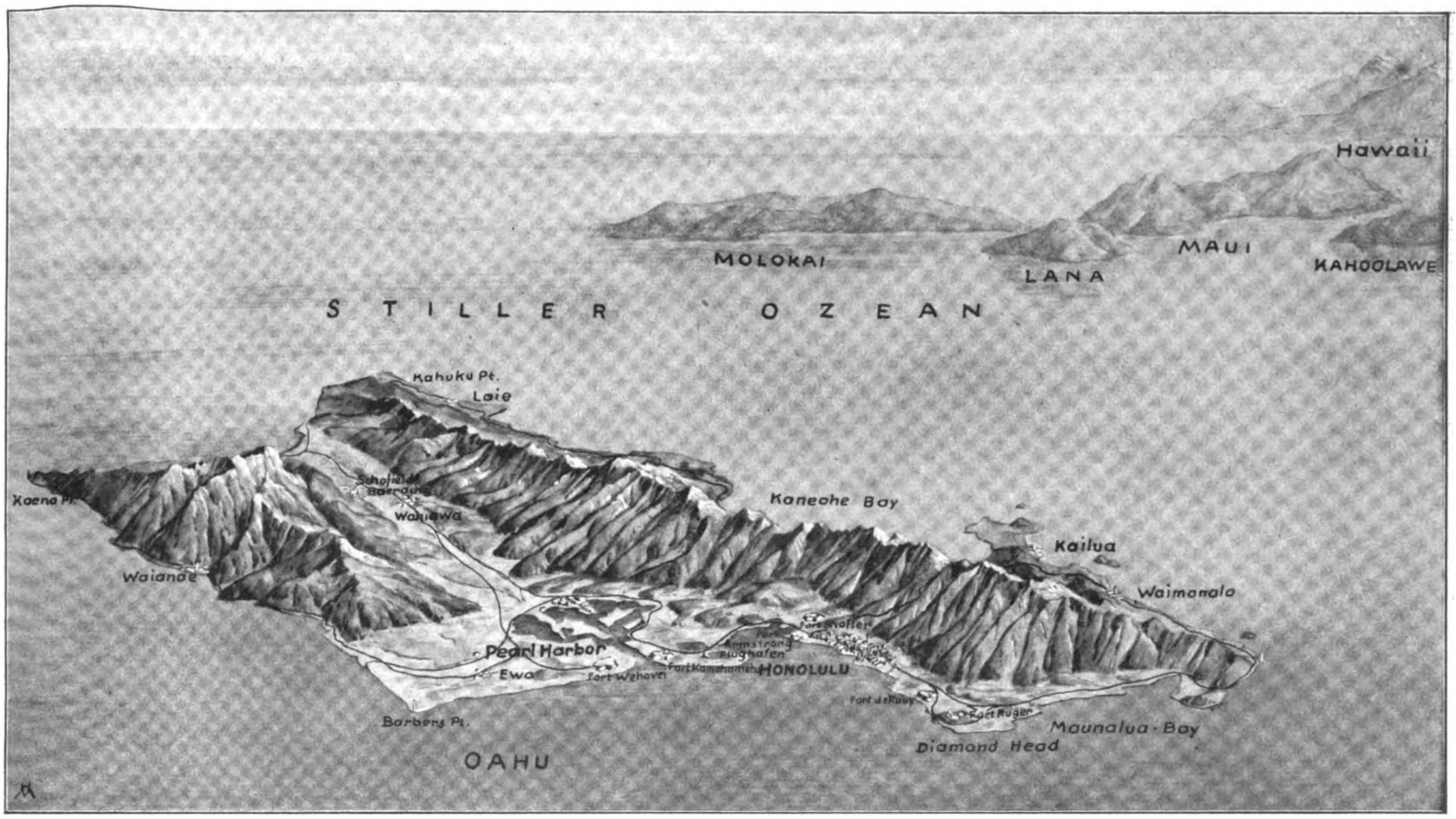
So schuf er die Kriegspsychose.
Schnellverfahren zum Bau von Luftschutzhäusern. Das Bild stellt ein fertiges Zementhaus dar, während die Aufnahme darunter . . .



. . . das Aufspritzen der Zementmasse zeigt.

Aufnahmen: Associated Press.

Links: Seit Monaten Panikmache in USA.
Hier zeigen Hilfsfeuerwehrleute einer Stadt in den USA., wie man Brandbomben wegräumt; man hätte besser getan, rechtzeitig mit dem Kriegshetzer Roosevelt aufzuräumen.



HAWAI!

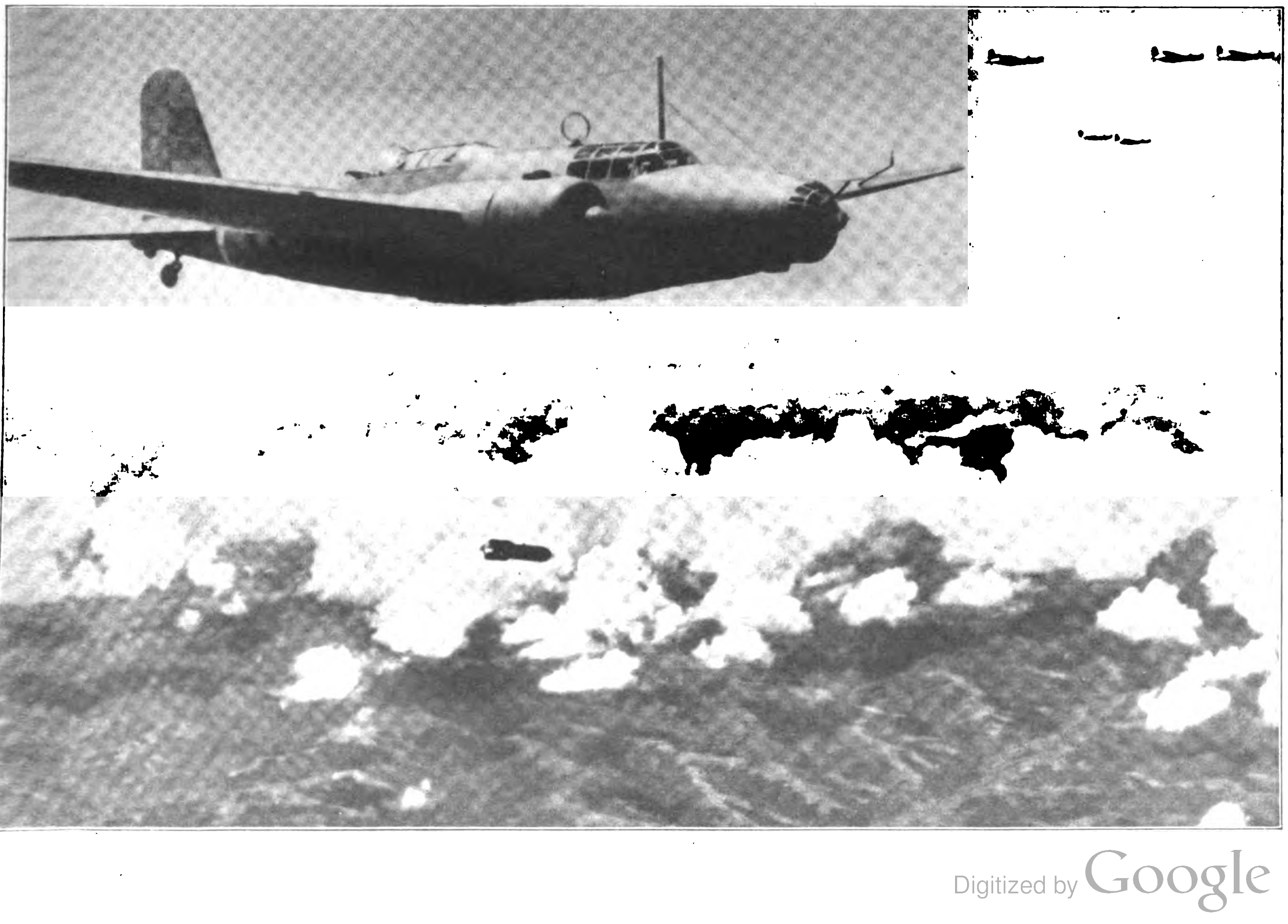
Der wichtige USA.-Flotten- und Luftflottenstützpunkt Hawai, der sich aus mehreren Inseln mitten im Stillen Ozean zusammensetzt, spürte als erster die überraschende Schlagkraft der japanischen Luftwaffe. Im Kriegshafen Pearl-Harbor bei Honolulu wurden die amerikanischen Schlachtschiffe „Oklahoma" und „West-Virginia" versenkt; außerdem wurden vier weitere Schlachtschiffe, sechs Schwere Kreuzer und ein Flugzeugträger getroffen.

Zeichnung: „JB."



Vor dem Start. Japanische Piloten empfangen vor dem Feindflug letzte Instruktionen.

Aufnahmen: Associated Press.



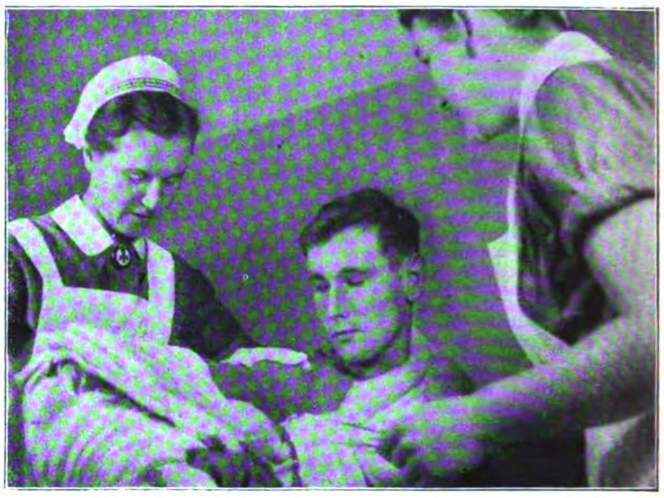
Links: Das ist Japans Luftwaffe! Die Wirksamkeit dieser scharfen Waffe spürte inzwischen auch die englische Fernostflotte. Englands besonderer Stolz: das neueste Schlachtschiff „Prince of Wales" und das Schlachtschiff „Repulse", das von Kapitänleutnant Prien bei seinem Einbruch in Scapa Flow schon getroffen worden war, wurden bei Singapur von japanischen Luftstreitkräften versenkt.

SCHWES



Die erste Pflege: Verband erneuern.
Heute noch ein armseliges Häufchen Unglück, ohne jeden eigenen Mut und Lebenswillen.

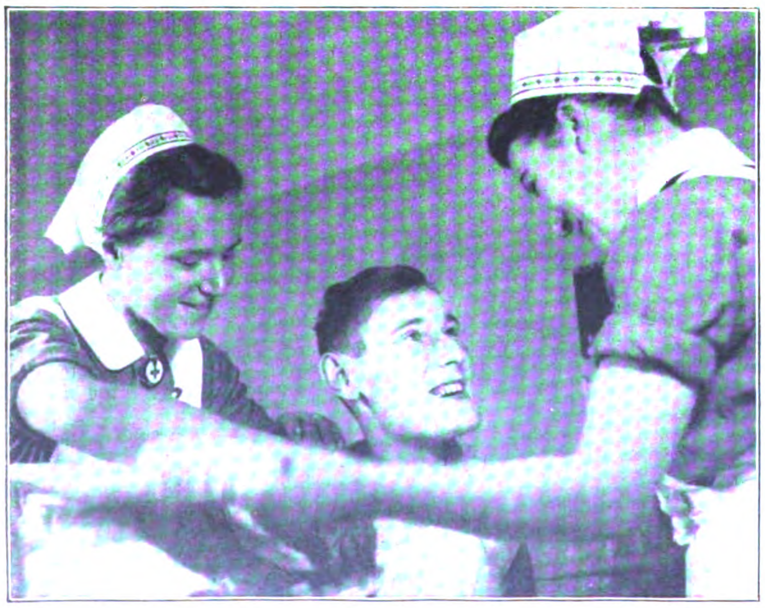
BILD-
BERICHT
VON
HANS
REINKE



Hoffnungslos der Blick auf die schwere Verwundung.



„Glauben Sie wirklich, Schwester?" Harmlos plaudernd lenkt die eine Schwester ab, muntert auf, während die andere den schweren Verband erneuert.



„Ein tapferer Junge", sagen nicht nur die Schwestern, sondern auch alle seine Kameraden. Und auch die Ärzte wissen, daß nicht allein ihre Kunst, sondern Liebe und unermüdliche Schwesternbereitschaft hier das Wunder des wiedererweckten Lebenswillens geschafft haben.



TERN

Männer schützen die Heimat, Frauen hüten das Leben. Müßig, zu fragen nach Grad und Wichtigkeit des Einsatzes, ob an der Drehbank, hinter dem Pflug, ob im Büro oder im direkten Kriegseinsatz: Überall Dienst am Volk in Tapferkeit, Opferbereitschaft und Treue. Am schönsten und fraulichsten aber da, wo sie nach Natur und Wesensart ureigenste Posten erfüllen: bei den Stillen im Lande, den Müttern, den Schwestern. Das Hohelied der Schwester wird wohl nie gesungen werden. Es ist zu still, dies Heldentum, fast unscheinbar und sehr im Verborgenen. Versteckt hinter den hohen und sichtbaren Leistungen moderner ärztlicher Wissenschaft und Hilfe will die Frau in selbstverständlicher, unermüdlicher Kleinarbeit nichts sein als gütige Schwester. Sie will auch kein Heldenlied, denn verstehen wird es nur einer: der Soldat, der Verwundete, dem sie das Bild erfüllt, das er in Schlachten und Gefahren immer gesucht hat: das Bild der Mutter, seiner Mutter.



Aufregung, Unglaube und Schrecken!
Nach sechs Wochen Bett kommt die Schwester eben mit der Nachricht: heute wird zum erstenmal aufgestanden. Die ersten Gehversuche sollen steigen.



Wenn nur diese Schmerzen nicht wären...



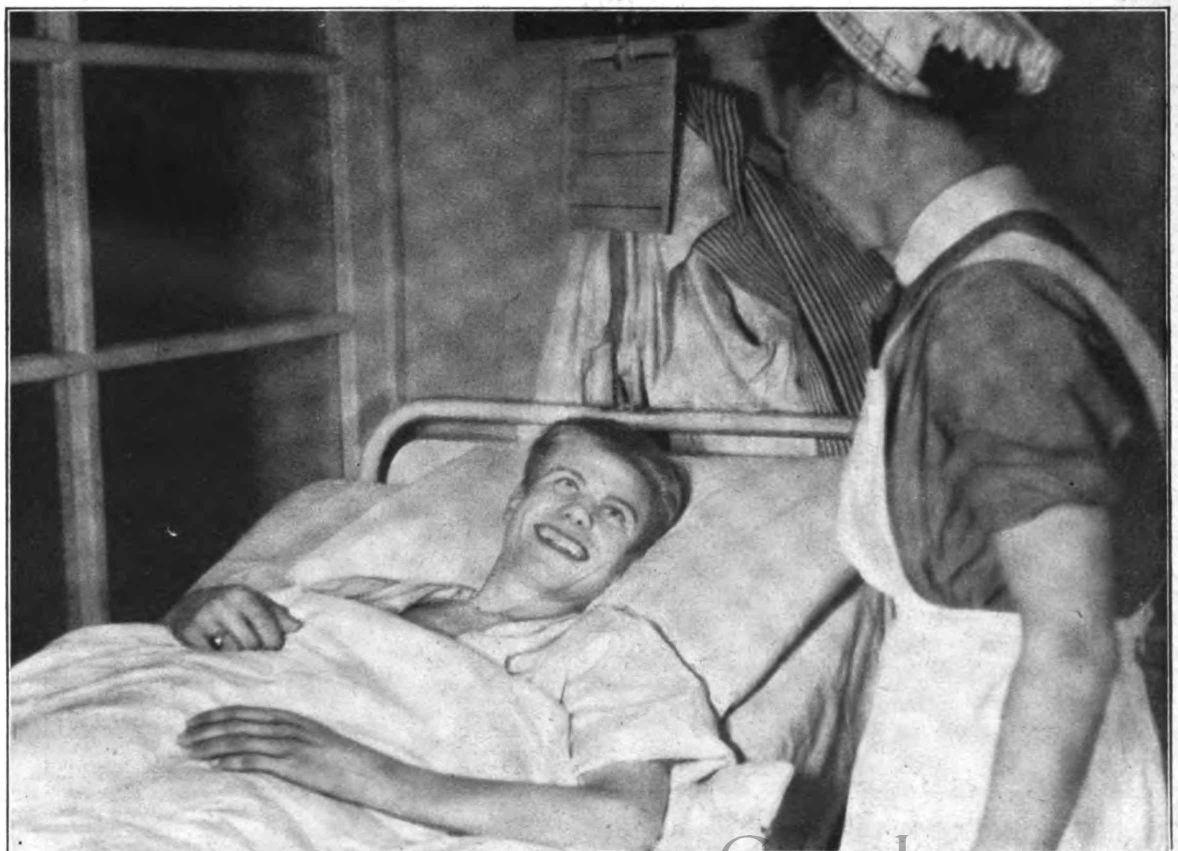
Aber dann wilde Entschlossenheit!



Schlappheit, Müdigkeit und Schmerz werden tapfer unter der Ermunterung der Schwestern niedergekämpft.



Na also, es geht doch schon ganz gut.

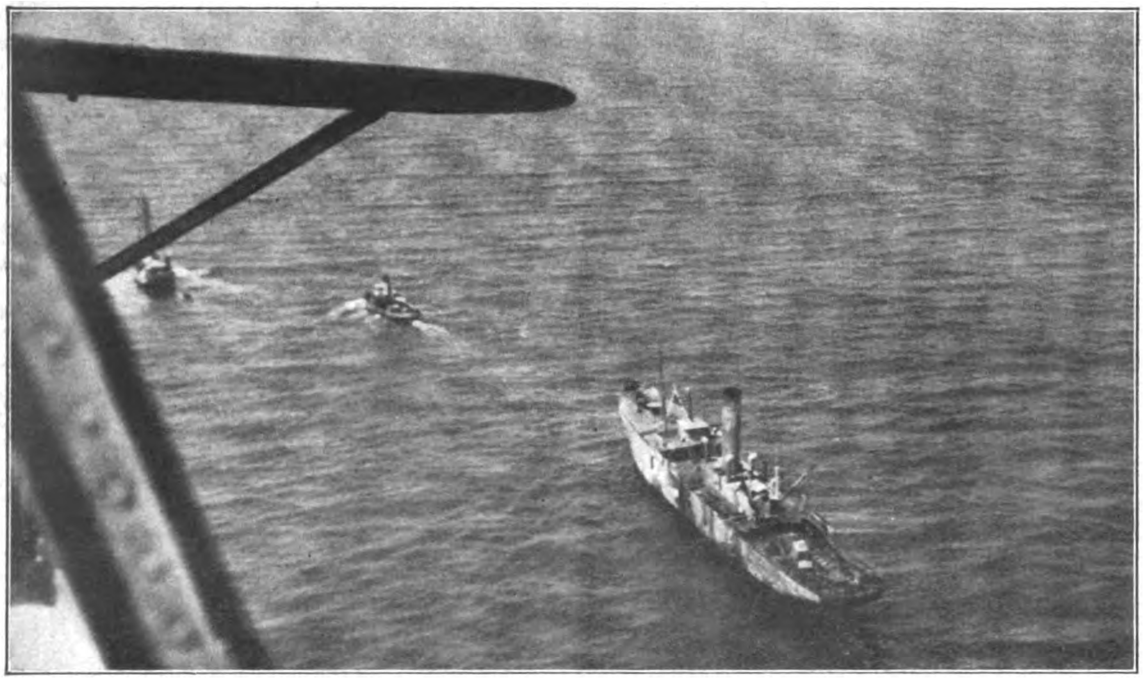


. . . und fünf Minuten später liegt wieder ein strahlender und glücklicher Junge in seinem Bett

FEINDLICHER U-Boot-angriff WIRD ABGEWIESEN



1 Der Bordfunker macht das Wasserflugzeug von der Ankerboje los. — Das Flugzeug ist startbereit.



2 Tief unter der Maschine schwimmt der Geleitzug. Stetig zieht das Sicherungsflugzeug seine Kreise um ihn.



3 Da! Der Beobachter hat den Schatten eines U-Bootes entdeckt!



4 Der Kommandant des Sicherungsschiffes gibt U-Boot-Alarm.

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

(11. Fortsetzung.)

Der Schluß des Romans in Folge 50:

„Marga", seufzte Raymonde bedrückt. „Wenn wir nur erst Marga gefunden hätten." „Ja, das ist jetzt die Aufgabe", sagte Glant und rief seine Reisekameraden zur Beratung zusammen. Nach kurzer Überlegung wurden Stakke, Johnsen und zwei Mann der Besatzung an Land geschickt, um sich zunächst einmal zu vergewissern, daß man auch wirklich an der richtigen Stelle gelandet war. Mit Hilfe starker Taschenlampen und Fackeln drangen sie in die schwarze Wand des Urwaldes ein und kehrten schon nach einer halben Stunde wieder zurück.

Wir sind richtig", frohlockte Stakke. „Haben die Stelle gefunden, wo Schenk gestern übernachtete. Ein Depot von Lebensmitteln und Ausrüstungsgegenständen ist noch da. Schenk hat nur das Notwendigste mitgenommen. als er in der Frühe aufgebrochen ist."

„Gut", sagte Glant. „Das beweist jedenfalls, daß er nicht kränker geworden ist. Hatte schon gefürchtet, wir würden den armen Kerl da drüben krank in seinem Zelt finden."

Als sich die Frage erhob, wer den Landmarsch antreten sollte, zeigte es sich daß niemand zurückbleiben mochte. Selbst Geoffrey bat ernstlich, man möge ihn nicht ausschließen, da gerade er allen Grund habe, sein Unrecht an Schenk gutzumachen.

Steuermann Johnsen war der Ansicht, daß es genüge, wenn er selbst mit Stakke die Spur der Gesuchten aufnehme.

Dr. Bünger nickte müde. Seitdem er Margas Abschiedsbrief gelesen hatte, war seine Kraft gebrochen. Er fühlte sich unsagbar alt und verbraucht, und — er hatte keine Hoffnung mehr. In seinem Innersten war er überzeugt, daß man Marga und Schenk nicht mehr finden würde. Wenigstens nicht lebend.

Als die Sonne emporstieg, brach die Expedition auf. Stakke, als erfahrener Jäger und Fährtenleser, übernahm die Führung. Hinter ihm kamen Erland, Johnsen, Glant und vier schwarze Träger. Den Administrator Geoffrey hatte man zurückgelassen.

„Gut und schön, daß Sie unbedingt mitmachen wollen", hatte Glant gesagt, als der Administrator darauf drang, sich an der Expedition zu beteiligen. „Aber wenn wir die beiden einholen wollen, müssen wir verdammt rasch vorwärtskommen. Sie sind Märsche durch den Urwald nicht gewöhnt, Herr Geoffrey. Sie kriegen am Ende Fieber oder klappen unterwegs vor Überanstrengung zusammen. Dann verzögern Sie nur den Marsch und stellen den Erfolg in Frage. Und, nicht wahr, das wollen Sie doch nicht? Also bleiben Sie man hübsch auf der ‚Kassai'. Wir nehmen alle den guten Willen für die Tat und sind Ihnen dankbar, wenn Sie inzwischen sich unserer beiden Damen etwas annehmen. Dr. Bünger ist ja vollständig gebrochen und wird sich am besten hinlegen."

So war Geofrey zurückgeblieben als die anderen in den Wald eindrangen, mit leichtem Gepäck, um nicht aufgehalten zu werden.

Stakke fand sowohl die Spur Margas wie auch Schenks ohne Schwierigkeit. In langer Reihe drang man auf dem schmalen Pfad durch den Urwald vor.

Gegen Mittag wurde Rast gemacht.

Die feuchtheiße, stickige Luft verursachte Kopfschmerzen und Müdigkeit. Man stand am Rand einer weiten Lichtung, die sich bei näherem Zusehen als ein ausgedehntes, von Büschen und Baumgruppen durchbrochenes Sumpfland erwies. Die Spuren Schenks und Margas hatte man schon seit einer Stunde nicht mehr feststellen können da der Waldboden immer weicher und sumpfiger wurde.

„Hier müssen wir uns teilen", sagte Jon Johnsen, mit scharfen Augen das Gelände musternd. „Wenn Herr Schenk einigermaßen vernünftig ist. wird er nicht versucht haben, die verdammten Fiebersümpfe da zu durchqueren. Er kann abgebogen sein, um das Sumpfland zu umgehen. Nach rechts oder nach links. Wir wissen nicht, wie weit sich die Sumpfgegend erstreckt, denn was wir da zu beiden Seiten an Wald sehen, das können ebensogut nur dichte Baumgruppen sein. die

das Sumpfland durchbrechen. Dehnen sich die Sümpfe weit zur Seite aus, so besteht die Möglichkeit, daß Schenk und Fräulein Bünger noch gar nicht um sie herumgekommen sind und irgendwo hier herumirren. Ich schlage vor, Käppen Erland umgeht mit den Trägern das Sumpfland in östlicher, die Herren Stakke und Glant in westlicher Richtung. Ich selbst werde mal versuchen, ob ich einen Pfad geradeaus durch die Sümpfe aufdecken kann."

„Gut", sagte Glant nach kurzem Nachdenken. „Wo treffen wir uns?"

„Wer zuerst jenseits des Sumpfgebietes ankommt, schlägt Lager und wartet auf die anderen. Ungefähr an einem Punkt, der unserem jetzigen Standort gegenüberliegt."

Johnsen wartete, bis die Gefährten rechts und links im Dickicht verschwunden waren. Dann schnallte er sein leichtes Gepäck auf und marschierte senkrecht auf einen etwas dunkleren, von hellen Flecken durchbrochenen Streifen zu, der etwas abseits in das Sumpfgebiet hineinschlängelte.

Johnsens Falkenaugen hatten längst diese schmale Spur entdeckt.

Ein Pfad führte dort durch den Sumpf, wenn auch oft sich im Grase verlierend oder von dunklen Tümpeln, in denen das Sumpfwasser sickerte, verschlungen. Fußabdrücke oder sonst eine Menschenspur waren nicht zu bemerken. Aber natürlich hatten Schenk und seine Begleiterin diesen Pfad benutzt. Wenn Stakke und Glant etwas gründlicher nachgedacht hätten, wären sie wohl selber zu der Überzeugung gekommen. Schenk war immerhin krank. Sowohl er selbst wie Marga glaubten an das Gelbe Fieber. Sie mußten also alles daransetzen, so rasch wie möglich vorwärts zu kommen und das nächste Dorf zu erreichen. So gefährlich und ungewiß der schmale Sumpfpfad auch sein mochte, die beiden hatten keine Zeit übrig für Umwege.

Johnsen grinste in sich hinein, während er eilig und doch mit der gebotenen Vorsicht dem sich immer deutlicher abzeichnenden Pfad durch das Sumpfland folgte. Gut, daß die anderen sich das nicht so genau überlegt hatten! Doppelt gut, daß sie sich abwimmeln ließen! Es genügte vollauf, wenn einer sich der Gefahr im Fiebersumpf aussetzte. Und dieser eine mußte natürlich Jon Johnsen sein.

Endlos dehnte sich das Sumpfland aus. Der Pfad bog bald nach rechts, bald nach links in großen Bogen ab.

Tückische Grasflächen, unter deren Glätte der Grund wogte und schaukelte, ausgedehnte, schwarze Schlammtümpel versperrten ihm den geraden Weg. Die Baumgruppen wurden immer dichter, formten sich zu massigem, dunkel aufstrebendem Urwald. Aber die Wurzeln der Bäume staken immer noch im Sumpfboden, der sich durch den ganzen Wald zog.

Es wurde Abend, ohne daß Johnsen eine Spur der Gesuchten entdeckt hätte. Er versuchte, noch etwas weiter zu kommen, mußte sein Vorhaben jedoch aufgeben.

Vor einem langgestreckten Mangrovenwald, dessen Wurzeln gespenstisch in die Luft ragten, fand er einen einigermaßen trockenen Grasstreifen, auf dem ein Übernachten möglich war. Er brannte die Grasnarbe ab, breitete seine Decke aus und knüpfte das Moskitonetz über sich.

Eine Nacht ohne Zelt im Sumpfland! Jon Johnsen schlief schlecht, obwohl er von der vorangegangenen Nacht auf der Brücke todmüde war. Sein Kopf wurde schwerer und schwerer. Der Atem rasselte und stöhnte in seiner Brust.

Als er sich im Morgengrauen mit steifen, schmerzenden Gliedern und bleischwerem Kopf aufrichtete, starrte er auf eine schwarze, kompakte Wand, die sich um sein Moskitonetz gelegt hatte. Millionen von Insekten, die sich nun summend und surrend erhoben.

Als die Sonne aufstieg, war Johnsen schon wieder ein gutes Stück weiter. Er hätte jetzt schneller vorwärtskommen können, denn der Boden unter seinen Füßen wurde allmählich fester. Palmenwald begann die Mangroven abzulösen. Das Sumpfgebiet war überwunden. Aber es ging trotzdem nicht rascher. Wie Bleigewicht hing es an seinen Beinen. Er torkelte nur noch vorwärts mit müdem, schwerem Kopf und klopfenden Schläfen.

Gegen zehn Uhr vormittags blieb Jon Johnsen stehen, rieb sich die Augen und starrte geradeaus in das Sonnengeflimmer, bis er sicher war, daß ihn keine Täuschung narrte. Da vorne an der kleinen Lichtung stand ein Zelt!

Er wollte rufen, aber seine Stimme war nur noch ein heiseres, kraftloses Gebell. Da gab er es auf und beschleunigte nach Möglichkeit seine Schritte.

Als Jon Johnsen den Zeltvorhang beiseiteschob und hineinschaute, drohte ihm zunächst der Atem zu stocken. War es eine Totengruft, in die er blickte? Zwei Menschen lagen da, dicht nebeneinander auf ein paar Wolldecken gebettet, regungslos, mit geschlossenen Augen.

Johnsen schluckte ein paarmal und betrachtete die beiden genauer. Nein, dem Himmel sei Dank,



5 Das Seeflugzeug fliegt auf die Sichtstelle zu und umkreist sie.

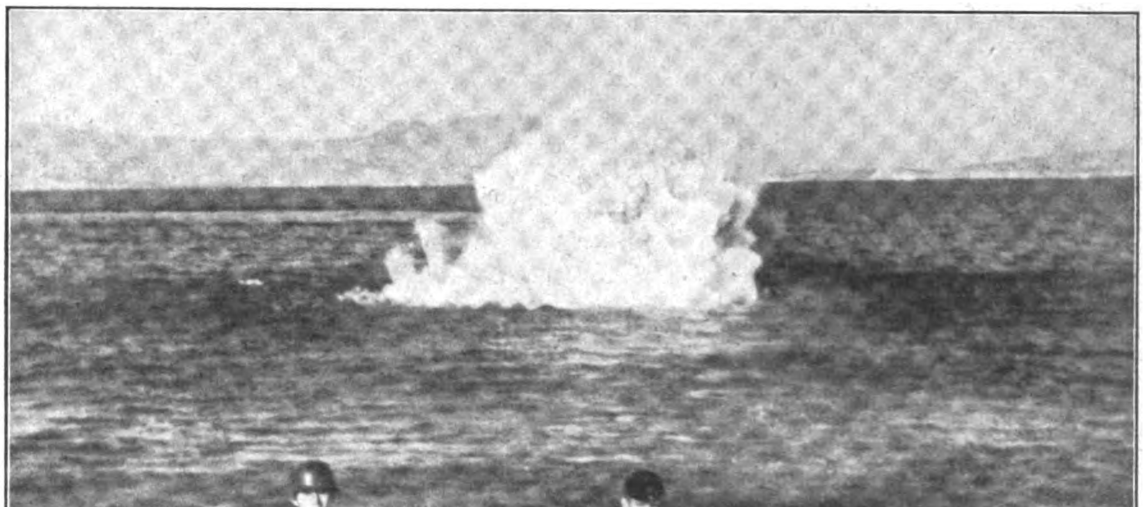


6 Der Bordfunker gibt der Landstation Orts- und Zeitangabe über die Sichtung des feindlichen U-Bootes.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Essig H. H.



7 Volle Fahrt voraus! Die erste Wasserbombe rollt zu Wasser.



8 Die Bombe ist in einer Tiefe von über 50 m explodiert. Ein ungeheurer Druck wirft mächtige Wassermassen empor. Die zweite Wasserbombe wird bereits geworfen. Die Geschützbedienung ist feuerbereit, um bei Auftauchen das U-Boot sofort unter Feuer zu nehmen.

sie waren nicht tot! Sie schliefen nur, schliefen so fest, daß sie die Schritte des Ankommenden nicht gehört hatten. Leichte Atemzüge hoben die Brust Jürgen Schenks. Die gelbe Farbe seines Gesichts war fast verschwunden, aber seine Züge zeugten von Strapazen und ausgestandener Todesangst. Neben ihm lag Marga Bünger. Ihre Bluse war halb geöffnet und ein kleines Medaillon an einem dünnen, goldenen Kettchen hing heraus.

Johnsen starrte auf dieses kleine, blitzende Ding und, sonderbar, seine Augen vermochten sich nicht loszureißen davon. Behutsam kniete er neben der Schlafenden nieder und faßte mit scheuen, ungeschickten Fingern nach dem Anhängsel.

Dann erhob er sich leise stöhnend und torkelte wieder ins Freie hinaus. Auf einem knorrigen, zakkigen Baumstumpf ließ er sich nieder, nestelte wie in Gedanken die Whiskyflasche aus seinem Rucksack und trank sie fast bis zur Neige aus. Plötzlich begann er zu schluchzen ...

Jürgen Schenk und Marga erwachten gleichzeitig durch ein sonderbares Geräusch vor dem Zelt. Sie richteten sich auf und sahen sich aus fragenden, angstvollen Augen an. Was war das? Raste das Fieber in ihrem Hirn? Und gaukelte ihnen Gespenster vor? Griff schon der Wahnsinn nach ihnen? Das klang doch genau so, als ob ... als ob ein Mensch weinte! Aber das war doch unmöglich!

Ohne ein Wort zu finden, krabbelten sie beide empor und rissen den Zeltvorhang beiseite. Starrten gebannt, ungläubig hinaus auf das Spukbild, das sich ihren Augen bot.

„Marga", flüsterte Schenk, „ich träume. Ich habe wieder das Fieber, oder siehst du es auch?"

„Ja", zitterte Marga, nach der Hand ihres Verlobten tastend. „Ich glaube ... das ist doch der Steuermann von der ‚Kassai'! Aber wie ist das möglich? Wie sollte der hierher kommen?"

Minutenlang standen sie unbeweglich, starrten und starrten. Aber das Spukbild zerfloß nicht in Luft. Es war wirklich so. Da, dicht neben dem Zelt, hockte der alte, bärbeißige Jon Johnsen und weinte ... heulte wie ein getretener junger Hund!

*

Eine Stunde später war das Zelt verpackt und alles zum Aufbruch bereit. Jürgen Schenk blickte in die Sonne wie ein aus dem Grabe Entstiegener. Über Margas Gesicht liefen immer noch stumme, große Tränen.

Keine Todesgefahr! Kein Gelbes Fieber! Und die „Kassai" lag da hinten am Flusse, bereit, sie beide wieder aufzunehmen! Jon Johnsen hatte ihnen alles hastig erklärt, und seine Worte hatten ihnen beiden geklungen wie Triumphfanfaren. Fieberhaft hatten sie zugestimmt, als der Alte auf raschen Aufbruch drängte. Ja, ja, nur schnell zurück zu den anderen, zurück ins Leben!

Jürgen Schenk schritt voran. Dicht hinter sich konnte er Margas Schritte hören, spürte durch Sonnenglut und Sumpfluft den köstlichen, reinen Hauch ihrer Atemzüge. Eine Flut von Gedanken ging durch seinen Kopf und machte den Weg leicht und kurz.

Vom Tode begnadigt!

Zurück ins Leben!

Seit gestern schon hatte er sich bedeutend wohler gefühlt. Marga hatte hoffnungsvoll darauf hingewiesen, daß seine Haut nicht mehr so gelb sei. An Dr. Bünger hatte sie erinnert, der so energisch das Gelbe Fieber in Abrede gestellt hatte. Jürgen Schenk hatte es nicht glauben können. Dr. Bünger konnte sich sicherlich leichter irren, als der Kapitän und all die anderen erfahrenen Männer zusammen. Nein, er, Jürgen Schenk war dem Tode verfallen.

An die unheimliche Nacht dachte Jürgen, die Nacht am Rande des meilenweiten, schrecklichen Sumpfwaldes. An die Trostlosigkeit, die ihn befallen hatte, als er sich heute morgen wieder so matt und elend fühlte, daß sie schon nach zwei Marschstunden wieder Lager schlagen mußten und vor Erschöpfung gleich einschliefen. Für Gewißheit seines Untergangs, für das Gelbe Fieber hatte er gehalten, was lediglich eine Folge der ungewohnten, schweren Anstrengung und des Klimas war.

Bis dann der alte Johnsen erschienen war und wie ein Engel des Himmels die Botschaft von neuem Leben gebracht hatte.

Jürgen Schenk wandte den Kopf und schaute an Marga vorüber zu dem alten Seemann zurück, der ein gutes Stück hinter ihnen müde und schwer einhertrottete. Über die verblüffende Tatsache, daß der alte Johnsen weinend vor dem Zelt saß, war nicht weiter gesprochen worden. Die leere Whiskyflasche, die neben ihm im Grase lag, sprach ja deutlich genug. Was tat es, daß der alte Johnsen sich mal wieder einen angetrunken hatte! Wenn er besoffen gewesen wäre wie ein Neger, wenn er sich heulend und lallend im Gras gewälzt hätte, Jürgen und Marga wäre er heute immer noch wie ein strahlender Erzengel erschienen.

„Mein erstes Abenteuer in Afrika" dachte Jürgen Schenk, seine Schritte beschleunigend, so daß Marga kaum mitzukommen vermochte. „Beinahe wäre es auch das letzte gewesen!"

Das letzte? Oho! Neuer Lebensmut straffte Jürgen Schenks Gestalt und ließ ihn den Kopf sonnenwärts wenden. Noch leben wir! Vor uns liegt das Sonnenland, die Zukunft, das Glück an Margas Seite! Wenn er zurückdachte an das Gestern und Vorgestern ...

Aufgeschrien hatte er in wilder Verzweiflung, als plötzlich aus dem Dunkel der Nacht Marga in sein Zelt getreten war und ihm ruhig erklärt hatte, daß sie nicht daran denke, ihn allein zu lassen. Auf den Knien hatte er sie beschworen, doch zurückzukehren zum Schiff, zu ihrem Vater! Im Morgengrauen war er hinuntergerannt zum Flußufer, mit fieberndem Kopf und taumelnden Füßen, hatte schon von weitem nach Kapitän Erland, nach Dr. Bünger geschrien. Zu spät. Die „Kassai" schwamm bereits weit draußen im Strom. Kein Ruf konnte sie erreichen.

Vermochten hundert Jahre die Verzweiflung auszulöschen, die in jener Stunde über Jürgen Schenk zusammengeschlagen war?

Und doch? Jetzt, wo das Leben wieder hell und leicht war, wenn man jetzt zurückdachte an all das ... War es nicht ein unsagbar stolzes, heiliges Gefühl, das Wissen um einen Menschen, der als Kamerad zu einem hielt in Leben und Tod? Stand nicht eine Glorie um die Erinnerung an jenes Bild, an das junge Mädchen, das ruhig und schlicht sich neben den Todgeweihten gestellt hatte: „Wir gehören zusammen, Jürgen, und wir bleiben zusammen."

Dankbar müßte man sein, namenlos dankbar für dies Erleben. Und seine Dankbarkeit mußte man beweisen durch Liebe, durch Arbeit und Tatkraft, dadurch, daß man ein Mann wurde, auf den Marga stolz sein konnte, ein Mann wie der alte Glant, wie Ferry Stakke, — nein doch — wie der alte, wetterfeste Seemann dahinten, der vielleicht besser und stärker war als die anderen zusammengenommen.

Leicht und schnell schritt Jürgen Schenk aus. War es die überströmende Freude über das wiedergewonnene Leben oder hatte sich sein Körper nun schon an Klima und Strapazen gewöhnt — er empfand kaum die Länge und Beschwerlichkeit des Rückmarsches.

Als die ersten Schatten über das Sumpfland dahinkrochen, stieß Marga einen hellen Freudenschrei aus. Am Waldrande vor ihnen waren menschliche Gestalten aufgetaucht. Wenn man genau hinsah, konnte man sogar ein kleines Zelt drüben entdecken.

Ein Knall zerriß die Luft. Einer der Weißen dort drüben hatte vor Freude ein Gewehr abgeschossen. Hierher! Hierher! — winkten hocherhobene Arme.

Stakke, Kapitän Erland, Glant kamen mit großen Schritten entgegen.

Katakata-Glant rüttelte vor Freude Jürgen Schenk an der Schulter, daß ihm alle Knochen weh taten.

„Da seid ihr ja. Da seid ihr ja", murmelte Erland einmal über das andere, und wollte die Hände der Wiedergefundenen nicht loslassen. „Fühlen Sie sich jetzt wohler, Herr Schenk?"

„Ja", lachte Jürgen. „Wenn ich wirklich kein Gelbes Fieber habe ...?"

„Keine Spur", rief Glant. „Außer Dr. Bünger waren wir alle blind und verdienen, daß Sie uns um die Ohren schlagen. Lassen Sie sich erzählen, Mann ..."

„Der Steuermann hat uns schon alles erzählt."

„Johnsen? Ach so! Wo ... wo steckt der Kerl denn?"

„Gleich hinter uns. Er ist wohl etwas zurückgeblieben. Wir liefen ja fast, als wir Sie sahen!"

Aus dem Gewirr der Mangrovenbüsche tauchte Jon Johnsens schweißtriefendes Gesicht auf. Glant und Stakke fuhren auf ihn zu. Ihre Stimmen polterten durcheinander.

„Schöne Sachen machen Sie, Johnsen! Wir warten hier fluchend auf Sie und glauben schon, durch Ihr verdammtes Ausbleiben alles verloren zu haben, und da kommen Sie seelenruhig mit den beiden verlorenen Schäfchen an! Warum sind Sie nicht hiergeblieben? Wir hatten verabredet, uns hier zu treffen?"

„Er hat uns an der Nase herumgeführt wie Zirkusbären!" fiel Glant grollend ein. „Ist Ihnen immer noch nicht klar, Stakke, daß Johnsen uns nur seitwärts geschickt hat, um allein den edlen Retter spielen zu können! Scheint ihm mit dem Ruhm wie mit dem Whisky zu gehen. Er kann nie genug kriegen! Na, weil die beiden nun wieder da sind! Das andere soll ihm vergeben sein, dem alten Sünder!"

„Einer war genug" sagte Johnsen mühsam. „Wo ... wo kann ich mich hinlegen? Bin ... absolut ... fertig." Er taumelte auf eine schnell ausgebreitete Schlafdecke und sank mit geschlossenen Augen darauf hin.

*

Olaf Erland hatte die zweite Nachtwache übernommen. Er saß vor dem ruhig brennenden Feuer, schlug sich dann und wann die Moskitos aus dem Gesicht und starrte gedankenvoll vor sich hin. Rings um ihn waren die ruhigen Atemzüge der Schlafenden. Auch Marga und Jürgen schliefen fest in dem kleinen, offenen Seidenzelt.

Wenn noch der Schatten eines Zweifels geblieben war, das Wiedersehen mit Jürgen Schenk hatte ihn verweht und dem Arzt in jeder Beziehung recht gegeben. Ganz unmöglich war es, daß Jürgen Schenk so rasch und gründlich genesen sein sollte, wenn er überhaupt jemals die furchtbare Krankheit gehabt hätte.

Ein Stöhnen ließ Olaf Erland aufschauen.

Drüben, an der anderen Seite des Feuers, hatte sich der alte Jon Johnsen herumgewälzt. Er war der einzige, der schwer und unruhig schlief. Die Strapazen der letzten Tage, erst die angespannte Nachtwache auf der Brücke, dann die Nacht im Sumpfland — es war wohl doch etwas zu viel gewesen für den alten Mann.

Erlands Augen ruhten sinnend auf dem Alten.

Was war dieser alte Seemann doch im Grunde für ein Prachtkerl! Ganz allein war er mitten durch das Sumpfland vorgedrungen, um seine Kameraden vor der Gefahr zu bewahren. Hatte die beiden jungen Leute glücklich gefunden und zurückgebracht. Und vorher schon! Die „Kassai" in stockdunkler Nacht durch den reißenden Strom zu lenken, das war ein Seemannsstück, vor dem jedem erfahrenen Kongofahrer ein Schauer vor Bewunderung über den Buckel rann, und Erland verhehlte es sich nicht: Wenn er selbst auch, wie es sich gehörte, sein Teil dabei geleistet hatte, der Löwenanteil am Erfolg gebührte dem alten Johnsen.

Warum nur ...?

Warum hatte dieser Steuermann Johnsen sich auf der ganzen Reise so bockbeinig seinem Kapitän gegenüber gestellt? Warum hatte er sich zwischen Erland und Frau Raymonde gedrängt? Mißgunst? Schadenfreude? Die Lust, seinem Kapitän eins auszuwischen? Vielleicht aus Rache für den Unwillen, mit dem Erland den Angeheiterten an Bord genommen hatte?

Das alles wollte jetzt nicht mehr so recht stimmen. Der Mann, der keinen Augenblick zögerte, sein Leben in die Schanze zu schlagen, um zwei ihm gleichgültige fremde Menschen zu retten; der Mann, der mit List seinen Kapitän und die anderen Gefährten fortschickte, um ganz allein die Gefahren des Fiebersumpfes auf sich zu nehmen, — nein, der konnte nicht so kleinlich und gehässig sein, wie es Erland bisher geschienen hatte. Jon Johnsen als tückischer Störenfried, als schmutziger Angeber und Ohrenbläser — nein, die Rechnung ging nicht mehr auf! Irgend etwas anderes mußte ihn bewogen haben, so zu handeln.

Während der ganzen Wachstunden grübelte Erland vergebens über dieses Rätsel nach.

Als das erste Ahnen des neuen Tages über den östlichen Himmel flog, schien der Steuermann ruhiger zu werden. Seine Glieder zuckten nicht mehr wie bisher und sein Atem wurde gleichmäßiger. Erland sah die fieberglänzenden Augen des Alten offen auf sich gerichtet, schob seinen Sitz näher heran und legte die halb zurückgeworfene Decke sorglich über den Kranken.

„Sie haben Fieber, Johnsen. Sollten Aspirin nehmen."

Leises Kopfschütteln. „Stimmt schon, Käppen. 'n bißchen Fieber hab' ich. So was geht vorüber."

„Fühlen Sie sich denn jetzt wohler?"

„In der Nacht war mir sehr heiß ... Aber jetzt ... jetzt habe ich's wohl hinter mir. Bleiben Sie noch ein büschen sitzen, Kapitän?"

„Ja, Johnsen, wir bleiben beisammen."

Eine Weile schwiegen sie beide. Erland stocherte im niedergebrannten Feuer und lauschte heimlich besorgt auf die schweren Atemzüge des Steuermanns. Jedesmal aber, wenn er den Blick wandte, sah er die Augen des Alten auf sich ruhen, wie mit einer stummen, unausgesprochenen Frage.

Da tat er endlich selbst die Frage, die ihn schon die ganze Nacht über gequält hatte.

„Warum waren Sie eigentlich mein Feind, Johnsen? Hat es Sie so sehr gedrückt, als ich Anstoß nahm an ... an Ihrem Zustand, als Sie in Kinshassa an Bord kamen?"

Johnsen grinste vor sich hin. Nö, Kaptain, das hat mich nicht gebissen. Bin's gewöhnt, daß man die Nase krauszieht, wenn ich irgendwo 'reintorkele. Würde selbst einen betrunkenen Steuermann nicht schlecht anranzen, wenn ich Kapitän auf dem schönsten Kongodampfer wäre."

(Schluß folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.


felina
Felina-Büstenhalter und -Mieder sind eleg. Wäschestücke. Sie sind besonders geeignet Ihrer Figur eine moderne Linie zu geben.
FELINA Mannheim
Die inserierten Felina-Artikel sind vorläufig nicht immer greifbar.
Wir bitten uns Ihr Verständnis entgegenzubringen.
210241


ECHT TÜRKISCHE TABAKE
ATIKAH-CIGARETTEN
AUSLESE
24 CIGARETTEN
Wenn auch weniger -
jedenfalls gut rauchen!
ATIKAH 5 Pf

KAPITÄNLEUTNANT KADEN:

Auf U-Boot-Jagd gegen England

(3. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 50:

Es gibt noch eine zweite Möglichkeit für den Unterseebootjäger, durch sein Auge die Anwesenheit eines Unterseebootes festzustellen: Auf der Wasseroberfläche ist überhaupt nichts zu sehen und plötzlich kommt die Blasenbahn eines Torpedos auf ihn zu. Dann weiß er auch, daß in Richtung dieser Blasenbahn sein Wild unter Wasser stehen muß. Freilich wird es dann für den Jäger auch allerhöchste Zeit, mit äußerster Kraft und Hartruder dieser Blasenbahn auszuweichen. Sonst kann er sich oben in der Luft seine Knochen einzeln zusammensuchen, sonst ist aus dem Jäger plötzlich der Gejagte geworden. Das hat schließlich keinen Zweck.

Im Anfang des Orlogs, als der Krieg bei allen Stellen noch eine etwas ungewohnte Angelegenheit war, als überall noch eine gewisse Erregung herrschte, da sind wir Unterseebootjäger noch und noch gejagt worden. Da hatte irgendwo ein Flugzeug oder ein Vorpostenboot oder ein dickes Schiff U-Boot-Alarm gegeben.

Als wir dann hinkamen, da war es ein im Wasser auf und nieder schwimmendes Stück Holz, das als Sehrohr angesehen worden war, oder eine leere Konservendose, die so in der Sonne blitzte wie das Glas eines Sehrohrs. Ja, einmal war es sogar ein alter, im Wasser umgekehrt schwimmender Korbstuhl, der nur noch ein Bein hatte.

Oft sind wir auch auf die Schweinsfische hereingefallen. Diese Fische haben die Angewohnheit, ab und zu mit ihrem Rücken aus der Wasseroberfläche herauszukommen. Dabei zieht dann ihre dreieckige Rückenflosse genau so einen Schaumstreifen durch die Wasseroberfläche, wie es das Sehrohr eines Unterseebootes tun würde.

Na, das war im Anfang des Krieges. Inzwischen sind wir alle gewitzigter geworden und lassen uns von solchen Dingen nicht mehr so leicht an der Nase herumführen.

Aber wenn sich die Kriegsschauplätze so schnell ändern wie in diesem Krieg, dann fällt man immer mal wieder auf neue Dinge herein. So hat bei der Norwegenaktion eine bestimmte Schäre — also ein aus dem Wasser ragender Fels — eine gewisse Berühmtheit erlangt. Diese Schäre sieht nämlich von weitem einem über Wasser fahrenden Unterseeboot täuschend ähnlich. Ich bin selbst mal hingefahren und habe sie mir angesehen. Gleich zu Beginn der Norwegenbesetzung ist dieser Fels als vermeintliches Unterseeboot mit Artillerie beschossen worden. Ein Boot soll sogar in der Dämmerung zum Rammstoß gegen diese Schäre angesetzt haben, der ihm allerdings schlecht bekommen wäre, wenn es nicht kurz vorher noch rechtzeitig dieses angebliche Unterseeboot als Felsen ausgemacht hätte.

Es ist ja überhaupt eine immer wieder erstaunliche Tatsache, daß auf dem Meer der gleiche Gegenstand für den gleichen Beschauer bei verschiedener Beleuchtung, bei verschiedenem Witterungseinfluß auch eine vollkommen verschiedene Gestalt annehmen kann. Durch die dauernde Bewegung des Wassers, durch das Flimmern, durch die verschiedenartigen Luftschichten über dem Wasser usw. werden die Gegenstände verzerrt. Eine runde Faßtonne erscheint da plötzlich dem menschlichen Auge wie eine Spierentonne in die Höhe gezogen. Einmal sah eine solche Faßtonne von weitem täuschend dem Turm eines Unterseebootes ähnlich. Dann werden wieder die Gegenstände in die Breite gezogen. Viele kennen den Sonnenuntergang auf dem Meer, bei dem die Sonne stark vergrößert und auch etwas plattgedrückt erscheint. Der viele Dunst in der Luft wirkt wie eine vergrößernde Linse, und die Lichtstrahlen werden so stark abgelenkt, daß wir die Sonne noch sehen, die in Wahrheit schon hinter dem Horizont verschwunden ist. Die umgekehrte Strahlenablenkung hebt Schiffe scheinbar über den Horizont. So sieht man den scharf abgeschnittenen Horizont, einen schmalen, eigentümlich hellen Streifen, und auf diesem, scheinbar in der Luft schwimmend, das Schiff.

Weiter weiß jeder, daß bei Nebel und Dunkelheit alle Gegenstände viel größer und darum näher erscheinen. Auf See tritt dies noch viel stärker in Erscheinung, denn das Auge hat dort keinerlei Anhalt, eine Entfernung zu schätzen. Man beurteilt ja die Größe eines unbekannten Gegenstandes nach der bekannten oder geschätzten Entfernung. Wer das Entfernungsschätzen auf Land gelernt hat, der weiß, daß das menschliche Auge sich gewissermaßen an verschiedenen Gegenständen, z. B. Bäumen, Telegraphenstangen, Häusern usw. entlang tastet. Wir wissen ungefähr, wie groß eine Telegraphenstange uns in einer Entfernung von 100 Meter erscheint. Mit diesem Maß tasten wir uns von einem Gegenstand zum anderen weiter. So lernt man an Land Entfernungsschätzen. Alle diese Anhalte fallen auf See weg. Erfahrungsgemäß schätzt man auf See meist zu kurz. Wer von meinen Lesern, der schon Seereisen unternommen hat, hat nicht die schon „greifbar nahe" Küste gesehen, zu der man dann aber noch ein tüchtiges Stück hinzufahren hatte!

Das menschliche Auge wird auf dem Meer eben sehr oft und leicht getäuscht. Nur viel Erfahrung und Übung kann hier einen gewissen Ausgleich schaffen.

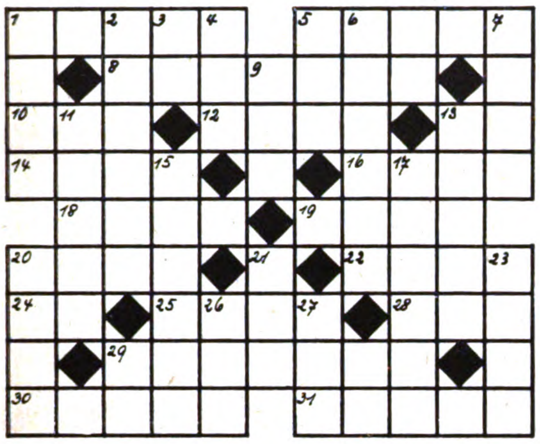
Neben diesen Schwierigkeiten, die für den Unterseebootjäger naturgemäß ganz besonders ins Gewicht fallen, darf man nicht vergessen, daß es natürlich auch schon rein zahlenmäßig viel mehr feindliche Flugzeuge und feindliche Kriegs- und Handelsschiffe gibt als feindliche Unterseeboote. Unser Wild ist eben verhältnismäßig sehr selten!

Aber wenn es für den Unterseebootjäger schon ein ungeheuerer Dusel ist, sein Wild einmal mit eigenen Augen zu sehen, so gehört fast ebensoviel Glück dazu, nach erfolgtem Angriff auf ein Unterseeboot einen sicheren Beweis für die Vernichtung mit nach Haus zu bringen.

Glaubt der Jäger über seinem Wild, also über dem unter Wasser befindlichen feindlichen Unterseeboot zu stehen, dann greift er mit Wasserbomben an. Diese Wasserbomben ähneln Teerfässern, die man während des Sommers öfters am Rande von Asphaltstraßen liegen sieht. Nur sind die Wasserbomben wesentlich größer, wesentlich schwerer und außerdem enthalten sie keinen Teer. Diese Bomben können durch Bombenwerfer seitlich herausgeschossen werden oder sie werden achtern am Heck auf schrägen Ablaufgerüsten einfach in das Wasser gerollt. Sie fallen dann wie Steine senkrecht in die Tiefe und detonieren auf einer bestimmten Wassertiefe, die man vorher an Deck eingestellt hat. Wird nun das vom

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. östliche Weichselmündung, 5. Stadt in Französisch-Westafrika, 8. Staat der USA., 10. nordischer Hirsch, 12. amerikanisches Raubtier, 14. Stadt in Lettland, 16. Teil des Rades, 18. Stadt in Thüringen, 19. Planet, 20. Seuche, 22. Holzmaß, 24. Auerochs, 25. Storchvogel, 28. englisch: eins, 29. Feldherr Wallensteins, 30. Brauch, 31. Tonkunst. Senkrecht: 1. verrückter Mensch, 2. Strom in Vorderindien, 3. Flächenmaß, 4. Wink, 5. Kirche, 6. Südfrucht, 7. Vogel, 9. Schweizer Kanton, 11. Berner Alpengipfel, 13. nordischer Dichter, 15. Zirkuskünstler, 17. französische Landschaft, 20. Aderschlag, 21. Strom in Afrika, 23. Turngerät, 26. Windstoß, 27. amerikanischer Vorname.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a be burg bus con cut da de de di drai e e en en gan ge gels glo han heim i il la le lein lend lent li ma me na na nau nau ne nec ni ni no rau res ri sar se si sol ta tal ten ti u ul ver vil werden 19 Wörter gebildet, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Hanns Johst ergeben.

1. Luftkurort im Oberharz, 2. Stadt in Spanien, 3. Nachbildung der Erdkugel, 4. Berg in Bolivien, 5. Stadt in Britisch-Indien, 6 Begabung, 7. Badeort am Taunus, 8. Land in Afrika, 9. Märchengestalt, 10. Rundbau in Rom, 11. Wagnersche Bühnengestalt, 12. Land in Südafrika, 13. römische Nymphe, 14. Insel im Mittelländischen Meer, 15. Staat der USA., 16. deutsche Stadt, 17. Laubbaum, 18. Klassiker, 19. Eisenbahnfahrzeug.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

Viereck

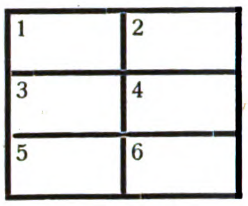


Die Buchstaben: a a a c c e e e e e e f f f f g g h h i i i i i i i i l l m n n r r r r s s u y werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen.

1. italien. Staatsmann, 2. feine Töpferware, 3. Import, 4. Tierfabelname.

Silbenkreuz

1—2 männl. Schwimmvogel
1—3 Laubbaum
1—4 Gestalt aus Wagners Ring
1—6 Hausteil
2—3 Schale
3—4 Geliebte des Zeus
3—5 männl. Vorname
5—2 deutsche Autofabrik
5—6 Nebenfluß der Aller



Lösungen der Rätsel in Folge 50:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Oslo, 4. Kreta, 9. Meise, 11. Amor, 12. Eid, 13. ha, 15. Uwe, 16. Geld, 18. es, 20. Tier, 22. Bonn, 26. faul, 29. USA., 31. Ida, 32. Lohn, 33. Islam, 34. Annam, 35. Lira. Senkrecht: 1. Omega, 2. Seil, 3. Lid, 5. Ra, 6. Emu, 7. Tower, 8. Ares, 10. Ehe, 14. Alt, 16. Genf, 17. Dill, 19. Po, 21. Ei, 22 Bison, 23. Nab, 24 Drama, 25. Tula, 27. Uri, 28. Idar, 30. Ahn, 31. Ili. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Dattel, 2. Einbeere, 3. Skutari, 4. Eisleben, 5. Dandolo, 6. Leningrad, 7. Efendi, 8. Neupest, 9. Marbod, 10. Adventbai, 11. Nachtkerze, 12. Neisse, 13. Echternach, 14. Senefelder, 15. Kamelie. „Des edlen Mannes Kleinod ist die Ehre." Ferdinand Walter. ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Tibet, 2. Idaho, 3. Baden, 4. ehern, 5. Tonne. ✶ **Kryptogramm:** Nofretete, Fischhaut, Keitel, Frist, Midas, Ostalpen, Brentano, Sonderburg, Vernunft, Haeher, Reigen. „Frechheit ist das Talent der Unfaehigen." ✶ **Silbenkreuz:** 1. TA, 2. DEL, 3. JO, 4. CHEN, 5. RO, 6. HAN.

Jäger angegriffene U-Boot von einer solchen Wasserbombe getroffen, dann muß aus der leckgeschlagenen Stahlröhre — wie sie ein Unterseeboot ja eigentlich nur darstellt — auf alle Fälle Öl oder Luft hochkommen. Das sind dann Zeichen, daß die Bomben getroffen haben. Vielleicht treiben sogar irgendwelche Gegenstände auf. Freilich hat der Krieg bereits gelehrt, daß auch aus einem einwandfrei leckgeschlagenen und vernichteten Unterseeboot nur sehr wenig Gegenstände hochkommen. Luft und Öl muß aber auf alle Fälle an die Wasseroberfläche kommen, wenn die Bomben gesessen haben. Muß der Angriff aber in einer dunklen Regennacht oder bei dickem Nebel durchgeführt werden, so kann man diese Erfolgsanzeichen nicht sehen. Dann hat der Jäger also überhaupt keinen Anhalt, ob er getroffen hat oder nicht. Bei schwerer See liegen die Verhältnisse ähnlich. Der Unterseebootjäger hängt eben sehr von der Tageszeit und vom Wetter ab.

Der Befehlshaber aber kann natürlich einen Erfolg nur anerkennen, wenn er einwandfrei feststeht. Der Befehlshaber verlangt für die Vernichtung eines Unterseebootes einen klaren Beweis. Als solch symbolischen Beweis will er „die Mütze des feindlichen Unterseebootskommandanten" haben. Die soll man nun aber erst einmal da unten aus der Tiefe herausholen! Aber irgendein Beweis muß erbracht werden. Aufsteigende Luft- oder Ölblasen sind kein sicherer Beweis für die Vernichtung. Das Unterseeboot kann trotz schwerer Beschädigungen vielleicht doch noch nach Haus kommen.

Also auch der Erfolgsnachweis ist für den Unterseebootjäger außerordentlich schwer zu erbringen!

Nun ist aber die Hauptaufgabe eines Unterseebootjägers gar nicht die Vernichtung feindlicher Unterseeboote, wenn das natürlich auch immer das Hauptziel des Jägers sein wird. Seine Hauptaufgabe ist es, bestimmte Seewege, bestimmte Seegebiete gegen die Angriffe feindlicher Unterseeboote zu sichern, damit die deutschen Kriegs- und Handelsschiffe diese Wege befahren können, ohne feindlichen Unterwasserangriffen ausgesetzt zu sein. Erreicht der Jäger dieses Ziel schon dadurch, daß er die befohlenen Seegebiete dauernd abharkt nach feindlichen Unterseebooten, unterbindet er allein schon durch seine Anwesenheit ihre Unterwasserangriffe, so hat er damit bereits seine Aufgabe erfüllt. Die Vernichtung feindlicher Boote darüber hinaus freilich ist sein schönster Lohn! Denn der Sinn eines Krieges ist ja schließlich und letztlich die Vernichtung des Feindes!

Eine böse Nacht.

In dickem Nebel geht es die Jade hinunter. Vorsichtig von Fahrwassertonne zu Fahrwassertonne müssen wir uns langsam hinaustasten. Verdammt rasch kann man bei diesem Nebel plötzlich aus der schmalen Fahrrinne heraus sein und hoch und trocken sitzen! Das ist schon mehr wie einem passiert. Aber ich will hier nicht aus der Schule plaudern!

Draußen klart es — Gott sei Dank — auf! Helgoland kommt in Sicht, bleibt an Steuerbord liegen und verschwindet langsam wieder hinter dem Horizont. Unter Führung von U-Jäger „Y", also Kapitänleutnant Möller, fahren U-Jäger „Q" und mein Boot auf Jagd. Wir haben Befehl, ein bestimmtes Seegebiet nach feindlichen U-Booten abzuharken. Da plötzlich geht beim Gruppenführer ein Signal hoch. „Unterseebootsalarm!" Das geht wie ein Schlag durch uns alle hindurch. Auch ich gebe sofort für mein Schiff Alarm! Endlich, endlich ist es so weit!

Durch Winkspruch werden wir vom Führerboot unterrichtet. Das Führerboot hat voraus ein Sehrohr gesichtet. Gespannt suchen viele Gläser das Wasser ab. Mit Höchstfahrt geht es der Sichtungsstelle zu.

Blinder Alarm! Das Sehrohr war ein im Wasser auf und nieder schwimmendes Stück Holz. Das Jagdfieber ebbt in einer allgemeinen Enttäuschung ab. Wieder einmal genarrt! Wie schon so oft! Wieder einmal vergeblich! Unterseebootsjagd ist eine verdammte Angelegenheit. Geduld, Geduld und nochmals Geduld gehört dazu! Wenn man das nötige Phlegma schon bei Geburt mitgebracht hat, mag das vielleicht gar nicht so schlimm sein. Mir aber wird es wirklich verflucht sauer! Ich werde da an meinen Vater erinnert, von dem ich ja mein Temperament habe, der in der ganzen sächsischen Armee unter dem Namen „Rammelernst" bekannt war, den aber trotzdem seine Leute liebten und verehrten. Viel Geduld scheint er auch nicht besessen zu haben. Mein Vater war Abteilungskommandeur im Dresdner Artillerieregiment 48. Im Sommer 1911 ließ er sich durch den Einjährig-Freiwilligen Flemming, jetzigen Oberbürgermeister von Glauchau, draußen auf dem Heller, einem großen Exerzierplatz mit dickem Sand, die Batterie vorführen. Flemming soll die Batterie eine sandige Anhöhe hinauffahren und dort in Stellung bringen. Flemmings Batteriechef war ein großer Pferdeliebhaber und legte den größten Wert auf Pferdeschonung. Flemming, in diesem Sinn erzogen, gab das Kommando: „Batterie Traaab!" Im Trab ging es die Anhöhe hinauf. Da prescht der Abteilungskommandeur, Major Kaden, an Flemming heran: „Einjähriger, soll Ihre ganze Batterie denn vom feindlichen Feuer zugedeckt werden? Warum galoppieren Sie nicht?" — „Pferdeschonung, Herr Major!" — „Blödsinn. Galoppieren Sie gefälligst! Warum sind die dummen Luders Pferde geworden!"

Bei dem Erbteil ist Geduld nicht gerade meine größte Tugend! Längst fahren die drei Unterseebootsjäger wieder auf Pirsch. Immer sind die Horchgeräte unten im Bauch des Schiffes besetzt, unablässig wird da unten das Wasser nach allen Richtungen hin abgehorcht. Unablässig suchen oben auf der Brücke scharfe Gläser das Meer nach dem Feinde ab. Tag und Nacht geht das so. Immer in gespanntester Aufmerksamkeit! Immer auf Jagd! Immer vergebens! Nirgends können wir das heißersehnte Wild stellen.

Dann brist es mit einem Male auf. Immer stärker bläst der Wind und wächst sich zu einem regelrechten Sturm aus.

Durch Funkspruch erhalten wir den Befehl: „Unter Landschutz gehen!" Etwas schwierig hier mitten in der Nordsee. Soweit das Auge reicht, ist hier nur Wasser, aber kein Land. Na, mal sehen, was der Gruppenführer machen wird. Da geht schon bei ihm ein Flaggensignal hoch. „Kiellinie bilden!" Dann noch eins. Ein Kurssignal. Ich gehe in das Kartenhaus, nehme Zirkel und Lineal und setze den befohlenen neuen Kurs in der Karte ab. Aha!

Das Gruppenführerboot nimmt Kurs auf Helgoland. Gottlob können wir bei diesem Kurs vor der See und vor dem Sturm herfahren, machen so eine Braßfahrt. Gegen Abend stehen wir vor der Reede von Helgoland. Ein tolles Gewimmel von dort vor Anker liegenden Schiffen. Wie soll ich da noch einen Ankerplatz finden? Wie soll ich mich da überhaupt mit meinem schwerfälligen Untersatz durchschlängeln? Aber mit Mühe und Not gelingt es. Da ist noch eine kleine freie Stelle. Da gehe ich vor Anker. Viel Kette kann ich freilich nicht stecken, denn sonst kollidiere ich beim Herumschwojen mit meinen Nachbarbooten. Dabei geht die See aber auch hier noch sehr hoch. Außerdem setzt ein ganz starker Strom ein. Sehr bald treibe ich denn auch schon; bei der kurzen Kette hat der Anker nicht richtig fassen können, und wird nun vom Schiff über den Grund weggezogen. Wieder Ankerlichten! Meine Männer waren kaum zur Ruhe gekommen, die sie nach dem heutigen Sturmtag wirklich verdient hatten. Nun heißt es, einen besseren Ankerplatz suchen. Und das nun

Humor

Der Philosophie-Professor behandelte die Charaktereigenschaften und behauptete: „Meine Herren, nicht die Kleidung, sondern der Charakter beweist die menschliche Bildung; es kann einer eine schäbige Hose anhaben, das tut nichts, die Hauptsache ist immer und immer wieder, daß darin ein mitfühlendes und starkes Herz schlägt.

*

„Ich wollte Sie meines schlechten Gedächtnisses wegen konsultieren, Herr Doktor!"

„Schön — aber in diesem Fall muß ich Sie bitten, das Honorar im voraus zu bezahlen!"

*

„So, Sie wollen ins Gebirge? Wann geht denn Ihr Zug?"

„Der geht nicht, der fährt!"

„Ach ne, Sie Klippschüler! Der Pferd? Ich habe gelernt: das Pferd!"

*

„Was wollen Sie für den Hund haben?"

„Hundert Mark."

„Ich biete Ihnen zehn Mark bar."

„Da, nehmen Sie ihn mit; wegen der lächerlichen neunzig Mark wollen wir nicht lange handeln."



„Natürlich wieder dein vornehmer Hund; frißt mir den ganzen Bogen 12-Pfennig-Marken weg, als ob es nicht die 3-Pfennig-Marken auch getan hätten!"

Zeichnung: Kossatz.

„Siehst du die Fliege da oben auf der Spitze des Domes?"

„Nein, aber ich höre sie", übertrumpfte der Freund.

*

„Was haben denn die Kritiker von den Gemälden des jungen Malers gesagt?"

„Sie waren sich nicht ganz einig! Einige sagten: ‚Schade um die Leinwand!' und andere: ‚Schade um die Farbe!'"

*

„Mein Mann steht jeden Tag pünktlich zur Morgengymnastik auf!"

„Donnerwetter! Das ist in seinem Alter wirklich lobenswert. Aber strengt ihn das nicht zu sehr an?"

„Keine Spur! Er selbst treibt ja gar nicht Gymnastik, sondern das junge Mädchen, das gegenüber wohnt!"

*

„Mir brennen die Füße ganz schauderhaft, ich möchte bloß wissen, was jetzt mit meinen Schuhen los ist?"

„Wahrscheinlich liegt es wohl daran, det Sie schon uff den Brandsohlen loofen!"

---

im Dunkeln. Längst ist es Nacht geworden. Ein Kunststück, zwischen all den abgeblendeten Schiffen durchzukommen, die erst dann als Schatten zu erkennen sind, wenn ich sie beinah schon gerammt habe. Augen und Nerven sind aufs äußerste angespannt. Es ist ein wahres Wunder, daß es ohne Rammung abgeht. Aber — es geht. Oft freilich nur eben um Handbreite.

Da leuchtet schon die Brandung an der Kaimauer des neuen Fischereihafens aus dem Dunkeln auf.

Gleich muß ich auf Dreck sitzen!

Höchste, allerhöchste Zeit zum Ankern!

„Klar bei Backbordanker!"

„Aus der Kette!"

„Fallen Anker!"

Diesmal ist der Platz etwas größer, ich kann mehr Kette stecken. Trotzdem ist mir nicht sehr wohl zumute. In der Dunkelheit bin ich verflucht nah an die Düne herangekommen. Jetzt ist Flut, wie wird es bei Ebbe werden? Wild stampft das Schiff vor seiner Ankerkette. An Schlaf ist nicht zu denken, denn dauernd kommt jetzt das eine oder andere meiner Nachbarschiffe ins Treiben. Jeder Augenblick kann einen Zusammenstoß bringen. Wird mein Anker halten? Schärfster Ausguck ist notwendig! Alle Stationen sind besetzt. Jederzeit ist die Maschine klar zum Anspringen, jederzeit kann sofort der Anker eingehievt werden.

Statt Schutz haben wir hier auf Reede nur erhöhte Gefahr gefunden.

Da — da treibt plötzlich U-Jäger „Q" mit einer Affenfahrt an mir vorbei und verschwindet im Dunkeln.

Um Mitternacht kommt mit einem Male ein Boot direkt auf mich zu. Sieht es mich denn nicht? Es muß mich ja rammen.

„Mit Handscheinwerfer Bug beleuchten!"

Hart dreht das Boot ab und kommt gerade noch frei. Aber — was macht es denn? Quer vor meinem Bug fährt es nach meiner Steuerbordseite! Da ist doch die Düne, da muß es doch im nächsten Moment auf Dreck sitzen! Ich brülle es durchs Megaphon (großer Sprachtrichter aus Blech) an. Der Sturm verschluckt jedes Wort. Ich morse es an. Zu spät — schon sitzt es fest. Schwer neigt sich das Boot auf die Seite. Kentert es? Nein, es hält sich. Aber es muß dort toll zugehen! Krachend schlagen die Wogen über sein Deck. Jetzt werden drüben rote Sterne geschossen. Ein Notsignal. Lichter rennen an Deck hin und her. Ich kann ihm nicht helfen. Meinen Kutter kann ich bei diesem Seegang ebensowenig aussetzen wie es den sei gen. Jede See hebt sein noch frei schwimmendes Heck hoch, um es dann um so heftiger auf den Grund aufzuschlagen. Gut, daß dort Sandboden ist. Auf Fels wäre das Boot binnen kurzem leck geschlagen und verloren. Bei Hochwasser ist das Schiff festgekommen. Bei Niedrigwasser wird seine Lage noch gefährlicher!

Ich stehe in dauerndem Morseverkehr mit dem Boot. Der Kommandant hat seinen Männern befohlen, Schwimmwesten anzulegen, und alles klargemacht zum Verlassen des Bootes, falls dies unbedingt notwendig werden sollte. Die Ebbe setzt ein. Mit dem abnehmenden Wasser schlägt das Boot immer heftiger auf Grund auf.

Rums! Was ist das? Wieder: Rums! Jetzt schlägt ja auch mein Boot achtern auf Grund.

Sofort Ankerlichten! Ehe die Stöße bei weiter sinkendem Wasser heftiger werden können. Also war ich vorhin beim Ankern doch zu dicht an die Düne herangekommen.

„Klar zum Ankerlichten!"

„Anker lichten!"

Langsam wird die schwere Kette eingehievt. Plötzlich ein Stocken. Vorn auf der Back blitzt eine Taschenlampe auf, leuchtet die Kette ab.

„Anker hat Kabel gefaßt!"

„Verflucht!"

Der Anker hatte sich beim Ankern an dem dicken Telephonkabel verhakt, das zur Düne hinüberführte. Deshalb also hat er so gut gehalten!

Ein Kabel vom Anker frei zu werfen, ist schon bei Tage und bei ruhiger See nicht einfach. Jetzt aber mitten in der Nacht bei dem Sturm ist es eine verdammt schwierige und langwierige Arbeit! Dabei muß ich so schnell wie möglich hier fort, um nicht noch weitere Grundstöße zu erhalten. Es dauert über eine Stunde, dann bin ich frei.

Äußerste Kraft voraus! Hart Backbord! Eben noch geht es am Heck eines anderen Schiffes klar. Mit Höchstfahrt presche ich durch die schmale Fahrrinne hinaus aufs freie Meer. Draußen atme ich auf.

Diese Nacht werde ich nie vergessen!

Freilich die Nacht auf dem festgekommenen Schiff muß noch wesentlich böser gewesen sein. Aber auch da ging es letzten Endes noch gut ab. Es konnte am nächsten Mittag unter großer Mühe von mehreren Schleppern auf tiefes Wasser geschleppt werden.

Norwegen.

In einstündiger Bereitschaft liegt die Flottille im Hafen, d. h. die Maschine und überhaupt das ganze Boot muß jederzeit innerhalb einer Stunde klar zum Auslaufen sein. Auf der Pier vor den Booten geht der Bootsmann der Wache auf und ab. Neben ihm der Läufer. Vor dem Laufsteg, der Stellung, die auf die Boote führt, steht ein Posten mit Gewehr.

Jetzt fährt an Land, am Fußende der Pier, ein Auto vor. Der Flochef und sein Adjutant steigen aus. Sofort schickt der Bootsmann der Wache den Läufer aufs Wachboot — das durch den Wachwimpel leicht zu erkennen ist —, um den Wachhabenden Offizier wahrschauen zu lassen. Schnell kommt dieser auf die Pier, nimmt seine Batteriepfeife an den Mund: lang — kurz. „Front nach Steuerbord!"

Alle Soldaten an Oberdeck der Flottillenboote stehen still mit der Front zur Stelling, die gerade der Flottillenchef betritt. Der Flochef dankt und winkt dem OW., dem Wachhabenden Offizier, ab. Zwei kurze Töne mit der Batteriepfeife: „Rührt euch!" Das Leben auf den Flottillenbooten geht weiter. Schon aber pfeift der Bootsmaat der Wache mit der Bootsmannsmaatenpfeife „Seite". Daraufhin nehmen alle Männer des ersten Bootes, die an Oberdeck in unmittelbarer Nähe der Stelling stehen, wiederum Front nach dort ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ganz nach Wunsch beigebracht

Der Guschtel, der Karl und der Krischtian, drei Tübinger Weingärtner, sitzen eines Abends wie gewohnt in ihrer Stammbeize beim Kartenspiel. Grad sollte der Krischtian (er hatte schon allerhand verloren und demgemäß gesoffen) wieder ausspielen, da fiel ihm plötzlich der Kopf auf den Tisch, er war tot.

„Om Himmelswille!" schrie der Guschtel, „wie schaffet mer etzt den Kerle hoim und bringet 's seim Mariele bei, daß er gschtorbe ischt?" Nach manchem Kopfzerbrechen und vielem Hinundherüberlegen, packten sie endlich den toten Freund, verstauten ihn auf ein Wägele und fuhren damit zu seinem Haus.

„Mariele!" schrie der Guschtel der Frau zu, „do bringe mer dein Krischtian!" — „Sooo!" schimpft die jählings aufgestörte Frau, „hot er wieder g'soffa?" „Jo, g'soffa hot er . . ." — „Ond hot er au wieder g'schpielt?!" — „G'schpielt hot er au . . ." — „Hot er au wieder Geld verlore?" — „Geld verlore hot er au . . " — „Wenn der Teifelskerle no mal verrecke tät!!" schrie da das Mariele wütend. — „Jo, verreckt ischt er au!" klang da die überraschende Antwort.



Nach der Arbeit: Tanz

DIE HEINKEL-LEHRLINGE SIND MIT SCHWUNG DABEI

Das alte Schmiedehandwerk
kommt auch in der Flugzeugfabrikation zu Ehren; die Lehrlinge haben hierfür eine besondere Liebe.

*



Rechts: Ausgleich für die Fabrikarbeit.
Mit Begeisterung üben die Lehrlinge nach der Arbeit das Klettern in voller Ausrüstung über eine Holzwand.



Niemand will hier fehlen!
Soweit Platz in der Führerkabine der He 11 ist, klettern die künftigen Flugzeugbauer mit hinein. Ernst und interessiert sind die Gesichter, wenn ihnen der Lehrer Einzelheiten der berühmten Maschine erklärt.

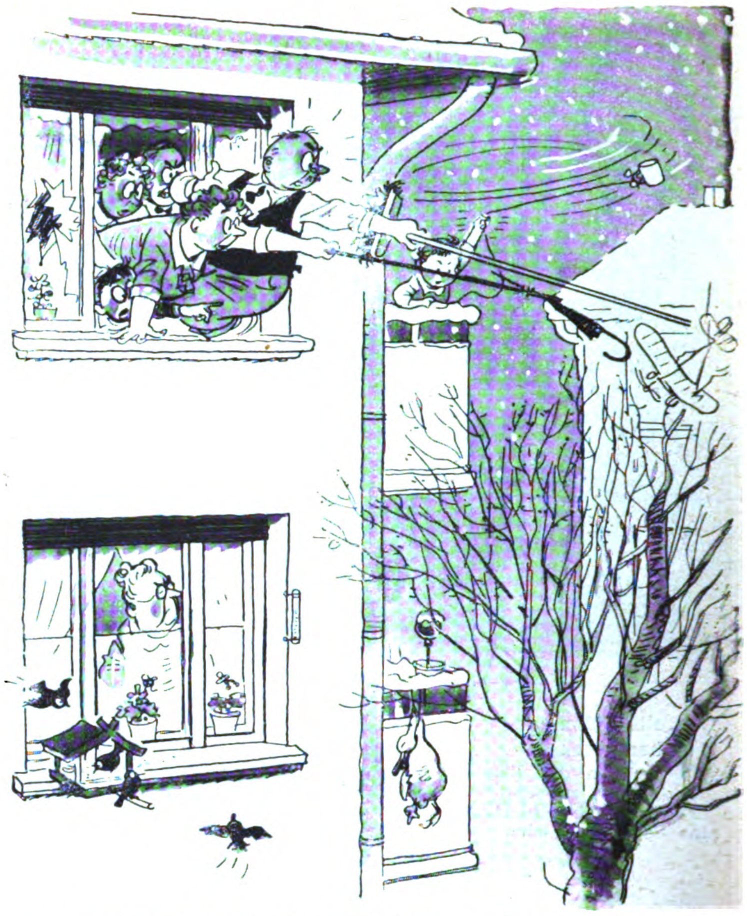


Tanzunterricht der Militärschüler in den Heinkel-Flugzeugwerken.
Mit freundlicher Geduld verbessert der Tanzlehrer die Haltung der einzelnen Paare.

Aufnahmen: Carl v. Gerlach.



Erster Weihnachtsfeiertag, sieben Uhr früh.
„Entschuldigen Sie bitte, habe ich hier gestern abend, als ich Ihnen den neuen Rasierapparat bescherte, vielleicht so 'n süßen, kleinen, blonden Engel vergessen? Uns fehlt einer . . ."



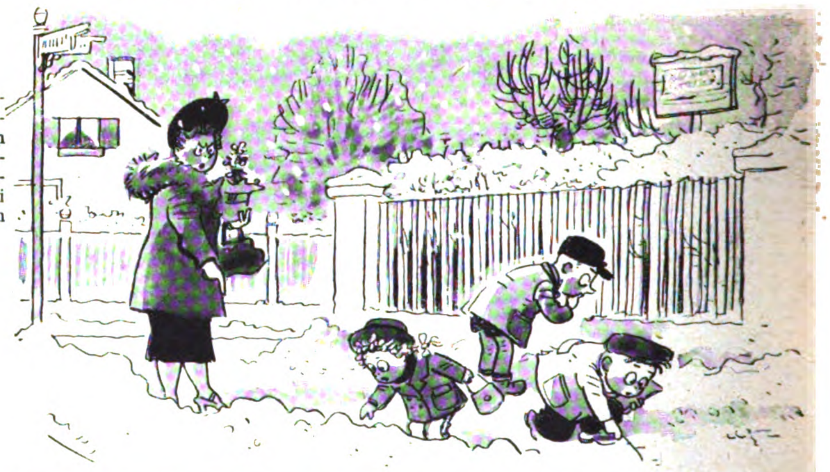
„. . . nischt wie Ärger! Den Spiegel in der Flurgarderobe **kaputt**, den Weihnachtsbaum umgerissen, 'ne Fensterscheibe **im Eimer und** noch das — alles bloß, weil euer lieber Knabe Helmut **uns sein** neues, garantiert freifliegendes Modellflugzeug vorführen **mußte!!"**

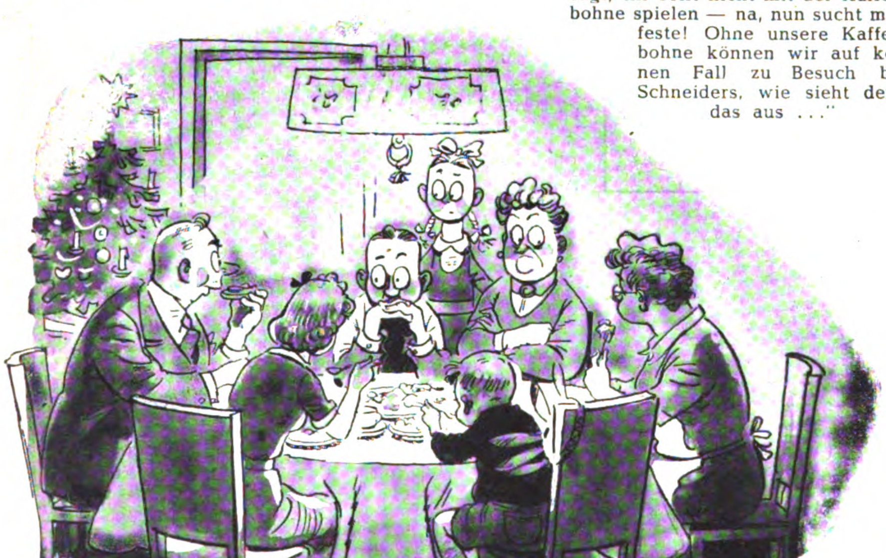


FEIERTAGS-Besuch!

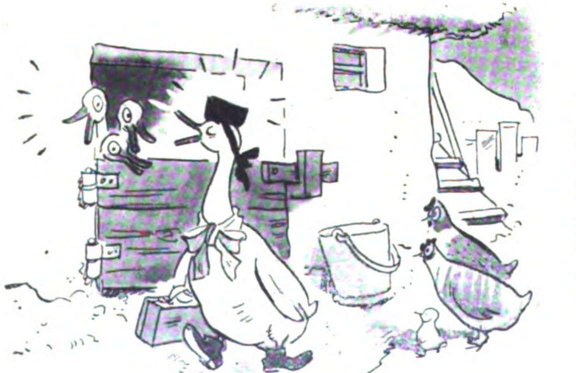
BILDERBOGEN VON EMERICH HUBER

Das ist auch richtig . . .
„Ausdrücklich habe ich euch gesagt, ihr sollt nicht mit der Kaffeebohne spielen — na, nun sucht man feste! Ohne unsere Kaffeebohne können wir auf keinen Fall zu Besuch bei Schneiders, wie sieht denn das aus . . ."





Lieber Besuch.
„. . . nun kuckt nich so dämlich, lange genug haben wir ja schließlich gewartet, daß ihr gehen würdet! Tut uns ja leid, aber da bringt man sich eben sein Abendbrot mit! Vom Kaffeekuchen habt ihr ja außerdem ganz schön . . ."



Komm gesund heim, Mädchen!
„Tschüs! Ich bin für den ersten Feiertag in die Stadt eingeladen zu den netten Leuten aus Leipzig, die im Sommer hier wohnten. Daß ihr euch nicht untersteht, dem Bauern was zu sagen! Man will ja auch mal was vom Fest haben! Morgen früh mit dem ersten Zug bin ich wieder da!!"



Der Feiertagsbesuch, der Mutti ja am allerliebsten wäre!

Verlag: **Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H.**, München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.
A B C D E F G H
Printed in Germany. Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengö —.32 Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 4 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei

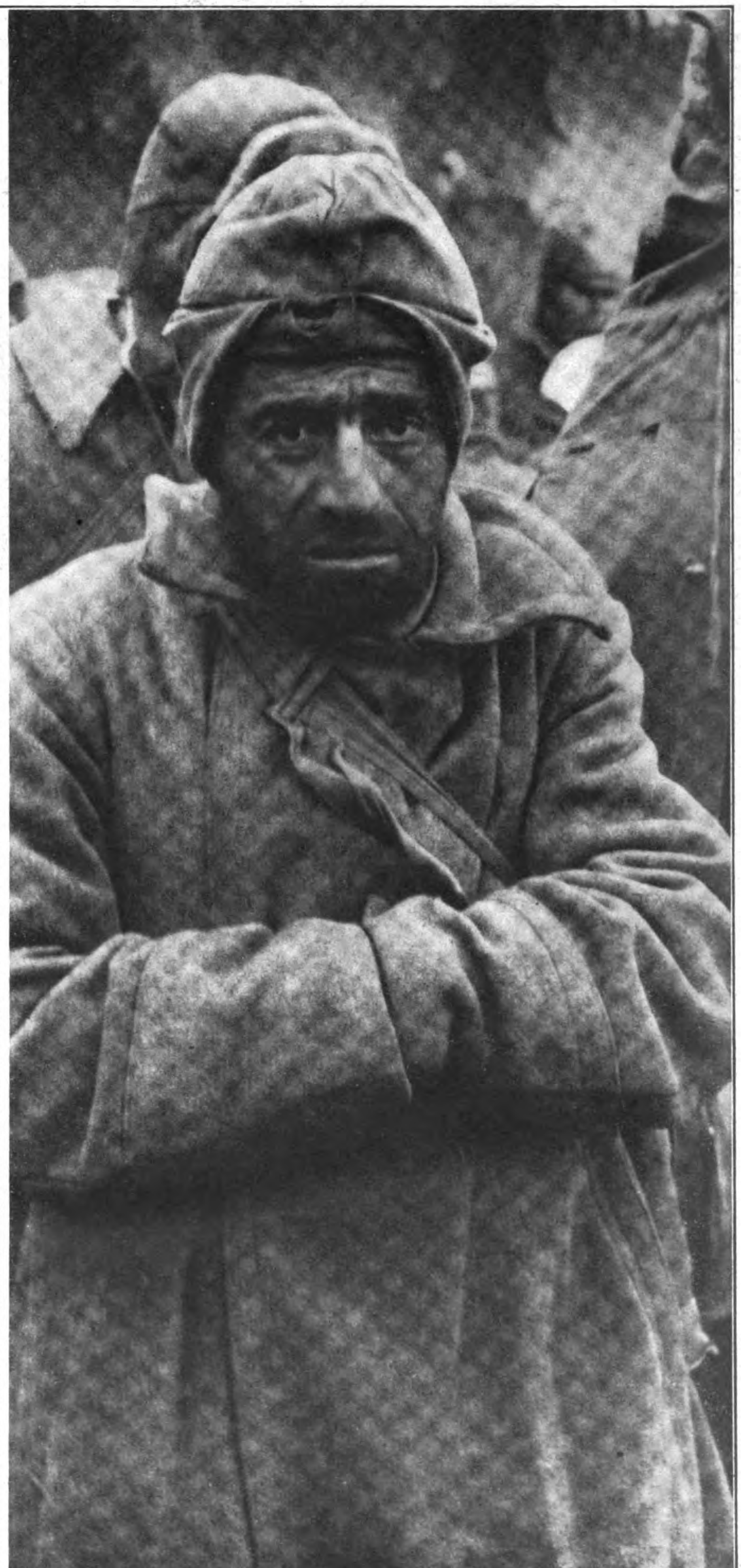
MITTWOCH, 24. DEZEMBER 1941
16. JAHRGANG FOLGE 52

IB Illustrierter Beobachter

AUS DEM INHALT:
Japan sprengt die Fesseln / Vom Nordkap bis nach Afrika / Neue Aufnahmen von den Kriegsschauplätzen
u. a. m.

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 22





Zuversicht **Hoffnungslosigkeit**

Der eine weiß, wofür er kämpft; der andere weiß es nicht. Ein Soldat der Ostfront und ein Scherge Stalins.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Galweit und Gösling, Atl.



Der Führer vor dem Deutschen Reichstag am 11. Dezember 1941

Adolf Hitler vor Beginn seiner großen historischen Rede, in der er mit Roosevelt, dem Urheber dieses Krieges, abrechnete.

Aufn.: Hr. Hoffmann



Während der Rede des Führers.
Von rechts nach links: Reichsaußenminister v. Ribbentrop, Großadmiral Raeder, die Generalfeldmarschälle von Brauchitsch und Keitel, die Reichsminister Dr. Frick und Dr. Goebbels.



Blick in die Diplomatenloge, in der man den japanischen Botschafter Oshima und den italienischen Botschafter Alfieri erkennt.

Aufnahmen: Hr. Hoffmann.



Das Abkommen über die gemeinsame Kriegsführung Deutschlands, Italiens und Japans.



Vom Nordkap bis nach Afrika —

ÜBERALL STEHEN SIE FÜR DAS NEUE EUROPA

AM NORDKAP

Der Rentierschlitten ist im hohen Norden das gewohnte Fahrzeug unserer Soldaten geworden.

*

AM KANAL

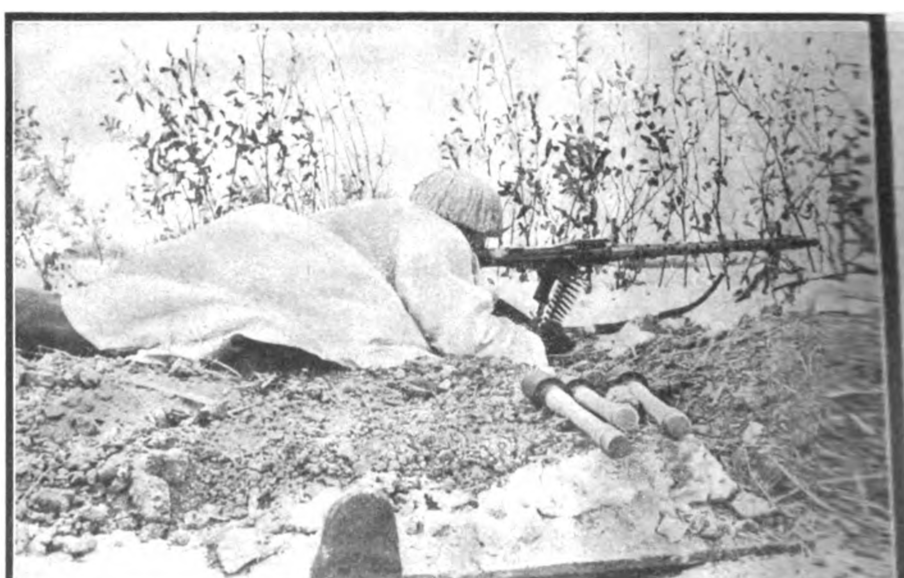
Auf Wacht. Jede Waffe und jedes Gerät sind in jedem Augenblick einsatzbereit.





IN DER TUNDRA

Für besondere Verdienste gegen die Sowjets. Ein finnischer Oberst heftet einem deutschen Feldwebel das Tapferkeitszeichen an.



VOR LENINGRAD

Der eiserne Ring hält. Alle Ausbruchsversuche der Russen scheitern an der Wachsamkeit unserer tapferen Soldaten.

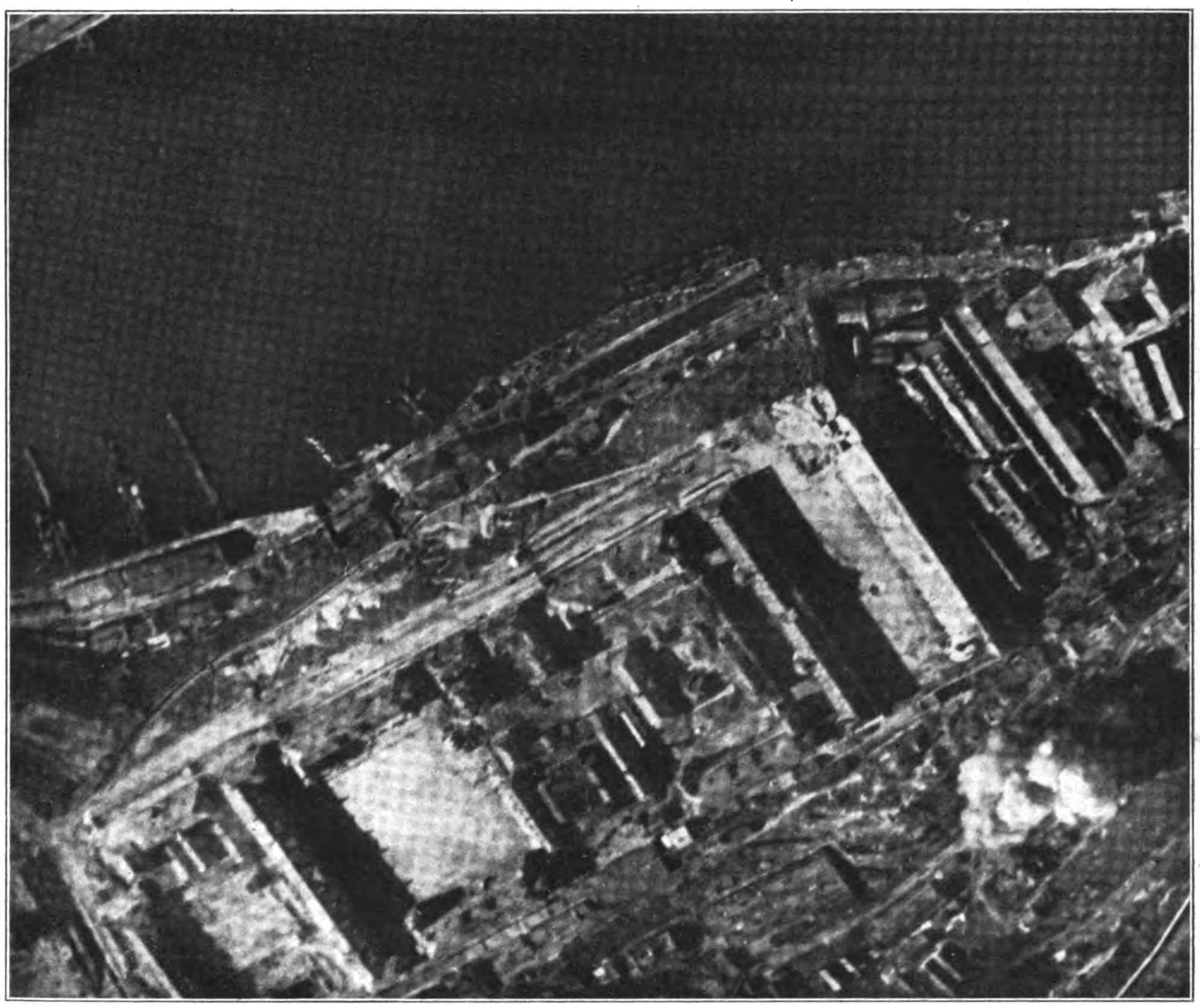




KRIEG ZUR SEE

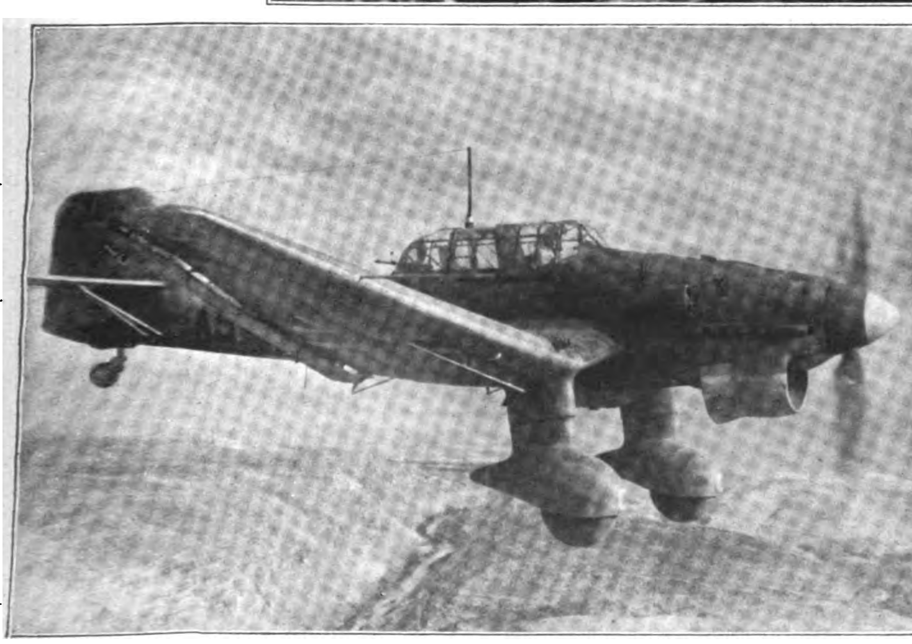
Ark Royal! Deutsche U-Boot-Männer, die den besonders stark armierten Flugzeugträger „Ark Royal" versenken halfen, nach ihrer Ankunft in einem italienischen Hafen. Rechts oben: Das erfolgreiche deutsche U-Boot.

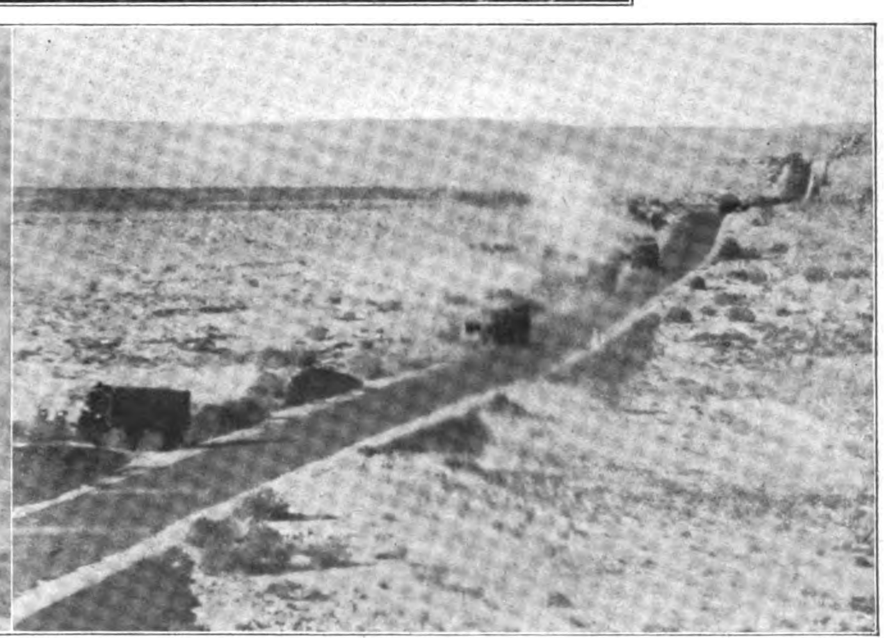
PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Schwarz (Sch.), Leo (H. H.), Lundström (H. H.), Ebert (Wb.), Breu (H. H.), Jung (Atl.), AP. (2).



KRIM

Sewastopol wird seinem Schicksal nicht entgehen. Deutsche Stukabomben auf Hafenanlagen und Schiffe im Kriegshafen der Schwarzmeerfestung Sewastopol.





NORD-AFRIKA

Flugzeuge und Panzerwagen haben hier das Wort. Eine Ju 87 über der Wüstenlandschaft. Bild rechts: Eine Wüstenstraße während eines englischen Luftangriffes, der ohne Erfolg blieb.



Japans Landetruppen auf dem Vormarsch.
Die Landung japanischer Truppen auf wichtigen Stützpunkten erfolgte blitzartig und für Engländer und Amerikaner vollkommen überraschend.



Leichte Artillerie des japanischen Heeres in schwierigem Gelände.
Die vierjährigen Erfahrungen im Landkriege, der in unwegsamen Gegenden geführt wird, waren für Japan eine gute Schule für den größten Entscheidungskampf der Geschichte.



Japanische Vorhuten im Kampf.
Die sehr bewegliche japanische Artillerie ist nach vorn gezogen und kämpft den feindlichen Widerstand nieder.
Aufnahmen: Milbach (3).

Die letzte Heuer

ABENTEUERROMAN VON HERMANN FREYBERG

(Schluß.)

Der Schluß des Romans in Folge 51:

Da tat er endlich selbst die Frage, die ihn schon die ganze Nacht über gequält hatte. „Warum waren Sie eigentlich mein Feind, Johnsen? Hat es Sie so sehr gedrückt, als ich Anstoß nahm an . . . an Ihrem Zustand, als Sie in Kinshassa an Bord kamen?"

Johnsen grinste vor sich hin. „Nö, Kaptain, das hat mich nicht gebissen. Bin's gewöhnt, daß man die Nase krauszieht, wenn ich irgendwo 'reintorkele. Würde selbst einen betrunkenen Steuermann nicht schlecht anranzen, wenn ich Kapitän auf dem schönsten Kongodampfer wäre."

„Was habe ich Ihnen denn sonst getan? Warum sind Sie zu Glant gegangen und haben ihm erzählt, daß ich . . . nun, Sie wissen schon, was ich meine."

Das Grinsen verschwand.

Jon Johnsens Gesicht wurde ernst und still.

Seine Augen glitten ab und hefteten sich auf den Himmel über ihm, an dem die Sterne langsam zu bleichen begannen.

„Warum ich das getan habe, Käppen? Ich sah, wie es kommen würde und wollte es verhindern. Am ersten Abend klappte es ja auch. Aber dann sperrten Sie mir den Landurlaub, und ich konnte nicht mehr verhindern, daß Sie zusammenkamen mit der niedlichen kleinen Frau. Da ging ich zu dem alten Glant."

„Aber warum nur, Johnsen? Welches Interesse hatten Sie denn eigentlich daran?"

„Vielleicht wollte ich Ihnen nur so 'n büschen in die Suppe spucken, Käppen."

„Nein", sagte Erland entschieden. „Das glaub' ich nicht. Jetzt nicht mehr."

Johnsen sah noch immer in den Himmel.

„Das ist schön von Ihnen, Käppen, daß Sie mir das nicht zutrauen. Stimmt auch haargenau.

Warum ich so und nicht anders handelte? Weil ich nicht wollte, daß sich das noch einmal wiederholen sollte. Das von damals . . . Olaf Erland!"

„Von . . . damals?"

„Ja, daß ein Mann verzweifelt und eine Frau schuldlos ihre Heimat verlieren sollte."

„Johnsen! Was meinen Sie damit?"

„Tja . . . Berge und Meere begegnen sich nicht, aber die Menschen begegnen einander auf dieser kleinen Erdkugel. Wenn du das noch nicht weißt, Olaf Erland . . . Ich heiße nicht Jon Johnsen, sondern — Jan Jansen aus Hamburg."

„Jan Jansen?!"

„Ja, das ist mein richtiger Name. War früher ein ganz reputierlicher Name, Olaf Erland. Aber das Salzwasser hat ihn arg zugerichtet und der Alkohol hat daran auch nichts gebessert. Da schmeißt man ja wohl denn so 'n Namen über Bord und kauft sich in einer Hafenkneipe 'ne neue Fleppe. Ja, so ist das."

„J a n J a n s e n ! ?"

Erlands Antlitz war blaß geworden.

Die Stimme wollte ihm kaum gehorchen.

„Wollen Sie sagen, daß Sie der Deutsche sind, der damals bei uns in Odda . . .?"

„Ja, der bin ich. Der deutsche Seemann, der, aus englischer Kriegsgefangenschaft entflohen, damals zu euch nach Odda kam."

Die Augen des Alten wandten sich vom Himmel ab und hefteten sich wieder fest und ruhig auf das vor Erregung zuckende Gesicht Erlands.

„Und ich sage dir, Olaf Erland, hier in dieser Stunde: Was die Menschen damals und später gesagt haben, das ist nicht wahr! Ich habe deine Mutter sehr . . . sehr lieb gehabt. Aber nie ist etwas anderes zwischen uns gewesen als ein Blick und ein stiller Händedruck. Nie haben wir beide etwas getan, was die Ehre deines Vaters angetastet hätte. Damals, als ich merkte, daß ich die Herrschaft über mich zu verlieren begann, da bin ich still davongegangen. Deine Mutter und ich — wir waren beide schuldlos, Olaf Erland! Die Schuld an dem, was nachfolgte, trugen einzig und allein die verdammten Zungen der anderen. Das ist die Wahrheit."

„Meine Mutter!"

„Ja, Erland, deine Mutter war eine brave, liebe Frau. Und dein Vater war ein ebenso guter Mann. Sie wären glücklich geblieben miteinander, trotz der stillen Zuneigung, die deine Mutter und ich damals zueinander gefaßt hatten.

Später . . . viel später, als schon das Schreckliche geschehen war, hab' ich alles erfahren. Die Klatsch

zungen in eurem kleinen Städtchen ruhten nicht, bevor sie deine Mutter und mich besudelt, das Leben deines Vaters vergiftet hatten. Ich wußte, wer du bist, Olaf Erland, und darum hab' ich früher nie Heuer auf einen oberen Kongodampfer genommen, um dir nicht zu begegnen. Hätte es auch diesmal nicht getan, wenn ich nicht betrunken gewesen wäre. Aber dann, auf der ‚Kassai', siehst du, Olaf Erland, da sah ich, daß das Schicksal dabei war, dir einen ähnlichen Streich zu spielen wie damals mir selbst. Ganz deutlich sah ich, wie es kommen würde. Ich habe nicht an dir gezweifelt, Olaf Erland. Ich wußte, du würdest nichts tun, was dich ehrlos machte. Und die kleine Frau auch nicht. Aber ich sah, daß eure stille Zuneigung zueinander euch beide unglücklich machen würde. Ein Augenblick des Selbstvergessens ... Reue ... Bitterkeit ... Vielleicht würde Glant dich erschlagen haben. Oder du ihn. Die Frau aber würde das böse Schicksal deiner Mutter geteilt haben. Und du selber, Olaf Erland, du wärst vielleicht geworden, was ich geworden bin. Siehst du, das war's. Darum habe ich euch in die Suppe gespuckt."

„Und meine Mutter?" stöhnte Erland halblaut. „Wo ist sie jetzt? Ist sie nicht damals ... zu Ihnen gekommen?"

Der Alte lächelte still.

„Nein, Olaf, ich habe sie nie wiedergesehen. Deine Mutter wußte, wo ich zu finden war, aber sie hat mir nie ein Lebenszeichen geschickt. Wie konnte sie auch? Sollte sie zu mir kommen, nachdem ihr armer Mann, dein Vater, Olaf Erland, in den Tod gegangen war, weil er kleinmütig dem Gerede geglaubt hatte? Sollte sie das Gespenst des Toten zu mir tragen. Und was hätten wir, deine Mutter und ich, deiner kleinen Schwester antworten sollen, wenn sie größer wurde und nach ihrem Vater fragte? Nein, deine Mutter hat nur getan, was recht war, als sie mit ihrem Kind davonging und nie etwas von sich hören ließ.

Später, als ich erfuhr, was sich in Odda ereignet hatte, da hab' ich versucht, deine Mutter und deine Schwester zu finden. Um ihnen beizustehen, falls sie in Not sein sollten. Ich habe sie nicht gefunden. Deine Mutter hatte wohl einen anderen Namen angenommen, denn sonst hätte ich sie aufstöbern müssen. Tja ... und dann hab' ich ja wohl zu trinken angefangen. Zuerst nur, um das zu betäuben, was mir am Herzen fraß. Nachher, weil mir das Trinken zur Gewohnheit wurde und Spaß machte. Und so bin ich dann ja wohl der Jon Johnsen geworden, dem man wegen seiner Trunkenheit das Lotsenpatent entzog.

Aber das alles ist jetzt unwichtig, Olaf Erland. Die Hauptsache ist, ob du mir glauben willst, daß deine Mutter und ich keine Schuld tragen an dem traurigen Ende deines Vaters."

Kapitän Erland blickte erschüttert in das fragende Antlitz des Alten. Langsam, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, erhob er sich und suchte die Hand des Steuermanns.

„Ich glaube Ihnen, Jan Jansen. Wer so handelt wie Sie gestern und vorgestern gehandelt haben, der kann auch jetzt in einer so ernsten Sache nicht lügen. Was Sie mir gesagt haben, löst vieles in mir, aber es stellt meinem Leben auch neue große Aufgaben. Ich ... ich habe eine Schuld gutzumachen. Meine Zukunft soll der Aufgabe gehören, meine Mutter und meine Schwester zu finden. Aber wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen, Jan Jansen. Später wird sich ja noch Gelegenheit genug dazu bieten. Denn Sie und ich, wir beide werden noch manche Kongofahrt zusammen machen."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Das werden wir schwerlich, Olaf Erland. Als ich in Kinshassa auf deinen noblen Flußkahn turnte, da wußte ich's schon ganz genau: das hier ist Jan Jansens l e t z t e Heuer!"

Ein Stöhnen brach seine Worte ab. Mühsam, vom Fieber geschüttelt, warf er sich auf die Seite.

Glutrot brannte über dem Wald die Morgensonne empor und überflutete alles mit einem Meer von gleißendem Licht.

Jan Jansens krankhaft glänzender Blick irrte über die Menschen, die sich, von der Sonne geweckt, aus den Moskitonetzen und Decken herausschälten: Ferry Stakke, der alte Glant, Jürgen Schenk und — Marga. Kapitän Erland beugte sich nieder, um besser hören zu können. Was hatte der Kranke da eben gelallt? Was sprach er von Marga Bünger?

„Laß dir das Medaillon zeigen, Erland, das sie am Hals trägt", wiederholte der Kranke, mühsam seine Stimme erhebend. „Da drinnen ist das Bild deiner Mutter!"

„Meiner Mutter!?"

Mit einem kurzen Aufschrei fuhr Erland zurück und starrte das junge Mädchen an, das einige Worte Jansens aufgefangen hatte und verwundert herantrat.

„Was meint Herr Johnson? Mein Medaillon?"

Marga blickte abwechselnd den stöhnenden Alten und den sie wie eine Erscheinung anstarrenden Kapitän an. Unwillkürlich griff ihre Rechte



Der Mann in der Mitte wollte bis 1943 Zeit gewinnen. Aufn.: A.P.

Diese Aufnahme aus den Tagen vor dem 7. Dezember zeigt den japanischen Botschafter Nomura (links) und den Sonderbotschafter des Tennó, Saburo Kurusu (rechts), mit Roosevelts Außenminister Cordell Hull.



Die englische Kronkolonie Hongkong von den Japanern eingeschlossen. Aufn.: Milbach.

Das stark befestigte Hongkong war Hauptstützpunkt der Briten im englisch-chinesischen Opiumkrieg und wurde 1843 zur britischen Kronkolonie erklärt.

nach dem kleinen Schmuckstück an ihrem Halse. Auch Stakke, Glant und Jürgen waren nähergekommen.

Die unnatürlich blanken Augen des Steuermanns gingen zwischen Erland und Marga hin und her, nickten beiden freundlich zu.

„Das kleine Medaillon", sagte er, Marga in stiller Zärtlichkeit anblickend. „Woher ... haben Sie das?"

„Von meiner Mutter."

Marga fühlte plötzlich ihr Herz unsinnig klopfen und hielt die kleine Kapsel fest, als fürchte sie, man könne sie ihr entreißen.

„Es ist das einzige Andenken, das einzige Bild, das ich von ihr habe."

„Ihre Mutter ist ... gestorben?"

„Ja. Sie war Raymondes Lehrerin in Lausanne. Da lebten wir. Als Mutter gestorben war, nahm Raymonde mich mit nach Afrika. Aber was soll das alles? Was ist denn ... mit meinem Medaillon?"

„Also in Lausanne hat sie gelebt?" sagte Jansen leise, wie in tiefen Gedanken. Dann suchten seine Augen wieder die beiden Menschen, die verwirrt, in atemloser Spannung vor ihm standen.

„Deine Schwester — Olaf Erland ... Das ist Ihr Bruder, Fräulein Marga!"

Sie schrien beide auf. Sie wollten vorstürzen, die Hände des Steuermanns fassen, ihn fragen ... fragen ...

Da riß Ferry Stakke das junge Mädchen entsetzt zurück. Glant packte gleichzeitig heftig den Arm des Kapitäns.

„Sehen Sie doch! Um Gotteswillen! Sein Gesicht!!"

Marga erstarrte.

Olaf Erland stand wie angewurzelt da, blaß bis in die Lippen. Alle sahen es jetzt deutlich genug im hellen Schein des jungen Tages! Das Gesicht des alten Seemannes hatte sich verzerrt. Die Augen schienen zu erlöschen.

„Ja", sagte Jan Jansen matt, den Kopf zurücksinken lassend. „Diesmal hat auch die Flasche Whisky nichts genützt, die ich mitgenommen hab'. Ich merk's schon seit gestern abend, daß es zu Ende geht."

Die Uhr war abgelaufen, aber sie hatte ihren Dienst getan. Ein wildes Leben war erloschen — Jan Jansen hatte heimgefunden.

Schwarze Hände zogen das letzte Tau an Bord. Langsam legte die „Kassai" vom Ufer ab. Als sie mitten im Strom schwamm und das Fahrwasser frei war, wandte Kapitän Erland auf der Brücke den Blick zum Ufer zurück und hob stumm die Hand an den Tropenhelm.

Auf dem Achterdeck standen das Ehepaar Glant, Ferry Stakke, Dr. Bünger und die jungen Verlobten. Auch sie schauten noch lange hinüber zum Urwaldufer und grüßten schweigend in ihren Gedanken noch einmal das einsame Grab dort zwischen Palmen und Mangroven, in dem nun schlief, was noch übrig war von dem Steuermann Jan Jansen aus Hamburg.

Unter der heißen Sonne rauschten und gurgelten die dahinschießenden Fluten des großen Kongostromes.

ENDE.

HERBERT WIEBEN:

Der Sohn

Als er nach seinem letzten Urlaub wieder gegangen war, hatten ihm die beiden Alten bis zur nächsten Wegbiegung das Geleit gegeben. Dort waren sie stehengeblieben und hatten ihm nachgesehen, bis seine Gestalt im sinkenden Abend immer ferner und kleiner wurde. Aus einem seltsamen Gefühl heraus, das sie plötzlich überfiel und alles Fröhliche verdunkelte, waren sie langsam, Hand in Hand, wieder zurückgegangen.

Der Alte sah auf die weißen Haare seiner Frau, auf ihre abgearbeiteten Hände, und eine tiefe Zärtlichkeit zu der Mutter seines Sohnes überkam ihn. Er spürte, ohne daß er hinsah, daß in ihren Augen Tränen standen, und obwohl er selber gegen ein zaghaftes Gefühl ankämpfte, sagte er fröhlich:

„Sie doch mal, wie stolz er dahingeht. Als ob ihm die ganze Welt gehöre und er noch sehr viel erobern wolle."

Sie lächelte zu diesen Worten, weil sie fühlte, daß er ihr damit über die kleine Welle des Schmerzes hinweghelfen wollte.

„Ja, ja", sagte sie tapfer und lachend, „unser Junge!" Und sie sah sich hastig und schnell noch einmal um, aber die Straße hinter ihnen lag dunkel und leer da, und von dem fröhlich dahinwandernden Sohn war nichts mehr zu sehen. Da wollte doch wieder der leise Schatten aufkommen, der über dem Abschied gewaltet hatte, aber sie wehrte ihm tapfer, und unter fast fröhlichen Gesprächen erreichten die beiden Alten wieder ihr Haus.

Aber drinnen in den Zimmern, in denen noch die ganze Lebensfreude des Jungen war, überfiel sie die Einsamkeit und Leere doppelt, und sie saßen einander stumm zum Abendbrot gegenüber.

„Das hilft ja alles nichts", fuhr der Alte schließlich polternd in die Stille, „wir haben nun doch einmal Krieg und das Abschiednehmen muß sein." Aber die weiteren Worte fehlten ihm und er setzte sich vor den Rundfunkapparat, um von dem Konzert der Berliner Philharmoniker so wenig wie möglich zu verlieren. Unter den Tönen floß unendliche Ruhe in ihn über, und er saß zurückgelehnt mit geschlossenen Augen, indes die Gewalt der Klänge den Raum füllte und alles Düstere und Schwere in sich aufsog. Nichts blieb vor ihrer Klarheit, das unklar war und verworren, und sie schienen wie hohe Worte, vor denen alles Eigene erlischt.

Nach Tagen kam die erste Karte vom Sohn, danach ein Brief, der die Mutter in neue Sorgen stürzte, dem Alten aber ein fröhliches Lächeln in die Augen trieb.

Er sei jetzt zum Leutnant befördert worden, schrieb der Sohn, und einem neuen Jagdgeschwader zugeteilt. Was immer seine stärkste Sehnsucht gewesen, er stehe im Kampf gegen England wieder in der vordersten Linie. Gestern habe er nach langer Pause wieder seinen ersten Feindflug geflogen.

Der Alte strich mit plötzlich zärtlicher Hand über den Brief und gab ihn dann der Frau zurück. Sie saß mit tränenden Augen und lächelnden Lippen ob dieser Nachricht. Den Alten hielt es nicht länger mehr im Zimmer, er nahm Hut und Mantel und ging hinaus.

Es kamen dann viele ruhige Tage, an denen der Sohn von fröhlichen Dingen erzählte und heiteren Erlebnissen. Bis dann ein paar nervenaufreibend schwere Tage nichts kam, kein Brief, ja selbst keine Karte. Aus den Tagen wurde eine Woche und aus der Woche wiederum vierzehn Tage.

Der Alte kam gerade von einem Spaziergang zurück, als ihm der Briefträger einen amtlichen Brief in die Hand gab. Beim Öffnen des Briefes fiel sein Blick auf die Feldpostnummer, und ihm war, als ob sich eine eisige Hand in seinem Herzen festkrallte. Er ließ sich schwer in einen Stuhl sinken und versuchte zu lesen. Die Worte vollführten vor seinen Augen einen heftigen Tanz, und fast unbeteiligten Herzens las er Zeile um Zeile durch, ohne jedoch ganz den Sinn zu erfassen. In schonenden, höflichen und anerkennenden Worten teilte man ihm mit, daß sein Sohn von einem Feindflug nicht zurückgekehrt sei. Man habe anfänglich die Vermutung gehabt, daß er in Gefangenschaft geraten sei, aber ein Kamerad habe gesehen, wie sein Flugzeug brennend abstürzte.

In stummer Rede bewegte der Alte die Lippen. Sein Blick hing an dem Bild des Sohnes an der Wand. Die Frau sah ihn ängstlich von der Seite an. „Ist dir was?" fragte sie, und als er nicht antwortete: „Ist etwas mit dem Jungen?" Er sah in ihre schreckgeweiteten Augen und zögerte. „Ja", sagte er dann, „er wird ... vermißt."

„Ja", flüsterte er und strich ihr über das weiße Haar, „jetzt haben wir keinen Sohn mehr. Jetzt müssen wir allein — ja."

Er ging ans Fenster und sah hinaus, trat wieder ins Zimmer zurück und ging auf und ab. Es wühlte und brannte in ihm. Das Zimmer verschwamm und die Gegenstände darin. Vor dem Bild des Jungen blieb er stehen. „Ja, ja", nickte er schwer und sah zum Bild empor, „wie hast du es dir eigentlich so gedacht, uns so im Stich zu lassen. Kerl du", murrte er stolz, „Kerl du." Und seine Hand glitt zögernd und tastend über das Bild.

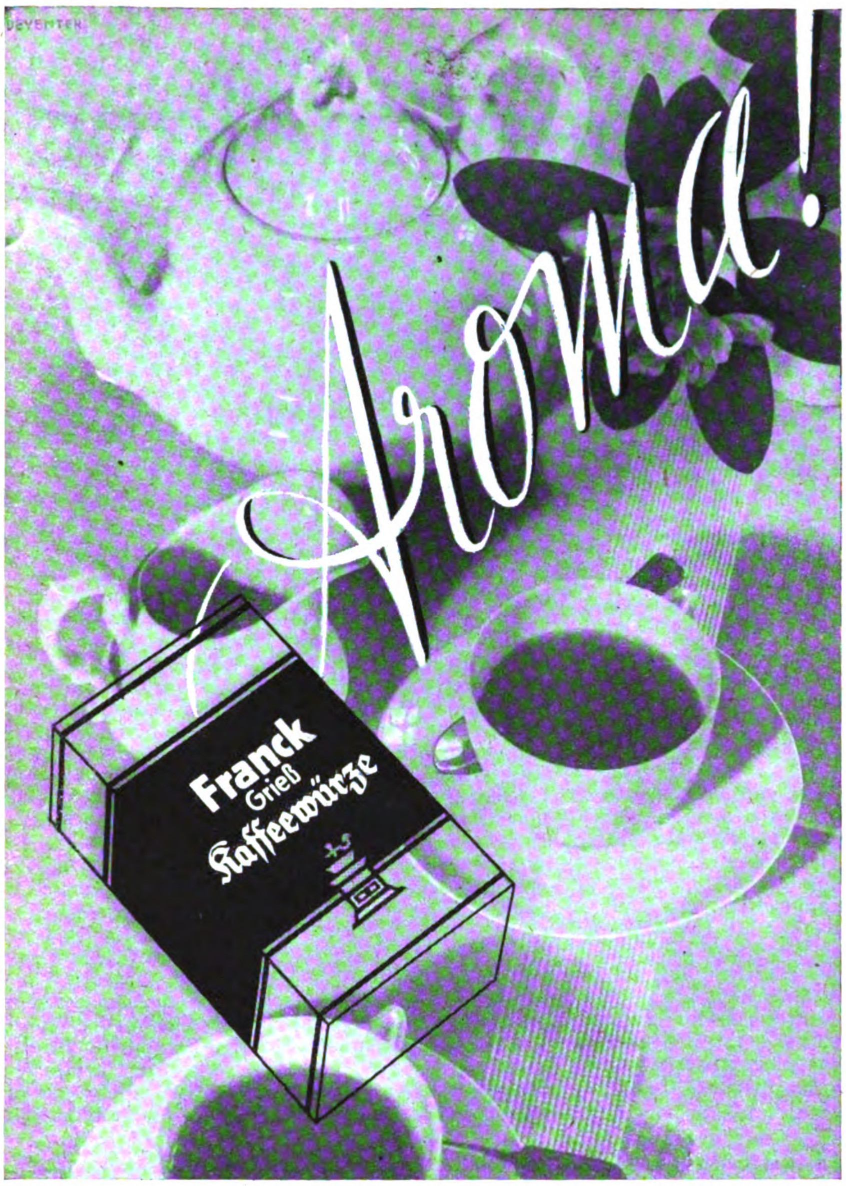
Als er sich umwandte, trat die Frau neben ihn. Ihr kleiner, gebeugter Körper wurde von der Gewalt der Tränen geschüttelt. Liebevoll ergriff der Mann ihre Hand.

„Schwer", flüsterte er, „aber Mutting, es geht nicht ohne . . . ohne . . . Opfer."

Er sah das Bild an. Sein Blick umfaßte das Gesicht des Jungen, der lächelte, ging die vertrauten Züge durch und blieb in den Augen haften, die ihn hell und fröhlich ansahen. Und langsam verschwand das Bild, und er sah dahinter ein Grab mit Kreuz und Stahlhelm, das Kreuz mit dem einen Namen.

Und fester faßte er die Hand seiner Frau.

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41; Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.


Aroma!
Franck
Grieß
Kaffeewürze


REEMTSMA
SORTE
»R6« O/M
doppelt fermentiert
4


Auf jedem Gabentisch wird Imperial diesmal leider nicht vertreten sein, da er nur in zeitgemäßem Umfange geliefert werden kann.
vormals
Gebr. Melcher
seit 1810
Uerdingen/Rh.
Dujardin
der wundervolle Weinbrand


werbeklotz
Mercedes-Schuhe
Mercedes-Käufer sind zufriedene Käufer; denn sie haben die Gewißheit, materialgediegene, schöne und preiswerte Schuhe erworben zu haben!
Mercedes-Schuhe bleiben stets Qualitätsarbeit

KAPITÄNLEUTNANT KADEN:

Auf U-Boot-Jagd gegen England

(4. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 51:

Alle Soldaten an Oberdeck der Flottillenboote stehen still mit der Front zur Stelling, die gerade der Flottillenchef betritt. Der Flochef dankt und winkt dem WO., dem Wachhabenden Offizier, ab. Zwei kurze Töne mit der Batteriepfeife: „Rührt euch!" Das Leben auf den Flottillenbooten geht weiter. Schon aber pfeift der Bootsmaat der Wache mit der Bootsmannsmaatenpfeife „Seite". Daraufhin nehmen alle Männer des ersten Bootes, die an Oberdeck in unmittelbarer Nähe der Stelling stehen, wiederum Front nach dort ein.

Erst als der Flochef und sein Adjutant das Deck des Bootes betreten, wird „Rührt euch!" befohlen. Rasch begeben sich beide Offiziere in die Kammer des Chefs. Kurze Zeit darauf kommt schon der Läufer zu mir: „Befehl vom Flottillenchef: 11 Uhr seeklar!" Ich gebe die notwendigen Weisungen an meinen WO. und an den leitenden Maschinisten meines Bootes. Genau 5 Minuten vor 11 Uhr wird mir das Boot seeklar gemeldet. Ich ziehe mir rasch meinen Ledermantel über, hänge das Zeißglas um und begebe mich auf die Brücke.

„Brücke Ordnung!" befiehlt der WO. und macht Meldung.

„Rührt euch!"

Pünktlich um 11 Uhr steigt am Mast aller Schiffe die Flagge „Anton" empor, das Zeichen, daß dies Schiff im Begriff ist, von der Pier abzulegen. Im Päckchen zu zwei Booten legen die Jäger ab. Sie können dann viel besser manövrieren, gewissermaßen wie ein Boot mit zwei Schrauben. Draußen im Hafen lösen sie sich voneinander und warten auf das Flottillenführerboot, das als erstes an der Pier festgemacht hatte und nun natürlich als letztes ablegen muß. Mit hoher Fahrt kommt es jetzt auf. Ein Flaggensignal weht an seinen Leinen. „Kiellinie bilden! Halbe Fahrt!" Die Flottille formiert sich und mit halber Fahrt strebt sie aus dem Hafen. Draußen ankert das Führerboot und befiehlt durch Flaggensignal alle anderen Boote längsseit.

Kommandantensitzung auf dem Führerboot.

Der Flochef hatte vorhin auf der Station in versiegelten Umschlägen Operationsbefehle bekommen mit der Anweisung, diese erst auf See — nach Abbruch jeder Landverbindung — zu öffnen. Als die Siegel fallen, als wir den Befehl lesen, Norwegen und Dänemark zu besetzen, da blicken wir Kommandanten uns erst einmal stumm in die Augen, sichtlich beeindruckt von der Größe und Kühnheit dieser Aufgabe.

Während die Kommandanten diese Operationsbefehle durcharbeiten, malen die Männer auf dem Oberdeck jedes Bootes — einer Weisung in diesen Operationsbefehlen entsprechend — ganz groß die Hakenkreuzflagge auf, als Erkennungssignal für die eigenen Flieger.

Wenige Stunden später schon werden die Anker gelichtet. Mit Nordkurs geht es der neuen Aufgabe entgegen. Es ist ein ganz wundervoller Frühlingsabend. Warm. Die Freiwache sitzt an Oberdeck. Mücke, der neue Koch aus Tirol, der erst gestern eingestiegen war, spielt auf seiner Zither. Dann holt Bahlo sein Schifferklavier. Die Männer singen alte schwermütige Seemannslieder und lustige Chanties. Ruhig — fast spiegelglatt dehnt sich das Meer. Hinter der dänischen Küste versinkt die Sonne. Ich sitze mitten unter meinen Leuten. Diese werden heute überhaupt nicht müde. Es ist die Erregung und die Hochstimmung, die die gewaltige Aufgabe in uns ausgelöst hat.

Am nächsten Tag werde ich als der zur Zeit dienstälteste Kommandant auf der Flottille als Gruppenführer mit vier Booten zur Erledigung einer selbständigen Aufgabe detachiert.

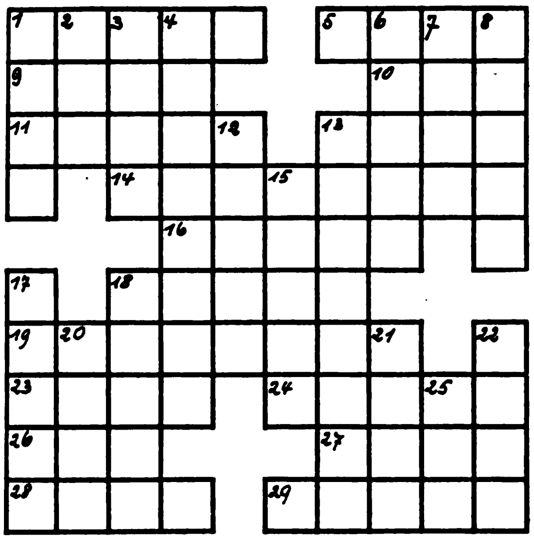
Der Flochef hatte mich auf Rufweite kommen lassen: „Also auf Wiedersehen, Kaden, machen Sie Ihre Sache gut!" — „Auf Wiedersehen, Herr Kapitän, Hals- und Beinbruch und U-Heil!" Dann lösen sich beide Gruppen voneinander. Werden wir unsere Kameraden wiedersehen?

Aber rasch wird solch ernster Gedanke von den Erfordernissen des Augenblicks verdrängt. Flaggensignale steigen bei mir hoch: Formations- und Fahrtbefehl für die mir unterstellten Boote. Ganz nett, nun mal selbst Flochef zu sein. Freilich, jetzt habe ich nicht nur die Verantwortung für mein eigenes Boot, jetzt trage ich sie auch für drei weitere Boote. Verantwortung. Ein kleines Wort, leicht hingesprochen von dem, der sie noch nicht getragen! Nur der, der die Verantwortung trägt, vermag zu beurteilen, wie zentnerschwer sie manchmal wiegen kann. Für das einzelne Schiff trägt allein der Kommandant die Verantwortung, für einen Verband — und besteht er auch nur aus einer Gruppe von vier U-Jägern — trägt die Verantwortung der Verbandsführer! Ganz allein auf sich gestellt hat der Führer draußen auf See in unmittelbarer Nähe des Feindes seine Entscheidungen zu fällen. Freilich, solch selbstverantwortliches Handeln ist nicht nur das Schwerste, es ist auch das Schönste für einen Mann, lohnt mit tiefster Befriedigung.

Ich habe die Aufgabe, mit meinen Booten den Zugang zu einem wichtigen Seegebiet zu überwachen und gegen den Einbruch feindlicher Streitkräfte zu sichern. Es folgen Tage und Nächte gespanntester Aufmerksamkeit. Schlaf finde ich in dieser Zeit kaum. Die Funkstation ist vollkommen

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Musikinstrument, 5. Abgott, 9. Stadt am Sanaga in Afrika, 10. römischer Gruß, 11. Singvogel, 13. Gewürz, 14. Rätselart, 16. Büstenpfeiler, 18. Tierhüter, 19. Potentialdifferenz, elektromotorische Kraft, 23. Feuergott, 24. Stadt an der Elbe, 26. englisches Bier, 27. Elch, 28. gekeimte Gerste, 29. Gebirge in Südamerika. Senkrecht: 1. Wäschestück, 2. Grußwort, 3. Getreidepflanze, 4. Reisigbündel für Schanzbauten, 6. griechische Sagengestalt, 7. römischer Dichter, 8. Zeitwort, 12. eisern, 13. Land in Asien, 15. männlicher Vorname, 17. Religion, 18. Niederschlag, 20. Hafenstadt an der Adria, 21. Zahlungsmittel, 22. Gliederung der HJ., 25. Gewässer.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a al chi chi co den die es es fen fen gie ho i il len ma me ne pe ran ri rin ris rith rur stein streich tik tis to tra tri ul wal zap werden elf Wörter gebildet, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben; (ch = ein Buchstabe.) 1. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges. 2. Schwertlilie 3. spanisches Schloß, 4. lothr. Stadt an der Mosel, 5. Stinkmarder, 6. künstliche Weltsprache, 7. militärisches Abendsignal, 8. Mineralfarbe, 9. Teil der Heilkunde, 10. Fadenwurm, 11. Teil der Mathematik.

1 .... 7 ....

2 .... 8 ....

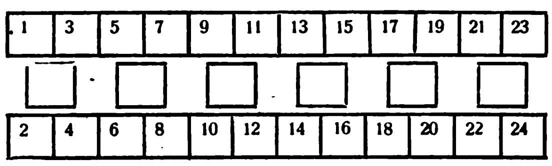
3 .... 9 ....

4 .... 10 ....

5 .... 11 ....

6 ....

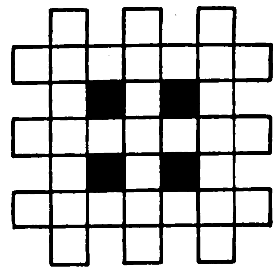
Silbenband



a ar be de fle ge gie ki lo lei ma ma me me mis ne ne ni o or ro sym ta te ter tes tri trie to wal. Die Silben werden so in die Felder verteilt, daß von oben nach unten Wörter entstehen, von denen zwei immer die gleiche Mittelsilbe haben. Bei richtiger Lösung nennen die Mittelsilben ein Fremdwort für Wetterkundigen. Die Bedeutung der Wörter ist: 1—2 griechische Göttin, 3—4 Gleichmaß, 5—6 Gestirn, 7—8 griechische Göttin, 9—10 griechische Sagengestalt, 11—12 Stadt in Japan, 13—14 Duft, 15—16 Edelkastanie, 17—18 Dreifolge von Bühnenstücken, 19—20 Bewohner Südbelgiens, 21—22 Zierpflanze, 23—24 Lümmelei.

Magisches Gitter

Die Buchstaben: a a b b e e e e i i l l m m n n n n n n o o r r r r t t t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. baltisches Land, 2. Stimmlage, 3. junges Militärpferd.



Kryptogramm

Aus den Wörtern: Dumas Schirmherr Bitumen Undset Stolberg Kurzware Büchse Benares Haufen Reinette heimholen Walzer sind je drei, aus dem letzten Wort nur zwei Bcuhstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 51:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Nogat, 5. Dakar, 8. Arizona, 10. Ren, 12. Puma, 14. Riga, 16. Nabe, 18. Gera, 19. Mars, 20. Pest, 22. Ster, 24. Ur, 25. Ibis, 28. one, 29. Isolani, 30. Sitte, 31. Musik. Senkrecht: 1. Narr, 2. Ganges, 3. Ar, 4. Tip, 5. Dom, 6. Ananas, 7. Rabe, 9. Zug, 11. Eiger, 13. Ibsen, 15. Artist, 17. Artois, 20. Puls, 21. Nil, 23. Reck, 26. Boe, 27. Sam. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Elend, 2. Sevilla, 3. Globus, 4. Illimani, 5. Benares, 6. Talent, 7. Nauheim, 8. Uganda, 9. Rautendelein, 10. Engelsburg, 11. Isolde, 12. Natal, 13. Egeria, 14. Sardinien, 15. Connecticut, 16. Hannover, 17. Ulme, 18. Lenau, 19. Draisine. „Es gibt nur eine Schuld: das ist Mangel an Treue." Hanns Johst. ✱ **Viereck:** 1. Alfieri, 2. Fayence, 3. Einfuhr, 4. Isegrim. ✱ **Silbenkreuz:** ER PEL, LE DA, O KER.

überlastet. Meine Funker arbeiten ununterbrochen. Lange klappt zusammen. Ich kann ihnen aber keine Ruhe geben. Allein auf mich gestellt, muß ich über jedes Ereignis orientiert sein. Jede Nachricht kann von höchster Wichtigkeit für meine Boote sein.

Am Tage sehen wir große Fliegerverbände über uns weg nach Norden fliegen. Nachts hören wir ihr Motorengebrumm.

Dänemark und Norwegen sind besetzt. In Norwegen wird freilich noch gekämpft. Ich werde mit meiner Gruppe abgerufen Eine andere Aufgabe erwartet uns. Die Truppen- und Munitionstransporte nach Norwegen müssen gegen feindliche Unterseeboote gesichert werden. Wegen eines Maschinenschadens muß ich vorher für eine Nacht einen eben besetzten dänischen Hafen anlaufen. Endlich einmal Gelegenheit, ein paar Stunden ruhig schlafen zu können. Es gibt nichts Köstlicheres auf der ganzen Welt für mich in diesem Augenblick, als ein paar Stunden Schlaf. Aber dann kann ich ihn gar nicht finden, wälze mich unruhig in meiner Koje hin und her, kann nicht einschlafen.

Die Nerven sind einfach überreizt.

Am nächsten Vormittag geht es mit U-Jäger „U" wieder 'raus, nach Norden. Irgendwo sollen wir zur Flottille stoßen. Den ganzen Tag über fahren wir. Gegen Abend sehen wir dicht an der schwedischen Küste — ebenfalls mit Nordkurs — einen großen Handelsdampfer weit vor uns herfahren. Er fährt wesentlich langsamer als wir. Wir holen daher rasch auf.

20 Uhr 50 — es ist eben dämmrig geworden, wir stehen vielleicht noch drei Seemeilen von dem Dampfer entfernt — sehen wir bei dem Schiff eine hohe Rauchsäule aufsteigen. Langsam neigt sich der Dampfer nach Steuerbord und geht 20 Uhr 54 mit starker Steuerbord-Schlagseite mit dem Bug zuerst in die Tiefe. Lautlos vollzieht sich dies alles, für uns, die wir noch außer Hörweite sind, fast unwirklich! Wir stehen auch noch zu weit entfernt, um irgendwelche Einzelheiten zu erkennen. Mit Höchstfahrt halte ich darauf zu. Der Himmel und das Meer sind ganz in Lila getaucht. Wie ein schwarzer Streifen zieht sich darin die hohe schwedische Küste hin.

Minen- oder Torpedotreffer? Ich nehme ohne weiteres Torpedotreffer an, da wir hier noch auf keine Minen gestoßen waren, diese Gewässer aber von englischen und französischen Unterseebooten stark heimgesucht werden, die den deutschen Transportern hier auflauern.

Ich gebe Befehl an meinen Rottenknecht, also an das zweite Boot, sein Gerät zu besetzen und zu versuchen, das Unterseeboot zu stellen. Viel Aussicht besteht dafür freilich nicht, da die Nacht hereinbricht und die nahe Schärenküste dem feindlichen U-Boot leichten Unterschlupf gewährt. Das Unterseeboot muß zwischen der Untergangsstelle und der Küste irgendwo unter Wasser stehen.

Ich selbst laufe weiter mit äußerster Kraft der Stelle zu, wo ich jetzt im lila Dämmerlicht schon viele Gegenstände im Wasser treibend erblicken kann. Ich kann aber immer noch nicht erkennen, was da eigentlich herumtreibt. Immer näher komme ich der Untergangsstelle. Jetzt kann ich auch — im fast rhythmischen Auf- und Abschwellen — ein eintöniges Rufen vernehmen. Ein ganz unwahrscheinlicher Eindruck: dies rhythmische Rufen in diesem lila Dämmerlicht.

Jetzt bin ich so nahe, daß ich das Rufen verstehen kann. „Hilfe, Hilfe!" so tönt es über das Wasser. Durchs Glas kann ich jetzt auch die Menschen erkennen, die im Wasser treiben. Teils einzeln, teils auf Flößen zusammengedrängt. Ich stoppe und setze meinen Kutter aus. B. übernimmt darin das Kommando. Er hat Befehl, vor allem die einzeln im Wasser Schwimmenden zu bergen. Ich versuche mit meinem Schiff an einem Floß längsseit zu gehen, auf dem fast zwanzig Männer dicht zusammengedrängt sitzen. Es gelingt. Freilich bei der immerhin hohen See kein leichtes Stück Arbeit. Endlich haben wir eine Leine auf das Floß werfen können und können es damit heranholen. Ich beruhige die Schiffbrüchigen, die alle zugleich meine Reeling zu fassen suchen. Einer nach dem anderen wird an Bord gezogen, unter Deck gebracht, sofort warm abgerieben und in die Koje gesteckt. Wie ich mir schon dachte: Es sind Deutsche!

Da kommt mein Kutter zurück. Er hat ein Floß im Schlepp, worauf sich ebenfalls ein Dutzend Menschen anklammern. Auch diese bekomme ich alle an Bord. Barth macht Meldung, daß er mehrere Überlebende bereits auf U-Jäger „U" abgegeben habe. Dann legt er wieder ab, fährt ins Dunkle hinein, weitere Überlebende zu suchen.

Inzwischen gelingt es mir, die Flottille herbeizurufen, die nun auch ihrerseits sich an der Rettung beteiligt. Ich kann so allein 37 deutsche Menschen retten. Im Ganzen gelingt es, über 70 zu bergen, von denen freilich noch zwei auf der Fahrt zum nächsten Hafen sterben. Das Wasser ist eisig. Nur 1 Grad Wärme. Länger als eine halbe Stunde hält es da keiner drin aus! Trotzdem, wir haben wohl alle retten können, die noch rechtzeitig aus dem sinkenden Schiff herausgekommen waren. Wenn wir nicht in der Nähe gestanden hätten, wäre keiner mit dem Leben davon gekommen.

Nach Aussage der Geretteten ist das Schiff von zwei Torpedos kurz hintereinander mittschiffs getroffen worden. Daher auch das rasche Absinken des großen Schiffes! Sie hätten zuerst nicht geglaubt, daß ihr Schiff so schnell sinken könnte. Manche seien noch unter Deck gerannt, um sich noch einige ihrer Sachen zu holen. Von diesen wären sicher keine mehr rechtzeitig wieder herausgekommen. Das eine Floß ist von dem Mast des sinkenden Schiffes unter Wasser gedrückt worden, so daß alle Männer, die sich darauf festhielten, loslassen mußten. Es sei dann aber wieder hochgekommen, so daß sie sich wieder darauf hätten retten können. Das andere Floß war gut freigekommen. Die einzeln im Wasser Schwimmenden waren natürlich weit mehr mitgenommen als die Floßmänner!

Das feindliche Unterseeboot haben wir leider nicht mehr finden können. Es hatte sich sicher längst zwischen die Schären in Sicherheit gebracht. Mit hoher Fahrt geht es dem nächsten Hafen zu, um die Überlebenden bald der Obhut von Ärzten übergeben zu können.

Am nächsten Vormittag verabschieden sich die Geretteten von uns. Sie alle tragen Kleidungsstücke, die wir ihnen geborgt haben. Mancher ist verbunden. Aber alle Gesichter strahlen. Fest drücken sie uns die Hand! Manch dankbaren Brief haben wir späterhin noch von dem einen oder anderen bekommen!

Im Hafen ist ein äußerst wichtiger Munitionszug aus Deutschland eingetroffen, dessen gefährliche Last auf dem schnellsten Wege nach Oslo gebracht werden muß, da die Truppe dort gerade diesen Transport dringendst benötigt. Keinesfalls darf der Transport verlorengehen! Draußen im Skagerrak aber lauern englische und französische Unterseeboote, die gerade in den letzten Tagen schon mehr als einen deutschen Transporter in die Tiefe geschickt haben. Kurz entschlossen erklärt sich unser Flottillenchef bereit, diese Munition auf die eigenen Unterseebootjäger zu verladen und schnell und sicher nach Oslo zu bringen. Sein Vorschlag wird vom Admiral akzeptiert.

Jetzt folgt ein fieberhaftes Arbeiten! Die Boote gehen päckchenweise — also zu zweit immer — an den Verladekai, wo bereits der Munitionszug mit seinen 17 vollbeladenen Waggons vorgefahren

Humor

Ans Bett des Professors stürzt die Haushälterin: „Herr Professor, in der Bibliothek sind Einbrecher."

„Ei, ei, meine Liebe, und was lesen sie?"

*

„Marie, ich habe vorhin in der Küche einen Krach gehört, als wenn etwas in die Brüche gegangen wäre?"

„Sie haben richtig gehört, gnädige Frau, es war meine Verlobung mit dem Milchmann!"

*

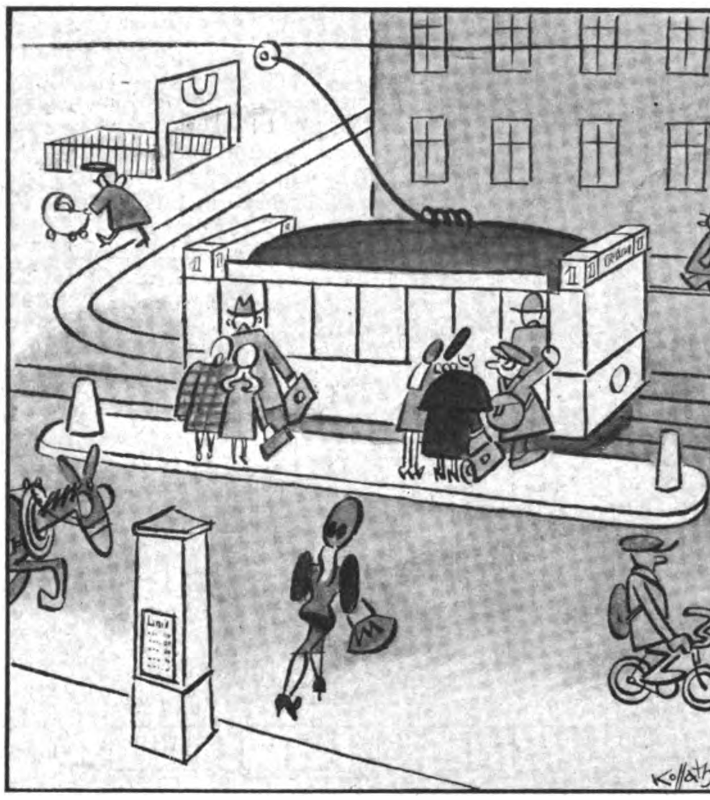
„Liebe kann ich Ihnen nicht geben, Herr Hansen", sagte das Mädchen, „aber ich werde immer die größte Achtung vor Ihnen haben!"

„Ach, Fräulein Hella, das würde bestimmt ganz anders werden, wenn Sie mich bloß erst richtig kennenlernen würden!"

*

„Es gibt Fälle, in denen ein Mann ganz einfach gezwungen ist, seiner Frau etwas vorzulügen!"

„Ja, aber das ist noch nicht das Schlimmste — es gibt auch Fälle, in denen er gezwungen ist, ihr die Wahrheit zu sagen!"



„Nu, man imma sachte, wat heeßt hier Frauen zuerst? Det is doch imma noch 'ne Elektrische und keen untajehendet Schiff, wa?"

Zeichnung von Kossatz.

„Seit einer Stunde verfolgen Sie mich geradezu, mein Herr; ich verbitte mir diese Belästigung!"

„Wenn Sie sich gleich zu Anfang umgedreht hätten, dann wären Sie mich schon seit einer Stunde los."

*

Heidepriem kam zu einem kleineren Postamt, bei dem hauptsächlich Damen den Schalterdienst versahen. Heidepriem wollte eine Briefmarke haben, aber die Beamtinnen waren so ins Gespräch vertieft, daß sie seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken schienen.

„Das Kleid, sage ich euch, ist ganz entzückend", hörte er eine Dame sagen, „es war aus bezauberndem Voile mit Fuchspelzbesatz und großen weißen Pagodenärmeln mit Spitzen ..."

„Ach, entschuldigen Sie, daß ich Ihr interessantes Gespräch unterbreche", warf Heidepriem ein, „aber es handelt sich um eine kleine unbedeutende Sache in zart Resedagrün, mit weißen Ornamenten, in einem entzückenden Stil ausgeführt, die Kante ist fein gezackt — nun, kurz und gut, ich möchte gerne eine Fünfpfennigmarke haben!"

---

ist. Hand in Hand arbeiten nun unsere Matrosen mit 60 Mann Fünfundachtziger — so nennt der Seemann jeden Armeesoldaten —, um die gewaltige Munitionsmenge auf die Jäger zu verladen. Jeder verfügbare Raum wird ausgenutzt. In leere Kohlenbunker, in Wohnräume und Kammern, in Proviantlasten und in die Offiziersmessen, überallhin wird dieses Teufelszeug verstaut. Die ganze Nacht über und am nächsten Vormittag wird ununterbrochen gearbeitet, dann sind aus Unterseebootsjägern Munitionstransporter geworden.

Gerade als wir ablegen wollen zur Fahrt nach Oslo, fährt ein Militärauto vor. Ein Artilleriehauptmann steigt — mit der Aktentasche unter dem Arm — aus und fragt unseren Flottillenchef, wo wir hinfahren. „'rüber nach Oslo!" — „Kann ich da gleich mitfahren?" — „Gern, aber warten können wir nicht! Wir müssen sofort los!" — „In Ordnung!" Nur mit seiner Aktentasche bewaffnet, steigt der Hauptmann auf das Flottillenführerboot, als ob es sich um eine Fahrt über die Binnenalster handele, und nicht um eine Fahrt durch das ganze Skagerrak hindurch nach Norwegen. Wie der Hauptmann später zu seinen Sachen gekommen ist, wird uns wohl immer ein Rätsel bleiben!

Kaum ist der Hauptmann an Bord, werden die Leinen losgeworfen und hinaus geht es. In dunkler Nacht wird das Skagerrak durchquert Beim Morgengrauen steht die Haiflottille vor dem Oslofjord. Es ist ganz diesig. Keine Landmarke ist auszumachen. Keinerlei Anhalt, den Schiffsort zu bestimmen. Das Führerboot verlangsamt die Fahrt. Hier gibt es viele felsige Untiefen unter Wasser. Ich fahre am weitesten an Steuerbord, also rechts außen. Dicht neben mir tauchen mit einemmal aus dem Nebeldunst die schattenhaften Umrisse eines Felsenschlosses auf. Das muß Torbjörnskär sein. Ein Leuchtturm, der auf einer Insel steht, die an der Steuerbordseite, also an der rechten Seite zur Einfahrt in dem Oslofjord liegt. Da sehe ich, wie das Führerboot, das wesentlich weiter von dem Leuchtturm absteht, diesen plötzlich anmorst und nach dem Namen fragt. Jetzt schießt das Führerboot sogar Erkennungssignal! Das Führerboot scheint den Leuchtturm im Nebel für ein Fahrzeug zu halten. Durch die Klappbuchs — eine kleine Morselampe — melde ich ihm meine Beobachtung. Daraufhin ändert das Führerboot und mit ihm die ganze Flottille den Kurs und nimmt wieder höhere Fahrt auf. Jetzt war die Lage geklärt, der Schiffsort bestimmt.

Im engsten Schärenwasser, wo kein feindliches Unterseeboot angreifen kann, geht es nun weiter bis Oslo. Kaum haben wir dort die Leinen fest gemacht, stehen auch schon Fünfundachtziger bereit, unsere Ladung in Empfang zu nehmen und sofort auf den am Kai bereits bereitstehenden Güterzug zu verladen. Die Armeeoffiziere begrüßen uns freudig, gratulieren uns, daß wir ohne Verlust durchgekommen wären. Sie sind richtig dankbar, daß wir ihnen die so dringend benötigte Munition herangeschafft haben. Kaum haben wir nach Löschung unserer kitzligen Ladung wieder vom Kai losgeworfen, als sich der Güterzug auch schon in Bewegung setzt, um seine wichtige Last nach vorn zur Truppe zu bringen.

Ich benutze die Gelegenheit meiner Anwesenheit in Oslo, Freunde, in deren Sommerhaus auf einer Schäre mitten im Oslofjord ich früher manchen schönen Sommerurlaub verbracht hatte, zu besuchen. Dort erhalte ich auch die Erklärung für das Erstaunen, das unser Einlaufen in Oslo hervorgerufen hat. Die Engländer hatten nämlich am Tage vorher im Rundfunk erklärt, sie hätten das Skagerrak so mit Minen abgesperrt, daß kein einziges deutsches Schiff mehr nach Oslo kommen könnte. Nun, wir hatten von dieser Minensperre freilich nichts gemerkt. Nun kann ich mir aber auch die wenig freundlichen Bemerkungen im Hafen erklären. Norweger hatten uns nämlich zugerufen: „Wenn ihr auch noch hereingekommen seid, heraus kommt ihr nicht wieder!" Wahrscheinlich dachten sie, wir wären noch gerade eben vor Auslegen der englischen Minensperre hereingehuscht.

Am nächsten Tage aber können sich die Osloer davon überzeugen, daß wir die angebliche englische Minensperre nicht im geringsten fürchten, denn schon am nächsten Vormittag verlassen wir mit einigen leeren Transportern, die unserem Schutz unvertraut sind, den Hafen und durchqueren unbehelligt das Skagerrak.

Dann werden wieder Geleitzüge, die den ganzen Nachschub — Munition, Waffen, Truppen usw. — nach Norwegen bringen müssen, von uns nach Oslo geleitet. Auf der Reede draußen vor dem Hafen wird der Geleitzug zusammengestellt. Der Geleitzugbefehl wird den Handelsdampfern ausgehändigt. Winksprüche gehen von Schiff zu Schiff. Zur befohlenen Zeit formiert sich der Geleitzug. Weit voraus sichern Jäger den Weg gegen feindliche Unterseebootangriffe. Das Flottillenboot hat die Führung. Durch das Skagerrak geht es dem Oslofjord entgegen. Die Dämmerung ist schon hereingebrochen, als wir uns seiner Einfahrt nähern. Der Geleitzug ändert seine breite Formation in eine schmälere, die dem engen Fahrwasser im Fjord mehr angepaßt ist. Gegen den noch fast hellgrünen Horizont zeichnen sich im Dunstschleier des absinkenden Tages fast zart die heroischen Konturen der nordischen Bergwelt ab. Alles ist in ein fast unwahrscheinliches lila Dämmerlicht gehüllt, die dieser Landschaft alle Härte nimmt. Das Meer, die Berge, darüber der endlose Himmel. Eine große, weite, gewaltige Umwelt, deren Eindruck sich keiner von uns entziehen kann. Dauernd wechseln die Farben. Immer dunkler wird es.

Das ist die richtige Stunde für Unterseeboote! In der Morgen- und Abenddämmerung greifen sie gern an, da kann man sie am schlechtesten ausmachen. Auf allen Sicherungsbooten aber suchen andauernd scharfe Gläser das Wasser nach allen Richtungen hin ab. Ab und zu stoppt der ganze Verband. Jetzt wird mit den Horchgeräten das Wasser nach allen Seiten hin abgelauscht. Nichts! Der Verband nimmt wieder Fahrt auf.

Immer weiter geht es in das schwierige Fahrwasser des Oslofjords hinein, aber Leuchtfeuer sind angefordert, weisen den Weg und erleichtern so die Navigation.

Plötzlich aber sind alle Leuchtfeuer verlöscht! Fliegeralarm! Über uns im dunklen Himmel Motorengebrumm. Aber sehen kann man nichts. Dort, wo Oslo liegen muß, suchen Scheinwerfer den Himmel ab, zieht Leuchtspurmunition bunte leuchtende Bahnen in die Nacht. Um uns herum ist es stockdunkel. Verteufelte Situation — so ohne jede Richtfeuer! Dazu stehen wir jetzt vor der Dröback-Engel Hier sank die „Blücher". Wochen ist es nun schon her.

Auf allen Brücken gespannteste Aufmerksamkeit! Angestrengt suchen die Augen die im Dunkel kaum wahrnehmbaren Fahrwassertonnen. Scharf wird der Vordermann im Auge behalten und genau in seinem Kielwasser gefahren. Freilich, vor dem Flottillenführerboot fährt niemand! Das muß seinen Weg allein finden. Verdammte Angelegenheit!

Endlich sind wir durch die Enge durch! Das Fahrwasser wird wieder breiter. In der Morgendämmerung wird in Oslo festgemacht.

Viele solche Geleitzüge haben wir gesichert Fast jeder erforderte eine besondere navigatorische Leistung! Im Frieden, wenn alle Leuchtfeuer brennen, wenn alle Tonnen ausliegen, alle Schiffe Lichter führen, muß die Seefahrt dagegen ein Spaziergang sein!

(Fortsetzung folgt.)



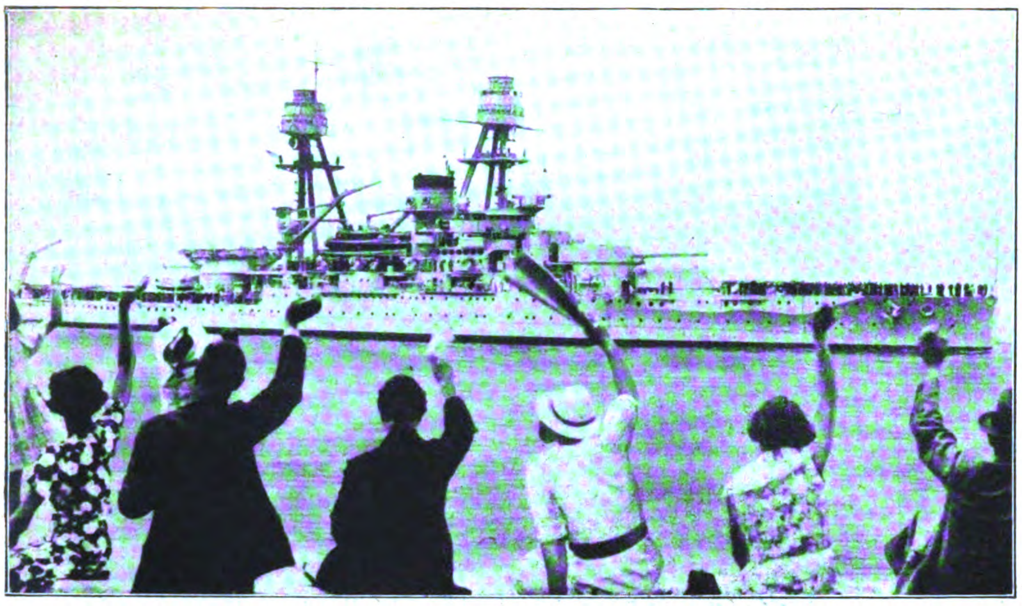
Die Mozart-Festwoche in Wien.
Reichsminister Dr. Goebbels im Gespräch mit Richard Strauß am Tage der festlichen Aufführung der „Zauberflöte" in der Wiener Staatsoper.
Aufn. Atlantic (Boesig)



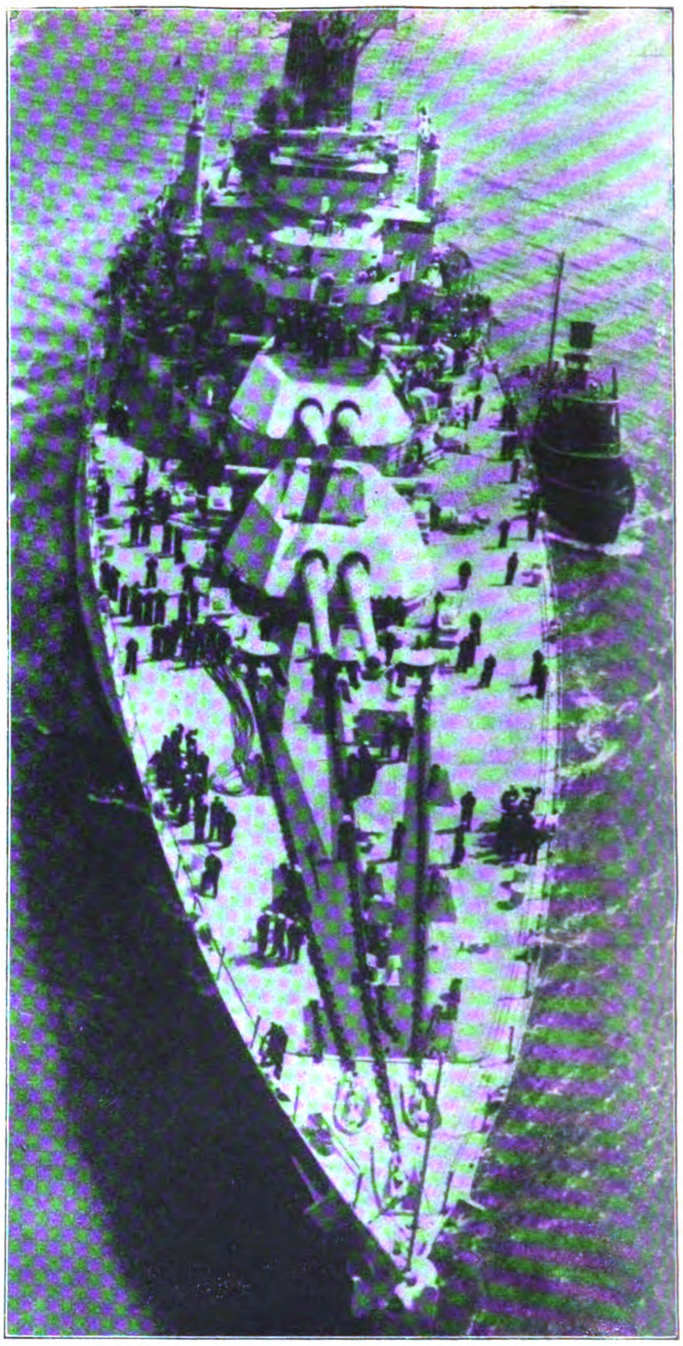
Der Stabschef besucht eine SA.-Siedlung.
Viktor Lutze begrüßt verwundete Kameraden, erkundigt sich eingehend nach dem Fortschritt der Genesung und läßt sich Kriegserlebnisse berichten.
Aufn. Herb. Ahrens.



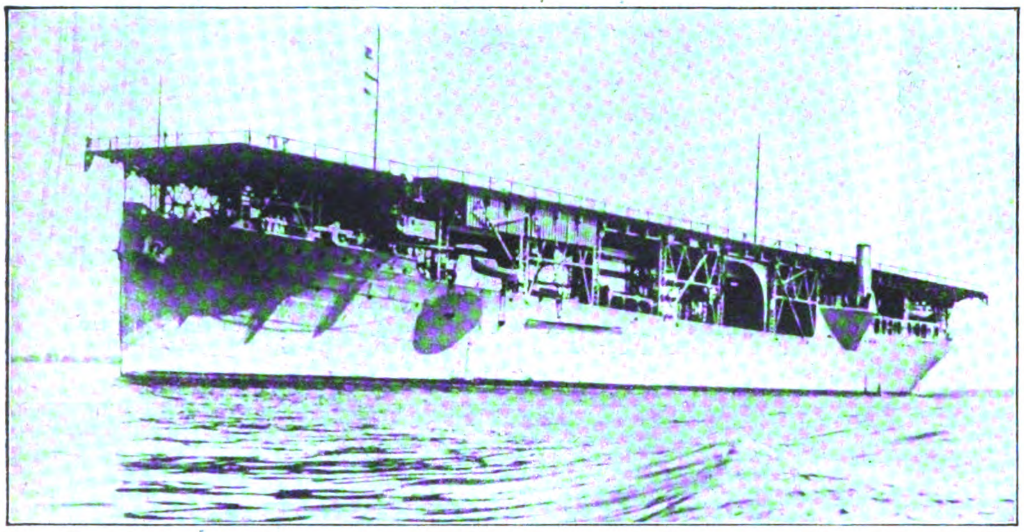
Vom WHW.-Spielzeugwettrüsten der Hitler-Jugend: Besuch in den Weihnachtswerkstätten.
Das WHW. in der Hauptstadt der Bewegung hat eine neue Überraschung: Hitler-Jugend und Mädel von „Glaube und Schönheit" waren in diesen Wochen an Drehbänken und Werkzeugmaschinen tätig, um Spielzeug für die Jüngsten zu schaffen. Unter fachkundiger Leitung eines Werkmeisters werden hier Holzeisenbahnen zusammengeleimt.
Aufn. I. Mantler.



Das amerikanische Schlachtschiff „Oklahoma",
das von der japanischen Luftwaffe in Pearl Harbour versenkt wurde. Die „Oklahoma" war 29 000 Tonnen groß und hatte 1361 Mann Besatzung.

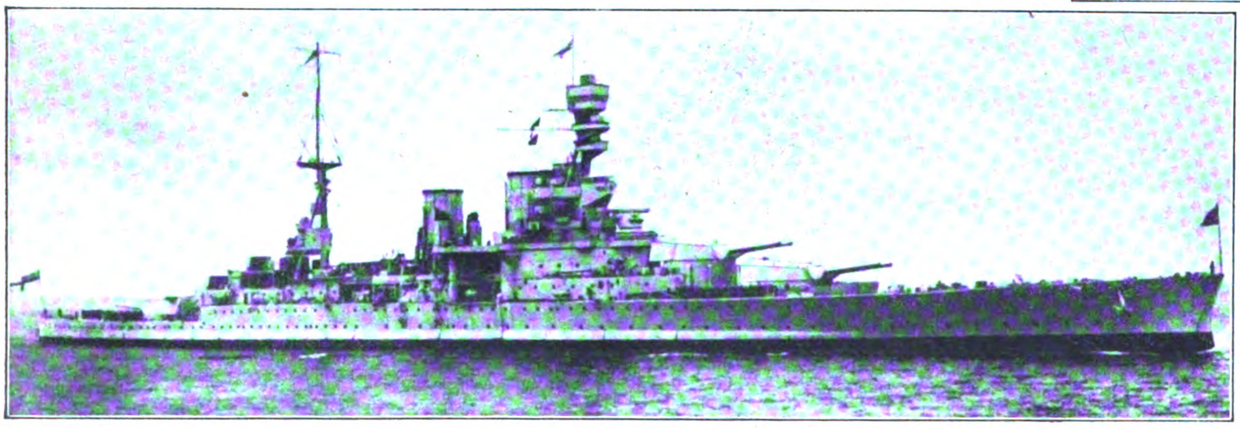


Die „West-Virginia" wurde mit der „Oklahoma" zusammen versenkt.
Die stärkste Waffe dieses amerikanischen Schlachtschiffes (31 800 Tonnen) waren acht 40,6-cm-Geschütze. Die Bemannung betrug 1407 Mann.

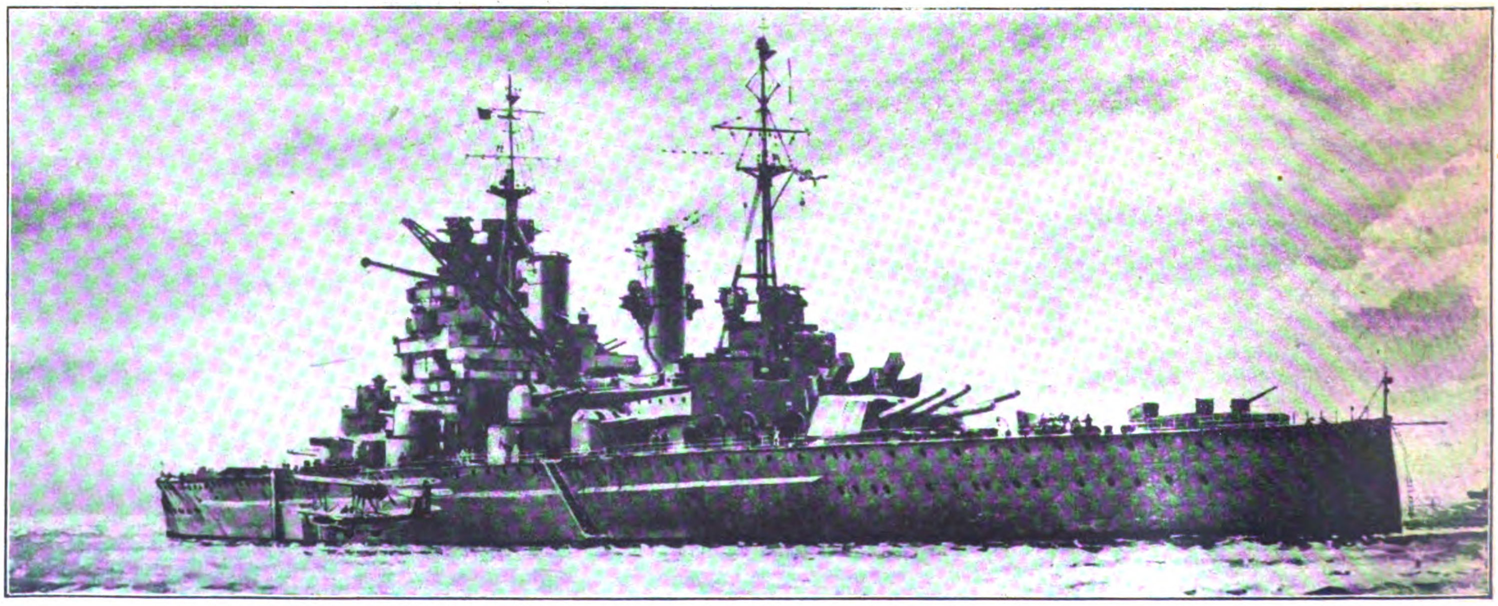


Das versenkte Flugzeugmutterschiff „Langley"
der amerikanischen Kriegsmarine hatte 11 050 Tonnen und 460 Mann Besatzung.

Der lähmende Schlag



Die „Repulse" (England: 32 000 Tonnen) war erst 24 Stunden in Singapur, als sie von der japanischen Luftwaffe versenkt wurde.



Churchills Stolz.
Das 35 000-Tonnen-Schlachtschiff „Prince of Wales" galt als modernstes Schlachtschiff Englands und als unversenkbar.

Aufnahmen: Wb. (2), PBZ. (2), Atl. (1).

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22, Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Copyright 1941 by Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22.
(A B C D E F G 16) Printed in Germany. Entered as second class matter. Post Office New York, N. Y.